

Wo

in Anſ

wi

nach

du

Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande; oder Sammlung aller Reisebeschreibungen,

welche bis itzo
in verschiedenen Sprachen von allen Völkern herausgegeben worden,
und einen vollständigen Begriff von der neuern Erdbeschreibung
und Geschichte machen;

Worinnen der wirkliche Zustand aller Nationen vorgestellet, und das
Merkwürdigste, Nützlichste und Wahrhaftigste
in Europa, Asia, Africa und America,
in Ansehung ihrer verschiedenen Reiche und Länder; deren Lage, Größe, Gränzen,
Eintheilungen, Himmelsgegenden, Erdreichs, Früchte, Thiere, Flüsse, Seen, Gebirge,
großen und kleinen Städte, Häfen, Gebäude, u. s. w.
wie auch der Sitten und Gebräuche der Einwohner, ihrer Religion, Regierungsart,
Künste und Wissenschaften, Handlung und Manufacturen,
enthalten ist;

Mit nöthigen Landkarten
nach den neuesten und richtigsten astronomischen Wahrnehmungen, und mancherley Abbildungen
der Städte, Küsten, Aussichten, Thiere, Gewächse, Kleidungen
und anderer dergleichen Merkwürdigkeiten, versehen;
durch eine Gesellschaft gelehrter Männer im Englischen zusammen getragen,
und aus demselben und dem Französischen ins Deutsche übersetzt.

Eilfter Band.

Leipzig, bey Arkstee und Merkus.
1753.

Jetten





nem j
einige
fang
einen
dieses
so wi
weite
werd
könn
den,
mit
ges



Vorbericht
des Herrn Prevost.



Ob gleich dieser Band die Ausführung meines letztern Versprechens enthält, und er keinen andern Eingang als die ordentlichen Einleitungen erfordert, die vor einem jeden Capitel stehen: so scheint es mir doch, nöthig zu seyn, hier einige allgemeine Anmerkungen über die Beschaffenheit und den Umfang meiner Arbeit zu machen. Wenn man sich erinnert, daß ich in einem andern Vorberichte, die Eintheilungen und Abwechselungen dieses Werkes mit den Umwegen in einem Walde verglichen habe: so wird man einsehen, wie sehr die Verwirrung zunehmen muß, je weiter man in dieses Labyrinth hinein geht, und je mehr der Wege werden. Denjenigen zur Marter, welche hinein gehen wollen, kömmt zuweilen noch die Dunkelheit zu der Ungewißheit. Bey dem Faden, um sich zu rechte zu finden, brauchet man noch eine Fackel, damit man um sich herum helle sehen könne. Man brauchet auch einiges Licht vorher wegen der Oerter, wo man sich mit Nutzen und Ver-

gnügen aufhalten kann. In einer Sammlung von Reisen endlich muß sich ein jeder Leser selbst für einen Reisenden ansehen, der nicht allein Führer durch die unbekannten Wege nöthig hat, sondern auch dienstfertige Vorläufer, die ihm eine angenehme Herberge bereiten, worinnen er sich vergnügt ausruhen kann.

Die englischen Verfasser, denen man in den ersten Bänden gefolget ist, hatten ihre Laufbahn nicht wohl gemessen. Sie wußten die Länge derselben entweder nicht, oder sie hatten auch nicht die Absicht, sich bey den vorgesetzten Gränzen aufzuhalten. Denn es ist gewiß, daß sie zu denen wenigen Bänden, die nicht mehr, als zehne von der Größe der meinigen werden sollten, einen Anlauf genommen, der sie zehnmal weiter würde geführet haben. Man würde sich über das Versehen haben trösten, und es als einen nützlichen Irrthum haben ansehen müssen, wenn nur alle Reisebeschreiber gleich gut verdieneten, gesammlet zu werden, so daß man nicht die Länge, und folglich auch das Geld für die Sammlung bedauren dürfte. Ich gestehe es aber frey, daß unter den Nachrichten in den ersten Bänden viele eine Stelle einnehmen, welche besser hätte können besetzet werden. Die Nationalliebe scheint die Verfasser dahin gerissen zu haben, daß sie auch die merkwürdigsten Schiffahrten der Ausländer vergessen.

Da sie nun ihr Unternehmen aufgegeben, und mir das Recht gelassen haben, ohne Eigennutz davon zu urtheilen, und meine eigenen Gedanken bey der Fortsetzung zu Rathe zu ziehen: so habe ich es anfänglich bedauert, daß ich mich an ihrem Entwurfe gleichsam gefesselt sah; und ich zeigte einige wesentliche Fehler darinnen an. Allein, da ich ihm so lange gefolget war: so war es viel zu spät, ihn zu verbessern.

sern. Indessen habe ich mir doch eine Pflicht daraus gemacht, ihre Auslassungen durch viele wichtige Nachrichten zu ergänzen. Ich habe mehr Verhältniß und Zusammenhang unter die Artikel gebracht, damit sie einander, wie in einem wohlgeordneten Gemälde, zu besserm Lichte und Schatten dieneten. Ich habe die unnützen Kleinigkeiten, die verdrießlichen Wiederholungen, und alles, was nach meiner Meynung nicht vergnügen und unterrichten konnte, weggelassen. Kurz, ich habe mich bemühet, so viel es bey einer ungleichen Materie, und wo man dem Entwurfe eines andern folgen mußte, möglich gewesen, dem Werke ein historischer Ansehen zu geben; das ist: es seinem Titel würdiger zu machen, wie ich es schon angemerket habe.

Ich habe die Gefahr einer übermäßigen Länge eben sowohl empfunden; und da ich alle Tage eine Menge Reisebeschreiber entdeckete, die den Engländern unbekannt gewesen waren, die ich aber nicht gänzlich von dieser Sammlung ausschließen durfte: so habe ich ein Mittel gesuchet, ihr Recht dazu etwas einzuschränken, ohne es ganz zu verwerfen. Ein wenig Nachdenken hat mich eins finden lassen, worüber ich mich freue. Dieß besteht darinnen, daß man sie nur nach dem Grade des ihnen gebührenden Vorzuges erscheinen läßt. Diese Regel, welche die Leser vieles Unnützen würde überhoben haben, bedarf nur erkläret zu werden, um Beyfall zu erhalten; und dieß habe ich mir vornehmlich in diesem Vorberichte vorgesetzet.

Man hat aus den beständigen Beyspielen erkennen müssen, daß alle Reisende nicht gleiche Hochachtung verdienen. Dieser Unterschied kömmt aber nicht allein von ihrer unterschiedenen Geschicklichkeit und Einsicht. Mich dünkt sogar, daß solcher in Ansehung dieses Werkes

nur bloß von der Gelegenheit, die einer gehabt hat oder es einem leicht gewesen, sich zu unterrichten, müsse genommen werden. Derjenige, der nur ein Land durchreiset, oder sich nicht lange darinnen aufgehalten hat, muß mit demjenigen in keinen Vergleich kommen, der sich durch einen langen Aufenthalt darinnen bekannt gemacht. Der Kaufmann, der sich nicht von dem Hafen entfernet, wohin ihn sein Handel geführet, der oftmals nicht aus seinem Schiffe oder dem Comtore seiner Nation gekommen, und folglich seine Nachrichten nur von dem Zeugnisse anderer empfängt, hat nicht das Recht, sich mit dem Neugierigen zu vergleichen, der sich selbst an alle die Oerter begeben, die er beschreibt, und der nur seinen eigenen Augen trauet. Ohne noch mehr anzuführen, schmeichele ich mir, man werde bloß auf diese Vorstellung die Partey billigen, die ich ergreife, alle diejenigen zu unterdrücken, die ich nur Unterreisebeschreiber nenne; das ist, diejenigen, deren Beobachtungen sich durch andere weit richtigere und weit vollständigere Beobachtungen gleichsam von selbst unterdrückt sehen. Man wird wenigstens begreifen, daß es sonst unmöglich sey, dieses Werk in gehörige Schranken zu fassen.

Damit ich indessen nicht beschuldiget werde, als hätte ich den ersten Entwurf gar verlassen, welcher alle Nachrichten von Reisen in sich fasset:

*) La Beulaie, Herbert, Hawkins, le Bruyn und viele andere haben die Staaten des Mogels nur obenhin berühret; und so sind auch ihre Anmerkungen. Herbert wird in den Landreisen, wegen der Beschreibung von Persien, mehr in Betrachtung kommen.

**) Man kann in der Vorrede des französischen Uebersetzers von Kämpfern, Herrn Naude, und in dem IX Bande der neuen Geschichte von Japon sehen, wie viel Nachrichten, Geschichte, Briefe und andere Erläuterungen man von diesem Lande bekannt gemacht hat. Man zählet darunter wenig Reisebeschreiber, welche eigentlich diesen Namen verdienen, und die meisten davon sind schon in den ersten Bänden dieses Werkes erschienen. Diejenigen, die

fasset: so finde ich ein anderes eben so natürliches und einfältiges Mittel, einen Theil zu unterdrücken, ohne sie auszuschließen. Dieses ist, daß ich sie in das alphabetische Verzeichniß bringe, welches ich versprochen habe: doch mit dem Unterschiede, daß diejenigen, die in dem Werke selbst mit Ehren erschienen sind, nur ihrem Namen nach angezeiget werden; dahingegen die andern mit einigen Anmerkungen über ihre Verfasser, und den Inhalt ihrer Nachrichten begleitet seyn sollen, damit man alles wisse, was zur Historie der Reise gehöret, und sie wenigstens von der Vergessenheit rette, womit sie bedrohet werden.

Diese Erklärung war vor dem gegenwärtigen Bande um so viel nöthiger, weil ich darinnen meine neue Regel schon ausgeübet habe. Ich habe mich, was Indostan *) und Japon **) betrifft, nur an diejenigen Reisebeschreiber gehalten, die am besten unterrichtet gewesen, und die sich um diese beyden berühmten Landschaften am sorgfältigsten bekümmert haben; und was Japon betrifft, vornehmlich an Kämpfern, der die vornehmsten Eigenschaften eines Reisebeschreibers zusammen besessen hat, und zur Vollkommenheit seines Werkes nichts weiter wünschen läßt, als eine bessere Gestalt desselben.

Es finden sich einzelne Reisebeschreibungen, die man aus dieser Ursache, ohne Absicht auf ihre Trockenheit und Schwere, erhalten muß.

es etwan bedauren möchten, daß man die merkwürdigen Gesandschaften der holländischen Compagnie an die japonischen Kaiser allhier nicht mit eingerücket hat, sollen wissen, daß sie durchaus übel berüchtiget sind. Man kann davon die Vorrede von Kämpfers Uebersetzer nachsehen. Der Pater Charlevoix setzet hinzu, es sey in dem Werke keine Ordnung; es sey voller Wiederholungen und Widersprüche, und man verstelle fast alles, was aus andern genommen worden; kurz man könne es zu nichts brauchen, als zu einigen geographischen Puncten. Hist. du Japon T. IX. a. d. 53 S.

muß. Dergleichen sind die, welche den Anfang der Reisen durch Südwest machen. Ich habe aber gesorget, sie durch verschiedene Beschreibungen, die ihnen zur Abwechselung dienen, und durch den Artikel von Japon zu erheben, wovon ich mir kühnlich allen Beyfall verspreche. Die Folge dieser Reisen muß mehr Annehmlichkeit hoffen lassen, wenn ich melde, daß solche die Nachrichten vom Drake, Narborough, Fresier, Anson und anderen, nebst ihren Karten und allem, was zur Erläuterung der Fahrt nach Ostindien dienen kann, enthalten wird.

Wir dürfen nicht schliessen, ohne unsern Lesern wegen der Erläuterungen Glück zu wünschen, die ihnen Herr de Lisle bey der Beschreibung von Japon in einer schönen Karte verschaffet hat, welche die neuen Entdeckungen gegen Norden des Südmeeres enthält.

Um auch den geringsten Vorwürfen vorzubeugen, müssen wir noch hinzusetzen, daß, wenn wir uns in dem Abschnitte, welcher die Religion dieses Landes betrifft, der Wörter, Hierarchie, Geistlichkeit, Prälaten, Klöster u. d. g. bedienet haben, wir eine bessere Bedeutung und Anwendung derselben wissen, für welche wir alle gehörige Ehrerbiethung haben. Allein, das ist die einmal angenommene Sprache, für welche man nicht leicht andere Wörter finden würde; und sie ist schon durch das Beyspiel frommer Schriftsteller bestätiget.



Ver-

Verzeichniß

der in diesem XI Bande enthaltenen Reisen und Beschreibungen.

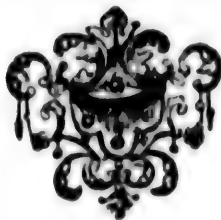
Fortsetzung des II Buches.

Reisen der Franzosen und anderer nach Ostindien.

Der



Verzeichniß
der Karten und Kupfer,
nebst einer Anweisung für den Buchbinder, wo er solche hinbringen soll.



Fort-

bringen soll.

Fort.





Længe von dem
PERSIEN
KABUL
Kabul
KLEIN TIBET
Eskerdon
Latac
Candahar
Ganga
CANDAHAR
Attok
NAGRAKUT
Nagrakut
Jemba
JEMBA
Dergasp
Rokhage
ARROKHAGE
Vashend
Lahaur
Jengapur
JENGAPUR
THURAN
MULTAN
Kelve
Kandabil
Batnur
BANDO
Jesselmure
JESSELMIRE
Haur
Remajil
Tatta
Mansora
Nagar
Wendezirkel des Krebses
MEERBUSEN VON SINDI
DEM INDUS
MAASS STAB
Cambaya
Goga
Surata
Daman
Godah
Seronge
Narvar
Mandou
Brampur

N°. 1.

KARTE VON INDOSTAN

Nach den neuesten Karten welche mit den Nachrichten und Geographischen Beschreibungen in der allgemeinen Historie der Reisen verglichen worden.

I. Blatt.

Von M. Bellin Ing. de la Marine. 1752.

Længe von dem Eylande Ferro

92 93 94 95 96 97 98 99 100 101 102 103 104 105 106 107 108 109

36 35 34 33 32 31 30 29 28 27 26 25 24 23 22 21 20

KLEIN TIBET

Eskerdon

Latac

Ganga

TIBET

Jemba

JEMBA

Jengapur

JENGAPUR

Giti

Serhend

DEHLI

Dehli

COMAO

PITAN

GOR

Gehanabad

BAKAR

KANDUANA

DOAB

Sambal

JESUAT

MEOUAT

UDESSA

PATNA

GWALIOR

Narvar

NARVAR

Gehud

Godah

Seronge

Ragimohal

Rantipur

Rotas

BENGALA

Mandoa

BERAR

Dieses Innere ist nicht bekannt

Der Lauf dieses Flusses ist unbekannt

Ramana

Balasor

Catak

Ganga fl.

Chelidan

Dacca

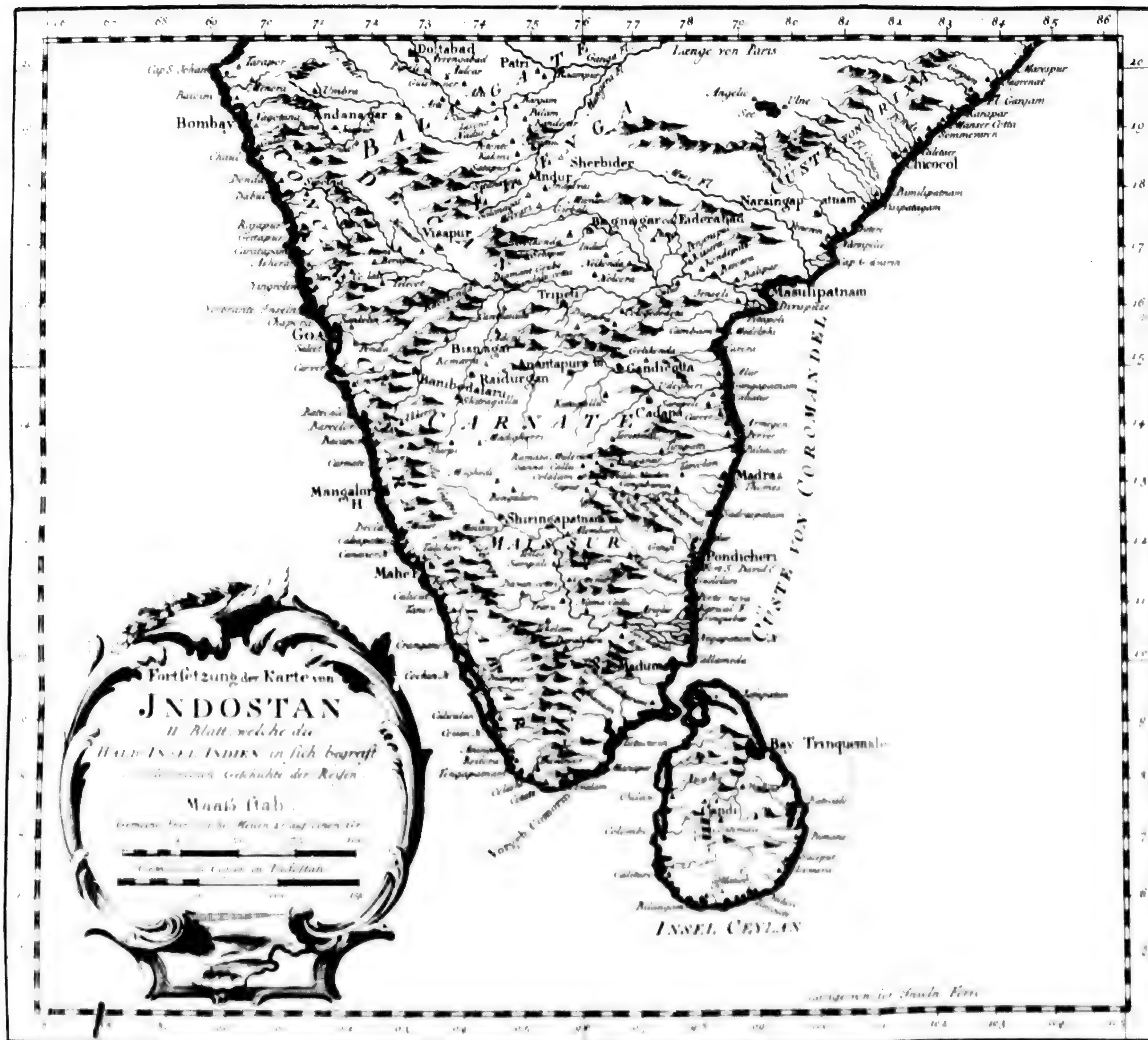
Chandernagor

73 74 75 76 77 78 79 80 81 82 83 84 85 86 87

20
19
18
17
16
15
14
13
9
8
7
6
5

N° 2.


Fortsetzung der Karte von
JNDOSTAN
II. Blatt, welche die
Halb-Insel Indien in sich begreift
Zur allgemeinen Geschichte der Reisen
Maasstab.
Bombay
GOA
Mangalor
Chicocol
Ganjam
Tarapor
Cap S. Johan
Bacein
Chaul
Dabul
Rajapur
Vingrela
Verbrannte Inseln
Chapora
Umbra
Andara
Vagotana
Carnate
Visapatnam
Bimilipatnam
Manser Cotta
Sommeneren
Karapur
Agrenat
Narespur
ORIXA


N° 2.
Fortſetzung der Karte von
JNDOSTAN
II Blatt, welche die
in ſich begreift
Maaſs ſtab
Længe von Paris
Doltabad
Patri
Bombay
Andanagar
Sherbider
Indur
Visapur
Bagnagar
Naraingapatnam
Chicocol
Ganjam
Masulipatnam
Tripeti
Bisnagar
Anantapur
Gandicotta
Raidurgan
Cadapa
CARNATE
GOA
Madras
Mangalor
Shiringapatnam
Pondicheri
Mahe
Madure
Bay Trinquemale
INSEL CEYLAN
CUSTE VON COROMANDEL
CUSTE ORIXA



Re

Ursache
Seine
Mog
ralia.



bet, u
gelassen

All



Fortsetzung des II Buches.

Reisen der Franzosen und anderer nach Ostindien.

Rhoe. 1615.

Das XXII Capitel.

Reise des Thomas Rhoe nach Indostan.

Der I Abschnitt.

Rhoes Reise nach dem mogolischen Hofe.

Ursache seiner Reise. Ankunft desselben zu Suratte. Seine Reise nach Brampur. Baterpor. Des Mogols Zeughaus. Verdruß des Rhoe zu Serrâlia. Er wartet dem dritten Sohne des Mogols auf. Kühnheit des englischen Bothschafters; wie sie abläuft. Der Prinz berauschet sich in der Engländer Weine. Schloß Mandoa. Ueberbleibsel von Chitor.



Dieser geschickte und vernünftige Reisende wurde im 1615ten Jahre zwar mit dem Titel eines königlich engländischen Bothschafters, aber auf Kosten der ostindischen Gesellschaft, deren Handlung damals schon sehr blühete, in die mogolischen Lande geschicket. Weil seine Reise nichts anders als den Vortheil der Gesellschaft zur Absicht hatte: so waren seine Nachrichten mit allerley dahin abzielenden und wichtigen Untersuchungen angefüllet, welche Purchas a) seiner Sammlung einverleibet, und sie die Geheimnisse der besagten Handlung benennet hatte: sie mußten aber weggelassen werden, und zwar aus eben der Ursache, aus welcher die holländische Gesellschaft ihre

Ursache seiner Reise.

a) Thevenot hat sie in der seinigen beygebracht.

Rhoe. 1615.

ihre Geschäffte im mogolischen Gebiethe mit einem tiefen Stillschweigen verdecket. Unterdessen bleibt das Tagebuch des Rhoe, dieser Verstümmelung ungeachtet, dennoch schätzbar, nicht nur weil sein Verfasser viele Ueberlegung und eine reife Beurtheilungskraft darinnen äußert; sondern auch, weil er eine Menge nützlicher Erzählungen einschaltet, daraus man die damalige Beschaffenheit des mogolischen Hofes kennen lernet.

Ankunft des Rhoe zu Suratta.

Seine Reise nach Brampur.

Als die engländische Flotte, worauf Rhoe fuhr, den 16ten des Herbstmonats im suratischen Hafen Anker geworfen hatte: so blieb er nicht länger in besagter Stadt, als bis der Hauptmann Harris, der ihn begleiten mußte, die hundert Büchsenschützen, daraus die Bedeckung bestehen sollte, zusammen gebracht hatte. Hierauf machte man sich auf den Weg. Von Surate bis Brampur *b*), betrug selbiger, nach des Verfassers Rechnung zwey hundert und drey und zwanzig Meilen ostwärts: allein von diesem ganzen Striche bringt er sehr wenig bey. Das Land, saget er, ist arm und schlecht bewohnet. Alle in dieser Gegend befindliche Städte und Dörfer sind nur von Erde gebauet. Doch kam er zwo Meilen hinter Brampur in ein Dorf, Namens Baterpor, welches seine Neugierigkeit auf eine angenehmere Weise vergnügen konnte. Denn hier war das Zeughaus des Mogols. Er sah metallene Stücke für Kugeln von allerley Größe daselbst; nur waren sie überhaupt zu kurz und zu dünne.

Baterpor, Zeughaus des Mogols.

An diesem Orte kam ihm der Kutual oder Policeymeister entgegen. Er hatte ein großes Gefolge bey sich, und ließ sechzehn Fahnen vor sich hertragen. Er begleitete ihn bis nach Serralia, wo er eine Wohnung für ihn bestellet hatte. Aber Rhoe verwunderte sich nicht wenig, als alle seine mogolischen Geleitsleute bey dem Stadtthore auf einmal unsichtbar wurden, er selbst aber keine andere Wohnung für sich fand, als vier Zimmer oder eigentlich vier dermaßen niedrige Backofen, daß man mit genauer Noth aufgerichtet darinnen stehen konnte. Ein solcher Aufenthalt fiel ihm dermaßen zuwider, daß er sein eigenes Reisegeräthe zu Hülfe nahm, seine Zelte auf freyem Felde aufschlagen, und sich bey dem Kutual über diese Bewirthung heftig beschweren ließ; ja er drohete sogar, ohne Verzug wieder umzukehren. Besagter Beamte kam hierauf in Person zu ihm, und bath ihn unter vielen Entschuldigungen, bis auf den andern Tag Geduld zu tragen. Der Sultan Pervis, des Kaisers Jehan Guir, dritter Sohn, hatte als Oberstatthalter seines Vaters, seinen Sitz in dieser Stadt, und die besten Wohnungen waren seiner Hofstaat eingeräumet worden. Ueberdieses hatte des Mogols Feldherr, Namens Chamcanna, der mächtigste Unterthan im ganzen Reiche, und welcher es in desselbigen Namen mit vollkommener Gewalt regierete, allezeit vier tausend Reuter bey sich.

Verdruß des Rhoe zu Serralia.

Den 18ten des Weinmonates ließ sich Rhoe in des Prinzen Pallast führen, nicht nur um dem eingeführten Gebrauche dieses Hofes nachzuleben, sondern hauptsächlich auch um zu sehen, ob er nicht vermittelst einiger Geschenke die Erlaubniß zu Errichtung eines Kaufhauses an diesem Orte erhalten könne. Er wußte aus eigener Erfahrung, daß man die Säbelklingen bey den mogolischen Völkern theuer verkaufen könnte. Als er zum Gehöre kam: so fand er hundert Reuter in zwo Reihen am Eingange des Pallastes stehen, und auf den Prinzen warten. Der Prinz selbst war im zweyten Hofe unter einem Thronhimmel, auf einem kostbaren Teppich, und sehr prächtig, aber auf eine seltsame Weise, geschmücket.

Er wartet dem dritten Sohne des Mogols auf.

Als

b) In den folgenden Reisen, und in der Beschreibung des Landes, wird man eine genauere Nachricht von allen diesen Straßen finden.

c) Ebendas. a. d. 8 S.

d) A. d. 9 S.

Rhoe. 1615.

Als Rhoe sich durch das Volk drang, und auf ihn zugieng, hielt ihn ein Officier zurück, und hieß ihm, den Kopf bis zur Erde neigen. Allein, er gab zur Antwort: sein Stand überhübe ihn dieser knechtischen Ehrenbezeugung; damit rückete er weiter fort bis an das Geländer, und machte eine tiefe Verbeugung, welche der Prinz mit einer Neigung des Leibes erwiederte. Nachgehends trat er ohne Bedenken in den Platz innerhalb des Geländers hinein, wo er die vornehmsten Herren aus der Stadt nicht anders, als lauter Leibeigene, auf der Erde liegen fand. Weil er nun nicht wußte, wo er sich hinstellen sollte: so trat er gerade vor den Thron. Ein Secretär, welcher auf den Stufen der zweyten Bühne saß, fragte ihn: was er verlangete? „Ich antwortete, saget Rhoe: der König von England „habe mich als seinen Bothschafter an den Kaiser abgesendet; da ich nun in diese Stadt „gekommen sey, worinnen der Prinz seinen Sitz aufgeschlagen habe, so hätte ich es für „meine Schuldigkeit erachtet, ihm aufzuwarten. Hierauf wandte sich der Prinz selbst zu „mir, und sagte: es sey ihm sehr lieb, mich zu sehen. Er fragte mich um verschiedene Um„stände, den König, meinen Herrn, betreffend, und hörete meine Antwort mit Lust an. Weil „ich aber bisher immer unten an den Stufen gestanden war, so bath ich um Erlaubniß, daß „ich hinaufsteigen, und besser in der Nähe mit ihm reden dürfte. Allein, er gab mir in „eigener Person zur Antwort: was ich verlangete, würde er nicht einmal dem Könige von „Persien noch dem Großtürken verwilligen. Ich versetzete hierauf: meine Bitte verdienete „Entschuldigung; denn ich hätte vermeynet, bey dem Besuche so großer Monarchen wür„de er sich vielleicht bis an die Thüre bemühen; und übrigens verlangete ich keine andere „Aufnahme, als die er ihren Bothschaftern angedeihen lassen würde. Er versicherte mich „hierauf, er thue dieses wirklich, werde mich auch in allen und jeden Fällen eben also halten. „Ich bath wenigstens um einen Stuhl. Man antwortete aber, es sey niemals einige Per„son an diesem Orte gesessen, doch sollte mir zur besondern Gnade erlaubet seyn, mich an ei„ne mit Silberbleche beschlagene Säule, welche den Himmel trug, zu lehnen. Ich verlang„te sodann die Erlaubniß, ein Waarenlager in dieser Stadt anzurichten, und Factore zu se„tzen. Ich bekam sie auch, ja der Prinz befahl, den Gnadenbrief zur Stunde auszufertigen c).

Kühnheit des engländischen Bothschafters

Wie sie abläuft.

Rhoe hatte unter mancherley andern Geschenken, auch einen gefülleten Flaschenkeller überreichet. Kaum hatte ihn der Prinz, so ließ er einige Flaschen öffnen, und sich den Wein so wohl schmecken, daß er einen dichten Rausch davon trug. Der Bothschafter war unterdessen abgetreten, und wartete auf die Ausfertigung des Gnadenbriefes: allein, er mußte gar bald eine Entschuldigung vernehmen, mit angehängter Bitte, die Vollendung dieses Geschäfftes bis auf den folgenden Tag zu verschieben. Er gieng also nach seiner Wohnung zurück, wo er ein Fieber bekam, das ihn länger als sechs Wochen an diesem Orte aufhielt.

Der Prinz berauschet sich in der Engländer Weine.

Als er etwas besser wurde, empfing er die versprochene Begünstigung, verließ Seralia, und übernachtete den 6ten des Christmonats in einem Walde, nicht weit von dem berufenen Schlosse Mandoa. Es liegt diese Festung auf einem sehr steilen Berge, und der Umfang ihrer Mauer beträgt nicht weniger als sieben Meilen. Sie ist schön und erstaunlich groß d). Den 7ten hatte Rhoe das unvermuthete Vergnügen, den Eduard Terry, einen Factor seiner Nation, zu sehen e), als welcher ihm nebst noch einem andern Englän-

Schloß Mandoa.

e) Ein Engländer, dessen Reisebeschreibung Purchas gleichfalls herausgegeben hat: Sie enthält aber sonst nichts, als Anmerkungen über die Lebensart und Landesgebräuche, die ihre Stelle in der Beschreibung von Indostan finden werden.

Rhoe. 1615. Engländer, Namens Coriat, entgegen kam. Letzterer ist deswegen berühmt, weil er das Herz hatte, die Reise aus England bis nach Indien zu Fuße zu verrichten. Fünf Cossen weiter, zeigte man ihm auf einem Berge die alte Stadt Chitor, deren Größe noch aus dem Schutte hervor leuchtet. Man sieht noch Ueberbleibsel prächtiger Tempel, vieler schönen Thürme, einer großen Anzahl Säulen, und einer unendlichen Menge Häuser: aber es wohnet keine lebendige Seele darinnen. Rhoe sah mit Erstaunen, daß man nur an einem einzigen Orte hinauf kommen konnte, und daß auch dieser einzige Weg ungemein gähe war. Man geht durch vier auf dem Abschusse des Berges stehende Thore, ehe man in die Stadt gelanget, welche sehr prächtig ist. Der Gipfel des Berges hat nicht unter acht Cossen im Umkreise, und gegen Südwest steht noch ein altes Schloß in ziemlich gutem Wesen. Es liegt diese Stadt in dem Gebiethe des Fürstens Ranna, welcher sich dem Mogol seit kurzem unterworfen, oder vielmehr Geld von ihm genommen, und sich dafür den Titel seines Lehnmannes gegeben hat. Des itzigen Mogols Vater, Ekbar, machte diese Eroberung f). Ranna stammete in gerader Linie von dem berühmten Porus ab, den der große Alexander besiegete. Rhoe glaubet, die Stadt Chitor sey ehedem der eigentliche Sitz des Porus gewesen, ungeachtet Dehly, welches viel weiter gegen Norden liegt, die Hauptstadt seiner Lande vorgestellet habe. Dehly selbst ist vorito bloß wegen seiner Schutthaufen berühmt. Nicht weit von der Stadt, sieht man eine vom Alexander aufgerichtete Säule mit einer langen Aufschrift. Der itzt regierende Mogol, und seine vom Tamerlan herstammenden Vorfahren hatten alle diese alten Städte zerstöret, und verbothen, sie wieder aufzubauen, vermuthlich in der Absicht, das Angedenken von allem, was größer und älter ist, als die Macht ihres Geschlechtes, zu vernichten g).

Ueberbleibsel von Chitor.

Der II Abschnitt.

Rhoes Gehör bey dem großen Mogol.

Azmire. Rhoe kömmt nach Hofe. Gewöhnliche Gebräuche daselbst. Erstes Gehör bey dem Mogol. Prinz Coronn, zweyter Sohn des Mogols. Landhaus des Mogols. Fest Nurur. Beschreibung des Thrones. Gehör im Gusalkan. Prinz Coronn wird den Engländern feind. Begebenheit eines jungen Engländers. Engländer müssen viel leiden. Zwistigkeit zwischen den beyden mogolischen Prinzen. Grausamer Befehl. Geschicklichkeit der mohrischen Soldaten im Scheibenschießen. Rhoe kömmt wieder zu Gnaden. Hoffräulein wird mit einem Verschnittenen erwischt. Den Engländern wird ein Haus zugestanden. Wettstreit zwischen dem Mogol und Rhoe wegen der Malerey. Der Mogol beschenket Rhoe mit seinem Bildnisse. Gemüthsart des Gemaldin-Ussan. Er hat eine Geschichte geschrieben, führet den Rhoe in ein königliches Lustschloß, behält ihn zu Gaste; will einen Hofjunker an den König von England schicken. Abendmahlzeit, die er Rhoen giebt. Der Kaiser schenkt ihm sein Bildniß auf einem Goldstücke. Ein Olifan. Der Hof zieht in das Schloß Mandoa. Geburtstag des Kaisers. Aufzug der Elephanten. Rhoe wird des Nachts gerufen. Der Kaiser trinkt ihm zu; verehret ihm einen Becher. Der Kaiser und seine Gäste berauschen sich. Falschheit der mogolischen Hofleute. Die Engländer unterwerfen sich dem Willen des Prinzen.

1616. Azmire. Den 23sten kam Rhoe glücklich nach Azmur, bis dahin man von Brampur zwey hundert und neun Cossen, das ist vier hundert und achtzehn engländische Meilen rechnet, und den 10ten Jänner hielt er seinen Einzug in diese kaiserliche Stadt.

Aus

f) R. d. o C.

g) Ebendaselbst.

h) Im Bernier findet man die Benennungen Durbal, Jarneo und Gusalkan nicht. Jedwede Nation nennet eine Sache anders.

Rhoe. 1616.

Rhoe kömmt nach Hofe.

Aus heftiger Begierde, dem Befehle der Gesellschaft ein Genüge zu leisten, begab er sich gleich des folgenden Tages auf den **Durbal**, das ist an den Ort, wo der **Mogol** Gehör ertheilete, und die Befehle zu Regierung seiner Länder ausstellete. Der Eingang in die Gemächer des Pallastes stund bloß den Verschnittenen offen, und die innere Leibwache bestund aus Weibespersonen, die mit allerley Gattungen von Gewehr behangen waren. Alle Morgen erschien der Monarch an einem gegen Osten stehenden Fenster, woraus man den Hauptplatz übersehen konnte. Auf diesem Platze nun versammelte sich das Volk, um ihn zu sehen. Zu Mittage fand er sich abermal daselbst ein, und hielt sich öfters ziemlich lange auf, um das Elephantengefechte, und den Thierkampf anzusehen. Unter ihm stunden die Vornehmen des Hofes, auf einem Gerüste. Nach diesem Zeitvertreibe begab er sich in die Gemächer seines Frauenzimmers, erschien aber des Abends um acht Uhr noch einmal, entweder auf dem **Durbal** oder auf dem **Jarneo**. Hernach speisete er. Nach der Mahlzeit kam er in den **Gouzalkan** *b)* herab, das ist in einen großen Hof, in dessen Mitte er sich einen Thron von Werkstücken hatte aufrichten lassen, und worauf er sich setzete, wiewohl er zuweilen einen neben dem Throne hingestelleten bloßen Stuhl dafür wählete. In diesen Hof durfte niemand kommen, als die vornehmsten Herren des Reiches, und auch sodann nur, wenn man sie ausdrücklich rufen ließ. Von Staatsgeschäfften wurde hier nichts geredet, weil man sie auf dem **Durbal** oder **Jarneo** abhandelte. Die allerwichtigsten Entschließungen wurden in jedermanns Gegenwart nicht nur gefasset, sondern auch eingeschrieben. Für ein Kopfstück konnte jedweder das Register zu sehen bekommen. Daher waren auch dem gemeinen Manne die Staatsgeschäffte eben so gut bekannt, als den Räthen, und es hatte jedermann das Recht, sein Urtheil darüber zu fällen. Man hielt dermaßen genau über dieser Einrichtung und Regierungsform, daß der Kayser es niemals versäumete, zur bestimmten Stunde an den Orten, da er sich zeigen sollte, zu erscheinen; er wäre denn krank oder besoffen gewesen, und in diesem Falle benachrichtigte er das Publicum davon. Zwar waren alle seine Unterthanen weiter nichts, als bloße Leibeigene: Nichts destoweniger hatte er sich selbst diese Gesetze dermaßen feyerlich auferleget, daß der gemeine Mann einen Aufstand erreget haben würde, wenn ihm der Monarch seine Gegenwart nur einen einzigen Tag entzogen hätte, ohne zu sagen, warum *i)*? Diese Erläuterungen hat der Verfasser deswegen zum Voraus gegeben, weil sie zu besserer Verständlichkeit seiner folgenden Erzählung dienen.

Gewöhnliche Gebräuche daselbst.

Erstes Gehör bey dem Mogol.

Er wurde demnach auf den **Durbal** geführet. Bey dem Eingange des ersten Geländers, kamen ihm zween Officier entgegen, und empfingen ihn. Er hatte verlanget, man möchte ihm erlauben, daß er seine Ehrerbiethigkeit das erstemal nach seiner eigenen Landesart bezeigen dürfte, und diese Gunst war ihm versprochen worden. Als er in das erste Geländer trat, machte er eine Verbeugung; in dem zweyten abermals eine, und als er unten vor dem Kayser stund, die dritte. Die Bothschafter, die Großen des Reiches und vornehmen Ausländer durften in den Bezirk eines gleich unter ihm befindlichen Geländers kommen, dessen Boden etwas über die Erde erhoben war. Der ganze Bezirk war mit großen Sammetstücken behangen, auch der Fußboden mit kostbaren Teppichen beleget. Personen von mittelmäßigem Stande waren innerhalb des zweyten Geländers. Das gemeine Volk kömmt niemals in diesen Hof, sondern bleibt in einem etwas niedrigern, der

i) A. d. 10 S. Dieser Hofgebrauch wurde dermaßen weit getrieben, daß der Mogol auf den Fall einer Krankheit oder andern Nothwendigkeit die Thüren seines Pallastes öffnen, und sich einigen

Rhoe. 1616.

aber dennoch also liegt, daß jedermann den Kaiser sehen kann. Es hat dieser Ort viele Aehnlichkeit mit dem allgemeinen Anblicke eines Schauplatzes, wenn man sich vorstellet, die vornehmsten Herren stünden gleichwie die spielenden Personen auf der Bühne, der gemeine Mann aber auf ebener Erde, oder auf dem Parterre *k*).

Der Kaiser kam dem Dollmetscher der Engländer zuvor. Er freuete sich über des Rhoe glückliche Reise, und legte in der ganzen übrigen Rede dem Könige von England den Titel seines Bruders und Bundesgenossen bey. Rhoe übergab sein Schreiben in die Landessprache übersetzet; sodann seine Vollmacht, welche sorgfältig untersuchet wurde; und endlich seine Geschenke, welche dem Monarchen sehr wohl zu gefallen schienen. Er fragte den Rhoe verschiedenes, und erkundigte sich nach seiner Gesundheit, welche noch nicht gänzlich wieder hergestellet war. Ja er both ihm seine Aerzte an, und rieth ihm, sich so lange inne zu halten, bis er seine Kräfte wieder völlig erlanget hätte. Noch niemals hatte er einem Bothschafter dermaßen gnädig begegnet, auch die aus Türkey und Persien nicht ausgenommen *l*).

Prinz Coronn, zweyter Sohn des Mogols.

Weil Rhoe erfuhr, der Sultan Coronn, des Kaisers zweyter Sohn, sey Unterkönig von Surate, folglich den Engländern an seiner Gewogenheit nicht wenig gelegen, so ließ er um Gehör bey ihm ansuchen, obgleich das gemeine Gerücht ihn für einen Christenfeind ausgab. Er mußte auf die Ehre, denselbigen zu sprechen, bis den 22sten warten. Als er aber dem Pallaste sich näherte, so empfing ihn ein vornehmer Officier, und führete ihn in ein inneres Gemach, das noch keinem Ausländer eröffnet worden war. Unterdessen nun, da er mit seinem Wegweiser im Gespräche begriffen war, kam der Prinz hinein, ohne vorher etwas melden zu lassen, und machte sich eine Lust daraus, ihn dergestalt zu überfallen. Er ließ viele Gewogenheit und Bereitschaft zu Erzeigung aller Gefälligkeiten gegen den Rhoe blicken, ja es wurde diese Neigung durch einige Geschenke dermaßen vermehret, daß er versprach, die Engländer wegen aller in seiner suratischen Herrschaft empfangenen Unbilligkeiten klaglos zu stellen. Als auch Rhoe nach einigen Tagen abermals auf dem Durbal erschien, empfing er aus des Kaisers eigenem Munde eben dergleichen trostvolle Versicherungen. Sobald ihn der Monarch von weitem erblickete, winkete er ihm mit der Hand, er habe nicht nöthig, erst um Gehör zu bitten, sondern könne frey herbey kommen. Er gab ihm die Oberstelle über alle innerhalb des Geländers anwesende Herren, welches eine dermaßen sonderbare Ehre war, daß Rhoe sich gemüßiget hielt, den Besitz derselbigen sorgfältig zu behaupten *m*).

Landhaus des Mogols.

Den 1sten des Hornungs lud man ihn ein, ein gewisses Lustschloß, welches Asaph Kan dem Kaiser verehret hatte, zu besehen. Es liegt zwo Meilen von Asmir zwischen zween sehr hohen Felsen, die es dergestalt gegen die Stralen der Sonne verdecken, daß man kaum eine Stelle findet, wo man sie erblicken kann. An einigen Orten ist sowohl der Grund, als die Mauer in den Felsen gehauen; das übrige besteht aus Bruchsteinen. Es ist ein kleiner Garten dabey, welcher fünf Springwasser, und zween große Teiche hat, davon einer dreyßig

gen unter seinen Unterthanen zeigen mußte, damit die andern zufrieden wären. Ebendas. Es scheint, Durbal sey der Name eines Hofes, und Jarneo eines Platzes, wo sich der König sehen läßt. Dennoch sind es zween verschiedene Orte.

k) A. d. 10 S.

l) Ebendaselbst.

m) A. d. 11 S. Man hatte den engländischen Factoren zu Surate, Amadabat, und anderswo sehr übel begegnet.

Rhoe. 1616.

dreyßig Stuffen höher liegt, als der andere. Der Weg zu diesem Hause ist so schmahl, daß nicht mehr als zwo Personen neben einander darauf gehen können. Nebst dem ist er auch uneben und steinicht. Mit einem Worte, dieses Schloß ist ein vollkommen einsamer und sicherer Ort, wo man keine andere Gesellschaft findet, als wilde Pfauen, Turteltauben und allerley Vögel, absonderlich aber Affen, die auf allen Seiten auf den Spitzen der Felsen herum hüpfen n).

Fest Nuruz.

Mit dem Abend des 2ten März nahm das Fest Nuruz o) seinen Anfang, an welchem die Mogolen gleich den Persianern, den Anfang ihres neuen Jahres begehen. Es wird gemeiniglich im Neumonde gefeyert. Man hatte auf dem Durbal einen vier Schuh erhabenen Thron aufgerichtet. Der Raum zwischen diesem Throne und dem Orte, daher der Kaiser kommen sollte, war eine Bühne sechs und funfzig Schuhe lang, und drey und vierzig breit, auf beyden Seiten mit einem Geländer eingefasset, auch mit goldenen und seidenen Zeugen bedecket, die von großen mit eben dergleichen Zeuge überzogenen Rohren unterstützet wurden. Zu Ende dieses Raumes hatte man die Bildnisse des Königes von England, der Königinn, der Prinzeßinn Elisabeth, der Gräfinnen von Sommerset und Salisbury und einer gewissen Bürgersfrau in London aufgestellet. Tiefer unten, hieng des Thomas Smith, Befehlshabers der ostindischen Gesellschaft, seines. Die Bühne war mit sehr breiten persischen Teppichen beleget. In diesem Platze befanden sich die Vornehmen, mit Ausnahme einer geringen Anzahl, die eine andere gleichfalls mit einem Geländer umfassete Stelle, dem Throne gleich gegen über, inne hatten, damit sie den Befehlen Seiner Majestät desto näher seyn möchten: und in diesen zweyten Bezirk hatte man allerley kostbare Seltenheiten, unter andern auch ein silbernes Haus gestellet. Zur Linken in eben diesem Hofe, stund des Prinzen und des Sultans Corron Gezelt, und zwar gleich dem kaiserlichen Throne auf Säulen mit Silberbleche beschlagen. Die Gestalt des besagten Thrones war viereckigt. Die vier Pfeiler trugen einen Himmel von Goldstücke, an dessen Fransen oder Crepinen ächte Perlen angereihet waren. Von einer Weite zur andern hingen Granatäpfel, Birnen, Aepfel und andere Früchte von dichtem Golde. Der Kaiser saß auf Küssen mit Perlen und Edelgesteinen gesticket. Die vornehmsten Herren hatten ihre Zelte nach der Länge des Hofes aufgeschlagen, einige von Taffend, andere von Dammaste, noch andere, aber wenige, von Goldstücke. Gemeiniglich legen sie in diesen Zelten alle ihre Kostbarkeiten zur Schau, und vorzeiten gieng der Kaiser hinein, und nahm, was ihm beliebte: allein nach der Zeit schaffte er diese Gewohnheit ab, und jedweder brachte ihm seine Neujahrsgeschenke selbst auf den Thron.

Beschreibung des Thrones.

Rhoe wählete den letzten Tag des Festes zu Ueberreichung seines Geschenkes. Der Kaiser nahm es gnädig an, und befahl, man sollte ihn in sein Geländer hinein lassen. Weil es ihm aber gleichwohl nicht erlaubt war, auf die Bühne des Thrones zu steigen: so sah er im Anfange nicht mehr, als einen Theil davon, indem das Geländer, das selbigen von vorne umschloß, ziemlich hoch, und mit einem Teppiche behangen war: Endlich aber bekam er doch

n) A. d. u. E.

o) Rhoe irret gleich manchem andern Reisebeschreiber, wenn er saget Nuruz bedeute neun Tage, weil das Fest so lange dauret. Thevenot meldet den Ursprung dieses Namens, und erkläret eine gewisse persische Epoche daraus, die er Annees Gebaliennes nennet, und die unsern Zeitrechnern bisher unbekannt gewesen. Man sehe den ersten Theil seiner Sammlung.

Rhoe. 1616.

doch den ganzen Thron von unten bis oben zu Gesichte. „Es ist nicht zu leugnen, saget
„er, der Thron sey inwendig kostbar geschmücket gewesen: allein es bestund dieser Schmuck
„aus so vielen Stücken, und die sich so schlecht zusammen schickten, daß diese Unordnung
„ihren Glanz nicht wenig schwächete. Es schien, als ob man keine andere Absicht gehabt
„hätte, als die größten Kostbarkeiten im ganzen Reiche über einen Haufen hinzulegen, oh-
„ne die geringste Artigkeit dabey zu beobachten„. Nachmittags erschien ein junger Prinz und Sohn des neuen mogolischen Lehnmannes Ranna, mit vielen Ceremonien vor dem Throne. Er fiel dreymal auf die Knie, berührete die Erde mit seiner Stirne, und übergab das Geschenk in seines Vaters Namen. Es bestund in einer großen goldenen Kiste p). Man ließ ihn in das kleine Geländer treten, und der Kaiser schlang ihm zur Dankbarkeit die Arme um seinen Kopf. Den Beschluß des Festes machten einige Tänzerinnen mit ihren Sprüngen.

Gehör im Guzalkan.

Den 30sten des Abends begab sich Rhoe auf den Guzalkan, weil ihm unter allen zu Ertheilung des Gehöres, bestimmeten Orten dieser am bequemsten schien, sein Anbringen mit aller Freyheit zu eröffnen. Ungeachtet des kaiserlichen Versprechens gieng es mit seinen Geschäfften dermaßen langweilig zu, daß er dieser Ungewißheit endlich überdrüßig wurde. Die Schwierigkeiten, die er fand, seine Klagen vor des Mogols Ohren zu bringen, geben von der Ordnung, die um diesen Monarchen herrschete, keinen sehr vortheilhaftigen Begriff. Diese Erzählung verdienet um so vielmehr, daß man sie mit seinen eigenen Worten anführe, weil er eben durch dergleichen umständliche Berichte den Werth seiner Nachrichten erhöhet. Nur muß man dabey bemerken, daß die Hindernisse, darüber er Klage führet, von der Portugiesen ihrem Anhange herrühreten, indem sie den Asaph Kam, einen der vornehmsten Herren und Reichsbeamten, dahin vermocht hatten, daß er das Gesuch der Engländer auf alle mögliche Weise zu hindern suchte.

Wie verlegen Rhoe dabey ist.

„Man ließ zwar mich, saget Rhoe, nebst meinem Agenten, oder indianischen Factor,
„welcher ein alter Greis war, hinein treten, hingegen meinem Dollmetscher wurde auf
„Anstiften des Asaph Chans, dem nichts gutes von meinem Anbringen schwanete, der Ein-
„gang verwehret. Seine Majestät ließen verschiedene Fragen, die Person des Königes von
„England und meine Geschenke betreffend, an mich ergehen. Ich beantwortete zwar ei-
„nige, endlich aber sagte ich rund heraus, ich sey der portugiesischen Sprache nicht so mäch-
„tig, daß ich dem Kaiser auf alle Fragen hinlängliche Antwort geben könnte, wofern man
„meinem Dollmetscher nicht erlaubete, herein zu kommen. Er wurde demnach, des Asaph
„Kams Widersetzung ungeachtet, herein gerufen. Ich befahl ihm, Seiner Majestät
„zu melden, daß ich mit derselben gern wegen der Geschäffte, die mich an Dero Hoflager
„geführet hätten, sprechen möchte. Seine Antwort war: er sey bereit, mich anzuhören. Al-
„lein des Asaph Kams Sohn zog den Dollmetscher mit ziemlicher Gewalt auf die Seite,
„und ließ ihn nicht weiter reden. Seine übrigen Anhänger traten hierauf vor mich, schnit-
„ten mir dergestalt die Gelegenheit ab, mich dem Kaiser zu zeigen, und ließen meinen Doll-
„metscher eben so wenig herbey q). Ich befahl ihm, seine Stimme zu erheben, und dem
„Kaiser zu sagen, ich bäthe um Gehör. Der Kerl war so beherzt, daß er es that. Als der
„Kaiser seine Stimme vernahm, wurde ich zu ihm gerufen, und alle meine Widriggesinn-
„ten mußten mir Platz machen. Unterdessen unterstund sich der Asaph Kam gleichwohl,
„neben

p) A. d. 13 S. q) Ebendaselbst.

Rhoe. 1616.

„neben meinen Dollmetscher hinzutreten. Auf der andern Seite stund ich: allein, indem ich ihm vorsagte, was er dem Kaiser vortragen sollte, so suchte ihn dieser gefährliche Feind irre zu machen, und fiel mir alle Augenblicke in die Rede.

„Nichts destoweniger ließ ich dem Kaiser vorstellen, ich befände mich nun schon zween Monate an seinem Hofe; einen davon hätte ich mit einer beschwerlichen Krankheit, den andern mit vergeblichen Weitläuftigkeiten zugebracht; es schiene, man machte sich wenig aus der Hauptursache meiner Reise, nämlich eine beständige Freundschaft zwischen beyden Nationen zu stiften, und vermöge derselbigen die Handlung und den Aufenthalt der engländischen Kaufleute, die eine Zeitlang im Reiche verbleiben würden, auf einen sichern Fuß zu setzen. Die Antwort war: Diese sämmtlichen drey Stücke habe man mir gleich bey dem allerersten Gehöre bewilliget. Das ist wahr, versetzte ich, aber unter beschwerlichen oder undeutlichen Bedingungen. Hierauf fragte mich der Kaiser selbst: was für ein Geschenk ich ihm verspräche? Ich antwortete: Unsere Handlung sey noch schwach und beginne erst aufzukeimen: gleichwohl bringe unser Land allerley Seltenheiten hervor, welche mein König ihm gern überschicken würde; auch würden die Kaufleute dergleichen Dinge aller Orten aufzutreiben suchen, wenn er sie dagegen seines Schutzes würdigen wollte. Er fragte mich, was für Seltenheiten ich meynete? und ob es Diamanten oder andere Edelgesteine wären? Ich sagte, meines Erachtens wären dergleichen Seltenheiten, die sein eigenes Land lieferte, kein genugsam würdiges Geschenk für ihn, ich wollte mich aber bemühen, für Seine Majestät allerley Kostbarkeiten ausfündig zu machen, die man in seinen Landen noch nicht gesehen hätte, als zum Beyspiele, treffliche Gemälde, Bildhauerarbeit, steinerne oder gegossene Bilder, Stickerey, Gold- und Silberzeuge. Das ist zwar ganz gut, versetzte er, mir wäre aber ein engländisches Pferd viel lieber. Ich antwortete, es sey nicht möglich, eines zur See herzubringen, zu Lande aber würde es der Türke nicht leiden. Er meynete hierauf, zur See möchte es wohl angehen: allein ich wendete die Schwierigkeiten wegen der Stürme, und die Länge der Schiffahrt dagegen vor. Nichtsdestoweniger behauptete er, unter sechs Pferden, die man zu Schiffe brächte, müßte doch wohl eines davon kommen; und wenn es gleich unterweges mager werden sollte, so könnte man es doch schon wieder auffuttern. Ich blieb dabey, der glückliche Ausgang wäre etwas ungewisses, doch wollte ich ihm zu gefallen nach Hause schreiben, und würde man einen Versuch wagen.

„Hierauf fragte er, was ich von ihm verlangete? Ich sagte rund heraus, ich verlange billige Bedingungen, welche zu Errichtung einer beständigen Freundschaft, zur Sicherheit unserer Personen, und zur Freyheit unserer Handlung nöthig schienen. Denn da man so übel mit uns verfahren habe, so sey diese Vorsichtigkeit etwas unentbehrliches; übrigens wollte ich unsere gegründete Klagen hier nicht weiter berühren, weil ich der guten Hoffnung lebete, man würde ihnen ohne Zeitverlust abhelfen.

„Bey diesen Worten trat Asaph Ram herzu, und wollte meinen Dollmetscher wegstoßen: allein ich begegnete seiner Verwegenheit mit gleicher Münze, hielt ihn bey dem Arme zurück, und ließ ihm keine Macht, seinen Unwillen anders als durch Zeichen an den Tag zu legen. Als der Kaiser in meinen Bewegungen einige Hitze wahrnahm: so ärgerte er sich, und rief mit einem dermaßen zornigen Wesen, er wolle wissen, über wen ich mich beschwere, daß ich nicht für rathsam hielt, ihn noch heftiger aufzubringen. Ich befahl, in ziemlich schlechtem Italienischen, meinem Dollmetscher: er solle zur Antwort geben, ich

Roe. 1616.

„wolle Seiner Majestät mit Erzählung unserer Noth nicht beschwerlich fallen, sondern nur „dero Prinzen um Recht und Gerechtigkeit anflehen, weil ich des völligen Zutrauens lebete, „es würde uns derselbige nicht zuwider seyn. Der Kaiser ließ meinen Dollmetscher nicht „völlig ausreden, sondern sobald er seinen Sohn nennen hörete, dachte er, ich beschwere „mich über denselbigen, und wiederholete zweymal nach einander in eben der Sprache, de- „ren ich mich selbst bedienet hatte: Mio figlio, mio figlio! Hierauf ließ er ihn ohne Ver- „zug rufen. Der Prinz erschien den Augenblick. Schrecken und Unterthänigkeit waren in sei- „nem Angesichte abgemalet. Dem Asaph Kam war nicht weniger bange, und alle Anwe- „sende schienen bestürzt zu seyn. Der Kaiser ließ seinen Prinzen sehr hart an, und dieser ent- „schuldigte sich mit großer Verwirrung, weil er die Ursache des Unwillens nicht wußte. „Ich meines Ortes begriff ohne Mühe, woher der ganze Verstoß rührete, und nahm daher „meine Zuflucht zu der Gewogenheit eines gewissen persianischen Prinzen, mit dem ich Be- „kanntschaft gemachet hatte. Ich bath ihn, er möchte den Fehler meines Dollmetschers, „der sich unrecht ausgedrücket habe, ersetzen. Dieser nun beruhigte sowohl des Kaisers „als des Prinzen Gemüth, als er vortrug, ich hätte mich im allergeringsten nicht über „den letztern beschweret, sondern ich bäthe vielmehr um Erlaubniß, daß ich mich wegen „alles desjenigen, was in seinem Gebiethe vorfallen würde, an ihn wenden dürfte. Diesen „Vorschlag bewilligte der Kaiser.

„Als sich der Prinz von seiner Bestürzung erholet hatte: so sagte er zu mir, er habe „mir ja einen Firman angebothen, ich aber selbigen ausgeschlagen, und möchte ich die Ur- „sache davon anzeigen. Ich antwortete ohne Bedenken, der Firman enthalte gewisse „Bedingungen, die ich nicht annehmen könnte. Der Kaiser wollte hierauf wissen, was das „für Bedingungen wären, denen ich mich nicht unterwerfen wollte? Ich nennete sie her, und „es kam darüber zu einem hitzigen Wortstreite. Ein gewisser vornehmer Herr, Namens „Mokreb Kam, sagte rund heraus, er könne von der portugiesischen Nation nicht abse- „hen; ja er redete von der unsrigen sehr verächtlich, und behauptete, Seine Majestät würden „niemals in die geringste den Portugiesen nachtheilige Sache willigen. Meine Antwort „war, ich verlangete nichts, was den Portugiesen schädlich seyn könnte, und hätte ich nicht „geglaubet, daß der mogolische Hof dieser Nation so gänzlich zugethan wäre. Allein, die Je- „suiten und die übrigen Freunde der Portugiesen, hielten dermaßen fest bey der Erklärung des „Mokreb Kams, daß ich mich auf eine andere Weise herauslassen mußte. Ich schlug, „wiewohl nur bedingungsweise, einen Frieden mit den Portugiesen vor, sagte aber doch „dabey, es wäre uns übrigens an ihrer Freundschaft nicht mehr gelegen, als an ihrer Feind- „schaft. Der Kaiser nahm sodann das Wort auf, erklärete mein Begehren für billig, meine „Antwort für großmüthig, und befahl, ich solle meine Vorschläge hören lassen. Asaph Kam, „welcher bey dieser ganzen Unterredung noch kein einziges Wort gesprochen hatte, und nichts mehr „wünschte, als sie möchte bald geendiget werden, stellete vor, man möge noch so lange Wort wech- „seln, so werde doch das Ende vom Liede zuletzt dieses seyn, daß ich mein Begehren schrift- „lich aufsetzen müsse: folglich sey das Beste, man thue dieses gleich im Anfange: finde so- „dann der Staatsrath mein Verlangen billig, so könne man das Siegel darunter drücken. „Der Kaiser ließ sich diesen Vorschlag gefallen, und ich willigte gleichfalls darein, wofern „der Prinz seine Genehmhaltung dazu geben wollte, welches er auch versprach g).

Den

g) A. d. 13 S.

Den andern Tag schickte Rhoe zu dem Assaph Kam, und ließ ihm melden, der gestrige Zorn des Kaisers habe aus einem bloßen Misverstande hergerühret, und liege die Schuld an niemanden als dem Dollmetscher; die Engländer hätten zwar nicht den mindesten Vorsatz, sich weder über ihn noch über den Prinzen zu beschweren, gleichwohl könnten sie es auch nicht dulden, daß er ihre Angelegenheiten dem Kaiser verhehle oder nur halb vortrage, folglich möchte er es nicht ungütig nehmen, wenn sie für seine künftigen Bemühungen bey Hofe danketen. Seine Antwort war, weder er, noch der Prinz hätten die geringste Ursache, zu glauben, als wenn der engländische Bothschafter hätte Klage über sie führen wollen; der Misverstand liege vielmehr klar am Tage; er sey allezeit ein guter Freund von der engländischen Nation gewesen, werde auch diese Gesinnung allezeit beybehalten. Gleichwohl erfuhr Rhoe ein paar Tage hernach, der Prinz habe den Kaiser gefraget: warum er doch den Engländern so günstig begegne? Zugleich habe er ihm auch vorgestellet, es werde dieser Vorzug die Portugiesen abhalten, seine Häfen künftig zu besuchen, da doch ihre Handlung ihm weit nützlicher sey, als der Engländer ihre, welche allen Vortheil allein davon zögen, und lauter Waaren von schlechtem Werthe führeten, als zum Beyspiele Tücher, Säbel und Messer; dahingegen jene Perlen, Rubinen, und allerley andere Edelgesteine brächten. Weil nun aus dieser Vorstellung deutlich genug abzunehmen war, die Gewogenheit des Prinzen gegen die Engländer habe den höchsten Gipfel noch bey weitem nicht erreichet: so stund Rhoe auf seiner Huth, und suchte, soviel möglich, des Kaisers Gnade beyzubehalten. Wie gegründet sein Argwohn war, das lehrete ihn kurz hernach noch eine andere Begebenheit.

Rhoe. 1616.

Prinz Corónn wird den Engländern feind.

„Ich verlohr, saget er, zu meinem größten Verdrusse einen jungen Engländer, welcher „aus meinem Dienste trat, und sich zu einem Italiener begab; es gereichten auch die „schändlichen Ursachen seines Ausweichens, unserer Nation zur schlechten Ehre. Weil ihn „nun alle Italiener mit gesammter Hand beschützeten, so suchte ich auf dem Durbal Ge„rechtigkeit. Der Kaiser befahl sogleich, man sollte den Wegläufer in meine Hände lie„fern. Allein der Prinz, welcher nur auf Gelegenheit laurete, mir Wehe zu thun, schlug „vor, man sollte ihn öffentlich vorführen. Der Kerl erschien demnach des Abends auf „dem Guzalkam; und weil er sich auf des Prinzen Beystand verließ, so hatte er die Ver„wegenheit, daß er vor mich hertrat, und den Kaiser bath, ihm das Leben zu schenken. „Dem Monarchen gieng sein Zustand zu Herzen; er verlohr also die Lust zu seiner Auslie„ferung an mich, und beschloß dagegen, ihn als einen Gefangenen nach Surate zu schicken. „Allein, der Prinz bath sich den Menschen zur Bedienung aus, bloß in der Absicht mir Ver„druß zu machen. Diese Gnade wurde ihm auch, aller meiner Einwendungen ungeachtet, „zugestanden. Hierauf gab er ihm auf der Stelle hundert und funfzig Rupien, nebst der „Bezahlung für zwey Pferde, ja er häufete Unbilligkeit mit Beschimpfung, und verboth „mir allen Umgang mit ihm.

Begebenheit eines jungen Engländers.

„Unterdessen erkannte der junge Mensch seinen begangenen Fehler, kam des Nachts „zu mir, fiel mir zu Füßen und bath wegen seiner Thorheit um Vergebung, nebst dem Ver„sprechen, solche auf alle ersinnliche Weise wieder gut zu machen. Meine Antwort war, „weil er in des Prinzen Diensten wäre, so verlangete ich ihn nicht bey mir zu behalten: soll„te ich ihm aber verzeihen, so müßte er mir eine öffentliche Genugthuung leisten. Gleich „den

r) A. d. 16 S.

Rhoe. 1616.

„den folgenden Tag fand er Mittel, in den Guzalkam zu kommen, wo er den Kaiser um „Gnade anflehete, und alles, was er fälschlich vorgegeben hatte, widerrief; er gestund auch, „es sey dieses ein neues Verbrechen, das er, um der billigen Bestrafung wegen des vorigen „zu entgehen, begangen habe; ja er bath, Seine Majestät möchte mich rufen lassen, da- „mit er mich in dero Gegenwart um Verzeihung bitten könnte. Der Kaiser war auch be- „reit, dieses zu verwilligen: allein der Prinz, welchen dieser unvermuthete Zufall ungemein „ärgerte, brachte allerley andere Dinge vor, darüber er diesen Entschluß fahren ließ. Den „folgenden Tag erschien ich auf dem Guzalkam. Der Kaiser versicherte, er sey niema- „len Willens gewesen, einen entlaufenen und strafbaren Engländer gegen meine Gerichts- „barkeit zu schützen; unterdessen habe er ihn auch nicht von sich stoßen können, da er sich „gleichsam in seine Arme geworfen. Man ließ ihn hierauf herholen. Er bath mich auf „den Knien um Verzeihung, schwur vor dem Kaiser, er habe kein wahres Wort gesaget, „und lege er dieses Bekenntniß frey und ungezwungen ab, weil er keine Hoffnung habe, „England jemals wieder zu sehen. Der Prinz, welcher dabey zugegen war, ereiferte sich „gewaltig, und redete ihm stark zu, er solle bey seiner vorigen Gesinnung bleiben. Weil „er aber bey seiner Sprache verblieb, so hieß man ihn seiner Wege gehen. Doch der Prinz „konnte seinen Verdruß unmöglich verbergen, sondern rief ihn vor allen Anwesenden zu- „rück, und gab ihm den niederträchtigen Befehl, die empfangenen hundert und funfzig Ru- „pien wieder heraus zu geben, unter dem Vorwande, weil er sie meiner Dienste wegen „nicht empfangen habe, so gehöreten sie ihm auch nach seiner Aussöhnung mit mir nicht „mehr.„

Engländer müssen viel leiden.

Die Engländer mußten noch mancherley andern Verdruß ausstehen, und Rhoe stille dazu schweigen, weil er kein Mittel, einige Genugthuung dafür zu erhalten, vor sich sah. Denn er hatte nichts mehr zu verschenken; der Kaiser hingegen nahm keine Bittschrift geneigt an, wenn sie nicht von einem Geschenke begleitet wurde. Der Prinz verkehrete den gegenwärtigen Zustand der Sachen zum Besten der Portugiesen, indem er in sie drang, sie möchten Edelgesteine, Rubine und Perlen zu kaufen bringen. Sie erschienen also mit einem ansehnlichen Geschenke vor dem Kaiser, und bothen ihm einen blassen Rubin zu kaufen an. Er wog dreyzehn Rolles, davon drittehalb eine Unze machen. Aber an statt gehoffter maßen fünf lek Rupien dafür zu bekommen, both ihnen der Kaiser nicht mehr als eine. Gleichwohl gewannen sie die Gunst des Hofes so völlig, daß die Engländer das Herz nicht mehr hatten, sich daselbst sehen zu lassen. „Bis hieher, saget der Verfasser, „hatte ich mein Urtheil von diesem Lande auf anderer Leute Bericht gegründet, nunmehr „aber sah ich zu meinem größten Leidwesen mit eigenen Augen, was für einen großen Un- „terschied man zwischen uns und den Portugiesen machte. Alle Indianer liefen nur zu ih- „nen. Uns kauften sie gleichsam nur aus Barmherzigkeit etwas ab. Die Portugiesen „hatten nicht nur den Vortheil über uns, daß sie des Mogols Nachbarn waren, sondern „sie waren auch im Stande, die Handlung seiner Unterthanen auf dem rothen Meere zu stö- „ren. Nebst dem war auch unsere Handlung gegen die ihrige, wie nichts zu achten. „Die Furcht vor unsern Kriegesschiffen war der einige Bewegungsgrund, warum uns der „Mogol den Zutritt nicht gar versagte i).„

Den

i) A. d. 17 S.

Rhoe. 1616.

Zwistigkeit zwischen den beyden mogolischen Prinzen.

Den 12ten des Brachmonats wurde dem Prinzen Coronn die Anführung der Völker, welche Decan bekriegen sollten, anvertrauet. Man zog die Braminen wegen des Tages seiner Abreise zu Rathe: hingegen erhielt der Prinz Pervis Befehl, nach Hofe zu kommen. Man redete beynahe ungescheuet davon, besagter Prinz hätte seinem Vater geschrieben, er wollte die Anführung der Völker seinem ältern Bruder gern gönnen, allein daß man ihm den Sultan Coronn vorzöge, das nähme er sich zur Beschimpfung auf, und sey entschlossen, sich deswegen an desselben eigene Person zu halten, und Genugthuung zu verschaffen. Die vornehmsten Kriegesbeamten sagten gleichfalls, sie wollten lieber ihre Bedienungen nieder legen, als unter einem so verhasseten Feldherrn dienen, vor welchem man sich mehr fürchtete, als vor dem Kaiser selbst. Unterdessen sah Rhoe zum Voraus, es würde bey dem einmal gefasseten Entschlusse verbleiben; weil, wie er saget, es in des Kaisers Vermögen nicht stünde, ihn zu ändern. Dieser Monarch setzete sich vor, sein Heer selbst anzuführen, und die Engländer geriethen darüber in die Sorge, wenn er diese Entschließung nebst seinem Lieblinge, dem Sulphekar Ram, bewerkstelligte, so dürften sie wohl niemals einen Häller von ihrer Schuld bezahlet bekommen t).

Grausamer Befehl.

Den 18ten befahl der Mogol einem von seinen Vettern, welcher den christlichen Glauben angenommen hatte, er sollte einem Löwen, den man nach Hofe gebracht hatte, auf den Hals sitzen. Als ihn aber die Furcht an Vollstreckung dieses Befehles hinderte: so wurde selbiger seinem jüngern Bruder gegeben, der ihn auch unerschrocken vollzog, ohne daß ihm der Löwe das geringste zu Leide gethan hätte. Diese Begebenheit mußte dem Kaiser zum Vorwande dienen, den ältern ins Gefängniß zu schicken, und es glaubete niemand, daß er jemals wieder herauskommen werde. Den 24sten kam die Gemahlinn des Sultan Coronns mit einem Prinzen nieder. Indem nun dieser neue Feldherr mit seinen Zurüstungen zum Feldzuge beständig fortfuhr u): so warf man ihm zwanzig Leks Rupien zu seinem Unterhalte aus, und er machte den Anfang zum Gebrauche dieses Geldes damit, daß er die Gemüther durch seine Freygebigkeit gewann. Einer von den vornehmsten Herren am Hofe steckte es dem Kaiser, der Prinz Pervis zöge es sich zum großen Schimpfe, daß man seinen Bruder zu Anführung der Kriegesmacht aussersehe, und sey es ihm nicht zu viel, seinen Verdruß an selbigem auszulassen. Meinetwegen, gab der Monarch zur Antwort, mögen sie sich immerhin balgen; der tapferste soll hernach meine Völker anführen.

Geschicklichkeit der mogolischen Soldaten im Scheibenschießen.

Rhoe hielt es für seine Schuldigkeit, den Emir Abdalla Hassan, Generallieutenant und Schatzmeister der mogolischen Völker, welcher nächstens nach dem allgemeinen Sammelplatze abgehen wollte, zu besuchen. Dieser Herr nun ließ seine Soldaten in des Rhoe Gegenwart nach der Scheibe schießen. Die meisten darunter trafen mit ihren Pfeilen oder mit einer einzigen Kugel aus der Flinte ins Schwarze, ungeachtet es nicht breiter war, als eine Hand.

Rhoe kömmt wieder in Gnaden.

Aber da die Engländer dachten, nun sey mit ihrer Gesandtschaft alles aus: so machte ihnen ein geringer Zufall ganz unvermuthet neue Hoffnung. Eines Tages, da Rhoe sich auf dem Durbal einfand, ließ ihm der Kaiser durch den Asaph Kam vermelden, er habe gehöret, es sey unter den Engländern von seinem Gefolge ein trefflicher Maler, und möchte er gern etwas von seiner Arbeit sehen. Nun hatte ich, saget Rhoe, gar keinen Maler bey mir, sondern nur einen jungen Menschen, der zu seinem Zeitvertreibe allerley

t) A. d. 17 S. u) Ebendaselbst.

Rhoe. 1616.

Bilder mit der Feder zeichnete, übrigens aber von der Geschicklichkeit eines Künstlers weit entfernet war. Unterdessen meynte der Kaiser, als ich es ihm sagte, ich besorge etwa, er möchte mich um meinen Künstler bringen, und suchte mir diese Furcht zu benehmen: allein ich versicherte dagegen, daß ich von dergleichen Gedanken weit entfernet wäre, und den jungen Menschen morgen auf den Guzalkam mitnehmen, auch seine Zeichnungen, die etwa in einigen Elephanten oder Hirschen bestehen möchten, mitbringen wollte. Hierauf machte der Kaiser eine Neigung, und sagte, wenn ich aus Neugierigkeit etwa Verlangen nach einem Elephanten, oder seiner Figur, oder nach sonst etwas, das in seinem Lande zu finden wäre, trüge, so sollte ich kein Geld dafür ausgeben, noch es mir durch sonst jemanden, als durch ihn selbst, zu verschaffen trachten; er böthe mir alles an, was mir anständig sey, und dürfte ich nur frey sagen, was ich wollte; er wäre mein guter Freund, und zum Beschlusse, so möchte ich nicht vergessen, den jungen Menschen und seine Gemälde diesen Abend nach Hofe mitzunehmen. Asaph Kam ersuchte mich bey dieser Gelegenheit ebenfalls, ihn zu besuchen, und meinen Maler mitzubringen. Noch niemals hatte sich der Kaiser so gnädig gegen mich erzeiget, als bey dieser Gelegenheit. Der ganze Hof erfuhr es, gleichwie ich solches aus dem veränderten Bezeugen der Hofleute gegen mich, ohne große Mühe ermessen konnte. Das Lustigste bey der ganzen Sache war dieses, daß der Kaiser einen Jesuiten, welcher mir bey aller Gelegenheit zu schaden gesucht hatte, zum Dollmetscher seiner gnädigen Reden machte x).

Hoffräulein wird mit einem Verschnittenen erwischet.

Eben diesen Tag, wurde ein Hoffräulein der Prinzeßinn Nohormal, und Geliebten des Kaisers, im Pallaste auf frischer That mit einem Verschnittenen erwischet, und zwar von einem andern Verschnittenen, der gleichfalls in sie verliebet war, und seinem Nebenbuhler den Dolch in den Leib stieß. Das junge Frauenzimmer wurde bis unter die Achseln in die Erde eingegraben, und ihre Arme an einen Pfahl gebunden, in welcher Stellung sie drey Tage und zwo Nächte ohne Essen und Trinken verbleiben und die Sonnenhitze am Kopfe und den Armen ausstehen sollte. Hätte sie diese Strafe überstanden, so wäre sie wieder zu Gnaden angenommen worden: der Verfasser meldet aber nicht, wie es mit ihr abgelaufen, sondern nur, man habe an Perlen, Edelgesteinen und Gelde beynahe für zwo Millionen Geldes am Werthe bey ihr gefunden. Der Verschnittene starb zwar nicht an dem Dolchenstiche, wurde aber den Elephanten vorgeworfen y).

Den Engländern wird ein Haus zugestanden.

Die Gnade, darein Rhoe kam, wirkete sogleich etwas gutes für die Engländer, indem ihnen erlaubet wurde, in der Stadt Baroch ein Haus zu ihrer Handlung an sich zu kaufen, und an besagtem Orte mit allen beliebigen Waaren zu handeln; zugleich wurden sie auch von allen Abgaben befreyet, wodurch sie ungefähr ein tausend fünf hundert Jacobus erspareten z). Hierauf erzeigete jedermann am ganzen Hofe dem Rhoe für seine eigene Person die größte Höflichkeit. Er berichtet einige Wirkungen dieser glücklichen Veränderung, mit solchen Umständen, davon man nichts weglassen darf. Den 6ten August, saget er, bekam ich Befehl, auf dem Durbal zu erscheinen. Einige Tage zuvor hatte ich dem Mogol ein Gemäld verehret, und zugleich versichert, es würde niemand in Indien seyn, welcher eines von gleicher Schönheit zu verfertigen im Stande wäre. Sobald ich nun erschien, rief er mir zu, was wollet ihr dem Maler geben, der ein anderes dem eurigen so ähnliches Gemäld verfertiget hat, daß ihr nicht wissen werdet, welches das eurige ist? Ich antwor-

Wettstreit zwischen dem Mogol und Rhoe wegen der Malerey.

tete

x) A. d. 13 S.

y) Ebendaselbst.

tete: zwanzig Pistolen will ich ihm gern geben. Er ist ein Edelmann, versetzte der Kaiser, ihr biethet zu wenig. Ich will, sagte ich hierauf, mein Gemäld von Herzen gern hergeben, wiewohl ich es für ein seltenes Kunststück achte, und verlange mich in keine Wette einzulassen; denn wofern es Dero Maler so wohl getroffen hat, und er mit meinem Anerbiethen nicht zufrieden ist, so werden Eure Majestät im Stande seyn, ihn zu belohnen. Es wurde hierauf noch eine Zeitlang von den in Indien im Schwange gehenden Künsten gesprochen, und sodann befahl er mir, ich sollte diesen Abend auf dem Guzalkam erscheinen, da wollte er mir seine Gemälde vorlegen. Rhoe. 1616.

Gegen Abend wurde ich noch einmal ausdrücklich erinnert, ich möchte nicht außenbleiben; so begierig war er nach dem Siege, den die Geschicklichkeit seines Malers davon tragen sollte. Man legte mir sechs Gemälde vor, unter welchen das meinige mit begriffen war. Sie lagen alle mit einander auf einem einzigen Tische, waren auch einander dermaßen ähnlich, daß ich bey dem Scheine der Wachskerzen in der That nicht so gleich wußte, welches das meinige sey, und gestehe ich, daß ich mir dieses nimmermehr vermuthet hätte. Gleichwohl kennete ich es endlich, zeigete auch hin und wieder einigen Unterschied, welcher Kennern merklich fiel. Unterdessen war der Kaiser schon darüber zum höchsten vergnügt, daß ich eine Zeitlang in der Ungewißheit gestanden hatte: ich meines Ortes gab ihm gewonnen, und lobete die Vortrefflichkeit seines Künstlers. Nun, fing er wieder an, was saget ihr dazu? Meine Antwort war: Seine Majestät hätten nicht nöthig, Maler aus England kommen zu lassen. Was wollet ihr nun dem Künstler geben? fragte er weiter. Ich sagte, weil selbiger mein Vermuthen dermaßen weit übertroffen hätte, so wollte ich ihm das versprochene doppelt bezahlen; und wenn er zu mir käme, ihm hundert Rupien, ein Pferd dafür zu kaufen, einhändigen. Der Kaiser nahm das Anerbiethen zwar an, setzte aber hinzu, ich würde seinem Maler mit jedweder andern Sache einen größern Gefallen erzeigen, als mit Gelde, und fragete damit zum zweytenmale, was ich ihm für eine Verehrung machen wollte? Als ich antwortete, dieses müßte meinem Belieben überlassen werden, so gab er es zwar zu, wollte aber doch wissen, was es seyn würde? Ich will ihm, war meine Antwort, einen guten Säbel, ein Pistol, und ein Gemäld geben. Nun, versetzte der Monarch, ihr gestehet doch, daß es ein guter Maler ist: Bittet ihn zu euch, zeiget ihm euere Seltenheiten und lasset ihm die Wahl darunter; er hingegen soll euch eines von seinen Gemälden geben, damit ihr es nach England mitnehmen, und die Europäer überführen könnet, wir seyen in dieser Kunst nicht so ungeschickt, als sie vielleicht gedenken. Hierauf befahl er mir, unter den Nachgemälden eines für mich auszusuchen. Ich that es ohne Verzug. Er nahm es, wickelte es selbst in ein Papier, legte es in die Schachtel, darinnen das Urbild gewesen war, und bezeugte sich wegen des Sieges, den er seinem Maler zuschrieb, sehr vergnügt. Hierauf zeigte ich ihm ein kleines Bildniß, das ihn selbst vorstellete, an welchem aber die schöne Manier des Künstlers, der die Nachgemälde verfertiget hatte, bey weitem nicht erschien, und sagte dabey, dieses sey die Ursache meines Irrthums; denn man habe es für die Arbeit eines der größten Künstler hier zu Lande ausgegeben, folglich hätte ich die Geschicklichkeit der übrigen überhaupt, aus dieser Probe beurtheilet. Er fragte hierauf: woher ich es bekommen hätte? Da ich nun antwortete, ich hätte es von einem Kaufmanne eingehandelt: so versetzte er: Was? ihr gebet für solche Sachen Geld aus? Wisset ihr denn nicht,

o) A. d. 19 C.

Rhoe. 1616.

nicht, daß es keine bessern Stücke von dieser Gattung giebt, als die ich selbst habe? sagte ich euch nicht, ich wollte euch alles geben, was ihr verlanget? Ich entschuldigte mich mit meiner Unwürdigkeit, dergleichen Bitte zu wagen, beliebte es aber Seiner Majestät, mich aus eigener Bewegung mit etwas zu begnadigen, so werde es eine außerordentliche Ehre für mich seyn. Wenn euch mit meinem Bildnisse gedienet ist, sagte er, so will ich euch eines für euern König, und das andere für euch mitgeben. Ich versicherte, ich würde es mit Vergnügen überbringen, und mein König es mit Vergnügen annehmen, wenn er mir für denselbigen eines mitgeben wolle; dürfte ich mich aber unterstehen, um etwas zu bitten, so wäre es Seiner Majestät Bildniß für mich selbst, und wollte ich es Zeitlebens sorgfältig verwahren, auch meinen Kindern als ein schätzbares Angedenken Dero mir erzeigten Gnade hinterlassen. Ich merke wohl, versetzte er, euer König machet sich wenig aus meinem Bildnisse, euch aber traue ich zu, daß ihr eine Freude daran habet, ihr sollet folglich eines bekommen. Er befahl auch auf der Stelle, eines für mich zu verfertigen a)

Gemüthsart des Gemaldin Ussan.

Den 12ten Aug. machte ich dem Gemaldin Ussan, Unterkönige zu Patan, einen Staatsbesuch. Er war ein alter Herr von siebenzig Jahren, und besaß vier Städte in der Landschaft Bengalen zu eigen. Unterdessen rührete dennoch die Achtung, darinnen er stund, hauptsächlich von seiner erlangten großen Erfahrenheit in den Staatsgeschäfften her. Denn er war Zeitlebens zu den ansehnlichsten Gesandtschaften und wichtigsten Staatsgeschäfften gebraucht worden. Ueber dieses gaben ihm die Ausländer das Lob, er zeige mehr Einsicht und Höflichkeit, als die großen Herren in diesem Lande sonst insgemein zu zeigen pflegen. Er hatte mich schon öfters gebethen, ihn zu besuchen. Er empfing mich auf das allerfreundschaftlichste, both mir so gar dreyßig tausend Pistolen an, und versicherte mich, er sey bereit, mir mit seinem Ansehen bey Hofe, mit gutem Rathe, und allem, was in seinem Vermögen stehe, zu dienen. Ich habe auch wirklich Ursache, sein aufrichtiges und großmüthiges Wesen zu rühmen.

Er hat eine Geschichte geschrieben.

Er ließ sich wegen der Landesgebräuche, und der Sclaverey, darinnen die Einwohner lebeten, sehr vertraut heraus. Er klagte darüber, daß es Indostan an Gesetzen fehlete. Hernach kam er auf den Umfang und die Vergrößerung dieses Reiches zu reden, und erzählte mir, er habe schon drey Kaisern gedienet, und sey allemal in gutem Ansehen bey ihnen gestanden. Er zeigte mir eine von ihm selbst aufgesetzete Geschichte seiner Zeit, darinnen er alle Begebenheiten, die er erfuhr, von Tage zu Tage angemerket hatte, both mir auch eine Abschrift davon an, wenn ich si[illegible]a übersetzen lassen wollte. Nach seinem Berichte bestunden die Einkünfte des Mogols in Einziehung der Güter, in Geschenken, die er forderte, und absonderlich in Auflagen, damit man reiche Personen belegte. Jedweder Statthalter einer Landschaft zahlete jährlich dem Kaiser ein gewisses Geld, nicht anders, als ob er sie nur im Pachte hätte. Er seines Orts zahlete wegen der Statthalterschaft von Patan, eine Lek Rupien b). Unter dieser Bedingung hat ein Statthalter das Recht, von den Unterthanen soviel einzutreiben, als ihm gut dünket. Gemaldin zog aus seiner Landschaft soviel, als vier tausend Pferde zu unterhalten kosten, das ist zwey mal hundert tausend Rupien. Nebst diesem Einkommen empfing er von dem Kaiser noch den Sold für fünf tausend Pferde, hielt aber nicht mehr als funfzehn hundert auf den Beinen, sondern steckte das übrige in seinen Beutel. Noch hatte er jährlich Tafelgelder, welche des Tages tausend

a) A. d. 20 S.

b) Lek ist so viel als hundert tausend.

Rhoe. 1616.

end Rupien betrugen, zog auch die Einkünfte einiger kleinen Statthalterschaften. Als ich aber dermaßen große Einkünfte erstaunet zu seyn schien: so gab er zur Antwort, es gebe viele Herren am Hofe, die noch einmal so viel Einkommens hätten, und wollte er mir wenigstens zwanzig hernennen, die ihm, was dieses Stück betrifft, gleich wären. Er redete sehr ehrerbiethig von der christlichen Lehre und von Jesu Christo als von einem großen Propheten. Uebrigens urtheilete er von allen Sachen sehr gründlich, und wußte seine Meynung ungemein artig vorzutragen c).

Führt den Rhoe in ein kaiserlich Lustschloß.

Als einige Tage nach diesem Besuche verlaufen waren: so glaubte ich, er werde es bey der mir erwiesenen Höflichkeit bewenden lassen: allein er lud mich nach einem kaiserlichen Lusthause ein, wo er in dieser Absicht alle Anstalten vorgekehret hatte. Es lag nicht weiter als eine halbe französische Meile von der Stadt. Er begab sich nebst einem großen Gefolge schon um Mitternacht dahin, und ließ einige mitgenommene Zelte an einem Teiche aufschlagen. Des Morgens machte ich mich auf den Weg. Er kam mir entgegen, und führete mich in das für mich zubereitete Zimmer. Sein Gefolge bestund aus zwanzig Personen von Stande, darunter zween Söhne von ihm waren; denn er hatte, wie ich gehöret habe, dreyßig, aber von mehr als einer Frau. Er zeigte mir alle Seltenheiten des Schlosses, worauf der Mogol am meisten zu halten pflegte, absonderlich seine Cabinette, worinnen nebst andern Schildereyen auch die Bildnisse des Königes von Frankreich und anderer christlichen Fürsten hingen. Der sämmtliche Zimmeraufputz war äußerst kostbar. „Ich meines Ortes, sagte Gemaldin, bin nur ein armer Sclav meines Kaisers, ich möchte auch gern die Zeit so gut vertreiben, als es mir möglich fällt, und habe eine geringe Mahlzeit bestellet, damit wir bey Salz und Brodte eine beständige Freundschaft mit einander errichten.„ Er sagte ferner, es gäbe am Hofe eine Menge reicher Personen, die mir vielleicht ausgesuchtere Complimenten gemacht haben würden, sie wären aber meistentheils stolze oder doch falsche Kerl, denen ich nicht das geringste trauen sollte; hätte ich dem Kaiser wichtige Angelegenheiten vorzutragen, sie möchten übrigens die Portugiesen oder sonst jemanden betreffen, so würden diejenigen, die meine Dollmetscher seyn sollten, meine Gedanken niemals getreulich ausdrücken, und ich dürfte mir keine Rechnung auf etwas machen, wenn ich keinen Landsmann, der des Persianischen mächtig wäre, bey mir hätte. Unterdessen würde es mir der Kaiser sehr gern erlauben, einen gebohrnen Engländer als meinen Dollmetscher zu gebrauchen; denn er sey mir ungemein gewogen. Als ihm gestern Abends die Juwelen des unlängst verstorbenen Statthalters zu Lahor auf dem Guzalkam überreichet worden, habe er sich meiner bey dem Anblicke eines unter den Erbschaftsstücken befindlichen Bildnisses von ihm erinnert, und weil er es für wohlgetroffen gehalten, dem Asaph Kam zugestellet, damit er es mir übergeben, und mich erinnern solle, es zu seinem Angedenken zu behalten d).

Behält ihn zu Gaste.

Unter diesem Gespräche wurde die Tafel gedecket. Wir saßen auf Teppichen. Man breitete ein Stück Tuch vor uns hin, und besetzete es mit vielen Gerichten. Weiter unten, wurde zu gleicher Zeit eine andere Tafel für die Edelleute von Gemaldins Gefolge gedecket, bey welchen er selbst sich niederließ. Ich sagte hierauf, er habe mir versprochen, Salz und Brodt mit mir zu essen, und ich besorge, es werde mir das Essen nicht schmecken, wenn er mir nicht Gesellschaft leisten wolle. Er stund hierauf ohne Verzug auf, und setzete sich an seine

c) A. d. 21 und vorhergehenden S.

d) A. d. 22 S.

Rhoe. 1616.

seine vorige Stelle neben mir hin, und also speiseten wir an einer Tafel mit einander. Man trug anfänglich Weintrauben, Mandeln, Pistazien und andere Früchte auf. Nach Tische spielete er Schach, und ich besah unterdessen den Garten. Als ich zurück kam, wollte ich Abschied von ihm nehmen: allein er erinnerte mich an mein Versprechen, daß ich eine Mahlzeit bey ihm einnehmen wolle, das Genossene sey nur eine Collation gewesen, und also müsse ich vor meiner Abreise bey ihm zu Abend speisen. Ein Stunde hernach bekam er Besuch von dem Abgesandten des Königes von Decan, und er führete ihn zu mir, vermuthlich nur deswegen, damit er mir zeigen könnte, er erweise ihm bey weitem nicht so viele Höflichkeiten als mir. Hernach fragte er: „ob ich wohl meynete, mein König würde es nicht „übel nehmen, wenn ein armer Mann, wie er, sich die Freyheit nähme, ihm seine Dienste „anzubiethen, ja sich über dieses unterstünde, ihn mit etwas zu beschenken?„ Wenn ich nichts dagegen einzuwenden hätte, fuhr er fort, so wollte er einen Edelmann nach England abschicken, um Seiner Majestät seine Unterthänigkeit zu bezeugen. Er ließ auch wirklich einen von seinen Hofjunkern herbey kommen, und fragte ihn, ob er Lust zu dieser Reise hätte? Es war ein junger Herr, welcher viel Verstand zu haben schien, und den Vorschlag ohne alles Bedenken annahm. Gemaldin stellete ihn mir hierauf vor, und es blieb dabey, er wolle ihn mit einem Geschenke von allerley indianischen Seltenheiten in meiner Gesellschaft nach England abreisen lassen e).

Will einen Hofjunker an den König von England schicken.

Abendmahlzeit, die er Rhoe giebt.

Als die Stunde zum Abendessen erschien: so breitete man eben so wie des Morgens zwey Stücke Tuch auf den Boden hin, und besetzete sie mit allerley Salat, und vielen andern nach Landesart zugerichteten Speisen. Gemaldin bath mich um Vergebung, daß er der Landesgewohnheit zu Folge mit seinen Leuten speisen müßte. Ich wußte es auch ohnedieß, daß die Indianer sich scheuen, mit uns zu essen, ja vielleicht hatte ich ihm bereits nur allzuviel zugemuthet. Wir setzeten uns demnach jedweder an seinem Orte zu Tische, er nebst einigen Edelleuten von seinem Gefolge, ich mit meinem Reiseprediger, und noch einem Engländer, den ich bey mir hatte. Die schöne Ordnung, in welcher man die Speisen auftrug, gefiel mir nicht weniger wohl, als ihre Köstlichkeit. Er beschenkete mich, wie es da zu Lande die Gewohnheit gegen Gäste mit sich bringt, mit fünf Kasten voll wohlriechenden Zuckercand und einem Zuckerhute, einen halben Zentner schwer, von ungemeiner Feinigkeit, und schneeweißer Farbe. Noch funfzig dergleichen bath er mich als ein Reisegeschenk anzunehmen, und zwar itzt gleich, weil, wie er vorgab, es ihm bey meiner Abreise etwan daran fehlen möchte. Endlich nahmen wir einen ungemein zärtlichen Abschied von einander. Er versprach, Zeitlebens mich als seinen Sohn zu achten, und ich ihn, als meinen Vater zu ehren f).

Der Kaiser schenket ihm sein Bildniß auf einem Goldstücke.

Den 16ten des Abends begab ich mich auf den Guzalkan. Sobald mich der Kaiser kommen sah, rief er sein Frauenzimmer herbey, und ließ sich eine goldene Kette bringen, woran sein Bildniß, und unten an solchem eine kostbare Perl hing. Dieses gab er dem Asaph Kan in die Hände, nebst dem Bedeuten, er solle mich, wenn ich dieses Geschenk annehme, zu keiner andern Ehrenbezeugung anhalten, als wozu ich mich aus eigener Bewegung verstehen werde. Wer ein Gnadenzeichen vom Mogol erhält, muß sonst niederknien, und den Kopf bis zu Erde neigen. So gar die persischen Bothschafter hatten diese Ehrerbiethung bezeugen müssen. Als nun Asaph Kan auf mich zugieng, machte ich

e) A. d. 11 S.

f) Ebendaselbst.

ich mich gefasset, das Geschenk, das er mir brachte, zu empfangen. Er winkte mir, ich sollte den Huth abnehmen, und ich that es ohne Verzug. Darauf hing er mir die Kette an den Hals, nahm mich bey der Hand, und führete mich zum Kaiser. Weil ich nicht wußte, was etwa sein Vorhaben seyn möchte, so besorgte ich, er werde die Ehrenbezeugung, die man im Mogolschen das Sijeda nennet, von mir verlangen, und ich war gesonnen, lieber das Geschenk wieder herzugeben, als mich zu dieser Stellung zu verstehen. Er winkete mir aber nur, ich sollte mich bey dem Könige bedanken, und ich that es auf europäische Weise. Einige Officier erinnerten mich, das Sijeda zu machen: allein, der Kaiser sagte auf persianisch, Nein, Nein, Nein; und beurlaubte mich hernach mit einem sehr gnädigen Wesen. Sein Geschenk war zwar nicht mehr werth, als dreyßig Jacobus, gleichwohl aber kostbarer als diejenigen, welche man für die höchste Gnade hält, insgemein zu seyn pflegen. Es hat kein einziger vornehmer Herr, der einen Gnadenpfennig mit des Kaisers Bildnisse, aus dessen eigener Hand empfangen hat, und ihn aus dieser Ursache öffentlich tragen darf, jemals einen bekommen, der größer als ein Goldgülden gewesen wäre, und das daran befindliche Kettchen, damit er an den Turban fest gemachet wird, pfleget nicht länger, als etwa vier Zolle zu seyn. Zwar lassen sie das Bild mit Edelgesteinen besetzen, oder Perlen daran hängen, aber auf ihre eigenen Kosten g). Rhoe. 1615.

Den 19ten wurde Gemaldin Ussan zum Statthalter von Sinda ernennet. Eben diesen Tag lud er sich bey dem engländischen Abgesandten zu Gaste, und brachte noch vier andere Herren, darunter zween seine leiblichen Söhne waren, nebst einem Gefolge von etwa hundert Bedienten mit sich. Er genoß zwar von einigen Speisen, die ein muhammedanischer Koch zugerichtet hatte: allein die nach engländischer Art bereiteten, wollte er aus Ehrerbiethung gegen sein Gesetz nicht berühren, ungeachtet ihm das Maul gewaltig darnach wässerte. Doch wählete er sich vier bis fünf Gerichte aus, und bath den Rhoe, er möchte sie ihm nach Hause schicken, damit er sie ingeheim verzehren könnte. Es war Gebackenes, damit die Mogolen nicht umzugehen wußten. Nach der Tafel both er den Engländern die Stadt Sinda an, nebst allen übrigen Gefälligkeiten, die er ihnen kraft seiner Bedienung zu leisten im Stande sey h).

Rhoe beschreibt weitläuftig, was für großes Unglück ein Wolkenbruch, welcher den 20sten fiel, im ganzen Lande stiftete. Man hielt ihn für etwas Unerhörtes, ungeachtet heftiges Ungewitter in dieser Gegend nichts seltsames ist. Man nennet dergleichen Stürme Olifan. Die Gewalt des anlaufenden Wassers riß die allerstärkesten steinernen Dämme weg, und in der Stadt war die Bestürzung so groß, daß man ihren gänzlichen Untergang besorgete. Der Kaiser verließ nebst allem Frauenzimmer den Pallast. Des Rhoe Nachbarn luden ihre Habseligkeit auf Elephanten und Kamele, und hielten sich fertig, ins Gebirge zu fliehen. Bey den Engländern war die Angst desto größer, weil ihnen die nur erwähnten Mittel zum Entfliehen fehleten, folglich sie ihre Waaren zurück lassen mußten, wenn sie ihre Person retten wollten. Man sagte ihnen, das Wasser würde wohl drey Schuh hoch über ihr Haus steigen; indem nun solches nur aus Erde und Stroh gebauet war, so konnte man leicht erachten, es würde schlechten Widerstand leisten. Vierzehn Jahre vorher hatte man eben dergleichen Gefahr ausgestanden. Die Stadt lag in einem Thale, und mitten an dem Orte, wo das Wasser zusammen schoß. Der geringste Regen verur-

Schrecklicher Wolkenbruch Olifan genannt.

g) Ebendaselbst.

h) Ebendaselbst.

Rhoe. 1616.

verursachete einen so starken Strom vor dem Stadtthore, daß das Wasser eben so schnell fortschoß, als unter den Schwibbogen der londner Brücke. Zuweilen konnte man ganze vier Stunden lang weder zu Fuße noch zu Pferde durchsetzen. Der Kaiser ließ eine Schleuse öffnen, um die Gefahr einigermaßen von dem Bothschafter abzuwenden: es half auch diese Anstalt wirklich so viel, daß das Wasser sich zum Theile verlief. Nichtsdestoweniger waren die Wände des Hauses dermaßen abgespühlet, ja hin und wieder gar durchlöchert, daß er zuletzt in augenscheinlicher Gefahr stund, es möchte ihm alles unaufhörlichen Flickens ungeachtet, als welches nicht trocken geschehen konnte, das ganze Gebäude über den Kopf einstürzen. Der Kaiser beschloß, seinen Aufenthalt nach dem Schlosse Mandoa zu verlegen, und Rhoe wußte wohl, er müßte ihm von rechtswegen dahin folgen. Weil aber bey besagtem Orte keine Stadt liegt: so fiel ihm diese Aenderung nicht nur sehr kostbar, sondern auch beschwerlich. Er mußte unten am Schlosse, welches auf einem Berge steht, ein Wohnhaus aufbauen, auch ein Gebäude für die Waaren aufführen lassen *i*).

Der Hof zieht in das Schloß Mandoa.

Geburtstag des Kaisers.

Doch es mochte der Schaden, den der Regen gestiftet hatte, so groß seyn, als er wollte: so feyerte man doch den 2ten des Herbstmonats als den Geburtstag des Kaisers, mit großem Prachte. Der Monarch wird an diesem Feste gewogen. Man setzet ihn in eine Wage. Auf die andere Schale leget man Edelgesteine, Gold, Silber, Zeuge, Obst und allerley andere Güter, das ist, von jedwedem etwas weniges. Ist dem Gebrauche sein Recht geschehen: so wird alles mit einander unter die Braminen ausgetheilet. Der Kaiser ließ den Rhoe zu dieser Feyerlichkeit, welche bey den Mogolen für die größte gehalten wird, einladen, ja er bestimmete selbst den Platz, den er haben sollte. Weil aber der Bothe unrecht verstanden hatte: so erhielt Rhoe diese Nachricht allzu spät, und konnte nicht eher nach Hofe kommen, als um die Zeit des Durbals, folglich auch nicht alles mit ansehen. Der Kaiser hatte eine dermaßen große Menge Edelgesteine an sich, daß man noch niemals so viele beysammen gesehen hatte. Der Durbal wurde zu nichts anderm angewendet, als dem Kaiser seine großen Elephanten vorzuführen. Die schönsten hatten Ketten, Glocken und alles übrige, was sonst bey einem Elephantengeschirre von Eisen zu seyn pfleget, von Gold und Silber. Es wurden Fahnen vor ihnen hergetragen. Jedweder Hauptelephant hatte neun bis zehn kleine um sich, die gleichsam seine Bedienten vorstelleten: Ihre Decken waren von Seidenzeuge, mit Gold und Silber gestickt. Es wurden zwölf reich angeschirrete Züge vorgeführet. Der allervorderste war ein erstaunlich großes Thier. Die Platten am Kopfe und an der Brust waren mit Rubinen und Smaragden besetzet. Wenn sie vor dem Kaiser vorbey giengen, beugeten sie die Knie, und diese Art einer Ehrenbezeugung verdienet insonderheit, gesehen zu werden *k*).

Aufzug der Elephanten am Durbal.

Rhoe wird des Nachts gerufen.

Nach geendigtem Durbal begab sich der Kaiser in den Pallast, und schickte des Abends um zehn Uhr zu Rhoe. Man fand ihn zu Bette. Die Ursache dieser Bothschaft war, ein gewisses Gemäld, das der Kaiser noch nicht gesehen hatte, nebst der Vergünstigung, daß man es für das kaiserliche Frauenzimmer nachmalen dürfte, von ihm auszubitten. Rhoe stund auf, und begab sich mit seinem Gemälde nach dem Pallaste. Der Monarch saß mit geschränketen Beinen auf einem kleinen, mit Diamanten, Perlen und Rubinen ganz übersäeten Throne. Vor ihm stund ein ganz goldener Tisch, worauf funfzig mit Edelgesteinen besetzte goldene Platten lagen. Einige waren ungemein groß und kostbar, die andern

i) Ebendaselbst. *k*) A. d. 25 S.

dern waren zwar kleiner, doch aber sämmtlich mit ächten Steinen über und über besetzet. Um ihn stunden die Großen in ihrem höchsten Prachte. Er befahl, man sollte nach Belieben trinken, ohne sich zu scheuen, und es stunden zu diesem Ende eine Menge große Flaschen mit allerley Weine im Saale. Rhoe. 1616.

Sobald ich hinein trat, erzählet der Verfasser, fragte er nach meinem Gemälde. Ich zeigte ihm zwey Bildnisse, darunter er das eine mit Erstaunen betrachtete. Er fragte mich, wen es vorstellete? Ich antwortete, es sey das Bildniß einer verstorbenen guten Freundinn von mir. Darf ich es behalten? sagte er darauf. Meine Antwort war, es sey das liebste Stück unter meinem ganzen Vermögen, weil es eine Person vorstellete, die ich ungemein geliebet hätte: wäre nun diese Neigung im Stande, mir bey Seiner Majestät Erlaubniß dazu auszuwirken, so wollte ich dieselbe ersuchen, das andere Gemäld von mir anzunehmen; welches ein französisches Frauenzimmer vorstellete, und von einem trefflichen Künstler verfertiget war. Er dankete mir zwar, sagte aber zugleich, es gefalle ihm dasjenige, das er von mir verlanget habe, eben so sehr als mir selbst, und werde er es für das seltenste Kleinod in seinem Schatze achten, wenn ich es ihm schenken wolle. Ich versetzte hierauf, es sey nichts in der Welt mir dermaßen lieb, daß ich es Seiner Maj. versagen könnte, wenn dieselbe Verlangen darnach bezeugten, ich beklagte vielmehr, daß ich Ihnen kein wichtigeres Kennzeichen meiner Ergebenheit darlegen könnte. Bey diesen letztern Worten, neigte er sich ein wenig, und sagte: er zweifle hieran im geringsten nicht, weil er es aus der gegenwärtigen Erfahrung sehe. Nachgehends drang er stark in mich, ich sollte ihm aufrichtig sagen, in welchem Lande dieses schöne Frauenzimmer anzutreffen wäre. Als ich versicherte, es wäre gestorben: so lobete er mich wegen der Liebe, die ich noch immer gegen sie trüge, und sagte: er wolle mich eines so werthen Stückes nicht berauben, sondern das Bild nur seinem Frauenzimmer zeigen, und hernach es durch seine Künstler fünfmal nachmalen lassen; wäre ich im Stande, es unter den Nachgemälden zu kennen, so sollte ich es wieder haben. Ungeachtet ich nun nochmals versicherte, es stünde Seiner Majestät von Grunde des Herzens zu Dienste, und es würde mir zu besonderer Ehre gereichen, wenn dieselbe es anzunehmen geruhen wollten, so blieb er doch dabey, er wolle es nicht behalten; mein Anerbiethen gefalle ihm zwar wohl, allein es wäre etwas unbilliges, mich darum zu bringen. Seine Absicht sey nur gewesen, es nachmalen zu lassen, sodann hätte er es mir wieder einhändigen, die Nachgemälde aber seinem Frauenzimmer, um solche an sich zu tragen, zustellen wollen. Es war auch in der That das schönste Miniaturgemälde, das man sehen konnte: und eben deswegen gefiel ihm das andere Stück nicht so wohl, weil es nur mit Oelfarbe gemalet war l).

Hernach erwähnte er, es sey heute sein Geburtstag, der im ganzen Reiche feyerlich begangen werde, ob ich ihm nicht einen Bescheid thun wolle? Ich unterwarf mich seinem Willkühr, wünschete ihm alles ersinnliche Wohlergehen, und daß der heutige Tag nach Verlaufe eines ganzen Jahrhundertes noch gefeyert werden möchte. Hierauf wollte er wissen, was für Wein ich am liebsten trinke, natürlichen oder gemachten? süßen oder starken? Ich versprach, mit allem vergnügt zu seyn, was er mir reichen lasse, in der Hoffnung, ich würde kein allzustarkes Getränk, noch allzuviel zu mir nehmen dürfen. Er ließ sich also einen goldenen Becher voll gemischten Wein, halb gekelterten und halb durch Kunst gemachten, geben, trank davon, ließ ihn wieder voll schenken, und mir durch einen Hofbedien- Der Kaiser trinkt ihm zu.

l) Ebendaselbst.

Rhoe. 1616.

Verehrt ihm einen Becher.

ten zustellen, nebst dem höflichen Bedeuten, er bäthe mich, zwey, drey, vier bis fünfmal auf seine Gesundheit davon zu trinken, auch den Becher als ein Geschenk, das er mir mit Vergnügen mache, anzunehmen. Ich kostete diesen Wein, allein ich hatte dergleichen starkes Getränk Zeit Lebens noch nicht versuchet. Ich mußte davon niesen. Der Kaiser lachte darüber, ließ mir eine goldene Schüssel voll Mandeln, Rosinen, und Citronscheiben reichen, auch zugleich sagen, ich sollte ohne Scheu essen und trinken. Ich machte eine europäische Reverenz, um mich für die große Gnade zu bedanken: Zwar drang der Asaph Kam darauf, ich sollte nieder knien, und mit dem Kopfe den Boden berühren, allein Seine Majestät bezeugten, Sie wären mit meiner Weise zu danken schon zufrieden. Der goldene Becher war mit kleinen Türkisen und Rubinen besetzet, sein Deckel zwar ebenfalls, nur aber waren die Smaragden, Türkisse und Rubinen schöner. Der dazu gehörige Credenzteller war nicht weniger kostbar. Das Gewicht betrug nach meinem Ermessen etwa anderthalb Mark Goldes m).

Der Kaiser und seine Gäste bezechen sich.

Nachgehends wurde der Monarch ziemlich aufgeräumet. Er sagte: er halte mehr auf mich, als auf einigen Franken, den er jemals gesehen habe. Er fragte, ob mir das wilde Schwein, das er mir vor einigen Tagen geschickt hatte, wohl geschmecket, was für eine Brühe ich daran gemachet, und was ich dazu getrunken hätte? versicherte auch, in seinem Lande solle es mir an keiner Sache fehlen. Alle diese Gnadenbezeugungen giengen im Angesichte des ganzen Hofes vor. Nach einiger Zeit warf er denen, die unter ihm saßen, zwey große Becken voll Rubinen hin, uns aber, die näher bey ihm waren, zwey andere Becken, voll goldener und silberner durch einander gemischter Mandeln, die aber hohl und ganz leicht waren. Ich hielt nicht für schicklich, dem Beyspiele der übrigen Herren zu folgen, und einige aufzunehmen: weil ich sah, daß sein Prinz nicht darnach griff. Den Spielleuten und andern Hofbedienten gab er auch reiche Zeuge zu Turbans und Leibbinden, trank inzwischen immer fort, und gab selbst Achtung darauf, daß es den Gästen nicht an Weine fehlen möchte. Die Lustigkeit wurde bey diesen Umständen ziemlich groß; und weil sie einer auf diese, der andere auf jene Weise ausließ, so verursachete sie ein angenehmes Schauspiel. Es war alles bezecht, nur der Prinz, der König von Candahar, der Asaph Kam, zween alte betagte Herren, und ich, ausgenommen. Der Kaiser konnte endlich sich nicht mehr aufrecht halten, sondern ließ den Kopf sinken und schlief ein n). Damit gieng jedermann nach Hause. Ich machte mich zu dem Asaph Kam, und bath, um Ausfertigung des kaiserlichen Gnadenbriefes über die erhaltenen Freyheiten. Ich versicherte ihn, Seine Majestät hätten mir kein angenehmeres Geschenk machen können, als dieses; und weil ich wohl sah, ich müßte ihm gute Worte geben, so sagte ich: Stünde der glückliche Fortgang meiner Geschäffte bloß bey euch, so wäre ich sehr unbekümmert deswegen, aber so viel ich merke, ist mir jemand am Hofe sehr zuwider, und werde ich morgen mit Seiner Majestät aus dieser Sache sprechen. Er gab zur Antwort: die Klagen wären hier nicht nöthig, der Kaiser wäre mir gewogen; er hätte meinetwegen vortheilhafte Befehle gegeben, und es wäre bloß das heutige Fest schuld daran, daß man sie noch nicht bewerkstelliget hätte. Zugleich versicherte er mich auch aller möglichen Dienstbereitwilligkeit von seiner Seite.

Falschheit der mogolischen Hofleute.

Aber nach wenigen Tagen erfuhr Rhoe abermal, wie wenig den mogolischen Hofleuten zu trauen war, und wie schwer die Betreibung eines Geschäfftes an diesem Hofe falle. Asaph

m) A. d. 16 S.   n) Ebendaselbst.

Rhoe. 1616.

Asaph Kam versprach ihm die Ausfertigung seines Gnadenbriefes nun schon seit sieben Monaten, alle Tage, und sein letzteres Versprechen schien insonderheit ein Band zu seyn, das man so leicht nicht zerreißen könnte. Nichtsdestoweniger, als er überlegte, die Engländer hätten ihre Sache so weit gebracht, daß sie die Gnade des kaiserlichen Prinzen zur Noth missen könnten, läugnete er sein Versprechen bey Gelegenheit eines Briefes, darinnen ihn Rhoe um Erfüllung desselbigen ersuchte, mit unglaublichem Ungestüme und Toben *o*). Nebst dem hatten ihn die Portugiesen durch ihre unaufhörlichen Geschenke gleichsam zu ihrem Leibeigenen erkauft. Rhoe hielt nicht für rathsam, weder mit ihm zu brechen, noch sein wortbrüchiges Verfahren kund zu machen; sondern um sich mit guter Art aus diesem Verdrusse zu wickeln, that er, als ob er nach wie vor, ein völliges Vertrauen in den Asaph Kam setzete, und seinen geäußerten Unwillen nur allein der Länge und schlechten Schreibart seines Briefes beymäße; daher schrieb er ihm noch einen, unter dem Vorwande, seine Meynung deutlicher zu erklären. Er legte solchem einen Aufsatz von allen verlangten und bewilligten Puncten bey, und bath, man möchte einen Firman darüber ausfertigen und solchen besiegeln. Gleichwohl hing er am Ende noch mit an, im Falle man Schwierigkeit machen wollte, ein dermaßen billiges Begehren zu erfüllen, so dürfte es niemand übel nehmen, wenn er sich unmittelbar an den Kaiser selbst wende, und ihn um diese Begünstigung ersuche, oder wenn derselbige sie ihm abschlage, sich einen Reisepaß und die Erlaubniß aus dem Lande zu gehen, ausbitte *p*).

Die Engländer unterwerfen sich dem Willen des Prinzen.

Weil nun unterdessen dem Asaph Kam sein Zorn bey mehrerer Ueberlegung vergangen war: so antwortete er ohne Verzug, die Angelegenheit der Engländer könne auf des Kaisers Seite keinen geschwindern Fortgang gewinnen, sondern weil ihr Begehren die Statthalterschaft des Prinzen betreffe, so müßten sie die schleunigere Förderung von demselbigen erwarten, und wären die von ihm ausgestelleten Firmans hinlänglich. Mit einem Worte, er sagte ihnen rund heraus, sie würden den Prinzen zum ewigen Feinde haben, wenn sie sich nicht seiner Gnade ganz allein unterwerfen wollten. Rhoe hatte diesen Entschluß nur deswegen so lange verschoben, weil er besorgete, die Portugiesen möchten ihm wegen ihrer großen Gewalt über des Prinzen und seiner Lieblinge Gemüther, unendliche Hindernisse in den Weg legen. Doch wollte er nunmehr versuchen, was auf dieser Seite zu thun seyn möchte. Er schickte demnach des Prinzen Secretär vier Puncte zu, und bath ihn, einen Firman darüber auszufertigen, den die Engländer bey Ankunft ihrer Flotte, die man alle Tage in dem suratschen Hafen erwartete, gebrauchen könnten. Nach einigen Einwürfen von geringer Wichtigkeit, wurde der Firman mit aller Willigkeit versprochen. Ja, der Secretarius gestund dem Rhoe ganz offenherzig, der Prinz hätte längst nichts anders gewünschet, als die Engländer möchten sich an sonst niemanden als an ihn halten, und ihm in die Sachen, die seine Statthalterschaft beträfen, bey seinem Vater keine Querstreiche machen. Unter dieser Bedingung versprach er, ihnen mehr Gewogenheit und Gnade zu erzeigen, als sie, wie es scheine, von ihm nimmermehr hoffeten. Rhoe besuchte ihn hierauf ohne Bedenken, und beschloß, mit dieser Aufführung so lange fortzufahren, bis die Schiffe der Gesellschaft zu Surate ankommen würden, indem die Weise, wie man ihnen daselbst begegnen werde, zeigen müsse, was für Hoffnung er auf seine neue Staatsregeln bauen dürfe. Zwar schien es ihm, als ob der Prinz einigen Verdruß im Kopfe hätte: al-

lein

o) Ebendaselbst.

p) Ebendaselbst.

Rhoe. 1616. lein er erfuhr bald, daß niemand weniger, als er, Schuld daran sey. Sultan Coronne besorgte vielmehr, sein Bruder möchte nach Hofe kommen, indem selbiger nur noch acht Cossen davon stund, und den Kaiser inständigst um Erlaubniß seine Hand zu küssen bath. Doch die Normahal hatte soviel Macht, daß sie ihn um diese Gunstbezeigung brachte, und einen Gegenbefehl auswirkete, sich nach Bengalen zu begeben q).

Der III Abschnitt.

Begebenheiten am mogolischen Hofe.

Parteyen und Streitigkeiten am mogolischen Hofe. Der König in Decan will Friede machen. Gemüthsart der mogolischen Prinzen. Beobachtung des Verfassers. Schändlicher Streich. Ankunft vier englischer Schiffe. Dem Cosronroe wird von neuem nachgestellt. Was solches wirket. Empfang des persischen Gesandten. Kostbare Geschenke desselben. Rhoe glaubet, man habe ihn besser gehalten. Erstaunliche Pracht des mogolischen Hofes. Man will den Cosronroe ermorden. Der persische Bothschafter machet sich verächtlich. Das Schweigen des Kaisers ist für viele Große kläglich. Geiziges Gemüth der Mogolen. Sultan Coronn geht zu Felde. Wie sich der Kaiser zum Feldzuge rüstet. Der Kaiser begiebt sich auf den Marsch. Sultan Cosronroe wird in Freyheit gesetzet. Rhoe kömmt vor dem Hofe ins Lager. Beschreibung desselben. Thron von Perlmutter. Pracht der Mogolen in ihren Zelten. Verstellte Gemüthsruhe des Sultan Coronns. Er besuchet ihn; muß sich Fuhrwerk kaufen, um dem Kaiser zu folgen. Cosronroe kömmt wieder ins Gefängniß.

Den [illegible] des Weinmonats erschien der Statthalter von Amadabat, Abdalkam, auf dem Jarneo. Er war nach Hofe gefordert worden, um sich wegen der Nachläßigkeit, die man ihm bey Bewerkstelligung gewisser kaiserlichen Befehle Schuld gab, zu rechtfertigen. Anfänglich hatte er dem Landfrieden nicht getrauet, sondern war unter allerley Vorwande in seiner Statthalterschaft geblieben. Aber gleichwie Sultan Coronn alle und jede Gelegenheiten vortheilhaftig anzuwenden wußte: also suchte er auch die Ungnade dieses angesehenen Herrn, dessen Geschicklichkeit und Muth ihm wohl bekannt war, zu seinem Nutzen anzuwenden, und ihn auf seine Seite zu bringen. Er ließ ihm sagen, er solle nur kecklich nach Hofe kommen, er werde schon Leute finden, die es gut mit ihm meyneten. In Vertrauen auf dieses Versprechen, beschloß Abdalkam, dem kaiserlichen Befehle nachzuleben. Allein, er reisete in Pilgrimskleidung von Amadabat weg, nahm nicht mehr als vierzig Personen mit sich, verrichtete auch diese Reise, welche sechszig englische Meilen betrug, meistens nur zu Fuße. Zwar ließ er sich zweyhundert Pferde nachführen, damit es ihm bey Gelegenheit nicht daran fehlen möchte: sie mußten aber immer eine Tagereise weit zurück bleiben. Er wurde dem Kaiser durch zween vornehme Herren, die ihn in der Mitte hatten, vorgestellet. Er erschien barfüßig, mit Ketten an den Beinen, niedergeschlagenem Gesichte, unordentlich herum hangenden Haaren, und hatte den Turban über die Augen gezogen, weil er, seinem Vorgeben zu Folge, nicht im Stande war, das erzürnete Ansehen seines Herrn und Kaisers zu ertragen. Nachdem er seine Unterthänigkeit bezeuget, und auf einige Fragen des Monarchen geantwortet hatte, wurde er begnadiget. Der Kaiser ließ ihm die Ketten abnehmen, und beschenkte ihn dagegen nach Landesgewohnheit mit einer Weste von Goldstücke, nebst einem Turban, und der Leibbinde r).

Indem

q) A. d. 28 S.

Rhoe. 1616.

Parteyen und Streitigkeiten am mogolischen Hofe.

Indem nun Coronn glaubte, Abdalkam könne ihm zur Dankbarkeit jetzt nicht das geringste mehr abschlagen: so war er mit keinen andern Anschlägen beschäfftiget, als wie er sich empor schwingen, seinen ältesten Bruder hingegen zu Grunde richten wollte. Der decanische Krieg verschaffte ihm eine schöne Gelegenheit, seine Gewalt zu vermehren. Der Prinz Cosronroe hatte ihn mit schlechtem Glücke angefangen, ja der beste Feldherr im ganzen Reiche, Cham Canna, nachgehends eben so wenig ausgerichtet. Coronn hingegen versprach sich einen Ruhm davon, der ihn über beyde erheben würde. In dieser Hoffnung lag er seinen Vater beständig an, er möchte ihm die Führung eines seinen Absichten so vortheilhaftigen Krieges anvertrauen, und solche dem Cham Canna hingegen nehmen; nicht nur deswegen, weil selbiger schlechtes Glück hatte, sondern auch, weil er in einem gegründeten Verdachte stund, als wenn er es mit dem Könige von Decan hielte, ja gar eine ordentliche Besoldung von ihm bekäme.

Es wurde folglich dieser Feldherr durch einen ausdrücklichen Befehl des Hofes nach Hause berufen: allein er gehorsamte nicht, sondern schützte vor: es könnte das ganze Heer darüber zu Grunde gehen, wenn er sich wegbegäbe. In eben diesem Schreiben ersuchte er auch den Kaiser, er möchte doch an seine Stelle einen andern Feldherrn, als den Prinzen Coronn, ernennen; und er erboth sich namentlich, sein Amt in des Prinzen Pervis Hände zu übergeben. Den Prinzen Coronn verdroß eine dermaßen freye Erklärung unbeschreiblich; und nunmehr wurde er nicht nur vom Ehrgeize, sondern auch von der Rachbegierde angespornet. Er beschloß, die Oberhand zu gewinnen, wenn es ihm auch sein Leben kosten sollte, und ernannte in der ersten Hitze den Abdal Kam schon zum Voraus zu seinem Unterfeldherrn, versprach ihm auch die Statthalterschaft, nebst allem übrigen Vermögen des Cham Canna. Diese Zwistigkeit ließ sich dermaßen weit aussehend an, daß dem Kaiser selbst nicht wohl zu Muthe dabey wurde, und er, um dem ganzen Unwesen ein Ende zu machen, sich zum Frieden mit dem Könige von Decan entschloß. In dieser Absicht war er Willens, den Cham Canna in seinem Amte zu bestätigen, und ihm eine Weste, als das bey den Mogolen übliche Kennzeichen einer aufrichtigen Aussöhnung, zu schicken. Ehe er aber sein Vorhaben bewerkstelligte, gab er einer im Serail befindlichen nahen Anverwandtinn des Feldherrn, Nachricht davon. Allein diese Person war entweder vom Sultan Coronn gewonnen, oder sie ließ es sich sonst verdrießen, daß man dem Haupte ihres Geschlechtes für seine vielen und wichtigen Dienste nicht besser begegnete; und gab also die verwegene Antwort: sie glaubte nicht, daß Cham Canna ein Kleid tragen würde, das ihm der Kaiser schenkte; denn es sey ihm die Ungnade Seiner Majestät, und daß dieselbe Willens gewesen, ihn mit Gift aus der Welt zu schaffen, sehr wohl bekannt; diesen Gift habe er noch itzt in seiner Verwahrung, weil er es an statt in den Mund zu nehmen, geschicklich bey Seite gebracht habe: folglich müßte ihm alles, was von des Kaisers Hand herkomme, nothwendiger Weise sehr verdächtig fallen. Um diesem Einwurfe auszuweichen, versprach der Kaiser, er wollte, zu Vermeidung alles Argwohns, die zum Geschenke bestimmte Weste eine Stunde lang an seinem eigenen Leibe tragen. Allein sie versetzte, es schickte sich weder für ihn, noch für den Cham Canna, dergleichen Versuche anzustellen: wollte er aber den Feldherrn bey ruhiger Ausübung seines Amtes lassen, so werde sich derselbe eine Ehre daraus machen, dem Reiche mit seiner ehemaligen Treue noch ferner zu dienen. Die Unbeschei-

r) A. d. 29 S.

Rhoe. 1616.

Unbescheidenheit dieses Frauenzimmers nöthigte den Kaiser dazu, daß er seinen Entschluß fahren ließ, und dagegen den ehemaligen, nämlich die Anführung der Kriegesmacht dem Sultan Coronn anzuvertrauen, von neuem ergriff. Um auch den ersten Unternehmungen desselbigen einen desto größern Glanz beyzulegen, machte er kund, er wollte mit einigen andern Völkern seinem Sohne bey diesem Feldzuge in eigener Person folgen s).

Der König von Decan will Friede machen.

Als Cham Canna das Ungewitter, welches nicht nur dem decanischen Könige, sondern ihm selbsten den Untergang drohete, über seinem Haupte schweben sah: so ließ er sich zu ihrer beyderseitigen Sicherheit in eine genauere Verbindung mit ihm ein. Auf sein Gutbefinden ließ der decanische Hof durch eine eigene Gesandtschaft bey dem Mogol um Friede ansuchen. Die Bothschafter hatten kostbare Geschenke bey sich: man verwarf aber diese Art von Abfindung, ja der Kaiser ertheilete ihnen nicht einmal Gehör, sondern verwies sie an seinen Sohn, und ließ ihnen dabey sagen, was selbiger beschließen würde, es möchte nun Krieg oder Friede seyn, dabey wollte er es lassen. Indem nun der Prinz aus dieser Antwort leicht sah, was für Macht er über seines Vaters Gemüth besitze: so gab er den Bothschaftern zum Bescheide, es fiele ihm schimpflich, wenn er nach so öfters erlittenem Verluste Friede machen wollte; unterdessen, da er nicht leugnen konnte, ihre Vorschläge wären billig, und sein Vater der Kaiser würde sie angenommen haben, so setzte er, um ihnen nicht alle Hoffnung zu benehmen, noch hinzu: er wollte die Endigung dieses Geschäfftes nur so lange aufschieben, bis sein Heer im Felde stünde; und Cham Canna ihm die Ehre, daß er den gegenwärtigen Krieg geendiget hätte, nicht streitig machen könnte t).

Gemüthsart der mogolischen Prinzen.

In diesem Zustande befanden sich damals die Angelegenheiten des Reiches. Der Ehrgeiz des Coronns war verhaßt: allein, der Kaiser duldete ihn aus unbekannten Ursachen, ungeachtet er übrigens diesem Prinzen die Reichsfolge im geringsten nicht zugedacht, sondern im Gegentheile war sein ältester Sohn, der Sultan Cosronroe, welchen jedermann hochachtete und liebte, zur Regierung bestimmt. Er selbst liebte ihn ungemein, und erkannte alle seine Tugenden: allein, er hatte sich die wunderliche Einbildung in den Kopf gesetzet, die ungemeinen Eigenschaften dieses Prinzen würden seinen eigenen Ruhm verdunkeln; und um dieser Ursache willen ließ er ihn seit langer Zeit in einem Zimmer des Pallastes von einem Rasbuten, und Obersten über vier tausend Reuter bewachen. Allein, er bedachte nicht, daß nach des Verfassers Berichte, die verhaßten Kunstgriffe des Sultan Coronns weit geschickter waren, dem Ruhme, darnach er so eifrig strebete, zu schaden; als die tugendhaften Handlungen seines ältesten Prinzen. Zwar wußte er wohl, die aus dieser falschen Staatskunst entspringende Uneinigkeit zwischen beyden Prinzen, ertheile dem jüngern eine allzugroße Gewalt: allein er meynete, es stünde allemal in seiner Macht, ihm das Ansehen wieder zu nehmen, das er ihm nur auf eine Zeitlang bengeleget hatte. Nichts destoweniger war den weit aussehenden vor den gefährlichen Folgen dieses Unheils nicht wenig bange, indem sie nichts anders als einen innerlichen und dem ganzen Reiche äußerst schädlichen Krieg daraus vermuthen konnten u).

Beobachtung des Verfassers.

Rhoe fährt hierauf fort, und saget: die damals im mogolischen Reiche vorgefallenen Begebenheiten, verdieneten ihrer Mannigfaltigkeit wegen, wohl einen getreuen Geschichtschreiber; vielleicht aber möchte man sich in Europa wenig darum bekümmern, was in einem dermaßen weit entferneten Lande vorgefallen sey, oder man möchte aus einer vorgefaßten

s) A. d. 29 S. t) Ebendaselbst. u) Ebendaselbst.

Rhoe. 1616.

fasseten Meynung, als ob diese Völker leibhaftige Barbaren wären, einer solchen Geschichte wenig Wahrscheinlichkeit zutrauen. Diese Gedanken haben ihn, wie er versichert, allemal verhindert, dasjenige, was er erfuhr, aufzuschreiben. „Gleichwohl, saget er, kann ich mich „nicht entbrechen, eine gewisse Begebenheit, welche seit kurzem vor meinen Augen vorgegangen ist, hieher zu setzen, damit man sehen möge, wie weit ein Vater seine Geduld „und Vorsichtigkeit, ein Minister seine Treue, ein Bruder seine Betrügerey, und eine „zügellose Partey, welche sich alles untersteht, was ihr nur einfällt, und die Gewalt eines Monarchen ohne Scham und Scheu noch die geringste Achtung auf des Landes Wohlseyn misbrauchet, ihr unvernünftiges Beginnen treiben könne x).

„Bey einer Berathschlagung, darinnen **Sultan Coronn**, seine Schwägerinn „**Normahal**, der **Asaph Kan** und der **Normahal** Vater, **Etimon Dulet**, welche „zusammen die mächtigste Partey an diesem Hofe vorstelleten, die Mittel zu Befestigung „ihres Glückes ausfindig zu machen suchten, wurde für gut angesehen, den Sultan **Cosronroe** aus dem Wege zu räumen, weil er bey allen Großen beliebet sey, und es mit ihrer Sicherheit sehr mislich aussehen möchte, wenn er seine Freyheit dereinst wieder erlangen sollte. Nur war die Frage, wie sie ihn in ihre Gewalt bekommen sollten, damit sie „ihn in geheim mit Gifte aus dem Wege räumen könnten? Nach genommenem Entschlusse stelleten sie sich, zu Vermeidung alles Verdachtes, ungemein kaltsinnig gegen einander, und bemüheten sich, jedwedes an seinem Orte, die übernommene Rolle wohl zu spielen. **Normahal** legte die Hand zuerst ans Werk. Sie suchte das Gemüth des „Kaisers auf alle ersinnliche Weise zu gewinnen. Nachgehends fiel sie ihm einstens mit „vielen Thränen zu Füßen, stellete vor, der Sultan **Cosronroe** ändere seine Gesinnung „im allergeringsten nicht, er werde noch immer von seiner gewöhnlichen Herrschsucht besessen, und sey folglich im Stande, das allerentsetzlichste Unglück zu stiften. Der Kaiser that, „als ob er diese Sprache nicht verstünde. Allein, die Verschwornen ließen sich sein Stillschweigen nicht abschrecken. Sie warteten einen Tag ab, da er stark betrunken war, und „stelleten ihm durch den Mund des **Asaph Chans** und des **Etimon Dulets** vor, es sey „nicht nur der Würde, sondern auch der Sicherheit des kaiserlichen Kronerben weit gemäßer, wenn ihn Seine Majestät der Bewachung und Gesellschaft seines Bruders anvertraueten, als wenn sie ihn in den Händen eines Rasbuten ließen, welcher entweder durch „Versprechungen oder durch Drohen zur Untreue verleitet werden könnte. Ja sie drangen „stark in ihn, er möchte diese Veränderung nicht länger verschieben. Der Kaiser bewilligte es endlich, und schlief damit ein y).

Schändlicher Streich.

Sogleich giengen sie nach des Prinzen Gemache, in der Zuversicht der Name des Prinzen **Coronn** und ihr eigenes Ansehen werde ihnen den Eintritt in selbiges ohne Widerspruch verschaffen. **Asaph Kan** erschien demnach nebst einer Anzahl Soldaten, und verlangete, man sollte kraft des kaiserlichen Befehles, den Prinzen in seine Hände liefern. Allein, der rasbutische Oberste, welcher den Namen **Annarah** führete, sagte ihm trocken ins Gesicht hinein, er hege zwar alle mögliche Ehrfurcht gegen den Sultan **Coronn**; weil ihm aber der Prinz von des Kaisers eigener Hand anvertrauet worden sey, so werde er nimmermehr einige andere Befehle annehmen, sondern er verlange Zeit bis morgen, sodann wolle er einen so kostbaren Schatz Seiner Majestät wiederum in Dero eigene Hände liefern,

x) Ebendaselbst. y) A. d. 35 S.

Rhoe. 1616.

fern, welche damit weiter vornehmen könnte, was ihr beliebte. Diese Antwort machte einen großen Strich durch ihre Rechnung. Annarah berichtete dem Kaiser alles, was vor des Prinzen Gemache vorgefallen war, mit dem Beysatze, er und seine viertausend Reuter wären fest entschlossen, sich lieber in kleine Stücke hauen zu lassen, als den Prinzen an seine Feinde auszuliefern. Der Kaiser lobete seine Redlichkeit und sein vorsichtiges Verfahren, befahl ihm, künftig ferner also zu verfahren, und sich an keine Gegenverordnungen zu kehren, wenn sie gleich von ihm selbst herkommen sollten. Ich will mich stellen, fuhr er fort, als ob ich von der ganzen Sache nichts wüßte, und verbiethe euch, wegen des vorgegangenen Klage zu führen.

Indem nun der Kaiser weder von seiner Einwilligung in ihr Unternehmen, noch von ihrer Verwegenheit sich an des Prinzen Thüre zu melden, weiter das geringste Wort erwähnete: so glaubten die Anhänger des Coronns, er habe das erstere vergessen, das zweyte aber niemals erfahren. Unterdessen herrschete das Mistrauen auf allen Seiten.

Weil nun Rhoe seine Beobachtungen zum Vortheile seiner Obern anwandte: so giebt ihm diese eingewurzelte Feindschaft Gelegenheit, sie zu warnen, sie möchten ihre Factore nicht zu tief ins Land hinein schicken, noch ihre Waaren an viele Orte vertheilen: denn das mogolische Reich werde mit nächstem in einen langen und blutigen Krieg verwickelt werden. „Behält Cosronroe, saget er, die Oberhand, so wird dieses Land ein wahrer Freyort für „die Christen; denn besagter Prinz liebet die Wissenschaften, die Tapferkeit und die Krie„geszucht, und suchet alles dieses zu befördern. Er verabscheuet den Geiz, und die Ge„waltthätigkeiten, welche seine Voreltern und die Großen in diesem Lande überhaupt, den „Ausländern zufügten. Behält aber des Coronns Anhang den Sieg, so wird das Ge„gentheil von allem diesem erfolgen. Coronn ist ein Christenfeind, ein herrschsüchtiger, „gewaltthätiger und falscher Herr z).

Ankunft vier engländischer Schiffe.

Den 30sten des Herbstmonats lief von den Factoren zu Surate durch einen abgeschickten Bothen die Nachricht ein, es wären vier engländische Schiffe auf der Rheede zu Soualis eingelaufen; zugleich erfuhr Rhoe auch aus den Briefen der Schiffshauptleute, sie hätten die Viceadmirals Carracke von Indien unterwegens angetroffen, und nach einem langen Gefechte an der Küste der Inseln Gazedia, genöthiget, auf den Strand zu laufen, und sich zu verbrennen. Er vermeldete unverweilet dem Mogol einen Gruß von seinem Könige. Diese Höflichkeit wurde zwar ganz gut aufgenommen: allein der Kaiser fragte sogleich nach Geschenken. An statt hierauf zu antworten, machte ihm Rhoe eine umständliche Erzählung von dem letzteren Gefechte der englländischen Kriegesschiffe. Allein, er fiel immer wieder auf die Geschenke. Was schicket mir denn der König von England? sagte er. Rhoe gab zur Antwort: sein Herr überschicke dem Kaiser zwar unterschiedliche Kennzeichen seiner guten Freundschaft; weil er aber zur Gnüge wisse, daß er der Beherrscher des schönsten Theiles von Asien, und übrigens der allerreicheste Monarch des ganzen Morgenlandes sey, so habe er geglaubet, wenn er ihm kostbare Geschenke einliefern wollte, so wäre es eben so viel, als wenn er die Perlen dem großen Weltmeere, daraus sie kämen, wieder zustellen wollte; daher biethe er dem Kaiser seine Freundschaft an, nebst einigen artigen Sachen, die ihm vielleicht gefallen würden. Hierauf fragte er, ob denn nicht wenigstens Plüsch oder französischer Sammet dabey sey? Rhoe versetzte, er habe zwar noch nicht alle an ihn lautende Schrei-

z) A. d. 31 S.

Rhoe. 1616.

Schreiben, doch aber schon etwas von dem, was der Kaiser verlange, erhalten. Endlich erwähnete selbiger auch der Hunde, die ihm der Bothschafter versprochen hatte. Seine Antwort war, es wären einige im Gefechte verunglücket, doch habe man zween für Seine Majestät davon gebracht. Hierüber bezeugete er vieles Vergnügen, und sagte, wenn es möglich wäre, ihm ein Pferd von solchem Schlage zu schaffen, als die deutschen Pferde wären, so würde ihm dieses Geschenk lieber seyn, als eine Krone. Rhoe versicherte, er wolle zwar allen möglichsten Fleiß anwenden, zweifle aber sehr, ob seine Bemühung glücklich ablaufen möchte. Könnet ihr mir eines schaffen, versetzete der Kaiser: so will ich euch zehn tausend Jacobus dafür bezahlen. Rhoe bath sodann um einen Befehl, daß er die Geschenke uneröffnet nach Hofe kommen lassen könne. Sein Bescheid war, der suratische Hafen gehöre zwar seinem Sohne, doch wolle er selbigem seine Willensmeynung zu vernehmen geben. Er ließ ihn wirklich auf der Stelle rufen, und befahl ihm, dem engländischen Bothschafter sein Begehren zu verwilligen, nämlich, daß seine Ballen nicht geöffnet würden, daß er von dem angegebenen Handelsgute keine Abgabe zahlen dürfe; daß man solches ohne langen Verzug absolgen lasse, auch die Herbeyschaffung der Geschenke, die er nachgehends nach Belieben austheilen werde, nicht hindern, und übrigens den Kaufleuten seiner Nation zu Surate gut begegnen solle. Doch soweit gieng die Gnade nicht, daß man ihm die gebethene Erlaubniß zu Erbauung einer Schanze ertheilet hätte. Asaph Kan setzte sich dagegen. Aber der Prinz versprach in seines Vaters und des ganzen Hofes Gegenwart, die Engländer auf alle Weise zu vergnügen. So große Gewalt, ruft der Verfasser an diesem Orte aus, hat die Hoffnung zu Geschenken über das Gemüth der Mogolen! *a*)

Dem Cosronroe wird von neuem nachgestellet.

Indem besagter Prinz um eben diese Zeit sich zu seinem Feldzuge rüstete, und besorgte, wenn Cosronroe in des Annarah Verwahrung bliebe, so möchte vielleicht seine eigene Sicherheit in Gefahr stehen, indem selbiger während seiner Abwesenheit mit den decanischen Abgesandten Friede schließen, alle seine Anschläge vernichten, ja wohl gar sich für alle empfangene Beleidigungen nachdrücklich rächen möchte: so wagete er einen neuen Versuch, den Kaiser zu bereden. Er ließ ihm auf eine geschickte Weise vorschlagen, er solle die Bewachung seines Bruders dem Asaph Kan anvertrauen; und als selbiger diesen Antrag geneigt anhörete, so suchte er ihm noch ferner weis zu machen, wenn er sich wegen des Lebens und der Freyheit des Cosronroe auf ihn selbst, den Prinzen, verlassen wollte, so wisse er gewiß, der Cham Canna und der König von Decan würden sich weit mehr vor ihm fürchten, und auf erhaltene Nachricht, daß Seine Majestät ihm diese wichtige Gunstbezeigung verwilliget habe, desto geschwinder zum Gehorsame kriechen. Kein Mensch zweifelte an des Kaisers Einwilligung; denn es zogen noch selbigen Tag des Asaph Kans Soldaten nebst zwey hundert Reutern von des Sultans Coronn Völkern, bey dem Cosronroe auf die Wache. Rhoe machet eine sehr bewegliche Beschreibung von der Wirkung, welche diese Veränderung, sobald sie kund wurde, hervorbrachte. „Die Prinzessinnen und „das meiste Frauenzimmer im Serail verfluchten die Grausamkeit des Kaisers, wollten nicht „die geringste Speise zu sich nehmen, und vermaßen sich auf das höchste, wenn der Prinz „Cosronroe sterben müßte, so wollten sie ihm alle im Serail vorhandene Kinder in die an- „dere Welt nachschicken. Der Kaiser schickte die Normahal ab, um sie zu besänftigen, „sie bekam aber wenig angenehmes zu hören, wohl aber die heftigsten Drohungen. Er

Was solches wirket.

 „versp

a) A. d. 32 S.

Rhoe. 1616.

„versicherte zwar, es sollte dem Prinzen nicht das geringste Leid widerfahren, ja er wollte „ihn nächstens gar in Freyheit setzen, aber vergeblich. Selbst der gemeine Mann rüh„rete sich. Man sagte ohne Scheu, der Kaiser habe seinen Sohn in die Hände eines „herrschsüchtigen und blutdürstigen Prinzen geliefert; man müsse nicht so lange warten, bis „endlich gar ein Vatermord vorgehe; Sultan Coronn begnüge sich bey weitem nicht da„mit, daß er seinem ältesten Bruder nach dem Leben trachte, sondern er suchte sich nur den „Weg unvermerkt bis an den Vater zu bahnen, und den Thron auf ihrer beyder Leibern „als auf Stuffen zu besteigen. Man rottete sich schon zusammen; das Gerücht lief, es „werde zu einem allgemeinen Aufstande kommen. Jedermann rief, man müsse des Prin„zen Leben in Sicherheit bringen. Unterdessen war der unglückliche Cosronroe in der „Gewalt eines Tiegerthieres; er wollte weder essen noch trinken, und ersuchte seinen Vater „inständig, er möchte ihn lieber hinrichten lassen, als seinen Feinden zum Gespötte machen. „Hierüber wurde die ganze Stadt bestürzet. Die Gesichter der Großen waren eine natür„liche Abbildung der Traurigkeit: der gemeine Mann verdoppelte sein Geschrey, aber dabey „blieb es. Die Ausländer konnten sich von dieser Verwirrung wenig Gutes versprechen.„

Empfang des persischen Bothschafters.

Den 19ten hielt ein persischer Bothschafter, Namens Mahomet Riza Beg, seinen Einzug in die kaiserliche Hauptstadt. Er hatte zwar ein zahlreiches Gefolge bey sich, es bestund aber größtentheils aus Mogolen, die man ihm zu Bezeigung desto größerer Ehre zugegeben hatte, wiewohl übrigens keine andere ansehnliche Personen dabey waren, als nur diejenigen, welche die Ausländer bey einer solchen Gelegenheit von Amtswegen einholen. Auch hatte man ihm die Hofmusik nebst etwa hundert Elephanten entgegen geschicket. Er für sich, hatte funfzig Pferde mit Decken von Goldstücke bey sich. Die Bogen, Schilde und Köcher, waren reich besetzet. Sein Geräth geleiteten vierzig Büchsenschützen. Man führete ihn in ein zu dem Vorhofe des Pallastes gehöriges Gemach, und aus solchem auf den Durbal. Rhoe vergaß nicht, jemanden von seinen Leuten dahin zu schicken, um zu sehen, wie man ihn empfangen werde. Als er gegen den Kaiser trat, machte er bey dem ersten Geländer drey Tesselims, und ein Sizeda, welches sehr demüthige Ceremonien sind, dabey man auf die Erde niederfallen, und mit der Stirne den Boden berühren muß. Als er das Schreiben seines Herrn des Schach Abbas übergab, nahm es der Kaiser mit einer kleinen Neigung an, und fragte, wie sich sein Bruder befände? ohne den Titel König beyzusetzen. Hernach wurde er in die siebente Reihe gleich gegen der Thüre über, gesetzet, dahingegen die obern Reihen mit den vornehmsten Herren des Hofes besetzet waren. Rhoe saget, diese Stelle habe sich zwar für den Bothschafter eines so großen Monarchen als der König von Persien ist, im allergeringsten nicht geschicket, wohl aber für die eigene Person des Herrn Bothschafters, weil er sich ohne Bedenken zum Sizeda machen, dazu sich alle seine Vorfahren in diesem Amte für viel zu gut hielten, verstanden habe. Unterdessen gab man zu seiner Entschuldigung vor, es wäre ihm anbefohlen gewesen, er sollte alles thun, was der Mogol von ihm begehren würde: woraus man ferner schloß, sein ganzes Anbringen betreffe eine Beyhülfe an Gelde gegen die Türken. Er selbst hingegen behauptete, er käme bloß in der Absicht, einen Frieden zwischen dem Mogol und dem Könige von Decan zu vermitteln, weil die Vergrößerung der mogolischen Macht, dem Schach bedenklich vorkomme, und er deswegen den König von Decan in seinen Schutz genommen habe. Der Kaiser beschenkte den Mahomet Riza Beg, der Gewohnheit zu Folge, mit einem schönen Tur-

Kostbare Geschenke des persischen Bothschafters.

Rhoe. 1616.

[tur]ban, einer Weste und Leibbinde: dafür dankete der Bothschafter mit drey Reverenzen und [ei]nem Rizeda, welches eine Reverenz bis auf die Erde ist. Hernach übergab er seine eigenen Geschenke auf drey verschiedene male, und jedesmal neun persische oder arabische Pferde, weil die neunte Zahl bey den Muselmännern eine geheimnißvolle Bedeutung hat. Zu den Pferden kamen noch neun schöne Maulesel, sieben mit Sammet beladene Kameele, zween Gehänge Tapeten, einige Stücke Sammet mit Golde durchwirket, zwo Kisten mit persischen Tapeten, ein sehr kostbares Kästchen, vier Kugelbüchsen, fünf Säbel, ein Kameel mit persianischem Goldstücke beladen, acht seidene Tapeten, zween blasse Rubine, ein und zwanzig Kameele mit Weine von Trauben, vierzehn, mit allerley gebrannten Wassern, und sieben mit Rosenwasser beladen: sieben mit Edelgesteinen besetzte Dolche, fünf dergleichen Säbel, sieben dermaßen kostbare venetianische Spiegel, daß Rhoe saget, er habe sich geschämet, die seinigen damit zu vergleichen. Diese Geschenke kamen bey dem ersten Gehöre noch nicht zum Vorscheine, sondern der Bothschafter übergab nur ein Verzeichniß davon.

Rhoe glaubt, man habe ihn besser gehalten als den persischen Bothschafter.

Nachdem Rhoe auf alles Bezeugen des Hofes gegen den persischen Bothschafter fleißig hatte Achtung geben lassen, und dasjenige, was ihm selbst wiederfahren war, dagegen hielt: so konnte er nicht finden, daß man Persien einen Vorzug über England gegeben habe. Mahomet Riza Beg hatte bey dem Gehöre eine weit geringere Stelle gehabt, als er. Was die Beehrung bey dem Einzuge betrifft, so hätte man den Rhoe eben so wohl eingeholet, wenn er nicht krank gewesen wäre, oder wenn er es verlanget hätte. Der Kaiser empfing das persische Schreiben nicht mit so großer Ehrerbiethung, als er gegen das engländische bezeugte. Wenn er von dem Könige von England redete, so sagte er allezeit, der König mein Bruder, dahingegen er den persischen Monarchen nur schlechtweg Bruder nennete, gleichwie solches ein Jesuit der die Landessprache sehr wohl verstund, und bey dem Gehöre gegenwärtig gewesen war, beobachtet hatte b).

Den 21sten des Weinmonats begab sich Rhoe zum Sultan Coronn, um von den Angelegenheiten der engländischen Gesellschaft mit ihm zu sprechen. Der Prinz fiel mit seinem Gespräche auf die Geschenke, und wollte haben, Rhoe sollte die Kasten ohne Verzug öffnen lassen. Dieser antwortete, seine gegen den Kaiser tragende Ehrerbiethung leide es nicht, daß er sie anrühre, ehe Seine Majestät ihm die Ehre thun, und das für Sie Bestimmete annehmen würden. Coronn sagte hierauf: ob er ihm nicht wenigstens die weiße Feder, die er auf seinem Hute habe, schenken wollte? Rhoe versicherte, es stehe dem Prinzen das allerkostbareste, was er in seinem Vermögen habe, zu Diensten; aber eine so geringe Sache könnte er ihm nicht anbiethen, ohne sich dabey zu schämen. Nichts destoweniger nahm sie der Prinz nicht nur, ohne sich zu schämen, sondern er verlangte zugleich noch mehr Federn unter dem Vorwande, die Kaufleute hätten dergleichen nicht, er aber habe sie nöthig, damit er in seinem Soldatenaufzuge bey Hofe erscheinen könnte. Hierauf kam Abdalla Kan dazu. Er war denselbigen Tag im Soldatenaufzuge, und sein ganzes Gefolge sehr gut aufgeputzet. Des Abends verehrte dieser Herr dem Mogol einen schönen Schimmel, dessen Sattel und übriges Geschirr mit goldenen Puckeln beschlagen war. Der Kaiser schenkte ihm dagegen einen Säbel, nebst seinem Gehenke.

Erstaunliche Pracht des mogolischen Hofes.

Man brachte Seiner Majestät noch unterschiedliche andere Geschenke, als zum Beyspiele silberne Säbelgriffe, und Scheiden mit Edelgesteinen besetzt, Schilde mit Sammet überzogen, einige

b) A. d. 33 S.

Rhoe. 1616.

ge waren gemalet, andere mit erhabener Arbeit von Gold und Silber gezieret. Der Kaiser theilete einige davon unter seine Hofleute aus. Auch sah man goldene mit Edelgesteinen besetzte Sättel, und Zeuge für seine Handpferde, gestickte Stiefeln, und allerley Gattungen kostbarer Kleider. Rhoe gesteht mit vieler Verwunderung, der Aufwand der Mogolen überträfe allen Pracht, den man anderswo jemals in der Welt gesehen hätte c). Die ganze Nacht wurde zu dergleichen Augenweide angewendet.

Man will den Cosronroe ermorden.

Des Morgens entstund das Gerücht, es hätten sechs Officiere des Sultans Coronn zu dem Prinzen Cosronroe verlanget, in der Absicht, ihn zu entleiben: allein seine Thürhüter hätten sie nicht in das Gemach gelassen; hierauf sey die alte Kaiserinn zu dem Kaiser gegangen, und habe ihm das ganze Geheimniß von dieser gottlosen Verschwörung eröffnet. Weil dem Rhoe des Prinzen Unglück tief zu Herzen drang: so bemühete er sich, den eigentlichen Grund dieses Gerüchtes zu erforschen; er blieb aber in der Ungewißheit, weil er wahrnahm, daß man ihn nicht ohne Gefahr davon benachrichtigen konnte d).

Der persische Bothschafter machet sich verächtlich.

Als er des Abends auf den Durbal gieng, traf er den persischen Bothschafter daselbst an, welcher im Begriffe war, dem Kaiser alle in seinem übergebenen Verzeichnisse gemeldete Kostbarkeiten einzuhändigen. Nach des Rhoe Ermessen, glich er in seinem Wesen vielmehr einem Marktschreyer, als einem Bothschafter; er lief innerhalb der Geländer und auf den Treppen mit allerley solchen Reden und Gebehrden, die seiner Würde nicht sonderlich zur Ehre gereichten, herum. Endlich übergab er seine Geschenke selbst, und der Kaiser nahm sie auch selbst mit einem Lächeln und einigen Worten, damit er seine Zufriedenheit bezeugte, aus seinen Händen an. Es war ein ungemeiner Vortheil für diesen Bothschafter, daß man seine Sprache verstund. Seine Reden waren beständig so voll Schmeicheley und Demuth, daß man eben so viel Vergnügen daran fand, als an seinem Geschenke. Er legte dem Mogol ohne Unterlaß den Titel eines Kaisers der Welt bey, ohne zu erwägen, daß sein eigener König gleichfalls einen Anspruch auf diesen prahlerischen Titel machte. Bey dem geringsten Worte, das der Monarch aus dem Munde gehen ließ, machte er wer weis wie viele dort zu Lande übliche Bücklinge. Nach Ueberreichung aller Geschenke, die er denselbigen Tag übergeben wollte, bückete er sich bis zur Erde, und stieß die Stirn auf den Boden, daß es schallete. Die Geschenke für diesen Tag bestunden in einem Köcher, Bogen und Pfeilen; aus einigen Schüsseln voll durch Kunst nachgemachten europäischem Obste von allerley Gattungen; aus gestickten und mit Golde beschlagenen Halbstiefeln, großen Spiegeln, mit schönen Rämen; einem Stücke Sammet, nebst einer erhabenen Stickerey, worauf man einige Menschenbilder sah. Der Bothschafter gab besagte Bilder für die Bildnisse des Königs und der Königinn von Venedig aus, Rhoe hingegen hielt dafür, sie wären aus irgend einer Tapezerey ausgeschnitten. Es wurde zwar nur ein einziges solches Stück vorgezeiget, dabey aber erinnert, es wären sechs Ellen von dieser Art vorhanden. Hierauf wurden drey kleine Pferde und drey kleine Maulesel vorgeführt. Die Maulesel waren sehr schön, aber die Pferde sehr mager und häßlich, und hatten das gute Ansehen gänzlich verlohren, wofern sie anders jemals würdig gewesen wären vor die Augen eines großen Monarchen zu kommen e). Alles dieses stellete nur den ersten Auftritt im Beschenken vor: denn das ganze Lustspiel sollte zehn Tage, und darüber dauern. Der Both-

c) Ebendaselbst. d) Ebendaselbst.

Bothschafter wurde mit keiner Gegenhöflichkeit von ähnlicher Art bedacht, sondern der Kaiser befahl nur den Großen am Hofe, ihm alle mögliche Liebkosung zu erzeigen. Den 24sten wurde er nebst den vornehmsten Herren des Hofes, in eben dem Gemache, darinnen der Kaiser selbst gegenwärtig war, zur Tafel behalten. Rhoe. 1616.

Doch dieses Gastgeboth oder dieser Hochschmaus lief für die meisten Gäste sehr unglücklich ab. Des folgenden Tages erwähnete einer entweder aus Unbedachtsamkeit oder aus Bosheit gewisser dabey vorgefallenen Umstände, und sagte unter andern, es hätten viele Große Wein getrunken, welches, wenn es ohne des Kaisers Erlaubniß geschieht, als ein schweres Verbrechen angesehen wird. Der Monarch, dem sein dichter Rausch das Andenken des von ihm dazu gegebenen Befehles benommen hatte, fragte: wer sich unterstanden habe, vor seinen Augen Wein herum zu geben? Man antwortete: der Mundschenke, welcher den Wein in seiner Verwahrung habe; niemand aber unterstund sich, beyzufügen, es sey auf des Kaisers eigenen Befehl geschehen. Der Verfasser meldet bey dieser Gelegenheit, wenn der Kaiser Lust gehabt habe, zu trinken, so habe er gemeiniglich nur den Anfang für sich allein gemacht, und den Großen die Erlaubniß, ein gleiches zu thun, erst, wenn er meist genug hatte, gegeben. Der Mundschenke, der den Wein in Verwahrung hatte, schrieb die Namen derjenigen, welche Erlaubniß zum Weintrinken bekamen, auf; sie selbst aber mußten zur Dankbarkeit für die erzeigte Gnade, dem Monarchen ein Tesselim machen. Allein seine Augen waren, wenn sie es machten, gar öfters schon dermaßen benebelt, daß er es nicht sah. Voritzt ließ er den Mundschenken rufen, und fragte, ob es ihm befohlen gewesen sey, denen, die getrunken hatten, Wein zu reichen? Der Mann war von Natur ungemein verzagt, und wußte absonderlich bey dieser Gelegenheit vor Angst nicht, wie ihm geschah; er antwortete folglich der Wahrheit zuwider, sie hätten ohne Befehl getrunken. Sogleich verlangte der Kaiser das gewöhnliche Verzeichniß zu sehen, und strafte einige um tausend, andere um zwey, noch andere um drey tausend Rupien. Aber diejenigen, welche am nähesten um seine Person gewesen waren, wurden weit härter angesehen. Sie bekamen dreyßig Streiche mit einer gewissen Geißel, die vier Schnüre, und an jedweder kleines Eisen wie die Sporensterne hat, daß also jedweder Hieb gemeiniglich vier Wunden machet. Als die Gestraften darüber für todt auf der Erde liegen blieben: so befahl er den Umstehenden, ihnen mit Füßen auf den Leib zu treten. Hernach mußten die Thürhüter ihre Stöcke noch an ihnen entzwey schlagen. Endlich trug man sie gleichsam halb gerädert nach Hause. Einer blieb auf der Stelle todt. Zwar unterstund sich jemand, ein Vorwort für sie einzulegen, und alle Schuld auf den persischen Bothschafter zu schieben: allein, der Kaiser gab zur Antwort, er erinnere sich ganz eigentlich, daß er dem Bothschafter selbst nicht mehr als zwey bis drey Gläser zu reichen befohlen habe. Denn obgleich das Vollsaufen bey den Mogolen stark im Schwange geht, ja den gewöhnlichsten Zeitvertreib ihrer Kaiser vorstellet: so ist es gleichwohl dermaßen scharf verbothen, daß die Thürhüter niemanden in den Guzalkan lassen, wenn sie Wein an ihm riechen, und entgeht ein solcher Verbrecher der Geißel sehr selten. Rhoe setzet noch hinzu, wenn der Kaiser zornig gewesen, so hätte sich sein leiblicher Vater nicht unterstehen dürfen, für seinen Sohn zu bitten f).

Das Schwelgen des Kaisers ist für viele Große kläglich.

Doch

e) A. d. 34 S.

f) Ebendaselbst.

Rhoe. 1616.

Geiziges Gemüth der Mogolen.

Doch darf er, wie er saget, eine gewisse Begebenheit nicht vergessen, woraus entweder eine große Niederträchtigkeit in den Gesinnungen der Mogolen oder eine starke Begierde, seine Großmuth auf die Probe zu setzen, erhellet g). Der Kaiser hatte einige Diebe, und darunter auch einige junge Leute zum Tode verdammet. Zugleich aber dem Asaph Kan befohlen, er solle den Engländern zween davon zu Kaufe anbiethen; weil ihr Leben auf keine andere Weise gerettet werden konnte, als wenn sie jemand zu Leibeigenen kaufete. Des Rhoe Dollmetscher sagte, wiewohl ohne sein Vorwissen, die Christen hielten keine Leibeigene, im Gegentheile habe der Bothschafter einige, die ihm der Kaiser selbst verehret, in die Freyheit gesetzet. Als aber Rhoe der Sache besser nachdachte, gerieth er auf den Argwohn, der Kaiser wollte nur sehen, ob er auch so großmüthig seyn, und das Geld nicht achten würde, wenn er einem unglückseligen Menschen das Leben damit retten könnte? Er hielt es demnach wie er saget, für seine Schuldigkeit, ein weniges Geld an ein gutes Werk zu wagen, es möge nun des Kaisers Absicht beschaffen seyn, wie sie wolle. Unterdessen ließ er den Gerichtsbeamten dabey vermelden, er verlange die beyden Jungen nicht als seine Leibeigene zu behalten, sondern er sey gesonnen, sie nach bezahltem Lösegelde wieder laufen zu lassen h).

Sultan Coronn geht zu Felde.

Den isten des Wintermonats nahm Sultan Coronn wegen seiner Abreise ins Lager bey Hofe Abschied. Der Kaiser war auf dem Durbal, als der Prinz mit einem Gefolge von sechshundert kostbar angeschirrten Elephanten, und tausend Reutern, erschien. Viele Reuter waren in Goldstücken gekleidet, und hatten Federbüsche auf dem Turban, wie denn der ganze Haufe sehr wohl aufgeputzet war. Sultan Coronn trug selbst ein Kleid von Silberstücke, mit großen Perlen und Diamanten gesticket. Der Kaiser küssete ihn bey dem Umarmen ins Gesicht, und ließ viele Liebe gegen ihn spüren. Er schenkete ihm einen Säbel mit einer goldenen und mit Perlen besetzten Scheide, die man auf hundert tausend Rupien schätzte, ferner einen Dolch für vierzig tausend, einen Elephanten und zwey Reutpferde, deren Sättel und Zeug mit Goldplatten beschlagen, und mit Edelgesteinen besetzt gewesen; und endlich eine Kutsche, die er nebst noch mehreren, nach dem Muster der ihm vom Könige von England verehrten, hatte machen lassen. Sultan Coronn stieg in Gegenwart aller Anwesenden in die Kutsche, und befahl dem Kutscher, der ein Engländer war, er sollte ihn in das Lager führen. Er saß mitten darinnen, und hatte die Vorhänge auf beyden Seiten aufgezogen. Viele Edelleute folgeten ihm zu Fuße bis an seine Gezelte, die man vier englische Meilen weit von der Stadt aufgeschlagen hatte. Unterweges warf er Viertelsrupien unter das Volk aus, beliebte auch seinen Arm bis zum Kutscher auszustrecken, und ihm hundert Thaler in den Hut zu schütten k).

Wie sich der Kaiser zum Feldzuge ausrüstet.

Den folgenden Tag beschloß der Kaiser, das Lager, in Begleitung seines Frauenzimmers und des ganzen Hofes, zu besehen. Als Rhoe erfuhr, daß er sich auf dem Jarneo befinde: so begab er sich aus Neugierigkeit dahin, und bestieg die unter demselbigen befindliche Bühne, um diesen Ort, den er zu sehen noch keine Gelegenheit gehabt hatte, zu betrachten. Hier saßen nun zween Verschnittene auf Schemmeln, und wehreten dem Kaiser die Fliegen mit einem langen Windfächer von Federn. Neben ihm lagen die Geschenke, die er austheilen wollte. Sie bestunden aus Zeugen, die man auf ein Holz, das sich umdrehete, aufgerollet hatte. Er schenkte diesen Tag viel weg, aber er bekam auch wieder viel.

g) Ebendaselbst.

h) Die Summe betrug hundert Jacobus. Allein der Verfasser läßt es ungewiß, ob er aus Beyspiele von den mogolischen Beamten betrogen zu

Rhoe. 1616.

viel, und zwar von Personen von allerley Stande. Es wurden diese Geschenke von einer alten und grundhäßlichen Matrone angenommen. Rhoe erblickte zwey der hauptsächlichsten Hoffrauenzimmer hinter einem Gitterfensterchen, und waren sie bemühet, den Drath weiter auseinander zu rücken, damit sie ihn desto besser sehen könnten. Anfänglich steckten sie nur die Finger durch, und ließen sie sehen. Aber in kurzer Zeit waren die Oeffnungen so groß, daß er ihr ganzes Angesicht erblicken konnte. Sie hatten keine sehr weiße Haut, ungeachtet die große Schwärze ihrer Haare und ungemeine Lebhaftigkeit ihrer Augen, den Glanz ihrer Gesichtsfarbe billig hätte vergrößern sollen. Zwar war der Ort, wo sie stunden, an sich selbst nicht sonderlich helle: allein Rhoe wäre im Stande gewesen, sie bey dem bloßen Glanze ihrer Diamanten zu erkennen. Nachdem sie ihm Zeit gelassen hatten, sie nach Genüge zu betrachten, giengen sie lächelnd davon. Rhoe bildete sich ein, sie lachten vor Vergnügen, daß sie ihn gesehen hätten. Der Kaiser stund sofort auf, und alle Anwesende begaben sich nach dem Durbal, um daselbst so lange zu warten, bis er abreisen würde. Nach einem kurzen Verzuge erschien der Kaiser. Unterdessen stieg sein Frauenzimmer auf die Elephanten, die an ihrer Thüre auf sie warteten. Rhoe zählete funfzig kostbar angeschirrte Elephanten, absonderlich aber drey, welche kleine mit goldenen Platten gedeckte Thürme trugen. Die Fenstergitter bestunden aus eben diesem Metalle. Ueber dem ganzen Thurme war ein Himmel von Silberstücke. Als der Kaiser die Treppe des Thurms herab gieng, entstund ein Zurufen und Freudengeschrey, dafür man den Donner selbst nicht hätte hören können. Rhoe eilte, daß er unten an der Treppe zu dem Kaiser kam. Hier hielt ihm einer von den Hofleuten einen ungeheuer großen Karpen in einem Becken vor, und ein anderer eine Schüssel voll von einer gewissen, dem Stärkmehle an Weiße gleichenden Materie. Der Monarch tauchte den Finger hinein, berührte den Karpen, und berieb sich die Stirn damit. Diese Ceremonie wird im Indostanischen als eine glückliche Vorbedeutung angesehen. Ein anderer vornehmer Herr steckte ihm den Säbel in das Gehenke. Sowohl der Säbel als das Gehenk waren mit Diamanten und Rubinen besetzet. Ein anderer hing ihm seinen Köcher mit dreyßig Pfeilen, nebst seinem Bogen an, und zwar in eben dem Futterale, das ihm der persianische Bothschafter verehret hatte. Sein Turban war ungemein kostbar. Man sah an selbigem die Spitzen von einigen Hörnern hervorragen. An der einen Seite hing ein uneingefaßter Rubin, in der Größe einer Wallnuß herab; und auf der andern ein gleich großer Diamant. In der Mitte erblickte man einen weit größern, wie ein Herz geschnittenen Smaragd. Der Wulst am Turbane war mit einer Schnur von Diamanten, Rubinen, und großen Perlen etlichemal umwunden. Um den Hals trug er eine Schnur von dreymal so großen Perlen, als die schönsten, welche Rhoe jemals gesehen hatte, gewesen waren; und oberhalb des Ellenbogens ein dreyfaches Armband von eben dergleichen Perlen. Die Hand war bloß. An jedwedem Finger steckte ein kostbarer Ring. Seine Handschuhe, die von engländischem Gemächte waren, steckten in der Leibbinde, das Kleid war von Goldstücke, ohne Aermel, und die Halbstiefel mit Perlen gesticket. Er stieg in seine Kutsche. Der Kutscher war ein Engländer, und so kostbar aufgeputzet, als ein Comödiantenprinz jemals gewesen seyn mag; in solcher Pracht und Herrlichkeit regierte der Mann vier mit goldenem Geschirre belegte Pferde

Der Kaiser begiebt sich auf den Marsch.

werden seinen Entschluß nicht wieder geändert habe.

i) A. d. 37 S.

Rhoe. 1616.

Pferde. Dieses war das erstemal, daß der Kaiser in dieser Kutsche fuhr, die man nach dem Muster der engländischen verfertigt hatte, die ihr auch in der That so ähnlich zu seyn schien, daß Rhoe den Unterschied nur an dem Ausschlage merkte, der aus einem mit Golde durchwirkten Sammet bestund, dergleichen nur in Persien verfertigt wird. Zu beyden Seiten giengen zween Verschnittene, trugen kleine goldene mit Rubinen besetzte Kästchen, und einen weißen Pferdeschweif zum Fliegen wehren. Vor der Kutsche giengen eine große Menge Trompeter, Trommelschläger und andere Spielleute her, nebst vielen Hofbedienten. Diese letztern trugen Sonnenschirme und Thronhimmel, theils von Goldstücke, theils mit Golde gestickt, mit Rubinen, Perlen und Smaragden besetzet. Hinter der Kutsche folgten drey Palankine, daran die Füße mit goldenen Platten überzogen, und die Enden der Rohre mit Perlen, imgleichen mit Fransen eines Schuhes lang, und einer großen Menge ordentlich angereiheter Perlen gezieret waren. Der Rand des ersten Palankins war mit Rubinen und Smaragden überzogen. Der dazu gehörige Fußschemmel war golden, und am Rande mit Edelgesteinen eingefasset. Die beyden übrigen Palankine waren mit Goldstücke überzogen. Unmittelbar darauf folgete die von Rhoe verehrte Kutsche. Man hatte einen neuen Himmel und neue Zierrathen daran gemacht, und der Kaiser hatte sie der darinnen sitzenden Prinzessinn Normahal verehret. Auf diese folgete die dritte nach dortiger Landesart verfertigte Kutsche, darinnen der jüngste Prinz des Kaisers, von etwan funfzehn Jahren saß. Ihm folgten achtzig Elephanten. Nach des Verfassers Berichte kann man sich nichts prächtigers vorstellen, als das Angeschirr dieser Thiere. Sie schimmerten über und über von Edelgesteinen. Jedweder hatte seine Fahnen von Silberstücke. Die vornehmsten Herren am Hofe folgeten zu Fuße a).

Sultan Cosronroe wird in Freyheit gesetzt.

Rhoe gieng auf eben solche Weise bis an das Stadtthor mit. Das Frauenzimmer zog eine engländische Meile weit davon, auf ihren Elephanten einher. Als der Kaiser vor dem Gebäude vorüber fuhr, darinnen sein Sohn, der Sultan Cosronroe, gefangen saß, so ließ er stille halten, und befahl: man sollte den Prinzen holen. Er kam ohne Verzug mit einem Säbel und Schilde in der Hand zum Vorscheine. Der Bart gieng ihm bis an den Gürtel herab, welches in dasigen Ländern das Anzeigen ist, daß man in Ungnade stehe. Der Kaiser befahl ihm, er sollte auf einen Elephanten steigen, und neben der Kutsche bleiben. Dieses that er, mit großem Frohlocken des ganzen Hofes, welcher sich von der Begnadigung eines bey jedermann beliebten Prinzen viel gutes versprach. Der Kaiser gab ihm auch tausend Rupien, um solche unter das Volk zu werfen. Asaph Ram, der ihn bewachet hatte, und seine übrigen Feinde, schienen sehr gedemüthiget zu seyn, daß sie sich zu seinen Füßen sehen mußten.

Rhoe kömmt vor dem Hofe ins Lager.

Rhoe stieg, um das Gedränge zu vermeiden, zu Pferde, und erreichete die Zelte noch eher als der Kaiser. Unterweges traf er zwo lange Reihen Elephanten an, davon jedweder einen Thurm trug. An den vier Ecken eines jedweden Thurmes flogen vier Fahnen von gelbem Taffend; vor dem Thurme stund ein Falkonet auf seiner Lavette, hinter ihm der Constabler. Rhoe zählete drey hundert dergleichen bewaffnete, und sechs hundert Staatselephanten; die letzteren trugen Decken von Sammet mit goldenen Blumen, und vergoldete Fahnen. Vor dem Kaiser liefen einige Personen her, und besprengeten den Weg mit Wasser. Niemand darf der kaiserlichen Kutsche näher kommen, als auf eine Viertel Meile

und

a) A. d. 38 und vorhergeh. S.

und um dieser Ursache willen machte sich Rhoe voraus, und erwartete den Hof am Eingange des Lagers. Die Zelte hatten wenigstens zwo englische Meilen im Umkreise. Sie waren mit einem dort gewöhnlichen, auswendig rothen und inwendig nach Art unserer Tapeten mit allerley Figuren bemalten Zeuge umfangen. Diese Einfassung hatte die Gestalt einer Festung mit ihren Bollwerken und Streichwehren. Oben auf den Zeltstangen steckte ein großer kupferner Knopf. Rhoe drang sich an die kaiserlichen Gezelte und wollte sie inwendig besehen: allein diese Gunst ist jedermann versaget; ja es müssen so gar die vornehmen Herren des Reiches vor dem Eingange stehen bleiben. Unterdessen kam Rhoe doch hinein, als er der Wache einige Rupien in die Hand drückete. Der persianische Bothschafter hingegen, war entweder nicht so glücklich oder nicht so freygebig, sondern wurde abgewiesen.

Beschreibung desselben.

Mitten in dem Hofe dieses tragbaren Pallastes, hatte man einen Thron von Perlmutter aufgerichtet, dessen Himmel von Goldbrocard war, und nur auf zweenen Pfeilern ruhete. Die Capitäle oder Knöpfe dieser Säulen waren von gediegenem Golde. Als sich der Kaiser dem Eingange seines Gezeltes näherte: so traten einige Große in den umfangenen Bezirk hinein, und der persianische Bothschafter bekam Erlaubniß, mit ihnen hinein zu gehen. Beym Eintritte warf der Kaiser die Augen auf den Rhoe, und als solcher eine Verneigung machte, neigete er sich ein wenig dagegen, und legte die Hand an die Brust. Eben diese Höflichkeit erwies er auch dem persianischen Bothschafter. Rhoe blieb so lange, bis er auf seinen Thron stieg, unmittelbar hinter ihm. Sobald jedermann seine Stelle eingenommen hatte, ließen sich Seine Majestät Wasser geben, wuschen die Hände, und begaben sich hernach weg. Sein Frauenzimmer trat durch eine andere Thür in die für sie bestimmete Wohnung. Rhoe sah zwar den Prinzen Cosronroe nicht in dem Bezirke der Zelte: allein da sie mehr als dreyßig Wohnungen ausmacheten, so konnte er in irgend eine getreten seyn. Die Herren des Hofes begaben sich jedweder in sein Gezelt, welche allerley Gestalt und Farbe hatten, einige die weiße, andere die grüne, sämmtlich aber in einer so schönen Ordnung, als man bey den Gemächern unserer schönsten Häuser nimmermehr antreffen möchte, aufgeschlagen waren, und für Rhoe den prächtigsten Anblick, den er je gesehen hatte, vorstelleten. Das ganze Lager schien einer schönen Stadt ähnlich zu seyn. Weder das Geräth, noch das übrige bey einem Heere gewöhnliche Geschleppe verstellete seine Schönheit und zierliche Einrichtung. Rhoe hatte keinen Wagen, und schämete sich einigermaßen, daß er nicht mit größerm Prachte erscheinen konnte: allein es war, wie er saget, ein nothwendiges Uebel, und es hätte eine fünfjährige Besoldung, dergleichen er genoß, nicht hingereichet, sich nur einigermaßen so gut als der geringste mogolische Herr auszurüsten. Das Allererstaunlichste schien ihm dieses zu seyn, daß sie sowohl mit Zelten als mit aller übrigen Ausrüstung doppelt versehen sind, dergestalt, daß sie nach aufgeschlagenem Lager an diesem Orte die zweyten Gezelte nebst dem dazu gehörigen Aufputze an den andern Ort, wo sie künftig eintreffen werden, voraus schicken, folglich bey ihrer Ankunft schon alles in Ordnung finden. Weil sich Rhoe schämete, in einem so schlechten Aufzuge vor ihren Augen herum zu gehen: so kehrete er bald wieder in seine armselige Wohnung zurück *l*).

Thron von Perlmutter.

Pracht der Mogolen an ihren Zelten.

Den sten des Wintermonats mußte er in dem Gezelte des Prinzen Coronn eben dergleichen Pracht bewundern. Sein Thron war mit silbernen Platten, ja an einigen Orten mit erhabenen Bluhmen von gediegenem Golde beschlagen. Der Himmel ruhete auf vier, gleich-

l) A. d. 40 und vorhergeh. S.

Rhoe. 1616.

gleichfalls mit Silber überzogenen Säulen. Sein Säbel, Schild und Lanze, seine Bogen und Pfeile lagen vor ihm auf einem Tische. Als Rhoe ankam, so zog eben die Wache auf. Er bemerkete, daß der Prinz ungemein gut Meister von sich selbst zu seyn schien, und in allem seinem Thun eine große Ernsthaftigkeit annahm. Man übergab ihm zween Briefe, die er stehend las, ehe er seinen Thron bestieg. Er ließ weder das geringste Lächeln, noch in seinem Bezeugen gegen diejenigen, die ihm aufzuwarten kamen, den mindesten Unterschied merken. Sein Wesen hatte etwas widerwärtig stolzes und verächtliches gegen alles, was er sah, überhaupt an sich. Gleichwohl bemerkete Rhoe nach dem Durchlesen beyder Briefe einige innerliche Unruhe an ihm, als wenn ihm etwas sehr im Kopfe herum gienge. Denn er antwortete denen, die mit ihm redeten, ganz die Queere, ja er hörete sie nicht einmal. „Darf ich meine Meynung aufrichtig gestehen, saget der Verfasser, so betrüge ich mich entweder gewaltig, oder er hatte in der Unterredung, die er mit seines Vaters „Frauen hielte, eine Wunde ins Herz bekommen. Denn er hatte Erlaubniß erhalten, „sie zu sehen. Die Normahal, von deren Schönheit so viel Wesens gemacht wird, hatte ihn in ihrer engländischen Kutsche besuchet; man wußte auch, daß sie ihn beym Abschiednehmen einen über und über gestickten, mit Perlen, Diamanten und Rubinen besetzten „Mantel verehret hatte. Ohne Zweifel war dieser Besuch die wahre Ursache, warum er „nicht mehr wußte, was er that *m*).

Verstellte Gemüthsruhe des Sultan Coronns.

Rhoe hält ihn für verliebt in eine von seines Vaters Frauen.

Besucht ihn.

Den 9ten fand Rhoe eben diesen Prinzen mit großer Aufmerksamkeit in der Charte spielen. Die Ursache seines Besuches war, den Prinzen um Kameele und Wägen, ohne welche er dem Kaiser unmöglich folgen konnte, zu ersuchen. Er hatte diese Bitte bisher schon öfter als einmal gethan. Coronn entschuldigte sich voritzt, wegen seiner Vergessenheit, und schob die Schuld auf seine Leute. Nichts destoweniger bezeugete er ihm diesesmal größere Höflichkeit, als noch jemals, ja er rief ihn etlichemal zu sich, zeigete ihm sein Spiel und redete unterschiedliches mit ihm. Rhoe hatte gehoffet, er werde ihm den Vorschlag thun, er solle mit ihm reisen. Weil aber hiervon nichts erwähnet wurde: so ergriff er den Entschluß, seinen Abschied zu nehmen, unter dem Vorwande, er müsse nach Asmir zurück, und könne wegen Ermangelung eines Feldgeräthes, nicht über Nacht im Lager bleiben. Coronn versprach hierauf, den verlangten Befehl ohne Säumniß auszufertigen, und ließ ihn, als er weggieng, durch einen Verschnittenen, nebst vielen Kriegesbedienten begleiten, welche mit einem Lächeln zu ihm sagten, der Prinz wollte ihn kostbar beschenken, auch zehn Reuter zur Begleitung mitgeben, wenn er etwa Bedenken trage, bey Nachtzeit allein zu reisen. Er willigte hierauf in das Hierbleiben. „Sie machten, saget er, so viel Wesens „von diesem Geschenke, als wenn mir der Prinz seine schönste Perlschnur geben wollte. „Endlich kam es zum Vorscheine. Es war ein Mantel von Goldstücke, den er schon einigemal getragen hatte. Man hing mir ihn über die Schultern, und ich mußte mich wider meinen Willen dafür bedanken. Eigentlich hätte sich dieses Gewand trefflich gut dazu geschickt, die alte Geschichte vom großen Tamerlan auf einer Schaubühne vorzustellen. „Allein in diesen Ländern vermag ein Prinz keine höhere Gunst zu erzeigen, als wenn er „jemanden ein Kleid verehret, das er etlichemal getragen hat„ *n*).

Muß sich Fuhrwerk kaufen, um dem Kaiser zu folgen.

Den 10ten befahl der Kaiser, alle in der Nähe des Lagers befindliche Häuser wegzubrennen, damit die Einwohner genöthiget würden, ihm zu folgen. Die Flamme griff bis in

m) A. d. 4. S. *n*) A. d. 41 S.

die Stadt um sich, und brennete sie gleichfalls weg. Rhoe wußte nicht, was er bey diesen Umständen anfangen sollte, und der persianische Bothschafter wußte es eben so wenig. Weil nun die von ihnen bey Hofe ausgebethenen Fuhren nicht erscheinen wollten: so faßten sie den Entschluß, selbst welche zu kaufen, weil sie bey solcher Nähe des Lagers, und in einer zerstöreten Stadt schlecht Sicherheit gegen die Anfälle der Räuber hoffen konnten. Der Aufwand war zwar nicht gering: allein man versprach ihnen noch immer Kameele, und weil sie es nicht vermeiden konnten, sondern dem Kaiser nothwendiger Weise folgen mußten, so fanden sie doch wenigstens mehr Sicherheit dabey, wenn sie sich bey Zeiten ins Lager begaben. Ein gewisser Jesuit, den der Verfasser nicht nennen will, mußte sich gleichfalls Wägen kaufen, ungeachtet er einen Befehl ausgewirket hatte, daß er sich der Hofwägen bedienen dürfte o). Rhoe. 1616.

In dieser Zeit erfuhr man einige den Prinzen Cosronroe betreffende Umstände. Jedermann beklagte sein Unglück, und bejammerte es, daß er von neuem in seiner Feinde Hände gefallen war. Indem aber der Kaiser nur in der Absicht den Ehrgeiz seines Bruders zu vergnügen, keinesweges aber das Leben dieses Prinzen in einige Gefahr zu setzen, darinnen gewilliget hatte: so beschloß er, um seiner Person einmal für allemal vollkommene Sicherheit zu schaffen, und das Volk, das über seine Gefangenschaft heftig murrete, zu befriedigen, seine Meynung nachdrücklich an den Tag zu legen. Zu dieser Erklärung seines Willens, gab ihm eine gewisse Unhöflichkeit des Asaph Rams gegen seinen Gefangenen Gelegenheit. Denn dieser Herr, welcher gleichsam den Gefängnißwärter des Prinzen vorstellete, war wider dessen Willen in sein Zimmer hinein gegangen; ja er hatte ihm bey dem Eintritte nicht einmal die geringste Ehrerbiethung bewiesen. Viele waren der Meynung, er habe nur Händel mit ihm anzufangen gesucht, und geglaubet, weil der arme Cosronroe sich nicht viel vertragen konnte, so werde er in der Hitze vielleicht nach dem Säbel greifen, oder auf irgend eine andere Gewaltthätigkeit verfallen, und dadurch der Wache einen Vorwand verschaffen, daß sie über ihn herfallen und ihn niederstoßen könnte. Allein, er fand ihn gelassener, als er nicht gedacht hätte. Der Prinz ließ es dabey bewenden, daß er seinem Vater durch einen guten Freund von diesem Frevel Nachricht geben ließ. Asaph Ram wurde hierauf nach dem Durbal gerufen. Der Kaiser fragete ihn, ob er schon lange nicht bey seinem Sohne gewesen sey? Er gab zur Antwort, vor zweenen Tagen. Was thatest du denn bey ihm? fuhr der Kaiser fort. Asaph Ram versetzte, er habe nur seine Aufwartung bey ihm abgeleget. Als aber der Monarch genauere Nachricht von der Weise, wie diese Aufwartung abgeleget worden sey, verlangte: so merkete Asaph Ram wohl, er müsse die eigentliche Beschaffenheit schon wissen. Demnach erzählete er, er habe dem Prinzen aufwarten und ihm seine Dienste anbiethen wollen, man habe ihm aber den Zutritt verweigert: weil er nun von dessen Person Rede und Antwort geben müßte, so habe er es für seine Schuldigkeit erachtet, das Zimmer seines Gefangenen zu besichtigen, und sey zugleich, wie er nicht leugnen könne, wider desselbigen Willen hinein gegangen. Der Kaiser versetzte ganz gelassen: Gut! wie du drinnen warest, was sagtest du zu ihm? was für Ehrbezeigung, was für Demüthigung erwiesest du denn meinem Sohne? Dieser Unmensch wurde hierüber gewaltig bestürzet, und mußte bekennen, er habe ihm nicht die geringste Höflichkeit bewiesen. Hierauf sagte der Kaiser mit einiger Heftigkeit zu ihm, er wolle ihn ein

Cosronroe kömmt wieder ins Gefängniß

o) Ebendaselbst.

Rhoe. 1616.

ein andermal lehren, daß seine Söhne seine Herren seyn, und wenn er noch einmal erfahre, daß er die Ehrerbiethung gegen den Sultan Cosronroe im allergeringsten aus den Augen gesetzet habe, so wolle er dem Prinzen befehlen, ihm den Fuß auf die Gurgel zu setzen, und ihn todt zu treten. Sultan Coronn ist mir lieb, fuhr er fort; unterdessen soll hiermit jedermann wissen, daß ich meinen ältesten Sohn und künftigen Nachfolger im geringsten nicht deswegen in seine Hände geliefert habe, damit ich ihn verlieren will p).

Der IV Abschnitt.

Reise des Rhoe, in des Mogols Gefolge.

Rhoe begiebt sich nach Goddah zum Kaiser. Beschreibung dieser Stadt. Beschreibung des Kaiserlichen Lagers. Jagd und Fischerey des Kaisers. Großes Ansehen der Bettelmönche. Beschwerliche Züge. Rhoe trifft den Prinzen Cosronroe an. Calleade, ehemaliger Sitz der mandoischen Könige. Sultan Coronn nimmt die englischen Geschenke zu sich. Wie sich Rhoe beym Kaiser beklaget. Gleichgültigkeit des Kaisers bey den Religionsstreitigkeiten. Wie der Mogol den Rhoe betrügt. Nachricht von des Mogols Glauben. Ekbar bezeiget sich günstig gegen das Christenthum. Gehanguir führet Ekbars Entwurf aus. Mogolische Prinzen und junge Leute werden als Christen erzogen. Sie wollen christliche Frauen haben. Der Kaiser läßt sie den christlichen Glauben wieder absagen. Zustand des Christenthums. Die Jesuiten sollen Wunder thun. Großmüthige Antwort des Corsi. Geschichte von einem Affen. Rhoe folget dem Kaiser nach Mandoa. Großer Mangel am Wasser.

Rhoe begiebt sich nach Goddah zum Kaiser.

Indem das mogolische Heer zeitiger aufgebrochen war, als Rhoe mit seinen Zurüstungen zu Stande kommen konnte: so war es ihm nicht möglich, dem Kaiser vor Ablaufe des Wintermonates zu folgen. Den ersten Tag des folgenden Monats erreichete er am Abende Brampur, nachdem er unterweges die Leichname von hundert hingerichteten Straßenräubern angetroffen hatte. Den 4ten begegneten ihm nach fünf zurückgelegten Cossen ein Kameel mit drey hundert Köpfen von Aufrührern, welche der Statthalter von Candahar dem Kaiser an statt eines Geschenkes zuschickete q).

Beschreibung dieser Stadt.

Den 6ten legte er vier Cossen bis nach Goddah zurück, wo er den Kaiser nebst dem ganzen Hofe antraf. Diese Stadt, welche mit Mauren umschlossen und in der alleranmuthigsten Gegend von der Welt gelegen ist, schien dem Verfasser eine der schönsten und wohlgebautesten, die er bisher in Indien noch gesehen hatte, zu seyn. Man sieht da ganze Gassen voll Kramläden mit den allerkostbaresten Waaren angefüllet. Die öffentlichen Gebäude sind ungemein prächtig. Auf den Marktplätzen sieht man Wasserbehältnisse mit Werkstücken ausgefüttert und mit bedeckten Gängen umgeben, deren Bogenstellungen von gleichem Bauzeuge aufgeführet sind. Rings herum sind Stuffen angeleget, darauf man bis auf den Grund herab steigen und Wasser schöpfen, oder sich abkühlen kann. Die umliegende Gegend übertrifft die Stadt noch an Schönheit. Es ist eine große Ebene mit unzähligen und schönen Dörfern besetzet. Der Boden ist höchst fruchtbar an Getraide, Baumwolle und fetter Weide. Rhoe sah daselbst einen Garten, ungefähr zwo englische Meilen lang, und eine Viertel Meile breit, mit Mangos, Tamarinden, und anderen Früchten bepflanzet, und ganz ordentlich in Gänge abgetheilet. Man erblicket auf allen Seiten nichts als kleine Tempel oder von den Einwohnern also genannte Pagoden, Spring-

wasser

p) A. d. 42 S.

q) A. d. 43 S.

Rhoe. 1617.

wasser, Bäder, Teiche und gewölbte Ruhehäuser von Werkstücken gebauet. Alles dieses mit einander machet einen dermaßen angenehmen Anblick, daß nach des Verfassers Urtheile „kein einziger Mensch in der Welt seyn kann, der sich nicht glücklich schätzen sollte, „wenn er seine Lebenszeit an einem so schönen Orte zubringen könnte.„ Ehe Ekbar die Stadt eroberte, war sie der ordentliche Sitz eines rasbutischen Fürsten, und weit blühender, als itzt. Ja Rhoe bemerkte hin und wieder, daß die schönsten Gebäude den Einfall droheten, und er leget die Schuld davon auf die Nachläßigkeit ihrer gegenwärtigen Besitzer, welche auf die Erhaltung einer Sache, die nach ihrem Tode dem Kaiser heimfällt, wenig Sorge wenden r).

Beschreibung des kaiserlichen Lagers.

Den 9ten besah er das kaiserliche Lager, und nennet es „eine der wunderbarsten „Sachen, die er je gesehen. Diese große tragbare Stadt war binnen vier Stunden aufge„richtet worden. Ihr Umfang betrug ungefähr zwanzig englische Meilen. Die Zeltgassen „waren nach der Schnure abgemessen, und den Kramläden so bequemliche Stellen „angewiesen, daß jeder wußte, wo er das, was ihm nöthig fiel, suchen sollte. Jedweder „Vornehmer, und jedweder Kaufmann weis schon, wie weit sein Zelt von dem Atasikan„ha, das ist von des Königes seinem, entfernet bleiben muß; auch weis er, neben welchem „andern Gezelte es stehen, und wie viel Raum es einnehmen darf. Gleichwohl nehmen „alle diese Gezelte zusammen mehr Raum weg, als die größte Stadt in Europa. Nie„mand darf des Kaisers Gezelte näher kommen, als auf einen Büchsenschuß, und hierü„ber hielt man dermaßen genau, daß nicht einmal die allervornehmsten Herren ohne des „Kaisers ausdrücklichen Befehl eingelassen wurden. So lange der Kaiser zu Felde war, „hielt er nachmittags keinen Durbal, sondern er wendete diese Zeit entweder auf die Jagd, „oder auf die Beize der Wasservögel. Zuweilen trat er ganz allein in einen Nachen und „belustigte sich mit Schießen; denn man führte ihm allezeit einige Schiffchen auf den Wägen „nach. Zu Morgens erschien er auf dem Jarneo: allein es war verbothen, ihm daselbst „Geschäffte vorzutragen, sondern sie wurden des Abends auf dem Guzalkan abgehandelt, „mit dem Bedinge nämlich, wenn die zum Staatsrathe bestimmte Zeit nicht zum Sau„fen angewendet wurde s).„

Jagd und Fischerey des Kaisers.

Als Rhoe sich den 16ten nach des Kaisers Zelten begab: so war der Monarch eben von der Jagd zurück gekommen, und hatte eine große Menge Wildpret und Fische vor sich liegen. Sobald er den engländischen Bothschafter erblickte, mußte sich dieser sowohl von einem als von dem andern das anständigste aussuchen, das übrige wurde unter des Kaisers Edelleute ausgetheilet. Unten an seinem Throne saß ein unflätiger und gräßlicher alter Kerl. Es läuft dieses Land voll Bettelmönche, welche durch Gelobung der Armuth, und eines strengen Lebens, sich einen großen Ruhm der Heiligkeit erwerben. Der alte Kerl war ein solcher, und hatte deswegen eine solche Stelle neben dem Kaiser inne, die seine leiblichen Söhne einzunehmen das Herz nicht gehabt hätten. Er überreichte Seiner Majestät einen kleinen auf Kohlen gebackenen Kuchen, daran eine Menge Asche klebte, den er aber seinem Sagen zu Folge, mit eigener Hand bereitet hatte. Der Kaiser nahm ihn gnädig an, brach ein Stückchen ab, und steckte es in den Mund; ungeachtet eine ekelgewöhnte Person es schwerlich angerühret haben würde. Er ließ sich hundert Thaler bringen, und wickelte sie nicht nur mit eigener Hand in einen Zipfel von des Kerls Gewand, sondern las auch

Großes Ansehen der Bettelmönche.

r) A. d. 44 S.

s) Ebendaselbst.

Rhoe. 1617.

auch einige, die herausfielen, selbst von der Erde auf. Als man ihm nachgehends seine Collation auftrug, genoß er nichts, ohne dem Alten etwas davon mitzutheilen; ja als er sah, selbiger könnte für Schwachheit nicht allein aufstehen, nahm er ihn in die Arme, und half ihm. Nachgehends umarmte er ihn sehr herzlich, legte die Hand dreymal auf die Brust, und nennte ihn seinen Vater. Wir verwunderten uns gewaltig darüber, saget Rhoe, daß wir an einem Mahometaner ein so tugendhaftes Bezeugen wahrnahmen *t*).

Beschwerliche Züge.

Den 26sten brach das Heer auf, und zog durch lauter Waldungen, und über Berge voll Dornsträuche. Auf diesem Zuge gieng eine große Menge Pferde zu Grunde, noch eine größere Menge Soldaten lief davon, und jedermann führte gewaltige Klagen. Rhoe verlohr sein Gezelt und seine Wagen. Um Mitternacht traf er den Kaiser an, welcher zween Tage lang unten am Berge stille gelegen hatte, damit sich seine Leute von dem schrecklichen Ungemache wieder erholen möchten. Die Kameele, Wägen und Kutschen blieben in diesen unwegsamen Orten zu tausenden, ohne Wasser und ohne Lebensmittel. Der Kaiser war auf einem kleinen Elephanten fortgekommen, welches Thier eine sonderbare Geschicklichkeit besaß, über solche Felsen zu klettern, darüber ihm weder Kameele noch Pferde hätten folgen können *u*).

Den 24sten Jänner erfuhr man, der König von Decan wollte sich noch nicht vor dem Anzuge des Mogols fürchten, sondern er habe sein Geräth tief ins Land hinein geschickt, sich selbst aber mit funfzig tausend Reutern an die Gränze gestellet: dem Prinzen Coronn gefalle weder dieser unvermuthete Trotz, noch die Annäherung des Chaln Canna, und halte er nicht für rathsam, über das Gebirge zu ziehen. Asaph Kam und Normahal hatten sich die Sache viel anders vorgestellt, und daher den Kaiser zu Unternehmung dieses Zuges beredet, aber nun änderten sie ihre Meynung: und sobald sie es thaten, änderten alle Hofleute, die, wegen des großen Ansehens dieser beyden Personen, ja dazu gesagt hatten, die ihrige gleichfalls. Nunmehr rieth man dem Kaiser, er sollte seinen Zug nur für eine Jagdlust ausgeben, und nach Agra umkehren; denn sagten sie: die Decaner sind der Ehre nicht werth, daß ein so großer Monarch mit ihnen anbinden sollte. Allein, er gab zur Antwort, nun sey es zu späte: und da er einmal so weit sey, so müßte er Ehren wegen noch weiter fortrücken, es möchte gehen wie es wollte.

Rhoe trifft den Prinz Coronroe an.

Als Rhoe den 3ten des Hornungs etwas von der Straße des Heeres abgewichen war, und unter dem Schatten eines großen Baumes ausruhen wollte: so sah er zu seinem größten Erstaunen, den Sultan Coronroe in eben dieser Absicht auf einem Elephanten daher kommen. Man hatte ihm die Thüre seines Gefängnisses zum zweytenmale eröffnet, und er war im Begriffe, nach dem Lager zu reisen, hatte aber nicht die geringste Leibwache, ja kaum einige Bedienten bey sich. Für seinen Bart hatte er bisher so wenig Sorge getragen, daß er ihm bis an den Gürtel reichte. Seine Leute winketen dem Engländer, er sollte weichen, und seine Stelle ihrem Herrn einräumen: allein, der Prinz verwehrte dieses mit großer Leutseligkeit, und ließ unterschiedliche Fragen an den Rhoe ergehen, woraus man leicht merken konnte, er wüßte von allem, was am Hofe vorgienge, sehr wenig: ja nicht einmal dieses, daß ein engländischer Bothschafter an selbigem zugegen sey *x*).

Den

t) A. d. 44 S.
u) A. d. 45 S.

x) Aus den folgenden Nachrichten wird man ersehen, daß der arme Prinz, endlich durch die boshaf

Rhoe. 1617.

Den 6ten gegen Abend erreichte man Calleade, eine kleine und von neuem wieder aufgebauete Stadt, vor welcher man die kaiserlichen Gezelte in einer sehr anmuthigen Gegend, an dem Sceptreflusse, eine Cosse weit von Ugen, der vornehmsten Stadt in der Landschaft Mulwa, aufschlug. Calleade war ehemals der Sitz der Könige von Mandoa gewesen. Man trägt sich mit einer seltsamen Geschichte von einem dieser Könige, nämlich er sey einstens ins Wasser gefallen, einer von seinen Sclaven aber sey ihm sogleich nachgeschwommen, habe ihn bey den Haaren ergriffen, und herausgezogen. Nachdem er sich erholet gehabt, so sey seine erste Frage gewesen: wer ihn gerettet habe? Man erzählte ihm die Sache mit allen Umständen, und kein Mensch zweifelte daran, dem Sclaven würde sein Eifer nach Verdienste vergolten werden. Aber an statt der gehofften Belohnung setzte der König den armen Menschen vielmehr zu Rede, wie er so vermessen seyn, und seine Hand an seines Fürsten Haupt legen könnte? ließ ihn auch auf der Stelle hinrichten. Bald darauf setzte er sich in der Trunkenheit auf den Rand eines Fahrzeuges, und hatte eine von seinen Weibern neben sich, fiel aber wiederum ins Wasser. Das Frauenzimmer hätte ihn mit leichter Mühe zu retten vermocht, allein es hielt diesen Liebesdienst für allzugefährlich, ließ ihn also immerhin ersaufen, und sagte zu ihrer Entschuldigung, es sey ihr die Begebenheit mit dem unglücklichen Sclaven noch in frischem Gedächtnisse gewesen y).

Calleade, ehemaliger Sitz der mandolschen Könige.

Den 11ten, als der Kaiser nach dem Gebirge bey Ugen abgegangen war, um daselbst einen hundert und dreyjährigen Dervis zu besuchen, bekam Rhoe ein Schreiben mit der Nachricht, Sultan Coronn habe ungeachtet aller Befehle und Firmans seines Vaters die Geschenke der Gesellschaft eigenmächtig zu sich genommen. Zwar hätte man ihm vorgestellt, sie wären für den Kaiser bestimmt, allein vergeblich! Dagegen schrieb er selbst ohne Verzug an seinen Vater, berichtete, er habe einige den Engländern zuständige Waaren angehalten, und bath, ohne zu erwähnen, daß es Geschenke wären, um Erlaubniß, daß er die Verschläge öffnen, und was ihm davon anstehe, kaufen dürfte. Weil aber die Factore, welche die Aufsicht darüber hatten, ohne einen Befehl ihres Bothschafters in die Oeffnung nicht willigen wollten, so suchte er sie mit allerley üblem Begegnen dazu zu zwingen. Er maßte sich das Recht an, alle Geschenke und Kaufgüter eher zu besehen, als sein Vater, und was ihm darunter anständig falle, auszusuchen.

Sultan Coronn nimmt die engländischen Geschenke eigenmächtig zu sich.

Den Rhoe verdroß diese Gewaltthätigkeit ungemein, und er war anfänglich Willens, sich deswegen durch den Asaph Kam bey dem Kaiser zu beklagen, weil es besagter Herr für eine Beschimpfung aufgenommen hätte, wenn der Abgesandte einen andern Weg hätte gehen wollen. Doch da er aus der Erfahrung wußte, wie wenig diesem Manne zu trauen sey, so ersuchte er ihn nur, er möchte ihm auf dem Guzalkam Gehör verschaffen. Als aber die dagegen gemachten Einwürfe sein Mistrauen noch größer machten: so beschloß er, auf seines Dollmetschers Einrathen, dem Kaiser bey seiner Zurückkunft unterweges aufzuwarten. Er ritt demnach an einem Orte, wo der Monarch vorbey mußte; und als selbiger endlich auf seinem Elephanten sitzend erschien, stieg er ab, und gieng auf ihn zu. Der Kaiser wurde seiner sogleich gewahr, und kam seinen Klagen zuvor. Ich habe schon davon gehöret, rief er ihm zu: mein Sohn hat eure Waaren zu sich genommen, seyd deswegen ohne Sorge, er soll eure Kisten nicht öffnen, und ich werde ihm diesen Abend Befehl zuschicken, daß

Wie sich Rhoe beym Kaiser beklagt.

[bos]haften Anschläge seines Bruders zu Grunde [ge]hn.

y) R. d. 45 S.

Rhoe. 1617.

daß er sie euch ausliefern muß. Unerachtet dieses Versprechens, und des fernern gnädigen Bezeigens, erschien Rhoe des Abends dennoch auf dem Guzalkam, um sein Ansuchen zu wiederholen. Sobald ihn der Kaiser herein treten sah, ließ er ihm sagen, der versprochene Befehl sey bereits fortgeschicket, unterdessen müsse man alle vorgefallene Verdrießlichkeiten vergessen. Ob nun gleich diese weitaussehende Rede den Engländern stark im Kopfe herum gieng: so verursachete doch die Gegenwart des Asaph Kams, für dessen Arglist ihnen bange war, das sie für diesesmal nicht weiter aus der Sache sprechen wollten; um so vielmehr, weil der Kaiser auf die Glaubensstreitigkeiten fiel, und die jüdische, christliche und mahometanische Religion, eine nach der andern vornahm. Der Wein hatte ihn so aufgeräumet gemachet, daß er sich zum Rhoe wendete, und sagte: „Ich bin Herr in meinem „Lande, und will euch in selbigem alle mit einander glücklich wissen, die Juden und Chri„sten eben sowohl als die Mohren. Ich bekümmere mich um eure Zänkereyen nicht das ge„ringste. Lebet in meinem Reiche friedlich mit einander. Kein Mensch soll euch etwas „zu Leide thun, ihr sollet alle Sicherheit genießen, und ich bin gut dafür, daß euch nie„mand übel mitfahren solle.„ Diese Rede wiederholete er etlichemal. Endlich wurde der Wein völlig Meister über ihn, er fing an zu weinen, und während dieses Auftrittes, welcher bis um Mitternacht dauerte, beherrschete ihn bald diese bald jene Gemüthsbewegung.

Gleichgültigkeit des Kaisers bey den Religionsstreitigkeiten.

Zween Tage darauf, kam Sultan Coronn von Brampur an. Rhoe hätte verzweifeln mögen, daß man gar nicht an seine Angelegenheit gedachte, und die Ankunft des Prinzen setzete seine Hoffnung, Recht zu erhalten, noch unendlich mehr ins Weite hinaus. Indem er nun nicht anders vermuthen konnte, als er werde selbigen durch seine geführte Klage ohnehin vor den Kopf gestoßen haben, folglich hier nichts mehr zu schonen war: so beschloß er, sein Aeußerstes bey dem Kaiser zu wagen. Aber, indem er die Gelegenheit dazu suchte: so erfuhr er zu größtem Erstaunen, der Kaiser selbst habe die Kisten heimlich holen und öffnen lassen. Wie seltsam es endlich mit der ganzen Sache ablief, das verdienet mit des Verfassers eigenen Worten angeführet zu werden *a*).

Wie der Mogol den Rhoe betriegt.

„Ich fassete den Vorsatz, saget er, mich zu rächen; und als ich nach vielem Laufen „endlich einmal zum Gehöre gelassen wurde, trug ich dem Kaiser meine Klagen unverhohlen „vor. Er nahm sie mit niederträchtigen Schmeicheleyen an, die seine Würde noch mehr „beschimpfeten, als die begangene That selbst. Er sagte, ich dürfe für die Sicherheit aller „mir zugehörigen Sachen im allergeringsten nicht bekümmert seyn, er habe in den Kisten al„lerley Dinge gefunden, die ihm ungemein wohl gefielen, absonderlich ein Glas von durch„brochener Arbeit, und zwey gestickte Polster; auch habe er die Hunde behalten: sollte aber „irgend eine andere Seltenheit darunter seyn, die ich ihm weder zu schenken noch zu verkau„fen beliebete, so wollte er mir sie unversehret wieder zustellen, weil er mir nicht das gering„ste Mißvergnügen zu verursachen begehre. Ich antwortete, es sey zwar meistens alles „für ihn selbst bestimmt gewesen, allein es zeige dieses Verfahren eine schlechte Höflichkeit „gegen meinen König, und wisse ich nicht, auf was für Weise ich es ihm beybringen solle, „daß man seine Geschenke, an statt mir die eigenhändige Uebergebung derselbigen zu über„lassen, eigenmächtig zu sich genommen habe. Es wären viele darunter für den Sultan „Coronn und die Prinzeßinn Normahal bestimmet gewesen, noch andere hätte ich bey „mir behalten, und sie bey Zeit und Gelegenheit dazu anwenden sollen, um mir die Ge-

„genheit

a) A. d. 46 S.

Rhoe. 1617.

„genheit Seiner Majestät gegen die Unbilligkeiten, die meine Landesleute ohne Unterlaß ausstehen müßten, zu verschaffen. Einige Sachen hätten für meine guten Freunde und für mich selbst, die übrigen aber für die Kaufleute gehöret, und ich hätte die Macht nicht dazu, mit anderer Leute Eigenthum nach Belieben zu schalten.

„Hierauf bath er mich, ich möchte es nicht übel nehmen, daß er sie sich habe bringen lassen. Es hätten ihm alle und jede Stücke dermaßen wohl gefallen, daß er es nicht erwarten können, bis ich sie ihm in eigener Person übergeben hätte. Unterdessen sey mir ja dadurch nicht das geringste Nachtheil zugefüget worden, weil er zum Voraus versichert sey, ich würde bey dem Austheilen ihn zu allererst bedacht haben. Was den König von England beträfe, so wollte er sich bey ihm entschuldigen. Wegen seines Prinzen und der Normahal sollte ich außer Sorge seyn, denn sie machten mit ihm nur eine einige Person aus. Was endlich die Geschenke angehe, die ich ihm bey anderer Gelegenheit, da ich seine Gunst etwa für nöthig erachten möchte, zu machen Willens gewesen, so sey dieses eine sehr unnöthige Weitläuftigkeit; denn er werde mir allemal, und so oft ich es verlangen wolle, Gehör ertheilen, und mich deswegen, weil ich ihm sodann kein Geschenk mitbringe, im geringsten nicht schlechter empfangen, weil er nun schon zum Voraus wisse, ich hätte keine Geschenke mehr für ihn. Hernach vertheidigte er seinen Sohn, und versicherte, es werde mir selbiger das Weggenommene wieder zustellen, auch die Factore wegen der ihnen weggenommenen Waaren befriedigen. Als ich nun hierauf stille schwieg: so verlangete er, ich sollte sagen, wie mir seine Erklärung gefalle? Meine Antwort war: es sey mir lieb, Seine Majestät so vergnügt zu sehen. Hierauf wendete er sich zu einem engländischen Prediger, Namens Terry, den ich bey mir hatte, und sagte: Padre, dieses Haus steht zu euren Diensten, ihr dürfet euch auf mich verlassen. Habet ihr etwas anzubringen, so steht euch meine Thür allezeit offen, und ich werde euch alles bewilligen, was ihr verlanget.

„Nach diesem höchstgnädigen Versprechen, fing er an auf das Vertraulichste mit mir zu reden, aber mit einer solchen List, die ich sonst nirgend als in Asien angetroffen habe. Er nennete alle und jede Stücke her, die er mir weggenommen hatte, und machte den Anfang bey den Hunden, den Polstern, dem durchbrochenen Glase, und einem schönen Feldscherergestecke. Diese drey Stücke, sagte er, werdet ihr nicht wieder zurück verlangen, weil ich sie gern behalten möchte. Eure Majestät haben zu befehlen, antwortete ich. Was diese beyden Kisten voll Gläser betrifft, fuhr er fort, so ist weiter nicht viel Seltenes darinnen; wem hattet ihr sie zugedacht? Ich sagte: eine Kiste gehöre für Seine Majestät, die andere für die Prinzeßinn Normahal. Nun gut, versetzte er, ich will auch nicht mehr als eine davon behalten. Wem gehören denn diese Hüte? Drey, war meine Antwort, sind für Eure Majestät bestimmet, der vierte zu meinem eigenen Gebrauche. Nun, fuhr er fort, die für mich bestimmten werdet ihr mir nicht zu nehmen begehren; denn ich befinde sie sehr schön. Den eurigen will ich euch zwar gern heraus geben, wenn ihr ihn nothwendig brauchet, doch wäre es mir ein Gefallen, wenn ich ihn behalten dürfte. Ich mußte es mir gefallen lassen. Und die Malereyen, fragte er weiter, wer sollte sie bekommen? Ich hatte sie, gab ich zur Antwort, bey Zeit und Gelegenheit anwenden sollen. Damit befahl er, man sollte sie herholen, ließ die Kiste öffnen, und fragte mich

a) Ebendaselbst.

Rhoe. 1617.

„unterschiedliches, das Frauenzimmer, welches sie vorstelleten, betreffend. Hernach wen-
„dete er sich zu seinen Hofleuten, und verlangte, sie sollten ihm die Bedeutung eines gewi
„sen Gemäldes, das eine Venus und einen Satyr vorstellete, erklären, verboth aber zu
„gleich meinem Dollmetscher, mir ihre Reden zu eröffnen. Seine Anmerkungen betrafen
„meistentheils die Hörner des Satyrs, seine schwarze Haut, und einige andere Eigen-
„schaften beyder Figuren. Einer sagete dieses, der andere jenes. Allein der Kaiser be
„hielt seine eigene Meynung bey sich, und sagte nur, sie betrögen sich alle mit einander i
„ihrem Urtheile. Hierauf verboth er meinem Dollmetscher noch einmal, er solle mir sein
„Reden nicht wieder sagen, dagegen befahl er ihm, mich um meine Meynung von diesem
„Gemälde zu befragen. Ich antwortete, was ich in der That gedachte, nämlich ich hielte
„es für eine bloße Erfindung des Malers, indem diese Kunst ihre Vorstellungen gemein
„lich von den Erfindungen der Dichter herzunehmen pflege, ein mehreres könne ich von de
„Absicht des Künstlers unmöglich beybringen, weil ich dieses Gemälde vorjtzt zum erste
„male sahe. Hierauf ließ er den Terry gleichfalls befragen, welcher aber seine Unwissen
„heit nicht weniger gestund. Warum, fing er wider an, bringet ihr mir denn etwas, wen
„ihr nicht wisset, was es ist?

„Ich habe diesen Vorgang deswegen beybringen wollen, damit er den Bewindhaber
„der Gesellschaft, und allen meinen Nachfolgern im Amte zur Nachricht dienen möge. E
„ist eine Warnung für sie, bey der Auswahl ihrer Geschenke ein andermal vorsichtiger
„verfahren, und alles, was man übel auslegen könnte, wegzulassen, indem schwerlich einig
„Hof in der ganzen Welt dermaßen mistrauisch und eine Sache übel auszulegen geneigt se
„kann, als der mogolsche. Ungeachtet der Kaiser seine eigene Meynung zurück hielt,
„schloß ich doch aus seinen Reden, er halte dieses Gemälde für eine schimpfliche Versp
„tung der asiatischen Völker; das ist, er glaube, man habe sie unter dem Bilde eines Sa
„tyres vorgestellet, weil man ihnen eben dergleichen Neigungen als ihm zuschreibe, un
„übrigens deute die Venus, welche den Satyr bey der Nase fortführete, auf die Gew
„des asiatischen Frauenzimmers über die dasigen Mannspersonen. Uebrigens drang
„nicht weiter in mich, weil er wußte, daß ich das Bild Zeit lebens nicht mit Augen ge
„hen hatte, folglich meine vorgeschützte Unwissenheit im geringsten nicht erdichtet se
„Nichtsdestoweniger schien es, als ob ihm der Argwohn im Herzen verblieben sey; denn
„sagte mit einer kaltsinnigen Art, er behalte dieses Gemälde als ein Geschenk b).

„Die übrigen Kleinigkeiten, fuhr er fort, sollen meinem Sohne zugeschicket werde
„Sie werden ihm angenehm fallen. Ueber dieses will ich ihm so gemessene Befehle erthe
„len, daß ihr künftig keinen Versprecher mehr bey ihm bedürfen werdet. Dieses Versprech
„begleitete er mit einer Menge höflicher Worte, Entschuldigungen und Versicherungen sein
„Gewogenheit, welche entweder aus einem sehr großmüthigen oder höchst niederträchtig
„Gemüthe herrühren mußten c).

„In der großen Kiste waren allerley aus Holz geschnitzte Thiere. Man hatte mir be
„reits Nachricht gegeben, sie wären sehr schlecht gemacht, ja es habe sich sogar der Anstr
„damit man sie überzogen hatte, an vielen Orten geschelfert. Wäre es bey mir gestande
„so hätte ich sie nimmermehr unter die Geschenke gerechnet. Es fragte mich auch der K

b) A. d. 48 S.

Rhoe. 1617.

„er selbst, was sie vorstellen sollten, und ob sie für ihn bestimmet wären? Ich antwortete ohne Verzug, man habe niemals daran gedacht, Seiner Majestät ein für Sie ganz unwürdiges Geschenk zu übergeben, man habe diese Bildnisse nur mitgeschicket, weil sie die in Europa gewöhnlichsten Thiere vorstelleten. Und warum denn? versetzte er so gleich; denken sie vielleicht in England, ich hätte mein Tage keinen Ochsen oder kein Pferd gesehen? Unterdessen will ich sie doch behalten. Was ich mir aber ausbitten will, das ist ein großes Pferd aus eurem Lande, nebst einem Paare irländischer Windspiele, einem Männchen und einem Weibchen, imgleichen andere Hunde von der Gattung, als ihr zum Jagen gebrauchet. Werdet ihr mir dieses Vergnügen machen, so gebe ich euch mein kaiserliches Wort, ihr sollet dafür belohnet werden, und mehr Vorrechte von mir erhalten, als ihr verlangen könnet. Meine Antwort war, ich wollte dergleichen Thiere auf die erste auslaufende Flotte einschiffen lassen: allein ich könnte nicht gut dafür seyn, ob sie die Beschwerlichkeiten einer so langen Reise ausstehen würden. Doch, wofern sie gleich unterweges verunglücken sollten, so wollte ich ihm gleichwohl zum Wahrzeichen meines Gehorsams die Haut und die Knochen vorzeigen. Dieses schien ihm zu gefallen. Er neigte sich etlichemale; Er legte die Hand an die Brust, mit noch so mancherley andern Kennzeichen einer besondern Zuneigung und Gewogenheit, daß die anwesenden Herren selbst, mich versicherten, er habe noch niemals einer Person so ausnehmend gnädig begegnet. Es bestund aber auch meine ganze Belohnung in diesen Schmeicheleyen. Doch sagte er, er wolle alle mir erzeigte Unbilligkeit wieder gut machen, und mich mit Ehre und Gnadenbezeigungen überhäuft in mein Vaterland zurück schicken. Ja er gab auf der Stelle ein und andere zu Abstellung meiner Klagen abzielende Befehle. Nachgehends sagte er, ich will dem Könige von England ein prächtiges Geschenk übersenden, auch zugleich einen Brief an ihn schreiben, und eurer geleisteten guten Dienste mit vielem Ruhme erwähnen; nur möchte ich wissen, was ihm am angenehmsten fallen möchte? Ich antwortete, es würde sich schlecht für mich schicken, wenn ich ein Geschenk von ihm verlangen wollte; man pflegte in meinem Lande auf dergleichen Weise keinesweges zu verfahren, und es würde die Ehre meines Königes darunter leiden. Es möge aber das Geschenk, das er mir anzuvertrauen die Gnade haben werde, bestehen, aus was es wolle, so werde es mit Vergnügen angenommen werden, weil es von einem Monarchen herkomme, für welchen man in England eben so viel Liebe als Ehrerbiethung hege. Doch er ließ sich mit dieser Entschuldigung nicht abspeisen; sondern weil er meynete, ich halte seinen Antrag nur für einen bloßen Scherz, so schwur er bey seinem Kopfe, er wolle mir ein Geschenk mitgeben, ja er drang nunmehr desto schärfer darauf, ich sollte ihm etwas vorschlagen, das der Mühe, es bis nach England zu schicken, werth sey. Ich mußte endlich sagen, meinem wenigen Ermessen zu Folge, möchten wohl die großen persischen Teppiche ein schickliches Geschenk seyn, weil mein König kein wichtiges vermuthe. Hierauf sagte er, er wolle dergleichen Teppiche in mehr als einer Werkstatte und von verschiedener Größe bestellen, auch noch andere Sachen verfügen, daraus der König von England seine Hochachtung gegen ihn ermessen könne. Es lagen damals gleich einige Stücke Wildprät vor ihm: davon gab er mir eine halbe Gemse, mit dem Verfügen, er habe dieses Thier mit eigener Hand erleget, und sey die andere Hälfte für seine Frauen bestimmet. Es wurde wirklich diese andere

„Hälfte

c) Ebendaselbst.

Rhoe. 1617.

„Hälfte auf der Stelle in lauter Stücke, jedes zu vier Pfunden zerhauen. In eben dem „Augenblicke kam sein dritter Sohn und zwo Frauen aus dem Serail herein getreten, „nahmen die Stücke in die Hand, und trugen sie in eigener Person mit sich davon, nicht „anders als ein Bettler, dem man Allmosen giebt *d*).

„Könnte ein erlittener Schimpf mit Worten gut gemacht werden: so hätte ich mehr „als zu viel Ursache gehabt, über den Ausgang dieses Gehöres vergnügt zu seyn. Allein, „weil ich besorgte, er habe mir alle diese Vorschläge bloß in der Absicht meine Gemüthsart „auf die Probe zu stellen, gethan, so hielt ich es für meine Schuldigkeit, meine Klagen fort„zu setzen. Es schien aber, als wenn es ihm fremd vorkäme, daß ich die Ursache meiner „Beschwerungen nochmals berührete. Er fragte, ob ich denn nicht mit ihm zufrieden sey? „und als ich antwortete, seine Gnade könnte der Unbilligkeit, die ich in seinem Lande erlitten „habe, sehr leicht abhelfen: so versprach er mir auf das Neue, ich sollte Ursache bekommen, „mit ihm vergnügt zu seyn. Unterdessen schloß ich aus seinen darauf folgenden Reden, mei„ne Standhaftigkeit müßte ihm misfallen haben: denn er sagte, ich muß doch eine einige „Frage an euch thun: wenn ich an die Geschenke gedenke, die ihr mir vor zwey Jahren „überbracht habet, so muß ich mich allezeit wundern, daß sie an Menge und am Werthe weit „geringer waren, als eines gewissen bloßen Kaufmannes seine, der vor euch hier war, und „durch selbige jedermanns Gunst erwarb, ungeachtet euch euer König mit dem Titel eines „Bothschafters bekleidet hat. Ich erkenne euch als einen Bothschafter, es verräth auch „euer ganzes Wesen eine Standesperson, gleichwohl kann ich nicht begreifen, warum man „euch an meinem Hofe keinen größern Staat führen läßt. Ich wollte diesen Vor„wurf beantworten: allein er fiel mir in die Rede, und sagte, ich weis wohl, daß die „Schuld weder an euch, noch an eurem Könige liegt, und ich will euch zeigen, daß ich „euch höher schätze, als diejenigen, die euch abgeschicket haben. Wenn ihr wieder nach „England reisen werdet: so will ich euch beehren und belohnen, auch ein Geschenk für euren „Herrn mitgeben, ohne mich an den Werth des von euch Ueberbrachten, zu kehren. Al„lein ich will euch einen Auftrag thun, wegen dessen ich mich auf keine Kaufleute verlassen „kann: nämlich ihr sollet mir in eurem Lande einen Köcher zu Pfeilen, ein Futteral über „meinen Bogen, davon ich euch ein Muster zustellen will, ein Polster, dergleichen ich zum „Schlafen gebrauche, ein Paar Halbstiefeln, so fein gestickt, als es in England möglich „ist, und ein Panzerhemde machen lassen. Ich weis, daß man in eurem Lande die feineste „Arbeit von der Welt verfertiget. Werdet ihr mich mit diesen Sachen beschenken, so wisset „ihr, daß ich reich genug bin, und ihr sollet von diesem Auftrage gewiß keinen Schaden „haben. Ich versprach, seine Befehle mit aller Sorgfalt zu erfüllen. Hierauf befahl er „dem Asaph Kann mir die Muster zuzustellen, und fragte mich, ob ich noch Trauben„wein habe? Ich bekennete mich zu einem kleinen Vorrathe. Nun gut, versetzte er, schicket „mir ihn diesen Abend, ich will ihn versuchen, und wenn er mir schmäcket, so will ich nach „Lust davon trinken„ *e*).

Derge

d) A. d. 57 und vorhergeh. S.

e) Ebendaselbst.

f) Dieses Buch hatte den Titel: Wahrheitsspiegel. Ein Persianer, Namens Abbedin, machte eine Antwort dagegen, in welcher man alles beyeinander antrifft, was die Mahometaner gegen die christliche Religion einwenden. Der Pater Guadagnoli widerlegte nachgehends den Persianer, und sein Buch wurde auf Befehl der Congregation de propaganda zu Rom gedruckt. Weil es aber mit vielen Verwünschungen des Mahomets anfing

Rhoe. 1617.

Dergestalt kam Rhoe bey diesem Gehöre, welches eine außerordentliche Gnadenbezeigung vorstellen sollte, um seine Kisten und um seinen Wein, ohne etwas anderes als Worte dafür zu bekommen. Weil er die ausführliche Beschreibung dieses Vorganges für ungemein wichtig zum Unterrichte seiner Nachfolger hielt: so haben wir sie aus eben dieser Ursache unserm Auszuge gleichfalls einverleibet. Unterdessen giebt man einem jedweden zu erwägen, wie groß der Verdruß und Kummer eines Abgesandten seyn müßte, wenn er von einem ausländischen Hofe ohne Unterlaß betrogen, und bey dem allen durch den Vortheil derer, die seine Dienste gebrauchen, genöthiget wird, sich einsweilen mit einem leeren Dunste und der ungewissen Hoffnung abzuspeisen, er werde den günstigen Augenblick, der sein Glück auf eine unwiederrufliche Weise befestiget, vielleicht künftig noch einmal finden.

Anmerkung über diese Audienz.

Nachricht von des Mogols Glauben.

Bey Gelegenheit der Unterredung mit dem Mogol, die Glaubenslehren betreffend, bringt er folgende Nachricht bey. Man hatte in diesem Lande noch niemals etwas von dem Christenthume vernommen, als zu des Mogols Ekbar, Vaters des jetztregierenden Kaisers, Zeiten. Ekbar war ein guter Herr, gelinde, billig, und ein großer Liebhaber von allerley Neuigkeiten. Er ließ also drey Jesuiten von Goa nach Hofe kommen, darunter der Pater Hieronymus Xavier, aus dem Königreiche Navarra gebürtig, der vornehmste war. Diesen hörete er mit Vergnügen an, und befahl ihm hernach, ein Buch zu Vertheidigung seines Glaubens gegen die Mohren und Heiden zu verfertigen *f)*. In diesem Buche las er des Nachts zum öftern. Endlich, da er es hatte untersuchen lassen, bewilligte er dem Pater Xavier, vermittelst eines offenen Gnadenbriefes, die Erlaubniß, Kirchen zu bauen, zu predigen, zu lehren, zu bekehren, und alle Religionsceremonien mit eben der Freyheit als zu Rom selbst, auszuüben. Ja er gab ihm sogar Geld zum bauen, dergestalt, daß man in einigen Städten zwar Kirchen, aber keinen einzigen Christen sah. In besagtem Firman erlaubte er auch allen seinen Unterthanen, sogar die Prinzen von Geblüte nicht ausgenommen, den christlichen Glauben anzunehmen. Schöner Anfang! saget Rhoe, Frühzeitige Blüthe für eine so schlechte Erndte, als nachgehends darauf erfolgte. Ekbar war sein Tage kein großer Eiferer für die muhammedanische Lehre gewesen. Er hielt ihren Urheber für weiter nichts, als einen Menschen und König, der sich bey seinen leichtgläubigen Landesleuten in ein außerordentliches Ansehen gesetzet hatte, und aus diesem Grunde hielt er es für keine Unmöglichkeit, ein eben so großer Prophet als Mahomet selbst, zu werden. Unterdessen brach dieß Vorhaben unter seiner Regierung nicht aus. „Er bekannte sich, „wenn dem Rhoe zu glauben ist, bey seinem Abschiede, um des Wohlstandes willen, zu „seiner angebohrnen Glaubenslehre. Allein, sein Sohn brachte den von seinem Vater aus„gesonnenen Entwurf zur Ausführung. Er war weder beschnitten, noch in den Grundsä„tzen irgend einer Glaubenslehre unterrichtet worden, hatte sich auch bis zu des Rhoe An„kunft eben so wenig darum bekümmert, als der förmlichste Atheist thun könnte. Zuwei„len wohnete er dem mohrischen Gottesdienste bey: allein er that mit den heidnischen Festen „ein gleiches. Er war einer Glaubenslehre eben so gewogen, als der andern, und konnte

Ekbar bezeuget sich günstig gegen das Christenthum.

Gehangir führet des Ekbars Entwurf aus.

„nur

anfing, so stellten ihm einige in der morgenländischen Lebensart erfahrne Männer vor: auf diese Weise werde es im Morgenlande schlechten Vortheil stiften, denn die Verwünschungen würden diejenigen, denen zu Liebe es aufgesetzet sey, vom Lesen abschrecken. Damit besorgte er eine neue Auflage, und lobte den Mahomet so sehr, daß es seinen Obern misfiel, ja sie ihm sogar einen derben Ausputzer zustelleten, darüber er, wenn von seinem Werke geredet wurde, heftig klagte. Diese Anmerkung ist aus dem I Theile der Thevenotischen Sammlung gezogen.

Rhoe. 1617.

„nur diejenigen nicht leiden, welche von ihrer angebohrnen Meynung abfielen. Endlich „trat er seines Vaters Entwurfe öffentlich bey, und machte sich zum Oberhaupte seines ei„genen Glaubens. Denn damit er ein eben so großer Prophet als Mahomet werden möch„te, so schmiedete er aus allen Religionen eine neue zusammen. Sie wurde auch von einer „großen Anzahl seiner Unterthanen dermaßen eifrig angenommen, daß sie nicht die gering„ste Nahrung zu sich nahmen, bis sie ihrem neuen Gesetzgeber zuvor ihre Ehrerbiethung „bezeuget hatten. Eben um dieser Ursache willen trat er allezeit gleich mit Anbruche des „Tages an ein gewisses Fenster seines Pallastes, das auf einen geraumlichen Platz gieng. „Wer den Mahomet lobte, der kam übel an bey ihm; hingegen hörte er es gern, wenn „man denselbigen einer Betriegerey beschuldigte. Aber von Christo und seiner Lehre hör„te man ihn niemals anders, als mit großer Ehrerbiethung, sprechen: und Rhoe giebt dieses „für eine bewundernswürdige Wirkung der göttlichen Wahrheiten aus. Er bestätigte die „Freyheiten der christlichen Kirchen, und vermehrete sie alle Tage. Seit zweyen Jah„ren her, hatte er des Nachts zwo gewisse Stunden dazu ausgesetzt, daß man ihn in „der christlichen Lehre unterrichten mußte, und gab er nicht selten große Hoffnung seiner „künftigen Bekehrung von sich.

Mogolische Prinzen und junge Leute werden als Christen erzogen.

Dem Pater Franz Corsi, einem Jesuiten, welcher mit dem Titel eines königlich portugiesischen Residenten am Hofe lebte, untergab er eine große Anzahl junge Leute, damit er sie portugiesisch lesen und schreiben lehren, auch sie sonsten in der weltlichen Gelehrsamkeit unterrichten sollte. Erwähnter Jesuit hielt einige Jahre lang eine öffentliche Schule. Der Kaiser selbst schickte zween von seinen Vettern hinein, welche im christlichen Glauben unterrichtet, und in der neuen Kirche zu Agra mit großer Pracht getauft wurden. Diesem Beyspiele folgeten viele andere Mogolen mit desto größerer Dreustigkeit, weil sie glaubten, der Kaiser selbst sey von dem Bekenntnisse dieser Lehre nicht weit entfernet. Andere hingegen, die ihn besser kannten, glaubten vielmehr, es sey ein bloßer Staatsstreich von ihm, und suchete er nur diese Prinzen bey den Muhammedanern, als der Hauptmacht des Reiches, verhaßt zu machen. Allein weder diese noch jene hatten es getroffen. Sobald die Prinzen und die übrigen Kinder die Grundsätze des christlichen Glaubens begriffen hatten, darunter man ihnen absonderlich die Obliegenheit nur eine einzige Frau, und zwar von eben der Religion zu nehmen, scharf eingepräget, stiftete der Kaiser die Prinzen an, daß sie von den Jesuiten verlangeten, sie sollten ihnen portugiesische Gemahlinnen schaffen. Die Heidenbekehrer glaubten, es sey dieser Antrag nur ihr eigener Einfall, gaben ihnen also einen Verweis, und ließen es damit gut seyn. Allein, weil der Kaiser den christlichen Glauben um keiner andern Ursache willen begünstiget hatte, als nur um portugiesisches Frauenzimmer, wornach er heftiges Verlangen trug, in seine Hände zu bekommen: so gaben beyde Prinzen, die seine Meynung wohl wußten, den Jesuiten alle Kennzeichen ihres Glaubensbekenntnisses wieder zurück, unter dem Vorwande, man habe ihnen christliche Frauen versprochen, und wollte ihnen nunmehr keine geben. Die große Dreustigkeit, womit sie dieses vorbrachten, öffnete den Jesuiten die Augen. Sie erkundigten sich genauer, und konnten endlich an des Kaisers Absicht nicht weiter zweifeln. Unterdessen nahmen sie doch das Kreuz nicht an, als es die Prinzen zurück geben wollten, sondern sagten: man habe es ihnen auf Befehl des Kaisers zugestellt, sie sollten sich also an Seine Majestät wenden, damit selbige

Wollen christliche Frauen haben, bekommen sie nicht.

g) A. d. 78 und vorherg. S.

Rhoe. 1617.

selbige Ihnen dero Willensmeynung durch diejenigen, welche sie ordentlich dazu zu gebrauchen pflegte, eröffnen möchte. Sie kannten die Gemüthsart dieses Fürsten viel zu gut, und wußten, er könnte nicht leiden, daß man ihm niederträchtige Absichten Schuld gebe. Er ließ auch wirklich einige Tage lang nicht die geringste Empfindlichkeit spüren, ungeachtet er sich über den Bericht der Prinzen heftig geärgert hatte. Weil er aber die Jesuiterschule ein für allemal wieder abschaffen wollte: so ließ er den Jesuiten befehlen, an dem Thore des Serails zu erscheinen, und ihnen daselbst durch eine von seinem Frauenzimmer vermelden, die Prinzen hätten ihre Religion auf seinen Befehl verändert. Sie wurden also wieder Muhammedaner, wie zuvor, und die ganze Hoffnung der Heidenbekehrer gieng nebst den Früchten ihrer Bemühungen im Rauche auf g).

Der Kaiser läßt sie dem christlichen Glauben wieder absagen.

Rhoe versichert, er habe sorgfältig nachgeforschet, aber im ganzen Lande nicht einen einzigen Neubekehrten, der den Namen eines Christen verdienet hätte, angetroffen: ja mit Ausnahme einiger wenigen bettelmäßigen Kerl, die vom Allmosen der Jesuiten lebten, habe es wohl sehr wenige gegeben, die sich auch nur äußerlich zum Christenthume bekannt hätten. Die Jesuiten, saget er weiter, kenneten das unlautere Gemüth dieser Nation mehr als zu gut, und wären der vergeblichen Arbeit überdrüßig. Also war nach seinem Berichte, der Zustand des Christenthums im Indostanischen beschaffen. Eine gewisse seltsame Begebenheit, die er mit ansah, bestätigte ihn noch mehr in der Meynung, man dürfte auf die Bekehrung des Kaisers schlechte Rechnung machen.

Zustand des Christenthums.

„Vor weniger Zeit, sagte er, war die Jesuiterkirche nebst ihrem Kloster abgebrannt. „Allein das Crucifix blieb von dem Feuer unbeschädigt, und diese Rettung gab man für „ein Wunderwerk aus. Ich meines Ortes schwieg darzu stille, ungeachtet ich bereit war, „jeden Zufall, der zu Ausbreitung des Evangelii etwas beytragen konnte, als eine göttliche „Schickung anzusehen. Allein der Pater Corsi selbst gestund mir aufrichtig, er halte die ganze Begebenheit für etwas sehr natürliches: weil aber die Muhammedaner ohne sein Zuthun „ein Wunderwerk daraus gemacht hätten, so habe er sie immerhin bey ihrer Meynung gelassen h).

„Der Kaiser, der auf alle Neuigkeiten ungemein begierig war, ließ diesen Heidenbekehrer zu sich kommen, und anfänglich allerley andere Fragen an ihn abgehen. Endlich kam er auf das Hauptwerk, das ihm im Sinne lag, und sagte: Ihr erwähnet ja „nichts von dem großen Wunderwerke, das ihr im Namen eures Propheten gethan „habet? Wollet ihr sein Bildniß in meiner Gegenwart ins Feuer werfen, und es bleibt „unbeschädigt, so will ich ein Christ werden. Der Pater Corsi antwortete: ein solcher „Versuch liefe der Vernunft zuwider: man könnte der Allmacht keinesweges zumuthen, „daß sie so oft und vielmal, als es den Menschen einfiele, Wunderwerke thun sollte; dieses „heiße Gott versuchen: man müßte Zeit und Stunde, die ihm beliebig falle, erwarten: „hingegen wollte er zum Beweise, daß sein Glaube der wahre sey, für seine eigene Person ins Feuer springen. Dieses Anerbiethen nahm der Kaiser nicht an. Allein die Braminischen Heiligen trieben ein großes Geschrey, und verlangeten durchaus, man sollte die „Wahrheit unseres Glaubens auf die vom Kaiser verlangte Probe setzen; werde nun das „Crucifix verbrennen, so müßte der Pater Corsi ein Muhammedaner werden. Saman Corown brachte verschiedene Beyspiele von Wunderwerken vor, die um einer weit geringern

Die Jesuiten sollen Wunder thun.

Großmüthige Antwort des Corsi.

h) A. d. 79 und vorherg. S.

Rhoe. 1617.

„Ursache willen, als die Bekehrung eines mächtigen Monarchen sey, geschehen wären, „und behauptete, wenn die Christen diesen Versuch verwürfen, so halte er sich nicht für „schuldig, ihren bloßen Worten zu glauben. Der Kaiser mengete sich hierauf in den Streit, „und sagte zu Vertheidigung des Christenthums, Christus sey ohne Vergleich ein größerer „Prophet, als Mahomet, wenn man nach seinen Wunderwerken urtheilen wollte: Er rede„te weitläuftig von seiner Auferstehung, und fragte, ob irgend ein anderer im Stande ge„wesen sey, ein dermaßen göttliches Werk zu verrichten? Der Prinz versetzte zu des „Mahomets Vortheile, einen Blinden sehend zu machen, sey ein eben so großes Wunder„werk, als die Auferstehung. Als man nun heftig darüber stritt, so gab ein gewisser Herr „vor, der Kaiser und der Prinz hätten alle beyde gleiches Recht; denn sich selbst, oder ei„nen andern Verstorbenen auferwecken, sey zwar ohne Zweifel das größeste unter allen „Wunderwerken; hingegen einem Blindgebohrnen das Gesicht geben, sey eben das, und „gleichsam eine Art einer Auferweckung *i*).

Geschichte von einem Affen.

Unterdeßen zogen diese großen Bewegungen weiter nicht die geringste Folge nach sich. Gleichwohl entstunden sie bald darauf wegen eines wunderbaren Affens von neuem, und wir können uns nicht entbrechen, die Erzählung eines Mannes, wie Rhoe war, davon beyzubringen. Ein bengalischer Marktschreyer verehrete dem Kaiser einen großen Affen, den er für ein göttliches Thier ausgab. Es ist aus andern Reisebeschreibungen bereits angemerket worden, daß einige indianische Secten diese Thiere gleichsam für etwas göttliches ansehen. Weil es nun vorjtzt darauf ankam, diese angebliche Eigenschaft durch die Erfahrung zu bestätigen: so zog der Kaiser einen Ring vom Finger, und ließ ihn in der Kleidung eines Edelknaben verbergen. Ungeachtet der Affe nicht zugesehen hatte, als man ihn verbarg, so fand er ihn doch. Der Kaiser war mit diesem einzigen Versuche noch nicht zufrieden, sondern ließ die Namen von zwölf Gesetzgebern, als zum Beyspiele des Moses, Christi, des Mahomets, Aly, u. s. w. auf zwölf Zettel schreiben, in einem Gefäße durch einander vermengen, und befahl dem Affen, denjenigen heraus zu nehmen, welcher das rechte Gesetz gegeben habe. Der Affe griff in das Gefäß hinein, und zog den Namen des christlichen Gesetzgebers heraus. Der Kaiser erstaunete darüber und argwohnete, der Herr des Affens möchte vielleicht die persianische Schrift lesen können, und sein Thier dazu gewöhnet haben, daß es diesen Unterschied machen könne. Er schrieb demnach die Zettel mit eigener Hand, und zwar mit denen Ziffern, die er zu heimlichen Verhaltungsbefehlen an seine Gesandten gebrauchete. Allein der Affe irrete deswegen im geringsten nicht. Er nahm den Namen Christi noch einmal heraus, und küssete ihn. Hierauf sagte einer von den vornehmsten Hofämtern zum Kaiser, es müsse hinter dieser Sache unfehlbar einige Betrügerey stecken, er sollte ihm nur erlauben, die Zettel wohl durcheinander zu mengen, so wollte er sein Leben verlohren haben, wenn der Affe nicht fehlen würde. Er schrieb also die zwölf Namen noch einmal auf, warf aber nur eilf Zettel in das Gefäß, und behielt den zwölften in der Hand. Der Affe, griff zwar einen Zettel nach dem andern, wollte aber gar keinen heraus nehmen. Der Kaiser wurde hierüber wirklich bestürzt, und trieb ihn an, er sollte einen ziehen. Allein, das Thier ergrimmete, und gab durch allerley Zeichen zu verstehen, der Name des wahren Gesetzgebers sey nicht mit darunter. Als der Kaiser fragte, wo er denn sey? so lief

es

i) [illegible] Bernier erzählt ungefähr eben dieses.

k) Aus andern Reisebeschreibungen ersieht man, daß ein wohlabgerichteter Affe das Augenwinken seines Herrn versteht. Ja wer weis, ob der vermeynte

vermeynte

es zu dem Herrn, und ergriff ihn bey der Hand, darinnen er den verlangten Zettel hatte. Zum Beschlusse saget Rhoe, man mag nun dieses Affenspiel auslegen, wie man will, so ist doch die Begebenheit an sich selbst gewiß *k*). Rhoe. 1617.

Rhoe folget dem Kaiser nach Mandoa.

Zu bedauren ist, daß Rhoe, welcher bisher den Feldzug des Kaisers beschrieben hatte, die Ursache nicht erwähnet, warum selbiger seine Kriegesunternehmungen bey Seite setzte, und sich nach dem Schlosse Mandoa begab. Ja er meldet nicht einmal die geringste Ursache, warum er seine Erzählung so unvermuthet abbreche, sondern fährt nur also fort: „Den 3ten März kam ich nach Mandoa. Der Kaiser sollte seinen Einzug „daselbst halten, man wußte aber den Tag noch nicht, weil ihn die Sterndeuter erst bestim„men mußten, und also waren wir genöthiget, so lange außen vor der Stadt zu bleiben, „bis die glückliche Stunde erscheinen würde. Meine Leute hatten unterdessen eine Woh„nung für mich ausgesuchet, und einen großen mit einer guten Mauer umfasseten Bezirk, „darinnen ein Tempel und ein Grabmaal stunden, in Besitz genommen.„ Zwar hatten sich einige Herren von Hofe gleichfalls hinein geleget, aber dem ungeachtet wählete ihn Rhoe als einen stillen Ort, den man mit wenigem Aufwande angenehm machen konnte, zu seinem Aufenthalte, gleichwie er denn in der That auch gute Luft und eine angenehme Aussicht, nur aber die Beschwerlichkeit dabey hatte, daß er zwo französische Meilen weit vom kaiserlichen Pallaste lag. Nach wenig Tagen empfanden die Engländer noch eine andere, wiewohl sie sich auf das ganze Gefolge des Hofes überhaupt erstreckete. Mandoa lag auf einer Anhöhe, und hatte weder einen Brunnen, noch einiges Wasserbehältniß. Die im Felde hin und wieder vorhandenen Brunnen hatten die vornehmsten Herren für sich in Besitz genommen. Gar bald wurde die Noth so groß, daß eine unzählige Menge Leute und Vieh in Gefahr stund, vor Durst zu sterben. Man ließ allen Einwohnern der dasigen Gegend anbefehlen, mit ihrem Viehe und Kameelen anders wohin zu ziehen. Wer nun nicht etwa einen Beschützer bey Hofe hatte, der mußte sich wohl auf vier bis fünf französische Meilen weit einen Aufenthalt suchen, und bey diesen Umständen wurden die Lebensmittel bey Hofe sehr theuer. Dem Rhoe wurde hiebey um desto schlechter zu Muthe, weil er besorgete, er werde seine Wohnung verlassen müssen, welche ihm, ungeachtet ihrer Entlegenheit vom Wasser und von den Marktplätzen, dennoch sehr bequem fiel. Er beschloß endlich, darinnen zu bleiben, es möchte übrigens gehen, wie es wolle, weil er doch nirgend übler daran seyn könnte, als auf freyem Felde. Er stieg also zu Pferde, um in eigener Person Wasser aufzusuchen. Der Zufall führete ihn zu einem Brunnen, den ein gewisser Herr zu seinem Gebrauche verwachen ließ. Bey diesem meldete er sich, stellete seinen Wassermangel vor, und erhielt täglich vier Lasten Wasser von ihm. Er kehrete höchstvergnügt über diese wichtige Gunstbezeugung zurück, und war nun vor der allgemeinen Noth in Sicherheit *l*).

Großer Mangel an Wasser.

meynte Affe nicht gar ein menschliches Geschöpf war, das aber mit einem Affen große Aehnlichkeit hatte, als welches sogar in Europa selbst nicht ohne Beyspiel ist.

l) A. d. 51 S.

Der V Abschnitt.

Einige einzelne Anmerkungen des Rhoe.

Der Kaiser beschenket die Gesandten. Ursache, warum Surate befestiget worden. Der persianische Gesandte reiset missvergnügt ab. Niederträchtigkeit des großen Mogols. Rhoe sieht den Kaiser wägen. Schwere desselben. Goldene und silberne Früchte werden ausgetheilet. Rhoe schenket dem Mogol einen Atlas. Wichtiges Schreiben des Rhoe an seine Gesellschaft. Der Mogol weis nicht, wohin er sein Siegel hängen soll.

Das Uebrige von Rhoes Tagebuche trägt sonst nichts, als verschiedene Handlungsbegebenheiten, und allerley dahin gehörige Anmerkungen vor. Zwar sind dennoch einige andere Geschichte mit eingemischet, welche eine Absonderung verdienen: sie lassen sich aber wegen ihres wenigen Zusammenhanges untereinander in keine ununterbrochene Erzählung bringen. Also begab sich zum Beyspiele, Rhoe den 21sten März nach Hofe, und verehrete dem Kaiser zw[illegible] Me[illegible] und sechs Gläser als ein Neujahrsgeschenk. Zwar besorgete er sehr, m[illegible] wer[illegible] schlechte Sache mit großer Verachtung ansehen; nichts desto weniger wurde sie m[illegible] [illegible]er Höflichkeit angenommen, und der Kaiser sagte, weil er dabey auf [illegible] nichts a[illegible] auf se[illegible] [illegible]tes Gemüth sehe, so fielen ihm alle seine Geschenke angenehm, sie möchten übrigens so gering seyn als sie wollten. Nun ist die Reihe an mir, euch etwas zu geben, fuhr er fort, und ließ auf der Stelle einen Befehl ausfertigen: es sollte den engländischen Kaufleuten ihre Forderung baar bezahlet werden. Hernach hieß er den Rhoe auf die Stuffen des Thrones steigen, und neben ihn treten. Auf einer Seite des Kaisers war der persianische Bothschafter, auf der andern der alte König von Candahar. Rhoe nahm seine Stelle neben dem Könige. Der Kaiser b[illegible]nkete den persianischen Bothschafter mit einigen Edelgesteinen, und einem Elephanten, der Bothschafter nahm sie kniend an, und schlug mit der Stirne auf die Stuffen des Thrones. Dieser Thron war golden, mit Rubinen, Smaragden und Türkissen ganz übersäet. Oben daran sah man die Bildnisse des Königes und der Königinn von England, der Prinzeßinn Elisabeth, des Generaldirectors Thomas Smith, und einige andere Gemälde. Auf dem Boden waren zween sehr feine persische Teppiche ausgebreitet. Zur Seite war ein kleines Gerüste, darauf Spielleute stunden, und mit dem verwirrten Schalle ihrer Instrumente den Anwesenden einen Zeitvertreib machten *m*).

Der Kaiser beschenket die Gesandten.

Nach einigen Tagen erfuhr Rhoe, er stehe in dem Verdachte, als ob er heimlich von Hofe weggehen wollte, und es kostete ihm viele Mühe, andere Gedanken von sich zu erwecken. Dieser Argwohn, der die Bosheit des Sultans Coronn zur Quelle hatte, giebt [illegible] Gelegenheit, die Ursache zu erzählen, warum man damals Surate zu befestigen anfing. Schon im vorigen Jahre hatte Coronn dem Kaiser weiß gemacht, die Engländer giengen mit gefährlichen Anschlägen gegen die Stadt schwanger. „Unterdessen muß ich gestehen, sagt Rhoe, daß die Unbesonnenheit meiner Landesleute einige Gelegenheit dazu gegeben hatte. Wegen ihrer öftern Streitigkeiten, hatten sie zween hundert Büchsenschützen ans Land gesetzet; und diese sagten im Scherze zu einigen Landeseinwohnern, die ihnen unterweges begegneten, sie zögen auf die Stadt los, und wollten sie einnehmen. Ungeachtet nun diese Drohung an sich selbst etwas lächerliches war, und es wider alle Wahrscheinlichkeit lief, daß [illegible]

Ursache, warum Surate befestiget wird.

m) A. d. 51 S. *n*) Ebendaselbst. *o*) Ebendaselbst. Aus den folgenden Reisebeschrei-

Rhoe. 1617.

eine Handvoll Volkes zwölf englische Meilen weit in ein feindliches Land hinein wagen, und eine verschlossene Stadt, die ohne ihre zahlreiche Bürgerschaft zu rechnen, mit tausend Reutern und tausend Fußgängern besetzet war, angreifen sollte, absonderlich da man vorher über einen ansehnlichen Fluß setzen mußte, den wenige Leute gegen ein zahlreiches Heer vertheidigen konnten: so hatte es dennoch ein großes Aufsehen bey Hofe verursachet, und man hatte die Reden der Engländer als eine Beleidigung ausgedeutet. Voritzt wärmete Sultan Coronn diese alte Geschichte wieder auf, und suchte den Argwohn von des Rhoe heimlich vorhabender Entweichung dadurch wahrscheinlich zu machen, alles in der Absicht, den Kaiser dahin zu bereden, daß er in sein längst gefasstes Vorhaben, die Stadt Surate nebst ihrem Schlosse zu befestigen, einwilligen möchte. Den Anfang machte er mit einigen Werken an dem Hafen, und besetzete sie mit vielem Geschütze. Vermuthlich that der Kaiser, als ob er es nicht merkete, daß diese Befestigung dem Prinzen dereinst behülflich seyn könnte, sich zum unumschränkten Herrn des Ortes zu machen, oder doch, eine offene Hinterthüre in seiner Gewalt zu haben, dadurch er, wenn es nöthig seyn sollte, der Rache seines Bruders entfliehen könnte *o*).

Der persianische Bothschafter reiset misvergnügt ab.

Den 30sten April ließ sich der persianische Bothschafter bey Rhoe entschuldigen, daß er ohne Abschied von ihm zu nehmen abgereiset sey. Der Abgeordnete berichtete ihm zugleich auch, besagter Bothschafter befinde sich, des ausgesprengten Gerüchtes ungeachtet, im geringsten nicht krank, sondern weil ihm der Hof in keiner Sache zu Willen seyn wollte, so sey er im Trotze abgereiset, habe aber doch dem Kaiser, vorher noch sein letztes Geschenk von dreyßig schönen Pferden eingehändiget. Der Mogol habe ihm dafür drey tausend Thaler zugestellet: allein der Bothschafter sey mit dieser Freygebigkeit schlecht zufrieden gewesen. Um nun sich zu rechtfertigen, habe der Kaiser zwey Verzeichnisse verfertigen, und in das erste, alle von dem Bothschafter übergebenen Stücke nebst ihrem beygesetzten Werthe, welcher gleichwohl viel zu gering angesetzet gewesen, in das andere aber, alles, was selbiger jemals von dem Kaiser empfangen, auch so gar die geringsten Kleinigkeiten, als zum Beyspiele, Wein, Melonen, und andere Früchte bringen, aber ungemein hoch anschlagen lassen. Diese Verzeichnisse habe man ihm zugestellet, mit dem Anerbiethen, man wollte, um eine vollkommene Gleichheit zu treffen, ihm das übrige baar heraus bezahlen. Um dieses verächtlichen Bezeugens willen, habe er eine schwere Krankheit angegeben, und sich dadurch zwar von den Besuchen, die er wegen eingeführter Gewohnheit sonst nicht vermeiden konnte, los gemachet, aber auch zugleich in die Unmöglichkeit gesetzet, vom Rhoe Abschied zu nehmen, gleichwie er ihres bisherigen guten Einverständnisses wegen, von Herzen gern gethan hätte; unterdessen wolle er doch den Engländern die Ursache seines Misvergnügens hiermit offenbaren, auch seine wider Willen begangene Unhöflichkeit, an ihren in Persien befindlichen Landesleuten, auf alle ersinnliche Weise wieder gut machen. Sein Abgeordneter war mit Klagen über den Kaiser und den ganzen Hof, gar nicht sparsam: allein Rhoe stellete sich aus Klugheit, als ob er sie nicht verstehe; und da er bald darauf die Nachricht von einem blutigen Siege der Türken über das persische Heer, und von Eroberung der Stadt Tauris vernahm, so konnte er sich ohne weitere Erklärung in die Aufführung des mogolischen Hofes finden, indem solcher seine Hochachtung und Freundschaftsbezeugung gegen benachbarte Staaten nur nach dem Maaße des glücklichen Ausschlages ihrer Angelegenhei-

Niederträchtigkeit des großen Mogols.

Rhoe. 1617.

ten, abmißt, das ist: nach dem Maaße, als er sie fürchten muß, oder gering schätzen, darf *p*).

Rhoe sieht den Kaiser wägen.

Den 14ten des Herbstmonats, als an dem Geburtstage des Kaisers, und einem besondern Feste, daran er sich abwägen zu lassen pflegte, erzeigte man dem Rhoe die Höflichkeit und ließ ihn etwas sehen, dabey er bisher noch niemals gegenwärtig gewesen war. Er wurde nämlich in einen sehr schönen Garten geführet, darinnen unter andern ein großes viereckichtes und mit Bäumen besetztes Lustwasser, und mitten in solchem, unter einem Gezelte, die Wage, darauf man den Monarchen setzen wollte, zu sehen war. Die Schalen waren von dichtem Golde mit kleinen Steinen, Rubinen und Türkissen besetzt, sie hingen nicht nur an goldenen Ketten, sondern auch um besserer Sicherheit willen über dieses noch an seidenen Strängen. Der Wagebalken war mit Goldbleche überzogen. Rings um den Thron saßen die vornehmsten Herren, und erwarteten die Ankunft des Kaisers in einem ehrerbiethigen Stillschweigen. Endlich kam er mit Diamanten, Rubinen und Perlen gleichsam beladen; er hatte eine Menge Juwelenschnüre um den Hals, an den Armen, um den Turban, um die Hand, und an jedwedem Finger einige Ringe. Sein Säbel, sein Schild, ja der Thron selbst, war nicht weniger über und über voll Edelgesteine. Rhoe sah darunter einige Rubine in der Größe einer Wallnuß, und Perlen von einer erstaunlichen Größe *q*).

Schwere desselben.

Der Kaiser setzte sich in eine Wagschaale, doch nur auf die Fersen, wie eine Weibesperson. In die andere Schaale legte man, statt des Gewichtes, allerley gefüllte Säcke, und verwechselte sie bis zum sechstenmale. Man erzählte dem Rhoe, die Säcke wären voll Geld, und Seine Majestät habe diesesmal neun tausend Rupien gewogen, das ist ungefähr funfzehn tausend Franken an Silber. Hernach legte man Gold und Edelgesteine auf die Schaale: Rhoe konnte aber nicht sehen, was es eigentlich war, indem es eingewickelt gewesen. Nach und nach wurden Goldzeuge, Seidenzeuge, Cattun, Gewürz, und allerley nur erdenkliche Kostbarkeiten aufgelegt. Endlich wurde er auch gegen Honig, Butter, und Getraide abgewogen. Wie man dem Rhoe sagte: so sollte nachgehends alles miteinander unter die Benjanen ausgetheilt werden: allein er bemerkte, daß dieses Austheilen nicht erfolgte, sondern jedweder Pack mit großer Sorgfalt wieder in Verwahrung gebracht wurde. Von dem Gelde sagte man ihm, es wäre für die Armen bestimmt, und der Kaiser theilete es des Nachts mit eigener Hand aus.

Goldene u silberne Früchte werden ausgetheilt.

Indem der Monarch in seiner Wage saß, warf er die Augen mit einem Lächeln auf den Rhoe. Nach geschehenem Abwägen, bestieg er seinen Thron, und man setzete einige Becken voll goldener und silberner Nüsse, Mandeln, und anderer Früchte vor ihn hin. Einen Theil davon warf er aus. Die zu nächst bey ihm befindlichen Herren krochen auf dem Boden herum und klaubeten sie zusammen: allein Rhoe hielt es der Wohlanständigkeit nicht für gemäß, ihr Beginnen nachzuahmen. Als es der Kaiser wahrnahm: so ergriff er ein bey nahe noch ganz volles Becken, und leerete es in des Rhoe Mantel aus: allein die mogolischen Herren Hofcavaliere waren so unverschämt, daß sie wie die Geyer darüber herfielen, und wenn Rhoe ihnen nicht zuvor gekommen wäre, so hätten sie ihm nicht ein einziges Stück übrig gelassen. Man hatte ihm weiß machen wollen, belagte Früchte wären von dichtem Golde: doch die Erfahrung lehrete ihn, sie wären nur von Silber und so dünne,

p) A. d. 54 S. *q*) A. d. 56 S.

Rhoe. 1617.

dünne, daß ihrer tausend kaum hundert Gulden am Gewichte betrugen. Er brachte für etwan zehn bis zwölf Thaler davon, das ist eine ziemliche Schüssel voll. Alles, was der Kaiser bey dem ganzen Feste auswarf, betrug etwan vier bis fünf hundert Reichsthaler am Werthe. Die Nacht von einem so feyerlichen Tage brachte er nebst den vornehmsten Herren an seinem Hofe, mit Trinken zu. Rhoe wurde auch mit dazu gebethen: er entschuldigte sich aber, weil die dasigen Getränke dermaßen stark sind, daß er Lunge und Leber damit zu verbrennen besorgete r).

Rhoe schenket dem Mogol einen Atlas.

Den 9ten ritt der Kaiser auf einem Elephanten aus, und belustigte sich an dem Flusse Dabadar mit der Beize. Weil er vor des Rhoe Haus vorbey mußte: so stieg dieser geschwind zu Pferde, und eilte ihm entgegen. Die dasige Landesgewohnheit bringt es also mit sich, daß jedweder, vor dessen Hause Seine Majestät vorbey zieht, ihr ein Geschenk machen muß, das man mit dem Namen Mubarek, das ist gute Bothschaft, oder guten Erfolg beleget, und der Kaiser empfängt diese Geschenke als eine glückliche Vorbedeutung, der ersten Sache, die er vornehmen will. Rhoe nun hatte nichts zu verschenken. Unterdessen, da er ohne ein Geschenk mit Ehren nicht zum Vorscheine kommen konnte, und es noch weit schimpflicher gewesen wäre, wenn er sich bey dieser Gelegenheit hätte verstecken wollen: so nahm er einen sauber eingebundenen Atlas unter den Arm, und sagte zu Seiner Majestät, weil er nichts habe, das einem so großen Monarchen anständiger seyn könnte: so wollte er ihm hiermit die ganze Welt, davon selbiger einen so großen und reichen Theil beherrsche, darbiethen. Dieses Geschenk wurde mit großer Höflichkeit angenommen; der Kaiser legete etlichemal die Hand an die Brust, und versicherte, es sey ihm alles, was von Rhoen herkomme, allemal sehr lieb und angenehm. Die folgenden Tage ließ er allerley diesen Atlas betreffende Fragen an ihn ergehen. Als er ihn aber nachgehends den Gelehrten in seinem Lande zeigete, und selbige sich nicht darein finden konnten: so sah er ihn für einen unnützen Hausrath an, und schickte ihn dem Rhoe wieder zurück s).

Endlich kam eine neue Flotte an, und brachte andere Geschenke für den Hof mit, die selbigem angenehmer fielen und ihn zu günstigern Entschließungen bewogen, als der Atlas. Asaph Kam selbst wurde dem Rhoe äußerst zugethan, ja er widersetzte sich sogar dem Sultan Coronn öffentlich, also daß dieser, weil es beynahe gar niemand mehr mit ihm gegen die Engländer halten wollte, und er sich folglich außer Stande ihnen weiter zu schaden sah, endlich genöthiget war, sich ebenfalls mit ihnen zu vergleichen. Dergestalt liefen des Rhoe Geschäffte zuletzt noch glücklicher ab, als er jemals vermuthet hatte.

Purchas, der sein Tagebuch in den Druck gegeben hat, gesteht, er habe ein und andere Stücke davon aus Vorsichtigkeit weggelassen, weil sie höchstwichtige Handlungsgeheimnisse in sich hielten. Gleichwohl hat er einen Brief beybehalten, welcher im Stande zu seyn scheint, den erwähnten Mangel zu ersetzen; indem man allerley Nachrichten von den weit aussehenden Absichten, welche die engländische Gesellschaft bey des Rhoe Gesandtschaft hegete, darinnen antrifft. Er verdienet folglich aus dieser Ursache hier eingerückt zu werden, gleichwie ihn denn auch Thevenot aus gleichem Grunde übersetzt, und seiner Sammlung einverleibet hat. Nur wird man dasjenige weglassen, was mit dem vorgesetzten Endzwecke keine Verwandtschaft hat.

Hochgeehr-

r) A. d. 57 S.

s) A. d. 57 und 58 S.

Rhoe. 1617.

Wichtiges Schreiben des Rhoe an seine Gesellschaft.

Hochgeehrteste Herren und Freunde. Ich habe euch in meinem überschickten Tagebuche meine Meynung wegen eurer Angelegenheiten eröffnet. Allein, weil ich bey meiner Ankunft an dem hiesigen Hofe, mich bey einer und der andern Nachricht, die sich nachgehends ungegründet befand, aufgehalten: auch in meinem allgemeinen Berichte verschiedene Puncte nicht genugsam erläutert habe, so will ich sie gegenwärtig alle miteinander mit wenigen Worten berühren, damit ihr ein für allemal den Zustand eurer Handlung einsehen und wissen möget, wie ihr sie einrichten und fortführen müsset; denn außerdem möchtet ihr durch andere Berichte zu vergeblichen Kosten und sehr nachtheiligen Fehlern verleitet, folglich in großen Verlust gestürzet werden.

Das Anerbiethen, dem Mogol beyzustehen, oder seine Unterthanen mit Kriegesschiffen nach dem rothen Meere zu begleiten, ist etwas vergebliches. Doch will ich es dem Hofe vertragen, damit man euren guten Willen daraus erkenne. Hier zu Lande sind die Leute also beschaffen, daß sie das Anerbiethen eines Dienstes, den sie gegenwärtig nicht bedürfen, mit Verachtung anhören. Der Mogol lebet mit den Portugiesen in Friede: er wird auch niemals Krieg mit ihnen führen, es sey denn wir jagen sie zuvor aus ihren Festungen. So lange nun Friede in seinem Lande ist, wird er über euren Beystand nur spotten. Gesetzt aber, er wäre in einem schweren Kriege verwickelt, so wird er sich doch niemals in einen ausländischen Schutz begeben, noch wird man ihn jemals darzu bringen, daß er für selbigen etwas bezahlte. Ihr müsset alle vielleicht geschöpfte Gedanken fahren lassen, anderswo als zu Surate einigen, auch nur den geringsten Handel zu treiben. Genug ist es, wenn ihr im Stande seyd, euch daselbst zu vertheidigen. Kein Dienst in der Welt, er sey so groß als er wolle, wird euch diese Nation jemals verbindlich machen. Sie wird euch allezeit fürchten, aber niemals lieben. Was die Beybehaltung eines Residenten am Hofe betrifft, so müsset ihr die Kosten daran wenden, so lange als ihr mit den Portugiesen im Kriege lebet; den übrigen Aufwand kann man als etwas unnützes, ja das euch vielmehr nachtheilig fallen kann, ersparen.

Was die Schanze betrifft, so hielt ich selbige zwar bey meiner Ankunft für etwas höchstnothwendiges: allein die Erfahrung lehrte mich nachgehends, daß die damalige abschlägige Antwort uns zum Vortheile gereichet. Würde sie mir jetzt angebothen, so würde ich mich dafür bedanken. Erstlich sind die Gegenden, da man die Bequemlichkeit wegen der ehemals erwähnten Flüsse hat, ganz wüste: und man kann daselbst weder handeln noch wandeln. Die bequemsten Straßen wimmeln dermaßen von Räubern, daß sie der Landesherr selbst noch nicht zu reinigen vermocht hat. Sie nehmen ihre Zuflucht ins Gebirge, und sind wegen dessen Unzugänglichkeit gegen alle Anschläge sicher; wären einige zur Handlung bequeme Orte anzutreffen: so würden sich die Landeseinwohner derselbigen schon längst bedienet haben. Sie empfinden es alle Tage, wie große Beschwerlichkeit es ihnen bringt, daß sie einen Hafen haben, der nicht bewohnt ist. Dieser Grund ganz allein scheint mir schon hinlänglich genug, zu beweisen, daß der Ort, den man euch vorgeschlagen hat, sich nicht schicket: sie gebrauchen ihn selbst nicht. Aber gesetzt auch, der Hafen, der euch im Sinne liegt, wäre verschlossen, so ist es doch keine so leichte Sache, die Handlung von einem Orte, dahin die Kaufleute einmal gewöhnt sind, weg, und an einen anderen zu ziehen, absonderlich was die Handlung im Kleinen betrifft. Der zweyte Grund ist dieser, weil der Aufwand höher steigen würde, als es eure Handlung bestreiten könnte; denn es würde euer ganzer Gewinn auf die Besatzungskosten gehen. Hundert Mann wären zu Vertheidigung der eingebildeten Schanze noch nicht hinlänglich. Die Portugiesen würden ihr äußerstes

thun,

Rhoe. 1617.

thun, euch heraus zu jagen. Nach meinem Begriffe kann Handlung und Krieg nimmermehr neben einander bestehen; und wenn ihr mir folgen wollet, so müsset ihr ihn nirgend anderswo als zur See führen, weil man daselbst eben so leicht gewinnen, als verlieren kann. Eben dieses ist die Ursache von dem itzigen Verfalle der Portugiesen. Zwar haben sie, wie nicht zu leugnen, sehr reiche Pflanzstädte im Lande: allein die Besatzungen, die sie zu Vertheidigung derselbigen halten, nehmen allen Gewinn wieder weg, ungeachtet sie nichts weniger als zahlreich sind. Kurz, denket an das, was ich euch itzt zum Voraus sage, sie werden nimmermehr einigen Vortheil aus Indien ziehen, so lange sie genöthiget sind, diesen Aufwand fortzusetzen.

Die Holländer sind in eben diesen Fehler verfallen, als sie sich mit Gewalt darinnen fest zu setzen suchten. Sie bringen eine gewaltige Menge Waaren heraus, sie genießen in allen Handelsplätzen einer besondern Achtung, ja sie haben so gar einige von den allerbesten in ihrer eigenen Gewalt. Nichts desto weniger fressen die beständig fortlaufenden Besoldungen für die Soldaten den ganzen Gewinn einer so einträglichen und weitläuftigen Handlung wieder auf. Es bleibt eine ausgemachte Sache, wenn in diesem Lande ein Glück zu machen sey, so müsset ihr es auf der See, und in einem friedlichen Handel suchen.

Es ist ein großer Fehler, wenn man in Indien nach Besatzungen und Festungen streben will. Dürftet ihr mit sonst niemanden, als mit den Landeseingebohrnen, Krieg führen: so möchte er wohl glücklich ablaufen, aber zu Vertheidigung anderer Leute Krieg zu führen, das sind sie nicht werth, es möchte auch euer guter Ruf in große Gefahr dabey kommen. Hier zu Lande fällt es leichter, gut anzugreifen, als sich gut zurück zu ziehen. Ein einiger unglücklicher Streich würde euch um alles Ansehen bringen, und in einen Krieg verwickeln, dessen Ausgang höchst ungewiß wäre, zu geschweigen, daß man eine dem blinden Glücke so sehr unterworfene Sache, als die Kriegesbegebenheiten sind, vernünftiger Weise niemals unternehmen sollte, wenn die weite Entlegenheit der Oerter, wo man Beystand und guten Rath suchen muß, einen unersetzlichen Verlust verursachen kann. Wir sehen alle Tage, daß auch diejenigen, welche weder eines noch das andere weit suchen dürfen, nichts destoweniger zum öftern in die größte Verlegenheit gerathen. Auf der See könnet ihr wegnehmen oder fahren lassen, wie ihr wollet; eure Anschläge werden nicht verplaudert, und ihr könnet sie ausführen, nachdem sich die Gelegenheit dazu ereignet.

Es schicket sich unter allen Plätzen in des Mogols Lande kein einiger besser für euch, als die Rheede zu Soualis und der Hafen zu Surate. Ich habe diese Sache genau untersuchet, und was ich euch davon berichte, das wird meines Erachtens niemals gemisbilliget werden. Mehrere Plätze habet ihr nicht nöthig. Die große Anzahl von Häfen, Waarenlagern und Niederlagen wird den Vortheil bey eurer Handlung niemals so sehr vergrößern, als sie den Aufwand und die Beschwerlichkeiten dabey vermehret. Man wird keinen einzigen andern Ort finden, der zugleich einen so sichern Hafen für eure Schiffe, und einen bequemern Platz zum Ausladen hätte. Die Rheede zu Soualis ist in der stürmischen Jahreszeit eben so sicher, als ein Teich. Cambaya, Baroch, Amadabad und Surate treiben die stärkste Handlung in ganz Indien, und haben die vortheilhafteste Lage dazu. Es stehen euch zwey Hindernisse im Wege, die Portugiesen zur See, und das Ausschiffen eurer Waaren. Um die erste wegzuräumen, so muß die Ladung eurer Schiffe vor Ausgange des Herbstmonates in eurem Hafen seyn, welches leicht geschehen kann, wenn man allezeit Waaren vor sich liegen hat, oder auf ein Vierteljahr Geld borget. Dergestalt könnet ihr

Rhoe. 1617.

zu gleicher Zeit aus- und einladen, und zwar zu einer für die Heimreise nach England sehr bequemen Jahreszeit, und da euer Feind weder die Zeit noch die Macht euch zu schaden hat; denn um diese Zeit wird er kaum angelanget seyn können, oder wofern er seine Anstalten schon von ferne gemachet hat, so werden wir fleißig Nachricht davon bekommen.

Was den zweyten Punct betrifft, nämlich die Waaren zu laden, ohne dabey die Gefahr wegen der Fregatten zu heben, und die Kosten mit dem Herbeyschaffen zu Lande zu vermeiden: so sollte man eine Pinasse von sechzig Tonnen und zehn Stücken, die sieben bis acht Fuß tief im Wasser gienge, hieher schicken, und beständig auf dem Flusse zwischen Soualy und Surate liegen lassen, damit sie die Fahrt für eure Waaren offen hielte. Dergestalt werden sie auf dem Zollhause zu Soualy in aller Sicherheit seyn, und es dienet euch selbiges statt eines Waarenlagers, aus welchem ihr sie weiter an bequeme Orte schaffen könnet. Die Waaren, die ihr hauptsächlich suchet, sind der Indig, und die Baumwollenzeuge. Nirgend ist ein so bequemer Platz, sowohl für eines als für das andere, als hier. Mit einem Worte, die Vernunft erfordert es, daß man diejenigen Plätze aussuche, wo man die meiste Bequemlichkeit und die geringste Beschwerlichkeit findet. Vielleicht sind unter euren Factoren einige anderer Meynung: ihr dürfet aber kecklich glauben, daß ich mich nicht irre. Ich habe nicht die geringste Absicht, Factore unter mir zu haben, noch meine guten Freunde zu befördern oder in Dienste zu bringen, am allerwenigsten treibt mich der Hochmuth dazu, daß ich gern viel zu befehlen haben möchte.

Es sollte mir weit leichter fallen, der Gesellschaft ihre bisher begangenen Fehler zu entdecken, als selbigen abzuhelfen. Den Fluß Sinda *t*), davon ihr gegen mich erwähnet, haben die Portugiesen inne; und wenn auch dieser Umstand nicht wäre, so ist er doch weder zur Handlung bequemer, noch sicherer als Surate. Eure Factore haben mir einige Puncte aus euren Briefen zugesendet, welche Persien, und das Vorhaben im Bengalischen eine Schanze nebst einer Pflanzstadt anzulegen, betreffen, und welches sie für etwas ganz un[illegible]liches achten. Sie haben mir von euren Anschlägen weiter nichts zu wissen gemachet, als nur dieses. Ich will alles thun, was in meinem Vermögen steht, um eure Angelegenheiten bey Hofe durchzutreiben: aber ich wollte nur, ihr sahet aus meinem Tagebuche und aus meinen Briefen, wie sie mit mir umgehen, welches ich keiner andern Ursache zuschreiben

t) Rhoe bemerket in einem andern Briefe, daß die damaligen Landkarten des Mercators und der übrigen Landbeschreiber, ganz falsch seyn. Erstlich saget er, fällt der berufene Indusstrom, im geringsten nicht bey Cambaya in die See. Seine Hauptmündung ist bey Sinda. Der Beweis hievon ist folgender. Die Stadt Lahor liegt am Indus, welcher von da bis nach Sinda fließt. Bey hohem Wasser steht die Gegend um Cambaya bis an die See unter Wasser, und dieses mag zu dem Irrthume, darein sie verfielen, vielleicht Gelegenheit gegeben haben. Lahor ist in den Landkarten unrecht gesetzet. Diese Stadt liegt nordlich über Surate. Der gewöhnliche Sitz des Kaisers ist zu Agra, welchen Ort sie nicht bemerken. Er liegt aber Nordnordost von Surate, an einem Flusse, der in den Ganges fällt. Dermalen hat der Kaiser seinen Sitz in einer alten Stadt, von lauter leimernen Häusern, die um kein Haar besser sind, als die Strohhütten unserer Bauern. Es ist kein anderes steinernes Gebäude darinnen, als der kaiserliche Pallast. Die vornehmen Herren bauen sich rings herum in einer Art von Zelten auf. Man nimmt Rohr und Leimen und führet in einem Augenblicke eine Wohnung auf, die zuweilen wohl aus zwölf Zimmern besteht. Es liegt diese Stadt [illegible] Tagereisen von Agra auf der Nordseite. Es ist eben die Stadt, welcher Rhoe den Namen Asmire beyleget. Sie liegt, wie er saget, vier hundert funfzig englische Meilen nordlich von Brampur. A. d. 71 S.

SIEGEL DES GROSSEN MOGOLS.



So war das Siegel unter Aurengzeb beschaffen, dessen Wapen allhier die Mitte einnimmt

ben kann
theuer zu
he ich m
liger W
chen hat
Ihr hab
Waaren
fenbein u
zeit bleib
Surate u
daß man
vortheilh
der um e
doch das
ung für
abwesend
zu erhalt

Ma
kungen,
Abreise v
gebethen
cher Ort
hängen,
Auf der
das Sie
Ausweg
sonders,
Dieses S
lan, bis

u) M
Purchas
„sem Or
„Steel,
„welcher
„Lande
„erzählte
„Kaiser
„Europä
„ler die
„Steel
„damit
„ungeach
„hin kom
„ihm be
„den Ka

Rhoe. 1617.

ben kann, als einem Verdachte, den ihr auf meine Aufführung geworfen habet, und der euch theuer zu stehen kommen wird. Was die Anrichtung eures Handels allhier betrifft so stehe ich meines Erachtens in solcher Gnade bey dem Kaiser, daß ich mir alles, was ihr billiger Weise verlangen könnet, zu erhalten getraue; und wenn er mir einmal etwas versprochen hat, so wird ihn die Betrachtung eurer Kriegesschiffe nöthigen, daß er sein Wort hält. Ihr habet bey Hofe keine so große Gunst nöthig, als ihr euch einbildet. Ihr müsset andere Waaren hieher bringen. Lasset euch eure Leute nichts weis machen. Tuch, Bley, Elfenbein und Quecksilber sind die besten Waaren für diese Gegenden, sie werden es auch allezeit bleiben. Das vorige Jahr ist mir der Sultan Coronn, welcher die Statthalterschaft Surate verwaltet, heftig zuwider gewesen. Ich habe es nicht so weit zu bringen vermocht, daß man einen Handelsvergleich unter solchen Bedingungen, welche für beyde Nationen gleich vortheilhaft gewesen wären, aufgesetzet hätte. Der Mangel an Geschenken hat mich wieder um einen Theil der bey Hofe erworbenen Gunst gebracht. Nichts destoweniger habe ich doch dasjenige, was ich verlangte, größtentheils erhalten, gleichwie auch einige Genugthuung für die vorgefallenen Geldschneidereyen, und Bedruckungen. Nun aber, da der Prinz abwesend ist, will ich bey Uebergebung eurer Geschenke an den Mogol bessere Bedingungen zu erhalten, und einen neuen Vergleich zu schliessen suchen.

Der Mogol weis nicht, wohin er sein Siegel hängen soll.

Man findet weder in des Rhoe eigenem Berichte, noch in den beygefügten Anmerkungen, wenn er nach Hause gereiset sey: doch versichert Purchas u), er habe bey seiner Abreise von dem Hofe zu Asmir den Mogol um ein Empfehlungsschreiben an seinen König gebethen, selbiges auch ohne Mühe erhalten. Nur habe der Mogol nicht gewußt, welcher Ort sich am besten für sein Siegel schicken möchte. Sollte er es unten an den Brief hängen, so wäre es nach seiner Meynung eine ihm unanständige Erniedrigung gewesen. Auf der andern Seite besorgete er, es möchte den König von England verdrießen, wenn er das Siegel oben an das Schreiben hinge. Um nun in dieser doppelten Schwierigkeit einen Ausweg zu treffen, so gab er dem Rhoe das Schreiben und sein großes Siegel, jedwedes besonders, damit der König von England das letztere hinhängen könnte, wo es ihm beliebte. Dieses Siegel ist von Silber, und enthält das Geschlechteregister der Mogolen vom Tamerlan, bis auf den damaligen. Wir liefern hier die Abbildung davon.

u) Wir wollen hier noch eine Zugabe aus dem Purchas beyfügen. Er saget: „Ich muß an diesem Orte dasjenige beybringen, was mir Herr „Steel, einer von unsern vornehmsten Factoren, „welcher mit Herrn Rhoe zu eben der Zeit im „Lande war, von dem Frauenzimmer im Serail „erzählte. Steel hatte einen Maler bey sich. Der „Kaiser wollte sich aus Neugierigkeit von einem „Europäer abmalen lassen. Weil aber der Künst„ler die Landessprache nicht verstund: so wurde „Steel in die Frauenzimmerwohnung gelassen, „damit er ihm zum Dollmetscher dienen könnte, „ungeachtet sonst keine Mannsperson jemals da„hin kommen darf. Gleich bey der Thüre warf „ihm der Oberste der Verschnittenen ein Tuch über „den Kopf, damit er die Frauen, die ihm etwan „unterweges begegnen möchten, nicht sehen konn„te. Gleichwohl schaffte ihm entweder ein bloßer „Zufall, oder seine eigene Neugierigkeit Gelegen„heit dazu, daß er einige erblickte: allein so bald „es der Verschnittene merkete, warf er ihm ohne „Verzug eine noch dichtere Decke, als die vorige „war, über den Kopf.

„Der Frau Steel hingegen stund der Eingang bey dem Chan Kanna beßer offen. Die „Tochter dieses Herrn war an des Mogols älte„sten Bruder vermählt gewesen, lebte aber nun „im Wittwenstande, und sehr einsam. Diese be„kam Lust ein engländisches Frauenzimmer zu se„hen, und ihr Vater ersuchte den Herrn Steel seiner „Frau zu erlauben, daß sie einen Besuch bey ihr „ablegete. Die Frau Steel wurde in einem auf „allen

Mandelslo. 1638.

Das XXIII Capitel.

Johann Albrechts von Mandelslo Reise nach Indostan.

Einleitung.

Man stellet uns den von Mandelslo als einen von denjenigen außerordentlichen Reisenden vor, bey denen die Begierde, die Welt zu durchstreichen, eine Leidenschaft ist, und die ihr so gar auch die Hoffnung ihres Glückes aufopfern. Er war aus einer angesehenen Familie in dem Mecklenburgischen gebohren, und in seinen ersten Jahren Edelknabe bey dem Herzoge von Holstein gewesen. Als dieser Fürst den Entschluß gefaßt hatte, die Herren Crusius und Brüghmann nach Moscau und Persien zu senden: so bezeugete der junge Mandelslo, welcher den Stand eines Edelknaben verließ, so viel Eifer, fremde und in seinem Vaterlande unbekannte Länder zu besuchen, daß er die Erlaubniß erhielt, nicht allein diese Reise in dem Gefolge der Abgesandten, als Kammerjunker des Herzogs zu thun, sondern auch von der Gesandtschaft abzugehen, so bald das Geschäffte in Persien geendiget seyn würde, und seinen Vorsatz, den übrigen Theil von Asien zu besuchen, ungehindert auszuführen x).

Der I Abschnitt.

Mandelslos Reise bis nach Amadabad.

Abreise von Bander Abassi. Schiffahrt bis Surate. Anmuthigkeit des Flusses. Strenge beym Zolle. Alte Stadt Reniel. Aldrovands Hirschböcke. Dem von Mandelslo läuft ein persischer Knecht weg. Ursachen nach Indostan zu gehen. Er reist von Suratte ab. Beschreibung von Brotsch. Fluß und Rheede daselbst. Ankunft zu Brodra. Schöne Zeuge daselbst. Dasige Gerichtsbarkeit. Schwierigkeit zu Wasser wegen des Zolles. Mandelslo kömmt zu Amadabad an. Pracht des englischen Oberkaufmanns.

Abreise von Bander Abassi.

Den [illegible] April 1638 gieng er zu Bander Abassi auf ein englisches Schiff, von hundert und funfzig Lasten und vier und zwanzig Stücken, mit zweenen englischen Kaufleuten, Hall und Mandley, zu [illegible], welche der Präsident der Engländer zu Surate wegen einiger Geschäffte ihrer [illegible] gesellschaft von Ispahan kommen ließ. Weil ein wid[illegible]

„allen Seiten verschlossenen Wagen abgeholet. Es „waren weiße Ochsen vorgespannt, und viele Verschnittene giengen neben her. Anfänglich kam „sie in einen Hof, in dessen Mitte ein großes viereckichtes Wasserstück befindlich war. Um dieses „Lustwasser saßen viele Weibespersonen aus allerley Ländern auf sehr kostbaren Teppichen, einige waren schwarz, einige weiß, einige braun, „alle mit einander aber Sclavinnen der mogolischen Prinzeßinn. Sie stunden alle auf, und „neigeten das Haupt, um die Frau Steel zu „grüßen. In diesem Lande besuchet man niemanden, ohne ihm ein Geschenk mit zu bringen.

„Die Frau Steel überreichte demnach der Prinzeßinn das ihrige ebenfalls, und mußte sich darnach neben ihr niedersetzen. Nach einigen gewechselten Worten, trugen die Sclavinnen eine „sehr kostbare Collation auf. Die Freundschaft „wurde zwischen beyden Damen sehr inbrünstig. „Die Frau Steel legte öfters Besuche bey der „Prinzeßinn ab, und diese legte ihre Erkenntlichkeit dagegen durch allerley Geschenke an den Tag, „welche Herr Steel nach seiner Zurückkunft zu „Hause dem Purchas sehen ließ. Sie bestunden aus „Rubinen und andern Edelgesteinen. [illegible] „a. d. 68 S.“

ger Wind sie verhinderte, noch an eben dem Tage den Anker zu lichten: so giengen sie erst den andern Morgen unter Segel, und nahmen ihren Lauf nach der Insel Ormus. Gegen Abend aber bekamen sie einen starken Sturm aus Westen, der sie nach dem Sigerwall [illegible] trieb, daß sie den Anker wieder in Grund bringen mußten. Den folgenden Tag kamen sie [illegible], mit eben dem Winde zwischen den Eylanden Ormus und Kischmisch fortzufahren, welche ungefähr vier Meilen von einander liegen. Man warf einen [illegible] Schiffs- knecht ins Meer, welcher an der rothen Ruhr gestorben war. Diese [illegible] Mandelslo noch nicht gesehen hatte, verursachte ihm um so viel mehr Schrecken, weil er mit eben der Krankheit beladen war, und sich einbildete, er würde ihm bald folgen müssen. Den andern Morgen bekamen sie das feste Land von Arabien zu Gesichte, [illegible] sich demselben, und hielten ihren Lauf nahe am Strande fort, indem daselbst guter tiefer und reiner Grund ist. Den 10ten April hielt eine Windstille das Schiff auf bis den andern Morgen, da es sich von den arabischen Küsten entfernete. Es näherte sich den persischen, die man erst den 12ten des Abends aus dem Gesichte verlor. Darauf ließ ein guter Fahrwind aus Westnordwest sie ihren Lauf nach Ostsüdost nehmen, fünf und zwanzig Grad funfzig Minuten unter der Polushöhe. Den 13ten sah man kein Land weiter: und nach einer zehntägigen sehr geruhigen Schiffahrt kamen sie den 25sten auf der surattischen Rheede an y).

Mandelslo. 1638.
Schiffahrt bis Surate.

Der Anker wurde zwo Meilen vom Lande geworfen; weil der Schiffshauptmann, welcher sich nicht lange daselbst aufzuhalten gedachte, sich die Macht erhalten wollte, frey wieder unter Segel zu gehen. Es können an diesem Orte vom May an bis zum Herbstmonate, wegen des vielen Regens und großen Sturmes, keine große Schiffe liegen bleiben. Da hingegen auf der Ostseite von Indien, in dem bengalischen Meerbusen, das schönste Wetter um diese Zeit ist.

Nachdem der Hauptmann dem englischen Präsidenten seine Ankunft vermelden lassen: so sah man bald zween junge Kaufleute von der englischen Nation an Bord kommen, welche den Factoren seinen Befehl überbrachten und den von Mandelslo in seinem Namen bewillkommeten, welcher ihm von dem englischen Gesandten in Ispahan war empfohlen worden. Die Engländer erwiesen ihm besondern Eifer und Zuneigung, weil er aus Persien, ohne Geld, mit dem bloßen Vertrauen, welches er zu ihren Diensten hatte, abgereiset war z).

Den

x) Leidener Ausgabe von 1718 in Fol. bey Peter Vander Aa, welche dem Erbprinzen von Dännemark zugeeignet ist, nebst einer Vorrede des Herrn von Wicquefort. Sie ist eine Uebersetzung aus dem Deutschen, und hat man die Zueignungsschrift und Vorrede der erstern Ausgabe in dieser Sprache beybehalten, welche vom Adam Olearius, einem Freunde des Verfassers, und eben so berühmten Reisenden, als er war, herrühren, den er in seinem Testamente zu seinem Herausgeber ernannt hatte. Eine Abschilderung vom Mandelslo findet man zu Ende dieses Auszuges.

y) Den 14ten befanden sie sich unter dem drey und zwanzigsten Grad und vier und zwanzig Minuten. Den 15ten unter zwey und zwanzig Grad, fünf und funfzig Minuten. Den 16ten zwey und zwanzig Grad, vierzig Minuten. Den 17ten ein und zwanzig Grad, vier und zwanzig Minuten. Den 18ten hatten sie ein und zwanzig Grad, acht Minuten. Den 19ten zwanzig Grad zwey und vierzig Minuten. Den 21sten zwanzig Grad, funfzig Minuten. Den 22sten neunzehn Grad funfzig Minuten. Den 23sten zwanzig Grad, achtzehn Minuten.

z) Dieses saget der französische Uebersetzer in seiner Vorrede, ohne zu melden, woher er solches hat.

Mandelslo. 1638.

Anmuthigkeit des Flusses.

Den 29sten verließ er nebst drey Bedienten das Schiff, und kam nach einer Stunde in den Fluß, an welchem Suratte liegt. Er bewunderte auf beyden Seiten das sehr fruchtbare Land; und viele schöne Lustgärten mit ganz weißgefärbten Lusthäusern, weil man in Indien viel von der weißen Farbe hält, machten einen vortrefflichen Anblick mitten unter dem Grünen. Dieser Fluß, welchen einige **Tasty**, andere **Tynde** nennen, ist bey seiner Einfahrt so seicht, daß er kaum Barken von siebenzig oder achtzig Tonnen trägt *a*). Als **Mandelslo** bey dem Hause des Sultans oder Statthalters ausgestiegen war: so mußte er sich erstlich ins Zollhaus verfügen, um daselbst seine Felleisen durchsuchen zu lassen, welches mit so großer Schärfe geschieht, daß man auch den Fremden die Taschen und Kleider am Leibe durchsuchet. Der Statthalter und so gar die Zöllner nöthigen die Kaufleute und Fremden, ihnen die Kleider und Sachen, die sie nur zu ihrem eigenen Gebrauche mit gebracht, für einen lüderlichen und selbst gesetzten Preis zu überlassen.

Strenge beym Zolle.

„Als wir eine Weile bey dem Zöllner gesessen, saget **Mandelslo**, so kam der Sultan auch dahin, ein alter eisgrauer Mann in schlechter Kleidung. Er sah in meinem **Kästlein** ein **Armband**, von gedrehetem Bernstein, auch einen Diamantring, welches er begehrte, von mir zu kaufen. Wie ich aber sagte, daß ich nichts zu Kaufe, sondern dieses nur zum Gedächtnisse eines guten Freundes und zu meiner Lust hätte, gab er mir zwar den Ring wieder, die **Armbänder** aber behielt er mit Verheißung, wenn ich einmal wieder zu ihm käme, wollte er mirs wieder geben„ *b*).

Mandelsloes Anmerkungen von der Stadt Suratta und der Niederlassung der Engländer daselbst, setzen nichts zu den erstern Erzählungen in dem vorhergehenden Bande, und vornehmlich zu Ovingtons seinen, hinzu. In den einigen Wochen aber, welche er daselbst zubrachte, hatte er Gelegenheit, an der andern Seite des Stromes eine alte verfallene Stadt zu sehen, **Reniel** genannt, in welcher die Holländer noch ein Waarenhaus hatten. Die Einwohner, welche **Naiten** heißen, sind Muhammedaner und meistens Handwerker oder Seeleute. Die Gassen der Stadt sind enge. Ihre Häuser stehen so hoch von der Erde, daß man nicht ein einziges siehe, auf welches man nicht durch einige Stufen hinauf steige. Mandelslo, welcher mit einigen jungen Leuten auf der Jagd war, gieng den folgenden Morgen durch ein Dorf, Namens **Bodick**. Unter weges stießen ihm unter andern Thieren über zwanzig Hirsche auf, welche so groß waren, wie bey uns die Dammhirsche, und viel weiße Flecken und große Geweihe mit vielen Enden hatten. Mit denselben lief eine andere Art Wild, welches schwarzbraun war, und auch weiße Flecken hatte. Diese trugen einfache Hörner, fast wie bey uns die Ziegenböcke, aber gedreht und krumm geflammt. Einige halten sie für diejenigen Thiere, welche **Aldrovandus** Cervi capras nennet, und bilden sich ein, daß man von ihnen den Bezoarstein bekomme *c*).

Alte Stadt Reniel.

Aldrovands Hirschböcke.

Von da giengen die Jäger zu einem andern Dorfe, **Dämken** genannt, woselbst sie viel Enten von einer großen Art in den Reißfeldern antrafen. Diese Aecker waren rund umher mit kleinen Wällen umgeben, damit sie das Land unterm Wasser erhalten und also befeuchten könnten; denn der Reis fordert feuchtes Land. In diesem Dorfe fanden sie Toddy, ein Getränk von dem Safte aus großen Palmbäumen, welches sehr lieblich zu trinken ist. Sie tranken solches aus Schalen, welche aus den breiten Blättern der

Palm-

a) Mandelslo Reisebeschreibung, deutsche Ausgabe von 1658. a. d. 28 S.

b) Ebendas. a. d. 39 S.

Mandelslo. 1638.

Palmbaumes zusammengesetzt waren. Wenn man diesen Saft aus den Bäumen zapfen will: so steigt man bis an den Gipfel hinauf, wo man in die Rinde schneidt, und alsdann ein Geschirr daran hängt, worinnen man den Saft auffängt. Dieses geschieht nach Untergange der Sonnen, und man sammelt den Saft die Nacht über. Denn dieser hat die Art an sich, daß er den ganzen Tag hindurch kühl und lieblich zu trinken ist. Derjenige Saft aber, den man des Tages sammelt, ist nicht so geschmacksam, sondern saur und schahl, und wird auch nur zum Eßige gebraucht *d*).

Dem von Mandelslo läuft ein persischer Knecht weg.

Außer den beyden deutschen Bedienten hatte Mandelslo noch einen persianischen Knecht in der persischen Hauptstadt angenommen, welcher ihm zum Dollmetscher dienen sollte. Er war von christlichen Aeltern gebohren und von der Anzahl derjenigen, welche Schach Abas aus Georgien nach Ispahan geführet, woselbst seine Brüder noch in gutem Ansehen lebeten. Dieses bewog den von Mandelslo, ihm mit desto mehrerer Gütigkeit zu begegnen, zumal er ihm weiß gemacht, er suchte nur Gelegenheit, wieder ein Christ zu werden. Indessen hatte er doch kaum Zeit gehabt, mit dem Sultane zu Suratta bekannt zu werden, und solchem gesagt, daß seiner Mutter Bruder bey dem großen Mogol Stallmeister wäre, als er sich bereden ließ, Mandelsloen zu verlassen, und sich heimlich zu demselben zu begeben. Der Sultan behielt ihn einige Tage in seinem Hause verborgen, und schickte ihn darauf nach Agra zu seinem Ohm. Diese Flucht machte dem von Mandelslo viel Sorge. Die Deutschen hatten in Persien eine blutige Zänkerey mit des Mogols Gesandten gehabt; und dieser Diener, welcher alle Umstände davon wußte, konnte seinen Herrn verrathen, und ihn der Rache der Indianer aussetzen. Eine so gerechte Furcht hatte so viel Eindruck bey dem von Mandelslo, daß, wenn er gewußt hätte, der Weggelaufene wäre nach Agra gegangen, er nicht das Herz gehabt haben würde, sich gleichfalls dahin zu begeben. „Er „handelte aber in diesem Stücke", saget Mandelslo, redlich bey mir; denn als ich daselbst „erkannt und angeredet wurde, half er mir treulich durch„ *e*).

Ursachen nach Indostan zu gehen.

Unterdessen daß Mandelslo zu Suratta sich ergötzete, vernahm er, es könnten die englischen Schiffe, mit welchen er nach Europa zurückkehren wollte, vor drey Monaten nicht unter Segel gehen. Diese Veränderung machte, daß er sich vornahm, eine Reise weiter hinauf ins Land zu thun, und sich an den Hof des großen Mogols zu begeben. Die Gelegenheit dazu zeigete sich bey einer Caravane, von dreyßig Karren, welche nach Amadabad giengen und mit Quecksilber, **Roenas**, welches eine Wurzel ist, womit roth gefärbet wird, Specereyen und einer großen Summe Geldes beladen waren, welches die Engländer dahin schickten. Der Präsident hatte vier Kaufleute von seiner Nation, einige benjanische Völker, zwölf englische und eben so viel indostanische Soldaten ernannt, diese Wagen zu begleiten. Ohne diese Bedeckung würde diese Reise sehr gefährlich gewesen seyn. Die Raßbuten, ein räuberisches Volk, welches sich in den Gebirgen Tschampenier zwischen **Brotsch** und **Brodra** aufhält, woselbst sie wohlverwahrete feste Städte und Oerter haben, in denen sie sich selbst wider des großen Mogols Truppen vertheidigen, machten die Wege durch ihre beständigen Streifereyen höchst unsicher.

Er reist von Suratta ab

Mandelslo gieng den letzten des Herbstmonats von Suratta ab, und nahm den Weg nach Brotsch. Er gieng anfänglich durch das Dorf **Beryau** oder **Brioce**, wo man über einen

c) Ebendaselbst a. d. 44 S.
d) Ebendaselbst a. d. 45 S.
e) Ebendaselbst a. d. 43 S.

Mandelslo. 1638.

Beryau und Cattodera. Omlesser.

einen Fluß setzete. Vier Meilen weiter hin sah er die verfallenen Mauren von Cattodera, einer Stadt an einem Flusse gleiches Namens. Von da giengen wir weiter, saget er, nach Omlesser, und schossen über dreyßig wilde Enten und viele andere Wasservögel. Wir schossen auch einen wilden Bock; und weil es an diesem Orte so viel wilde Schweine und Hirsche giebt, die englischen Factore auch niemals ohne Köche reisen, so durften wir für Lebensmittel nicht viel sorgen. Den andern Morgen ließen wir uns, als wir vor der Stadt Brotsch angelanget waren, mit Böten über den Bach setzen, welcher breit aber nicht tief ist.

Beschreibung von Brotsch.

Brotsch liegt auf einem ziemlich hohen Berge, zwölf Meilen von Suratta und achte vom Meere f). Der Fluß kömmt von den Gebirgen, welche die Königreiche Decan und Balagate von einander scheiden. Die Mauren der Stadt sind von gehauenen Steinen und so gut gebauet, daß man den Ort unter die stärksten Plätze von Indien rechnet. Auf der Landseite hat die Stadt zwey Thore; und zwey Pförtchen nach dem Flusse, auf welchem man eine große Menge Bauholz dahin bringt, welches man ohne ausdrückliche Erlaubniß des Statthalters nicht losschlagen darf. Man hält daselbst scharfe Wacht, nicht allein weil der Ort wichtig ist, sondern auch weil man daselbst von allen Waaren zwey vom Hundert Zoll geben muß. Die Stadt ist stark bevölkert; wie auch ihre beyden Vorstädte; wiewohl die meisten Einwohner nur Handwerksleute, vornehmlich Weber sind, welche die Art von baumwollenem Zeuge machen, den man Baftas oder Beffta nennet, und der feinste in der ganzen Provinz Gusuratta ist. Das Land umher ist flach und eben: fünf oder sechs Meilen gegen Südost aber entdecket man einige Gebirge, welche Pindarsches heißen und sich bis über Brampur erstrecken. Sie sind, wie das übrige Land, sehr fruchtbar, wo man viel Reiß, Korn, Getreide und Baumwolle zeuget. Aus diesen Gebirgen gräbt man den Agath, woraus man schöne Schalen und Hefte zu Messern und Dolchen machet, die zu Cambaya verkaufet werden.

Gebirge Pindarsches.

Fluß und Rhede von Brotsch.

Die Gerichtsbarkeit von Brotsch erstrecket sich über vier und achtzig Dorfschaften, wovon die Einkünfte ihr zugehören. Ihr Gebieth hatte vordem noch drey andere Städte unter sich, welche heutiges Tages ihre besondere Statthalter haben. Vier Meilen unter der Stadt theilet sich ihr Fluß in zween Aerme, welche eine Insel von einer halben Meile in der Länge machen, unter welcher er sich durch zwo Mündungen ins Meer ergießt. Er hat keinen Hafen, und die Rhede ist sehr gefährlich, weil die Fahrzeuge, welche daselbst in sieben Faden Wasser liegen können, allen Winden ausgesetzet sind. Zwischen Brotsch und Cambaya g) findet man ein großes Dorf, Namens Jambursar oder Jambuser, worinnen man viel Indigo machet. Auf dem Wege von Amadabat sieht man das Grab eines berühmten muhammedanischen Heiligen, Pollemedouy, zu welchem die morischen Pilgrimme mit so vieler Andacht wallfahrten, daß einige, um sich zu einem Stillschweigen zu verdammen, ein Schloß an dem Munde tragen, und solches nicht wegnehmen, als wenn sie essen wollen, und daß sich andere mit eisernen Ketten die Aerme binden. Die Leichtgläubigkeit des Volkes geht so weit, daß sie sich überreden, die Schlösser öffneten sich durch eine übernatürliche Macht von selbst und die Ketten fielen ab, wenn diese Pilgrimme ihre Gelübde erfüllet hätten h).

Jambursar.

Pollemedouy Grab.

Man

f) Im ein und zwanzig Grad sechs und funfzig Minuten Nord.

g) Acht Meilen oder dreyzehn Cossen von Brotsch.

h) Mandelslo a. d. 54 S.

Mandelslo. 1638.

Man reisete gegen Abend von Brotsch mit dem englischen Factore ab, welchem auch die Aufsicht über die Factoreyen zu Brodra aufgetragen war, und welcher sich daher der Gelegenheit der Caravane bedienen wollte. Man reisete die ganze Nacht, und den Morgen des folgenden Tages. Die Hitze der Sonne wurde aber so heftig, daß man genöthiget war, bey einer Wasserpfütze stille zu liegen, woselbst man die übrige Zeit des Tages und einen Theil der Nacht, damit zubrachte, daß man die Weiber tanzen ließ, welche die Benjanen mit zu der Caravane gebracht hatten. Den Morgen gieng man durch die Dörfer **Caravanet** und **Cabol**, zween Oerter, wo man Zoll geben muß.

Caravanet und Cabol.

Ankunft zu Brodra.

Einige Meilen von **Brodra** gieng der englische Factor voraus, um für die Europäer bey der Caravane die Wohnungen zurechte zu machen. Er kam ihnen nicht weit von der Stadt wiederum entgegen, in welche sie den 7ten des Weinmonats hinein giengen. **Mandelslo** wurde in ein schönes Lusthaus gebracht, welches einer vornehmen Person des Landes zum Grabmaale dienete. Nachdem man ihm die Gärten gezeiget hatte: so ließ man an einer guten Bewirthung nichts fehlen; und die Engländer, welche ihm durch allerley Zeitvertreib die Zeit zu verkürzen suchten, ließen einige benjanische Weiber aus der Stadt kommen, welche sehr neugierig waren, seine Kleider zu durchsuchen. Er hatte die europäischen nämlich nicht abgelegt, obgleich die Engländer und Holländer, welche sich in Indien aufhalten, ordentlicher Weise nach der Landesart gekleidet gehen. Diese Weiber erbothen sich zu allen Gefälligkeiten, die er von ihrem Geschlechte verlangen konnte: seine abschlägige Antwort aber beleidigte sie dergestalt, daß sie weggiengen *i*).

Beschreibung von Brodra.

Die Stadt **Brodra** liegt in einer sandichten Ebene, an einem kleinen Flusse **Wasset** genannt, dreyßig Cossen oder funfzehn Meilen von Brotsch. Sie ist eine sehr neue Stadt, welche vom Rasia Ghie, einem Sohne des Sultans **Mahmud Begeran**, letzten Königes von Gusuratta, aus den Ueberbleibseln des alten **Brodra** erbauet ist, welches vordem **Radiapor** hieß, und wovon sie nur eine halbe Meile entfernet ist. Sie ist mit einer guten Mauer und vielen Basteyen nach alter Art versehen. Man zählet daselbst fünf Thore, wovon das eine vermauert ist, weil man keine Heerstraße auf dasselbe hat können zugeben lassen. Ihre Einwohner, vornehmlich die in der großen Vorstadt an der Morgenseite, sind Benjanen und **Ketterisis**, meistentheils Weber oder Färber. Brodra ist der Ort, woselbst in der ganzen Provinz die schönsten Zeuge gemacht werden, wiewohl sie etwas schmäler und kürzer sind, als die zu Brotsch; und an diesem Unterschiede erkennt man sie. **Mandelslo** nennet sie, um, wie er saget, denen Nachrichten ein Licht anzuzünden, die wir oftmals aus diesem Lande erhalten *k*).

Schöne Zeuge werden daselbst gemacht.

Gerichtsbarkeit von Brodra.

Die Gerichtsbarkeit von **Brodra** erstrecket sich über zwey hundert und zehn Dörfer, wovon fünf und siebenzig zum Unterhalte der Besatzung dienen. Die andern, an der Zahl hundert und fünf und dreyßig, bleiben der Willkühr des großen Mogols überlassen, welcher seinen Hofbedienten Jahrgelder von ihren Einkünften anweist. Dasjenige, welches **Sundi Kera** heißt, und acht Meilen von der Stadt liegt, giebt jährlich über zwey hundert und funfzig Zentner Lack. **Mandelslo** merket an, daß das gusurattische Gummilack von einem Baume komme, welcher unsern Pflaumenbaumen nicht unähnlich ist. Seine Farbe ist braunroth. Wenn es aber sehr trocken und zu Pulver gerieben ist: so geben ihm die

i) Ebendaselbst a. d. 55 S.

k) Bastas, Nirquamas, Madasons, Cannequins, schwarze Chelas, blaue Assamanis, Derams und Tircandias. Ebendas.

Mandelslo. 1638.

Indianer durch Vermischung eine Farbe, was für eine sie wollen, schwarz, grün, roth, gelb u. s. w. Sie machen Stangen daraus, welche man zum Siegeln der Briefe oder zur Zierde bey ihrem Geräthe brauchet. Sie geben ihm, vornehmlich dem schwarzen, einen Glanz, den wir in Europa nicht nachmachen können. Das Land trägt auch viel Indigo. Außer dem Grabmaale, welches dem von **Mandelslo** zur Wohnung dienete, sieht man noch eine große Anzahl derselben außer der Stadt, welche meistentheils prächtig gebauet sind, und wovon einige große Gärten haben, die jedermanne offen stehen *l*).

Schwierigkeit zu Wasset wegen des Zolles.

Weil sich die Caravane auf der andern Seite der Stadt gelagert hatte, an der Ecke eines Waldes von Palmbäumen, aus welchen man den Terri, das ordentliche Getränk dieses Landes bekömmt: so erreichte **Mandelslo** solche den Abend, und gieng den andern Morgen unter eben der Begleitung weiter, um sich nach **Wasset** zu begeben. Dieses ist ein halb verfallenes Schloß auf der Spitze eines Berges, welches von einer Besatzung von hundert Reutern bewacht wird. Ihre Verrichtung besteht darinnen, daß sie sich den Zoll für die Einfuhre bezahlen lassen, nämlich anderthalb Rupien oder drey Ortsthaler von jedwedem Karren. Die englischen Kaufleute aber hatten einen Paß von dem großen Mogol, kraft dessen sie behaupteten, von diesem Zolle frey zu seyn. Indessen geschah es doch nicht ohne Schwierigkeit und Gewalt, daß sie die freye Einfuhre erhielten, indem sie sich mit der Besatzung wegen einiger Rupien verglichen, Sie kehreten in einem benachbarten Dorfe ein, hinter welchem sie zwo und eine halbe Meile das Dorf **Amennoygra**, und drey Meilen weiter das Dorf **Serpentra** fanden, von da sie sich in die kleine Stadt **Niriaut**, welche andere auch **Nariad** nennen, neun Meilen von **Brodra** begaben. Die Häuser derselben sind ziemlich schön. Man verfertiget daselbst auch baumwollene Zeuge und Indigo.

Nariad oder Niriaut.

Mamadabat.

Den 11ten des Weinmonats kamen sie nach **Mamadabat**, einer kleinen Stadt fünf Meilen von **Nariad**, an einem mittelmäßigen, aber sehr fischreichen Flusse. Ihre Einwohner sind Benjanen und treiben einen ansehnlichen Handel mit baumwollenem Garne. Diese Stadt, welche sehr angenehm ist, hat ihren Ursprung zweenen Brüdern zu danken, welche sie mit einem schönen Schlosse an der Nordseite befestiget haben.

Der Verfasser kommt zu Amadabat an.

Den 12ten, nachdem sie fünf Meilen zurück geleget hatten, auf welchem Wege sie durch **Cania**, **Barowa** und **Issempur** giengen, woselbst man ein sehr schönes Sarai *m*) zur Herberge für die Caravanen antrifft, kam man glücklich an eben dem Tage zu Amadabat an. Weil **Mandelslo** mit dem Proviantwagen vorausgefahren war: so hielt er sich in einem von den Begräbnißgärten angesehener Personen auf. Man ließ dem englischen Oberkaufmanne daselbst, welcher **Benjamin Roberts** hieß, ihre Ankunft sogleich melden, damit er ihnen in der Kutsche entgegen käme. Dieses Fahrzeug, welches auf indianische Art gemacht war, war ganz vergoldet und mit vielen kostbaren persischen Tapeten bedecket. Zweene weiße Ochsen, welche solches zogen, schienen eben so muthig zu seyn, als

Pracht des englischen Oberkaufmanns.

unsere

l) Ebendaselbst a. d. 56 S.

m) So nennen die Türken und Perser die Caravanserayen. In Indostan aber heißen die Caravanen Carfila. Ebendas. a. d. 58 S.

n) „Er ließ unter andern auch, nach des Landes Manier herzu bringen sechs von den schönsten „Tanzweibern, die in Amadabat zu finden. Die„selbige mußten vor uns singen und tanzen und „machten mit verliebten Geberden allerhand lustige Sprünge und Possen. Mir wurde vom Zu„ihe

unsere muntersten Pferde. Der Oberkaufmann ließ ein schönes persisches Pferd mit ganz silbernem Zeuge vor sich herführen. Mandelslo mußte sich zu ihm in die Kutsche setzen, und mit in die Stadt nach dem englischen Hause fahren. Die andern Kaufleute ließ er vor der Stadt auf die Caravane warten. Mandelslo 1638.

Der II Abschnitt.

Mandelslos Aufenthalt zu Amadabad.

Mandelslo besuchet die Stadt. Schloß. Königlicher Pallast. Schöne Mauern. Tempel der Benjanen. Lage und Größe der Stadt. Ihr Handel. Ihre Einkünfte. Grad bey Amadabad. List eines Kaufmannes, die Blutschande zu bemänteln. Gebirge Marva. Gärten und Bäume um Amadabad. Viele Affen auf solchen. Ihre Dreustigkeit. Macht und Reichthum des Statthalters. Mandelslo besuchet ihn. Er entrüstet sich wider den König in Persien. Schmeicheley des Verfassers. Blutiges Gastmahl.

Das englische Haus liegt fast mitten in Amadabad. Es besteht aus vielen schönen Gebäuden, und verschiedenen Höfen, um die Waaren abzuladen. Aus dem Zimmer des Oberkaufmanns hatte man eine Aussicht gegen einen Brunnen und kleinen Blumengarten. Das Gemach war mit schönen Tapeten beleget; die Pfeiler oder Säulen darinnen rund herum, waren mit allerhand gefärbetem Seidenzeuge bekleidet, worüber Leinwand von durchsichtigem Cattune gleich als ein weißer Flor gezogen war, welche Art, die Gemächer zu zieren bey den großen Herren daselbst sehr gebräuchlich ist. Mandelslo wurde in ein sehr schönes Zimmer gelegt. Nachdem er daselbst mit den vornehmsten europäischen Kaufleuten in der Stadt gespeiset hatte: so schlug ihm Roberts, welcher ihm auf Empfehlung der Kaufleute aus Ispahan Ehre erweisen wollte, eben nicht gar zu ehrbare Ergötzlichkeiten vor, welche er aber aus verschiedenen Ursachen nicht annehmen mochte n).

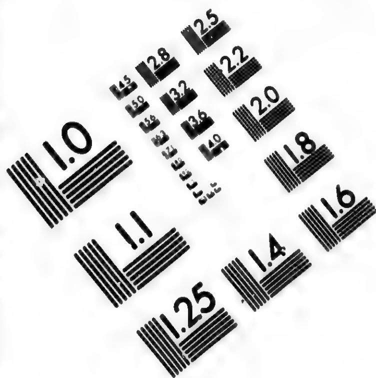
Er bezeugete mehr Lust zu dem Vorschlage, welchen ihm Roberts den andern Tag that, die Merkwürdigkeiten der Stadt in Augenschein zu nehmen. Sein Wirth, saget er, nahm ihn mit zu sich auf den Wagen, und es folgeten ihnen noch zwo andere Carreten. Anfänglich führete er ihn auf den großen Markt, Maidan Schah, oder der Königsmarkt genannt, welcher wenigstens sechszehn hundert Fuß lang und acht hundert Fuß breit ist. Dieser schöne Platz ist mit zwo Reihen Palmen, und Tamarinden besetzet, zwischen welchen auch Citronen und Orangenbäume stehen, deren man auch viele in etlichen Hauptstraßen sieht. Diese Bäume haben eine doppelte Annehmlichkeit, indem sie darinnen eine schöne Aussicht machen, und hernach auch einen beständigen kühlen Schatten verschaffen, in welchem man ohne Gefahr spatzieren geht o). Mandelslo besuchet die Stadt.

Mandelslo ließ sich sehr angelegen seyn, das Schloß zu besehen, welches weitläuftig und von gehauenen Steinen sehr gut gebauet ist. Es wird für eins von den schönsten in dem Reiche gehalten. Man kann den Maidan nicht verlassen, ohne von dem Anblicke eines Hauses von gebrannten Steinen aufgehalten zu werden, welches der königliche Pallast Schloß zu Amadabad. Königliche Pallast.

„che angebothen, daß, wenn mirs in der Kammer zu einsam wäre, und ich nicht allein schlafen wollte, die schönste unter ihnen mir zur Gesellschaft dienen sollte; welche Courtesie ich mit Danksagung abschlug, nicht allein wegen meines Leibes Ungelegenheit, indem auf dieser Reise meine alte Beschwerung sich wieder finden wollte, sondern auch, und am allermeisten, gewissenshalber, mit einer Heidinn sich fleischlich zu beschmitzen." Ebendas. a. d. 59 S.

o) Ebend. a. d. 59 S.





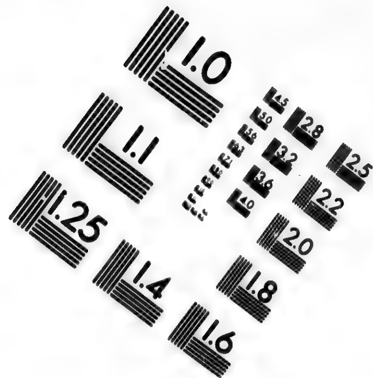
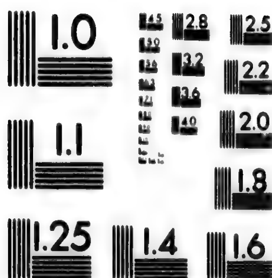
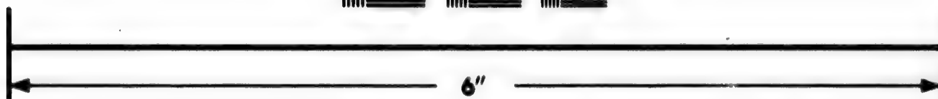


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)








Mandelslo. 1638.

last seyn soll. Der Eingang zu solchem ist ein hohes Thor, worüber ein großer offener Gang zu den Heerpauken, Trompeten, Schallmeyen ist, die sich täglich daselbst des Morgens, Mittags, Abends und sogar Mitternachts hören lassen, wie in Persien und an andern Orten, wo der Fürst von der muhammedanischen Religion ist. Alle Zimmer in diesem Pallaste sind vergoldet und mit indostanischen Schildereyen von lauter Wasserfarben, nach dasiger Landesart gezieret. Es können aber solche mehr denjenigen gefallen, welche die Mannichfaltigkeit der Farben lieben, als denjenigen, welche Erfindung in der Zeichnung und Verhältniß in den Figuren suchen p).

Schöne Mauren.

Roberts führete den von Mandelslo um die Stadtmauer herum, die von guter Höhe und Dicke ist und viele Rundele oder runde Thürme hat. Der Graben ist anderthalb hundert Fuß breit, aber verfallen und an vielen Orten ganz trocken. Amadabad hat zwölf Thore.

Vornehmster Tempel der Benjanen.

Hierauf fuhren sie wieder in die Stadt zu der Benjanen vornehmsten Tempel, deren daselbst zwölfe sind. Dieser war der kostbarste und ein Gebäude von seltener Schönheit. Es hatte ihn ein reicher Kaufmann, Namens Santidas, erbauet, welcher damals noch lebete. Er steht mitten in einem großen Hofe, welcher mit einer hohen Mauer von gehauenen Steinen umgeben ist, an welcher sich umher ein bedeckter Gang befindet, welcher unsern Kreuzgängen in den Klöstern ziemlich gleich ist. Dieser Gang hat seine Kämmerchen, in deren jedem man eine weiße oder schwarze marmorne Bildsäule sieht, welche eine nackende Frau vorstellet, die mit kreuzweis unter sich geschlagenen Beinen nach der Landesart da sitzt. In einigen Zellen sitzen auch drey solche Bilder, ein großes und weißes zwischen zwey kleinen und schwarzen.

Beym Eingange in den Tempel trifft man zween schwarze Elephanten an, von natürlicher Große, auf deren einem man das Bild des Stifters dieses Gebäudes gesetzet hat. Das ganze Gebäude ist gewölbt. Seine Mauren sind mit vielen Figuren von Menschen und Thieren gezieret: man entdecket aber inwendig nichts, als zu Ende desselben, drey Capellen oder sehr finstere Winkel, mit hölzernem Gatterwerke vorgezogen, in welchen man viele marmorne Bildsäulen sieht, nebst einer brennenden Lampe vor der mittelsten. Daselbst war ein Pfaffe beschäfftiget, von den Händen derejenigen, welche sich darstelleten, Bluhmen zu nehmen, womit er seine Götzen aufputzete; er nahm auch Oehl zu den Lampen, welche vor dem Gatterwerke hingen; Korn und Salz zu den Opfern. Indem der Pfaffe die Bildsaulen mit Bluhmen schmückte, hatte er den Mund und die Nase mit einem Tuche verbunden; vermuthlich aus Furcht, es möchte sein unreiner Athem die Heiligkeit seines Götzendienstes verunreinigen. Er murmelte viele Worte her, gieng von Zeit zu Zeit zu der Lampe, hielt beyde Hände eine gute Weile über die Flamme und rieb sie, gleich als wenn er sie mit Wasser wüsche, fuhr sich auch zuweilen damit übers Gesicht. Er trieb diese lustige Ceremonie so lange, daß Mandelslo nicht die Geduld hatte, das Ende derselben abzuwarten q).

Lage und Größe der Stadt.

Amadabad, die Hauptstadt des alten Königreichs Guzuratte, liegt drey und zwanzig Grad zwey und dreyßig Minuten nordlich, achtzehn Meilen von Cambaya, und fünf und vierzig von Surate, an einem kleinen Flusse, der sich in dem Indus verliert, nicht weit von ihren Mauern. Diese Stadt ist groß und sehr bevölkert. Ihr Umfang ist ungefähr sieben

p) Ebendaselbst a. d. 63 S.

q) Ebendaselbst a. d. 61 S.

sieben Meilen: wenn man die Vorstädte und einige dazu gehörige Dörfer mit nimmt. Ihre Stra͡ßen sind sehr breit. Ihre Gebäude und vornehmlich die Tempel nebst dem Pallaste des Statthalters haben ein erstaunliches Ansehen von Größe und Pracht. Man hält daselbst eine beständige Wacht, und die Besatzung ist allezeit sehr beträchtlich, aus Furcht vor den Baduren, einem Volke, das etwa fünf und zwanzig Meilen davon entfernet ist, und die Oberherrschaft des Mogols nicht erkennet, sich aber durch seine Streifereyen bey dessen Unterthanen furchtbar machet. Mandelslo. 1638.

In Asien ist fast keine Nation oder Waare, die man nicht in Amadabad findet. Besonders wird daselbst eine ungeheure Menge von seidenen und baumwollenen Zeugen gemacht. Die Weber brauchen zwar dazu sehr selten die Landseide, und noch weniger die persische Seide, als welche sehr grob und stark ist: allein, sie bedienen sich der chinesischen Seide, die sehr fein ist, und vermengen sie mit der bengalischen, die nicht so fein ist, obwohl feiner, als die persische. Sie machen auch goldene und silberne Stoffe: sie mengen aber viel platt Geld, welches auf Seide lüderlich gewirket ist, mit darunter; daher sie weit geringer sind, als die persischen. Seit des von Mandelslo Ankunft zu Suratte hatten sie angefangen, eine neue Art von Taffend, halb Seide und halb Kathun, auch wohl vom allerfeinesten Kathune und mit goldenen Bluhmen durchwirket, zu machen, welche nicht anders als hineingestickt zu seyn schienen. Es durfte aber diese neue Art damals noch niemand tragen, als der König, und dem er es erlaubete. Doch vergönnete er es den Fremden, außer Landes zu führen, und kostete die Elle davon fünf Thaler. Man machte ferner in den Manufacturen zu Amadabad allerhand Arten von Satinen, Sammete von allerhand Farben, Taffende, Doppelsatine, von Leinen und Seiden, Alcatise oder Tapeten mit goldenem Boden, von Seiden und Leinen, die zwar nicht so gut sind, als die persischen, aber auch nicht so viel gelten, und allerhand Arten von baumwollenen Zeugen r). Ihr Handel.

Die andern Waaren, welche daselbst am meisten verkaufet werden, sind Zucker Candi und Puderzucker, Gummilac, Nassado salmiac, Opium, Borax, trockner und in Zucker geleater Ingwer, Mirabolanen und allerhand Arten von eingemachten Sachen; Salpeter, Sal armoniac, und Indigo, welcher daselbst nur unter dem Namen Anil bekannt ist, und welchen die Natur im Ueberflusse allda hervorbringt. Man findet daselbst auch Diamanten. Weil man sie aber aus Golconda und Visapur dahin bringt: so kann man sie anderswo für einen viel geringern Preis haben. Der Muscus und Ambra gris sind keine seltene Waaren daselbst, obgleich das Land solche nicht hervorbringt.

Der ansehnlichste Handel zu Amadabad besteht im Wechsel. Die Benjanen übermachen und stellen solche nach allen Theilen von Asien und so gar bis nach Constantinopel aus. Sie finden um so vielmehr Vortheil dabey, weil ungeachtet des beständigen Aufwandes des Mogols zur Unterhaltung einer großen Menge Soldaten, deren einziges Amt ist, für die öffentliche Sicherheit zu wachen, die Rasbuten und andere Räuber die Straßen sehr unsicher machen. Wechselhandel.

Auf der andern Seite bezahlen die Kaufmannswaaren zu Amadabad weder bey der Einfuhre noch Ausfuhre etwas. Man kömmt mit einem Geschenke an den Kutual von etwa einem Ortsthaler für den Karren los. Die einzigen verbothenen Waaren für die Einwohner so wohl, als für die Fremden, sind Stückpulver, Bley und Salpeter, welches nicht ohne

r) Ebendaselbst a. d. 61 S.

Mandelslo. 1638.

ohne Erlaubniß des Statthalters ausgeführet werden darf. Man erhält aber solche leichtlich für eine kleine Erkenntlichkeit.

Einkünfte von Amadabad.

Diese reiche und große Stadt hat fünf und zwanzig große Flecken und zweytausend neun hundert und acht und neunzig Dörfer unter ihrem Gebiethe. Ihre Einkünfte belaufen sich auf sechs Millionen Thaler, die der Statthalter nach Belieben anwenden kann, und nur bloß die Truppen davon bezahlen darf, die er zum Dienste des Staates und vornehmlich wider die Räuber halten muß; wiewohl er solche oftmals beschützet und sogar die Beute mit ihnen theilet s).

Grab bey Amadabad.

Mandelslo wandte die folgenden Tage zu Besuchung einiger Gräber an, welche sich um die Stadt herum befinden. Vornehmlich bewundert man dasjenige, welches sich in dem Dorfe Zirkes befindet. Solches ist das Werk eines Königes von Gusuratte, der es einem Richter zu Ehren erbauen lassen, welcher sein Lehrmeister gewesen, und wovon man vorgiebt, daß er seine Heiligkeit durch viele Wunder gezeiget habe. Das ganze Gebäude, in welchem man auf vier hundert und vierzig Säulen, jede von dreyßig Fuß hoch, zählet, ist von Marmor, so wie der Fußboden, und dienet auch dreyen Königen zum Begräbnisse, welche gewünschet haben, mit ihren Familien daselbst begraben zu werden. Bey dem Eingange in dieses schöne Grabmaal sieht man eine große Cisterne mit Wasser angefüllet, und mit einer Mauer verschlossen, welche auf allen Seiten von einer großen Anzahl Fenstern durchbrochen ist. Der Aberglaube zieht ganze Schaaren Pilgrime dahin. In eben diesem Dorfe wird auch der beste Indigo im Lande gemacht t).

Eine Meile weiter findet man ein schönes Haus nebst einem großen Garten, welches das Werk eines großen Mogols ist, den der Verfasser Chu Chumaux nennet, und nach erhaltenem Siege über den Sultan Mahomet Begeran, den letzten König von Gusuratta, wodurch er dessen Königreich mit seinen Staaten vereinigte, soll seyn erbauet worden.

List eines Kaufmannes, die Blutschande zu bemänteln.

Man vergaß nicht, dem von Mandelslo ein Grab zu zeigen, welches Bety chuit, das ist, deiner Tochter entblößte Schaam, hieß, und wovon man folgende Geschichte erzählet. Ein reicher Kaufmann, Namens Hajom Majom, welcher sich in seine Tochter verliebt hatte, und einen Vorwand suchte, die Blutschande zu rechtfertigen, gieng zum Kasi oder geistlichen Richter, und trug ihm vor, er hätte von seiner Jugend an, Lust gehabt, einen Garten zu pflanzen; er hätte solchen mit vieler Mühe gewartet; und man sahe darinnen die schönsten Früchte. Dieser Anblick reizete seine Nachbarn, und er würde täglich darum angesprochen; er könnte aber ein so liebes Gut ihnen nicht überlassen; und er wäre entschlossen, denselben für sich zu genießen, wenn der Richter nur seinen Vorsatz schriftlich billigen wollte. Diese Vorstellung verschaffte ihm von dem Richter eine günstige Erklärung, die er seiner Tochter wies. Allein, da ihm weder seine Gewalt, noch die von dem Richter erschlichene Erlaubniß einigen Nutzen brachte, und die Tochter ihm nicht willfahren wollte: so misbrauchte er sie wider ihren Willen. Dieses kam vor den Mahomet Begeran, welcher ihm wegen dieses Verbrechens den Kopf abschlagen ließ, und erlaubete, daß man von seinen Gütern dieses schöne Denkmaal erbauete, welches von seinem Verbrechen und dessen Bestrafung ein Zeugniß ableget u).

Gebirge Marva und das Schloß Gurchitte.

Nicht weit von Amadabad nehmen die erschrecklichen Gebirge Marva ihren Anfang welche sich über siebenzig Meilen gegen Agra und über hundert gegen Ugen erstrecken, wel-

ches

s) Ebendaselbst a. d. 71 S.

t) Ebendaselbst a. d. 61 S.

chee das Gebieth des Fürsten Rana ist, der von dem berühmten Porus in gerader Linie herstammen soll. Sie enthalten das Schloß Gurchitro, welches wegen seiner Lage an diesen unzugänglichen Orten lange Zeit für unüberwindlich gehalten worden, und welches zu überwältigen der große Mogol nicht wenig Mühe gehabt hat. Das Gebirge zwischen Amadabad und Trappe ist der Aufenthalt eines andern Raja, welchen die Gehölze und Wüsteneyen bis hieher in der Ununterwürfigkeit erhalten haben. Der Raja von Jder ist ein Lehensträger des mogolischen Reiches: allein, da ihm seine Lage eben die Vortheile giebt, so unterläßt er ostmals, den Befehlen des Mogols zu gehorchen x).

Einer von den schönsten Gärten zu Amadabad ist derjenige, welcher Schahbag oder der Königsgarten heißt. Er liegt in der Vorstadt Begampur, und ist mit einer starken Mauer umgeben. Man bewundert an demselben auch das Gebäude, um welches das Wasser aus dem Bache geleitet ist, und die Zimmer wohl aufgeputzet sind. Von da begab sich Mandelslo über eine steinerne Brücke, von ungefähr vierhundert Fuß lang, nach einem andern Garten, den man Niketabag nennet, das ist Edelgestein; und welcher für das Werk eines Frauenzimmers gehalten wird. Er ist weder wegen seiner Größe, noch wegen des daben befindlichen Gebäudes merkwürdig: die Lage von beyden aber ist so vortheilhaft, daß man das ganze umherliegende Feld davon entdecken kann, und es machet auf die Zugänge der Brücke eine der schönsten Aussichten, die der Verfasser jemals gesehen hat. Mitten in dem Garten ist ein großer Wasserbehälter, welcher den Winter über vom Regenwasser angefüllet ist, im Sommer aber vermittelst gewisser Maschinen unterhalten wird, durch welche von vielen Ochsen das Wasser aus verschiedenen sehr tiefen Brunnen gezogen wird, die niemals austrocknen. Man kömmt selten dahin, daß man nicht einige junge Weibespersonen antrifft, die sich daselbst baden: doch lassen sie niemand von Jndianern zu sich hinein. Weil aber Mandelslo ein Fremder war: so wurde ihm der Eintritt vergönnet. So viele Gärten, womit die Stadt umringt ist, und die Bäume, womit alle Straßen angefüllet sind, machen, daß sie von fern wie ein großer Wald aussieht. Die Heerstraße, welche Haschaban heißt, und welche nach einem großen lustigen Dorfe geht, sechs Meilen davon, ist auf beyden Seiten mit Cocosbäumen besetzet, welche den Reisenden beständig Schatten geben. Sie kömmt aber derjenigen nicht bey, die von Agra nach Brampur geht, und nur eine einzige Allee ausmachet, die etwan hundert und funfzig deutsche Meilen lang ist.

Gärten und Bäume um Amadabad.

Auf allen diesen Bäumen halten sich eine unglaubliche Menge Affen auf, worunter einige so groß, als ziemliche Jagdhunde sind, und stark genug wären, einen Menschen anzufallen; welches aber doch nie geschieht, wofern sie nicht gereizet werden. Die meisten sind dunkelgrün; sie haben lange und weiße Bärte und Augenbrauen. Diese Thiere, welche die Benjanen, nach einem Grundsatze ihrer Religion, unendlich sich vermehren lassen, werden so bekannt, daß sie ohne Scheu zu allen Zeiten in so großer Anzahl in die Häuser gehen, daß diejenigen, welche mit Obste und eingemachten Sachen handeln, Mühe haben, ihre Waaren zu behalten. „Mandelslo zählete einsmals in dem englischen Hofe und Hause über funfzig, die ihm viele Kurzweil und Possen machten. Denn wie er ihnen nur einmal vor seiner Kammer hatte Brodt und Früchte gegeben, so kamen sie täglich wieder; „sonderlich stelleten sie sich frühe vor Aufgange der Sonnen vor seine Kammer ein, weckten „ihn

Viele Affen auf solchen.

Ihre Dreustigkeit

w) Ebendaselbst a. d. 62 S.

x) Ebendaselbst.

Mandelslo. 1638.

„ihn vom Schlafe und forderten ihr Frühstück. Sie wurden endlich so dreust, daß sie „das Brodt aus seiner Hand empfingen. Wenn er zu Zeiten einen bey dem Fuße ertapp„te und fest hielt, so hatte er die andern alle zu Feinden, die ihm mit großem Geschreye und „Zahnblecken ein sauer Gesicht gaben. Und wenn er sie ein wenig zu lange hielt, so stelle„ten sie sich, als wollten sie alle auf ihn zuspringen und ihren Gesellen erretten y).

Eben die Bäume dienen auch allerhand Vögeln, sonderlich vielen Papageyen, wovon die größten indianische Raben genannt werden, zum Aufenthalte. Diejenigen, welche weiß oder perlenfarben sind, und eine Krone auf dem Kopfe haben, fast wie die Wiedehopfen, werden Rakoru genannt, weil sie in ihrem Gesange dieses Wort ziemlich deutlich aussprechen. Diese Vögel sind in ganz Indien sehr gemein, und machen ihre Nester in den Städten unter den Dächern der Häuser, wie bey uns die Schwalben z).

Macht und Reichthum des Statthalters zu Amadabat.

Der Statthalter in Amadabad erhält von seinen Einkünften zum Dienste des großen Mogols, zwölf tausend Mann zu Pferde und funfzig Elephanten. Er führet den Titel Raja oder Fürst. Er war damals ein Mann von sechzig Jahren, und hieß Areb Ram. Man schätzete seinen Reichthum auf funfzig Millionen Thaler. Er hatte vor kurzem seine Tochter mit dem zweyten Sohne des großen Mogols vermählet; und hatte sie, als er sie nach Hofe geschickt, von zwanzig Elephanten, tausend Pferden und sechshundert Wagen, die mit den reichsten Stoffen und was er sonst nur Kostbares zusammen bringen können, beladen waren, begleiten lassen. Seine Hofstatt bestund aus mehr als fünfhundert Personen, wovon vierhundert seine Sclaven waren. Sie wurden insgesammt in seinem Hause gespeiset; und man versicherte den von Mandelslo, daß seine Ställe nicht mitgerechnet, worinnen er vier bis fünfhundert Pferde und funfzig Elephanten unterhielt, seine Haushaltung monatlich über hunderttausend Thaler oder eine Tonne Goldes erforderte. Seine vornehmsten Bedienten waren prächtig gekleidet. Er aber für seine Person achtete die Kleiderpracht nicht groß, und gieng in schlechten cattunen Röcken, außer an denen Tagen, da er sich in der Stadt sehen ließ, oder durch die Stadt zog, um sich aufs Land zu begeben. Alsdann erschien er in dem prächtigsten Aufzuge, und saß gemeiniglich auf einem kostbaren Thronsessel, welcher von einem Elephanten getragen wurde, der mit den köstlichsten persischen Tapeten behänget war. Er hatte eine Wacht von zweyhundert Mann um sich nebst einer großen Menge schöner Handpferde; und es wurden viele Fahnen von mancherley Farben vor ihm hergetragen a).

Mandelslo besuchet ihn.

Mandelslo erzählet einige Besuche, die er nebst dem englischen Factore bey ihm abgestattet, welche mit seinen Worten vorgetragen zu werden verdienen.

Wir fanden ihn, sagte er, in einem schönen großen Garten an des Königs Hause, in einem Lusthause sitzen. Nachdem wir vor ihm gebührende Reverenz gemacht hatten, hieß er uns gegen ihn neben seinen großen Herren sitzen. Fragte darauf, wer ich wäre? Der englische Oberkaufmann antwortete ihm in indostanischer Sprache; daß ich ein Deutscher von Adel wäre, reisete, die Welt zu besehen, gleichwie es die Deutschen, und sonderlich die vom Adel im Gebrauche hätten. Ich hätte nun Persien und viel andere Länder besehen, wäre derowegen gekommen, auch Indien, das reichberühmte Land, und dero besten Städte zu besehen: damit ich ihrer einmal in meinem Vaterlande mit Ruhme zu gedenken hätte. Und weil ich sonderlich vom Herrn Gubernator viel lobwürdige Dinge gehöret, wäre ich sehr

y) Ebendaselbst a. d. 64 S.

a) Ebendaselbst.

sehr begierig gewesen, ihn, als das Haupt und Vater dieses Orts, auch zu sehen, und ihm meine Dienste anzubiethen, hoffte, der Chan würde ihm meine Gegenwart nicht misfallen lassen. Er gab darauf zur Antwort, ich wäre ihm willkommen, mein Vornehmen wäre gar wohl gethan, wünschte mir Glück, daß ich die Welt vollend zu meinem Frommen durchgehen und sehen möchte. Er fragte mich selbst; ob ich auch Persisch verstünde, denn weil ich in Persien gewesen, würde ich vielleicht die persische Sprache gelernet haben. Ich sagte: nein, sondern die türkische Sprache verstünde ich ziemlich, in welcher ich auch mit den persischen Hofofficieren hätte reden können.

Mandelslo. 1638.

Mandelslo erstes Gespräch mit dem Chan.

Dieses war ihm nun gar lieb, sagte, er wüßte wohl, daß auch zu Ispahan mehr türkisch als persisch geredet würde. Er, der Chan, konnte gut türkisch reden; denn er von Geburt ein Perser war. Fragte mich auf türkisch; wie alt ich wäre, und wie lange ich von Hause gewesen? Ich antwortete ihm auf türkisch, daß ich nunmehr vier und zwanzig Jahre alt, und drey Jahre von Hause gewesen wäre. Er sagte; es wäre viel, daß die Meinigen mich hätten so gut Zeit aus und in so ferne Länder ziehen lassen. Ob ich dann allezeit in meiner deutschen Kleidung gereiset? Ich antwortete ja. Er aber verwunderte sich sehr, sagte: ich müßte gut Glück gehabt haben, daß ich damit durch so viel fremde Oerter und Nationen ohne Anspruch gekommen wäre. Man pflegte sich sonst gern der Nationen, bey welchen man lebete, Kleidung zu gebrauchen, damit es weniger Aufsehens gäbe. Gleich wie bey ihnen die Engländer und Holländer thäten.

Deutsche Kleidung wird bewundert.

Als wir eine Weile gesessen, wieder aufstehen und Abschied nehmen wollten: so wollte er, daß wir noch eine Weile bleiben und mit ihm Mahlzeit halten möchten. Er ließ von denen Früchten, die er vor sich stehen hatte, uns vorlegen, bis so lange die Essen kamen. Alsdann wurde mitten im Gemache eine große Decke von rothem Leder auf die Tapeten, mit welchen das Pflaster nach persianischer Manier gezieret war, aufgebreitet, und über dasselbe ein weiß Tuch: dieß Tuch wurde ganz voll Essen gesetzet. Die Schüsseln und Gefäße, mit welchen er ihm zu Tische dienen ließ, waren weder Silber noch Gold, sondern alle irdene und Porcellan. Die Essen waren auch nach Art der Perser, aufgewallter Reiß, mit allerhand Fleische, so sehr wohl gekochet, beleget. Nach dem Essen nahmen wir unsern Abschied. Indem wir hinweg giengen, sagte der Cham zu mir auf türkisch: Senni habe kürim, ich will dich ferner sehen. War so viel; ich sollte ihn noch mehr besuchen.

Die Gefäße am Tische.

Den 20sten dieses gieng ich zum andernmale mit dem englischen Oberkaufmanne, den Chan zu besuchen. Ich hatte einen indostanischen Habit, den ich auf meine vorhabende cambaische Reise mir machen lassen, angethan. Ich war derentwegen beym Chan meinem Muthmaßen nach viel willkommener, als zum erstenmale. Er ließ sich wiederum in selbigem Lusthause antreffen; saß in einem weißen indostanischen Kleide, hatte über denselben einen langen rothen Rock, vom Goldstücke, welcher weiß gefüttert, hatte darauf einen breiten Kragen von ganzen Zobeln aneinander genehet, woran noch die Schwänze, auf den Rücken herunter hingen. Sobald wir zu ihm ins Gemach traten, hieß er uns, wie zuvor, neben seiner großen Herren sitzen. Er war damals voller Geschäffte, daß er anfänglich nicht viel mit uns reden konnte, gab viele Befehle an unterschiedliche, ließ Briefe schreiben, und schrieb selbst. Bey solchen seinen Geschäfften hatte er gleichwohl die Tobackspfeife bey sich, zog den Rauch durch einen rothen Wasserkrug mit einem sehr langen hohlen Stecken.

Der Chan wird zum zweytenmale besuchet.

Tobacktrinken.

a) Ebendas. a. d. 72 und vorhergeh. S.

Mandelslo. 1638.

Es mußte die ganze Zeit ein Diener beym Tobackkruge sitzen, welcher mit einer Hand allezeit frische glüende Kohlen auflegen und mit der andern den hohlen Stecken oder die Pfeife dem Chan zum Munde halten mußte. Er hielt auch damals mit etlichen seiner Soldaten Musterung; daher hielten etliche hundert zu Roß und Fuße auf und außer seinem Hofe in guter Ordnung. Er besah selbst fleißig ihr Gewehr; etliche mußten mit Pfeilen nach einem Ziele schießen; denen, welche zum nähesten kamen, verbesserte er ihre Besoldung, und Monatsgelder; die aber am weitesten davon, mußten hingegen an ihrer Besoldung so viel missen. Solche Musterung soll er des Jahres über etlichemal vornehmen. Und also Anlaß geben, daß sie sich im Schießen stets üben müssen.

Weil wir sahen, daß der Chan mit so vielen Geschäfften beladen war: so wollten wir bey Zeiten wieder unsern Abschied nehmen: er aber wollte uns nicht lassen, sondern begehrete abermal, daß wir mit ihm essen sollten. Er ließ uns mittlerweile von seinen Früchten vortragen, und wollte, daß wir ein Theil davon in unsere Behausung schicken sollten, welches wir auch thaten.

Offion und Bengi.

Ueber eine kleine Weile ließ er aus einer kleinen goldenen Apotheke ein golden Schaubekästlein vor sich bringen, darinnen von vielerley Art Offion und Bengi war. Er aß davon einen kleinen Löffel voll, und schickte das übrige mit dem Kästlein zu mir, und sagte auf Türkisch: ich würde selbiges wohl kennen, und in Persien essen gelernet haben; wenn mirs beliebte, so möchte ich davon essen; ich würde befinden, daß es gut, ja so gut wäre, als ich es nimmer gesehen hätte. Ich antwortete: daß ich zwar viel desselben gesehen, aber wenig davon genossen, deßhalben ich wenig Verstand davon hätte. Ich wollte aber dem Chan zu gefallen davon essen. Nahm also meinen Theil davon, desgleichen mußte auch der Oberkaufmann thun, welcher, gleich ich, zu[illegible]iemals davon gegessen.

[illegible] Statt[illegible] [illegible] wider den König in Persien.

In der darauf folgenden Unterredung sprac[illegible]tatthalter von dem Könige in Persien und seinem Hofe auf eine sehr misvergnügte [illegible] Schach Sefi, sagte er, hat mit blutigen Händen den Zepter ergriffen. Der Anfang seiner Regierung hat eine Menge Menschen von allerhand Stande, Alter und Geschlechte, das Leben gekostet. Die Grausamkeit ist in seinem Hause erblich. Sie ist ihm von seinem Großvater, dem Schach Abas, angebohren, und man darf nicht hoffen, daß er jemals davon abstehen werde, da sie ihm so natürlich ist. Dieß ist die vornehmste und einzige Ursache, warum seine Bedienten zu dem Mogol übergehen. Ich will glauben, daß er Verstand hat: allein, es ist in diesem Stücke zwischen ihm und dem großen Mogol eben so wenig Vergleich, als zwischen seiner Armuth und des Mogols großem Reichthume. Der Kaiser, mein Herr, ist stark und mächtig genug, zween Könige von Persien zu überwinden *b*).

Schmeicheley des von Mandelslo.

Ich wollte ihm in einer so kützlichen Sache eben nicht sehr widersprechen; sondern sagte: ich hätte zwar bey dem Könige in Persien, an Gold, Edelgesteinen und andern kostbaren Sachen großen Reichthum gesehen, aber nun befände ich, daß es nichts gegen des Königs in Indien, des großen Mogols, Schätze und Macht zu rechnen sey: gleichwohl müßte ich bekennen, daß Persien einen unschätzbaren Vorzug hätte, welcher in der großen Anzahl Kisilbaschen *c*) bestünde, womit der König in Persien im Stande wäre, ganz Asien zu erobern. Ich sagte solches mit Fleiß zu ihm, weil ich wußte, daß er ein Kisilbasch war, und daß ihm die Meynung gefallen würde, die ich von diesen Soldaten hegete.

Darin-

b) Ebendaselbst a. d. 75 S.

c) Berühmte Soldaten in Persien.

Darinnen müßte er mir Beyfall geben, antwortete er, und wandte sich zu einem Herrn, der auch von Geburt ein Perser war, wie er, und sagte: Warlich, dieser junge Edelmann mag wohl ein guter tapferer Kerl seyn; er liebet tapfere Leute. Mandelslo. 1638.

Das Mittagsmahl wurde mit mehr Pracht angerichtet, als das vorige. Der Vorschneider saß mitten unter den großen Gefäßen, worinnen man das Fleisch brachte, und legte mit einem Löffel solches in kleinen Schüsseln vor, die man uns brachte. Der Chan legte selbst etliche Essen in kleine Schüsseln und ließ sie uns darreichen, anzuzeigen, daß er uns gern bey sich hätte. Der Saal war voller Kriegesbedienten, die von fern theils mit ihren langen Spießen stunden, theils an einem Wasserbehälter saßen, welcher ebendaselbst war. Nach der Mahlzeit beurlaubete uns der Chan und sagte: er bedaurete es, daß es seine Geschäffte nicht litten, uns noch mit den Tänzerinnen aus dem Lande eine Lust zu machen.

Blutiges Gastmahl.

Dieser Herr war ein vernünftiger Mann, aber stolz und in seiner Regierung sehr streng, welche etwas von Grausamkeit an sich hatte. Bey einem andern Gastmahle sagete er, er wollte den Tag vollends in Fröhlichkeit zubringen. So gleich kamen zwanzig Tänzerinnen, denen man seinen Befehl gemeldet hatte, zogen sich nackend aus, und fingen an, so nackend zu singen und zu tanzen, mit mehr Richtigkeit und Hurtigkeit, als unsere Seiltänzer. Sie hatten kleine Tonnenbände oder Reife, durch welche kein Affe mit solcher Geschicklichkeit gesprungen seyn würde. Alle ihre Bewegungen geschahen nach dem Tacte und dem Klange der Musik, welche aus einer Handpauke, einer Schallmey und einigen kleinen Trommeln bestund. Sie hatten zwo Stunden getanzet, als der Chan nach einer andern Bande Tänzerinnen schickte, solche holen zu lassen. Man meldete ihm, sie wären krank und könnten heute nicht tanzen. Er wiederholete seinen Befehl und setzete hinzu, man sollte sie in dem Zustande bringen, worinnen sie sich befänden. Weil man seine Leute eben die Entschuldigung wieder vorbrachten: so ward er zornig auf sie. Diese Unglückseligen, welche geprügelt zu werden befürchteten, warfen sich ihm zun Füßen und gestunden, die Tänzerinnen wären nicht krank, sondern an einem andern Orte beschäfftiget, und weigerten sich, zu kommen, weil sie wüßten, daß der Chan ihnen nichts bezahlete. Hierüber lachte der Chan. Indessen ließ er sie doch so gleich durch einige Soldaten von seiner Wache holen. Als sie nun in den Saal traten: so befahl er, daß man ihnen die Köpfe abschlagen sollte. Sie bathen mit entsetzlichem Heulen und Schreyen um ihr Leben. Er verlangete aber Gehorsam, und die Hinrichtung geschah vor den Augen der ganzen Gesellschaft, ohne daß sich jemand unterstund, für diese Elenden zu bitten, deren an der Zahl acht waren *d*).

Mandelslo reiset nach Cambaja.

Dieses grausame Schauspiel erweckete viel Entsetzen bey den Fremden. Der Chan, welcher solches wahr nahm, lachte darüber, und sagte: warum seyd ihr so stille? Sehet, ihr Herren, wenn ich nicht also thäte, so würde ich nicht lange Befehlshaber zu Amadabad seyn können. Diese Hurkinder wollten mich nicht für einen Kaschi erkennen, und mir nach meiner Gewalt gehorsamen, durch solche Exempel muß ich andern eine Furcht einjagen *e*).

d) Ebendas. a. d. 77 S.

e) Ebendaselbst.

Mandelslo.
1638.

Der III Abschnitt.

Des von Mandelslo fernere Reisen nach Agra, und andern Orten.

Mandelslo reiset nach Cambaja. Beschreibung der Stadt, der Gegend. Eine Heidinn verbrennt sich. Hoflichkeit der Indianer. Beschaffenheit des Betels. Futterung der Pferde bey den Mogolen. Berühmter Garten Thietbag. Viele Affen. Mandelslo reiset nach Agra; Oerter, wo er durchgeht. Beschreibung von Agra. Mandelslo ist in Gefahr. Er geht nach Lahor. Bekümmerniß der Benjanen. Beschreibung der Stadt Lahor. Oeffentliche Bäder. Rückreise nach Suratta. Indianisch Lustfeuer. Gefährliche Reise des Verfassers. Cisterne bey Sambor. Gefecht mit den Rasbuten. Abschiedsschmaus des englischen Präsidenten. Gemüthsart des großen Mogols. Lustiger Streich mit einem Raschi. Wilde Thierkämpfe.

Mandelslo reisete nach Cambaja mit einem jungen englischen Factore ab, welcher nur aus Höflichkeit gegen ihn und auf Befehl des Oberkaufmanns diese Reise that. Die Furcht vor den Rasbuten machte, daß er eine Bedeckung von acht Pionen, das ist acht Soldaten zu Fuße, mitnahm, welche außer ihren Bogen und Pfeilen mit Picken und Rundartschen bewaffnet sind. Diese Leute sind gut zu gebrauchen, weil sie sich nicht schämen, auch Lakeyendienste zu verrichten, und beständig vor den Pferden herlaufen. Man kann sie für ein so schlechtes Geld haben, daß sie dem von Mandelslo nur acht Thaler für drey Tage kosteten, in welcher Zeit er dreyzehn Meilen reisete. Man rechnet acht Meilen bis zu dem Dorfe Serguntra, worinnen er nichts merkwürdigeres sah, als eine große Cisterne, in welcher das Regenwasser über Jahr und Tag aufbehalten wird. Fünf Meilen weiter kam er nach Cambara. Er kehrete in Abwesenheit des englischen Factors in dieser Stadt bey einem mohrischen Kaufmanne ein.

Beschreibung der Stadt.

Cambara liegt sechzehn Meilen von Breitsch an einem sehr sandigen Orte am Strande des Meeres oder einer großen Bay, in welche der Fluß May fällt, nachdem er die Mauren bespület hat. Der Hafen ist nicht sonderlich bequem. Ob sich gleich bey der Fluth das Wasser auf sieben Faden erhebt: so bleiben dennoch die Schiffe bey der Ebbe trocken im Sande und Schlickgrunde sitzen. Die Stadt ist mit einer sehr schönen Mauer von gehauenen Steinen umgeben. Sie hat zwölf Thore, große Häuser, und gerade und breite Straßen, wovon die meisten ihre Schlagbäume haben, welche des Nachts verschlossen werden. Sie ist weit größer, als Suratta, und ihr Umfang hat mehr als zwo Meilen.

Man zählet darinnen drey Bazar oder Märkte, und vier schöne Wasserbehälter, welche alle Einwohner bey der größten Dürre mit Wasser versorgen können. Die meisten dieser Einwohner sind Heiden, Benjanen oder Rasbuten, wovon einige sich auf den Handel legen, andere aber den Waffen nachhangen. Ihr größter Handel wird zu Diu, zu Mecca, in Persien, zu Achem und Goa getrieben, wohin sie allerhand seidene und baumwollene Zeuge bringen, um gemünztes Gold und Silber, das ist: Ducaten, Zechinen und Piaster, nebst verschiedenen Kaufmannswaaren von diesen Oertern dafür zu bekommen *f*).

Die Gegend um Cambaya.

Nachdem Mandelslo einige Stunden zugebracht hatte, die Stadt zu besehen: so ließ er sich außerhalb der Stadt in funfzehn oder sechzehn schöne Gärten führen, welche aber einem andern nicht gleich kamen, zu welchem ihn sein Führer auf einer steinernen Treppe von vielen Stufen hinauf steigen ließ. Es waren drey Häuser dabey, in deren eini-

f) Ebendas. a. d. 79 S.

Mandelslo. 1638.

einigen man sehr schöne Zimmer antraf. Mitten im Garten sah man an einem erhabenen Orte das Grabmaal des Muhammedaners, der ihn angeleget hatte. Es ist kein Ort in ganz Cambaya, der sich diesem vergleicht, sowohl wegen des weiten Gesichts in die See, als auch wegen der herumliegenden lustigen Landschaft. Dieser Ort hat so viel Anmuthigkeit, daß der große Mogol, als er einmal nach Cambaya kam, sich daselbst aufhalten wollte, und daher die Grabsteine wegnehmen ließ, um daselbst sein Zelt aufzuschlagen: doch ließ er solche nach seiner Abreise wiederum dahin legen.

Mandelslo sieht eine Heidinn sich verbrennen.

Unterdessen daß Mandelslo seine Neugierigkeit zu befriedigen suchte, war der englische Factor zurück gekommen, und verwies es ihm, daß er ein muhammedanisches Haus seinem vorgezogen hätte. Er erboth sich, mit ihm herum zu reuten, um das, was noch merkwürdig wäre, zu besehen, und versprach, morgen mit ihm auszugehen, weil etwas zu sehen seyn würde, indem sich eine Indianerinn verbrennen wollte. Sie begaben sich auch wirklich aus der Stadt an das Ufer des Flusses, welches der zu dieser kläglichen Ceremonie bezeichnete Ort war. Die Indianerinn war die Witwe eines Rasbuten, welcher zweyhundert Meilen von Cambaya war erschlagen worden. Bey Vernehmung des Todes ihres Mannes hatte sie dem Himmel versprochen, ihn nicht zu überleben. Weil der große Mogol und seine Bedienten nichts unterlassen, eine so barbarische Gewohnheit abzuschaffen: so hatten sie in ihr Begehren lange nicht willigen wollen: und der Chan von Cambaya hatte ihr solches selbst auszureden gesuchet, indem er ihr vorgestellet, daß die Zeitung, weswegen sie ihres Lebens überdrüßig sey, noch nicht gewiß wäre. Allein, da sie ihr Ansuchen täglich wiederholete: so hatte man es ihr endlich erlaubt, den Gesetzen ihrer Religion ein Genügen zu thun.

Sie war noch nicht über zwanzig Jahre alt. Mandelslo sah sie an dem Orte ihrer Hinrichtung mit so vieler Beständigkeit und Freudigkeit ankommen, daß er sich einbildete, man hätte ihr den Verstand durch eine außerordentliche Dosis Opium betäubet, dessen Gebrauch in Indien sehr gemein ist. Ihr Gefolge machte einen langen Zug, vor welchem die Musik des Landes, das ist Schallmeyen und Pauken, vorher giengen. Etliche Jungfern und Weiber tanzeten vor der lebendigen Leiche her. Sie hatte sich mit ihren köstlichsten Kleidern geputzt. Ihre Arme, Finger und Beine waren mit Armbändern, Ringen und Ketten gezieret. Ein Haufen Mannspersonen und Kinder beschloß den Zug.

Der Scheiterhaufen, welcher am Ufer des Flusses stund, war von Apricosenholze mit Zimmet und Sandel durchlegt. Sobald sie denselben ansichtig wurde, blieb sie einige Augenblicke stehen, um solchen mit einem Auge zu betrachten, in welchem Mandelslo eine Verachtung zu entdecken glaubete. Sie nahm Abschied von ihren Verwandten und Freunden, theilete ihre besten Kleinodien und Geschmeide unter sie. Mandelslo hielt neben zweenen Engländern zu Pferde nahe bey ihr. „Sie mochte vielleicht, saget er g), an unsern „Geberden vermerken, daß wir sie beklageten; daher riß sie etliche Brassoleten vom Arme „und warf sie nach uns, darvon ich eins ergriff, und zum Gedächtnisse behalte. Als sie „sich auf den Holzhaufen gesetzet, so ward solcher auf ihren Befehl angezündet. Sie goß „über ihren Kopf und ganzen Leib ein wohlriechendes köstliches Oel, welches die Flammen „des Feuers vermehrete und zu ihr führete, daß sie also ohne einiges Geruf oder übele Ge„berde von Quaal in einem Hui und Augenblicke gleich als mit einem Blitze getödtet wurde.

„Es

g) Ebendas. a. d. 81 S.

Mandelslo. 1638.

„Es stunden etliche ihrer Freunde dabey, welche auch ganze Krüge voll Oel zu der Gluth „gossen, damit der Brand desto eilfertiger alles auffräße. Die Asche wurde hernach ins „Wasser geschüttet *h*).

Anmerkung über die Höflichkeit der Indianer.

Nachdem Mandelslo einige Tage zu Cambaya zugebracht: so reisete er mit vieler Verwunderung über die Höflichkeit der Einwohner ab. Man wird erstaunen, saget er, wenn ich versichere, daß man vielleicht mehr Höflichkeit bey den Indianern finde, als unter denjenigen, die solche allein im Besitze zu haben vermeynen. Diese Anmerkung, welche ohne Zweifel auf die Deutschen geht, weil solche damals noch die einzige Nation waren, die er in Europa kannte, bringt ihn auf den Betel, von demselben und seinen Eigenschaften zu reden.

Anmerkung wegen des Betels.

Er meynet, es sey solches eben diejenige Pflanze, welche Avicenna **Tambul** nennet; und die Areccanüsse, mit denen es ordentlich gegessen wird, wären das **Faufel** bey ihm. Unter seinen Anmerkungen bringt er eine mit bey, die man sonst nirgends antrifft. An allen Orten, wo Betel wächst, saget er, kann man es nur zu Blättern bringen, die dutzendweise in Bündlein verkaufet werden und lange frisch bleiben: in dem einzigen Lande Malona aber trägt es eine Frucht, in Gestalt eines Eidechsenschwanzes und gedrehet, welche des guten Geschmacks wegen von den Einwohnern gern gegessen wird *i*).

Bey der Rückreise nach Amadabad kam Mandelslo so spät nach **Sergüntra**, daß die Benjanen, welche sich keines Lichts bedienen, aus Furcht, es möchten sich die Fliegen und Schmetterlinge daran verbrennen, ihm die Thore nicht aufmachen wollten.

Fütterung der Pferde bey den Mogolen.

Er merket bey Gelegenheit, da er nicht wußte, wie er seinen Pferden Futter schaffen sollte, an; daß in Indostan, wie wir schon von vielen andern indianischen Orten angemerket haben, der Haber unbekannt, und das Gras sehr selten sey; daher man denn die Lastthiere als Pferde und Ochsen mit einem aus Zucker und Mehle gemachten Teige füttere, worunter man zuweilen ein wenig Butter menge *k*).

Berühmter Garten Tzietbag.

Den andern Morgen, nachdem er fünf Meilen bis zu einer großen Stadt gereiset war, wovon er den Namen nicht anführet, leitete ihn seine Neugierde bis nach dem Garten **Tzietbag**, welches unstreitig der schönste in ganz Indien ist *l*). Er hat seinen Ursprung dem Siege des großen Mogols über den letzten König von Gusuratta zu danken, und daher hat er seinen Namen, welcher so viel als Eroberungsgarten heißt. Er liegt an einem der angenehmsten Orte in der Welt, an dem Rande eines großen Teiches, und ist gegen die Seite des Wassers mit vielen Lusthäusern, nach Amadabad zu aber mit einer sehr hohen Mauer verschlossen. Die Wohnung und Carawansera, welche dabey ist, sind des Monarchen würdig, welcher solche erbauet hat. Der Garten hat verschiedene Alleen von fruchttragenden Bäumen, als Orangen- und Citronenbäume von allerhand Art, Granaten, Palmen, Datteln, Mangus, Tamarinden, Mandeln, Maulbeer- und Feigenbäume. Diese Bäume sind daselbst in so großer Anzahl, und so dicht neben einander gepflanzet, daß sie aller Orten Schatten machen, und man beständig einer angenehmen Kühle daselbst genießt.

Viele Affen.

Die Aeste sitzen voller Affen, welche zu der Anmuth eines so schönen Ortes nicht wenig beytragen. **Mandelslo**, welcher zu Pferde war, und von den Sprüngen sehr geplagt wurde, welche diese Thiere um ihn her machten, erschoß ihrer zween mit einer Pistole. Dieses schien die andern dergestalt in Wuth zu bringen, daß er glaubet, sie wollten ihn

h) Man sehe den Ursprung dieser Gewohnheit in der Beschreibung von **Golkonda**.

i) A. d. 84 S. Er irret sich. Carreri schreibt diese Frucht den Manillen zu, wo sie Caclue heißt.

Mandelslo. 1638.

ihn angreifen. Ihres Geschreyes und ihrer Geberden ungeachtet, flohen sie dennoch zurück auf die Bäume, so bald sie nur sahen, daß er sich mit dem Pferde umwandte.

Mandelslo reiset nach Agra.

Zu seinem Glücke fand er in der Vorstadt von Amadabad eine Caravane von ungefähr zweyhundert englischen und benjanischen Kaufleuten, welche nach Agra, der Hauptstadt in dem mogolischen Reiche, gehen wollten. Er machte sich diese Gelegenheit zu Nutze, ohne welche seine Abreise sich noch lange würde verzogen haben. Der englische Oberkaufmann hatte ihm kräftige Empfehlungsschreiben mitgegeben, und er machte sich den 29sten des Weinmonats auf den Weg. Man traf auf der schönsten Straße von der Welt so wenig Dörfer an, daß das erste, welches man nennen konnte, Paingot war. Den sechsten Tag kam er vor den Mauern der Stadt Heribath an, nachdem er funfzig Meilen gereiset war. Dieser Ort ist von mittelmäßiger Größe. Er hat weder Mauern noch Thore, seit dem er vom Tamerlan zerstöret worden. Man sieht noch die Ueberbleibsel von seinem Schlosse auf einem benachbarten Berge.

Paingot

Heribath

Zwischen dieser Stadt, und dem Städtchen Damtiges, welches funfzig Meilen davon entfernet ist, ist man beständig den Streifereyen der Rasbuten ausgesetzet. Die Führer der Caravane schickten sich an, diese Räuber wohl zu empfangen, indem sie ihre Karren und die Soldaten, welche sie bedeckten, in solcher Ordnung marschiren ließen, die sie in den Stand setzete, einander ohne Verwirrung beyzustehen. Funfzig Meilen von Damtiges kam man zu einem Flecken, Namens Syedeck, bey welchem ein schönes Schloß ist. Die Rasbuten, welche sich zuweilen gezeiget hatten, verursachten den Kaufleuten mehr Furcht, als Schaden. Man sah sie zwischen Syedeck und Agra nicht weiter, wo man endlich glücklich ankam.

Damtiges.

Syedeck.

Agra.

Der große Mogol, oder der Kaiser von Indostan, verändert seine Wohnung oftmals. In dem ganzen Reiche findet sich keine nur ein wenig ansehnliche Stadt, in welcher dieser Monarch nicht einen Pallast hat. Es gefällt ihm aber keiner mehr, als der zu Agra; und Mandelslo hält sie auch wirklich für die schönste Stadt in seinen Landen. Sie liegt acht und zwanzig Grad Norderbreite, in der Provinz, die eigentlich Indostan heißt, an dem Bache Gemne, der sich über dem Königreiche Bengala in den Ganges ergeußt. Agra ist zweymal größer, als Ispahan, und man kann sie in einem Tage nicht wohl um[illegible]en. Die Stadt ist mit einer guten Mauer von gehauenen rothen Steinen, und mit eine[illegible]raben von hundert Ellen breit, befestiget *m*).

Beschreibung dieser Stadt.

Ihre Straßen sind schön und geräumig, etliche bey einer viertel Meile lang. Viele sind oben zugewölbet, und man findet in denselben lauter Kaufmannsgewölbe, Kramladen und Buden nacheinander ordentlich, und jede Handthierung besonders. Es sind funfzehn Meidane und Basare *n*) daselbst, worunter derjenige der größte ist, welcher den Vorhof des Schlosses abgiebt. Man siehe daselbst sechzig Stücke von allerhand Größe, aber in ziemlich schlechter Ordnung, so, daß sie nicht sonderlich können gebraucht werden. Es steht auch daselbst, gleichwie in Ispahan, eine Vogelstange, zur Uebung für große Herren im Schiessen.

Ihre Straßen und Märkte

Man zählet in der Stadt achtzig Carwansereyen für die fremden Kaufleute; die meisten davon sind drey Stock hoch, mit schönen Zimmern, Niederlagen, Gewölbern und Ställen,

Carwanserey.

heißt. V Th. a. d. 84 S.

k) A. d. 83 S.

l) Ebendaselbst.

m) Ebendas. a. d. 88 S.

n) Das sind Marktplätze.

Mandelslo. 1638.

len, wie auch mit schönen Gallerien und Gängen, auf welchen man von einem Zimmer zum andern kommen kann. Diese Arten von Herbergen haben ihre Thürhüter, welche auf die Waaren Acht haben müssen, und denjenigen Lebensmittel verkaufen, welche sie umsonst herbergen müssen.

Meßziden oder Moscheen.

Weil der große Mogol und die meisten Herren seines Hofes sich zur muhammedanischen Religion bekennen: so sieht man eine große Anzahl **Meßziden** oder **Moscheen** in Agra. Es nehmen sich darunter siebenzig große aus, wovon sechs der vornehmsten **Meßzid-Adine**, das ist Feyertagskirchen heißen, indem das Volk am Freytage, welches ihr Feyertag ist, den Gottesdienst darinnen verrichtet. In einer von diesen sechs Moscheen sieht man das Grab eines heiligen Muhammedaners, Namens **Seander**, von des Haly Nachkommenschaft. In einer andern findet man ein Begräbniß funfzehn Ellen lang, und acht Ellen breit, welches für das Grab eines Kriegeshelden gehalten wird. Es stecken auf demselben viele Fahnen. Eine große Anzahl Pilgrimm, die sich von allen Orten dahin begeben, haben die Moschee ziemlich reich gemacht, so, daß sie täglich eine große Anzahl Arme ernähren kann.

Freystädte.

Diese Meßziden und die dazu gehörigen Höfe dienen den Missethätern und auch denjenigen, welche Schulden halber können angehalten werden, zur Zuflucht und Freystädten. Es sind die **Allacapi** der Perser, welche die Mogolen **Alladen** nennen, und in solchem Ansehen halten, daß der Kaiser selbst nicht die Macht hat, einen Strafbaren daraus wegnehmen zu lassen o).

Bäder.

Man findet in Agra bis auf acht hundert Bäder, wovon der große Mogol jährlich sehr ansehnliche Summen zieht; weil, da diese Art von Reinigung eines von den vornehmsten Stücken der Religion des Landes ausmachet, kein Tag hingeht, wo diese Oerter nicht von einer unendlichen Menge Leute besuchet werden.

Palläste und Häuser.

Die Herren des Hofes haben ihre Palläste in der Stadt, und ihre Lusthäuser auf dem Lande. Alle diese Gebäude sind schön gebauet, und kostbar ausmeubliret. Der Kaiser hat viele Lusthäuser außer der Stadt, wohin er sich oftmals begiebt. Nichts aber machet einen höhern Begriff von der Größe dieses Herrn, als sein Pallast, welcher am Ufer des Flusses liegt.

Der kaiserliche Pallast.

Mandelslo giebt ihm ungefähr vier hundert Fuß im Umfange. Er ist nach der Landesart, saget er, vollkommen wohl befestiget; und diese Befestigung bestehe in einer Mauer von gehauenen Steinen, einem großen Graben, und einer Zugbrücke an jedem Thore, nebst einigen andern Außenwerken, vornehmlich am Norderthore.

Die Thore.

Das Thor, welches nach dem Basar zugeht, und gegen Morgen liegt, heißt **Cistery**. Unter diesem Thore ist der **Divan**, das ist der Ort, wo der große Mogol seinen Unterthanen Recht sprechen läßt, nahe bey einem großen Saale, in welchem der erste Vezier die Verordnungen wegen allerhand Zölle und Abgaben ausfertigen und besiegeln läßt. Die Aufsätze davon werden eben daselbst aufgehoben. Wenn man durch dieses Thor hineingeht: so befindet man sich in einer großen Gasse, welche mit einer doppelten Reihe Buden besetzet ist, die gerade zu dem kaiserlichen Pallaste führet.

Das Thor, wodurch man in den Pallast kömmt, heißt **Ekbark derwage**, das ist, des Kaisers Ekbar Thor. Es ist in solcher Hochachtung, daß außer den einzigen Prinzen vom Geblüte alle die andern Herren genöthiget sind, davor abzusteigen und zu Fuße hinein

o) Ebendaselbst a. d. 29 S.

p) Dieses war der Kaiser Cha Jehan, ein Sohn des Jehan Guir, und eben der Sultan Corone, der in der vorigen Erzählung vorgekommen. Der Ort, welchen Mandelslo beschreibt, ist vermuthlich

hinein zu gehen. In diesem Viertel wohnen die Weiber, welche vor dem großen Mogol und seiner Familie tanzen und singen. Mandelslo. 1638.

Das vierte Thor, Namens Dersanne, geht nach dem Flusse zu; und dahin begiebt sich der Kaiser alle Morgen, um die Sonne bey ihrem Aufgange zu begrüßen. Auf eben die Seite kommen auch die Großen des Reichs, welche sich am Hofe befinden, alle Tage, um ihrem Oberherrn an einem erhabenen Orte, wo sie dieser Monarch sehen kann, ihre Huldigung zu erweisen. Die Hadys oder Befehlshaber bey der Reuterey finden sich ebenfalls daselbst ein: sie halten sich aber etwas entfernet, und nähern sich dem Kaiser nicht, ohne ausdrücklichen Befehl. An diesem Orte sieht er den Kampf der Elephanten, der wilden Stiere, der Löwen und anderer wilden Thiere mit an; welchen Zeitvertreib er sich täglich machet, außer des Freytages, da er seine Andacht hat p).

Das Thor, wodurch man in den Saal der Wache kömmt, heißt Attesanna. Durch diesen Saal geht man in einen gepflasterten Hof; zu Ende desselben sieht man vor einem Eingange ein silbernes Staket, zu welchem sich das Volk nicht nähern darf, und wo es nur den Herren des Hofes erlaubet ist, hindurch zu gehen. Mandelslo traf allhier seinen zu Suratta entlaufenen Diener an, welcher sich deswegen entschuldigte, und sich erboth, ihm bey seinem Aufenthalte in Agra zu dienen. Er wollte ihn auch durch das Staket auf den obern Platz führen: die Wache davor aber wollte es nicht zugeben. Weil man indessen durch dieses Staket in das Thronzimmer sieht, so sah er in einem andern kleinen goldenen Geländer den Thron des großen Mogols, welcher von dichtem Golde, reich mit Diamanten, Perlen und andern Edelgesteinen besetzet ist. Oben darüber ist ein Gang, auf welchem sich dieser mächtige Monarch täglich zeiget, um denjenigen Rechte zu sprechen, welche solches verlangen q). Ueber dem Geländer hängen viele goldene Glocken in der Luft. Diejenigen, welche einige Klagen vorzubringen haben, müssen eine davon läuten. Wenn man aber keine überzeugende Beweise hat: so darf man sich bey Lebensstrafe nicht wagen, solche zu berühren r).

Man zeiget von außen noch ein anderes Zimmer des Pallastes, welches durch einen Thurm unterschieden wird, der mit Goldbleche bedecket ist, und worinnen, wie man saget, acht große Gewölber voller Gold, Silber und Edelgesteine von einem unschätzbaren Werthe seyn sollen s).

Mandelslo scheint überzeugt zu seyn, daß man aus einer so großen und so bevölkerten Stadt, als Agra, zweyhunderttausend Mann nehmen könne, welche fähig sind, die Waffen zu führen. Die meisten Einwohner sind Muhammedaner. Die Gerichtsbarkeit der Stadt erstrecket sich auf allen Seiten auf zehn bis zwölf Tagereisen, und begreift über vierzig kleine Städte und dreytausend sechshundert Dörfer unter sich. Der Boden ist gut und fruchtbar. Er trägt viel Indigo, Baumwolle, Salpeter, und andere Dinge, womit die Einwohner einen vortheilhaften Handel treiben.

Die Absicht des von Mandelslo war, sich etwas länger in der Hauptstadt von Indostan aufzuhalten: ein unvermutheter Zufall aber machte, daß er seinen Entschluß änderte, und nöthigte ihn, eine Stadt zu verlassen, in welcher sein Leben in Gefahr zu seyn schien. Die Gefahr des von Mandelslo.

L 2 Eines

muthlich derjenige, welchen Rhoe Jarnao in der Stadt Asmere genannt hat.

q) Dieß ist ohne Zweifel das, was Rhoe den Durbal und Berner den Amkas nennet.

r) Ebendas. a. d. 90 S.

s) Andere Anmerkungen des von Mandelslo vermu

Mandelslo. 1638.

Eines Tages, da er sich mit dem persischen Diener unterredete, der ihn zu Suratta verlassen hatte, kam ein Mogol, dem Ansehen nach ein vornehmer Mann, zu ihm, und fragte ihn: wo er herkäme und was seine Verrichtung allhier wäre? Er antwortete: er wäre ein Europäer und käme aus Deutschland, und es hätte ihn die bloße Neugierde, den Hof des allermächtigsten Monarchen im ganzen Morgenlande zu sehen, zu seiner Reise angetrieben. Mich dünkt, ich habe dich zu Ispahan gesehen, versetzete der Mogol, und du bist vermuthlich derjenige, welcher unsers Gesandten Vetter in dem Scharmützel erschossen hat, welchen wir mit dem deutschen Gesandten gehabt haben. Mandelslo bemühete sich, sein Erschrecken darüber nicht merken zu lassen, und betheuerte, daß er nicht in Persien gewesen, sondern erst mit den Schiffen aus England zu Suratta angekommen. Zween engilische Kaufleute, die bey ihm waren, bekräftigten diese Lüge. Den größten Beystand bey dieser Gelegenheit aber leistete ihm der persische Diener, welcher bey Muhammed und Hassan schwur, daß sein alter Herr erst aus England käme. Der Mogol gieng weg. Indessen gab er doch durch Kopfschütteln zu verstehen, daß er noch einigen Zweifel hätte; und Mandelslo, welcher sich nicht getrauete, sich der Willkühr eines so fürchterlichen Feindes zu überlassen, entschloß sich, zu einer Caravane zu treten, welche nach Lahor abgieng, einer Stadt, die siebenzig Meilen von Agra, mitten im Lande liegt *t*).

Er geht nach Lahor.

Er hielt sich besonders zu einem holländischen Kaufmanne, welcher eben die Reise that. Der Weg von Agra bis Lahor ist eine schöne gerade Heerstraße zwischen hohen Palmen, Cocosnüssen und andern fruchtbaren Bäumen, welche den Reisenden vor der übermäßigen Sonnenhitze Schatten geben. Die schönen Lusthäuser, welche sich auf allen Seiten zeigen, beschäfftigten die Augen des von Mandelslo beständig; da unterdessen die Affen, die Papogeyen, die Pfauen ihm eine andere Lust darbothen, und er zuweilen einige davon schoß. Er erschoß auch eine große Schlange, einen Leoparden und einen wilden Bock, die er unterwegens antraf.

Bekümmerniß der Benjanen.

Die Benjanen bey der Caravane kränkete es sehr, daß sie sahen, wie er Thieren das Leben nahm, welches er ihnen nicht geben konnte, und der Himmel ihnen nur ertheilet hatte, um ihn zu verherrlichen. Wenn sie wahrnahmen, daß er zur Pistole griff: so schienen sie ungehalten darüber zu seyn, daß er sich eine Lust machte, in ihrer Gegenwart die Gesetze ihrer Religion zu übertreten; und wenn er so gefällig war und sie dieses Verdrusses überhob, so thaten sie ihm alles auf der Welt zu Gefallen *u*).

Beschreibung der Stadt Lahor.

Als er sich der Stadt Lahor näherte, so bewunderte er die Fruchtbarkeit des Landes, welches Reiß, Korn und allerley Früchte in größerm Ueberflusse trug, als irgend eine andere Provinz dieses weitläuftigen Reiches. Die Stadt liegt zwey und dreyßig Grad zwanzig Minuten Norderbreite, an dem kleinen Flusse Ravy, der sich nebst vier andern in den Fluß Indus ergießt; daher denn dieser berühmte Fluß den Namen Pangabi bekömmt, welcher fünf Wasser heißt. Die Lage von Lahor ist sehr angenehm, vornehmlich an der Seite des Flusses, wo man viele schöne Gärten entdecket. Der kaiserliche Pallast ist zwar in der Stadt eingeschlossen, aber dennoch durch eine hohe Mauer davon abgesondert. Unter vielen großen Gebäuden enthält er auch eine Menge andere Palläste und Häuser zur Wohnung für diejenigen Herren, welche dem Hofe folgen. Weil die meisten Einwohner von Lahor

verweist man in die allgemeine Beschreibung von Indostan.

t) Ebendas. a. d. 90 S.

Lahor die muhammedanische Religion angenommen haben: so sieht man daselbst eine große Menge Moscheen und öffentliche Bäder.

Mandelslo. 1638.

Mandelslo war so neugierig, eins von diesen Bädern zu besuchen und sich nach der Art des Landes darinnen zu baden. Er fand es auf persische Art gebauet, oben mit einem flachen Gewölbe geschlossen, und in viele Zimmer abgetheilet, welche eine halbrunde Gestalt hatten, beym Eingange sehr enge und hinten weit waren. Ein jedes hatte seine besondere Thüre und zween aus Stein gehauene Tröge, in welche man das Wasser durch küpferne Hähne ein- und ablassen kann, nachdem man es warm oder kalt haben will. Als er sich eine Weile gebadet: so ließ man ihn sich auf einen Stein von sieben bis acht Fuß lang und vier Fuß breit setzen, wo ihn der Bader mit einem härinen Handschuhe den Leib rieb. Er wollte ihm auch die Fußsolen mit kleinem harten Sande reiben. Da er aber sah, daß Mandelslo solches nicht wohl leiden konnte: so fragete er ihn, ob er ein Christ wäre; und als ihm solches bejahet wurde, so gab er dem von Mandelslo den Handschuh, damit er sich die Füße selbst reiben möchte; ob er wohl sonst kein Bedenken trug, ihm den übrigen Leib zu reiben. Nach diesem kam eine andere kleinere Person, die hieß ihm, sich auf den Bauch legen. Sie kniete darauf auf seinen Rücken und wich mit den Knien und Händen zum öftern zu den Seiten ab. Dabey versicherte sie, das Bad würde ihm wenig nützen, wenn er nicht litte, daß man das Blut, welches in diesem Theile des Körpers verderben könnte, auf die Art auch in die Glieder triebe x).

Oeffentliche Bäder.

Mandelslo sah um Lahor nichts merkwürdigers, als einen von den Gärten des Kaisers, welcher zwo Tagereisen weit davon liegt. Auf dieser kleinen Reise aber, die er nur zum Zeitvertreibe that, beliebte es ihm, sich vielerley Thiere zu bedienen, die man hintereinander abwechseln ließ. Erstlich gab man ihm einen Maulesel, hernach ein Kameel, darauf einen Elephanten und endlich einen Ochsen, der gleich als ein Pferd ihm bis an die Bügel trabete; und er ritt mit solchem in vier Stunden sechs Meilen y).

Der Aufenthalt zu Lahor gefiel ihm sehr wohl: er erhielt aber Briefe von Agra, daß er zurück eilen sollte, nach Suratta, wenn er sich die Abreise einiger englischen Schiffe zu Nutze machen wollte, auf welchen der Oberkaufmann, welcher die ordentliche Zeit seiner Bedienung ausgehalten hatte, wieder nach England zu Schiffe gehen sollte. Er bedachte sich nicht lange, mit einigen mogolischen Kaufleuten Gesellschaft zu machen, die nach Amadabad giengen. Als er in dieser Stadt ankam: so fand er daselbst Briefe von dem Oberkaufmanne, welcher ihn einlud, sich einer starken Caravane zu Nutze zu machen, welche der Director zu Amadabad auf das eiligste zusammen bringen sollte, damit er noch vor Niederlegung seines Amtes zu Suratta ankommen und den Lustbarkeiten beywohnen könnte, welche diese Ceremonie begleiten sollten. Unterdessen daß man die Caravane zusammen brachte, sah er ein indianisches Feuerwerk mit an. Alle Fenster des Meidans waren mit Lampen besetzet, vor welche man gläserne Flaschen gestellet hatte, die mit Wasser von verschiedenen bunten Farben angefüllet waren. Diese Erleuchtung gefiel ihm sehr. Das Feuerwerk wurde angezündet, welches aus verschiedenen umlaufenden und steigenden Raketen bestund. Viele Lampen, welche an Rädern hingen, schienen unbeweglich zu seyn, obgleich die Räder mit vieler Gewalt beständig umgetrieben wurden z).

Mandelslo geht zurück nach Suratta.

Indianisch Lustfeuer.

w) Ebendaselbst a. d. 99 S.
x) Ebendaselbst a. d. 100 S.
y) A. d. 10[illegible] S.
z) A. d. 101 S.

Mandelslo. 1638.

Sobald die Caravana beysammen war, begab sich Mandelslo mit dem Oberkaufmanne von Amadabad, und dreyen andern Engländern auf den Weg, welche ebenfalls dem Feste zu Suratta beywohnen sollten. Sie giengen unter der Bedeckung von zwanzig Pionen voraus, nachdem sie der Caravane befohlen, ihnen aufs schleunigste zu folgen. Sie hatten vier Karren und einige Pferde bey sich. Die Pionen, welche ihr Gewehr und ihre Fahnen trugen, folgeten dem Fuhrwerke zu Fuße nach. Mandelslo merket an, daß bey den Indianern ein jeder, der nur ein wenig vornehm ist, eine Fahne vor sich hertragen läßt *a*).

Gefährliche Reise des Verfassers.

Den ersten Tag giengen sie über den Fluß Wasset, und hielten ihr Nachtlager in der kleinen Festung Faselpor. Pansfeld, der englische Factor zu Brodra, welcher ihnen bis zu dieser Festung entgegen kam, bewirthete sie des andern Tages an dem Orte seines Aufenthalts sehr prächtig. Gegen Abend giengen sie von da weg, um sich folgende Nacht in einen großen Garten zu legen; und den Tag darauf setzeten sie ihre Reise glücklich fort und

Cisterne bey Sambor, wo den Engländern das Wasser hoch kömmt.

lagerten sich bey einer Cisterne, Namens Sambor. Es begegnete ihnen aber da ein verdrüßlicher Zufall. Die Einwohner des Landes, welche zu eben der Zeit eine holländische Caravane von zwey hundert Karren ankommen sahen, befürchteten, es möchte alle ihr Wasser von einer so großen Menge Fremden verbrauchet werden. Sie wollten also die Engländer, welche zuerst dahin gekommen, nicht dazu lassen. Dieses nöthigte den Oberkaufmann, daß er funfzehn Pionen anrücken ließ, mit dem Befehle, Gewalt zu brauchen. Als sie aber an den Wasserbehälter kamen, so fanden sie solchen mit dreyßig wohl bewaffneten Bauren besetzet, die sich mit vieler Herzhaftigkeit ihnen entgegen stelleten. Die Pionen legeten ihre Röhre an zum Schießen, und zucketen den Degen. Dieser Muth setzete die Bauren in Erstaunen, und machte, daß sie die Partey ergriffen und sich zurück begaben. Unter der Zeit aber, da der Oberkaufmann das Wasser schöpfen ließ, wurden viele Bogen und drey Rohrschüsse auf sie gethan, welche fünfe von seinen Leuten verwundeten. Darauf gaben die Pionen auch ohne Verschonen Feuer, und tödteten drey von ihren Feinden, deren Leichname Mandelslo in das Dorf tragen sah. Ein so heftiges Scharmützel würde blutige Folgen gehabt haben, wenn die Ankunft der holländischen Caravane nicht die Indianer vollends im Zaume gehalten hätte.

Gefecht mit den Rasbuten.

Indessen war dieses doch nur das Vorspiel von einer weit gefährlichern Begebenheit. Als die Engländer ruhig bey ihrem Abendessen saßen, so kam ein holländischer Kaufmann zu ihnen, und berichtete, man hätte auf dem Wege zweyhundert Rasbuten gesehen, welche seit etlichen Tagen viel Räuberey begangen, und den vorigen Tag nicht weit von Sambor sechs Mann getödtet hätten. Die holländische Caravane brach zu Mitternacht auf. „Wir „folgeten ihr, fährt Mandelslo in seiner Erzählung weiter fort *a*), nach einer Stunde, „und holeten sie zween Cours vom selbigen Dorfe wieder ein. Nicht lange, nachdem wir „diesen vorbey, sahen wir am Wege einen Holancor, (ist einer, der sich bey etlichen Cafilen oder Truppen Volkes pfleget gebrauchen zu lassen, hat eine lange meßingene Trompete „nach ihrer Art, pfleget voran zu gehen, und damit ein Zeichen zu geben, oder zu rufen.) „Dieser, sobald er unser gewahr wurde, gieng Busch ein, begunnte seine Trompete zu blasen; hierbey nahmen wir ab, daß die räuberischen Rasbuten verhanden, machten derowegen unser Gewehr fertig. Wir hatten aber nicht mehr als vier lange Röhre und drey Paar „Pisto-

a) A. d. 1. S.

Mandelslo. 1638.

„Pistolen bey uns. Ich und der Oberkaufmann saßten uns zu Pferde, und ließen die andern Kaufleute in den Wagen die Röhre fertig halten, und uns folgen, wir hatten die „Röhre und Pistolen mit vielen Drat- und Laufkugeln geladen. Unsere Pionen mußten sich „gleichfalls zum Streite fertig halten, Bogen und Pfeil in Händen tragende, neben unsern Pferden und Carreten herlaufen. Wir zogen gar langsam, damit wir nicht ermüdet wollten angetroffen werden. Es währete nicht lange, so kam aus dem Busche von „beyden Seiten eine große Menge Rasbuten, mehrentheils mit langen Spießen und Rundartschen; etliche führeten Bogen und Pfeile, Feuerröhre aber hatten sie nicht. Sie „schossen etliche Pfeile durch die Carreten, beschädigten zweene Pionen und drey Ochsen, ich „bekam auch einen Pfeil in den Sattelknopf, und der Oberkaufmann einen in seinen indianischen Kopfbund, (denn er war auf Indostanisch gekleidet). Wir löseten unsere lange Röhre auf sie, und weil sie nahe beysammen hielten, geschah kein Schuß vergebens. Die „Dratkugeln griffen also um sich, daß stracks in der ersten Lösung ihrer drey zu Boden „fielen, und etliche gequetschet wurden. Immittelst die Röhre wieder geladen wurden, hielten wir sie mit Pistolen und Pfeilen zurück. Als die holländische Caffila, welche nicht fern „hinter uns war, solch Schießen gehöret, schickte sie alsbald zehn Pionen von ihrer Convoi voraus zu uns, und eilete selbst hernach. Ehe diese noch ankamen, drungen die „Rasbuten mit ganzer Macht auf uns zu, daß ich neben fünf Pionen ganz umringet wurde, „bekam zweene gute Püffe von ihren Lanzen auf die Haut, welche doch mein dickes Elendskoller nicht durchließ. Ich wehrte mich, so viel ich konnte; ihrer zween fielen mir in den „Zügel, wollten mich gefangen hinweg führen, dem einen aber schoß ich mit der Pistole „durch die Schulter, der ließ die Hand sinken; und weil ich mich verschossen hatte, stieß ich „mit dem Degen auf den andern. Der Oberkaufmann drung mit den andern Pionen zu „mir, hieb wacker um sich, und kam mir zu Hülfe, aber zweene Pionen wurden mir zur „Seiten nieder geschossen. Unterdessen kamen die holländischen Pionen mit großem Geschreye herzu, denen die Caffila auf den Fuß folgete. Als dieses die Raßbuten sahen, „verließen sie uns, und giengen wieder in den Busch hinein, ließen sechs Personen todt liegen, „und nahmen viel gequetschte mit sich. Auf unserer Seiten wurden zween Pionen nieder gemacht und achte gequetschet, auch zweene Kaufleute mit Lanzen ein wenig versehret. Wir „reiseten mit der Caffila fürder in guter Bereitschaft; denn wir vermeynten, sie würden „noch einst und mit mehr Völkern an uns setzen. Wir hatten aber ferner keinen Anspruch, „erreichten um den Mittag die Stadt Brotsch, blieben daselbst bis gegen den Abend, „ließen uns alsdann über das Rivier setzen, und reiseten noch drey Cours bis zu einem „Dorfe Onclasseer, hielten allda Nachtlager, und kamen den folgenden Tag, als den 26sten „des Christmonats zu Suratta Gott Lob glücklich wieder an, und wurden von unsern guten „Freunden mit grossen Freuden empfangen.„

Räuber fallen an.

Gefährliche Scharmützel.

Ankunft zu Suratta.

Mandelslo fand in dem englischen Hause über funfzig Kaufleute von dieser Nation, welche der Präsident aus allen andern Comptoren im ganzen Lande hatte kommen lassen, um ihre Rechnung abzulegen, und von ihnen Abschied zu nehmen. Er hielt eine schöne Rede an sie, als er sein Amt dem Herrn Fremling übergab, welcher zu seinem Nachfolger ernannt war. Die ganze Versammlung begab sich darauf in den Garten des englischen Hauses, welcher außerhalb der Stadt ist, und in welchem Methwold ein prächtiges Gastmahl

Abschiedsschmaus des englischen Präsidenten.

b, Ebendaselbst a. d. 102 u. f. S.

Mandelslo. 1638.

mahl anrichten lassen, wobey er dreyerley Musik hatte, nämlich englische, mohrische und benjanische. Die Tänzerinnen des Landes machten mit allerhand Stellungen und Tänzen den Beschluß dieses Festes c). Als solches vollendet, wurde alsbald Befehl gegeben, die zur Abreise der Flotte nöthigen Lebensmittel anzuschaffen.

Gemüthsart des großen Mogols.

Ehe Mandelslo Suratta verläßt, merket er noch an, daß der große Mogol, welcher damals regierete, Schach Choram hieß, ein Sohn des Jehan Guir war, und die Krone seinem Vetter, dem Prinzen Pelagi, genommen, welchen die Gesandten des Herzogs von Holstein bey ihrer Ankunft in Persien zu Caswin gefunden hatten. Choram war damals etwan sechzig Jahr alt d). Er hatte drey Söhne, wovon er aber dem ältesten von fünf und zwanzig Jahren eben nicht am gewogensten war. Er wollte den jüngsten zu seinem Nachfolger auf dem indostanischen Throne ernennen, und den beyden ältesten einige Provinzen lassen. Der Anfang seiner Regierung war grausam und blutig gewesen; und obgleich die Zeit sein Naturell sehr verändert hatte, so ließ er dennoch bey der Hinrichtung der Missethäter, eine noch zurückgebliebene Wildheit blicken, indem er sie lebendig schinden oder von den Thieren zerreißen ließ. Er hielt viel auf Schauspiele, Musik und Tanzen, und hatte etliche hundert öffentliche Tänzerinnen in seinem Solde, welche oft nackend vor ihm tanzen und allerhand possierliche Stellungen machen mußten, woran er eine große Lust hatte. Besonders war er einem unter seinen Raschi oder Fürsten, wegen seiner Lustigkeit und Tapferkeit sehr gewogen und mochte ihn gern um sich leiden.

Lustiger Streich mit einem Raschi.

„Als solcher eines Tages nicht „zu Hofe kam, der König nach ihm fragte, und er sich entschuldigen ließ, daß er Arzeney „gebrauchet und seinen Leib einmal ausreinigen wollte, hat der König, weil er eben diesen „Tag gar lustigen Gemüths war, eine ganze Compagnie Tänzerinnen zu ihm in sein Haus ge„schickt, mit ernstem Befehle, daß sie vor des Raschi Angesicht sich aufheben und hofiren „sollten.

Eine List des Raschi.

Der Raschi sieht die Weiber kommen, vermeynet anfänglich, der König schi„cke sie darum, daß, weil er einen Patienten, bedeuten wollte, sie ihn lustig machen sollten. „Als er aber des Königs Befehl vernimmt, lachet er, und erdenkt bald einen Fund, fra„get: ists nichts mehr? und als sie mit nein antworteten, so vergönnete er ihnen den Eintritt „ins Gemach, und sagete, sie sollten verrichten, was ihnen der König hätte auferleget, „aber auch nicht mehr, und bedräuete sie hart, daß niemand dabey das Wasser lassen soll„te, denn ihnen solches nicht anbefohlen wäre. Weil aber keine solches zu thun ihr getrauete „haben sie unverrichteter Sache wieder abziehen müssen. Diese des Raschi List und ge„schwinde Erfindung hat dem Könige über alle Maßen wohl gefallen.„

Wilde Thierkämpfe.

Sein vornehmster Zeitvertreib aber bestund darinnen, daß er Löwen, Stiere, Elephanten, Tiger, Leoparden und andere wilde Thiere mit einander kämpfen ließ; welches ein anderes Ueberbleibsel seines blutgierigen Gemüthes war, das sich durch diese grausame Lust zu unterhalten beliebte. Er ließ zuweilen Menschen mit diesen Thieren einen Kampf antreten. Doch verlangete er, daß solches freywillig geschehen sollte; und diejenigen, welche glücklich von dem Kampfplatze kamen, konnten sich gewiß eine Belohnung versprechen, welche ihrem Muthe gemäß war. Mandelslo war Zeuge von einem solchen Schauspiele, welches er an dem Geburtstage eines seiner Söhne, in einer nahe an der Stadt liegenden Carwansera anstellete, woselbst er allerhand Thiere unterhalten ließ. Bey diesem Gebäu

c) A. d. 104 S.

d) A. d. 91 S.

de war ein großer Garten mit einer großen breiten Mauer umgeben, auf welcher das Volk stehen, und diesem barbarischen Schauspiele zusehen durfte *e*).

Mandelslo. 1638.

„Erstlich, erzählet der Verfasser, wurden zween wilde Bullen zusammen gelassen, „welche einander sehr beschädigten; hernach wurde ein Löwe und ein Tiger zum Streite auf-„geführet. Anfänglich kam der Tiger mit einem greulichen Gesichte und starken Zulaufe an „den Löwen, griff ihn tapfer an, und stieß ihn über den Haufen, daß ich gedachte, der Lö-„we sollte verlohren haben: aber er machte sich bald wieder auf, und ergriff mit einem grim-„migen Gesichte den Tiger beym Halse, daß er genug zu thun hatte, ehe er sich wieder „los machete. Dieser Kampf währete fast eine halbe Stunde, bis sie beyde müde waren. „Sie hatten einander ziemlich verwundet, hatten doch am Leben keine Noth. Als diese „abgeführet wurden: so stund der Guverneur von Casmir, Namens Allamerdechan, wel-„cher damals beym Könige war, auf, und rief überlaut: Es ist des großen Mogols „Schach Chorams Wille und Begehr, daß, so einige tapfere Kriegeshelden seynd, die „da wollen nur allein mit Schild und Schwerdt streiten, gegen eines der wilden Thiere, und „damit ihre ritterlichen Thaten sehen lassen, die sollen sich angeben; der Mogol will den, so den „Sieg erhalten, mit Gnaden zugethan seyn, sein Antlitz mit Frölichkeit bekleiden, und ihn „zum großen Herrn machen. Darauf stelleten sich dar, drey beherzte Indostaner, erbothen „sich zu kämpfen. Allamerdechan rief abermal: Keiner gebrauche ander Gewehr, als Schild „und Schwerdt. Imgleichen, so jemand einen Panzer oder andere Sachen unter den „Kleidern zu seiner Vertheidigung hätte, sollte er solches zuvor ablegen, und redlich fechten.

Kampf zweyer Thiere.

„Hierauf wurde ein frischer Löwe in den Garten gelassen, gegen welchen der eine „Mann sich in Streit begab. Als der Löwe ihn sah hinein kommen, lief er mit ganzer „Macht auf ihn zu. Der Mann wehrete sich eine Weile tapfer, bis endlich seine Arme mü-„de wurden, daß er es nicht wohl länger aushalten konnte, und das Schild etwas sinken „ließ. Der Löwe ergriff das Schild, und mit der einen Tatze des Kämpfers rechten Arm, „daß er sein Schwerdt nicht mehr gebrauchen konnte. Als er aber die große Gefahr sah, „kriegte er mit der Hand, mit welcher er das Schild hielt, seinen Zimber oder indiani-„schen Punger vom Leibgürtel, und stieß denselben in den Rachen des Löwen, so tief er ge-„hen wollte. Darüber ließ ihn der Löwe los: hierbey säumete der Indianer nicht lange, son-„dern hieb mit einem Hau den Löwen fast mitten von einander, und hernach ganz in Stü-„cken. Ueber diesen Sieg begunte das Volk zu rufen: Gott Lob, er hat überwunden. „Aber so bald dieses Freudengeschrey sich gestillet, wurde zu einem andern Tanze gepfiffen. „Der Mogol redete diesen Ueberwinder selbst mit lachendem Munde an: Du bist ein tapferer „Kriegesmann, hast trefflich gekämpfet! habe ich dir nicht befehlen lassen, daß du nur mit „Schild und Schwerdt solltest redlicher Weise fechten, und nicht wie ein Mörder mit einem „Zimber den Löwen listig fällen. Befahl darauf alsbald, daß zweene Kerls mußten hin-„unter gehen, und diesem lebendig den Bauch aufschneiden, welches auch alsbald geschah, „und wurde er auf einen Elephanten geleget, und in der Stadt umher geführet, andern „zum Beyspiele.

Kampf eines Menschen mit dem Thiere.

Unglückselige Victoria des ersten Kämpfers.

„Nach dieser Tragödie ward ein Tiger hinein gelassen, gegen welchen ein großer star-„ker Mann so trotzig angetreten kam, als wollte er den Teufel binden: aber der Tiger „war ihm viel zu behende; er griff ihn im ersten Anfalle beym Halse, und riß ihm die Keh-„le

Der Tiger zerreißt einen Menschen.

e) Ebendaselbst a. d. 92 S.

Mandelslo. 1638.

„te ab, und hernach den ganzen Leib in Stücken. Hierüber erzürnte sich ein anderer guter „Kerl, begab sich auch zum Streite, welchem man es doch wegen Unansehnlichkeit, weil er „klein war, nicht hatte zugetrauet. Er kam aber, sprang diesem Tiger entgegen als ein „toller Mensch. Der Tiger vermeynte diesen, gleich dem vorigen anzugreifen, indem er sich „aber gegen ihn erhob, hieb der Kämpfer ihm im ersten Anlaufe die beyden Forderpfoten „ab, daß er fiel, und hernach den ganzen Leib in Stücken. Darauf rief der König, wie „heißt dein Name? Der Ueberwinder antwortete: Geily. Bald kam einer vom Könige „geschickt, brachte ihm ein golden lackenes Cambay, und sprach zu ihm: Geily, nimm „hin das Gnadenkleid, welches dir der Mogol schenket. Dieser empfing den Rock mit „großer Reverenz, und küssete denselben dreymal, und drückte ihn allezeit darbey auf seine „Augen und dann an die Brust. Hernach hielt er den Rock empor, und that heimlich sein „Gebeth, rief hernach überlaut: Gott lasse den Mogol so groß werden, als den Tamerlan, „von welchem er entsprossen, Gott vermehre ihm seine Güter, laß ihn siebenhundert Jahre „leben, und sein Haus ewig bleiben! Hierauf wurde er von zweenen Verschnittenen auf „zum Könige gefordert. Als er hinauf kam, traten zweene Chane zu ihm und führeten ihn „gleich als einem Bräutigame zu des Königs Füßen, welche er küssete. Und als er wollte „wieder seinen Abtritt nehmen, sprach der König: Gelobet bist du Geily Chan, von we„gen deiner ritterlichen That. Diesen Namen und Titel sollst du behalten in Ewigkeit, ich „bin dein Freund, und du sollst mein Diener seyn.„

Glückseliger Kämpfer; wird begabet.

Zum Fürsten gemacht.

Der IV Abschnitt.

Mandelslocs Reise nach Europa über Goa.

Er geht mit der englischen Flotte ab nach Goa. Weg zu Lande von Goa nach Visapur. Namen vieler Städte. Großer Fluß Corsena. Beschreibung von Visapur. Große Stadt Myrsie. Graen. Asta. Ballua. Tamba. Fluß Holevcke. Beschreibung von Dabul. Handel daselbst. Decaner. Ihr Handel. Ihr Geld und Gewichte. Macht des Königes in Decan. Seine Kriege. Wundersames Geschütz. Des von Mandelslo Rückreise. Er stirbt in französischen Diensten. Beyspiel von seiner Urtheilskraft. Anmerkung seines Herausgebers und französischen Uebersetzers.

Mandelslo reiset mit der englischen Flotte ab.

Mandelslo gieng den 5ten des Jenners, auf der Maria, einem Schiffe von der englischen Flotte, ab, auf welchem sich auch Methwold und einige andere vornehme englische Kaufleute befanden. Ob sie gleich zu Schiffe gegangen waren, um nach Europa zurück zu kehren: so mußten sie doch nach Goa segeln, woselbst Methwold eine große Summe Geldes von dem portugiesischen Statthalter zu empfangen hatte. Sie kamen den Abend im Gesichte von Daman an, welches damals von den Truppen des Königes von Decan belagert ward, aber mit wenigem Erfolge, weil der Hafen nicht gesperret war, und der Feind also auch nicht verhindern konnte, daß nicht alle Augenblicke Beystand in den Platz gebracht würde. Die Belagerung verhinderte den Statthalter auch nicht, den Engländern Erfrischungen zu schicken. Es schien, daß Methwold auch wegen seiner Angelegenheiten nach Visapur gerufen würde, der Hauptstadt in dem Königreiche Decan; und daß die Unruhe der Waffen ihn bewog, sich durch einen freyern Weg dahin zu begeben. Die Flotte kam den 7ten vor Bazaim oder Bassien an, einer Stadt in dem Königreiche Gusuratte, welche an einem Flusse liegt, wo die größten Fahrzeuge bis in den Meerbusen von Cambaya

Weg nach Goa.

gehen

gehen können; welches ihren Handel sehr blühend machet. Die Portugiesen, welche seit 1534 Herren davon waren, hatten sie ziemlich befestiget. Den 9ten giengen sie vor den Eylanden Bandera und Bambay vorbey, welche sich längst der Küste von Bazaim bis über Ratzipor erstrecken. Den 10ten hatte man im Vorbeyfahren Ratzipor vor dem Gesichte, von welchem Orte nur noch ein und zwanzig Meilen bis nach Goa sind; und an eben dem Tage entdeckte man, nachdem man Fingorla, eine Stadt vier Meilen von Goa, wo die Holländer ein Comptor haben, vorbey gefahren war, die benachbarten Eylande von Goa, und die beyden Castele, welche vor dem Hafen dieser Hauptstadt des portugiesischen Indiens liegen g). Mandelslo. 1639.

Man kann auch kaum unterscheiden, was für eine Zeit Methwold und Mandelslo allhier ergriffen, sich nach Visapur zu begeben. Diese Reise ist aber um so viel merkwürdiger, weil sie dienet, einen großen Theil des Königreichs Decan bekannt zu machen, welches auch von dem Namen seiner Hauptstadt Visapur genannt wird. Weg zu Lande von Goa nach Visapur.

Man kömmt in dieses Land, wenn man erst über den Fluß Madre de Dios gegangen ist, welcher die Insel Goa von dem festen Lande absondert; und man trifft drey Meilen von dem Flusse eine Stadt an, Namens Ditcauly, deren Statthalter auch Befehlshaber über eine Festung an eben dem Flusse ist. Von Ditcauly bis Bonda rechnet man sechs Meilen. Diese Stadt, welche ziemlich ansehnlich ist, und deren Straßen sehr schön sind, liegt an der Mündung des kleinen Flusses Dery, der bey denen Inseln ins Meer fällt, welche die Portugiesen Ilhas Quemadas genannt haben. Ihre Einwohner sind Benjanen, und treiben einen starken Handel zu Goa. Von Bonda bis an das Gebirge Gate hat man neun Meilen Weges. Man geht durch die Dörfer Amboly und Herpoly, und findet das Dorf Amboly an dem Fuße des Gebirges. Es erstrecket sich aber das Gebirge längst dem Königreiche Decan bis an die Küste von Coromandel, und seine Spitzen biethen eben so fruchtbare Ebenen dar, als die schönsten Thäler.

Von Amboly geht man eilf Meilen bis an das Dorf Herenekassi an dem Flusse eben desselben Namens. Einen Canonenschuß weiter geht man durch das Dorf Beruly, welches in einem Thale zwischen dem Gebirge Gate liegt. Zwo Meilen von da findet man das Dorf Verseray, und drey Meilen weiter das Dorf Utor. Sechs und eine halbe Meile von Utor trifft man das Dorf Berapur an, von da man nur noch eine halbe Meile nach dem Dorfe Marura und von da eine Meile bis nach dem Dorfe Kalingre hat, von welchem man fünfhundert Schritte weiter durch das Dorf Rangur geht. Bey Rangur geht man durch ein kleines Dörfchen, welches keinen andern Namen hat, als Bary, mit welcher allgemeinen Benennung man alle die Oerter bezeichnet, die keinen besondern Namen haben. Eine Meile weiter gelanget man an das Dorf Worry, eine halbe Meile von welchem das Dorf Attrovad ist, in dessen Nachbarschaft eine sehr schöne Pagode auf einer Höhe liegt, die man weit von ferne sieht. Drittehalb Meile von dieser Pagode wendet man sich zur Linken durch das Dorf Badalarg, welcher Weg nach Kervez drittehalb Meilen davon führet. Von Kervez rechnet man zwo Meilen bis nach Sterkary; und von da fünf Meilen bis zu den Thürmen einer schönen benjanischen Pagode. Von da entdecket man die Stadt und das Schloß Mirsie, welches zwo Meilen davon zur Linken liegt. Wenn man diese Stadt verläßt, so geht man eine Meile von der Pagode bis nach Razebag, einer andern Stadt, welche wegen ihrer Größe und ihres Pfefferhandels sehr ansehnlich ist. Sie ist das Witthum der Köni- Namen vieler Oerter. Stadt und Schloß Mirsie. Stadt Razebag.

 ginn

g) Ebendas. a. d. 120 S.

Mandelslo. 1639. ginn von Visapur, welche solche durch ihre eigenen Bedienten regieret. Eine Meile über Rajebag findet man einen sehr schönen Brunnen. Zwo Meilen weiter fließt der Fluß Cugny; nach welchem man, wenn man eine halbe Meile weiter geht, zur Linken eine Stadt liegen läßt, Namens Gottery, um nach den Dörfern Roetesy und Omgar zu kommen, die nur fünfhundert Schritte weit davon sind. Eine halbe Meile von diesen beyden Dörfern trifft man den großen Fluß Corsena an, welcher durch das Königreich Visapur bis nach Masulipatan geht. Anderthalb Meilen weiter kömmt man an das Dorf Eynatus, auf welches in einer kleinen Entfernung Katerna, Tan[illegible] Erary folgen, nach welchen man den Fluß Agery antrifft, der nicht über [illegible]thalb Meilen von dem letztern ist.

Fluß Corsena.

Drey Meilen von dem Flusse geht man durch die Stadt Atteny, den allgemeinen Markt des benachbarten Landes, aus welchem man täglich eine große Menge von Lebensmitteln dahinbringt. Vier Meilen von Atteny trifft man das Dorf Bardgie an; drey Meilen von Bardgie das Dorf Agger, welches eben so weit von der Stadt Talsenghe ist. Das Dorf Hunsare ist auch drey Meilen von Talsenghe, und man rechnet eben so weit von Hunsare bis nach Tieco, von da man nur noch sechs Meilen bis nach Visapur hat *b*).

Nuraspur und Sirrapur.

Ehe man nach dieser Hauptstadt kömmt, so geht man durch zwo andere Städte, Namens Nuraspur und Sirrapur, die ihr gleichsam zur Vorstadt dienen, und wovon die erste ehemals der ordentliche Sitz der Könige in Decan gewesen. Sie ist ganz verfallen; und man zerstöret sie vollends, um die Materialien des Pallastes und der Häuser zu den neuen Gebäuden zu Visapur zu gebrauchen.

Beschreibung von Visapur.

Die Hauptstadt von Decan ist eine der größten Städte in Asien. Man giebt ihr über fünf Meilen im Umfange. Sie liegt in der Provinz Cuncan, an dem Flusse Mandova, vierzig Meilen von Dabul und sechzig von Goa. Ihre Mauern sind von einer außerordentlichen Höhe, und von schönen gehauenen Steinen. Sie sind mit einem großen Graben umgeben, und werden von vielen Batterien vertheidiget, auf welchen man über tausend Canonen von allerhand Größe, eiserne und metallene zählet.

Pallast des Königes.

Der Pallast des Königes steht mitten in der Stadt, von welcher er aber doch durch eine doppelte Mauer und einen doppelten Graben unterschieden ist. Diese Einschließung hat über dreytausend fünfhundert Schritte im Umfange. Der damalige Statthalter war ein Italiener, aus Rom gebürtig, welcher den Turban mit dem Namen Mehmud Richan angenommen hatte. Seine Befehlshaberschaft erstreckte sich über die Stadt und über fünftausend Mann, aus welchen die Besatzung bestund, außer denen zweytausend Mann, welche das Schloß bewacheten.

Namen der Vorstädte.

Die Stadt hat fünf große Vorstädte, welche von den vornehmsten Kaufleuten bewohnet werden; vornehmlich die Vorstadt Champur, wo die meisten Juwelier ihre Häuser und Läden haben. Die andern heißen Gurapur, Ibrahimpur, Alapur und Bomnemaly. Die Religion der Einwohner ist theils muhammedanisch, theils benjanisch, theils auch abgöttisch *i*).

Nachdem die Sachen der Gesellschaft zu Visapur zu Ende gebracht worden: so zogen vermuthlich noch andere Angelegenheiten Methwolden nach Dabul, wohin ihn Mandelslo

b) A. d. 226 und vorhergeh. S. franz. Uebers.

delslo zu begleiten die Gelegenheit nicht verabsäumete. Er beschreibt den Weg eben so sorgfältig. Man nahm solchen bis nach der Stadt Atenny, von da man sich nach dem Dorfe Agello begab, welches zwo Meilen davon entfernet ist, und von da gieng man nach einer Stadt, Namens Areck, siebentehalb Meilen von Agello. Von Areck gieng man drey Meilen bis nach der Stadt Bereck; und von Bereck noch drey Meilen bis nach Myrsie.

Mandelslo. 1639.

Weg nach Dabul.

Myrsie, welches auch noch Mirdsie und Mirisgie heißt, ist eine große Stadt, die schlecht bevölkert ist. Sie hat an der Nordseite ein so wohl befestigtes Schloß, daß der große Mogol, welcher es mit aller seiner Macht belagert hatte, gezwungen worden, die Belagerung aufzuheben. Man sieht in dieser Stadt zwey Gräber, welche über fünfhundert Jahre alt sind und von allen Einwohnern des Landes sehr verehret werden.

Große Stadt Myrsie.

Von Myrsie hat man drey Meilen bis zu dem Dorfe Epur; und von da noch drey Meilen bis zu der Stadt Graen, welche an den Ufern des Corsena liegt. Dieser Fluß theilet solche durch seine Breite, welche ungefähr achthundert Schritt groß ist; und machet auf beyden Seiten zween so ansehnliche Theile, daß sie für zwo gute Städte können gehalten werden. Von dem Flusse Corsena bis an das Dorf Tonk rechnet man drittehalb Meilen; und von da eine Meile bis nach dem Dorfe Astacka, von da man noch zwo Meilen bis an die Stadt Asta geht. Zwischen Astacka und dieser Stadt findet man ein Dörfchen, welches Bary heißt, mit welchem Namen, wie man schon angemerket hat, diejenigen Oerter beleget werden, die keinen Namen haben. Asta ist eine Handelsstadt, die wegen ihres Marktes berühmt ist, auf welchem man allerhand Lebensmittel findet. Sie liegt auf dem halben Wege zwischen Visapur und Dabul, funfzehn Meilen von beyden. Die Kriegesheere des großen Mogols, welche zuweilen bis in dieses Land gekommen sind, haben Spuren von ihrer Verheerung daselbst gelassen.

Stadt Graen.

Asta.

Wenn man von Asta weggeht, so findet man drey Meilen davon eine große Stadt, Namens Ballua; und drey Meilen weiter die Städte Oeren und Isselampur, die nur einen Canonenschuß weit von einander entfernet sind. Die erste läßt man zur Rechten und die andere zur Linken. Isselampur wird von einem guten Schlosse vertheidiget. Zwo Meilen davon findet man das Dorf Taffet, und drey Meilen weiter das Dorf Kassegam, von da man noch zwo Meilen bis nach der Stadt Calliar rechnet, die fast ganz verfallen ist. Zwo Meilen weiter trifft man ein kleines Dorf an, welches Galoure heißt, von da man durch das Dorf Winge und dann durch die Stadt Qualampur geht, wo viel Zeuge gemacht werden. Man geht darauf durch Domo nach Tamba, welches sechs Meilen von Galoura ist.

Ballua, Oeren und Isselampur.

Tamba ist eine ziemlich große und volkreiche Stadt. Sie liegt an einem Flusse, dessen Namen Mandelslo nicht erfahren können. Denn Coyna, womit ihn die Einwohner benennen, ist ein allgemeiner Name, welcher ein großer Fluß heißt. i) Ihre Einwohner, welche Benjanen oder Heiden sind, leben vom Handel oder dem Ackerbaue. Von Tamba bis an das Dorf Morel rechnet man zwo Meilen; von da bis nach Suppera noch zwo, von Suppera bis nach Belur viere, und noch zwo bis zu dem Flecken Verad. Dieser Flecken liegt neun Meilen von dem Gebirge Gate. Nicht weit davon zeiget man ein Dorf, Namens Patan, welches der Aufenthalt eines berühmten Räubers gewesen,

Tamba.

i) Ebendas. a. d. 218 und vorhergeh. S.

Mandelslo. 1639.

der lange Zeit das Land ungestraft verheeret hat, weil er bey der geringsten Nachricht, daß man etwas wider ihn unternehmen wollte, seine Sicherheit in dem Gebirge fand.

Fluß Halevecko oder Coyna.

Von Verad bis zu dem Dorfe Halevecko und dem Flusse dieses Namens, rechnet man drey starke Meilen. Dieser Fluß, welcher von der Stadt Chaury, sechs und dreyßig Meilen von Halevecko herab kömmt, führet gemeiniglich den Namen dieses Dorfes, wiewohl man ihn auch Coyna nennet, welches ein großer Fluß heißt, weil er in der That der größte Fluß in dem Königreiche ist. Von seinen Ufern bis zu dem Dorfe Gatta-matta, welches in dem Gebirge Gate ist, rechnet man drey Meilen; und noch dreye von da bis an das Dorf Poly, welches an dem Fuße des Gebirges liegt, wo der Zugang an diesem Orte sehr beschwerlich ist. Man hat darauf noch zwo Meilen bis zu dem Dorfe Camburley, und noch zwo von Camburley bis nach Chipolone. Dieses letzte Dorf liegt an dem Flusse Ghoybber, welcher in dem Halevecko fällt, und die Bequemlichkeit hat, daß man auf solchem bis nach Dabul zu Schiffe fahren kann, das ist ungefähr sechzehn Meilen weit. Er dienet auch, die Kaufmannswaaren aus allen Theilen des Königreichs fortzuführen k).

Beschreibung von Dabul;

Dabul liegt an dem Flusse Halevecko, im siebenzehnten Grade fünf und vierzig Minuten Norderbreite. Linschotten hat sich geirret, da er es in den achtzehnten Grad setzet. Es ist eine von den ältesten Städten in Decan; heutiges Tages aber ohne Thore und Mauren. Ihre Befestigungswerke bestehen aus zwoen Batterien, welche an der Flußseite aufgeworfen sind, und worauf man vier eiserne Canonen stehen sieht. Das Holz, welches man zur Linken antrifft, wenn man über den Fluß gegangen, stellet ein großes Schloß vor, welches nicht mehr vorhanden ist. Man sieht daselbst nur noch einen weißen Thurm, welcher den Benjanen zur Pagode und den Schiffleuten zum Leuchtthurme dienet, um die Sandbänke zu vermeiden, womit die Einfahrt des Flusses hin und wieder besetzet ist. Diejenige, welche man in der Mündung selbst wahrnimmt, bleibt nach der Ebbe trocken. Die

deren Rhede.

Erfahrung lehret, sich stets gegen Mittag zu halten, weil man daselbst in der niedrigen Ebbe bis auf fünf oder sechs Faden Wasser findet, jedoch die Mündung selbst ausgenommen, die niemals über zwölf oder vierzehn Fuß hat. Die Rhede, ob sie gleich eine Meile weit von dem Flusse ziemlich gut ist, ist dennoch so gut nicht, als in der Bay Zangurzarra, welche vier Meilen davon ist. Zwölf Meilen von solcher findet man die Bay Ceutapur, die von Goa etwa zwanzig Meilen entfernet ist, im siebenzehnten Grade zehn Minuten Höhe liegt, und für die beste von der ganzen Küste gehalten wird, weil man hinter der Insel, welche sie bedecket, vor allen Winden sicher liegt. Drey Meilen weiter zeiget sich die Stadt Ratziapur, eine von den besten Seestädten in Decan. Der Bay Vingurla,

Rajiapur.

welche neunzehn Meilen von Ratziapur und drey Meilen von den Jolas Quemadas liegt, fehlet es an keinen Bequemlichkeiten.

Handel zu Dabul.

Der vornehmste Handel zu Dabul wird mit Salze getrieben, welches man von Oranubammara daselbst hinbringt; und mit Pfeffer, welchen die Einwohner ehemals nach dem persischen Meerbusen und dem rothen Meere verführeten. Sie schickten damals eine große Anzahl Fahrzeuge aus: sie sind aber von diesem blühenden Zustande in einen solchen Verfall gerathen, daß sie, nach des von Mandelslo Anzeige l), jährlich nicht mehr als drey oder vier Fahrzeuge nach Bander-Abassy schicken können. Die Abgaben, welche die Kaufmannswaaren in diesem Hafen zahlen, sind drey und ein halb vom Hundert.

Ueber-

k) A. d. 220 S. Ebendas.

l) Ebendas. a. d. 221 S.

Ueberhaupt haben die Einwohner, welche der Verfasser Decaner nennet, in ihren Sitten, Heirathen, Begräbnissen, Reinigungen und andern Gebräuchen, viele Aehnlichkeit mit den Benjanen des Königreichs Gusuratte. Dennoch aber beobachtete Mandelslo einigen Unterschied. Die Häuser der decanischen Benjanen sind aus Stroh gemacht, und die Thüren an denselben so niedrig, und so enge, daß man nicht hinein kommen kann, ohne sich zu bücken. Statt alles Hausgeräthes sieht man daselbst eine Matte, worauf sie schlafen, und eine Grube in der Erde, worinnen sie Reiß stoßen. Ihre Kleidung gleicht der andern Benjanen ihrer: ihre Pantoffeln aber, welche sie Alparcas nennen, sind von Holze, und sie pflegen solche mit Riemen über den Knöchel des Fußes fest zu binden. Ihre Kinder gehen bis ins siebente oder achte Jahr nackend. Die meisten sind Goldschmiede oder Kupferarbeiter. Indessen haben sie doch auch Aerzte, Barbier, Zimmerleute und Maurer unter sich, welche ohne Unterschied der Religion jedermann dienen. Ihr Gewehr ist fast eben so wie der Mogolen ihres, und Mandelslo bemerket, wie in Indostan, daß es nicht so gut ist, als das türkische und europäische *l*).

Mandelslo. 1639.

Einwohner in Decan.

Ihre vornehmste Handlung ist mit Pfeffer, welcher zur See nach Persien, nach Suratta, und sogar nach Europa verführet wird. Der Ueberfluß an Lebensmitteln daselbst setzet sie in den Stand, alle benachbarte Länder damit zu versorgen. Sie machen viele Zeuge, die man ebenfalls zur See ausführet; welches aber den Handel zu Lande mit den Mogolen, und den Völkern von Golkonda und an der Küste Coromandel nicht hindert, denen sie baumwollene und seidene Zeuge zuführen.

Ihre Handlung.

Man findet zu Visapur eine große Anzahl Juwelier, und eine Menge Perlen: man muß sie aber weder in dieser Stadt, noch in dem Lande für einen guten Preis suchen, weil die Perlen von andern Orten dahin kommen. In den Gebirgen Gate wird viel Lack gemacht, ob es wohl nicht so gut ist, als das von Gusuratte. Die Portugiesen treiben starken Handel in Decan, vornehmlich mit den Kaufleuten aus Ditcatli und Bonda. Sie kaufen von ihnen den Pfeffer für sieben bis acht Piaster den Zentner, und geben ihnen Zeuge und allerhand kleine europäische Waaren dafür zur Bezahlung. Man unterscheidet unter ihnen durch den Namen Venesaren eine Art von Kaufleuten, welche den Reiß und das Korn kaufen, um es in Indostan und in andern benachbarten Landen in Caffilas oder Caravanen von fünf, sechs und zuweilen neun bis zehntausend Lastthieren, wieder zu verkaufen. Sie führen ihre ganze Familie mit sich, vornehmlich ihre Weiber, welche eben so geschickt Bogen und Pfeile führen, als die Männer, und sich dadurch den Räubern so furchtbar machen, daß sich solche niemals getrauet haben, sie anzugreifen *m*).

Venesaren.

Außer den in Indien gemeinen Münzen, hat eine jede Stadt und fast ein jedes Dorf in dem Königreiche Decan seine eigene mit seinem Stempel bezeichnete Münze, welches die Schätzung des Werths im Handel und Wandel ungemein schwer machet. Es findet sich darunter so viele falsche Münze, daß, ungeachtet der Gesetze, nach welchen die Bezahlung in Gegenwart eines Cheraf oder Wechslers, geschehen soll, man dennoch Mühe hat, sich vor dem Betruge in Acht zu nehmen. Die Cherasen selbst tragen zu dieser Unordnung etwas bey, indem sie die bösen Stücken mit unter diejenigen schießen, die sie bezahlen lassen, ungeachtet eine Strafe darauf gesetzet ist, die mit vieler Schärfe ausgeübet wird *n*).

Besondere Münze in Decan.

Man

m) Ebendas. a. d. 223 S.

n) Ebendas. a. d. 224 S.

Mandelslo. 1639. Gewicht.

Man bedienet sich hier eben des Gewichts, welches in Gusuratta gebräuchlich ist, außer daß zwanzig surattische Maonen sieben und zwanzig in dem Königreiche Decan machen. Der ordentliche Maon, welcher vierzig Ser und sechzehn Peysen ist, machet sieben und zwanzig Pfund, ein jedes zu zwo Marren. Die Decaner haben ein besonderes Pfeffergewicht, welches sie Goeny nennen, und zwölf Maonen wiegt. Vier Maonen machen einen Zentner, und zwanzig ein Candy o).

Macht des Königes in Decan.

Der König in Decan, oder Cuncan, oder Visapur; denn diese drey Namen führet es, ist dem großen Mogol, durch einige Reichsveränderungen zinsbar geworden, deren Ursprung man bereits erzählet hat. Er behält dem ungeachtet noch Macht genug, ein Heer von zweymal hunderttausend Mann ins Feld zu stellen, mit denen er sich zuweilen dem Hofe zu Agra furchtbar machet, ob solcher gleich viele Städte in den Landen dieses Herrn besitzt, als Chaul, Kerby und Doltabad. Man liest bey den portugiesischen Geschichtschreibern,

Seine Kriege mit den Portugiesen.

daß Adelkan Schach, Urgroßvater des Idal Schach, welcher zu des von Mandelslo Zeiten regieret, im Jahre 1586 die Stadt Goa ihrem Volke zweymal weggenommen hat: da er sich aber durch diesen Krieg zu Grunde gerichtet sah: so wurde er mit ihnen einig, er wollte ihnen das Land Salsette mit sieben und sechzig Dörfern, das Land Bardes mit zwölf Dorfschaften, und das Land Tiswary mit dreyßig Dorfschaften zu eigen abtreten, unter der Bedingung auf der einen Seite, daß die Einwohner in seinem Königreiche einen freyen Handel in ganz Indien treiben, und auf der andern Seite gehalten seyn sollten, allen ihren Pfeffer den Kaufleuten zu Goa zu verkaufen. Dieser Vertrag wurde nicht so treulich ins Werk gerichtet, daß nicht zuweilen Zwistigkeiten unter den Nationen entstanden. Einige Jahre vor der Ankunft des Verfassers in Indien ließen die Portugiesen, welche Nachricht erhalten, daß drey oder vier mit Pfeffer beladene Fahrzeuge des Königes in Decan nach Mocka und Persien abgegangen wären, vier Fregatten in die See laufen, welche keine Schwierigkeit machten, sie anzugreifen. Das Gefecht war blutig, und die Portugiesen verloren einen von ihren vornehmsten Befehlshabern dabey. Weil sich indessen doch der Sieg für sie erklärete: so bemächtigten sie sich vier Fahrzeuge und führeten sie nach Goa, woselbst sie mit kaltem Geblüte alle die Indianer tödteten, die am Borde geblieben waren. Der König in Decan stellete sich, als ob er von dieser Beleidigung nichts wüßte: man zweifelte aber bey des von Mandelslo Ankunft nicht, daß er unter dieser Verstellung nicht Zeit suchte, seine Macht zusammen zu bringen, und der Stadt Goa den Krieg anzukündigen p).

Großes Stücke.

Indien hat keinen Fürsten, welcher reicher an Geschütze ist. Man wird, wenn man will, es auf des von Mandelslo Zeugniß glauben, daß er unter vielen außerordentlichen Stücken, auch ein gegossenes hat, welches eine Kugel von fast achthundert Pfund mit fünfhundert und vierzig Pfund seinem Pulver schießt; und daß der erste Schuß, den man damit gegen die Festung Salpur gethan, bey deren Belagerung es gebrauchet wurde, fünf und vierzig Fuß von der Mauer eingeworfen. Der Stückgießer war ein Italiener aus Rom

o) Ebendaselbst.

p) Siehe die Beschreibung von Golkonda im \ Bande.

q) Ebend. a. d. 212 S.

r) Drey Viertheil von dem unter seinem Namen herausgegebenen Werke sind also nicht von ihm. Man hat es auch noch im Französischen durch ein sehr großes Register von einer besondern Art und Einrichtung vergrößert. Wir wollen es durch einige von ungefähr genommene Artikel zu erkennen geben: Aa, ein Fluß, wo was es [illegible]. Abobee Godanne, was für ein Herr, [illegible] [illegible]

Rom gebürtig, der boshafteste Mensch auf der Welt, welcher so unmenschlich gewesen und seinen eigenen Bruder umgebracht hatte, um durch sein Blut dieses ungeheure Stück zu weihen. Darauf ließ er einen Schatzmeister des Hofes, welcher von dem Aufwande Rechnung von ihm haben wollte, in seinen Schmelzofen werfen q). Mandelslo. 1639.

Mandelslo reiset zurück.

Des von Mandelslo Aufenthalt zu Goa und die Geschichte seiner Rückreise nach Europa mit der englischen Flotte, nehmen nicht über zwanzig Seiten in seiner eigenen Erzählung ein, und biethen weder etwas angenehmes noch nützliches dar. Allein, es haben die Herausgeber oder Buchhändler, um nur vermuthlich ein dicker und theurer Buch zu machen, alles dasjenige hinzugesetzet, was sie von denjenigen Ländern in Asien, die Mandelslo nicht gesehen hatte, aus verschiedenen Reisebeschreibungen haben zusammen bringen können; so daß seine Reisebeschreibung unter einer großen Anzahl Beschreibungen und historischen Untersuchungen gleichsam begraben ist, an denen er nicht den geringsten Antheil hat r). Es wird, um diesen Artikel zu endigen, genug seyn, wenn man hinzusetzet, daß Mandelslo, nachdem er an der englischen Küste einen grausamen Sturm ausgestanden, welcher ihn mehr, als alle Gefahr einer langen Schiffahrt erschrecket, den 26sten des Wintermonats, in der Grafschaft Kent s) glücklich ans Land gestiegen; daß er, in denen dreyen Monaten, die er aus Neugier zu London zubrachte, daselbst die allen Reisenden gemeinen Beobachtungen machte; daß, nachdem er den 20sten März 1640 daselbst abgereiset t), er durch Flandern und Holland gegangen, wo er sich den 29sten des Aprils nach Hamburg einschiffete; und von da begab er sich nach Gottorp, woselbst er den 1sten May ankam u).

Mandelslo stirbt in französischen Diensten.

Olearius, ein Freund des von Mandelslo und der erste Herausgeber seiner Reisen, belehret uns, daß er sich nicht lange nach seiner Zurückkunft aus Indien nach Frankreich begeben, um daselbst Dienste zu suchen. Er erhielt auch eine Compagnie Reuter bey dem Regimente des Marschalls von Ranzan: er starb aber fast eben so bald an den Kinderblattern zu Paris. Unter vielen Lobsprüchen meldet Olearius auch, daß, nachdem er seine Erzählung sorgfältig untersuchet, habe er nichts gefunden, was nicht der Wahrheit gemäß sey. Er machet ihm ein Verdienst daraus, daß er nicht nur die Anmerkungen anderer von seinen eigenen Beobachtungen abgesondert; sondern auch den Grad des Vertrauens abgewogen habe, den man diesen fremden Erzählungen beylegen müsse, und daß er oftmals gemeldet, er gäbe denselben keinen Glauben. Einige Beyspiele werden die Gerechtigkeit dieses Lobspruches zu erkennen geben.

Beyspiele von seiner Urtheilskraft.

„Man saget, es sollen zu Macassar die Weiber oftmals nebst einem Kinde auch mit „einem Alligator oder Crocodile niederkommen. Ein angesehener und glaubwürdiger Kaufmann, welcher von Macassar nach Suratta gekommen, bekräftigte uns dieses Wunder, „und versicherte uns, man hätte zu seiner Zeit viele von diesen wunderbaren Geburten gesehen. Er setzete hinzu, man begegnete denen mit den Crocodilen gebohrnen Kindern mit „vieler Ehrerbiethung und schätzete sie sehr hoch; weil man sie für fähig hielte, dem Lande „große

künfte, welche? Achem, eine Stadt, wo, was für eine? ihre Wälder, welche, ihre Einwohner, welche, ihre Kleider, was für welche, ihre Häuser, welche? Ada, was für ein Wort? Adelle, Dorf, wo? Agery, Fluß, wo? Agger, Dorf, wo? Agurasa, wer? Agalle, Stadt, wo? Aina, Herrschaft, wo? Alia, was? Amboiner, die, wer sie sind? Dieses lächerliche Register machet wenigstens ein Viertheil von dem zweyten Theile aus.

s) Ebendas. a. d. 783 S.

t) Ebendas. a. d. 784 S.

u) Ebendas. a. d. 803 S.

Mandelslo. 1639.

„große Dienste zu leisten. Er erzählete auch, er hätte eine von diesen Frauen gekannt, „welche nahe an einem Flusse gewohnet, und einen Crocodill ernähret hätte, der mit ihrem Kin„de von ihr gebohren worden: dieses Thier habe täglich seine Nahrung geholet, und wenn es „gefressen, so wäre es wieder in den Fluß zurück gekehret.„ Mandelslo saget, diese Erzählung scheine ihm unglaublich zu seyn; oder wenn sie wahr ist, saget er, so kann so was wundersames nicht anders als durch Zauberey geschehen.

Man erzählete ihm: „in der Landschaft Siam sollten unter andern wilden Thieren viele „Säue gefunden werden, welche ohne Zuthun des Ebers oder Männlein ihre Erzeugung „fortsetzen könnten. Ist fast unglaublich und wider die Natur. Ich habe es aber von „vornehmen Leuten bekräftigen hören, sonderlich von dem englischen Präsidenten, der in „einem holländischen Schiffe eine von solchen Säuen gesehen; nachdem sie ein halb Jahr „und noch darüber im Schiffe gewesen, und ganz zu keinem Eberschweine gekommen, habe „sie ihre Jungen geworfen.

„Imgleichen, die Tiger seynd gar grimmige Thiere, schonen weder Menschen noch „Vieh. Man saget, daß die in Ostindien einen Unterschied zwischen weiße und schwarze „Leute machen. Denn der Tiger nicht leicht einen weißen Menschen angreifen soll. Sie „wollen auch zum Exempel anführen: daß einsten ein weißer Europäer und ein schwarzer „Indianer sich zusammen in einen Busch schlafen geleget, da ist ein Tiger gekommen, habe „den Schwarzen von der Seiten des Weißen hinweg gerissen, gewürget und von ihm ge„fressen, dem weißen Ausländischen aber hat er kein Leid gethan. Man saget auch von dem „Tiger, daß er sein Lebtage nicht mehr als einmal sich mit der Tigerinn belaufe. Denn er „soll nach der Vermischung gleich als ein Hund fest bleiben, und zwar etliche Tage, bis „ihm das männliche Glied schadhaft wird, und ihm anfängt zu faulen; er scheidet also mit „großem Hasse und Verluste seiner männlichen Kraft von der Tigerinn. Man saget auch, „daß die langen steifen Haare, die an des Tigers Munde, als an den Katzen, heraus „stehen, das ärgste Gift seyn, mit welchen man einen vergeben kann.

„Desgleichen hat man mir auch sagen wollen, daß in Indien ein Ort sey, wo die „Hörner der Thiere als von den Ochsen, Kühen, und Ziegenböcken, wenn sie auf das „Erdreich geworfen würden, wachsen, und Wurzeln in die Erde setzen sollten, daß sie so „steif stünden, als wenn sie aus der Erden gewachsen, und man kann solche kaum mit Ge„walt heraus ziehen.

„Dieses schreibt Hugo von Lindschotten ausdrücklich, und giebt es für eine wahrhaf„tige Sache aus, daß es auf der Insel Goa geschehen, an einem steinichten Orte, woselbst „die Schlächter die Hörner als nichtswürdige Dinge hinwerfen, und er selbst habe welche „aus der Erden gezogen, welche zwey und drey Spannen lange Wurzeln in die Erde ge„schlagen hatten; sie sollen sonst nirgends als bey Goa gefunden werden. Er meynet, daß „es derowegen kein Wunder wäre, wenn es unter den Portugiesen daselbst so viel Gehörnete „giebt. Wie hiervon zu lesen in den indianischen Schiffahrten Arthus und de Bry im „IVten Theile 17ten Cap.

Des Herausgebers Pica rius Anmerkung.

Wir müssen indessen dennoch anmerken, setzet sein Herausgeber hinzu, daß seit der Niederlassung der Europäer in Indien nicht weniger Veränderungen in demjenigen vorgegangen sind, was die Natur betrifft, als in den Sitten und Gebräuchen und in der Regierungsform. Wir haben nicht allein unsere Grundsätze der Religion und Staatskunst, sondern

dern auch unsere Sitten, unseren Geschmack, unsere Künste, unsere Art, die Pflanzen und Gewächse zu warten und zu bauen, und alle Geschöpfe zu unterrichten, welche sich ziehen lassen, hineingebracht. Linschoten und alle die alten Reisebeschreiber würden die meisten Oerter heutiges Tages nicht mehr kennen, von denen sie so genaue Beschreibungen geliefert haben, und alle ihre Geschichte würden ihnen nur Träume zu seyn scheinen. Mandelslo. 1639.

Der Eifer des Olearius für die Ehre seines Freundes machet, daß er auch hinzusetzet, man habe dem Mandelslo die meisten Figuren zu danken, die sich in seiner Reisebeschreibung befinden. Sie sind mit seiner eigenen Hand, oder unter seinen Augen von verschiedenen Malern verfertiget worden, die er unterwegens antraf *).

Anmerkung des französischen Uebersetzers.

Wicquefort, dem man diese Uebersetzung zu danken hat, bemerket auch, daß sich Mandelslo habe unterrichten lassen, wie man das Astrolabium gebrauchen solle, und eine ziemliche Kenntniß davon erlangt habe, um die Beobachtungen von der Länge und Breite damit anzustellen, welche in seinem Tagebuche vorkommen. Er lobet auch eben so wohl seine anderen Einsichten. Indessen schließt er doch bey Gelegenheit einiger nachtheiligen Anmerkungen, die er ihm wider die Holländer vorwirft, von denen er lauter Wohlthaten und Höflichkeiten empfangen hat, mit einem Ausspruche, der eben nicht verbindlicher gegen das Land ist, in welchem Mandelslo gebohren worden. „Die Wahrheit zu sagen, schreibt er, „so ist es lächerlich, daß ein Mensch, der mitten unter den Wandalen gebohren und unter „den Cimbern erzogen worden, diejenigen für unhöflich und grob ausgiebt, welche seit so „vielen Jahren die Schule des Mars und der Minerva für die Fremden eröffnet haben, „und in dem Besitze sind, daß sie die Künste und Wissenschaften zu ihrer höchsten Vollkom„menheit bringen.

Das XXIV Capitel.

Reise des Herrn Bernier in das Königreich Kachemir.

Bernier. 1664.

Einleitung

Ein berühmter Arzneygelehrter; ein Philosoph, der über die Gemeinen weit erhoben ist, ein so aufmerksamer als einsichtsvoller Beobachter, welcher in der Absicht reiset, sich selbst zu unterrichten, und sich geschickt zu machen, andere zu unterrichten, verdienet unstreitig in dieser Sammlung eine ansehnliche Stelle. Aus allen diesen Ursachen werden Berniers Anmerkungen über das Reich Mogol besonders hoch gehalten.

Aus Neugier, die Welt zu sehen, war er schon in Palästina und Aegypten gewesen. Hier machte er sich von neuem auf den Weg. Er begab sich von groß Cairo, wo er sich über ein Jahr aufgehalten hatte, in zwey und dreyßig Stunden nach Suez, um daselbst auf eine Galeere zu treten, die ihn den 17ten Tag nach Gedda, dem Hafen von Mecca, brachte, von da führete ihn ein kleines Fahrzeug nach Mocka, und er war Willens, nach Gonder, der Hauptstadt von Aethiopien, zu gehen. Weil ihn aber die Art, wie man den Römischkatholischen daselbst begegnete, abschreckte: so trat er in ein indisches Schiff, worinnen er glücklich im Hafen von Surate 1655 anlangte. Der Monarch, welcher damals auf dem mogolischen Throne saß, war noch Schach Jehan, ein Sohn Jehan Guir, und des Eckbar Enkel. Bernier begab sich an den Hof von Agra. Verschiedene Begebenheiten, die er

*) Wicqueforts Vorrede zu seiner Uebersetzung.

Bernier. 1664.

nicht für gut fand, hier mit zu erzählen, brachten ihn gleich anfangs in die Dienste des großen Mogols als Arzt. Nachgehends begab er sich zum Danneck Mend Kam, dem gelehrtesten Manne in Asien, welcher Bakchis, oder Großmeister der Reuterey gewesen, und damals einer von den vornehmsten Herren des Reiches war; und hier war Bernier ein Zeuge der blutigen Unruhen, die sich an diesem Hofe ereigneten, und den Aureng Zeb auf den Thron brachten.

Sein erster Theil enthält die Geschichte derselben. Der zweyte hat eben so wenig in sich, das in eine Sammlung von Reisen gehörte. Nachdem er aber mehr als neun Jahre am Hofe zugebracht hatte: so sah er eine Gelegenheit, die er lange gewünschet hatte, einige Landschaften des Reiches mit seinen Herren, d. i. in Begleitung des Kaisers und des Danneck Mend Kam, zu besuchen. Des letzten Hochachtung und Gewogenheit versprachen ihm bey diesem Unternehmen nichts als lauter Vergnügen.

Diese Nachricht, die einzige von seinen Erzählungen, welche den Namen einer Reise verdienet, machet einen Theil des vierten Bandes aus. Das Uebrige gehöret nur zur allgemeinen Beschreibung von Indostan *x*).

Der I Abschnitt.

Reise des mogolischen Hofes nach dem Königreiche Kachemir.

Abreise des mogolischen Hofes. Doppelte Artillerie, die ihm folget. Gemüthsart des Danneck Mend Kam. Zurüstung des Verfassers. Schlechtes Brodt und Wasser. Doppeltes Lager. Verschiedene Zelte; das kaiserliche; der Officier ihre. Allgemeines Lager. Kaiserliche Bazare. Besondere Bazare. Unordnung in dem mogolischen Lager. Vorsichtigkeit wider die Räuber; wie sich der Mogol tragen läßt. Kaiserliche Begleitung. Zug der Prinzeßinnen und anderes Frauenzimmers. Jagden unterwegens. Gazellenjagd mit Leoparden. Kranichenjagd. Löwenjagd. Beschwerlichkeiten bey dem Uebergange über die Flüsse. Unterhaltung des Heeres. Berniers Beobachtungen zu Lahor. Weg von Lahor nach Bember. Große Hitze. Stadt Bember. Angenehme Verwandlung eines Landes ins andere. Plötzliche Veränderung vom Sommer in Winter. Einsiedler auf dem Berge.

Abreise des mogolischen Hofes nach dem Königreiche Kachemir.

Aurengzeb folgete der Staatsklugheit, die ihm hätte verbiethen sollen, sich zu entfernen, so lange er seinen Vater Schach Jehan gefangen zu Agra hielt, nicht so sehr, als dem, was die Aerzte zu seiner Gesundheit für nöthig hielten. Er faßte also den Entschluß, sich nach Lahor, und von Lahor nach Kachemir zu begeben, um die außerordentliche Hitze des Sommers zu vermeiden. Er gieng den 6ten des Christmonats 1664 ab, in der Stunde, welche die Sterndeuter als die glücklichste ausgelesen hatten. Eben die Ursache nöthigte ihn, sich zwo Meilen von Dehli auf einem seiner Lusthäuser aufzuhalten, welches Cha Limar hieß. Daselbst brachte er sechs ganze Tage mit den Vorbereitungen zu einer Reise zu, die anderthalb Jahre dauren sollte. Nachgehends lagerte er sich auf dem Wege von Lahor, daselbst den Rest seiner Begleitung zu erwarten.

Doppelte Artillerie, die dem großen Mogol folget.

Er führete fünf und dreyßigtausend Mann Reuterey mit sich, die er allezeit nahe bey seiner Person behielt, und zehntausend Mann Fußvolk, nebst den beyden kaiserlichen Artillerien, der schweren und der leichten. Die letztere heißt auch die Steigbügelartillerie, weil

x) Das Werk enthält vier Theile in 12mo unter verschiedenen Titeln. Die beyden ersten sind 1670, die beyden letzten 1671 zu Paris bey Claude Barbin herausgekommen.

Bernier. 1664.

weil sie von des Kaisers Person ungetrennt bleibt; da gegentheils die schwere sich zuweilen absondert, die großen Straßen zu suchen, wo sie besser fortkömmt. Die große besteht aus siebenzig Canonen, meistens gegossene; deren viele so schwer sind, daß man zwanzig Paar Ochsen brauchet, sie zu ziehen. Man füget Elephanten hinzu, welche den Ochsen behülflich sind, indem sie die Räder der Wagen mit ihren Rüsseln und Köpfen ziehen und stoßen; wenigstens bey beschwerlichen Wegen und auf Gebirgen. Die leichte Artillerie besteht in funfzig oder sechzig kleinen Feldstücken, alle von Metall, und jedes auf einem kleinen Wagen liegend, die mit verschiedenen Gemälden und kleinen rothen Banderollen gezieret sind. Zwey sehr schöne Pferde ziehen jeden Wagen, und der Canonier dienet als Kutscher; ein drittes Pferd wird von ihm zum Ablösen beyher geführet. Alle diese Wagen fahren beständig sehr schnell, um sich allezeit in Ordnung vor dem Zelte des Kaisers zu finden, und den Augenblick, den er anlanget, zu feuern *y*).

Eine so große Zurüstung veranlaßte den Argwohn, an statt der Reise nach Kachemir, sey der Kaiser vielleicht entschlossen, die wichtige Stadt Candahar, die der Gränzplatz von Persien, Indostan und Usbeck ist, zu belagern. Diese Stadt ist außerdem die Hauptstadt eines sehr reichen und schönen Landes, und hat zu allen Zeiten blutige Kriege zwischen den Persern und den Mogolen veranlasset. Bernier, welcher Dehli noch nicht verlassen hatte, konnte seine Abreise nicht länger aufschieben, ohne sich der Gefahr auszusetzen, daß er zu weit von dem Heere zurück bliebe. Er wußte auch, daß Daneck' Mend Kam, sein Nabab, ihn mit Ungeduld erwartete. „Dieser Herr, saget er, konnte sich so wenig enthalten, „den Nachmittag ganz und gar mit Philosophiren über die Bücher Gassendi, und Descar„tes über die Erdkugel, die Himmelskugel, oder die Zergliederung zuzubringen, als den „ganzen Vormittag den großen Reichsgeschäfften als Staatssecretär der ausländischen Sa„chen, und Großmeister der Reuterey, zu widmen *z*).

Daneck Mend Kams Abschilderung

Bernier versah sich zur Reise mit zweyen schönen tartarischen Pferden *a*), einem persianischen Kameele, von den größten und stärksten, einem Kameelführer und einem Stallknechte, einem Koche und einem andern Bedienten, der nach Landesgebrauche vor seines Herrn Pferde hergehen, und eine Wasserflasche in der Hand tragen muß. Die nöthige Geräthschaft vergaß er eben so wenig, als ein Zelt von mittelmäßiger Größe, einen Fußteppich, ein kleines Riemenbette, das aus vier starken und leichten Röhren bestund, nebst einem Kopfkissen, zwo Decken, davon eine vierfach zusammen gelegt zur Matratze dienet, einem Soufra oder einem runden ledernen Tischtuche, worauf man ißt, einigen Servietten von gemalter Leinwand, und drey Säckchen mit Küchengeräthe, die man in einen größern Sack ordnet, so wie dieser große Sack in einen Wadsack von Riemen kömmt, welcher allen Vorrath, die Wäsche und die Kleider des Herrn und der Bedienten enthält. Er hatte sich auch mit vortrefflichem Reiße versorget, weil er befürchtete, denselben nicht so gut zu finden, imgleichen mit etwas süßem Zwiebacke mit Zucker und Anis, einem Leinwandsacke mit seinen eisernen Haaken, das Dahi oder die geronnene Milch heraus tröpfeln zu lassen und zu erhalten, auch vielen Limonien und Zucker, Limonade zu machen; denn das Dahi und die Limonade sind der Indianer Erfrischungen. Alle diese Vorsichtigkeit ist bey solchen Reisen desto nöthiger, weil man daselbst auf tartarische Art sich lagert, und lebet, ohne Hoffnung

Zubereitungen des Verfassers.

Sein Vorrath.

 einige

y) Geschichte von Bernier IV Th. a. d. 10 und vorherg. S.

z) Ebendas. a. d. 11 S.

a) Er empfing dafür monatlich hundert und funfzig Thaler Besoldung.

Bernier. 1664.

einige andere Wohnungen zu finden, als Zelte. Der Verfasser tröstete sich aber mit der Vorstellung, daß man nach Norden zu gehen würde, und die Abreise erst nach der Regenzeit geschähe, welches in Indien die bequemste Zeit zu reisen ist, ohne noch dabey zu rechnen, daß er sich vermöge des Ansehens seines Nabab versprechen durfte, täglich ein frisches Brodt und Wasser vom Ganges zu bekommen, damit die Herren des Hofes stets verschiedene Kameele beladen haben, und solche mit sich führen.

Uebele Beschaffenheit des Wassers und Brodtes.

Diejenigen, welche das Kaufbrodt essen müssen, das sehr schlecht gebacken ist, und genöthiget sind, das Wasser zu trinken, wie man es antrifft, wo die Menschen und die Thiere allen Unflath hinein gelassen haben, sind gefährlichen Krankheiten ausgesetzet, aus denen sogar einige Würmer in den Schenkeln entstehen. Diese Würmer verursachen anfangs eine Entzündung, die von einem Fieber begleitet wird. Ob sie auch gleich ordentlich am Ende der Reise heraus gehen, so bleiben doch manche mehr als ein Jahr in der Wunde. Sie sind so dick, als eine Violinensaite, so daß man sie nicht sowohl für einen Wurm als für einen Nerven halten sollte. Man befreyet sich von ihnen, wie in Africa, indem man sie um ein Stück Holz, so stark als eine Stecknadel, wickelt, und sie von Tage zu Tage weiter heraus zieht; dabey man sich sehr in Acht nehmen muß, daß sie nicht zerreißen *b*).

Doppeltes Lager, das man Peiche Kanes nennet.

Ob man wohl nicht mehr als funfzehn oder sechszehn Tagereisen von Dehli nach Lahor d. i. ungefähr hundert und zwanzig unserer Meilen rechnet: so brauchte der Kaiser doch mehr als zween Monate dazu. Es ist wahr, daß er sich auch oft mit einem Theile des Heeres von der Straße entfernte, sowohl das Vergnügen der Jagd zu genießen, als bequemer Wasser zu haben. Wenn dieser Herr fortzieht, so hat er allezeit zwey Lager, oder zweene Haufen Zelter, die wechselsweise aufgeschlagen, und weggenommen werden, damit er gleich bey der Abreise aus einem, wieder ein anderes findet, das ihn aufnehmen kann. Sie heißen daher Peiche Kanes, vorhergehende Häuser. Diese beyden Peiche Kanes sind einander beynahe ähnlich. Man brauchet eines zu tragen mehr als sechzig Elephanten, hundert Kameele, und hundert Maulesel nebst einer großen Anzahl Menschen. Die Elephanten tragen die großen Lasten, als die größten Zelter nebst ihren Pfeilern, die man in drey Stücken zerlegen kann. Die Kameele dienen bey den mittlern Zelten, und die Maulesel für das Geräthe und die Küche. Alle leichte und zerbrechliche Sachen, als das Porcellan zur kaiserlichen Tafel, die gemalten und vergoldeten Betten, und die reichen Karguais, welche bald sollen beschrieben werden, giebt man Lastträgern. Sobald eines von diesen Peiche Kanes an dem Orte, wo man sich lagern will, angelanget ist: so erwählet der Großquartiermeister einen bequemen Ort für den König, wobey er doch so viel, als möglich, das gute Ansehen und die Ordnung des ganzen Heeres beobachtet. Er läßt ein Viereck abzeichnen, dessen jede Seite mehr als dreyhundert ordentliche Schritte lang ist. Hundert Arbeiter machen diesen Platz rein und eben, und verfertigen Erddivans, d. i. viereckichte Erhöhungen, auf welchen sie die Zelte aufschlagen. Sie umgeben das Hauptquartier mit Kanates oder Windschirmen, sieben bis acht Fuß hoch, die sie vermittelst Seile befestigen, welche an Stangen gebunden sind; wie sie denn auch dazu allemal zwo und zwo Stangen von zehn zu zehn Schritten in die Erde stecken, deren eine auswärts, die andere einwärts geht, und die gegeneinander geneigt sind. Diese Kanates bestehen aus starker Leinwand, die auf indianische Art gefüttert ist, oder aus Leinwand, die mit Portagen gemalet ist, nebst

einer

b) Ebendaselbst a. d. 18 und vorherg. S.

einem großen Bluhmentopfe. Mitten in einer Seite des Viereckes iſt das große und majeſtä- **Bernier.**
tiſche königliche Thor. Die indiſchen Zeuge, aus denen es beſteht, und die, welche das Aeußere die- 1664.
ſer Seite des Viereckes ausmachen, ſind ſchöner und reicher, als die andern.

Das erſte und gröſſte Zelt, welches man in dieſem Umfange aufſchlägt, heißt Am Erſtes Zelt.
Kas. Hier verſammeln ſich der Kaiſer und alle vornehme Kriegesbedienten gegen neun Uhr des Morgens; wenigſtens wenn man ſich eine Zeitlang in einem Lager aufhält, oder im Felde ſelbſt; denn die Kaiſer entziehen ſich dieſem Gebrauche ſelten, ſich des Tages zweymal in der Verſammlung zu finden, wie ſie ſolches in ihrer Hauptſtadt thun, Staatsſachen zu ordnen, und die Gerechtigkeit zu verwalten.

Das zweyte Zelt, welches nicht kleiner iſt, aber weiter hinein ſteht, heißt Goſel Zweytes Zelt.
Kane c), d. i. Ort ſich zu waſchen. Hier verſammeln ſich alle Herren des Abends, und machen dem Kaiſer ihre Aufwartung, wie in der Hauptſtadt. Dieſe Abendverſammlung fällt ihnen ſehr beſchwerlich; aber nichts iſt für die Zuſchauer ſo prächtig, als bey einer dunkeln Nacht mitten auf einem Felde unter allen Zelten eines Kriegesheeres, lange Reihen Fackeln zu ſehen, welche alle Omrahs zum kaiſerlichen Quartiere führen, oder zu ihren Zelten zurück bringen. Dieſe Fackeln ſind nicht von Wachſe, wie die unſerigen, aber ſie dauren ſehr lange. Sie beſtehen aus einem Eiſen, das in einem Stabe als Griff befeſtiget iſt; um deſſen Ende wickelt man ein alt Stück Leinwand, welches der Mafalk oder Fackelträger von Zeit zu Zeit mit Oele benetzet. In dieſer Abſicht hat er eine küpferne oder blecherne Flaſche mit einem ſehr langen und engen Halſe in der Hand.

Das dritte, kleinere Zelt, welches noch tiefer hinein ſteht, heißt Kaluet Kane; Drittes Zelt.
Abſonderungsort, oder Saal des geheimen Rathes, weil dahin nur die vornehmſten Reichsbedienten kommen, und die wichtigſten Sachen da abgehandelt werden. Weiter hin
ſind die beſondern Zelten des Kaiſers, mit kleinen Kanaten von Mannshöhe eingefaſſet, und Kaiſerliche
mit indiſchen mit dem Pinſel gemalten Zeugen umgeben, nämlich mit den ſchönen indiſchen Zelter.
Zeugen von Maſulipatan, welche allerley Bluhmen vorſtellen; manche ſind mit bluhmichtem Satin gefüttert, und haben große ſeidene Franſen. Nachgehends findet man die Zelter der Begums, oder der Prinzeſſinnen, und anderen Frauenzimmers des Serails, auch mit reichen Kanaten umgeben, zwiſchen welchen die Gezelte der dienenden Weibesperſonen nach der Ordnung ihres Dienſtes ausgetheilet ſind.

Die Amkas, und die fünf oder ſechs vornehmſten Gezelte ſind ſehr erhoben, ſowohl Ihre Zierra-
damit man ſie von ferne ſehen kann, als damit ſie nicht ſo heiß werden. Das Aeußere iſt then.
nur ein grober und ſtarker rother Zeug, doch aber mit großen Streifen gezieret, die in verſchiedene Geſtalten geſchnitten ſind, welche noch ziemlich gut in die Augen fallen. Das Innere iſt mit den ſchönſten indiſchen Zeugen gefüttert, oder auch mit ſchönem Satine, mit reichen Bordirungen von Seide, Gold und Silber, und großen Franſen. Die Pfeiler, welche dieſe Gezelte tragen, ſind gemalt und vergoldet. Der Fußboden iſt überall mit reichen Teppichen bedecket, welche Decken von Cattun, drey bis vier Querfinger dick, über ſich haben; und um welche man große Küſſen von Goldbrocade antrifft, darauf zu ruhen. In jedem der beyden andern Zelte, wo die Verſammlung gehalten wird, richtet man eine ſehr koſtbare Bühne auf, wo der Kaiſer unter einem großen Thronhimmel von Sammet oder Brocarde Gehör giebt. Jedes kaiſerliche Zelt hat ſeinen Thronhimmel. Man ſieht auch daſelbſt

Karquais

c) Rhoe nennet dieſes Guzalkan. So nennet jedes Volk die fremden Namen nach ſeiner Ausſprache.

Bernier. 1664.

Karquais.

Karquais aufgerichtet, d. i. Cabineter, deren kleine Thüren mit einem silbernen Schlosse verwahret werden. Um sich einen Begriff davon zu machen, saget Bernier, man sollte sich zwey kleine Vierecke unserer Windschirme vorstellen, die man übereinander gelegt hätte, und die vermittelst einer seidenen Einfassung ringsherum, zierlich zusammen verbunden wären; doch so, daß sich das Aeußere der Seiten des Obersten zusammenneigte, damit so eine Art eines kleinen Daches daraus würde. Der ganze Unterschied ist, daß die Seiten der Karquais von sehr dünnen und leichten Fichtenbrettern außen gemalet und vergoldet, mit goldenen und seidenen Fransen ringsherum gezieret, und mit Scharlach, oder bluhmigtem Satine oder Brocade gefüttert sind d).

Aeußeres des kaiserlichen Quartiers.

Außer dem großen Vierecke zeigen sich zuerst auf beyden Seiten des großen Einganges oder des königlichen Thores zwey artige Zelte, wo man beständig einige auserlesene Pferde, gesattelt, reich gezieret, und auf den ersten Wink fortzugehen bereit findet. Auf beyden Seiten eben dieses Einganges sind die funfzig oder sechzig Feldstückchen in Ordnung gestellet, welche das leichte Geschütz oder die Steigbügelartillerie ausmachen, und wenn der Kaiser in sein Zelt tritt, insgesammt abgefeuret werden, ihn zu bewillkommen. Vor dem Eingange selbst läßt man allezeit einen leeren Raum, an dessen Ende Pauken und Trompeten in einem großen Zelte beysammen sind. Unweit dessen sieht man ein anderes, Tchanky Kane genannt, wo die Omrahs, nach der Reihe, jede Woche einmal vier und zwanzig Stunden wachen. Die meisten lassen sich doch ebendaselbst ein eigenes Zelt, um mehrer Bequemlichkeit willen, aufschlagen.

Zelte der Befehlshaber.

Um die drey andern Seiten des großen Viereckes sieht man alle Zelte der Befehlshaber immer in einerley Ordnung, so viel die Beschaffenheit des Ortes zuläßt. Sie haben von ihrem verschiedentlichen Gebrauche eigene Namen. Eines ist für die Waffen des Kaisers bestimmet, das andere für die reichsten Pferdezeuge, ein anderes für die Westen von Brocade, welche der Kaiser zum Geschenke giebt. Man unterscheidet besonders vier, die nahe beysammen sind. Das erste gehöret für die Früchte, das zweyte für eingemachte Sachen, das dritte für das Wasser des Ganges und den Salpeter, der zu dessen Abkühlung dienet, und das vierte für den Betel. Auf diese vier Zelte folgen funfzehn oder sechzehn andere, welche die Küchen und was dazu gehöret, ausmachen. Auf einer andern Seite sind die Zelte der Verschnittenen, und einer großen Menge Bedienten, nach denen man vier oder fünf lange findet, welche zu den Handpferden dienen, auch viel andere für die Elephanten von besonderm Werthe, und alle die, welche zur Jagd gerechnet werden. Denn man nimmt allezeit zur Jagd eine Menge Raubvögel, Hunde, Leoparden, die Gazellen zu fangen, Nilgaus, eine Art grauer Ochsen, die Bernier für eine Art Elendthiere hält, mit; der Pracht wegen führet man auch Löwen, Nashörner, große bengalische Büffel, die mit den Löwen kämpfen, und zahme Gazellen, welche man vor dem Kaiser kämpfen läßt, mit. Alle diese Thiere haben ihre Führer, und ihren Aufenthalt. Man begreift leicht, daß dieses große Quartier, welches sich allezeit im Mittel des Kriegsheeres befindet, ein sehr schönes Aussehen geben muß.

Thiere, die zur Pracht mitgeführet werden.

Allgemeines Lager.

Kaiserliche Bazarde.

Sobald der Oberquartiermeister das kaiserliche Quartier abgezeichnet, und das Amkas oder das höchste Zelt, nach welchem er sich wegen Anordnung des übrigen Heeres richtet, hat aufschlagen lassen: so bestimmet er die Bazards, deren der erste und vornehmste eine gerade

Gasse

d) Ebendaselbst a. d. 19 u. f. S.

Gasse, und einen grossen Weg ausmachen muß, welcher quer durch das Heerlager geht, und allemal so gerade als möglich nach dem Lager des folgenden Tages gerichtet ist. Die andern Bazare sind weder so lang noch so breit; sie gehen ordentlich quer durch den ersten, über und unter des Kaisers Quartier. Alle sind durch sehr hohe Röhre bezeichnet, welche von drey hundert zu drey hundert Schritten in die Erde gepflanzet werden, und rothe Fähnchen, und Schwänze von Kühen aus groß Thibet haben. Die letzten sollte man oben auf diesen Röhren für alte Perüken ansehen. Darauf bestimmet der Großmarschall den Platz der Omrahs, welche allezeit in einerley Ordnung nicht weit vom kaiserlichen Quartiere liegen. Ihre Quartiere, wenigstens der Vornehmsten ihre, sind den kaiserlichen sehr ähnlich. Sie haben nämlich ordentlich zweene Peiche Kanes mit einem Vierecke von Kanates, welches ihr vornehmstes Zelt, und die Gezelte ihrer Weiber einschließt. Dieser Raum wird von den Gezelten ihrer Bedienten und ihrer Reuterey umgeben, und hat einen besondern Bazar, der eine Reihe kleiner Zelte ausmachet, worinnen sich die Leute aufhalten, welche dem Heere folgen, und es mit der Fütterung, Getraide, Reiß, Butter, und andern Nothwendigkeiten versehen. Diese kleine Bazare erspahren den Bedienten die Mühe, beständig zum kaiserlichen Bazar zu gehen, wo man alles in eben solchem Ueberflusse findet, als in der Hauptstadt. Jeder kleine Bazar ist wie die großen durch zwey hohe Röhre bezeichnet, die an beyden Enden gepflanzet sind; ihre Fähnchen dienen, die Quartiere zu unterscheiden. Die großen Omrahs suchen eine Ehre darinnen, sehr hohe Gezelte zu haben. Indessen dürfen sie hierinnen nicht zu hoch steigen, wenn sie nicht die Erniedrigung erwarten wollen, solche auf Befehl des Kaisers umreißen zu sehen. Eben aus dem Grunde muß das Aeußere nicht gänzlich roth seyn, aber sich nach dem Amkas oder kaiserlichen Quartiere kehren.

Bernier. 1664.

Quartiere der Omrahs.

Besondere Bazare.

Der übrige Platz, welcher sich zwischen dem Quartiere des Kaisers, der Omrahs ihren und den Bazaren findet, wird von den Mansebdars oder kleinen Omrahs eingenommen; wie auch von einer Menge Kaufleute, die dem Heere folgen, den Personen, welche die Aemter verwalten und die Gerechtigkeit handhaben, und den Ober- und Unterbefehlshabern, die zum Geschütze gehören. Ob diese Beschreibung gleich eine erstaunliche Menge von Zelten zum Voraus setzet, die folglich ein sehr großes Stück Landes einnehmen: so glaubet Bernier doch, daß ein Lager, das in einer schönen Ebene nach gewöhnlicher Art, beynahe in runder Gestalt aufgeschlagen worden, wie er auf diesem Wege zu verschiedenenmalen gesehen, nicht mehr als zwo, oder zwo und eine halbe Meilen im Umfange haben würde, wo man doch noch verschiedene leere Plätze antreffen würde. Man muß aber bemerken, daß das schwere Geschütz, welches sehr viel Platz einnimmt, ordentlich einen oder zween Tage voraus geht e),

Raum, den ein Lager einnimmt.

Obgleich die kleinen Fahnen jedes Quartiers, die leicht von weitem zu sehen, und zu unterscheiden sind, denen, welche diese Ordnung wissen, zu Wegweisern dienen: so machet der Verfasser doch eine sonderbare Abschilderung von der Unordnung dieses Lagers. „Alle diese „Merkmaale, saget er, verhindern nicht, daß man nicht zuweilen in ziemliche Verwirrung geräth, selbst an hellem Tage, besonders aber des Morgens, wenn alle ankommen, und jeder seinen Platz einnehmen will. Oft erhebt sich so viel Staub, daß man das Quartier des „Kaisers, die Standarten der Bazare, und die Gezelte der Omrahs, nach denen man „sich zu richten pfleget, nicht erkennen kann. Man verwickelt sich unter den Gezelten, die nur „aufge-

Unordnung in diesem Lager.

e) A. d. 53 und vorherg. S.

Bernier. 1664. „aufgeschlagen werden, oder unter denen Seilen, welche die kleinen Omrahs, die keine Peiche „Kane haben, und die Mansebdars, ziehen, ihre Quartiere zu bemerken und zu verhindern, „daß bey ihnen nicht ein Weg gemacht wird, oder Unbekannte sich an ihre Zelte lagern, wo „sie bisweilen ihre Weiber haben. Suchet man einen Durchgang, so findet man ihn von „diesen gespannten Seilen verschlossen, und eine Menge Knechte mit großen Prügeln bewa„chen solche, und wollen sie nicht niederlassen. Will man seinen Weg zurück nehmen, so „ist die Straße, wo man herkam, auch schon verschlossen. Da muß man schreyen, bitten, „schimpfen, mit Schlägen drohen, aber sich wohl halten, nicht auszuschlagen, den Be„dienten die Mühe lassen, sich zu zanken, und selbst die Mühe über sich nehmen, sie zu vereini„gen, kurz sich alle mögliche Mühe geben, mit seinen Kameelen durchzukommen. Das „verdrießlichste aber ist, wenn man des Abends weit gehen soll, weil der stinkende Rauch „des grünen Holzes und Viehmistes, den das gemeine Volk zum Kochen brauchet, einen so „dicken Nebel machet, daß man nichts unterscheiden kann. Ich habe mich darinnen drey bis „viermal verirret, ohne daß ich wußte, was ich anfangen sollte. Vergebens fragte ich nach „dem Wege. Ich konnte nicht zehn Schritte hinter einander gerade fortgehen, und that „nichts, als mich immer wenden. Besonders einmal mußte ich warten, bis der Mond auf„gieng, daß ich sehen konnte. Ein andermal mußte ich nach dem Agacydie gehen, mich „unten an selbigen legen, und mit meinem Knechte und meinem Pferde da die Nacht zu„bringen. Der Agacydie *f*), ist ein großer schlanker Mast, den man nach des Kaisers „Quartiere zu pflanzet, unweit eines Zeltes, das Nagor Kane genennet wird. Des Abends „erhebt man eine Laterne darauf, welche die ganze Nacht durchbrennet. Diese Erfindung „ist sehr bequem, weil man sie von weitem sieht, und wenn man sich verirret hat, nur an „den Fuß dieses Mastes gehen darf, von der man in die Bazards kommen, und nach dem „Wege fragen kann. Man kann auch die Nacht da zu bringen, ohne daß man Räuber „fürchten dürfte *g*).

Vorsichtigkeit wider die Räuber. Räubereyen zu verhindern, soll jeder Omrah sein Lager die ganze Nacht durch von bewehrten Leuten bewahren lassen, die beständig herumgehen und rufen Kaberdar: Man nehme sich in Acht. Außerdem stehen auch rings um das Heer von fünf hundert zu fünf hundert Schritten ordentliche Wachen, die Feuer halten, und eben so rufen. Der Kutual oder dasige Oberprovost schicket die ganze Nacht durch, ins Innere des Lagers Mannschaft, über die er gesetzt ist, welche die Bazars mit Rufen und Trompetenblasen durchlaufen: dieses verhindert doch nicht, daß sich nicht immer einige Unordnung ereignet.

Wie sich der große Mogol tragen läßt. Der Kaiser Aurengzeb, ließ sich auf seinem Zuge von acht Mann auf den Schultern in einem Tactravan, oder einer Art von Throne sitzend, tragen. Bernier nennet es einen Feldthron. Es ist ein prächtiges gemaltes und vergoldetes Gehäuse mit Glasfenstern verschlossen. Die vier Arme an der Trage, waren mit Scharlache bedecket, und jeder hatte zweene prächtig bekleidete Träger, denen andere folgeten, sie abzulösen. Aurengzeb ritt auch bisweilen, besonders, wenn der Tag zur Jagd gut war. Manchmal stieg er auch auf

Mickdember und Hauze. einen Elephanten, der den Mickdember oder Hauze, trug. So zeiget er sich in der größten Pracht; denn der kaiserliche Elephant ist allezeit mit einem kostbaren Schmucke bedecket. Der Mickdember ist ein viereckichtes hölzernes Thürmchen, bloß mit Malerey und

Ver

f) Die beyden Wörter bedeuten: Licht des Himmels, weil die Laterne von weitem wie ein Stern aussieht.

N°4.



Vergoldung g
lern *b*). Be
Rajas und O
lich. Diese Ar
an Jagdtagen
ren. Diejen
bequem in ihr
langten zu rec
Um die
Menge wohlb
gleichen auch
dienten zu Fuß
was die Länge
Volk auf die
von Pauken u
fremden Thie
oben auf groß
ne Omrahs,
Die Pr
verschiedene A
Thaudoul, we
gen Netze von
zieret, bedeckt
ten, auf zwe
nier sah die R
die offen war,
wozu sie einen
Elephanten tr
haben. S
Mickdembers
tig als die Th
Bernie
sich manchma
auf einem gro
Azur glänzte;
dembers, da
nige Verschni
in der Hand,
seltsamen Kle
Pferde, in V
gierigen abzu

g) A. d.
b) A. d.

Bernier. 1664.

Vergoldung gezieret. Der Hauze ist ein länglichter Sitz mit einem Thronhimmel auf Pfeilern h). Bey diesen verschiedenen Zügen ward der Kaiser beständig von einer großen Zahl Rajas und Omrahs begleitet, die ihm unmittelbar zu Pferde folgeten, aber nur unordentlich. Diese Art, dem Kaiser aufzuwarten, schien dem Bernier sehr beschwerlich zu seyn, besonders an Jagdtagen, wo sie, wie schlechte Soldaten, der Sonne und dem Staube ausgesetzet waren. Diejenigen, welche nicht genöthiget waren, dem Kaiser zu folgen, befanden sich sehr bequem in ihren wohlverschlossenen **Paleckys**, wo sie wie in einem Bette schlafen konnten. Sie langten zu rechter Zeit in ihren Zelten an, wo sie alle Arten von Bequemlichkeiten fanden.

Kaiserliche Begleitung.

Um die Omrahs der Begleitung, und selbst unter ihnen, sah man allezeit eine Menge wohlberittene Leute, welche eine Art silberne Streitkolben führeten. Man sah dergleichen auch auf den Flügeln, welche vor dem Kaiser her giengen, nebst verschiedenen Bedienten zu Fuße. Diese Reuter, die man **Gourzeberdars** nennet, sind auserlesene Leute, was die Länge und das gute Ansehen betrifft. Sie müssen die Befehle überbringen, und das Volk auf die Seite treiben. Nach den Rajas sah man die **Coursi** unter einem Gemische von Pauken und Trompeten ziehen. Dieses sind eine große Anzahl silberne Bilder von fremden Thieren, Händen, Wagen, Fischen, und andere geheimnißvolle Dinge, die man oben auf großen silbernen Stäben trägt. Ihnen folgte ein Haufen Mansebdars oder kleine Omrahs, die in viel größerer Menge sind, als die Omrahs i).

Zug der Prinzeßinnen und des andern Frauenzimmers.

Die Prinzeßinnen und das vornehmste Frauenzimmer des Serails ließen sich auch auf verschiedene Art tragen, manche wie der Kaiser auf den Schultern verschiedener Leute in einem Thaudoul, welches eine Art von gemalten und vergoldeten Tactravan ist, der mit einem prächtigen Netze von bunter Seide mit Bordirung, Fransen und großen herunterhängenden Quasten gezieret, bedeckt ist; andere in eben so kostbaren Palekis, manche in großen und weiten Sänften, auf zween starken Kameelen oder von zween kleinen Elephanten statt der Maulesel. Bernier sah die Rauchenara Begum so ziehen. Er bemerkte eines Tages vorn an ihrer Sänfte, die offen war, eine kleine wohlgekleidete Sclavinn, die sie vor Fliegen und dem Staube schützte, wozu sie einen Pfauenschwanz in der Hand hatte. Andere lassen sich auf dem Rücken der Elephanten tragen, die reich gezieret sind, kostbar bordirte Decken und silberne Glöckchen haben. Sie sind daselbst wie in die Luft erhoben, und sitzen vier und vier beysammen in Mickdembers mit Gittern, die allezeit mit einem seidenen Netze bedecket sind, und so prächtig als die Thaudouls und Tactravans aussehen.

Bernier beschreibt diesen prächtigen Zug des Serails mit Bewunderung. Er ergetzte sich manchmal auf dieser Reise, zu sehen, wie **Rauchenara Begum** voran zog. Sie saß auf einem großen Elephanten aus Pegu in einem kostbaren Mickdember, der von Gold und Azur glänzte; ihr folgten fünf bis sechs andere Elephanten, mit fast eben so kostbaren Mickdembers, darinnen sich die vornehmsten Frauenzimmer, die ihr angehöreten, befanden. Einige Verschnittene in kostbaren Kleidern ritten auf schönen Pferden nebenher, mit Röhren in der Hand, ein Haufen tartarischer und kachemirischer Sclavinnen befanden sich um sie, in seltsamen Kleidungen auf schönen Zelten: den Schluß machten verschiedene Verschnittene zu Pferde, in Begleitung einer großen Menge Bediente zu Fuße mit großen Stäben, die Neugierigen abzutreiben. Nach der Prinzeßinn Rauchenara zeigte sich eine der vornehmsten

g) A. d. 58 u. f. S.
h) A. d. 61 S.
i) A. d. 62 S.

Bernier. 1664.

Damen ihres Hofes in einem Aufzuge, der ihrem Range gemäß war. Dieser folgeten verschiedene andere, bis zu funfzehn oder sechzehn, alle nach ihrer Verschiedenheit, mehr oder weniger prächtig. Dieser lange Zug Elephanten, deren Zahl manchmal auf sechzig stieg, welche mit abgemessenen Schritten giengen, alle diese Begleitungen, und diese prächtigen Zierrathen hatten so was edles und erhabenes, daß Bernier ohne die Beyhülfe seiner Philosophie, wie er saget, in die ausschweifende Meynung der meisten indianischen Dichter würde „verfallen seyn, welche behaupten, alle diese Elephanten trügen verborgene Göttinnen. „In der That sind sie den Augen der Menschen fast eben so sehr entzogen, und das größte Unglück, das einer Mannsperson, wer sie auch wäre, begegnen könnte, würde seyn, sich zu nahe „bey ihnen zu finden.„ Diese trotzigen und nichtswürdigen Verschnittenen und Bedienten suchen nichts mehr als Gelegenheit und Vorwand, ihre Röhre zu brauchen. „Ich erinnere „mich, setzet Bernier hinzu, daß ich einst dabey sehr übel angekommen bin. Ich würde „die ärgste Begegnung haben ausstehen müssen, wenn ich nicht den Entschluß gefaßt hätte, „mir eher den Weg mit dem Degen in der Hand zu öffnen, als mich durch diese Elenden „prügeln zu lassen, wie sie sich dazu fertig machten. Mein vortreffliches Pferd brachte „mich aus dem Gedränge, und ich setzete nachgehends eben so glücklich durch einen Strom. „Die Mogolen sagen auch gleichsam sprichwortsweise: man müsse sich besonders vor drey „Dingen in Acht nehmen: erstlich sich unter einem Haufen auserlesener Handpferde einzulassen, „wo es nie an Schlägen fehlete; zweytens sich an den Orten einzufinden, wo der Kaiser seine „Jagd ausübete; drittens den Weibesbildern des Serails zu nahe zu kommen„ *l*).

Jagden die der Verfasser unterwegens sah.

Was die Jagden des großen Mogols betrifft, so konnte sich der Verfasser schwerlich einbilden, wie er doch oft gehöret hatte, daß der Monarch dieser Ergetzung sich an der Spitze von hundert tausend Mann bediente. Aber er begriff auf seiner Reise, daß er hätte zweyhundert tausend dazu führen können. In den Gegenden um Agra und Dehli, längst des Flusses Gemene, bis an das Gebirge, und auf beyden Seiten des Weges, der nach Lahor führet, findet man sehr viel ungebautes Land; manches walddicht, manches mit hohen Kräutern bewachsen, die eine Manneshöhe erreichen. Hier sind Wachten, die niemand dahin lassen, außer Hasen und Wachteln, welche die Indianer mit Netzen zu fangen wissen. Folglich trifft man daselbst eine sehr große Menge allerley Wildprets an. Dem Oberjägermeister, welcher den Kaiser begleitet, wird Nachricht gegeben, wo das meiste zu finden ist. Man stellet Wachen dahin, vier bis fünf Meilen weit, oder der Kaiser geht in diese Gehege mit so viel Jägern, als er zu seinem Gefolge haben will, da indessen das Kriegesheer weiter fortziehet, ohne an diesen Ergetzungen Theil zu nehmen *m*).

Gazellenjagd mit dem Leopard.

Auf dem Wege sah Bernier eine merkwürdige Jagd der Gazellen mit gezähmten Leoparden. Man findet in Indien viel solcher Thiere, die unsern Hirschkälbern sehr gleichen. Sie gehen ordentlich haufenweise von einander abgesondert, und jeder Haufen, der nie mehr als fünf oder sechs begreift, wird von einem Männchen allein begleitet, das an seiner Farbe kenntlich ist. Wenn man einen Haufen Gazellen entdecket hat: so suchet man zu machen, daß der Leopard sie merket, den man auf einem kleinen Karne gefesselt hält. Dieses listige Thier überläßt sich nicht sogleich der Hitze, sie zu verfolgen. Es wendet, verbirgt, krümmet sich, ihnen zu nähern und sie zu überfallen. Wie es unglaublich leicht springt, so setzet es auf sie, wenn es nahe genug ist, erwürget sie, und sättiget sich mit ihrem Blute. Fehlet ihm dieser Streich, wie es oft geschieht,

so

k) A. d. 72 S. *l*) A. d. 71 u. f. S.

so machet es nicht die geringste Bewegung mehr, die Jagd wieder anzufangen, und Bernier glaubet auch, diese Mühe würde vergebens seyn, weil die Gazellen länger und schneller laufen, als der Leoparde. Sein Führer nähert sich ihm gelinde, schmeichelt ihm, wirft ihm Stücke Fleisch hin, und beobachtet einen Augenblick, da er ihm die Brillen, wie es der Verfasser nennet, über den Kopf werfen kann, die Augen damit zu bedecken, worauf er das Thier fesselt und wieder auf den Wagen bringt. Bernier. 1664.

Die Jagd der Nilgaus schien dem Bernier nicht so sonderbar. Man schließt diese Thiere in große Netze ein, die man nach und nach verengert, und wenn sie in einen sehr kleinen Raum sind gebracht worden, gehen der Kaiser und die Omrahs mit den Jägern hinein, und tödten sie ohne Mühe und ohne Gefahr mit Pfeilen, mit halben Picken, Säbeln und Musquetons, und manchmal in so großer Anzahl, daß der Kaiser Viertheile davon unter alle Omrahs austheilet. Die Kranichjagd hat mehr Ergetzendes. Es ist ein Vergnügen, wenn man sieht, wie sie alle Kräfte anwenden, sich in der Luft gegen die Raubvögel zu schützen. Sie tödten deren einige manchmal. Wie es ihnen aber an Geschicklichkeit sich zu wenden mangelt: so werden sie von vielen guten Vögeln zuletzt allemal hingerichtet. Jagd der Nilgaus und Kraniche.

Unter allen diesen Jagden fand Bernier die Löwenjagd am sonderbaresten und edelsten. Sie ist dem Kaiser und den Prinzen von Geblüte allein vorbehalten. Wenn er im Felde ist, und die Jagdwache eine Löwenhöhle entdecket: so binden sie in einem benachbarten Orte einen Esel an, den der Löwe zu fressen nicht ermangelte, worauf er ohne andern Raub zu suchen, zu trinken geht, und alsdann sich in seiner Höhle niederleget, bis den andern Tag, da man ihm wieder einen Esel anbindet. So locket man ihn verschiedene Tage. Wenn endlich Seine Majestät näher kommen: so bindet man an eben dem Orte einen Esel an, welchen man viel Opium hat fressen lassen, damit sein Fleisch den Löwen schläfrig mache. Die Wachen stellen mit allen Bauren der Gegend daherum weite Netze auf, die sie nach und nach vermehren. Der Kaiser nähert sich den Netzen von außen, auf einem mit Eisen bewehrten Elephanten, in Begleitung des Oberjägermeisters und einiger Omrahs, auch auf Elephanten, sehr vieler Gourzeberdars zu Pferde, und verschiedene Jagdwachten mit halben Picken bewehret. Er schießt auf den Löwen; sobald sich das grimmige Thier verletzt fühlet, geht es gerade nach dem Elephanten zu, fällt aber in das Netz und verwickelt sich darinnen, und der Kaiser schießt so vielmal, bis er ihn endlich tödtet. Indessen sah Bernier einen bey der letzten Jagd, der über die Netze sprang, und sich an einen Reuter machte, dem er das Pferd tödtete. Die Jäger hatten nicht wenig Mühe, ihn wieder in die Netze zu treiben n). Löwenjagd.

Diese Jagd brachte das ganze Kriegesheer in eine entsetzliche Verwirrung. Bernier meldet, man habe drey bis vier Tage zugebracht, sich aus den Strömen zu helfen, die von den Bergen zwischen Gehölzen und großen Kräutern, wo man die Kameele fast nicht sah, herabstürzeten. „Glücklich, saget er, waren die, die sich mit Lebensmitteln versorgt hatten; denn alles befand sich in Verwirrung. Man hatte die Bazars nicht ordnen können. „Die Flecken und Dörfer waren entfernt. Eine besondere Ursache hielt das Kriegesheer auf. „Die Furcht, der Löwe mochte dem Gewehre des Kaisers entkommen seyn. Wie es ein glückliches „Zeichen ist, wenn er einen Löwen tödtet: so ist es ein sehr schlimmes, wenn derselbe ihm Unordnungen bey Gelegenheit dieser Jagd.

m) A. d. 76 S.

n) A. d. 85 S.

Bernier. 1664.

Der Tod eines Löwen wird in den Archiven aufgezeichnet.

„entrinnt. Man würde alsdenn glauben, der Staat sey in Gefahr. Daher wird auch „der Erfolg dieser Jagd von vielen großen Ceremonien begleitet. Man bringt den todten „Löwen vor den Kaiser in die allgemeine Versammlung der Omrahs; man untersuchet ihn; „man mißt ihn; man zeichnet in den Archiven des Reichs auf, den und den Tag habe der und „der Kaiser einen Löwen von der und der Größe und Farbe getödtet. Man vergißt das Maaß „seiner Zähne und Klauen nicht: so wenig als die geringsten Umstände einer so großen Be„gebenheit.„ Das Opium betreffend, das man den Esel fressen läßt, setzet der Verfasser hinzu, er habe darüber einen der obersten Jäger befraget, und von solchem erfahren, daß es ein Märchen des gemeinen Volkes sey, und ein wohlgesättigter Löwe ohne weitere Kunststücke einschlafe o).

Beschwerlichkeiten bey dem Uebergange über Flüsse.

Außer der Beschwerlichkeit dieser Jagden ward auch der Zug bisweilen durch den Uebergang über große Flüsse aufgehalten, die ordentlich ohne Brücken sind. Man mußte verschiedene Schiffbrücken machen, die zwey hundert bis drey hundert Schritte von einander waren. Die Mogolen besitzen die Kunst, solche zu verbinden, und zu befestigen. Sie bedecken sie mit einem Mengsel von Erde und Strohe, dadurch der Weg darauf, für die Thiere sicher gemacht wird, daß sie nicht ausglitschen. Nur der Eingang und Ausgang sind gefährlich, denn außer dem Gedränge und der Unordnung finden sich daselbst oft Graben, daß Pferde und Ochsen mit unsäglicher Unordnung hinein fallen. Der Kaiser war damals nur eine halbe Meile von der Brücke gelagert, und hielt sich einen oder zween Tage auf, damit das Heer gelassener hinübergehen könnte p). Die Menge der Leute, daraus es bestund, ließ sich nicht so leicht beurtheilen. Bernier glaubet überhaupt, an Kriegesleuten und Gefolge wären nicht weniger als hundert tausend Reuter, aber mehr als hundert und funfzig tausend Pferde, Maulesel und Elephanten gewesen; fast funfzig tausend Kameele und beynahe eben so viel Ochsen und Klepper, die man brauchet, den Vorrath der Bazars, nebst den Weibern und Kindern zu tragen; denn die Mogolen haben den tartarischen Gebrauch beybehalten, alles mit sich zu schleppen. Rechnet man die Bedienten dazu, in einem Lande, wo nichts anders, als durch Bediente verrichtet wird, und wo der Verfasser selbst, dessen Rang nicht weiter als unter den Reutern mit zween Pferden gieng, drey Bediente im Lohne hatte: so wird man leicht glauben, daß das Heer nicht weniger als drey hundert tausend oder vier hundert tausend Personen enthielte. Man müßte sie dieserwegen gezählt haben, saget Bernier; aber, nachdem er erwähnt hat, daß die Zahl erstaunlich und fast unglaublich wäre, so setzet er, die Verwunderung zu vermindern, wieder hinzu: es wäre die ganze Stadt Dehli gewesen; denn da die Einwohner derselben bloß vom Hofe und dem Heere lebten, so würden sie verhungern, wenn sie dem Kaiser nicht folgten, besonders auf langen Reisen q).

Zahl des Heeres und Gefolges.

Wie sich solches unterhält.

Fraget man, woher ein so zahlreiches Heer Unterhalt findet? so antwortet Bernier: die Indianer wären sehr mäßig, und von dieser Menge Reuter dürfte man nicht den zwanzigsten Theil rechnen, die auf dem Zuge Fleisch äßen. Das Kitchery, ein Mengsel von Reis und Hülsenfrüchten, worauf man rothe Butter gießt, nachdem man es hat kochen lassen, ist der Mogolen ordentliche Nahrung. Die Kameele können, wie bekannt, Arbeit, Hunger und Durst ausstehen: sie leben von etwas Wenigem, und fressen was sie nur bekommen. Sobald das Heer anlanget, führet man sie auf die Felder, wo sie sich von allem nähre

o) A. d. 87 S.
p) A. d. 88 S.
q) A. d. 91 S.
r) A. d. 94 S.

nähren, was sie finden können. Ueberdieses müssen eben die Kaufleute, welche die Bazars zu Dehli halten, sie auch im Felde versehen. Endlich geht der gemeinste Pöbel beständig in die Dörfer um das Lager herum, Fütterung zu kaufen, wobey es etwas gewinnt. Die allerärmsten scharren mit einer Art Schaufeln ganze Felder ab, die kleinsten Kräuter abzunehmen, welche sie sorgfältig waschen, und manchmal theuer genug verkaufen r). Bernier. 1664.

Bernier entschuldiget sich, daß er die Städte und Flecken zwischen Dehli und Lahor nicht angezeigt hat. Er sah fast keine. Er zog immer über Felder, und bey Nachte. Da sein Aufenthalt nicht mitten in dem Heere, wo die Heerstraße oft durchgeht, sondern auf dem rechten Flügel, weit hinein wäre, so richtete er sich nach den Sternen, um sich dahin zu finden: auf die Gefahr, sich manchmal sehr zu verirren, und fünf bis sechs Meilen zu gehen, da die Entfernung von einem Lager zum andern ordentlich nur drey bis vier Meilen ist. Aber der Anbruch des Tages half ihm allemal aus dem Irrthume s).

Bemerkungen des Verfassers zu Lahor.

Bey seiner Ankunft zu Lahor, erfuhr er, daß das Land, wovon dieser Ort die Hauptstadt ist, Penjeab, das ist Land von fünf Wasser heißt, weil es fünf ansehnliche Flüsse hat, die von den großen Bergen um Kachemir herum, herabkommen, in den Indus fallen, und mit ihm in den Ocean gegen den Eingang des persischen Meerbusens gehen. Einige halten Lahor für die Stadt, welche Alexander der Große seinem Bucephalus zu Ehren gebauet hat. Den Mogolen ist dieser Eroberer unter dem Namen Sekander Filifous, welcher so viel heißt, als Alexander Philipps Sohn, bekannt: den Namen des Pferdes aber wissen sie nicht. Die Stadt ist an einen der fünf Flüsse gebauet, der nicht kleiner als die Loire ist. Man sollte ihn mit einem Damme einfassen; denn er tritt oft aus und verändert sein Wasserbette. Seit einigen Jahren hatte er sich eine große Viertheilmeile zurück gezogen. Die Häuser zu Lahor sind viel höher, als zu Dehli und Agra, aber in Abwesenheit des Hofes, welcher diese Reise mehr als in zwanzig Jahren nicht gethan hatte, waren die meisten verfallen. Nur fünf oder sechs Gassen waren noch übrig, die einige Betrachtung verdienten; und auch da sah man viel eingefallene Häuser. Der kaiserliche Pallast stund nicht mehr am Ufer des Flusses, weil sich solcher zurück gezogen hatte, Bernier fand ihn sehr prächtig, ob wohl unter denen zu Agra und Dehli t).

Weg von Lahor nach Bember.

Der Kaiser hielt sich da länger, als zween Monate auf, bis der Schnee geschmolzen wäre, welcher den Weg durch die Gebirge verschloß. Man erinnerte den Bernier, sich mit einem kleinen kachemirischen Gezelte zu versehen. Seines war groß und schwer; und wenn die Kameele nicht über die Berge kommen können, so hätte er es mit viel Bemühen und Kosten von Trägern müssen fortbringen lassen. Er bildete sich ein, da er die Hitze von Mocka und Babelmandel überstanden hatte, so würde er sie überall auf der Erde ausstehen können. Aber die Erfahrung belehrte ihn bald, daß die Indianer selbst sich nicht ohne Grund vor eilf oder zwölf Tagen fürchten, so lange man nämlich den Zug von Lahor nach Bember, das ist, bis zum Eingange der Gebirge von Kachemir rechnet. Diese außerordentliche Hitze rühret, wie er saget, von der Lage der hohen Gebirge her, die sich nordwärts des Weges befinden, die frischen Winde aufhalten, die Sonnenstralen auf die Reisenden zurück werfen, und im Felde eine brennende Hitze lassen. Er dachte den Ursachen dieses Uebels nach, und rief an dem vierten Tage des Zuges, dabey aus: „Was hilft es mir, zu philosophiren, und Ursachen „von einer Hitze zu suchen, die mich vielleicht morgen hinrichten wird. u)„

Große Hitze, und was Bernier aussteht.

Den

r) A. d. 91 S.

t) A. d. 100 u. f. S.

u) A. d. 104 S.

Bernier. 1664.

Den fünften Tag gieng er über einen der grossen Flüsse Indiens, Namens Tchenau. Das Wasser desselben ist so gut, daß die Omrahs ihre Kameele damit beladen lassen, statt des Ganges Wassers, das sie bis dahin trinken. Aber die Kraft hatte es doch nicht, den Bernier vor den Beschwerlichkeiten des Weges zu schützen. Er machet eine gräßliche Abschilderung desselben. Die Sonne war seit dem ersten Augenblicke ihres Aufganges unerträglich. Man sah kein Wölkchen. Man fühlete nicht den geringsten Wind. Die Pferde, welche von Lahor her kein Gras gesehen hatten, konnten kaum mehr fort. Den Indianern selbst, in ihrer schwarzen, trockenen und harten Haut, fehlete es an Kraft und Athem. Man fand Todte auf dem Wege. Des Verfassers Gesicht, Hände, Füße schälten sich ab. Sein ganzer Leib war mit rothen Bläschen bedecket, die wie Nadeln stachen. Den zehnten Tag des Zuges zweifelte er, ob er den Abend noch erleben würde. Seine ganze Hoffnung beruhete auf ein wenig trockner geronnener Milch, die er mit etwas Zucker im Wasser zergehen ließ, und vier oder fünf Limonen, die ihm noch zur Limonade übrig geblieben x).

Stadt Bember am Eingange des Gebirges.

Gleichwohl langte er, die Nacht des zwölften Tages, am Fuße eines steilen schwarzen und brennenden Berges an, wo Bember liegt. Das Lager ward auf einem großen Platze voll Kiesel und Sand aufgeschlagen. Es war ein rechter Feuerofen, aber ein Regenguß kühlete die Luft den folgenden Morgen ab. Der Kaiser hatte diese Linderung nicht voraus sehen konnen, und war die Nacht mit einem Theile seines Frauenzimmers und den vornehmsten Bedienten abgegangen.

Vorsichtigkeit des Kaisers, dadurch zu kommen.

Um das kleine Königreich Kachemir nicht auszuhungern, hatte er nur seine vornehmsten Weiber und die besten Freundinnen der Rauchenara mitgenommen, auch so wenig Omrahs und Soldaten als nur möglich war. Die Omrahs, welche die Erlaubniß hatten, ihm zu folgen, nahmen nur den vierten Theil ihrer Reuterey mit sich. Auch die Zahl der Elephanten ward eingeschränket. Diese so schweren Thiere haben doch einen festen Tritt. Sie fühlen in gefährlichen Wegen überall, wo sie fortkommen können, und müssen allemal einen Fuß fest stehen haben, ehe sie den andern bewegen. Man nahm auch etliche Mauleſel mit: aber alle Kameele, deren Beystand doch nöthiger gewesen wäre, mußten zurück bleiben. Ihre langen und steifen Füße können sich auf den beschwerlichen Wegen in den Gebirgen nicht erhalten. Statt ihrer mußte man eine grosse Menge Träger brauchen, welche die Befehlshaber und Rajas daherum versammlet hatten, und sie bekamen, vermöge eines kaiserlichen Befehls, für jedes hundert Pfund zehn Thaler. Man zählete ihrer über dreyßig tausend, ob der Kaiser und die Omrahs gleich schon vor mehr als einem Monate ihr Geräthe und Kaufleute zum Theil voraus geschickt hatten. Die Herren, welche zur Reise ernannt waren, hatten Befehl, jeder nach seiner Ordnung abzugehen, welches das einzige Mittel war, die Verwirrung zu vermeiden, da dieser gefährliche Zug fünf Tage dauerte. Der ganze übrige Hof mit dem Geschütze und der Mannschaft größtentheils sollten drey bis vier Monate, im Lager bey Bember, gleichsam Wache halten, bis der Monarch, nachdem er das Ende der Hitze abgewartet, zurück käme y).

Berniers Fortreise.

Daneck Mend kam die folgende Nacht an die Reihe, und Bernier gieng in seinem Gefolge. So bald er die entsetzliche Mauer der Welt z): das ist einen hohen, schwarzen, öden Berg überstiegen hatte, so fühlete er beym Heruntersteigen auf der andern Seite

x) A. d. 111 S.

y) A. d. 144 u. f. S.

z) Weil er Kachemir als das irrdische Paradies ansieht.

Bernier. 1664.

Luft frischer und gemäßigter. Nichts aber erregte ihm bey diesen Gebirgen mehr Bewunderung, als daß er sich plötzlich wie aus Indien nach Europa gebracht sah. Er fand die Erde mit allen unsern Pflanzen und Bäumchen bedecket, nur Issop, Thymian, Majoran und Roßmarin ausgenommen, und glaubte, er wäre in gewissen Gebirgen von Auvergne, mitten in einem Walde von Fichten, grünen Eichen, Ahornen und Masholdern; seine Bewunderung war desto lebhafter, weil er bey dem Ausgange aus den brennenden Feldern von Indostan, nichts gefunden hatte, das ihn zu dieser Verwandlung vorbereiten konnte a).

Angenehme Verwandelung eines Landes in das andere.

Besonders bewunderte er, anderthalbe Tagereise von Bember einen Berg, der auf beyden Seiten voll Pflanzen stund, mit dem Unterschiede, daß südwärts nach Indien zu, eine Vermischung von indianischen und europäischen, nordwärts aber nach Europa zu, nur europäische in die Augen fielen, als hätte die erste Seite an beyder Länder Witterung Theil genommen, und wäre die letzte ganz europäisch gewesen. An den Bäumen bemerkete er beständig eine natürliche Reihe von Erzeugungen und Zerstörungen. In diesen jähen Oertern, wo nie ein Mensch hinunter gestiegen war, sah er Pflanzen zu hunderten, die umgefallen waren, oder noch vor Alter umfielen, und andere die jung und frisch aus ihren Stämmen herauswuchsen. Er sah auch einige verbrannte, sie mochten nun vom Blitze getroffen seyn, oder sich im stärksten Sommer durch ihr Aneinanderreiben bey einem warmen und starken Winde entzündet haben, oder der Stamm mochte sich, nach der Einwohner Gedanken, bey einer starken Austrocknung im Alter selbst entzünden können. Bernier konnte sich auch an den natürlichen Wasserfällen nicht satt sehen, die er unter den Felsen entdeckte. Er fand einen, der ganz unvergleichlich war. Von weitem sieht man auf den Abhängen eines hohen Berges einen Wasserstrom, der einen langen Canal, welcher dunkel und mit Bäumen bedeckt ist, herabsteigt, und sich plötzlich mit erstaunlichem Getöse an dem Fuße eines steilen geraden Felsens von erstaunlicher Höhe herabstürzet. Nahe dabey auf einem andern Felsen, den der Kaiser Jehan Guir besonders dazu hatte ebenen lassen, sah man eine große Bühne in völligem Stande, wo sich der Hof im Vorbeygehen aufhalten konnte, um dieses Wunder der Natur zu betrachten b).

Europäische Pflanzen.

Erzeugungen und Zerstöhrungen.

Natürliche Wasserfälle.

Bey diesen Ergetzungen begegnete ihm ein sehr sonderbarer Vorfall. Den Tag, da der Kaiser Pire penjale, den höchsten aller dieser Berge, hinauf gieng, von welchem man in der Entfernung das Land Kachemir entdecket, gerieth einer der Elephanten, welche die Weiber in Mickdembers und Embarys trugen, in Schrecken, und lief wider den zurück, der ihm nachfolgete. Der zweyte lief wider seinen Nachfolger. Und so machte es die ganze Reihe von funfzehn Elephanten. Da sie sich in einem steilen und engen Wege nicht wenden konnten: so fielen sie alle über einander auf den Boden des Absturzes, der zu allem Glücke nicht eben der tiefste und steileste war. Nur drey oder vier Weiber blieben todt, aber alle Elephanten kamen um. Bernier kam zween Tage darnach dahin, sah sie im Vorbeygehen, und glaubte zu erkennen, daß verschiedene noch ihren Rüssel bewegten. Dieses Unglück verursachete sehr viel Verwirrung bey dem ganzen Heere, welches in einer Reihe an den Seiten, durch sehr gefährliche Stege zog. Man ließ den übrigen Tag und die ganze Nacht halten, damit die Weiber, und was sich von diesem Falle retten ließe, konnten her-

Funfzehn Elephanten fallen in einen Absturz.

aus-

a) A. d. 124 S.

b) A. d. 128 u. vorherg. S.

Bernier. 1664.

ausgezogen werden. Jeder mußte an dem Orte bleiben, wo er sich befand, weil man weder vor sich noch hinter sich konnte. Außerdem hatte niemand seinen Träger mit seinem Zelte und seinen Lebensmitteln bey sich. Bernier war noch nicht der Unglücklichste. Er fand ein Mittel, aus dem Wege heraus zu klettern, und sich einen kleinen bequemen Platz auszumachen, wo er die Nacht mit seinem Pferde zubrachte. Einer seiner Bedienten war so treu, ihm zu folgen, und hatte ein wenig Brodt, welches sie theilten. Sie wälzten einige Steine da fort, und fanden einen großen schwarzen Scorpion, den ein junger Mogol in die Hand nahm und drückte, ohne von ihm gestochen zu werden. Bernier war auf das Wort dieses Menschen, der sein Freund war, und sich rühmte, den Scorpion mit einer Stelle des Coran beschworen zu haben, eben so kühn c).

Der Verfasser nimmt einen Scorpion ohne Schaden in die Hand.

Plötzliche Veränderung vom Sommer in Winter.

Bey dem Uebergange über diesen Berg Pirepenjal hatte er, wie er saget, dreyerley Gelegenheiten, sich seiner philosophischen Begriffe zu erinnern. Erstlich empfand er, in weniger als einer Stunde, Winter und Sommer hinter einander. Nachdem er stark geschwitzet hatte, um Wege hinauf zu steigen, wo jedermann zu Fuße gehen mußte, und wo man eine brennende Sonnenhitze ausstund: so fand er oben auf dem Berge gefrohrnen Schnee, durch den man einen Weg geöffnet hatte. Es war ein sehr dickes Glatteis, und der Wind wehete so kalt, daß die meisten Indianer, die nie weder Schnee noch Eis gesehen hatten, zitternd liefen, in wärmere Luft zu kommen. Zweytens fand Bernier, in einem Raume von weniger als zwey hundert Schritten, zween gerade einander entgegen stehende Winde, einen nordlichen, der ihm beym Hinaufsteigen ins Gesicht blies, und einen südlichen, der ihm beym Hinuntergehen in den Rücken wehete, als hätte sich aus den Ausdünstungen dieses Berges ein Wind erzeuget, der verschiedene Richtungen nähme, nachdem er in den beyden gegenüberstehenden Thälern gienge.

Winde, die einander zuwider sind.

Einsiedler auf dem Berge.

Drittens traf der Verfasser auf dem Gipfel des Berges einen alten Einsiedler an, der von Jehan Guirs Zeiten daselbst gelebet hatte. Man wußte nicht, von was für einer Religion er war, ob man ihm wohl Wunderthaten zuschrieb: z. E. daß er den Wind nach seinem Gefallen lenken, Regen, Schnee und Stürme hervorbringen könnte. Er hatte ein wildes Ansehen. Sein Bart war lang, weiß, und schlecht gekämmt. Er forderte das Allmosen trotzig, aber er verstattete, Wasser in irdenen Gefäßen zu nehmen, die er um sich gestellet hatte. Er gab mit der Hand ein Zeichen, man sollte geschwind vorbey gehen, ohne sich aufzuhalten. Er schmählete auf die, welche Geräusche machten. Bernier war so neugierig, in seine Höhle zu gehen, nachdem er ihm das Gesichte durch ein Geschenk erheitert hatte, und fragte ihn, warum er so viel Widerwillen gegen das Geräusche hätte. Seine Antwort war, es erregte heftige Ungewitter um den Berg; Aurengzeb wäre sehr weise gewesen, daß er allezeit seinem Rathe gefolget hätte, Scha Jehan hätte es eben so gemacht, und Jehan Guir wäre einmal bald mit seinem Heere umgekommen, weil er diese Erinnerung verspottet, und mit Trompeten und Pauken hätte Lärmen machen lassen d).

Der

c) A. d. 152 S.
d) A. d. 166 u. vorherg. S.

e) Bernier hat einen Auszug derselben, der auf

Bernier. 1664.

Der II Abschnitt.

Beschreibung des Königreichs Kachemir.

Ehemalige Beschaffenheit des Landes. Seine Größe und Lage. Beschaffenheit der Berge umher. Schönheit der Ebene. Fruchtbarkeit der Stadt Kachemir. See und Inseln. Gärten. Berniers Urtheil von Kachemir. Einwohner. Wunderbrunn. Lusthaus der alten Könige in Kachemir. Fische mit goldenen Ringen in der Nase. Wunder von Baramoulay. Oeffnung von Baramoulay. Außerordentliche Quelle. Steinwüchse. Berge und Länder bey Kachemir. Es gränzet an Tibet. Wie Bernier Nachricht davon erhält. Der Mogol will Groß Tibet erobern. Es kommen Gesandten zum Aurengzeb. Arzt aus Lasse. Alte Caravanen von Kachemir. Gesandtschaft aus Aethiopien an den großen Mogol. Zubereitung und Geschenke. Reise der Gesandten. Wie ihnen begegnet wird. Ihre Nachrichten vom Nil.

Beschaffenheit des Landes vordem.

Man liest in der Geschichte der alten Könige von Kachemir *e*), daß dieses Land vordem nur ein großer See gewesen, dessen Wasser ein heiliger Alter, Kacheb, durch ein Wunderwerk fortgeschafft, indem er einen Felsen, Namens Baramoule zertheilet habe. Bernier beredete sich leicht, daß diese Gegend mit Wasser bedeckt gewesen, wie man von Thessalien und einigen andern Gegenden erzählet, aber die Oeffnung des Baramoule konnte er nicht für ein Menschenwerk halten, weil dieser Berg sehr hoch und breit ist. Er stellte sich lieber vor, die Erdbeben, denen diese Gegenden sehr unterworfen sind, hätten vielleicht einen Abgrund geöffnet, da der Berg selbst hinein gestürzet wäre. So hat sich nach der Araber Meynung die Enge von Babelmandel vordem eröffnet, und Berge und Städte sind in großen Wäldern versunken.

Seine Größe und Lage.

Was man auch davon glauben mag, so ist Kachemir nun keinem See mehr ähnlich. Es ist eine sehr schöne Landschaft voll vieler kleinen Hügel, die nicht weniger als dreyßig Meilen Länge, und zehn oder zwölf Meilen Breite hat. Es liegt am äußersten von Indostan, nordwärts daher, und recht von den Bergen des Caucasus, und zwischen die Gebirge von groß und klein Thibet und Raja-Gamon eingeschlossen. Die ersten Berge, die es begränzen, das ist, die an die Ebene reichen, sind von mittelmäßiger Höhe, mit Bäumen und Viehweiden bedecket, wo man allerley Vieh, als Kühe, Schafe, Ziegen, und Pferde findet. Unter verschiedenen Arten von Wildprete, als Rebhüner, Hasen, Gazellen, und einigen der Thiere, die Muscus haben, sieht man auch viele Bienen. Aber, welches in Indien sehr selten ist: so findet man da nie Schlangen, Tyger, Bäre und Löwen. „Daher Bernier glaubet, man könnte sie die unschuldigen Berge nennen, auf denen Milch und „Honig flösse, wie im gelobten Lande *f*).

Beschaffenheit der Berge, die sie umgeben.

Schönheit der Ebene.

Ueber diese erheben sich andere höhere, deren Gipfel allezeit mit Schnee bedeckt ist, und stets über die Gegend der Wolken und Nebel erhoben, ruhig und helle scheint. Von allen diesen Bergen fallen überall unzählige Quellen und Bäche herab, welche die Einwohner in ihre Reißfelder zu theilen, und selbst durch große Erddämme, auf ihre Hügel zu leiten wissen. Nachdem diese schönen Gewässer viel Wasserfälle und Bäche gemacht haben: so vereinigen sie sich endlich, und machen einen Fluß von der Größe der Seine aus, welcher ganz langsam das Königreich umfließt, durch die Hauptstadt geht, und seinen Ausgang zu Baramoule zwischen zween steilen Felsen findet, von da er sich in verschiedene Abstürze zer-

auf Befehl Jehan Guirs gemacht werden, aus dem Persischen übersetzet.

f) A. d. 117 S.

Bernier. 1664.

zertheilet, und im Vorbeygehen eine Menge kleiner Flüsse in sich nimmt, die von den Bergen herab kommen, endlich aber gegen Ateck in den Indus fällt g).

Fruchtbarkeit.

So viel Bäche, die von allen Bergen herunter kommen, machen die Felder und Hügel ungemein fruchtbar; man sollte alles für einen grossen Garten ansehen, in welchem sich Flecken und Dörfer befänden, deren man eine große Menge zwischen den Baumen entdecket. Zur Abwechselung sieht man Wiesen, Reißfelder, Felder voll Getraide, Hanf, Safran, und allerley Hülsenfrüchte, unter welchen Canäle in allerley Gestalten sich durchschlingen. Ein Europäer erkennet da überall unsere Pflanzen, Bluhmen, und Bäume, Aepfelbäume, Birnbäume, Pflaumen, Abricosen, Nüsse und Weinstöcke, mit ihren Früchten beladen. Die besondern Garten sind voll Melonen, Zuckerwurzeln, schöne Rüben, die meisten Küchenkräuter unserer Gärten, und auch einige, die in Europa mangeln. Zwar sah Bernier da nicht so viel verschiedene Früchte, wie bey uns, und fand sie auch nicht so gut: aber er schreibt dieses nicht dem Erdreiche zu, sondern bedauert, daß die Einwohner keine bessern Gärtner haben h).

Stadt Kachemir.

Die Hauptstadt führet den Namen des Königreiches. Sie ist ohne Mauern, aber nicht unter drey viertheil Meilen lang, und eine halbe breit. Sie liegt zwo Meilen von den Bergen, die einen halben Kreis um sie machen, am Ufer eines Sees von süßem Wasser, der vier oder fünf Meilen im Umfange hat, und von denen Quellen und Bächen entsteht, welche die Berge herablaufen. Er fällt durch einen schiffbaren Canal in den Fluß. Dieser Fluß hat zwo hölzerne Brücken in der Stadt, die beyden Hälften, die er von einander sondert, dadurch zu vereinigen. Die meisten Häuser sind von Holze, aber wohl gebauet, und sogar zwey bis drey Geschoß hoch. Ob dem Lande wohl gute Bausteine nicht fehlen, und viel alte Tempel und Gebäude von Steinen noch übrig sind: so hat man doch die Bauart mit Holze der mit Steinen vorgezogen, weil man das erste so häufig, vermittelst der kleinen Flüsse, von den Bergen herunter haben kann. Alle Häuser an dem Flusse haben meist einen kleinen Garten am Ufer. Dieses sieht sehr schön aus, besonders in der angenehmen Jahreszeit, da man auf dem Wasser spazieren zu fahren pfleget. Auch die, welche nicht so angenehm liegen, haben doch ihren Garten, und verschiedene einen kleinen Canal, der vom See herkömmt, und ein kleines Fahrzeug zum Spazierenfahren i).

Ihre Annehmlichkeiten.

Eine Seite der Stadt liegt nach einem Berge zu, der von allen den andern abgesondert ist, und sehr angenehm aussieht, weil er auf seiner abhängenden Seite verschiedene schöne Häuser mit ihren Gärten zeiget; und weil man oben auf seinem Gipfel eine Moschee mit einer Einsiedlerey und vielen schönen Baumen, die sie gleichsam krönen, entdecket. Er heißt m) in der Landessprache Haryperbet, grünender Berg. Ihm entgegen entdecket man einen andern, worauf sich auch eine Moschee mit ihrem Garten, und einem sehr alten Gebäude befindet, welches wohl ein Götzentempel gewesen ist; ob man es gleich Salomons Thron nennet; denn die Einwohner schreiben es diesem Könige zu, welcher eine Reise nach Kachemir soll gethan haben k).

Schönheit des Sees Inseln Gärten.

Die Schönheit des Sees wird durch eine Menge kleiner Inseln vermehret, die gleichsam so viel allezeit grünende Gärten vorstellen, weil sie voll Obstbäume und mit grenblätterichten Aspen eingefaßt sind, von denen man die dicksten noch umklaftern kann, alle aber haben

g) A. d. 129 S.
h) A. d. 134 S.
i) A. d. 135 S.
k) A. d. 136 S.

haben sie eine erstaunliche Höhe, und nur einen Busch Aeste am Gipfel, wie die Palmen. Ueber dem See, auf den Abhängen der Berge, entdecket man nichts als Lusthäuser und Gärten. Die Natur scheint so schöne Oerter nur zu diesem Gebrauche bestimmt zu haben. Sie sind voll Quellen und Bäche. Die Luft ist daselbst allezeit rein, und man hat von allen Seiten die Aussicht auf den See, die Inseln und die Stadt. Der schönste dieser Gärten ist der Chalimar, oder Königliche. Man geht in denselben, vermittelst eines großen mit Rasen eingefaßten Canals, der sich fünf hundert Schritte weit zwischen zwo schönen Alleen von Pappelbäumen strecket. Er führet an den Fuß eines großen Cabinets, das sich in der Mitte des Gartens befindet, und da fängt ein anderer viel prächtigerer Canal an, der bis an das Aeußere der Einfassung geht. Dieser zweyte Canal ist mit großen Bruchsteinen gepflastert. Seine Ufer von eben dem Steine erheben sich schief; und in der Mitte sieht man von funfzehn zu funfzehn Schritten, eine lange Reihe von Wasserkünsten, ohne viel andere mit zu rechnen, die hier und dar in verschiedenen runden Wasserbehältnissen, mit denen er eingefaßt ist, springen. Er endiget sich am Fuße eines andern, jenem sehr ähnlichen Cabinets. Diese Cabinetter sind wie runde Thürmchen bedecket, und auf dem Wasser selbst, zwischen den beyden großen Alleen von Pappelbäumen erbauet; sie haben eine Galerie, die rings um sie geht, und vier einander gegenüberstehende Thüren. Zwo derselben gehen nach den Alleen, mit Brücken hinüber zu kommen, zwo andere auf die gegenüberstehenden Canäle. Jedes Cabinet besteht aus einem großen Saale, in der Mitte von vier Kammern, welche die vier Ecken ausmachen. Alles ist inwendig gemalet, und vergoldet, und mit Sprüchen mit großen persischen Buchstaben gezieret. Die vier Thore sind sehr kostbar. Sie bestehen aus großen Steinen, und werden von Säulen der alten Götzentempel, die Scha Jehan zerstören ließ, unterstützet. Man kennt die Materie dieser Steine so wenig, als ihren Werth: aber sie sind schöner, als Marmor und Porphyr *l*).

Bernier. 1664.

Königlicher Garten.

Bernier thut kühn den Ausspruch, kein Land in der Welt habe in einem so kleinen Umfange soviel Schönheiten, als das Königreich Kachemir. „Es verdient noch, setzet er „hinzu, alle die Gebirge zu beherrschen, die es umgeben, bis an die Tartarey, und ganz „Indostan, bis an die Insel Ceylan. Die Mogolen nennen es nicht ohne Ursache das irr„dische Paradies von Indien; und Kaiser Eckbar wandte deswegen soviel Mühe an, es sei„nen natürlichen Königen zu entreißen. Jehan Guir, sein Sohn und Nachfolger, fand „an diesem schönen Stücke Erdreich soviel Gefallen, daß er nicht aus demselben kommen „konnte; und oft versicherte, der Verlust seiner Krone würde ihm nicht so empfindlich seyn, „als der Verlust dieses Landes. Als wir daselbst angekommen waren: so bestrebeten sich alle „witzige Köpfe unter den Mogolen, die Reizungen desselben durch verschiedene schöne Gedich„te zu preisen, die sie dem Kaiser überreichten, welcher sie großmüthig belohnete *m*).

Berniers Urtheil über das Königreich Kachemir.

Die Kachemirier *n*) werden die geistreichsten und witzigsten Indianer gehalten. Sie haben zu der Dichtkunst und den Wissenschaften soviel Neigung, als die Persianer, und mehr Fleiß und Arbeitsamkeit. Sie machen Palekis, hölzerne Betten, Cabinetter, Schreibzeuge, Kästchen, Löffel, und verschiedene Arten kleiner Werke, die ihrer Schönheit wegen durch ganz Indien gesucht werden. Sie tragen einen Firniß darauf, der ihnen eigen ist

Abschilderung der Einwohner.

Ihr Fleiß und ihre Künste.

l) A. d. 140 S.

m) A. d. 141 S.

n) Bernier nennet sie manchmal Kachemyris.

Bernier. 1654.

ist. Besonders bewundert man ihre Geschicklichkeit, eines gewissen Holzes sehr schöne Adern zu verfolgen und nachzuahmen, worauf sie Goldfäden legen. Nichts aber ist ihnen eigener, und durch die Handlung einträglicher, als eine Art Zeuge, mit der sie selbst ihren Kindern Arbeit verschaffen. Man nennet sie Chales. Es sind Stücke von anderthalb Elle lang, und einer breit, auf dem Stuhle an beyden Enden bordiret. Die Mogolen und die meisten Indianer von beyden Geschlechten tragen sie den Winter auf dem Kopfe, daß sie ihnen wie ein Mantel auf der linken Achsel herabhängen. Man unterscheidet zwo Arten davon: eine aus Landwolle, die feiner als die spanische ist, die andere aus einer Wolle oder vielmehr einem Haare, Touz genannt, das man von der Brust der wilden Ziegen von groß Tibet nimmt. Die Chales der zweyten Art sind viel theurer, als jene. Kein Biber ist zärter. Aber wenn man sie nicht beständig lüftet und in Acht nimmt, so kommen leicht Würmer hinein. Die Omrahs bestellen welche, die zu hundert und funfzig Rupien kosten; die schönsten aus der Landwolle kommen nie über funfzig o). Bernier bemerket wegen der Chales, daß die Arbeiter von Patna, Agra und Lahor, ihnen nie so viel Schönheit und Zärte geben können, als die in Kachemir, welchen Unterschied man dem Wasser des Landes zuschreibt, wie man zu Masulipatan die schönen Chites oder mit dem Pinsel gemalten Zeuge machet, die noch schöner durch Waschen werden.

Chales, Arten von Zeugen.

Bildung der Kachemirier und Schönheit des Frauenzimmers.

Auch die Schönheit des Leibes rühmet man an den Kachemiriern. Meistens sind sie so wohl gebildet, als die Europäer, ohne etwas von der tartarischen Gesichtsbildung, und der gequetschten Nase und den kleinen Schweinsaugen zu haben, die man in Kachegar und Großthibet findet. Das Frauenzimmer in Kachemir, ist seiner Schönheit wegen so berühmt, daß die meisten Fremden, die in Indostan anlangen, sich dergleichen zu verschaffen suchen, in Hoffnung, von ihnen weißere Kinder, als die Indianer sind, zu bekommen, die für wahre Mogolen angesehen würden p).

Wunderbrunnen.

Bey verschiedenen Gelegenheiten, die der Verfasser hatte, einige Theile dieses Königreiches zu besehen, machte er Betrachtungen, die er seiner Nachricht beyfüget. Danel Mend Kam, sein Nabab, schickte ihn einst mit zween Reutern zur Bedeckung, drey kleine Tagereisen von der Hauptstadt, und folglich ans Aeußerste des Königreiches, einem Brun-

o) A. d. 147 S.

p) A. d. 149 S. Wir wollen einige andere Umstände von Berniers Erzählung hier in der Anmerkung vortragen. „Wenn man von der Schönheit des verborgenen und eingesperreten Frauenzimmers, saget er, nach den Weibesbildern des gemeinen Volkes urtheilen darf, die man auf den Gassen und in den Läden siehet: so muß man glauben, daß es sehr schöne darunter giebt. Zu Lahor werden sie den Ruhm einer schönen Leibesgestalt haben, daß sie geschlank, und die schönsten braunen Indianerinnen sind. Weil sie es wirklich sind: so habe ich mich eines den Mogolen gewöhnlichen Kunstgriffes bedienet, einem Elephanten, vornehmlich einem reich geschmückten nachzufolgen: denn sobald sie die beyden silbernen Glöckchen hören, die ihm an beyden Seiten hängen, so kommen sie alle mit den Köpfen in die Fenster. Eben so habe ich es zu Kachemir gemacht, und auf eine andere Art ist es mir noch besser gelungen. Ein alter Schulmeister, den ich angenommen hatte, mir einen persischen Poeten verstehen zu helfen, hatte diese Erfindung. Er ließ mich viel Confect kaufen; und da er überall Bekanntschaft und Zutritt hatte: so führete er mich als seinen Verwandten, der nur aus Persien gekommen, reich, und noch zu verheirathen wäre, in mehr als funfzehn Häuser. So bald wir in einem waren, theilete er mein Confect den Kindern aus, und sogleich lief alles zu, Weiber und Mägdchen, große und kleine, etwas zu bekommen, oder sich sehen zu lassen. Diese thörichte Neugier kostete mich doch einige gute Rupien, aber ich zweifelte auch nachgehends

„nicht

Brunnen zu besuchen, dem man wunderbare Eigenschaften zuschrieb. Während des Mayes, zu welcher Zeit der Schnee völlig schmelzt, fließt er, und hält ordentlich dreymal des Tages inne. Dieses geschieht mit Aufgange der Sonne, zu Mittage, und bey ihrem Untergange. Ordentlich fließt er drey Vierthel Stunde. Er ist stark genug, ein viereckichtes Behältniß von zehn bis zwölf Fuß Breite, und soviel Tiefe zu füllen. Dieses dauret vierzehn Tage, worauf sein Lauf unordentlicher und schwächer wird, und gegen das Ende des Monats gar aufhöret, da er denn das ganze Jahr sich nicht wieder zeiget, außer bey einem großen und langanhaltenden Regen, da er ohne Unterlaß und ohne Regel, wie andere Quellen, zu laufen anfängt. Bernier versicherte sich von der Wahrheit dieses Wunders mit seinen Augen. **Bernier. 1664.**

Die Heiden haben am Ufer des Wasserbehältnisses einen kleinen Götzentempel *q*), wohin sie von allen Orten kommen, um sich in einem Wasser zu baden, das sie ihren Gedanken nach heiliget. Sie geben verschiedene fabelhafte Erklärungen davon. Fünf bis sechs Tage bestrebte sich Bernier, wahrscheinlichere zu finden. Er betrachtete die Lage des Berges sehr genau, stieg mit vieler Mühe auf desselben Gipfel, und richtete seine Aufmerksamkeit nach allen Seiten. Er bemerkete, daß sich selbiger, der Länge nach, von Norden nach Süden strecket, von den andern, gleichwohl nahen Bergen abgesondert ist, zwo abhängige Seiten hat, die sich oben in einer Schärfe zusammen schließen, daß sein sehr langer Gipfel nicht mehr als hundert Schritte in der größten Breite hat, daß eine seiner Seiten, die nur mit grünen Kräutern bedecket ist, der aufgehenden Sonne ausgesetzet steht, andere entgegenstehende Berge aber die Stralen nur gegen acht Uhr des Morgens darauf fallen lassen, daß endlich die Abendseite mit Bäumen und Gebüschen bedecket ist. Nach diesen Anmerkungen setzete er sich in den Stand, dem Danek Mend Nachricht von einer Seltsamkeit zu geben, deren Ursache er nicht mehr bewunderte *r*). Erklärung des Verfassers

Auf der Rückreise von diesem Brunnen, der Send Brary heißt, wich er ein wenig aus dem Wege, **Achiavel**, das Lusthaus der alten Könige von Kachemir zu sehen. Dessen größte Schönheit besteht in einer lebendigen Quelle, die sich außen um das Gebäude und die Gärten, durch sehr viele Canäle austheilet. Sie springt aus dem Erdboden eines Brun- Achiavel, Lusthaus der alten Könige von Kachemir.

„nicht mehr, daß es zu Kachemir nicht so schöne „Gesichter gebe, als irgendwo in Europa.„ Ebendaselbst

q) Dem **Brare**, einer der Dentas oder Gottheiten des Landes geheiligten, daher der Quell Send **Brary**, Wasser des Brary heißt. Ebendaselbst a. d. 169. S.

r) Nach Ueberlegung alles dieses, saget er, urtheilte ich, die Wärme der Sonne, nebst der besondern Lage und innern Einrichtung des Berges verursachten das Wunder. Die Morgensonne fiel auf die ihr ausgesetzte Seite, erhitzte und schmelzete einen Theil des gefrornen Wassers, das den Winter in die Erde gedrungen ist, da alles mit Schnee bedecket war. Dieses Wasser dringt nachgehends durch, und läuft nach und nach unten hin, bis an gewisse Schichten Felsen, die es aufhalten, und nach dem Brunnen führen, wodurch der Mittagsfluß vorgebracht wird; indem sich aber die Sonne zu Mittage erhebt, und diese Seite verläßt, die sich abkühlet, der Gipfel aber senkrecht erwärmet wird: so schmelzet wieder gefrohrenes Wasser, das sich nach und nach wie das andere senket, bis es an eben die Felsenlagen kömmt, woraus der Abendfluß entsteht. Endlich erwärmet die Sonne auch die Abendseite, wirket eben so, und verursachet den dritten Fluß des Morgens früh. Er ist langsamer, als die beyden andern, entweder weil diese Abendseite von der Morgenseite, wo sich der Quell befindet, entfernet ist; oder weil sie mit Holze bedecket ist, und sich also nicht so schnell erhitzet, vielleicht auch wegen der Nachtkälte. Alle Umstände sind dieser Meynung vortheilhaft. A. d. 174. und vorherg. S.

Bernier. 1664.

Brunnen mit so außerordentlicher Gewalt, Stärke, und Geräusche heraus, daß man ihn besser einen Fluß, als einen Brunnen nennen könnte. Das Wasser ist ungemein schön, und so kalt, daß man kaum die Hand darinnen halten kann. Der Garten besteht aus schönen Gängen von allerley Obstbäumen. Seine Zierrathen sind eine Menge Springbrunnen von allerley Gestalt, Wasserbehältnisse voll Fische, und besonders ein hoher Wasserfall, der ein großes ausgebreitetes Tuch von dreyßig bis vierzig Fuß lang mit seinem Wasser vorstellet. Bey Nacht sieht derselbe noch viel vortrefflicher aus, wenn man unter dieses Tuch eine Menge Lampen in die Vertiefungen der Mauer gesetzet hat, die da eine sehr artige Erleuchtung machen r). Von Achiavel wich Bernier wieder aus dem Wege, noch einen königlichen Garten zu besehen, in welchem man ihm, nebst eben den Annehmlichkeiten, einen Canal voll Fische zeigete, die aufs Rufen kommen; die größten von ihnen hatten goldene Ringe mit Schriften in der Nase. Man schrieb diese Seltsamkeit der berühmten Nurmahal, Jehan Guirs, der Aurengzebs Großvater war, seiner Favoritinn zu s).

Fische mit goldenen Ringen in der Nase.

Wunder von Baramoulay.

Danek Mend war mit Berniers Erzählung sehr wohl zufrieden, und ließ ihn noch eine andere Reise unternehmen, ein so gewisses Wunder zu sehen, daß er ihn durch dasselbe bald zur muhammedanischen Religion zu bekehren glaubte. Gehe, sagte er, nach Bara„moulay; da wirst du das Grab eines unserer Heiligen finden, welcher durch Heilung der „Kranken, die sich von allen Seiten dahin versammlen, beständige Wunder thut. Viel„leicht wirst du dich nach allen diesen Wundern, die du doch selbst sehen kannst, nicht ge„ben, aber du wirst einem nicht widerstehen können, das sich immer erneuert, und vor dei„nen Augen geschehen wird. Du wirst einen großen runden Stein sehen, den der stärkste „Mann kaum erheben kann, den gleichwohl eilf Dervis, nachdem sie ihr Gebeth an den „Heiligen gerichtet haben, nur mit den Spitzen ihrer eilf Finger, wie Stroh erheben.„ Bernier machte sich mit seiner ordentlichen Bedeckung auf den Weg. Er begab sich nach Baramoulay, wo ihm die Gegend sehr angenehm vorkam. Die Moschee ist wohl gebaut, und es mangelt des Heiligen Grabe nicht an Zierrathen. Viel Pilgrimme, die es umgaben, nannten sich krank. Man sah aber bey der Moschee eine Küche mit großen Kesseln voll Fleisch und Reiß, die der Eifer gewisser Frommen gestiftet hatte, und diese hielt der Verfasser für den Magnet, der die Kranken herzöge, und sie wunderthätig heilte. Auf der andern Seite sah er den Garten und die Zimmer der Mullahs, die vermittelst des Heiligen, in einem glücklichen Ueberflusse leben, und dessen Macht und Tugenden preisen. Wenn er sich zu Baramoulay aufhielt: so sah er kein Wunder. Er war in solchen Dingen immer unglücklich. Eilf Mullahs aber, die einen dichten Kreis schlossen, und mit ihren langen Röcken verhinderten, daß man nicht wohl sehen konnte, wie sie den Stein anfaßten, erhoben ihn in der That, und versicherten alle, sie berühreten ihn nur mit dem Aeußersten ihrer Finger, und er sey so leicht, als eine Feder. Der Verfasser, welcher die Augen aufthat, und alles sehr nahe ansah, bemerkete wohl, daß sie viel Mühe anwendeten, und glaubete zu beobachten, daß sie den Daumen nebst den andern Fingern gebrauchten. Indessen mußte er auch mit Karamet, Karamet, das ist, Wunder, Wunder, wie die Mullahs und alle Umstehenden rufen. Er gab aber den Mullahs eine Roupie, und ersuchte sie um die Gefällig-

ke

r) A. d. 176 S.

s) A. d. 177 und vorherg. S.

u) A. d. 184 u. vorherg. S.

x) Er bildete sich ein, der Sand verst... im Zurückfallen die enge Oeffnung dieses schwa... und

Bernier. 1664.

keit, daß er einer von den Eilfen seyn dürfte, welche den Stein erhüben. Eine zweyte Rupie, die er ihnen noch gab, nebst der Verstellung, als ob er das Wunder fest glaubete, bewegte sie, obwohl mit Mühe, ihm einen Platz einzuräumen. Sie bildeten sich vermuthlich ein, ihrer zehn dicht beysammen, würden zureichen, die Last zu erheben, ob er gleich sehr wenig dazu beytrüge; und wenn sie sich geschickt zusammenstellten, würde er es nicht merken: aber sie sahen sich betrogen, als der Stein, welchen Bernier nur mit dem Aeußersten seines Fingers halten wollte, sich sichtbarlich nach seiner Seite senkete. Jedermann sah ihn sehr zornig an; unterdessen rief er aber doch Karamet, und warf noch eine Rupie hin, aus Furcht, sie möchten ihn steinigen. Nachdem er sich aber gelassen fortgemacht hatte, eilete er, sich zu Pferde zu setzen, und zu entfernen *u*).

Oeffnung von Baramoulay.

Im Vorbeygehen, bemerkete er die berühmte Oeffnung, wodurch alles Wasser des Reiches geht. Nach diesem verließ er den Weg, um sich einer großen See zu nähern, der ihm von weitem ins Gesicht gefallen war. Der Fluß, der bey Baramoulay herunter kömmt, geht durch. Er ist voll Fische, besonders Aale, und mit Enten, wilden Gänsen, und verschiedenen Flußvögeln bedecket. Der Befehlshaber des Landes ergötzet sich daselbst im Winter mit der Jagd. Mitten auf diesem großen Wasser steht man eine Einsiedeley mit ihrem kleinen Garten, der auf dem See zu schwimmen scheint. Ein alter König von Kachemir, ließ beydes auf starke Pfosten bauen, welche diese doppelte Last schon lange Zeit halten.

Außerordentliche Quelle.

Von dar besuchte Bernier einen Quell, der ihm eben so sonderbar schien. Er quillt gelinde hervor, steigt aber mit einer Art von Heftigkeit in die Höhe, bildet kleine Kugeln voll Wasser, und bringt einen sehr feinen Sand auf die Oberfläche, der so, wie er gekommen ist, zurück kehret, weil das Wasser einen Augenblick darauf inne hält, und zu strudeln aufhöret; es fängt aber darauf eben diese Bewegung, nach einem ordentlichen Zwischenraume wieder an. Man behauptet, das größte Wunder dabey sey, das geringste Geräusch, das man machet, indem man redet, oder die Erde mit dem Fuße stößt, errege das Wasser, und veranlasse es, zu strudeln. Bernier aber versicherte sich, daß diese beyden Umstände nichts veränderten, und die Begebenheit bey dem größten Stilleschweigen immer mit eben den Umständen wieder kam *x*).

Nachdem er diesen Quell bewundert hatte: so gieng er in die Berge, daselbst einen großen See zu sehen, wo sich das Eis im Sommer erhält. Die Winde reißen Haufen desselben nieder, bringen sie wieder zusammen, und vereinigen sie von neuem, wie in einem kleinen Eismeere. Von dar gieng er nach Seng Safed, oder weißer Stein, wo man während des Sommers einen natürlichen Ueberfluß von Bluhmen sieht, die ihm ein ungemein schönes Ansehen geben. Man hat allemal bemerket, wenn sich viel Leute da einfinden, und ein so starkes Geräusch entsteht, daß die Luft beweget wird, daß alsdann sogleich ein starker Regen fällt. Bernier versichert, Scha Jehan wäre bey seiner Ankunft beynahe da umgekommen, und dieses stimmet mit der Nachricht des Einsiedlers von Pire Penjal überein *y*).

Er

und kleinen Quelles, bis das zurückgehaltene Wasser mit Gewalt durchbreche, oder ein in den Canal der Quelle verschlossener Wind zu wiederholten malen heraus käme, wie bey den künstlichen Springbrunnen geschieht. Ebendas. a. d. 187 S.

y) A. d. 189 S.

Bernier. 1664.

Berge und Länder, die Kachemir benachbart sind.

Er wollte eine Höhle voll wunderbarer Steinwüchse besuchen, die zwo Meilen von diesem Orte ist, als er die Nachricht erhielt, daß Danek Mend anfinge, sich seiner Abwesenheit wegen zu beunruhigen: er bedaurete sehr, daß er nicht alle nöthige Erläuterungen wegen der benachbarten Berge einziehen konnte. Indessen erfuhr er, daß die Kaufleute des Landes, jährlich von einem Berge zum andern gehen, die feine Wolle zu sammeln, die sie zu den Chales brauchen, und die, welche er fragte, versicherten ihn, man träfe zwischen den zu Kachemir gehörigen Bergen, sehr schönes Land an. Sie rühmeten eine Gegend, die ihre Abgaben in Leder und Wolle bezahlet, welche der Befehlshaber jedes Jahr einfordern läßt, und wo die Weiber sehr schön, keusch und arbeitsam sind. Man sagte ihm auch von einer andern, die von Kachemir weiter entfernet ist, ihre Abgaben auch in Häuten und Wolle giebt, und kleine fruchtbare Ebenen und angenehme Thäler voll Getraide, Reis, Aepfel, Birn, Abricosen, Melonen, und selbst Trauben, die vortrefflichen Wein geben, hat. Die Einwohner haben sich ihrer Lage wegen bisweilen von dem Tribute los machen wollen: man hat sie aber allezeit zu bändigen gewußt. Bernier erfuhr von eben den Kaufleuten, daß sich zwischen noch weiter entfernten Bergen, die nicht mehr unter Kachemir stünden, andere angenehme Länder befänden, deren Einwohner weiß und wohlgebildet wären, aber nicht aus ihrem Vaterlande giengen. Ein alter Mann, der eine Person aus dem Hause der vormaligen Könige von Kachemir geheirathet hatte, erzählete ihm: zu der Zeit, da Jehan Guir alle Ueberbleibsel dieses unglücklichen Stammes hätte aufsuchen lassen, wäre er aus Furcht, in dieselben Hände zu fallen, mit drey Bedienten durch die Berge geflohen, ohne den Weg zu wissen: nachdem er in dieser Einöde geirret, so hätte er sich in einer sehr schönen Gegend befunden, wo ihn die Einwohner auf erhaltene Nachricht von seiner Ankunft sehr höflich aufgenommen, und beschenket hätten: überdieses hätten sie [illegible] einige ihrer schönsten Frauenzimmer zur Wahl gebracht, weil sie gern sein Geblüte haben wollen: in einer andern nicht weit davon entlegenen Gegend hätte man ihm eben so viel Achtung bezeugt, aber die Einwohner hätten ihm ihre eigenen Weiber gebracht, und gesagt, jene wären nicht klug gewesen; denn die Töchter nahmen ja sein Geblüte in diejenigen Familien mit, die sie heiratheten z).

Kachemir gränzt an Tibet.

Andere Nachrichten ließen dem Bernier keinen Zweifel übrig, daß Kachemir nicht an Tibet gränzete. Man hat diese Anmerkung schon beym Artikel von Tibet gebraucht, aber eine für die Erdbeschreibung so wichtige Anmerkung, verdienet hier als an ihrer eigenen Stelle weiter ausgeführet zu werden a). Einige Jahre zuvor hatten die Spaltungen in der königlichen Familie von Kleintibet einen von denen, die nach der Krone strebeten, veranlasset, heimlich Hülfe bey dem Befehlshaber in Kachemir zu suchen, der ihn auf Befehl des Schah Jehan in diesem Staate fest gesetzet hatte, doch mit dem Bedinge, dem Mogol einen jährlichen Tribut an Crystall, Musk, und Wolle zu bezahlen. Dieser kleine König konnte sich nicht entbrechen, dem Aurengzeb seine Unterthänigkeit zu bezeugen, da der Hof zu Kachemir war, und Daneck Mend, der gern mit ihm sprechen wollte, ließ ihn eines Tages bey sich

Wie Bernier Nachricht davon erhält.

speisen. Bernier hörete ihn erzählen, daß sein Land auf der Morgenseite an groß Tibet gränzete, die Breite wäre dreyßig bis vierzig Meilen, ein wenig Crystall, Musk und [illegible]

Nach-

z) A. d. 94 u. vorherg. S.

a) A. d. 156 S.

b) Man sehe den VIIten Theil dieser Sammlung, wo diese Stelle Berniers mit merkwürdigen Erläuterungen wegen Tibets angeführet wird.

Bernier. 1664.

ausgenommen, wäre es sehr arm; es hätte keine Goldgruben, wie man vorgäbe, aber in einigen Gegenden brächte es sehr gute Früchte hervor, besonders vortreffliche Melonen; der Schnee machte den Winter daselbst sehr lang und strenge; das Volk hätte vordem Götzen angebethet, und itzo die persische muhammedanische Secte angenommen. Der König von klein Tibet hatte eine so elende Begleitung, daß ihn Bernier nie würde für einen Monarchen angesehen haben.

Der Mogol unternimmt, groß Tibet zu erobern.

Damals war es siebenzehn oder achtzehn Jahre, daß Schach Jehan unternommen hatte, seine Eroberungen bis in Großtibet zu erstrecken, wie die alten Könige von Kachemir gethan hatten. Nachdem er funfzehn Tage mit großer Beschwerung durch Berge gezogen war, hatte sein Heer ein Schloß eingenommen. Er hatte nur noch über diesen Fluß zu gehen, um an die Hauptstadt zu gelangen; und das ganze Königreich war in Schrecken; da es aber schon weit ins Jahr hinein war, so fürchtete er, der Schnee möchte ihn überfallen, und entschloß sich daher, gerades Weges zurück zu ziehen, nachdem er im Schlosse einige Mannschaft gelassen hatte. Diese Besatzung hatte, aus Furcht vor dem Feinde oder aus Mangel an Lebensmitteln, wieder den Weg nach Kachemir genommen; daher hatte der Feldherr sein Vorhaben nicht bewerkstelliget, den folgenden Frühling wieder dahin zu kommen.

Es kommen Abgesandte zum Aurengzeb.

Da der König von groß Tibet erfuhr, daß Aurengzeb sich zu Kachemir aufhielt: so glaubete er, dieses drohe ihm einen neuen Krieg. Er schickete einen Gesandten an ihn mit Landesgeschenken, als Krystallen, Schwänzen gewisser weißen Kühe, die sehr kostbar sind c), viel Musk und Jachem, welches ein sehr theurer Stein ist. Der Jachem ist ein grünlicher Stein mit weißen Adern, so hart, daß man ihn nur mit Diamantpulver bearbeitet. Man machet Tassen, und andere Gefäße daraus, die man mit Goldfäden, und Edelgesteinen zieret. Des Gesandten Begleitung bestund aus vier Reutern, und zwölf großen dürren magern Leuten mit drey oder vier Haaren im Barte, wie Chineser, und schlechten rothen Mützen. Ihre übrige Kleidung war diesen gemäß. Manche trugen Säbel, aber die übrigen folgeten ihrem Führer unbewehrt. Dieser Minister pflog Unterhandlung mit dem Aurengzeb, und versprach ihm, sein Herr sollte eine Moschee in der Hauptstadt bauen lassen, ihm einen jährlichen Tribut zahlen, und künftig seine Münzen mit mogolischem Gepräge bezeichnen. Man war aber versichert, setzet Bernier hinzu, nach des Aurengzeb Abreise würde dieser Fürst nur über den Vergleich lachen, wie er bey dem Schah Jehan sonst schon gethan hatte d).

Arzt aus dem Lande Lassa.

Der Gesandte hatte einen Arzt mitgebracht, der sich aus dem Königreiche Lassa und dem Stamme Lamy oder Lama nannte, welches die Priester oder Gesetzgelehrten dieses Landes, wie die Braminen in Indien sind, nur mit dem Unterschiede, daß die Braminen keinen Pabst haben, die von Lassa aber einen erkennen, der durch die ganze Tatarey als ein Gott verehret wird e). Dieser Arzt hatte ein Receptenbuch, das er aber dem Bernier nicht verkaufen wollte; die Züge desselben hatten einige weitläuftige Aehnlichkeit mit unsern. Bernier bath ihn, das Alphabet davon aufzuschreiben, aber er schrieb so langsam, und seine Schrift war in Vergleichung der Schrift des Buches so schlimm, daß er keinen hohen Begriff von seiner Gelehrsamkeit erregete. Er war der Seelenwanderung sehr ergeben, und erklärte die Lehre derselben, mit sehr viel Fabeln f). Bernier besuchte ihn insbesondere mit einem

c) Sie sind diesem Lande eigen, man zieret der Elephanten Ohren damit.

d) A. d. 131 S.

e) Man sehe was den großen Lama betrifft im VIIten Theile.

f) Man sehe den VIIten Theil.

Bernier. 1664.

Kaufmann von Kachemir, welcher die Sprache von Tibet wußte, und ihm zum Dollmetscher dienete. Er stellete sich, als wollte er einige Zeuge kaufen, die der Arzt zu verkaufen mitgebracht hatte, und unter diesem Vorwande that er verschiedene Fragen an ihn, worauf er wenig Erläuterungen erhielt. Gleichwohl brachte er soviel heraus, daß das Königreich groß Tibet ein elendes Land wäre, das fünf Monate lang des Jahres mit Schnee bedeckt läge, und daß der König zu Lassa oft mit den Tatarn Krieg führete, aber er konnte nicht erfahren, mit was für welchen.

Alte Caravanen von Kachemir.

Noch nicht vor zwanzig Jahren, hatte man, nach der Kachemirer Zeugnisse, jährlich aus ihrem Lande verschiedene Caravanen abgehen sehen, welche über alle diese Berge von groß Tibet gegangen, in die Tatarey gereiset, und in ungefähr drey Monaten nach Katay gelanget waren; so beschwerliche Wege auch hier vorkommen, besonders wegen verschiedener reißender Bäche, über die man auf gespannten Seilen von einem Felsen zum andern, setzen mußte. Sie brachten Musk, Eichenholz, Rhebarber, und Mamiron, eine kleine Wurzel, die für die Augen vortrefflich ist. Auf dem Rückwege durch groß Thibet nahmen sie auch Landeswaaren, Musk, Krystall und Jachem, besonders aber viel sehr feine Wolle, theils von Schafen, theils die andere, die man Touz nennet, und die schon erwähntermaßen Biberhaaren näher kömmt, als Wolle. Seit Schah Jehans Unternehmung hatte der König von Tibet diesen Weg verschlossen, und verstattete von der Seite von Kachemir nicht mehr, in sein Land zu kommen. Die Caravanen giengen von Patna am Ganges ab; und um seine Länder zu vermeiden, ließen sie solche zur Linken, und begaben sich gerades Weges nach dem Königreiche Lassa *g*). Einige Kaufleute aus dem Lande Kachegar oder Kashgar, die nach Kachemir kamen, weil sich Aurengzeb da aufhielt, eine große Menge Sclaven da zu verkaufen, bestätigten es dem Bernier, daß der Weg durch groß Tibet verschlossen sey, und sie durch klein Tibet gehen müßten, in Kachemir aber durch eine kleine Stadt Gurtche, den ersten Ort, der darunter gehöret, vier Meilen, von der Hauptstadt kämen *h*).

Unterbrechung dieser Reisen.

Bernier stellete auf Ansuchen des berühmten Thevenot viel Untersuchungen an, zu entdecken, ob sich im Innersten dieser Berge keine Juden befänden, wie die Mißionarien uns belehret haben, daß man welche in China anträfe. Er versichert zwar, daß alle Einwohner von Kachemir Heiden, oder Muhammedaner sind, bemerket aber doch bey ihnen verschiedene Spuren des Judenthums *i*). Man kann sich vorstellen, saget er, daß die Juden im Ablaufe so vieler Jahrhunderte Götzendiener geworden sind, und nachgehends Muhammeds Lehre angenommen haben, ohne zu rechnen, daß ihrer auch eine große Menge in Persien und Indostan gegangen ist. Er setzet hinzu, man finde welche in Aethiopien, deren einige so mächtig wären, daß funfzehn oder sechzehn Jahre vor seiner Ankunft, einer unternommen hatte, in Bergen, zu denen man sehr schwer kommen könnte, ein kleines Königreich aufzurichten.

Er

g) Man sehe den VIIten Theil.

h) Die Reisebeschreibung von Kachemir nach Kashgar, und von Kashgar nach Katay ist im VIIten Theile a. d. 4.. S. geliefert worden.

i) Auf das Zeugniß eines Reisenden wie Bernier, sind sie sonderbar. Die erste ist, daß ihm beym Eingange in dieses Reich, nachdem er über den Berg Pire Penjal gekommen war, alle Einwohner in den ersten Flecken, ihrem Bezeugen und ihrem Ansehen nach, kurz nach dem Merkmaale das man nicht angeben kann, und daran man doch oft die Völker unterscheidet, Juden zu seyn schienen. Er hatte nicht allein diese Gedanken. Ein Jesuit den er nicht nennet, und viele Europäer hatten sie zuvor gehabt. 2. Bemerket er, daß unter dem Volke von Kachemir, ob es gleich Muhammedaner

sind

Er hatte diese Nachricht von zween Gesandten des Königes von Aethiopien, die er am Hofe des Mogols vor kurzem gesehen hatte *k*).

Bernier. 1664.

Gesandtschaft aus Aethiopien an des Mogols Hof.

Diese Gesandtschaft, die ihm noch andere Nachrichten mittheilte, scheint zu verdienen, daß man nach seiner Anleitung, ihre Veranlassung erzählet *l*). Der König von Aethiopien erhielt Nachricht von der Staatsveränderung, die den Aurengzeb auf den Thron gesetzet hatte, und faßte den Entschluß, seine Größe und Pracht in Indostan durch eine ansehnliche Gesandtschaft bekannt zu machen. Er wählete zwo Personen, die er zu seinen Absichten für geschickt hielt. Der erste war ein Muhammedaner, welchen Bernier zu Mocka gesehen hatte, als er aus Aegypten durch das rothe Meer gekommen war, und der sich daselbst von wegen des Königes befand, viel Sclaven zu verkaufen, für den Preis er indianische Waaren nehmen sollte. Der zweyte war ein christlicher armenischer Kaufmann, der in Aleppo gebohren und verheirathet, und unter dem Namen Murat bekannt war. Bernier hatte ihn auch zu Mocka gekannt, wo sie in einem Hause gewohnet hatten, und war durch desselben Rath bewogen worden, die Reise nach Aethiopien fahren zu lassen. Murat begab sich jährlich in diese Stadt, das Geschenk dahin zu bringen, welches der König den Directoren der englischen und holländischen Gesellschaften schickte, und deren Gegengeschenke zu überliefern.

Zubereitungen und Geschenke.

Der äthiopische Hof glaubete, nichts bey den Kosten der Gesandtschaft zu sparen, wenn man den Gesandten zwey und dreyßig kleine Sclaven von beyden Geschlechten gäbe, die sie zu Mocka zu Bestreitung dieser Kosten verkaufen sollten *m*). Man gab ihnen auch fünf und zwanzig auserlesene Sclaven, welche den vornehmsten Theil des Geschenkes ausmachten, das man dem großen Mogol bestimmte, und unter diese Zahl that man auch neun oder zehn sehr junge, Verschnittene daraus zu machen, ein Geschenk, nach Berniers Anmerkung, welches eines Königes sehr würdig war, besonders eines christlichen Königes, der es einem Muhammedaner schickte. Seine Gesandte empfingen noch für den großen Mogol funfzehn Pferde, daraus die Indianer eben soviel machen, als aus den arabischen, und eine Art eines kleinen Maulesels, dessen Haut Bernier bewunderte. Kein Tieger, saget er, ist schöner gezeichnet, und die gestreiften seidenen Zeuge, die Alachas, haben nicht soviel Mannigfaltigkeit, Ordnung, und gute Verhältniß. Man fügete zween Elephantenzähne von so erstaunlicher Größe hinzu, daß der stärkste Mann einen nicht ohne viel Mühe erheben konnte, nebst einem erstaunlichen Ochsenhorne, das mit Zibeth erfüllet war. Bernier fand die Oeffnung zu Dehly über einen halben Fuß weit.

Reise der Gesandten.

Mit diesen Reichthümern giengen die Gesandten von Gonder, der Hauptstadt Aethiopiens in der Landschaft Dumbia, ab, und begaben sich nach einem zweenmonatlichen Zuge durch sehr elende Länder, nach Belloul, einem verlassenen Hafen, Mocka gegen über. Verschiedene Besorgnisse hatten sie verhindert, den ordentlichen Weg der Caravanen zu nehmen,

find, der Name Mousa, Mosis, sehr im Gebrauche ist. 3. Die Kachemirer geben vor, Salomo sey in ihr Land gekommen, und habe den Berg Baramoulay geöffnet, dem Wasser Durchlauf zu verschaffen. 4. Sie sagen, Mosis sey zu Kachemir gestorben, und zeigen sein Grab eine Meile von der Stadt. 5 Sie versichern, das sehr alte Gebäude, das man aus der Stadt auf einem hohen Berge sieht, sey vom Könige Salomon erbauet, dessen Namen es führet, a. d. 213 u. f. S.

k) A. d. 213 S.

l) Memoires de Bernier Tom. II. a. d. 39 und folgenden S.

m) Der Verfasser trägt seine Erzählung in einer ironischen Schreibart vor, die dem äthiopischen Hofe nicht zur Ehre gereichet.

Bernier. 1664. men, den man in vierzig Tagen leicht zurückleget, bis man nach Arkiko kömmt; von dar geht man nach dem Eylande Massouva. Während ihres Aufenthaltes zu Belloul, wo sie Gelegenheit erwarteten, über das rothe Meer zu gehen, starben ihnen einige Sclaven. Bey der Ankunft zu Mocka ermangelten sie nicht, diejenigen zu verkaufen, von denen sie die Kosten bestreiten sollten, aber zum Unglücke waren die Sclaven dieses Jahr wohlfeil. Sie erhielten indessen einen Theil von ihrem Preise, und giengen in ein indisches Schiff, sich nach Surata zu begeben. Sie schifften glücklich genug, und waren nur fünf und zwanzig Tage auf dem Meere: aber sie verlohren verschiedene Pferde und einige Sclaven vom Geschenke, nebst dem kostbaren Maulthiere, von dem sie die Haut retteten. Bey der Ankunft im Hafen, fanden sie Surata von dem berüchtigten Sevagi beängstiget, ihr Haus ward mit der übrigen Stadt geplündert, und sie konnten nichts retten, als einige kranke Sclaven, ihre Credenzbriefe, ihre äthiopischen Kleider, die ihnen kein Mensch mißgönnete, die Maulthierhaut nach welcher der Sieger wenig fragete, und das Ochsenhorn, das schon von Ziebeth leer war. Sie vergrößerten ihren Verlust sehr, aber die Indianer, die von Natur Spötter sind, und sie hatten ohne Lebensmittel, Geld und Wechselbriefe anlangen sehen, behaupteten, sie wären bey ihrem Zufalle sehr glücklich, und sollten sich über die Plünderung von Surata freuen, welche ihnen die Mühe ersparete, ihr elendes Geschenk nach Dehli zu bringen, und ihnen einen Vorwand gäbe, eines andern Großmuth anzuflehen. In der That unterhielt sie der Befehlshaber zu Surata eine Zeitlang, und versah sie mit Gelde und Fuhren, ihre Reise fortzusetzen. Adrican, der Oberste des holländischen Kaufmannshauses, gab ihnen ein Empfehlungsschreiben an Bernier, welches ihm Murat überlieferte, ohne zu wissen, daß es sein alter Bekannter von Mocka wäre. Sie erkannten einander, umarmeten einander, und Bernier versprach, ihnen bey Hofe zu dienen. Aber dieses war etwas schweres, da ihnen von ihrem Geschenke nichts als die Maulthierhaut und das Ochsenhorn übrig geblieben; und da man sie auf den Gassen ohne Paleky und ohne Pferde, nur mit sieben oder acht Sclaven sah, die nackend giengen, oder statt aller Kleidung eine elende Binde hatten, die zwischen den Beinen zusammen gebunden war, und einen Lappen auf der linken Achsel trugen, der unter der Rechten wie ein Sommermantel durchgezogen war, so hielt man sie nur für elende Flüchtlinge, die man mit keinem Blicke beehrte. Indessen stellte Bernier die Größe ihres Herrn dem Danek Mend, Minister der auswärtigen Geschäffte, so oft vor, daß ihnen derselbe eine Audienz beym Aurengzeb verschaffte. Man gab ihnen nach Gewohnheit eine Weste von Brocad, mit einer gestickten seidenen Binde, und den Turban. Man sorgete für ihren Unterhalt, und der Kaiser fertigte sie bald mit mehr Ehrenbezeugungen ab, als sie selbst erwar-

Ihr Unglück.

Was ihnen bey den Mogolen begegnet wird.

n) Weste von Brocard.

o) Sie legten solches auch, wie Bernier meldet, an feinen Cattunzeugen an zu Hemden für ihren König und ihre Königinn, an Alachas und seidenen Zeugen mit goldenen und silbernen Streifen, Sommerwesten und Beinkleidern für den König, an englischen grünen und rothen Scharlach zu arabischen Westen, und an andere grobere Zeuge für das Frauenzimmer seines Serails, und die Kinder, die er von ihnen hatte. Mit aller Freundschaft, die ich für den Murat hatte, saget der Verfasser, bedauerte ich doch meine ihm geleisteten Dienste um dreyer Ursachen willen. Er hatte mir für funfzig Rupien seinen Sohn zu lassen versprochen, der sehr wohl gebildet, von einer feinen schwarzen Farbe war, und der Aethiopier gequetschte Nase und große Lefzen nicht hatte. Er hielt sein Wort nicht und wollte ihn unter drey hundert Rupien nicht lassen. Ich hatte immer noch Lust, ihn für diesen Preis wegen der Seltsamkeit zu nehmen, daß mir ein Vater sein Kind verkauft hätte. Zweytens entdeckte ich, daß Murat und sein Geselle den Ne-
gern

erwartet hatten, wobey er ihnen für sie selbst ein Geschenk von sechstausend Rupien gab. Für ihren Herrn gab er ihnen eine sehr reiche Serpah *n*), zween große silberne vergoldete Becher, zwo silberne Pauken, einen Dolch mit Rubinen besetzet, und ungefähr zwanzigtausend Franken Werth an Rupien von Gold und Silber, um dem Könige von Aethiopien Münzen sehen zu lassen, da er selbst keine in seinen Staaten hat. Aber man wußte nicht, daß diese Summe nicht aus Indostan kommen, sondern zu Erkaufung indianischer Waaren gebrauchet würde *o*). — Bernier. 1664.

Was sie dem Bernier zur Erläuterungen wegen des Ursprunges des Nils geben.

Die Zeit über, da sie sich zu Dehly aufhielten, ließ sie Danek Mend, der allezeit lehrbegierig war, oft in Berniers Gegenwart zu sich kommen, und befragte sich von dem Zustande ihres Landes. Sie redeten von der Quelle des Nils, den sie Abbabile nennen, als von einer Sache, derentwegen die Aethiopier keinen Zweifel haben *p*). Murat selbst und ein Mogol, der mit ihm von Gonder gekommen war, waren in der Gegend gewesen, wo dieser Fluß entspringt. Sie stimmten darinn überein, daß er im Lande der Agans mit zwo Quellen, die strudelnd herausdringen, und nahe beysammen sind, hervortritt. Sie machen einen kleinen See von dreyßig oder vierzig Schritten. Wenn er aus diesem See herausgelaufen ist, so ist er schon ein mittelmäßiger Fluß, und es fallen immer mehr und mehr Gewässer in ihn; so fähret er fort zu fließen, und wendet sich so sehr, daß er so zu reden eine große Insel macht, fällt nachgehends von verschiedenen steilen Felsen herunter, worauf er in einen großen See geht, wo man fruchtbare Inseln, viel Krocodille und Meerkälber sieht, die keinen Ausgang für ihren Unflath, als die Kehle, haben *q*). Dieser See ist im Lande Dumbia, drey kleine Tagereisen von Gonder, und vier oder fünfe von den Quellen des Nils, welcher aus der See mit Wasser von Flüssen und Bächen sehr bereichert herausgeht. Dieses Wasser kömmt besonders in der Regenzeit in der See, und die Regenzeit fängt ordentlich wie in Indien, gegen das Ende des Heumonats an, welches sehr viel Aufmerksamkeit verdienet, weil man darinnen die überzeugende Erklärung des Austretens dieses Flusses findet. Der Fluß geht alsdenn durch Sannar, die Hauptstadt des Königreiches der Funges oder Barberis, die dem Könige von Aethiopien zinsbar sind, und senket sich endlich in die Ebenen von Mesr oder Aegypten *r*).

Falsche Lage des Ursprunges des Nils.

Um ungefähr von dem wahren Orte der Quelle des Nils zu urtheilen, fragte sie Bernier, nach welcher Weltgegend das Land Dumbia zuläge, von Babelmandel gerechnet *s*). Sie antworteten, man gienge sicherlich allezeit nach Abend. Der muhammedanische Abgesandte, welcher die Weltgegenden besser kennen mußte, als Murat, weil ihn seine Religion verband, sich beym Bethen allemal nach Mecca zu wenden, versicherte besonders, man dürfte

golen versprochen hatte, ihren König dahin zu bringen, daß er verstattete, in Aethiopien eine alte Mosquee wieder aufzubauen, die seit der Portugiesen Zeiten zerstöret war, und dieserwegen hatten sie zwey tausend Rupien von Aurengzeb erhalten. Endlich erfuhr ich, daß sie wegen ihres Königes einen Koran, und acht andere von den berühmtesten Büchern unter den Muhammedanern gefordert hatten. Dieses schien mir für einen christlichen König und dessen Gesandten sehr niederträchtig. Es bestätigte mir, was ich schon erfahren hatte, daß das äthiopische Christenthum dem muhammedanischen Aberglauben sich sehr nähert, besonders, seit dem die Portugiesen mit dem Patriarchen, den sie von Goa gebracht hatten, und der ein Jesuit war, sind getödtet oder verjaget werden. Ebendas. a. d. 54 und vorherg. S.

p) A. d. 55 S.

q) A. d. 57 S. Eine merkwürdige Sache, saget der Verfasser, wenn sie wahr ist.

r) A. d. 58 und vorherg. S.

s) Bernier IV Th. a. d. 270 S.

Bernier. 1664.

dürfte nicht daran zweifeln. Dieses ist bewundernswerth; denn nach ihrer Nachricht muß die Quelle des Nils weit diesseits der Linie seyn, da alle unsere Karten mit dem Ptolomäus sie weit jenseits setzen *t*). Er fragte sie, ob es viel in Aethiopien regnete, und ob die Regen da ihre gesetzte Zeit hätten, wie in Indien. Sie meldeten ihm, auf der Küste des rothen Meeres regnete es fast wie von Suaken, Arkiko und dem Eylande Masouva an, bis Babelmandel so wenig, als zu Mocka, auf der andern Seite im glücklichen Arabien, aber tief im Lande, in den Landschaften der Agans, Dumbia, und den benachbarten, fiele in den beyden wärmsten Sommermonaten, da es auch in Indien regnete, viel Regen. Dieß war nach seiner Rechnung die wahre Zeit des Wachsthums des Nils in Aegypten. Sie setzeten auch hinzu, es wäre ihnen sehr wohl bekannt, daß die äthiopischen Regen den Nil vergrößerten, Aegypten überschwemmten, und das Erdreich mit dem Schlamme, den sie dahin führen, befruchtete: die Könige von Aethiopien gründeten darauf Ansprüche wegen eines Tributs von Aegypten; und als sich die Muhammedaner dieses Landes bemächtiget hätten, hätten die Aethiopier den Nil in den arabischen Meerbusen leiten wollen, Aegypten zu verderben und unfruchtbar zu machen: aber sie hätten dieses Unternehmen seiner Schwierigkeit wegen unterlassen müssen *u*). Das Ende dieser Erzählung meldet uns weder die Zeit, noch die Umstände der Rückkehr des Aurengzeb. Man muß sich also vorstellen, daß Bernier nach der Reise nach Kachemir glücklich wieder in Dehly angelanget ist, andere Beobachtungen daselbst anzustellen, die er uns in verschiedenen Theilen seiner Nachrichten hinterlassen hat, die aber meistens mehr zur Geschichte von Indostan, als zur Geschichte der Reisen gehören *x*).

Das XXV Capitel.

Reisen des Taverniers im Indostanischen.

Einleitung.

Einleitung.

Der Name dieses berühmten Reisenden ist zwar schon in den vorigen Theilen dieses Werkes, öfter als einmal zum Vorscheine gekommen, und hat zuweilen ein großes Lob, zuweilen ein strenges Urtheil empfangen. Doch vorjetzt soll er noch einmal mit aller ihm gebührenden Achtung aufgeführet werden; indem wir gesonnen sind, an dem gegenwärtigen Orte alles zusammen zu fassen, was dem Leser sowohl von seiner Person, als von seinem Werke einen richtigen Begriff beybringen kann.

Von

t) Ebendaselbst.

u) Ebendas. a. d. 171 S.

x) Man hat das, was den Nil betrifft, nur hierher gesetzt, um zu zeigen, wie viel Mühe sich Bernier in seinen Untersuchungen gegeben; sonst wäre hier nicht der Ort dazu. Außerdem weis man, und es wird anderswo erwähnet werden, daß der Ursprung dieses Flusses den Europäern seit 1618 durch die Untersuchungen des Jesuiten, P. Paez bekannt geworden ist.

y) Ausgabe von 1681. zu Paris bey Clauzier 4 Bände in 4to. Es ist die zweyte. Sie wurde von dem Verfasser wieder übersehen und verbessert, der damals in seiner Baroney Aubonne wohnte. Einige Genfer haben mich versichert, als er einmals zu Versailles gewesen, so habe ihn Ludwig der XIVte gefraget, warum er sich außerhalb seinem

Einleitung

Von seinen jüngern Jahren giebt er selbst oder vielmehr ein anderer Schriftsteller seiner Zeiten, dessen Feder er entlehnet hatte, die Nachricht, es hätten ihn allerley kleine Reisen und Abentheuer von geringer Wichtigkeit gleichsam stufenweise zu der Rolle eines großen Reisenden, die er nachgehends beynahe vierzig Jahre lang spielete, vorbereitet. „Ist die „Auferziehung die zweyte Natur, saget er: so brachte Tavernier die Lust zu reisen schon mit „auf die Welt. Die täglichen Unterredungen gelehrter Männer mit seinem Vater von al„lerley die Erdbeschreibung betreffenden Materien, als welche selbiger ungemein gut ver„stund, pflanzeten ihm gleich in der ersten Jugend die Begierde ein, die Länder, welche man „ihm auf der Karte zeigete, mit Augen anzusehen. Dieser Besichtigung wurde er nie„mals müde. In seinem zwey und zwanzigsten Jahre, hatte er bereits die schönsten Län„der von ganz Europa durchstrichen, und die in unserm Welttheile am meisten üblichen „Sprachen, größtentheils erlernet.„

Herkunft, Stand und Gemüthsbeschaffenheit des Tavernier

Johann Baptist Tavernier wurde im Jahre 1605 zu Paris gebohren, woselbst sein Vater, der von Antwerpen dahin gezogen war, mit Landkarten handelte. Weil nun die Liebhaber, wenn sie etwas kauften, sich zuweilen in ein Gespräch von fremden Ländern einließen: so wurde des jungen Taverniers natürlicher Trieb zum Reisen, durch diese Gespräche nicht weniger angefeuert, als durch die große Menge Landkarten, die er beständig vor dem Gesichte hatte. Er machte auch schon in den jüngsten Jahren den Anfang, besagtem Triebe zu folgen, und sein Beyspiel lehret, daß [illegible] es durch Fleiß und Eifer, auch bey einem schlechten Vermögen weit bringen könne. Er gewann auf seinen morgenländischen Reisen, mit dem Juwelenhandel dermaßen viel, daß er nach seiner Rückkunft von Ludwig dem Vierzehnten nicht nur den Adelstand erhielt, sondern auch im Jahre 1668 die am Genfer-See im Bernischen liegende Herrschaft Aubonne *y*) an sich kaufte. Doch nachgehends gerieth er durch Untreue eines jungen Vetters, dem er eine Ladung für zweymal hundert zwey und zwanzig tausend Livres anvertrauete, und mit selbiger im Morgenlande über eine Million zu gewinnen verhoffte, in großen Verfall, und mußte, entweder um seine Gläubiger zu befriedigen, oder um Geld zu einer neuen Unternehmung aufzubringen, besagtes Gut an den Herrn von Quesne, ältesten Sohn unseres berühmten Seehelden, verkaufen. Hierauf wagte er eine neue Reise, in Hoffnung, den erlittenen Verlust wieder zu ersetzen, starb aber im Heumonate des 1689sten Jahres zu Moscau, in einem Alter von 84 Jahren *z*).

Er hatte die vierzig Jahre über, in welchen er sechs Reisen nach Türkey, Persien und Indien verrichtete, eine große Menge Nachrichten gesammelt: allein bey diesem langwierigen Umgange mit Ausländern war ihm seine eigene Muttersprache dermaßen fremd geworden, daß er seine Reisebeschreibung nicht einmal selbst aufsetzen konnte *a*). Was die Begebenheiten

nen Staaten niedergelassen hätte. Tavernier antwortete ihm, er liebete die Freyheit; worauf ihm Ludwig der XIVte sogleich den Rücken zugewandt.

z) So betriegt sich demnach der Verfasser des Mercure historique, wenn er im Hornung des 16[illegible]sten Jahres meldet, Tavernier sey zur Zeit seines Todes neun und achtzig Jahre alt gewesen.

a) Die erste Ausgabe erschien im 1679sten Jahre zu Paris in zween Quartbänden, und wurde sogleich in Holland in Duodez nachgedrucket. Ein gleiches wiederfuhr auch der Auflage von 1681, die wir gegenwärtig gebrauchen, noch eben in selbigem Jahre. Der dritte Theil kam nach den beyden ersten besonders heraus. In diesem letztern Theile gebt er hauptsächlich über diejenigen los, welche die Geschäffte der holländischen Handlungsgesellschaft verwalten. Unterdessen bringen wir hier eine Stelle bey, aus der so betittelten Defense

Einleitung.

heiten betrifft, die er auf anderer Leute Treue und Glauben erzählet *b*): so kann man mit Baylen zugeben, daß sie mit vielen Erdichtungen vermischt sind, die man ihm als einem leichtgläubigen Manne aufgebunden hatte: allein da ihn übrigens niemand eines Mangels an Redlichkeit oder an gesundem Verstande beschuldiget, so wird sein Zeugniß von solchen Dingen, die er mit eigenen Augen gesehen hatte, durch die Klagen derjenigen, denen gewisse Erzählungen *c*) ziemlich verdrießlich fallen, keinesweges vernichtiget, absonderlich da bereits erwähnter maßen, die Berichte der allerberühmtesten Reisenden, mit den seinigen, in so ferne sie einerley Sache betreffen, allemal übereinstimmen *d*). In der That ist die Leichtgläubigkeit, die man ihm vorwirft, vielmehr ein Merkmaal eines aufrichtigen ehrlichen Gemüthes, das niemanden einigen Betrug zutrauet, weil es selbst dergleichen niemals begeht. Ist dieser Gedanke richtig, so darf man dem Tavernier in allem, was er selbst gesehen oder gehöret hat, um so viel vollkommener trauen, gleichwie man hingegen desto weniger Staat auf dasjenige, was er vom Hörensagen hat, machen darf, und die ganze Beschwerlichkeit besteht nur darinnen, daß man beyderley Begebenheiten genau von einander unterscheide. Kurz, wenn Tavernier ein Betrüger ist; warum hat man denn nicht, gleichwie Bayle saget, „an statt seine Person auf das heftigste zu verunglimpfen, seine Berichte durch bessere Nachrichten widerleget, und die wahre Beschaffenheit der Sache an das Tagelicht ge„bracht

de Samuel Chapuzeau, gegen den Verfasser der berüchtigten Schrift: l'Esprit de Mr. Arnauld genannt, welche jenen dafür, daß er dem Tavernier seine Feder gelehnet hatte, heftig herunter machte. Denn sie enthält einige zu dieser Materie dienliche Erläuterungen. Chapuzeau saget also: „Weil Herr Tavernier nach seiner im „1668sten Jahre erfolgten Heimkunft ein schönes „Vermögen besaß: so fiel ihm ein, er wollte die „Herrschaft Aubonne kaufen. In dieser Absicht „kam er nach Genf, und wohnete eine Zeitlang „in meinem Hause. Unsere alte Freundschaft „wurde bey dieser Gelegenheit erneuert, wiewohl „unter einer sehr beschwerlichen Bedingung, ich „sollte nämlich sein Chaos in Ordnung bringen, „als welchen Namen die durch einander geworfenen Aufsätze von seinen sechs Reisen, darunter „auch einige, von einem seit langer Zeit zu Ispahan lebenden Capuciner, Pater Raphael, erhaltene Nachrichten waren, eurem Ausdrucke „gemäß, mit allem Rechte und in der That verdieneten. Ich hielt ihn ungefähr zwey Jahre, „mit dem Versprechen, ihm meine Feder zu leihen, „auf: allein endlich verlohr er die Geduld; und „als ich einstens meiner Geschäffte wegen nach „Paris kam, so nöthigte er mich endlich durch hohe „Hand dazu, indem ich aus mehr als einer Ursache höchst ungern daran gieng, gleichwie mir „viele gute Freunde das Zeugniß geben können. „Er steckte sich nämlich hinter den ersten Parle„mentspräsidenten von Lamoignon, welcher die „Sache dem Könige vortrug, und mich nachgehends bedeutete: Seine Majestät verlangten die „Reisen des Taverniers im Drucke zu sehen; und „weil dieser Mann sonst niemanden wisse, der „ihm diese Arbeit nach seinem Sinne zu verfertigen, vermöge: so müßte ich ihn nicht länger vergeblich aufhalten. Sowohl Lamoignon als „dessen Sohn, der Herr von Baville, höreten ihm „ungemein gern zu, wenn er etwas von seinen „Reisen erzählete; hierzu kam noch dieser Umstand, „daß der Präsident ein großer Liebhaber von Tulpen war; und Tavernier, nach seinem eigenen „Geständnisse gegen mich, ihm eine gute Anzahl „verehret hatte, folglich er es für seine Schuldigkeit achtete, ihm wieder zu dienen. Wenn Sie „wüßten, mein Herr, was für Verdruß, ja ich „darf wohl sagen Quaal, ich das Jahr über, „da diese verwünschte Arbeit dauerte, von dem „polternden Wesen des Mannes, und von den abgeschmackten Einfällen der Fr., auszustehen hatte: so würden sie mir eine Sache, die ich aus „bloßem Zwange, mit äußerstem Widerwillen „noch dazu ohne den geringsten Nutzen, unternehmen mußte, fürwahr nicht übel nehmen. Ueber „dieses muß ich Ihnen noch folgendes verständlich „machen; als es auf das Capitel von der Holländer ihrer Aufführung in Asien kam, und er den „Aufsatz, so wie er mir denselbigen in lauter Bäurischem Französisch vorgesagt hatte, indem er bey „Nach-

„bracht? Das Allerseltsamste bey der ganzen Sache ist dieses, fahrt besagter Gelehrter „fort, daß sein Hauptwidersacher mit wenig Worten beynahe eben so viel Böses von den „Holländern gesaget hat, als er selbst„ *e*). Einleitung.

Der I Abschnitt.
Erste Reisen des Taverniers.

Seine erste Ausflucht nahm er nach England, wo damals König Jakob der Erste regierete, und sich einen König von Großbrittanien nennen ließ, damit er sowohl die Engländer, als die Schottländer, vermittelst eines ihren beyden gemeinschaftlichen Titels, vergnügen möchte. Aus England segelte er nach Flandern; hier besah er seines Vaters Geburtsstadt, Antwerpen, und reisete hernach in die vereinigten Niederlande, woselbst seine Lust zu reisen nicht wenig angefeuert wurde, als er die große Menge Ausländer, welche aus allen Theilen der Welt nach Amsterdam kommen, erblickte. Tavernier.

Nachdem er die siebenzehn Provinzen besehen hatte: so nahm er seinen Weg nach Deutschland, und gieng über Frankfurt und Augspurg nach Nürnberg. Als nun eben damals viele Völker nach Böhmen zogen, und Prag in Besitz nehmen wollten: so kriegte er Lust, das

 Solda-

„Nachrichten des Capuciners ausgenommen, sonst „nichts geschriebenes hatte, sondern alles aus sei„nem Gedächtnisse nahm, seinen guten Freunden „zeigte: so riethen sie es ihm alle mit einander, „er möchte diese Sache unberühret lassen. Ich „selbst that ein gleiches; indem aber keine Verstel„lung das geringste verfangen wollte: so sagte ich „endlich rund heraus, er möchte sich zu dieser Ar„beit um jemand anders umsehen. Wie wäre es „auch möglich, daß ich meine Gesinnung ohne al„le Ursache und auf eine niederträchtige Weise ver„ändern könnte, nachdem ich der holländischen Na„tion vor etwa zwanzig Jahren in dem ersten Thei„le meines jetztlebenden Europa, aus schuldiger „Dankbarkeit ein so großes und billiges Lob beyge„leget hatte? Weil ich mich also nicht dazu ver„stehen wollte, und wir darüber auf einige Tage „mit einander zerfielen, ja beynahe niemals wie„der gute Freunde geworden wären: so nahm M. „Tavernier seine Zuflucht zu des Präsidenten La„moignon Secretar, dem Herrn de la Cha„pelle. Dieser lehnete ihm seine Feder, und ver„fertigte den dritten Theil der taverniersichen Rei„sebeschreibung, in welchem die Geschichte von „Japon stehet, als ich gar nicht mehr zu Paris, „sondern schon wieder in Genf war. Diese mei„ne Abwesenheit und daß ich mit meinem ganzen „Hause zu der Zeit, als der dritte Theil geschrie„ben und gedruckt wurde, mich zu Genf, keinesweges „aber zu Paris befand, kann ich, wenn es nöthig „seyn sollte, sehr leicht beweisen. S. Defense de „Chapuzeau, a. d. 7 und folg. S. Was man aus der angeführten Stelle folgern kann, ist dieses: daß Chapuzeau mit dem dritten Theile des Taverniers nichts zu thun hatte; unterdessen ob er ihm gleich Unvorsichtigkeit oder Nachgier Schuld giebt, so wirft er ihm doch nirgend vor, daß er mit Unwahrheit umgehe.

b) Zum Beyspiele in seiner Nachricht von Tonquin. Man sehe die Reise des Barons im Xten Theile dieses Werkes.

c) Dem Ansehen nach, hat das Mistrauen gegen den Tavernier wirklich keinen andern Grund, als die Klagen einiger Gelehrten, als zum Beyspiele des Jurieu und einiger andern.

d) Wer den Tavernier des Ausschreibens beschuldiget, der thut ihm bey weitem keinen Schaden, sondern vertheidiget ihn vielmehr gegen die Beschuldigung, als ob er mit Unwahrheit umgehe. Man berufst sich absonderlich auf Hyde, welcher ihm vorwirft, er habe aus einer 1671 gedruckten morgenländischen Reisebeschreibung des Capuciners Paters Gabriel von Chinon, welcher dreyßig Jahre in Persien gelebet hatte, eine sehr lange Stelle ausgeschrieben. Unterdessen aber wird doch niemand vorgeben, diese Stelle wäre erst durch des Taverniers Abschreiben fabelhaft geworden. Hyde de relig. veter. Persar. a. d. 525 und folg. S.

e) Dictionnaire critique T. IV. a. d. 325 S.

Tavernier.

Soldatenleben zu versuchen. Ohnweit Nürnberg traf er einen Reuterobersten, Namens Hans Brenner, an, einen Sohn des Grafen Philipp Brenner, und Statthalter zu Wien. Dieser nahm ihn mit nach Böhmen. Tavernier überläßt aber der Geschichte die Erzählung dieses Krieges, und meldet nur, er sey nach einigen Jahren mit eben diesem Obersten nach Wien gereiset, und von ihm, seinem Oheime, dem Statthalter von Raab, welcher den Titel eines Unterköniges führete, vorgestellet worden. Dieser Statthalter oder Unterkönig nun, machte ihn zu seinem Edelknaben. In Deutschland kann man bis ins fünf und zwanzigste Jahr Edelknabe bleiben, und bekömmt sodann eine Fahne oder Standarte. Als der junge Tavernier fünftehalb Jahre an des Unterköniges Hofe gewesen war: so kam der Herzog von Mantua in die Hauptstadt des deutschen Reiches, und wollte die Angelegenheiten seines Vaters zur Richtigkeit bringen: allein seine Staatsklugheit konnte den gewünschten Ausgang derselbigen nicht zuwege bringen, und der französische Abgesandte M. de Sabran konnte mit denen Vorstellungen, die er zu seinem Vortheile machen mußte, eben so wenig ausrichten. Unterdessen erwählte sich der Unterkönig zu seiner zweyten Gemahlinn eine Schwester des Grafen von Arco und obersten Staatsraths des Herzoges von Mantua, welcher mit seines Herrn Sohne nach Wien gekommen war. Weil nun der Graf nicht umhin konnte, seinen Schwager zu besuchen, so hatte Tavernier während dessen Aufenthaltes zu Raab, die Aufwartung bey ihm. Als der Graf von Arco abreisen wollte: so bath er sich den Tavernier, für die Zeit, die er in Wien bleiben müßte, von dem Unterkönige zu seiner Bedienung aus, weil er niemanden um seine Person habe, der deutsch verstehe. Diese Bitte wurde ihm verwilliget. Tavernier folgete dem Grafen an den kaiserlichen Hof. Er hatte das Glück, daß ihm der Prinz gewogen wurde, und ihm seinen Schutz zu Mantua versprach. Mehr brauchte es nicht, ihm Lust zu einer Reise nach Wälschland zu machen.

Von dem Unterkönige erhielt er die Erlaubniß dazu, und wegen seiner bisherigen treuen Dienste einen gnädigen Abschied, indem er ihm nach deutschem Gebrauche einen Degen, ein Pferd, und ein Paar Pistolen schenkte, wozu noch ein Beutel voll Ducaten kam. M. de Sabran reisete damals nach Venedig, und hatte einen Franzosen nöthig, der Deutsch verstünde. Tavernier both sich an, und wurde nach Venedig mitgenommen. Hier befand sich damals der Graf d'Avaux als französischer Bothschafter. Dieser empfing den Herrn von Sabran mit vieler Hochachtung, und die Republik, welcher an der mantuanischen Sache eben so viel gelegen war, als dem Hause Gonzaga selbst, verehrete ihm acht große Schalen mit eingemachten Früchten, nebst einer goldenen Kette, die er auch auf einige Augenblicke um den Hals hing. Weil damals der Herzog von Rohan nebst seinem ganzen Hause zu Venedig war: so mußte Tavernier der Mademoiselle de Rohan sechs von den besagten Schalen überbringen, welche auch geneigt angenommen wurden. Während seines Aufenthaltes zu Venedig besah er die Merkwürdigkeiten dieser berühmten Stadt, und

Mit

f) Er leget sich selbst folgendes Zeugniß bey: „Wir nöthigten, saget er, die Kaiserlichen, daß sie „die Belagerung aufheben mußten, und es geschah „solches am Weihnachtsabend. Hier muß ich „erwähnen, daß einstens unter achtzehn ausgerichtet „[illegible] wurden, um die Tiefe und Breite eines gewissen Grabens auszukundschaften, den der Feind „nach durchstochenem Damme, zu Vertheidigung „einer uns abgenommenen Schanze, gemachet hatte. Weil nun acht Reuter von unserer Compagnie mit dazu genommen wurden: so erlaubte „der Prinz endlich, daß ich einer von den achten „seyn durfte, wiewohl er sehr ungern daran [illegible] „und mir aus besonderer Gnade insgeheim [illegible] „er sahe zum Voraus, wir würden ein [illegible] „Feuer ausstehen müssen. Es kamen auch [illegible]

[illegible]

weil sie an Lage, Größe, Pracht, Handlung und ungemeinem Zulaufe der Fremden, eine große Ähnlichkeit mit Amsterdam hatte, trug sie zu Vergrößerung seiner Reisebegierde, nicht wenig bey. Tavernier.

Von Venedig gieng er mit dem Herrn von Sabran nach Mantua. Der Prinz bezeugete einiges Vergnügen, ihn wieder zu sehen, und gab ihm die Wahl, ob er lieber eine Fahne, oder eine Stelle unter der Ordonnanzcompagnie des alten Herzoges haben wollte? Tavernier wählete das letztere, weil er lieber unter dem Grafen von Guiche, damaligem Rittmeister dieser Compagnie, und nachmaligem Marschalle von Grammont, als unter einem andern Befehlshaber, dienen wollte. Zwar schickte sich ein langes Verweilen in Mantua nicht wohl zu seiner Begierde nach Reisen. Als aber die Kaiserlichen vor die Stadt rückten: so hätte er sich vor seinem Abschiede gern hervorgethan, und das Glück schaffte ihm Gelegenheit dazu *f*). Einige Zeit hernach gab ihm der Prinz nicht nur seinen Abschied, weil er ihm solchen auf jedesmaliges Begehren zu ertheilen versprochen hatte, sondern auch einen guten Reisepaß nach Venedig. Von da gieng er nach Loretto, von Loretto nach Rom, und von Rom nach Neapel, aus welchem Orte er wiederum über Rom nach Florenz, Pisa, Livorno und Wien reisete. Hernach schiffte er sich nach Marseille ein, und gieng gerades Weges nach Paris: doch hier blieb er nicht lange. Die Lust, Polen zu besehen, trieb ihn durch die Schweiz, wo er die vornehmsten Orte besah, nach Deutschland. Er fuhr den Rhein herab nach Breysach und Straßburg, wendete sich hernach in Schwaben, und kam über Ulm und Augspurg nach München. In dieser Hauptstadt des Herzogthums Bayern sah er den prächtigen Pallast, zu dessen Erbauung Wilhelm der Fünfte den Anfang gemachet, und den sein Sohn Maximilian mitten im Kriege, der ganz Deutschland verheerete, zur Vollkommenheit gebracht hatte. Von da gieng er zum zweytenmale nach Nürnberg und Prag, sodann aus Böhmen nach Schlesien, setzte bey Breslau über die Oder, und begab sich nach Cracau, einer der größten Städte in ganz Europa, oder vielmehr einem Inbegriffe dreyer Städte, und ehemaligen Sitze der polnischen Könige. Hernach nahm er seinen Weg auf Warschau, an der linken Seite der Weichsel, und bewunderte in besagter Stadt den Hof des Königes Sigismund. Von Warschau kehrete er nach Breslau zurück, schlug sich gegen Niederschlesien herab, und wollte einen der vornehmsten Bedienten des kaiserlichen Hauses, mit dem er in guter Freundschaft stund, besuchen. Doch zwo Meilen von Glogau änderte er diesen Vorsatz auf Zureden des Obersten Butlers, eines Schottländers, welcher ein kaiserliches Regiment zu Pferde anführete, und nachgehends den berühmten Wallenstein niederstoßen half. Seine Gemahlinn hatte die Franzosen gern; und weil sie alle beyde dem Tavernier zuredeten, er möchte bey ihnen bleiben, so konnte er dieses freundschaftliche Begehren nicht abschlagen. Unterdessen erfuhr er nach einigem Verweilen bey ihnen, der Kaiser gehe mit seinem Prinzen Ferdinand dem Dritten nach Regenspurg, und wollte ihn daselbst

„uns achtzehn in der That nicht mehr als viere „zurück. Denn als wir uns an dem Damme „zwischen den Binsen hinangeschlichen hatten, und „nun am Rande des Grabens waren: so bewillkommete uns der Feind mit einer so starken Salve, „daß wir nicht wußten, wie uns geschah. Ich „hatte einen zwar leichten aber ungemein gut gehärteten Kuraß aus dem Zeughause mitgenommen, und dieser rettete mir das Leben; denn es „trafen mich zwo Kugeln, eine gerade auf der linken Brust, die andere gleich drunter; und weil sich „das Eisen vom Kürasse einbog, so verursachte mir der „Schuß einige Schmerzen. Als der Graf von Guiche sah, was für ein guter Kuraß dieser war, ließ „er ihn schon auszieren, und behielt ihn selber, wornach ich ihn weiter nicht mehr gesehen habe. Ebend.

Tavernier.

selbst zum römischen Könige krönen lassen. Weil er nun seine böhmische und ungarische Krönung gesehen hatte: so wünschte er auch, diese dritte zu sehen. Er that es, und mußte die Pracht dieser Handlung in der That bewundern.

Doch gefiel ihm nichts so wohl, als die Turniere, auf welchen unterschiedliche junge Herren ihre Geschicklichkeit zeigten. Gegen der Stechbahn über, hatte man zwo Bühnen aufgerichtet. Die größte gehörete für den Kaiser, die Kaiserinn und das gesammte Hofrauenzimmer. Die zweyte schien einer mit vielen Kostbarkeiten angefülleten Juwelierer-bude ähnlich. Einige Kleinodien waren mehr als zehntausend Thaler werth. Sieben bis acht Ritter schlugen sich zusammen, und zeigten mit einem langen Stäbchen, auf das Kleinod, darum sie rennen wollten: der Sieger bekam es umsonst; seine Mitrenner hingegen mußten es den Juwelierern bezahlen. Der erste kaiserliche Minister, Fürst von Eggenberg, stellete es ihm zu, der Ritter steckte es an die Lanzenspitze, und both es der Kaiserinn an. Weil es nun diese nicht annahm: so stund es ihm frey, eine Hofdame damit zu beschenken.

Als die Krönung vorbey war: so erfuhr Tavernier, der Kaiser wollte einen Residenten an die ottomanische Pforte senden. Mehr war nicht nöthig, ihm Lust zur Reise nach Constantinopel zu machen. Die Freygebigkeit des Obersten Butlers hatte ihn mit einem schönen Stücke Geldes versehen. Aber da er sich fertig machte, mit den Deutschen abzureisen, so that ihm der berufene Pater Joseph, welcher in Frankreichs Namen zu Regenspurg war, den Vorschlag, er sollte entweder mit dem Herrn Bachelier, welcher nach Mantua abgeschicket wurde, oder mit dem Abt de Chapes, einem Bruder des Marschalls d'Aumont, und dem Herrn de Saint Liebau, nach Constantinopel und dem gelobten Lande reisen. Dem Tavernier gefielen zwar beyde Vorschläge wohl: doch wählete er den zweyten. Seine beyden Gönner wollten vorher den sächsischen Hof besehen, ehe sie Deutschland verließen. Demnach reiseten sie mit einander durch Freyberg, eine kleine Stadt, wo die prächtigen Grabmaale der Churfürsten sind. Hernach besahen sie das Schloß Augustusburg, wo man nebst andern Seltenheiten, einen Saal zeiget, welcher von oben bis unten, mit nichts anderm als mit einer erstaunlichen Menge Hörner von allerley Thieren ausgezieret ist g). Von hier giengen sie nach Dresden, und wurden von dem Churfürsten gnädig empfangen. Von Dresden kamen sie nach Prag, welche Stadt Tavernier zum drittenmale sah. Sie reiseten mitten durch Böhmen, berühreten eine Ecke von Mähren, und betraten hierauf Oesterreich, in der Absicht, sich ohne langes Verweilen einzuschiffen, weil es bereits frostig zu werden begonnte. Tavernier hatte innerhalb wenigen Jahren so große Erfahrung, und so viele gute Freunde erworben, daß ihm seine Gönner die Vorkehrung ihrer Reiseanstalten überließen, und er wirklich im Stande war, ihnen kräftige Empfehlungsschreiben an den ungarischen Unterkönig, von welchem sie ihre Reisepässe bekommen mußten, zu verschaffen. Bey ihrer Abreise von Wien begegnete man ihnen nicht nur mit aller Höflichkeit, sondern gab ihnen auch zwey Fahrzeuge; eines mit einer Stube, für ihre Personen, und das andere für ihre Küche. Erstlich kamen sie nach Presburg, hernach nach Altenburg, einer dem Grafen von Harrach gehörigen Stadt und Grafschaft. Es war solche zuvor der Wittumsitz einer ungarischen Königinn gewesen, von ihr aber auf dem Todbette dem Grafen geschenket worden, unter der einzigen Bedingung, er sollte jederzeit eine

gewisse

g) Unter andern war ein Hasenkopf mit zwey Hörnern darunter, welchen der König von Dänemark dem Churfürsten, als eine kostbare Seltenheit verehret hatte. Der Brunnen auf dem

Schlosse

gewisse Anzahl Pfauen, die sie ungemein liebete, auf dem Schlosse unterhalten, und wenn dieses nicht geschähe, sollte die Grafschaft der Krone wieder heimfallen. Von Altenburg fuhren unsere drey Reisende nach Siget hinab, wo Tavernier auf einem Nachen nach Raab, welches auch den Namen Javarin trägt, voraus fuhr. Hier fand er den ungarischen Unterkönig, in dessen Diensten er einige Jahre zugebracht hatte, und wurde mit vielem Vergnügen von selbigem aufgenommen. Eben diese gute Zuneigung nebst den Schreiben des wienerischen Hofes, bewogen den Unterkönig, daß er des folgenden Tages den Herren de Chapes und Saint Liebau dreyhundert Reuter und zwo Kutschen entgegen schickte. Sie mußten zehn Tage auf des Bassa zu Ofen Antwort warten, bey welchem der Statthalter zu Comorra durch einen eigenen Bothen um freyen Durchgang für zween französische Edelleute und ihr Gefolge angesuchet hatte. Man hatte sie für Anverwandte des Herrn de Cesy französischen Bothschafters bey der Pforte ausgegeben, und war damit allen Schwierigkeiten zuvor gekommen. Endlich schien der Bassa geneigt zu seyn, sie wohl aufzunehmen. Sie fuhren also nach Comorra, wo ihnen der Statthalter andere Fahrzeuge gab, und sie bis auf den halben Weg nach Ofen führen ließ. Daselbst fanden sie wieder andere von dem Ofner Bassa entgegengeschickte Schiffe für sich. Es sind diese Fahrzeuge eine Art von Brigantinen, wohl bewaffnet, sehr bequem, und leicht; um welcher letztern Ursache willen man durch Rudern geschwind damit fortkömmt. Zwischen Comorra und Ofen, das ist an der Gränze beyder Reiche, werden die beyderseitigen zu Erneurung des Friedens abgeschickten Bothschafter gegen einander ausgewechselt, und muß die Anzahl der Personen auf beyden Seiten allezeit gleich groß seyn *b*).

Tavernier.

Von Wien bis Raab hatten die Franzosen drey Tage auf dem Wasser zugebracht, weil die vielen Krümmen der Donau diesen Weg, den man zu Lande in zwo Stunden endigen kann, gewaltig verlängern. Von Raab gelanget man in einem Tage nach Comorra, und von Comorra beynahe in zween bis nach Ofen. Man reiset von Raab nach Ofen selten zu Lande. Denn man könnte wegen Nähe der Gränze den streifenden Parteyen von einer oder der andern Seite in die Hände fallen, welches gefährlich wäre. Im Sommer kömmt man in weniger als acht Tagen Zeit von Ofen nach Belgrad: allein, damals konnte man wegen der Kälte und des Schnees nicht so geschwind fortrücken, und unsere drey Reisende hatten bis Constantinopel, dahin sie von Belgrad aus, in neun und zwanzig Tagen kamen, beständig dergleichen Wetter. In Ungarn, absonderlich in solchen Städten, dahin selten Ausländer kommen, bezahlet man weder Zeche noch Schlafgeld; sondern der Fremde wird von einem Bürger auf der Stadt Unkosten beherberget und gespeiset; indem der Wirth, wenn das Jahr um ist, das Ausgelegte aus dem gemeinen Pfenniakasten wieder erleget bekömmt. Hingegen meldet Tavernier auch, die Ungarn würden von Ausländern nicht sonderlich überlaufen, und die Lebensmittel wären in ihrem Lande, als einem der besten von ganz Europa, dermaßen wohlfeil, daß zu Belgrad vierzehn Personen den Tag über nicht einmal zween Thaler verzehren konnten.

Ofen liegt an der rechten Seite der Donau, und eine halbe französische Meile vom Flusse. Sobald der Bassa die Ankunft der Franzosen vernahm, so schickte er ihnen seinen Stallmeister entgegen, mit einigen von Sclaven an der Hand geführten Pferden, und ließ sie

Schlosse ist so tief, daß man das Wasser unter einer halben Stunde nicht heraufziehen kann. Ebendaselbst.

b) Es geschah vor Zeiten alle sechs Jahre.

Tavernier.

sie einholen. Unter besagten Sclaven waren zween Pariser, für welche die Herren de Chapes und Saint Liebau bis achthundert Thaler, wiewohl vergeblich, bothen. Es liefen wegen des Bassa Unpäßlichkeit zwölf Tage vorbey, ehe er die drey Reisenden zum Gehöre lassen konnte; unterdessen schickte er ihnen doch alle Morgen einen Schöps, Hüner, Reiß, Butter und Brodt, nebst zwey Zechinen für die übrigen Ausgaben. Hingegen schenkten sie ihm eine Taschenuhr, deren Gehäuse mit Diamanten besetzet war. Der Bassa sah sehr gut aus, empfing sie bey dem Gehöre sehr höflich, und versprach, er wollte sie der Mühe, sich nach einem Fuhrwerke umzusehen, überheben. Er schickte ihnen auch wirklich sechs Caleschen unter der Aufsicht zweener Spahis, welche sie unterweges überall auslösen sollten: allein unsere Reisende bedienten sich dieser Großmüthigkeit nicht.

Bey ihrer Ankunft zu Belgrad, wurden sie in eine alte Caravansera geführet, die ihnen keine sehr bequeme Herberge versprach. Es kamen aber vier Kaufleute aus Ragusa, und verschafften ihnen ein gutes Haus. Die Raguser führen Tuch nach Belgrad und holen dagegen Wachs und Quecksilber ab, welches aus Oberungarn und Siebenbürgen kömmt. So vergnügt Tavernier und seine Reisegefährten mit dem Ofener Bassa gewesen waren, so sehr mußten sie über den Sangiac von Belgrad klagen. Zum Willkommen verlangte er von der Person zweyhundert Ducaten als ein Geschenk für die Erlaubniß des Durchzuges. Doch verminderte er diese Summe, auf Vorstellung der ragusischen Kaufleute, bis den vierten Theil. Allein Tavernier hielt auch dieses noch für übermäßig, sprach also durch den Dollmetscher selbst mit ihm. Anfänglich nun, gebrauchte er alle mögliche Höflichkeit. Als aber diese nichts helfen wollte, so drohete er, einen eigenen Bothen an die Pforte zu schicken, und über dieses unbillige Verfahren gegen zween nahe Anverwandten des französischen Bothschafters Klage zu führen. Hierüber erschrack der Sangiac dermaßen, daß er die ganze Forderung überhaupt auf funfzig Ducaten herabsetzete, die man ihm sodann auch auf der Stelle auszahlete. Die vierzehn Tage über, bis man mit dem Sangiac einig wurde, thaten sich die Franzosen bey dem wohlfeilen Preise der Lebensmittel in Belgrad etwas zu gute. Brodt, Wein, und Fleisch, alles ist vortrefflich, und kostet beynahe gar nichts. Weil die Stadt auf einer Erdspitze und an dem Zusammenflusse zweener großen Ströme, der Donau und der Sau, liegt, so fängt man die größten Karpen und Hechte in erstaunlicher Menge.

Für den Weg nach Adrianopel mußte man sich mit Reutpferden und Wagen versorgen. Weil jedweder Freyheit hatte, zu wählen, was ihm am bequemsten fiel: so nahm Tavernier mit gutem Vorbedachte einen Wagen, worauf er sich ins Stroh stecken, mit einem guten Pelze zudecken, und dergestalt gegen die Kälte verwahren konnte. Man reisete durch Sophia, eine große und volkreiche Stadt, ehemaligen Sitz der alten Bulgaren und dermaligen des Bassa von Romelien: von da kamen sie nach Philippopoli, und Adrianopel. Endlich langten die drey Reisenden am zwey und vierzigsten Tage nach ihrer Abreise aus Wien um acht Uhr des Morgens vor die Thore der Stadt Constantinopel. Sie zogen durch die Stadt und nach Galata. Der französische Bothschafter, bey welchem sie mitten in Paris zu seyn vermeyneten, verschaffte ihnen nicht weit von seinem Hause, bey einem Griechen, eine Wohnung. Die Herren de Chapes und Saint Liebau, ruheten zween Monate in Constantinopel, hielten offene Tafel, und ließen wacker aufgehen. Den Winter über, nahmen sie eine kleine Reise nach den Dardanellen und den Ueberbleibseln von Troja vor, hielten aber, weil sie nichts als Steine daselbst antrafen, die Neubegierigkeit eines Reisen-

der

den, durch ihre Besichtigung für schlecht bezahlet. Hingegen führete sie die Begierde, ein auf französische Weise aufgeputztes Gemach in einem türkischen Pallaste zu sehen, in das Serail zu Scutaret. Zween Verschnittene, welche die Aufsicht darüber hatten, wollten sie lange nicht hinein lassen, und ließen sich theuer genug dafür bezahlen. Gleichwohl war nichts anders da zu sehen, als ein französisches Bette von ziemlich kostbarem Zeuge, Tapeten, und Stühle. Ein anderesmal fuhren sie mit noch mehr guten Freunden auf drey Barken nach Chalcedon, welches am Ufer der See liegt. Man zeigte ihnen eine uralte Kirche, und den Saal, darinnen vor Zeiten die Kirchenversammlung gehalten wurde, nebst eben denselbigen Stühlen, worauf die Väter damals gesessen. Heutiges Tages ist es ein bloßes Kloster. Nachgehends besahen sie die Säule des Pompejus an der Mündung des schwarzen Meeres, und machten eine höchstangenehme Lustreise von einem Serail zum andern, als welchen Namen Tavernier allen Lusthäusern des Großherrn, beyleget. In einem derselbigen fanden sie einen alten französischen Verschnittenen, der ihnen ungemeine Höflichkeit erwies. Tavernier bemerket von dem Ausflusse des schwarzen Meeres weiter nichts, als daß diese Meerenge zween einander gerade entgegen laufende Ströme habe; einer auf der europäischen Seite, welcher das Schiff ins schwarze Meer führet, den andern auf der asiatischen Seite, der sich ins mittelländische Meer ergießt. So oft man also eine Lustreise von Constantinopel nach der Mündung der Enge vornehmen will, hat man sowohl in der Hin- als in der Herfahrt einen Strom zum Vortheile. Tavernier. 1665.

Als der Winter vorbey war, so mietheten die Herren de Chapes, und de Saint Liebau eine Brigantine, und fuhren unter dem Geleite zweener Spahis nach dem Hafen Alexandretta. Tavernier erfuhr nachgehends, sie hätten alle Merkwürdigkeiten des Archipelagi, und der natolischen Küste besichtiget, wären von Alexandretta nach Aleppo von Aleppo an den Euphrat, und sodann zurück nach Damascus, und von Damascus nach Jerusalem gereiset. Er seines Ortes hatte weit wichtigere Reisen im Kopfe, und verweilete beynahe ganzer eilf Monate zu Constantinopel, weil man ihn beständig mit einer anständigen Gelegenheit nach Persien zu reisen, tröstete. Er wußte damals noch nicht, daß alle Jahre fünf bis sechs Caravanen von Barsa dahin abgehen, und er sich nach Belieben zu einer hätte schlagen können. Ja man hatte ihm nicht einmal gesagt, daß öfters nur acht bis zehn Kaufleute in Gesellschaft treten, und die Reise nach Ispahan in aller Sicherheit verrichten. Diese Unwissenheit brachte ihn um viele Zeit. Doch sah er unterdessen den Herrn von Marcheville, bey der Pforte ankommen. Er sollte den Herrn von Cesi ablösen, ja er kam wirklich als französischer Bothschafter zum Gehöre bey dem Großherrn. Allein, weil Cesi nicht Lust hatte, sein Amt nieder zu legen, so machete er dem Neulinge so viele krumme Sprünge, daß, da die Gewogenheit der ottomanischen Pforte gegen ihn noch dazu kam, jener genöthiget wurde, auf eben dem Schiffe, das ihn gebracht hatte, wieder nach Hause zu segeln. Endlich schlug sich Tavernier zu einer schönen und zahlreichen Caravane, welche von Constantinopel nach Ispahan abgieng, und von dieser Zeit beginnet er eigentlich die Geschichte seiner Reisen. Er rechnet ihrer sechs nach Asien. „Ich „habe Zeit genug gehabt, saget er: die Beschaffenheit des Landes und die Gemüthsart der „Einwohner aus dem Grunde kennen zu lernen. In den drey letztern kam ich bis jenseit „des Ganges, und bis in die Insel Java. Innerhalb vierzig Jahren habe ich mehr als „sechzig tausend französische Meilen zu Lande gereiset, indem ich nicht öfter als ein einziges

Tavernier. 1665.

„mal auf dem Weltmeere aus Asien nach Europa zurück geschiffet bin. Demnach habe „ich auf meinen sechs Reisen die ganze Türkey, Persien und ganz Indien, zur Ge„nüge besichtiget, absonderlich aber die berufenen Diamantgruben, dahin noch kein einziger „Europäer vor mir gekommen war i).„

Der II Abschnitt.

Reisen des Taverniers nach Indostan.

Straßen aus Persien nach Indien. Zeit zur Abfahrt von Ormus. Taverniers Methode nützet der Erdbeschreibung. Reise von Surata nach Agra. Caravansera der Begum. Wohlriechender Reiß. Stadt Brampur und ihre Handlung. Trauriges Ende des Statthalters. Indostanische Gasthöfe. Stadt Seronge. Durchsichtige Zeuge für Frauenzimmer. Bosheit eines Elephanten. Paß Gate. Abentheuer mit einer Schlange. Schrecklicher Weg. Stadt Nader. Festung Gwalor. Allerley Flüsse. Unglaubliche Taschenspielerkünste. Sonderbare Begebenheit mit einem Kinde. Ausführung gegen die Affen und Löwen. Er begegnet vielen Fakirs. Lager der Dervis. Rache einer Prinzessinn.

Um die in jedweder Vorrede des gegenwärtigen Werkes angeführete Ordnung zu beobachten, lassen wir die persische Reise weg, und sparen sie in die Sammlung der Reisen zu Lande. Nur bemerken wir zu des Taverniers Ruhme, daß wenige Reisende seyn werden, welche zu der Landbeschreibung dieses großen Landstriches mehr beygetragen hätten, als er, vermittelst der genauen Aufzeichnung der Straßen und Entfernungen, gethan hat. Zwar bemerket er die Straße von Ispahan nach Agra über Candahar mit gleicher Sorgfalt; doch da sie eigentlich zu Persien gehöret, so ist es Zeit, daß wir ihn vorstellen, wie er seine erste Reise endiget, und mit Beschreibung neuer Begebenheiten beschäfftiget ist.

Straßen aus Persien nach Indien.

Wir nehmen demnach voritzt den Tavernier bey seiner Abreise aus Persien, und in völliger Bereitschaft, sich nach Indostan einzuschiffen, vor uns. Vor allen Dingen beschreibt er, als ein geübter Reisender, die Wege, welche dahin führen. Ungeachtet die indianische Gränze, so weit sie an Persien stößt, das ist vom Weltmeere bis an die lange Gebirgkette, welche Asien vom Abend gegen Morgen durchschneidet, und dem Alterthume unter dem Namen des taurischen oder caucasischen Gebirges bekannt war, mehr als vierhundert französische Meilen beträgt: so sind doch weit mehr Straßen aus der Türkey nach Persien, als aus Persien nach Indien, weil zwischen beyden letzteren lauter ungeheure Wüsteneyen voll Sand, und ohne den geringsten Tropfen Wasser anzutreffen sind. Daher hat man von Ispahan nach Agra nicht mehr als zween Wege, einen über Ormus, wo man zu Schiffe geht, den andern über Candahar, welcher beständig zu Lande dahin führet, folglich zu den Sammlungen der Landreisen gehöret.

Zeit zur Abfahrt von Ormus.

Weil nicht alle Jahreszeiten zur Schiffahrt nach Indien bequem fallen: so schiffet man sich nur allein im Winter- und Christmonate, im Jänner, Hornung und Märzen zu Ormus nach Surata, und zu Surata nach Ormus ein, doch mit diesem Unterschiede, daß man die Abreise von Surata nicht viel länger, als bis zu Ende des Hornungs verschiebt, dahingegen man zu Ormus bis zu Ende des Märzens, ja bis auf den 15ten April damit warten kann, weil sodann der Westwind, welcher den Indianern die Regenzeit bringt, zu blasen anfängt. Die ersten vier Monate, regieret erstlich der Nordost, mit welchem man in

fünf-

i) In dem vorigen Theile hat man gezeiget, daß er sich in diesem Stücke irrete.

N° 5



nunfzehn bis zw
Norden, und i
dienlich. Zu f
zu: will man a
man im Märze
den Westwind
Die von
damit sie der pe
nahe an der Mi
ker, weil man
hat, Zoll bezah
indem sie am S
geht man Diu u
vier französische
Tavernier
zum Aufnehmen
ten, von Sura
Neugierigkeit od
zuerst verlangte,
einander, und z
einmal bereisete.
es sey genug, de
wir gezwungen,
Blatte anzusehen
gebenheiten betri
Von den b
renge, die ander
Tavernier
Flecken, Namen
Diesen Tag reise
der aufzuweisen
zehn Cossen. E
le im Umkreise,
Viertheil Meilen
Klippen und Kie
greise wurde be
Von Balor
iesinn heißt, leg
Sie wurde durch
bauet; indem m
und weil dieser
nicht allemal geh

b) Taverniers

funfzehn bis zwanzig Tagen von Surata nach Ormus fährt. Hernach drehet er sich in Norden, und ist sowohl denen, die nach Surata wollen, als denen, die von da ausfahren, dienlich. Zu solcher Zeit bringt man dreyßig bis fünf und dreyßig Tage auf dem Wasser zu: will man aber in vierzehn bis funfzehn Tagen von Ormus nach Surata kommen, so muß man im Märzen, oder in der ersten Hälfte des Aprils zu Schiffe gehen, weil man sodann den Westwind beständig im Rücken hat k). Tavernier. 1665.

Die von Ormus auslaufenden Schiffe halten gegen Mascate auf der arabischen Küste, damit sie der persischen nicht zu nahe kommen; auch die von Surata kommenden, halten sich nahe an der Mündung des Seebusens: aber weder diese noch jene legen bey Mascat vor Anker, weil man dem arabischen Fürsten, welcher den Portugiesen diese Stadt weggenommen hat, Zoll bezahlen muß. Ueber dieses, machet ihre Lage den Zugang sehr beschwerlich, indem sie am Strande, und dreyen Klippen gegenüber liegt. Auf der Fahrt nach Surata, geht man Diu und die Johannesspitze vorbey, und wirft auf der Rhede bey Souali, das ist vier französische Meilen, nordlich, von dem suratischen Flusse, Anker.

Taverniers Methode nützet der Erdbeschreibung.

Tavernier hält sich mit Beschreibung dieser Stadt nicht auf, wohl aber nach seiner zum Aufnehmen der Landbeschreibung sehr nützlichen Gewohnheit, mit Anführung der Straßen, von Surata nach verschiedenen Orten desjenigen Reiches, welches er entweder aus Neugierigkeit oder wegen seiner Geschäffte besichtigte. Von Surata nach Agra, dahin er zuerst verlangte, findet man nicht mehr, als zwo Straßen. Er meldet sie alle beyde nacheinander, und zwar mit desto größerer Zuverläßigkeit, weil er sie nachgehends öfter als einmal bereisete. Allein die Zeit, wenn solches geschah, meldet er nicht, sondern saget, es sey genug, daß die Orte richtig angegeben wären l). Und um dieser Ursache willen sind wir gezwungen, sein letztes Reisejahr, für das laufende der gegenwärtigen Reise, oben am Blatte anzusetzen, wiewohl wir, was seine Beobachtungen, und die von ihm angeführten Begebenheiten betrifft, die Tage eben also, wie er selbst, beybringen wollen.

Reise von Surat nach Agra.

Von den beyden Straßen von Surata nach Agra, geht eine über Brampur und Seronge, die andere über Amadabath.

Tavernier beliebte anfänglich die erste, und legte vierzehn Cossen bis an einen großen Flecken, Namens Barnoly, zurück, wo man vermittelst einer Furth, über einen Fluß setzet. Diesen Tag reisete er durch eine Gegend, welche bald Holzungen, bald Korn und Reißfelder aufzuweisen hatte. Von Barnoly nach Balor, einem andern großen Flecken, waren zehn Cossen. Es liegt selbiger an einem großen Teiche, der beynahe eine französische Meile im Umkreise, neben sich aber eine kleine Festung hat, die schlecht unterhalten wird. Drey Viertheil Meilen, jenseit Balor, muß man durch einen Bach setzen, der wegen seiner vielen Klippen und Kieselsteine, das Fuhrwerk einiger maßen in Gefahr setzet. Diese zweyte Tagereise wurde beynahe gänzlich durch Wälder verrichtet.

Caravansera der Begum.

Von Balor nach Kerkoa, welches auch die Caravansera der Begum oder der Prinzeßinn heißt, legte er fünf Cossen zurück. Es ist diese Caravansera groß und bequem. Sie wurde durch die Großmuth der Begum Saheb, Tochter des Schah Jehan, erbauet; indem man ihr vorstellete, die Tagereise von Balor nach Navapura sey zu groß, und weil dieser Ort an der Landesgränze einiger Rajas liege, welche dem großen Mogol nicht allemal gehorchen, ungeachtet sie seine Lehnleute sind, so kämen wenige Caravanen dahin,

S 2

k) Taverniers Reisen IX Th. a. d. 2 S. l) A. d. 3 u. f. S.

Tavernier. 1665.

hin, denen nicht übel begegnet werde. Zwischen der Caravansera und Navapura setzet man durch zween Flüsse, darunter einer nicht weit von dem letzten Flecken ist.

Wohlriechender Reiß.

Navapura, das man nach zurückgelegten funfzehn Cossen von Kerkoa erreichet, ist ein großer Flecken voll Weber, ungeachtet die hauptsächlichste Handlung in dieser Gegend auf dem Reiße beruhet. Es läuft ein Fluß durch, welcher den Boden vortrefflich machet. Der hiesige Reiß ist nur halb so groß, als der gewöhnliche, wird aber im Kochen unvergleichlich schön weiß, um welcher Ursache willen man ihn sehr hoch hält. Nicht weniger hat er einen Biesamgeruch, und die vornehmen indianischen Herren essen keinen andern. Ja so gar in Persien hält man einen Sack voll dergleichen Reiß, für ein angenehmes Geschenk. Aus dem Flusse, der bey Kerkoa vorbey fließt, und aus den übrigen, durch welche man auf dieser Straße setzen muß, erwächst der bey Surata vorbeyströmende.

Von Navapura rechnet man neun Cossen nach **Nasarbar**; von Nasarbar nach Dolmedan, vierzehn; von Delmedan nach **Senquera**, sieben; und zehn von Senquera nach Tallener, wo man über einen Fluß setzet, der über Baroch nach dem cambaischen Seebusen läuft, und an dem besagten Orte sehr breit ist. Von Tallener nach **Schuper** sind funfzehn Cossen; von Schuper nach **Senquelis** dreyzehn; von Senquelis nach **Nabir** zehn; und von Nabir nach **Badelpur** neun. An diesem letztern Orte bezahlen die mit Waaren beladenen Fuhren den brampurschen Zoll. Das Land steht allenthalben voll Getreyde, Reiß und Indigo.

Stadt Brampur und ihre Handlung.

Brampur liegt nur fünf Cossen von Badelpur, und ist eine große zerstörete Stadt, darinnen die meisten Häuser nur mit Strohe gedecket sind. Mitten auf dem Marktplatze steht noch ein großes Schloß, darinnen der Statthalter wohnet. Die Statthalterschaft dieser Landschaft ist dermaßen ansehnlich, daß sie allemal einem Sohne oder Oheime des Kaisers gegeben wird. Der damals lebende Kaiser, Aurengzeb, hatte bey seines Vaters Lebzeiten lange Zeit zu Brampur regieret: allein Tavernier bemerket, man habe nachgehends die Wichtigkeit der Landschaft und des ehemaligen Königreiches Bengalen eingesehen, und solche zur vornehmsten Statthalterschaft des Reiches gemachet. Die Handlung blühet zu Brampur. Es wird sowohl in der Stadt als in der Gegend eine erstaunliche Menge ungemein feine baumwollene Zeuge gemachet, und solche nach Persien, Türkey, Rußland, Pohlen, Arabien, Cairo und andere Orte verführet. Einige sind mit allerley farbichten Bluhmen gezieret, und dienen zu Schleyern und Schürzen für das Frauenzimmer, zu Bettdecken und Schnupftüchern: andere sind ganz weiß, aber mit einem goldenen oder silbernen Streifen gezieret, welcher das Stück am Rande und beyden Enden einfasset, und einen, bis zwey ja funfzehn Zolle breit ist; das ist, er hat bald eine große bald eine kleine Breite. Es besteht diese Einfassung eigentlich aus einem Gewebe von Seide und Golde oder Silber mit Bluhmen, die auf beyden Seiten gleich schön sind. Hätten diejenigen, die man nach Pohlen führet, woselbst starker Handel damit getrieben wird, an beyden Enden nicht wenigstens einen drey bis vier Zoll breiten goldenen oder silbernen Rand, oder es liefe dieses Gold oder Silber an, wenn es zur See von Surata nach Ormus, und von Trapezunt nach Mangalia oder in einen andern Hafen des schwarzen Meeres gebracht wird: so müßte man sie mit großem Verluste hingeben. Noch andere Zeuge sind strichweise, halb von Baumwolle, halb von Gold und Silber gewebet, und diese Gattung trägt den Namen Ormis. Man findet

zu

m) A. d. 85 S.

sie von funfzehn bis zwanzig Ellen in die Länge, und der Preis ist zuweilen hundert bis hundert funfzig Rupien: allein, die geringsten sind wenigstens zehn oder zwölf Ellen lang. Mit einem Worte, keine einige indianische Landschaft hat solchen Ueberfluß an Baumwolle, als Brampur *m*). Tavernier. 1665.

Bey dem Ausgange aus der Stadt, setzet man über einen Fluß, der jedoch von demjenigen, worüber der Verfasser schon zuvor gesetzt hatte, unterschieden ist. Er zählet hundert zwey und dreyßig Cossen von Surata nach Brampur: sie gehören aber unter die kleinesten in ganz Indien, und brauchet man nicht einmal eine volle Stunde zu einer. Tavernier meldet von einem erstaunlichen Aufruhre, den er auf seiner ersten Rückreise von Agra nach Surata, zu Brampur mit ansah. Der Landesstatthalter war von Mutterseite ein Vetter des Kaisers, und hatte eine strafwürdige Gewogenheit auf einen seiner Edelknaben geworfen. Der junge Mensch widersetzte sich seinem Zumuthen lange Zeit; endlich trug er auf Einrathen seines Bruders, der ein Dervis war, ein großes Messer bey sich: und als ihm der Statthalter einstens mit Gewalt zusetzete, und wegen Beschaffenheit des Ortes, kein anderes Mittel mehr übrig war, so versetzte er ihm einige Stiche damit, davon er auf der Stelle todt blieb. Nachgehends gieng er ohne das geringste Zeichen einer Bestürzung aus dem Gemache hinaus, und die am Thore stehende Wache vermeynte, er habe irgend einige Bothschaft auszurichten. Um nun das schandbare Vorhaben des Statthalters zu entdecken, und ihn dadurch von der Todesstrafe zu befreyen, ergriff sein Bruder, der Dervis, nebst seinen Amtsbrüdern, die um die Moschee gepflanzte Mahometsfahnen, rief: wer ein aufrichtiger Muselmann sey, der sollte ihm folgen; und brachte durch dieses Geschrey in kurzer Zeit den Pöbel in großer Menge zusammen. Mit diesem Gefolge zogen die Dervisen vor die Thore des Pallastes, und schryen aus allen Kräften *n*): „Wir wollen entweder für den Mahomet sterben, oder man soll uns den Schandbuben, den Statthalter, „ausliefern, damit er von den Hunden gefressen werde, weil er keiner Begräbniß unter „Muselmännern würdig ist.„ Die Wache war nicht im Stande, den Aufruhr abzuhalten, und es hätte endlich nach ihren Willen gehen müssen, wenn sich nicht einige Vornehme aus der Stadt ins Mittel geleget, und durch die Vorstellung, man müsse gegen einen Vetter des Kaisers doch gleichwohl einige Ehrerbiethung beweisen, den Lärm gestillet hätten. Gleich die folgende Nacht, wurde die Leiche des Statthalters nebst seinem Harem nach Hofe geschicket; und weil der Kaiser von allen seinen Unterthanen erbet, so vernahm er diese Nachricht, die ihm erstaunliche Reichthümer zusprach, mit aller Gelassenheit, ja er belohnete vielmehr die Tugend des Edelknaben, mit einer kleinen Statthalterschaft im Bengalischen *o*). Trauriges Ende des Statthalters.

Ehe der Verfasser seinen Weg weiter fortsetzet, erinnert er, man müsse sich alle Orte, deren Namen auf Sera ausgehen, als einen großen mit einer Mauer oder einem Zaun umschlossenen Bezirk vorstellen, in welchem funfzig bis sechzig mit Strohe gedeckete Hütten im Kreise herum stehen. Diese Gattung von Herbergen ist weit schlechter, als die persianischen Caravanseras; man findet einige Männer und Weiber darinnen, welche Mehl, Reiß, Butter und Gemüsekräuter verkaufen, auch den Reisenden ihr Brodt backen, und ihren Reiß kochen. Gleichfalls reinigen sie die Hütte, die jedweder nach seinem Belieben aussuchet, setzen ein kleines Gurtbette hinein, darauf man seine Matratze wirft, als welche man bey sich haben muß, wofern man nicht reich genug ist, ein Gezelt mitzuführen. Ist ein Indostanische Gasthöfe.

n) A. d. 40 S. *o*) Ebendaselbst.

Tavernier. 1665. Muhammedaner mit unter der Reisegesellschaft, so holet er aus dem nächsten Flecken oder Dorfe, Schöpsen und Hühner, und giebt für den ausgelegten Preis, gern davon ab.

Seronge. Tavernier nennet hier auf zwanzig Orte *p*), von Brampur bis nach Seronge, doch ohne sie zu beschreiben, noch sonst etwas von ihnen zu melden; nur saget er, zu Andy setze man über einen Fluß, der zwischen Banaron und Patna in den Ganges falle. Seronge beschreibt er als eine große von Benjanen bewohnte Stadt, welche meistens vom Vater auf den Sohn Handwerksleute sind, und deswegen Häuser von Bruch- und Ziegelsteinen bauen. Es wird daselbst starke Handlung mit den so genannten Chites oder gemalten Zeugen getrieben, darein sich in Türken und Persien alle gemeine Leute kleiden, und die anderswo zu Bettdecken und Tafeltüchern gebrauchet werden. Zwar werden dergleichen Zeuge auch anderswo als zu Seronge verfertiget: allein die Farbe ist nicht so lebhaft, geht auch vom Waschen aus, da hingegen die dasigen in jedweder Wäsche schöner werden. Diese lebhafte Farbe wird dem Wasser des durch die Stadt fließenden Flusses zugeschrieben. Währender Regenzeit, we[illegible] vie[illegible]onate lang dauert, drucken die Handwerksleute ihre Zeuge nach Anweisung de[illegible] die sie von den ausländischen Kaufleuten dazu erhalten: und so bald der Regen aufhöre[illegible] sie dieselbigen ohne Verzug im Flusse *q*); denn je trüber sein Wasser ist, desto heller un[illegible]auerh[illegible]er wird die Farbe. Man verfertiget auch zu Seronge eine Art von Flor, oder so feinem baumwollenen Zeuge, daß die Haut eben so gut durch selbige zu sehen ist, als ob man gar nichts am Leibe hätte. Kein Kaufmann darf dergleichen aus dem Lande führen; sondern der Statthalter nimmt sie alle mit einander für das kaiserliche Serail, und die vornehmsten Herren des Hofes. Die Sultaninnen und mogolischen Frauen machen sich Hemden und Röcke daraus, weil der Kaiser und die Großen des Hofes ihre Freude daran haben, wenn sie bey großer Hitze darinnen herum gehen *r*).

Durchsichtige Zeuge für Frauenzimmer.

Die hundert und eine Cossen, welche der Verfasser von Brampur nach Seronge zurück legte, kamen ihm weit größer vor, als die von Surata nach Brampur. Er brauchte mit seinem Fuhrwerke nicht mehr als fünf viertel Stunden zu einer einzigen. Er reisete ganze Tage lang durch fruchtbare, und der Landschaft Beausse sehr ähnliche Gegenden. Wälder sah er wenig, hingegen die Dörfer lagen sehr nahe beysammen *s*). Der Reisende kann stille halten, wenn er will; und den ganzen Weg mit aller Bequemlichkeit zurück legen.

Callabas ist ein großer Flecken, und ehemaliger Sitz eines dem Mogol zinsbaren Raja. Alle Caravanen, die durch sein Gebieth zogen, wurden entweder bestohlen, oder sonst mit übermäßigen Zöllen gequälet. Aber, als Aurengzeb den Thron bestieg, so ließ er diesem

p) Diese Orte würden in dem Texte selbst, einen schlechten Aufzug machen, allein weglassen dürfen wir sie dieserwegen nicht. Von Brampur bis nach Piombisera legte der Verfasser fünf Cossen zurück.
Drey von Piombisera bis nach Pander.
Sechs von Pender nach Balki Sera.
Fünfe von Balki Sera nach Nerelki Sera.
Fünfe von Nerelki Sera nach Cusemba.
Fünfe von Cusemba nach Schenipur.
Achte von Schenipur nach Schacua.
Achte von Schacua nach Bischola.
Viere von Bischola nach Andy.
Viere von Andy nach Onkenas.
Fünfe von Onkenas nach Tikeri.
Fünfe von Tikeri nach Toolmeden.
Viere von Toolmeden nach Nova Sera
Viere von Nova Sera nach Ischavur.
Fünfe von Ischavur nach Signor.
Drey von Signor nach Schekapur.
Drey von Schekapur nach Durâh.
Drey von Durâh nach Aterkâra.

Tavernier. 1665.

diesem Peiniger der Reisenden nebst einer grossen Anzahl seiner Unterthanen die Köpfe wegschlagen. Man bauete hernach unweit des Fleckens, gleich an der Landstraße einige Thürme mit vielen Fenstern auf, und stellete diese Köpfe, je einen zwey Schuh weit vom andern hinein. Im 1665sten Jahre, das ist, bey der letzten Reise des Taverniers mußte diese Hinrichtung erst seit kurzem vorgegangen seyn, weil die Köpfe noch ganz waren, und einen heftigen Gestank von sich gaben t).

Bosheit eines Elephanten.

Collasar ist eine kleine von Heiden bewohnte Stadt. Als Tavernier auf seiner letzten Reise dahin kam: so brachte man acht schwere Stücke hinein, davon einige acht und vierzig, die andern sechs und dreyßig Pfund schossen, und jedes von vier und zwanzig Paar Ochsen gezogen wurde. Hinter dem Geschütze gieng ein Elephant, der es mit dem Rüssel fortschieben half, wenn die Ochsen wegen allzu schlimmen Weges nicht allein damit fortkommen konnten. Nun stehen außen vor der Stadt sehr viele große Bäume, die man Manguis nennet, an der Landstraße, und zwischen ihnen, hier und dort kleine Pagoden, mit einem Götzenbilde vor der Thüre. So oft nun der Elephant vor einer solchen Pagode vorbey gieng, ergriff er das Bild mit seinem Rüssel, und schleuderte es mit solcher Gewalt, wer weis wie weit davon, daß es nothwendig zerbrechen mußte. Nach allem Vermuthen mußte ihn der Muhammedaner, der ihn regierete, durch irgend ein Zeichen dazu angereizet haben: allein die Benjanen schienen sehr betrübt über diesen unhöfli[chen] Scherz zu seyn. Gleichwohl hatten sie das Herz nicht, sich zu regen, indem die den S[tü]cken [bey]gegebene Bedeckung von zwey tausend Mann, mit Ausnahme der Constabler, welche [Fr]anken, das ist: Franzosen, Engländer und Holländer waren, aus lauter Muham[meda]nern bestund. Der Kaiser schickte dieses Geschütz nach Decan zu seinem Heere, dam[it es] den beschriebenen Aufrührer Sevagy, welcher das Jahr zuvor Surata ausgeplündert ha[tt]e, bekriegete u).

Paß Gate.

Die Gate ist eine enge Straße durch das Gebirge, eine [hal]be Vierthel Meile lang, und führet Berg ab nach Agra. Bey dem Eingange sieht man noch die Steinhaufen von zwey bis drey Schlössern. Der Weg selber ist dermaßen enge, daß schwerlich zween oder drey Wägen neben einander darauf fort kommen könnten. Kömmt man von Mittage her, als zum Beyspiele von Surata, Goa, Visapur, Golkonda, Masulipatan, und vielen andern Orten mehr, so ist dieser gefährliche Weg nicht zu vermeiden, es sey dann, man reise über Amadabath. Vor Zeiten war er an jedwedem Ende mit einem Thore verschlossen, es ist auch das an dem Ende gegen Agra befindliche noch itzt mit einigen Benjanenhäusern besetzet, da man Mehl, Butter, Reiß und Gemüse kaufen kann. Als Tavernier an diesem Orte auf die Fuhren wartete, weil man in besagtem Wege absteigen muß: so wurde

Abentheuer mit einer Schlange.

Viere von Aterkåra nach Telor.
Drey von Telor nach Sankôra.
Zwölf von Sankôra nach Seronge.

q) Ebendaselbst a. d. 32 S.

r) Sie tanzen in diesen Hemden: daher es denn vermuthlich kömmt, daß Rhoe und Mandelslob sagen, sie tanzten nackend.

s) Von Seronge nach Magalki Sera rechnet man sechs Cossen.

Zwey von Magalki Sera nach Polki Sera.
Drey von Polki Sera nach Kasariki Sera.
Sechs von Kasariki Sera nach Chadolki Sera.
Sechs von Chadolki Sera nach Callabas.
Sechs von Callabas nach Akmat.
Achte von Akmat nach Collasar.
Sechs von Collasar nach Gansel.
Viere von Gansel nach Dongry.
Drey von Dongry nach Gate.

t) A. d. 33 S.

u) Man sehe die erstern Reisen im Xten Theile.

Tavernier. 1665.

wurde er eines fürchterlichen Anblickes gewahr. Nicht weit davon stund ein Haus, darinnen die Benjanen ihren Vorrath an Getreyde und Reiß verwahreten. Als nun eine Frau etwas herausholen wollte: so wurde sie von einer dreyzehn bis vierzehn Schuh langen, und nach Verhältniß dicken, Schlange, die hinter den Säcken lag, gebissen. Sie kam mit großem Zetergeschreye zurück. Man band ihr zwar den Arm oberhalb des Bisses, in Hoffnung, das Gift zu hemmen: allein sie geschwoll gleich im Gesichte, bekam blaue und gelbe Flecken darinnen, und starb ehe eine Stunde verlief. Als alle Anwesende noch voll Bestürzung über diesen kläglichen Zufall waren, kamen vier berittene Rasbuten *x*) dazu, welche Leute man für die streitbaresten unter allen Indianern hält, gleichwie sie denn, ungeachtet sie übrigens Benjanen sind, kein Bedenken tragen, ihren Feind sowohl im Angriffe, als in der Vertheidigung zu tödten. Diese drangen mit dem Säbel und der Lanze in der Hand, sogleich in das Vorrathshaus hinein. Tavernier hatte zwar nicht Lust, dem Kampfe zuzusehen: doch sah er sie mit Siege heraus kommen. Die Schlange wurde vor das Dorf hinausgeworfen; und weil im Augenblicke ein ganzer Schwarm Raubvögel bey der Hand war, so sah man in kurzer Zeit nichts mehr von ihr.

Schrecklicher Weg.

Weil der Fluß, welcher unten an der Gate vorbey läuft, von dem Regenwasser ungemein aufgeschwollen war: so mußte der Verfasser zween Tage an diesem Orte liegen bleiben, und warten, bis er durch die Furth setzen konnte. Denn sonst muß man die Wägen nicht nur abladen, sondern wohl gar aus einander nehmen, und dergestalt alles zu Schiffe bringen. Es erstrecket sich dieser Weg auf eine halbe Meile weit, ist voll großer Klippen, und läuft zwischen dem Berge und dem Flusse so schmahl dahin, daß man sich nichts gefährlicheres vorstellen kann. Zwar fehlet es den dasigen Einwohnern weder an Steinen noch am Holze, zu Erbauung einer Brücke: allein sie finden mehr Vortheil dabey, wenn sie den Reisenden auf andere Weise dienen. Vier Cossen von der Gate findet man Nader *y*), eine große, auf dem Abschusse eines Berges liegende Stadt. Oben auf dem Gipfel steht die Festung, wiewohl der ganze Berg, weil er mit Mauern umgeben ist, eine Festung vorstellet. Bey der Stadt sind viele große, und vor Zeiten mit Werkstücken ausgefüttert gewesene Teiche, an denen man aber die Unterhaltungskosten gesparet hat. Hingegen wendet man desto größere Sorgfalt auf einige schöne, und eine französische Meile davon befindliche Grabmaale. Eben derjenige Fluß, über den man den Tag zuvor gesetzet hat, und darüber man vier bis fünf Cossen dießseits von Nader noch einmal setzen muß, umgiebt die Stadt und den Berg auf dreyen Seiten, machet folglich eine Halbinsel daraus, und fällt endlich, nachdem er sich lange genug durch das Land geschlungen hat, in den Ganges. Man verfertiget zu Nader schöne ausgenähete Decken, sowohl weiße, als mit goldenen, silbernen und seidenen Blumen gestickte.

Nader, eine große Stadt und Halbinsel.

Festung Gwaler Staatsgefängniß.

Gwalor ist eine kleine schlechtgebauete, und von einem durchlaufenden Flusse in zwey Theile unterschiedene Stadt. Gegen Westen liegt sie an einem Berge, welcher von einer Mauer

x) A. d. 34 S.

y) Vier Cossen von der Gate nach Nader.
Neune von Nader nach Barki Sera.
Drey von Barki Sera nach Try.
Drey von Try nach Gwalkor.
Drey von Gwalkor nach Paterki Sera.
Zehne von Paterki Sera nach Quarinadi.
Sechs von Quarinadi nach Dolpur.
Sechs von Dolpur nach Minaski Sera.
Achte von Minaski Sera an die Brücke bey Chaulkapur.
Vier von der Brücke bey Chaulkapur nach Agra.

z) A. d. 36 S.

Mauer mit vielen Thürmen umschlossen wird. In diesem Bezirke sind einige Teiche, welche das Regenwasser füllet; man bauet auch gewöhnlicher Weise so viel Getreyde darinnen, als die Besatzung zu ihrem Unterhalte bedarf; daher rechnet man diese Festung mit unter die besten von ganz Indien. Gegen Nordwest liegt ein von Schah Jehan erbauetes Haus auf dem Abschusse des Berges. Es dienet statt eines Schlosses, weil man die ganze Stadt daraus bestreichen kann. Tavernier verwunderte sich gewaltig, als er unterhalb dieses Gebäudes einige halberhabene Teufelsgestalten in den Felsen eingehauen sah. Insonderheit war eine darunter außerordentlich groß. Seit dem die Mogolen Herren dieser Gegend sind, ist Gwalor gleichsam das Staatsgefängniß geworden. Weil sich Schah Jehan bloß durch seine Kunstgriffe auf den Thron geschwungen hatte: so nahm er nach und nach alle Prinzen und Vornehme, denen er wegen ihrer Macht oder Gemüthsart wenig Gutes zutrauete, beym Kopfe, und schickte sie nach Gwalor. Unterdessen ließ er ihnen doch das Leben und den Genuß ihres Vermögens; dahingegen Aurengzeb seine Gefangenen nur zu dem Ende dahin schickte, damit er sie nach weniger Zeit mit Gifte hinrichten konnte, sogar sein jüngster Bruder Morat Badke fand sein Lebensende an diesem Orte. Man hat ihm ein prächtiges Grabmaal in der Stadt aufgerichtet, und zu diesem Ende eine Moschee erbauet, die einen großen mit Schwibbogen und Kaufmannsbuden rund eingefasseten Bezirk um sich hat. Der indianische Gebrauch bringt es also mit sich, daß man bey jedwedem öffentlichen Gebäude einen Marktplatz, und eine Stiftung für die Armen anleget z). Tavernier. 1665.

Fünf Meilen von Gwalor setzet man durch den Fluß Lantkeh, und bey Paterki Sera über den Quarmadi, aber vermittelst einer Brücke von sechs Schwibbogen. Ueber den Chamelnadi, den man bey Dolpar antrifft, fährt man in einem Schiffe. Er fällt zwischen Agra und Halabas in den Gemena. Der Sagunadi zwischen Minaski Sera und Agra, hat eine sehr lange von Werkstücken gebauete Brücke, welche den Namen Jaulkapur trägt. Nach des Verfassers Rechnung zählet man von Seronge nach Agra hundert und sechs Cossen a). Allerley Flüsse.

Es wäre unnöthig, die Straße über Amadabath, welche bereits aus dem Mandelslo beygebracht worden ist, auch aus Taverniers Buche hieher zu setzen, wofern der letztere nicht die Entfernungen dazu setzte, auch manche von jenem nicht angeführete Orte erwähnete, woraus man doch wenigstens eine nützliche Anmerkung machen kann b). Ob er gleich die Zeit nicht meldet, wenn er diese Reise that: so mischet er doch eines und das andere unter seine Nachrichten, was Mandelslo nicht beobachtet hatte, gleichwohl aber werth ist, daß man es hier anführe.

Bey seiner Durchreise durch Baroche nahm er seine Einkehr bey den Engländern; indem sie ein sehr schönes Kaufhaus in dieser Stadt besitzen. Weil nun einige indianische Taschenspieler sich anerbothen, der Gesellschaft eine Zeitkürzung zu machen: so wollte er doch sehen, wie weit ihre Künste giengen. Erstlich nun, zündeten sie ein grosses Feuer an, ließen Unglaubliche Taschenspielerkünste der Indianer

a) Zählet man die hundert und zwey Cossen von Surata nach Brampur, und die hundert und eine von Brampur nach Seronge noch dazu: so beträgt der Weg von Surata nach Agra in allem drey hundert und neun Cossen.

b) Von Surata nach Baroche rechnet man zwey und zwanzig Cossen.
Zwey und zwanzig von Baroche nach Brodra.
Achtzehn von Brodra nach Neriad.
Zwanzig von Neriad nach Amadabad.
Dreyzehn von Amadabad nach Panser.
Vierzehn von Panser nach Masana.
Vierzehn von Masana nach Chirpur.
Zwölf von Chirpur nach Balampur.

Tavernier. 1665.

ßen einige Ketten darinnen glühend werden, und wunden sie hernach ohne die geringste Beschädigung um ihren bloßen Leib herum; hernach steckten sie ein Stäbchen in die Erde, und fragten: was für Früchte es tragen solle? Man verlangte Mangues. Hierauf deckete einer von den Gauklern ein großes Tuch über sich, und bückete sich fünf bis sechsmal auf die Erde nieder. Weil Tavernier gern gewußt hätte, wie es mit dieser Sache zugehe: so wählete er eine Stelle, da er des Kerls Vornehmen durch eine Oeffnung des Tuches beobachten konnte: allein, seine Erzählung scheint ein starkes Vertrauen auf das Zeugniß seiner Augen zu erfordern *c*).

Auf der kleinen Reise, die er fünf oder sechs Cossen weit seitwärts nach Cambaja machte, beobachtete er nichts, was Mandelslo nicht ebenfalls beschrieben hätte; aber bey der Rückreise kam er durch ein von besagter Stadt drey Cossen weit entferneres Dorf, worinnen eine Pagode steht, dahin die meisten Tänzerinnen aus ganz Indien ihre Geschenke bringen. Sie ist voll nackender Bilder, und sah der Verfasser absonderlich ein großes, das er für den Apollo hielt, in einer sehr unehrbaren Stellung. Die alten Tänzerinnen, die in ihrer Jugend etwas gesammelt haben, kaufen junge Sclavinnen, und lehren sie alle zu ihrem Handwerke nöthige Künste. Sobald diese Mägdchen eilf bis zwölf Jahre alt sind, werden sie von ihren Gebietherinnen in die Pagode geführet, und dem Bilde vorgestellet, welches sie für ein großes Glück halten *d*). Dieser schändliche Tempel steht sechs Cossen von Chid Abad, wo Mandelslo einen schönen Garten des Mogols besichtigte.

Sonderbare Begebenheit mit einem Kinde.

Bey Gelegenheit des Flusses bey Amadabath, der keine Brücke hat, sondern darüber die Bauern mit Hülfe eines aufgeblasenen und zwischen der Brust und dem Bauche an den Leib gebundenen Bockfelles schwimmen, saget er, wenn sie ihre Kinder mitnehmen wollten, so setzeten sie dieselbigen in irrdene Töpfe mit einem vier Zoll hohen Rande, und stießen solche vor sich her. Damals nun, als er in besagter Stadt war, sey einstens ein Bauer mit seiner Frau und einem zweyjährigen Kinde übergeschwommen, welches letztere er in einen solchen Topf setzete, also daß nichts als der Kopf von ihm zu sehen gewesen. Mitten in dem Flusse fanden sie eine kleine Sandbank, und auf solcher einen vom Wasser darauf geschwemmeten großen Baum: sie trieben also ihren Topf darauf zu, damit sie ein wenig ausruhen möchten. Wie sie aber an den Baum kamen, dessen Stamm etwas über dem Wasser heraustragete: so schoß eine Schlange zwischen den Wurzeln heraus, und in den Topf hinein. Vater und Mutter ließen vor Schrecken den Topf fahren, und ehe sie sich wieder besinnen konn-

Eilf von Balampur nach Antivar.
Siebenzehn von Antivar nach Bargant.
Funfzehn von Bargant nach Bimal.
Funfzehn von Bimal nach Modra.
Zehn von Modra nach Chalaur.
Zehn von Chalaur nach Cantap.
Funfzehn von Cantap nach Setlana.
Vierzehn von Setlana nach Palavaseny.
Eilf von Palavaseny nach Pipars.
Eilfe von Pipars nach Mirda.
Zwölf von Mirda nach Boronda.
Achtzehn von Boronda nach Coetschiel.
Vierzehn von Coetschiel nach Bandar Sonnery.
Sechzehn von Bandar Sonner nach Ladona.
Zwölfe von Ladona, einer Stadt, nach Chasub.
Siebenzehn von Chasub nach Nuali.
Neunzehn von Nuali nach Hindu.
Zehn von Hindu nach Baniana.
Vierzehn von Baniana nach Wettapur, einer uralten Stadt, da man Tapeten von Wolle machet.
Zwölfe von Wettapur nach Agra; alles zusammen beträgt für die Länge dieser Straße von Surata nach Agra, vier hundert und funfzehn Cossen. Gemeiniglich bringt man fünf

konnten, hatte ihn der Strom des Wassers wohl zwo Meilen weit weg, und bis an einen Ort geführet, wo ein Banian mit seiner Frau und seinem Kinde eben im Begriffe waren, sich nach ihrer Gewohnheit vor der Mahlzeit zu waschen. Diese sahen den Topf schon von weitem daher schwimmen, und das Kind mit dem halben Kopfe oben heraus sehen. Der Banian machte sich gleich in das Wasser, und trieb ihn nach dem Ufer; seine Frau eilete nebst ihrem Kinde gleichfalls herbey, und wollte dem andern aus seinem Topfe helfen: allein die Schlange, welche diesem letztern nicht das geringste Leid zugefüget hatte, schoß wie der Blitz auf des Benjanen Kind los, schlang sich etlichemal um seinen Leib herum, und biß es auf der Stelle todt. Beyde Eltern sahen nach ihrer abergläubischen Einfalt diesen Zufall für eine geheime Verordnung des Himmels an, welcher ihnen ihr Kind habe wegnehmen, und ein anderes dafür geben wollen. Unterdessen breitete sich das Gerücht von dieser seltsamen Begebenheit in der ganzen Gegend aus. Die leiblichen Eltern des Kindes bekamen gleichfalls Nachricht davon, und wollten es wieder haben; hierüber entstund ein heftiger Streit, der endlich des Kaisers eigenem Ausspruche heimgestellet wurde, und zu Folge desselbigen bekamen die rechten Eltern ihr Kind wieder e). Tavernier. 1665.

Tavernier bringt zwar noch mehr Geschichte bey, die man ihm in eben dieser Stadt erzählete: allein die Liebe zur Wahrheit heißt uns unter dem, was er mit eigenen Augen sah, und was er auf anderer Leute Treu und Glauben erzählet, einen billigen Unterschied machen. Er bestätiget des Mandelslo Bericht von der gewaltigen Menge Affen, die man auf diesem Wege antrifft, und daß es allemal gefährlich sey, sie zu reizen. Einstens schoß ein Engländer einen todt, es kamen aber im Augenblicke wohl sechzig andere von den Bäumen herab, fielen über ihn her, und hätten ihn erwürget, wenn ihn seine vielen Bedienten nicht noch mit Mühe gerettet hätten. Affen muß man nicht erzürnen. Zu Chitpur, einer feinen Stadt, die ihren Namen von dem Handel mit gemaleten baumwollenen Zeugen oder so genannten Chiten hat, sah Tavernier einige Löwen, die man zahm machen wollte, auf den Marktplatz führen. Wie man die Löwen zahm machet. Die Indianer fangen es damit auf eine sonderbare Weise an. Man bindet die Löwen mit den Hinterfüßen an fest eingeschlagene Pfähle, je einen zwölf Schritte weit von dem andern. Um den Hals leget man ihnen ebenfalls einen Strick, den aber der Meister in der Hand behält. Die Pfähle stehen alle in gerader Linie neben einander, und zwanzig Schritte weit davon spannet man ein Seil aus, das so lang ist als der Raum, in welchem sich die Löwen befinden, und was den Zuschauern statt der Schranken dienet; denn weiter kön-

 nen

fünf und dreyßig bis vierzig Tage damit zu. Ebendas. a. d. 51 und vorherg. S.

c) „Ich nahm wahr, saget er: daß der Kerl „sich mit einem Scheermesser unter der Achsel ins „Fleisch schnitt, und das hölzerne Stäbchen mit „dem Blute rieb. So oft er sich nun in die Hö„he richtete, wuchs selbiges zusehends; bey dem „drittenmale trieb es Aeste und Knospen. Bey „dem vierten schwoll en die Blätter aus, bey dem „fünften blühete es. Ein dabey anwesender engli„scher Prediger hatte es gleich anfänglich für un„erlaubt gehalten, daß Christen einem solchen „Schauspiele beywohnen sollten. Als er nun nach„gehends sah, daß diese Leute innerhalb einer „kleinen halben Stunde aus einem ganz dürren „Stäbchen, ein Bäumchen vier bis fünf Schuh „hoch, auch so voll Blätter und Blüthen, als es „immermehr zur Frühlingszeit haben könnte, zu„wege brachten, wollte er es entzwey brechen, und „sagte rund heraus: er werde diejenigen, welche „dergleichen Dinge länger ansehen würden, nim„mermehr zum heiligen Abendmahle lassen. Die„ses nöthigte diese Engländer, die Gaukler mit „einem Geschenke von zehn bis zwölf Thalern ab„zufertigen, damit sie sehr vergnügt waren.„ Ebendaselbst a. d. 37 und 38 S.

d) Ebendaselbst a. d. 39 S.

e) A. d. 42 und vorherg. S.

Tavernier. 1665.

nen die Thiere wegen der Seile an den Hinterfüßen nicht kommen. Das herbeylaufende Volk wirft mit kleinen Steinen oder Holzstückchen nach dem Löwen, und dieser springt auf seine Beleidiger los, wird aber von dem Meister mit seinem in der Hand habenden Seile wieder an seinen Pfahl zurück gezogen. Dergestalt wird er unvermerkt ganz zahm, und der Verfasser sah diese Uebung zu Chitpur mit an, ohne aus seinem Wagen zu steigen f).

Er trifft viele Fakirs an.

Den folgenden Tag genoß er einer andern Zeitkürzung, als ihm ein Haufen Fakirs, oder muhammedanische Dervisen begegnete. Er zählete sieben und funfzig dieser Kerl, und war ihr Oberhaupt, oder Anführer, ehemals Großstallmeister bey dem Kaiser Jehan Guir gewesen; nachgehends aber, als dieser Monarch seinen Enkel erdrosseln ließ, des Hoflebens überdrüßig geworden. Vier andere, und im Range gleich nach ihm folgende Fakirs hatten gleichfalls wichtige Stellen am Hofe bekleidet. Die Kleidung dieser fünf Vornehmen bestund in einigen Ellen pommeranzenfarbigem Cattune, den sie wie eine Leibbinde um sich banden, den Zipfel zwischen den Beinen durchzogen, und hinten bis an den Rücken aufsteckten. Ueber die Schultern hing eine unter dem Kinne zugesteckte Tiegerhaut. Vor ihnen her wurden acht schöne Handpferde geführet; drey davon hatten Zäume und Sättel mit Goldbleche beschlagen, die fünf übrigen aber nur mit Silberbleche, doch war über jeden Sattel eine Leopardenhaut gedecket. Die gemeinen Dervise hatten am ganzen Leibe weiter nichts, das man für ein Kleidungsstück ausgeben könnte, als einen Strick, den sie statt eines Gürtels um die Hüften, und an solchem zum Behufe der Ehrbarkeit ein kleines Läppchen Cattun trugen. Die Haare hatten sie in Zöpfe geflochten, um den Kopf gewunden, und sich dergestalt so etwas wie einen Turban daraus gemachet. Doch waren sie bewaffnet, und zwar meistens mit Bogen und Pfeilen; so hatten auch einige unter ihnen Schießgewehr, andere aber halbe Piquen, nebst einem in Europa gänzlich unbekannten Gewehre, welches nach des Verfassers Beschreibung in einem schneidenden eisernen Reifen, in Gestalt eines Schüsselrandes, besteht. Dergleichen tragen sie acht bis zehen um den Hals wie etwa einen Kragen. Wollen sie sich damit wehren, so nehmen sie einen herab, und werfen ihn, wie wir etwa mit einem Teller thun möchten; aber mit solcher Gewalt auf ihren Feind los, daß sie ihm den Leib beynahe in zwo Stücke theilen g). Jedweder Dervis hatte überdieses eine Gattung von Hüfthorne bey sich, um denen Orten, wohin sie kamen, ihre Ankunft zu vermelden, nebst noch einem eisernen Geräthe in Gestalt einer Mauerkelle. Dieses Werkzeug führen die Indianer auf ihren Reisen gemeiniglich bey sich, befratzen und reinigen den Erdboden an der Stelle, darauf sie sich niederlassen wollen, damit, und legen sich hernach auf das zusammen gekratzte Gestäube, als auf ein Unterbette, damit sie desto sanfter ruhen. Drey von diesen Dervisen trugen lange Stoßdegen, und hatten sie vermuthlich von den Portugiesen oder Engländern gekauft. Ihr Geräth bestund aus vier Kisten voll arabischer und persianischer Bücher, nebst einigem Küchengeschirre. Den Nachzug machte ein Dutzend Ochsen, auf welchen man die Kranken oder Schwachen fortschaffete.

Unbekanntes Gewehr derselben.

Lager der Dervis.

Als dieser Mönchsschwarm an den Ort kam, wo Tavernier mit funfzig Personen, die er theils zur Begleitung, theils zur Bedienung bey sich hatte, stille hielt: so fragte der Prior

f) A. d. 46 S.

g) A. d. 47 S.

Prior bey dem Anblicke eines so starken Gefolges, wer dieser Aga sey? und ließ ihn nachgehends bitten, er möchte ihm den Platz räumen, weil er seinen Dervisen bequem falle, sich darauf zu lagern. Als der Verfasser von dem Range der fünf Oberhäupter Nachricht bekam: so erzeigte er ihnen diesen Gefallen mit aller Bereitwilligkeit. Sogleich wurde der Platz mit Wasser besprenget, und sorgfältig abgekratzet. Man schürete wegen damaliger Winterszeit und ziemlichen Frostes, für die fünf Hauptpersonen zwey Feuer an, damit sie sich zwischen selbige hinein setzen, folglich vorne und hinten erwärmen konnten. Noch diesen Abend besuchte sie der Befehlshaber aus der nächsten Stadt, und beschenkete sie mit Reiße und andern Lebensmitteln. Sie schicken allezeit, wenn sie in dem Lande herumziehen, einige aus ihrem Mittel in die nächsten Orte. Was nun diese erbetteln, das wird unter den ganzen Haufen gleich ausgetheilet. Jeder kochet seinen Reiß für sich. Was übrig bleibt, theilen sie den Armen aus, und verwahren niemals das geringste bis auf den andern Tag h).

Tavernier. 1665.

Bargant gehöret einem Raja, dessen Unterthanen den Reisenden sehr aufsätzig, oder mit einem Worte, beschriebene Buschklöpfer sind. Unterdessen machte Tavernier ihre Anführer durch einige Geschenke zu ganz artigen Leuten, ja sie gaben ihm sogar eine Begleitung gegen ihre Herren Collegen mit. Die ganze Gegend zwischen Antivar und Mirda ist eben so wenig sicher. Man muß drey Tage durch Gebirge reisen, welche einigen dem Mogol zinsbaren Rajas zugehören, wiewohl ihnen der Kaiser dagegen Kriegesbedienungen giebt, die ihnen um ein ziemliches mehr eintragen, als ihm ihr Tribut. Mirda ist eine große aber schlecht gebauete Stadt, wo Tavernier zu seinem großen Verdruße alle Caravanseras angefüllet fand, weil gleich damals des Kaisers Muhme, und des Chaiest Kham Gemahlinn, mit ihrer Tochter durchreisete. Der Verfasser mußte sein Zelt bey einem mit großen Bäumen besetzten Damme aufschlagen lassen. Doch, er hatte kaum ein Paar Stunden an diesem Orte zugebracht, so kamen wohl bis zwanzig Elephanten zugleich angestiegen, brachen die Bäume, die ihnen misfällig waren, mit dem Rüssel entzwey, oder rissen zum Zeitvertreibe die allerstärksten Aeste herab, wie wir mit einem kleinen Zweige etwa zu thun pflegen. Unterdessen thaten sie alles nur auf Befehl der Prinzessinn, welche die Bürger dafür züchtigen wollte, daß sie ihr weder mit genugsamer Ehrerbiethung, noch mit geziemenden Geschenken begegnet hatten. Nuali und Hindu sind zwo Städte, in welchen, gleichwie auch in der umliegenden Gegend, die platten Indigballen verfertiget werden, welche man für die besten in ganz Indien hält, und deswegen am theuersten bezahlet i).

Rache einer Prinzessinn.

h) A. d. 48 S.

i) A. d. 91 und vorherg. S.

Tavernier. 1665.

Der III Abschnitt.

Fortsetzung von Taverniers Reisen in Indostan.

Kaiserlicher Pallast zu Agra. Tavernier darf ihn besehen. Höfe desselben. Prächtiges Vorhaben. Pracht der Grabmäler zu Agra. Jesuiten an das mogolische Grab gemalet. Ihre Glocke dem Elephanten angehängt. Weg nach Dehli. Lage dieser Stadt. Pallast zu Jehanabad. Gehörsaal. Kaiserlicher Thron. Musik währenden Staatsrathes. Graben vor dem Throne. Kaiserliche Hofmoschee. Marställe des Megols. Tavernier und Bernier besehen einige Städte. Zahmes Nashorn. Wirkungen des Ganges Wassers. Halabas und sein Statthalter. Banaru. Pagode daselbst. Götzenbilder. Gelbe Salbung der Benjanen. Schule von Raja Jessing. Pagode des Richurdas. Alte Jungfernpagode. Gräber zu Banaru. Stadt Saseron. Beschreibung der Stadt Patna. Flüsse, die in den Ganges fallen. Stadt Menghen.

Da wir mit Beschreibung dieser Straße zu Stande sind: so versetzen wir den Tavernier in die kaiserliche Hauptstadt Agra. Diese liegt nach seinem Angeben auf sieben und zwanzig Grade, ein und dreyßig Minuten Norderbreite, in einer sandigen Gegend, welche die Sommerhitze beynahe unerträglich machet. Sie ist die größte Stadt in ganz Indien, und der gewöhnliche Sitz der mogolischen Kaiser. Die vornehmen Häuser sind schön und wohl gebauet; allein die Häuser des gemeinen Mannes haben hier eben so wenig viele Annuthigkeiten aufzuweisen, als in dem ganzen übrigen Indien. Jedwedes ist von dem andern abgerücket, und mit hohen Mauern verdecket, damit man das Frauenzimmer nicht zu Gesichte bekomme, um welcher Ursache willen die Städte hier zu Lande das prächtige Ansehen bey weitem nicht haben, als die europäischen.

Kaiserlicher Pallast zu Agra.

Die merkwürdigsten Gebäude zu Agra sind der kaiserliche Pallast, und einige Grabmaale. Der Pallast ist ein großer Bezirk, mit doppelten Mauren umgeben, welche hin und dort von einem Bollwerke, darauf man Wohnungen für Herbediente gebauet hat, vertheidiget werden. An diesem Bezirke fließt die Gemena vorbey. Doch hat man zwischen der äußern Mauer und dem Flusse einen geräumlichen Platz angeleget, worauf die Elephanten kämpfen. Tavernier bemerket, man habe diesen Platz deswegen nahe am Wasser ausgesuchet, weil der siegreiche Elephant schwer zu bändigen seyn würde, wofern man ihn nicht ins Wasser sprengete. Es geschieht dieses durch den Kunstgriff, daß man Schwärmer und Racketen an eine halbe Pike hängt, selbige anzündet, und ihn also nach dem Flusse treibt. Kaum steht er zwey bis drey Schuh tief im Wasser, so ist sein Grimm schon gestillet k).

Tavernier darf ihn besehen.

Zwischen der Mauer und dem Pallaste findet man ebenfalls einen geräumlichen Platz. Das erste Thor hat weiter nichts prächtiges aufzuweisen, und wird von einigen Soldaten verwachet. Wenn die große Hitze den Kaiser zu Agra nöthiget, seinen Hof nach Dehli zu verlegen, oder wenn er zu Felde zieht: so übergiebt er seinen Schatz dem Getreuesten unter seinen Omrahs in Verwahrung, welcher sodann weder Tag noch Nacht von diesem Thore weicht, sondern seine Wohnung daselbst hat. Als der Kaiser auf eine dergleichen Weise einstens abwesend war: so bekam Tavernier die Erlaubniß, den Pallast zu besehen. Der ganze Hof war nach Dehli verreiset, und die Verwahrung des Schlosses einem den Europäern sehr geneigten Herrn anvertrauet. Der Aufseher des holländischen Kauf-

k) A. d. 60 S.

l) A. d. 61 S. Diese Beschreibung ist ausführlicher, als des Rhoe ...

Tavernier. 1665.

ses, Namens Velant, machte ihm sogleich seine Aufwartung, und both ihm an Gewürze, japanischen Schränken und feinem holländischen Tuche, ein Geschenk von beyläufig sechs tausend Thalern am Werthe, an. Tavernier war dabey gegenwärtig, und mußte bey dieser Gelegenheit die mogolsche Großmuth bewundern. Besagter Herr nahm zwar den Besuch mit aller Höflichkeit an, allein das Geschenk gar nicht, sondern gab es den Holländern wieder mit nach Hause. Doch behielt er von sechs ihm angebothenen Spatzierröhren eines, um, wie er sagte, zu zeigen, daß er die Franken werth schätzete. Es war ein japanisches Rohr mit vielen kurzen Schüssen. Doch mußte man zuvor das goldene Beschläge wegnehmen, weil er es nicht anders, als in seiner natürlichen Gestalt, annehmen wollte. Nach geendigten Höflichkeiten, fragte er den holländischen Aufseher, womit er ihm dienen könnte? und als dieser um Erlaubniß bath, daß er nebst dem Tavernier, bey gegenwärtiger Abwesenheit des Hofes, den Pallast besehen dürfte, so bekam er sie, und man gab ihnen sechs Personen mit, die sie herumführen sollten.

Erster Hof.

Das erste Thor, in welchem der Befehlshaber wohnet, ist ein langes und finsteres Gewölbe, aus welchem man in einen grossen und gleich dem Königsmarkte zu Paris mit bedeckten Gängen umgebenen Platz tritt. Der gleich gegenüberstehende Gang ist breiter und höher, als die übrigen, und ruhet auf drey Reihen Säulen. In denen Gängen, welche die übrigen drey Seiten des Hofes einschliessen, und wie gesagt, schmäler und niedriger als jener sind, hat man viele kleine Zimmer für die Leibwache angeleget. Mitten in dem grossen Gange, ist eine Vertiefung in der Dicke der Mauer, gleich einer Bilderblende, angeleget, dahin der Kaiser vermittelst einer heimlichen Treppe kommen kann; und wenn er darinnen sitzt, sieht man ihn nur bis an den halben Leib, wie etwa ein Brustbild. Sodann hat er keine Wache um sich, indem diese Stelle von allen Seiten unzugänglich ist, und er folglich nichts zu befürchten hat. Nur steht bey heissem Wetter ein Verschnittener, oder auch eines von seinen Kindern bey ihm, und machet ihm Wind. Die Grossen des Hofes stehen in dem unterhalb dieser Vertiefung befindlichen Gange l).

Zweyter Hof.

Am Ende des Hofes zur linken Hand, findet man ein anderes Portal, dadurch man in einen andern sehr geräumigen, und gleich dem ersten, mit bedeckten Gängen umfaßten Hof tritt. Wie denn auch in den Gängen Zimmer für Hofbediente angeleget sind. Aus dem zweyten Hofe kömmt man in den dritten, welcher die kaiserlichen Gemächer in sich begreift. Schah Jehan machte den Anfang dazu, das ganze Gewölbe eines zur rechten Hand befindlichen grossen Ganges mit Silber zu decken, und hatte die Bewerkstelligung dieses prächtigen Unternehmens einem gewissen Franzosen, Augustin von Bourdeaux genannt, aufgetragen. Weil er aber nachgehends einige Angelegenheiten zu Goa bekam, die einen geschickten Kopf erforderten: so schickte er diesen Künstler, um sie zu besorgen, dahin; den Portugiesen hingegen schien dieser Mann wegen seines scharfen Verstandes allzugefährlich: sie räumeten ihn also zu Cochin mit Gifte aus dem Wege m). Der Gang blieb folglich in dem Zustande, wie er gegenwärtig ist, mit goldenem und blauem Laubwerke ausgemalet.

Prächtiges Vorhaben.

Der ganze Boden ist mit Teppichen beleget. Zur Seite sind die Thüren in viele viereckichte, aber sehr kleine Zimmer. Tavernier ließ nur zwey öffnen, weil man ihm sagte, es sey ein Zimmer wie das andere. Die drey übrigen Seiten des Hofes sind nicht bedeckt, sondern nur mit einer blossen Mauer, halben Mannes hoch, eingefasset. Auf der Seite gegen

Mandelsloh, nur gebrauchet Tavernier nicht eben dieselbige Benennungen. m) A. d. 61 S.

Tavernier. 1665.

gegen den Fluß findet man einen Divan oder einen Altan über die Mauer heraus gerücket, worinnen der Kaiser seine Brigantinen, oder den Thierkampf ansieht. Statt des Vorzimmers ist ein bedeckter Gang dabey, den Schah Jehan mit einem Weinstocke auszieren wollte, dessen Trauben theils noch grün, theils reif seyn, und mit Smaragden und Rubinen nach dem Leben vorgestellet werden sollten. Doch dieses Vorhaben, davon man so viel Besens in der Welt gemachet hat, ist nicht zur Vollkommenheit gediehen, es hätte auch weit größere Reichthümer erfordert, als ganz Indostan zu liefern vermag. Es sind nur zwo bis drey dergleichen goldene Weinranken, als die übrigen sämmtlich werden sollten, gegenwärtig vorhanden. Sie zeigen nebst ihren Blättern ihre natürliche Farbe von Schmelz, und es hängen Smaragden, Rubine und Granaten daran, welche die Trauben vorstellen. Mitten im Hofe sieht man ein großes Wasserbecken, das vierzig Schuhe im Durchschnitte hält, inwendig und auswendig Stuffen zum Auf- und Absteigen hat, nichts destoweniger aber aus einem einzigen Steine von graulichter Farbe gehauen ist n).

Warum die Grabmaale in Agra prächtig sind.

Dem Ansehen nach, wurden der Neugierigkeit des Taverniers an diesem Orte Schranken gesetzet, gleichwie denn solches auch mit dem Zeugnisse anderer Reisenden übereinstimmet, als welche sämmtlich die kaiserlichen Gemächer für einen unzugänglichen Ort ausgeben: er wendet sich zu den Grabmaalen in Agra, und der umliegenden Gegend, und giebt sie für ungemein prächtig aus. Fast alle Verschnittene bey Hofe lassen sich aus einem besondern Ehrgeize prächtige Grabmaale bauen. Die meisten, wenn sie ein ziemliches Vermögen zusammengescharret haben, bekommen Lust, nach Mecca zu reisen, und prächtige Geschenke dahin zu verehren: allein, weil der große Mogol das Geld nicht gern aus seinem Lande läßt, so ertheilet er die Erlaubniß gar selten. Indem ihnen nun auf diese Weise ihr Reichthum zu nichts hilft: so verwenden sie ihn größtentheils auf dergleichen Gebäude, damit sie doch ihres Namens Gedächtniß hinterlassen o). Das schönste Grabmaal in ganz Agra ist der Gemahlinn des Kaisers Schah Jehan ihres. Dieser Monarch ließ es bloß deswegen, damit es destomehr bewundert werden möchte, an dem Tasimakan oder Hauptmarkte, wo alle Ausländer zusammen kommen, aufrichten. Besagter Bazar oder Hauptmarkt besteht aus sechs mit gewölbten Gängen eingefaßten großen Höfen. Die Gänge sind mit Kaufmannsbuden und Gewölbern angefüllet, und es wird daselbst ein erstaunlicher Handel mit Cattunen getrieben. Das Grabmaal der Kaiserinn steht bey der Stadt gegen Morgen, und am Flusse in einem großen mit einer Mauer umfaßten Bezirke. Oben um die Mauer läuft ein kleiner bedeckter Gang herum. Der Bezirk selbst stellet einen Garten vor, welcher, gleich unsern Lustücken, [illegible] abgetheilet ist: doch mit dem Unterschiede, daß man statt des Sandes weißen [illegible] schwarzen Marmel dazu gebrauchet hat. Man tritt durch ein großes Thor hinein. Zur Linken, das ist auf der Seite gegen Mecca, sieht man einen schönen bedeckten Gang, nebst drey bis vier Vertiefungen in der Mauer, dahinein sich der Mufti zu gewissen Stunden begiebt, und sein Geboth verrichtet. Um die Mitte des inwendigen Bezirkes steht ein Gebäude von drey Stockwerken; jedweder Stock hat vier Thürme, von welchen man die Leute zum Gebethe ruft. Oben hat das Gebäude eine Kuppel, die an Schönheit der zu Val de Grace, nichts nachgiebt. Innen und außen ist alles von weißem Marmor. Unter dieser Kuppel hat man das Grabmaal

Beschreibung des schönsten.

n) Ebendaselbst.
o) A. d. 61 S.
p) A. d. 61 S.
q) Ebendaselbst.

Tavernier. 1665.

maal aufgerichtet, wiewohl die Kaiserinn selbst in einem Gewölbe, unter dem ersten Stockwerke liegt. Unterdessen beobachtet man bey dem Grabmaale, unter der Kuppel eben die Gebräuche, als in dem unterirrdischen Gewölbe, das ist, man verwechselt von einer Zeit zur andern die Teppiche, die Leuchter und andere Zierrathen. Auch sind beständig einige Mullahs daselbst im Gebethe begriffen. Tavernier sah dieses große Gebäude anfangen und vollenden, versichert auch, es hätten zwanzig tausend Personen ganzer zwey und zwanzig Jahre lang, beständig daran gearbeitet *p*). Man giebt vor, wie er saget, das bloße Gerüste habe mehr gekostet, als das ganze Gebäude, weil man es, gleich den Unterlagen für die sämmtlichen Gewölbe, von Ziegelsteinen aufführen mußte, welches erstaunliche Kosten und Arbeit erforderte. Auf der andern Seite des Flusses hatte Schah Jehan ein Grabmaal für sich selbst zu bauen, angefangen; doch, dieses Vorhaben wurde durch den Krieg mit seinen Söhnen unterbrochen, und sein Nachfolger, der glückliche Aurengzeb, erachtete sich nicht für schuldig, es auszuführen. Das Grabmaal der Kaiserinn, nebst dem Tasimakan, wird beständig von zwey tausend Mann unter der Aufsicht eines Verschnittenen bewachet *q*).

Die Grabmaale der Verschnittenen sind nur ein einziges Stockwerk hoch, mit vier kleinen Zimmern an den vier Ecken. Eine französische Meile weit von Agra steht des Kaisers Eckbar Grab. Auf der Seite gegen Dehly findet man neben einem großen Bazar einen Garten, welchen des Schah Jehan Vater, Jehan Guir, anlegen ließ. Oben über dem Thore steht ein Gemälde, welches sein Grab mit einem großen schwarzen Tuche bedecket, nebst vielen weißen Wachskerzen, und an beyden Enden zween Jesuiten, vorstellet. Da die muhammedanische Lehre keine Bilder leidet: so muß man sich wundern, warum Schah Jehan dieses zu machen erlaubte. Tavernier sieht es für ein Merkmaal seiner Dankbarkeit an, weil sowohl er selbst, als sein Vater, von den Jesuiten einigen Unterricht in der Mathematik empfangen hatte. Doch saget er zugleich auch, Schah Jehan habe nicht allemal so viele Nachsicht gegen sie gebrauchet. Eines Tages hatte er einen gewissen Armenier, Namens Corgia, besuchet, der in ungemeinen Gnaden bey ihm stund, damals aber krank lag. Zum Unglücke fiel es den Jesuiten, die ihr Kloster in der Nachbarschaft hatten, ein, ihre Glocke zu lauten. Weil nun der Kaiser glaubte, dieses Geschelle möchte dem Armenier nachtheilig fallen: so gerieth er in heftigen Zorn, und befahl, man sollte die Glocke auf der Stelle wegnehmen, und sie seinem Elephanten an den Hals hängen. Als er aber nach einigen Tagen das Thier mit dieser Last herum gehen sah: so besorgete er, sie möchte ihm schaden, und ließ die Glocke nach dem Kutualplatze bringen, wo sie noch liegt. Corgia stund im Rufe eines unvergleichlichen Dichters. Er war mit Schah Jehan aufgewachsen, welcher seinen Verstand hochschätzte, und ihn deswegen mit Ehre und Reichthume recht überhäufte, zum muhammedanischen Glauben aber niemals weder mit Bitten noch Drohen, bewegen konnte *r*).

Jesuiten an das mogolische Grab gemalet.

Ihre Glocke dem Elephanten angehängt.

Tavernier, der sich an keine Ordnung bindet, beschreibt hierauf die Straße von Agra nach Dehli, aber ohne zu sagen, wenn, noch, warum er diese Reise gethan habe. Er rechnet die Entfernung beyder Städte auf acht und sechzig Cossen *s*). Zu Gudki Sera, eilf Cossen von Agra, sah er eine von den allergrößten Pagoden in ganz Indien, zu

Weg nach Dehli.

r) A. d. 64 S.

s) Von Agra nach Gudki Sera rechnet man sechs Cossen, von Gudki Sera nach Cheki Sera fünfe, sechzehn von Cheki Sera nach Korki Sera;

Tavernier. 1665.

zu welcher ein Hospital für Affen gehörte. Vor Zeiten stund diese Pagode, welche den Namen **Matura** trägt, in weit größerer Achtung, als heute zu Tage. Die Ursache dieser Veränderung liegt bloß an dem veränderten Laufe des Gemenaflusses, welcher vor Zeiten an dem Flecken vorbey lief, nun aber auf eine starke Cosse nordwärts abgewichen ist, folglich den wallfahrtenden Benjanen die Bequemlichkeit, sich vor dem Eintreten in die Pagode zu baden, benommen hat.

Lage dieser Stadt.

Dehli ist eine große an dem Gemenaflusse liegende Stadt. Es läuft selbiger anfänglich von Norden nach Süden, wendet sich hernach von Westen gegen Osten, und fällt endlich, wenn er Agra und Kadiove bewässert hat, in den Ganges. Weil **Schah Jehan** der großen Hitze zu Agra überdrüßig wurde: so legte er gleich neben Dehli eine neue Stadt an, und hieß sie Jehannabad, das ist des Jehans Stadt. Die Hitze ist daselbst etwas leidlicher. Allein seit diesem Baue ist Dehli beynahe ganz eingegangen, und wird von lauter armen Leuten bewohnet, nur mit Ausnahme einiger wenigen Herren, welche, wenn der Hof sich zu Jehannabad aufhält, einige mit Mauern umfangene geräumliche Bezirke zu ihrem Aufenthalte wählen, und ihre Zelte darinnen aufschlagen. Nebst dem nahm auch ein Jesuit, der an des Aurengzebs Hofe lebte, seine Wohnung zu Dehli.

Jehannabad, oder wie das gemeine Volk verderbener Weise ausspricht, Jannabad, ist zu einer sehr großen Stadt gediehen, und von der andern nur durch eine Mauer abgesondert. Jedwedes Haus steht mitten in einem großen Hofe. Auf der Seite gegen Dehli geht man durch eine lange und breite Straße, mit Schwibbögen eingefasset, darinnen sich die Kaufleute aufhalten. Oben sind diese Schwibbogen mit einem platten Dache versehen. Zu Ende der Straße ist ein großer Marktplatz, und auf solchem der kaiserliche Pallast. Noch geht auf eben diesen Platz, aber gegen ein anderes Thor des Pallastes, eine andere schnurgerade und sehr breite Straße, darinnen lauter Grossirer wohnen, die keinen Laden öffnen.

Pallast zu Jehannabad.

Der kaiserliche Pallast hat wenigstens eine halbe französische Meile im Umkreise. Die Mauern sind von schönen Werkstücken, mit Zinnen und Thürmen aufgeführet: die Graben voll Wasser, und mit eben dergleichen Steinen ausgefüttert. Das Hauptthor am Pallaste zeiget weiter nichts prächtiges an sich, eben so wenig als der erste Hof, bis in welchen es den Vornehmen erlaubet ist, auf ihren Elephanten zu reiten. Allein aus diesem Hofe kömmt man in einen einer Gasse ähnlichen Durchgang, mit schönen Bogenstellungen zu beyden Seiten, worunter kleine Kammern für einen Theil der Leibwache zu Pferde angebracht sind. Besagte Seitengänge sind etwa zween Schuh hoch von der Erde erhaben. Die Pferde werden außen an Ringe angebunden, und haben ihre Waaren am Rande der Gänge. An einigen Orten sieht man große Thore, welche nach unterschiedlichen Gemächern führen. Ungeachtet diese Gasse durch einen schönen Canal voll Wasser gleichsam in zwo Gassen getheilet wird, so ist doch jedwede breit und lang genug. Der Canal [illegible] ist hier und dort in Gestalt eines Wasserbeckens ausgeschweifet, und stehen solche sämmtlich gleich weit von einander. Diese Gasse führet in einen großen Hof, wo die **Omrahs** [illegible] Personen Wache halten. Um diesen Hof sind ziemlich niedrige Wohnzimmerchen gebauet, und die Pferde [illegible] vor den Thüren angebunden. Aus diesem zweyten Hofe geht man durch ein großes Portal in den dritten. An der Seite des Portals ist ein [illegible]

[illegible]

ra: [illegible] von [illegible] Gera nach Pelvelki Gera: achtzehn von Pelvelki Gera nach Balderpur und achte von Balderpur nach Dehli [illegible] 59. und 60 S.

zween bis drey Schuh hoch vom Boden erhabener Saal, darinnen man die Westen anzieht, mit welchen der Kaiser seine Unterthanen oder die Ausländer beehret. In einiger Entfernung von diesem Saale, wiewohl noch unter eben diesem Portale, ist der Ort für die Trommelschläger, Trompeter und Hoboisten, welche sich einige Augenblicke zuvor, ehe der Kaiser öffentlich erscheint, oder sich zurück begeben will, hören lassen. Zu Ende dieses dritten Hofes erblicket man den Divan oder den Gehörsaal, welcher vier Schuh über den ebenen Boden erhaben, und an dreyen Seiten gänzlich offen ist. Das Gewölbe ruhet auf zwey und dreyßig Marmorsäulen, die etwan vier Schuhe ins Gevierte, dabey auch ihre Fußgestelle und Capitäle haben. Schah Jehan war Willens, diesen Saal mit der schönsten mosaischen Arbeit, auf Art der Capelle zu Florenz, auszuzieren: allein, nachdem er es an zween bis dreyen Säulen versuchet hatte, ließ er die Hoffnung fahren, so viele Edelgesteine als diese große Unternehmung erfordert haben würde, aufzutreiben; und weil ihm der große Aufwand nicht weniger verdrießlich fiel, so ließ er es bey gemalten Bluhmen bewenden.

Tavernier. 1665.

Gehörsaal.

Kaiserlicher Thron.

Mitten in diesem Saale und an demjenigen Rande desselbigen, welcher wie etwa eine Schaubühne in den Hof sieht, wird der Thron aufgerichtet, auf welchem der Kaiser Gehör ertheilet, und Recht spricht. Er ist eigentlich ein kleines Bette, in der Größe unserer Feldbetten, mit seinen vier Säulen, einem Himmel, einem Kopfküssen, Pfühl und Decke. Alle diese Stücke sind mit Diamanten besetzet. Wenn aber der Kaiser Platz darauf nimmt, so wird eine Decke von Goldbrocade, oder einem andern kostbaren ausgenäheten Zeuge über das Bette gebreitet. Er steigt auf drey kleinen zween Schuh langen Stuffen hinauf. An eine Seite wird ein Sonnenschirm an einem Stiele von der Länge einer halben Pike hingestecket, aber an jedwede Bettsäule hängt man ein Stück von des Kaisers Rüstung, das ist seinen Schild, Säbel, Bogen, Köcher und Pfeile.

In dem Hofe unter dem Throne ist ein Platz von zwanzig Schuhen ins Gevierte mit einem Geländer eingefasset, und dieses Geländer theils mit Gold-, theils mit Silberbleche beschlagen. An den vier Ecken dieses Bezirkes haben die Staatssecretarien ihre Stelle, welche zugleich, sowohl in gemeinen als peinlichen Sachen, das Amt der Anwälde versehen. Rings herum am Geländer stehen die vornehmen Herren und die Spielleute; denn die letztern spielen auch so gar währenden Divans beständig fort, wiewohl ganz sachte, und ohne daß der Klang die Aufmerksamkeit stören könnte, die Geschäffte möchten so viel Nachdenkens erfordern, als sie wollten. Der Kaiser sitzt auf seinem Throne, und hat einen der vornehmsten Herren, oder auch nur seine Kinder um sich. Zwischen eilf und zwölf Uhr zu Mittage, kömmt der Großvogt des Reiches, und trägt ihm alles vor, was in der Rathstube, darinnen er den Vorsitz hat, und welche an dem Eingange des ersten Hofes befindlich ist, vorkam. Sobald er seinen Bericht abgestattet hat, steht der Kaiser auf. Allein, so lange er auf seinem Throne sitzt, darf niemand aus dem Pallaste gehen. Tavernier machet sich sehr groß damit, daß man ihn mit einer Ausnahme von diesem Gebrauche beehrete t).

Musik währenden Staatsrathes.

Ungefähr mitten durch den Hof geht ein schmaler und nur sechs Zoll breiter Graben, an welchem, so lange der Kaiser auf seinem Thron sitzt, jedweder, der Gehör verlanget, stehen bleiben muß. Es darf niemand darüber schreiten, er werde denn gerufen,

Graben, [illegible] vor dem Throne.

t) „Einstens, saget er, als mich gewisse drin-„gende Geschäffte zu eben der Zeit, da der Kaiser „im Divan war, heraus zu gehen nöthigten, er-„griff mich der Hauptmann von der Leibwache

Tavernier. 1665.

ja die Bothschafter selbst, sind von diesem Gesetze nicht ausgenommen. Sobald ein Bothschafter bis an den Graben kömmt, ruft der Hofmarschall gegen den Divan, wo der Kaiser sitzt, der Abgesandte dieser oder jener Macht verlange Seine Majestät zu sprechen. Hierauf giebt ein Staatssecretär dem Kaiser Nachricht davon, welcher zuweilen thut, als ob er es nicht höre: nach einiger kurzen Zeit aber, schlägt er die Augen auf, thut als ob er des Bothschafters erst gewahr würde, und befiehlt dem vorigen Secretario, er solle ihm herben winken.

Kaiserliche Hofmoschee.

Aus dem Divansaale, tritt man zur Linken auf einen Rasenhügel, von welchem man die Aussicht nach dem Flusse hat, und vermittelst einer Thüre in ein kleines Zimmer kömmt, dadurch der Kaiser seinen Weg nach dem Serail nimmt. Zur Linken an eben diesem Hügel, steht eine kleine, sehr schön gebauete Moschee, mit einer bleyernen, aber dermaßen stark vergoldeten Kuppel, daß man sie für pures Gold ansehen sollte. In dieser Capelle verrichtet der Kaiser alle Tage sein Gebeth, ausgenommen des Freytages, da er die Hauptmoschee besuchen muß. An besagtem Tage wird ein großes, fünf bis sechs Schuhe hohes Netz vor den Stuffen der Moschee ausgespannet, theils um die Elephanten zurück zu halten, theils aus Ehrerbiethung gegen die Moschee selbst. Tavernier lobet die Schönheit dieses Gebäudes. Es steht auf einem Socken, der die Häuser in der Stadt an Höhe übertrifft, und man hat mehr als eine Treppe hinauf zu steigen.

Marställe des Mogols.

Die rechte Seite des Thronhofes ist mit Bogenstellungen eingefasset, welche einen langen und ungefähr anderthalb Schuhe über den Boden erhöheten Gang vorstellen. In diesem Gange sind viele Thüren in die kaiserlichen Marställe, welche jederzeit mit den schönsten Pferden angefüllet sind. Tavernier versichert, das schlechteste sey nicht unter dreytausend Thaler gekauft worden, ja es wären einige für zehntausend Thaler darunter. Vor jedweder Thüre hängt eine Matte von Bambus, der sich eben so zart spaltet, als unsere Weiden: allein anstatt daß unser Weidenflechtwerk mit nichts anders, als Weiden, durchflochten wird, so sind diese Matten mit gezwirnter Seide, die allerley Bluhmen vorstellet, durchflochten. Diese Arbeit ist sehr künstlich zu machen, und erfordert große Geduld. Der Endzweck dieser Matten ist, die Fliegen abzuhalten, damit sie die Pferde nicht quälen. Nebst dem hat jedwedes Pferd zween Stallknechte, davon der eine sonst nichts zu thun hat, als ihm die Fliegen zu wehren. Vor den Bogenstellungen hängen eben dergleichen Matten, als vor den Thüren; man zieht sie auf und läßt sie fallen, nachdem es nöthig ist. Der Bogen des Ganges ist mit schönen Teppichen beleget, die man aber des Abends wegnimmt, und dagegen den Pferden ihre Streu dahin machet. Diese Streu bestehet bey aus ihrem eigenen Miste, den man an der Sonne trocknet, und sodann zerreibt. Wenn ein Pferd aus Persien, Arabien oder dem Lande der Usbecken, nach Indien gebracht wird, m..

„bey dem Arme, und sagte ziemlich ungestüm, „ich müßte hier bleiben. Ich stritt eine Zeitlang „mit ihm. Als er mir aber grob begegnete, griff „ich nach dem Cangiar und hätte ihm im Zorne „eines versetzt, wenn mich nicht einige von der „Leibwache zurück gehalten hätten. Zu meinem „Glücke gieng eben der Nabab oder Großvogt „des Reichs, welcher des Kaisers Oheim war, „vorbey; er erkundigte sich nach der Ursache un-„sers Streites, und befahl dem Hauptmanne er „sollte mich hinausgehen lassen. Nachdem „trug er dem Kaiser diesen Vorgang vor, und „mir des Abends durch einen Bedienten sagen: „Seine Majestät erlaubeten mir, daß ich, so lange „sich dieselbe im Divan befände, nach Belieben „in dem Pallaste aus und eingehen könnte. Da-„für ich mich des folgenden Tages bey dem Groß-„vogt bedankete. a. d. 87 S.„ Es fällt ...

es sich an ein ganz anderes Futter gewöhnen. Denn weder im Indostanischen, noch im ganzen übrigen Indien, weis man das geringste von Heu und Haber. Jedwedes Pferd bekömmt des Morgens zu seinem Futter zween bis drey Klümpe von Weizenmehle und Butter, in der Größe eines Dreyerbrodtes. Es geht schwer damit zu, bis sie sich daran gewöhnen, ja es will ihnen zuweilen ganzer vier oder fünf Monate nicht zu Halse. Der Stallknecht muß ihnen mit einer Hand die Zunge halten, und mit der andern den Klump in den Hals stecken. Wenn es Zucker- oder Hirsenrohre giebt: so bekommen sie zur Mittagszeit dergleichen. Des Abends, ein Paar Stunden vor Sonnenuntergange, giebt man ihnen ein Maaß Erbsen, die man zuvor zwischen zween Steinen gedrücket, und in Wasser weichet u).

Tavernier. 1665.

Den 25sten des Wintermonats 1665, reisete Tavernier von Agra ab, um einige Städte dieses Reiches zu besehen. Bernier reisete mit ihm, den er beständig einen kaiserlichen Leibarzt nennet x), ungeachtet wir aus desselbigen eigener Reisebeschreibung wissen, daß er damals die kaiserlichen Dienste schon verlassen, und in des Danek Mend Schah, Secretärs der ausländischen Geschäffte, seine, getreten war. Das Tagebuch von ihrer Reise ist um desto merkwürdiger, weil die darinnen befindlichen Beobachtungen ihnen beyden gemeinschaftlich sind, folglich als eine Ergänzung der bernierischen Nachrichten, welche zu unserm Leidwesen nicht gänzlich zum Vorscheine gekommen sind, angesehen werden können y).

Tavernier und Bernier besehen einige Städte.

Den ersten Tag reiseten sie drey Cossen weit, und kamen bis an eine schlechte Caravansera. Den andern Tag reiseten sie sechs Cossen, bis nach Beruzadab, einer kleinen Stadt, wo Tavernier achttausend Rupien, die ihm ein mogolischer Herr für Waaren schuldig war, ausgezahlet bekam. Die fünf folgenden Tage kamen sie durch Morlide, das neun Cossen von Beruzadab liegt, durch Estanja, vierzehn Cossen von Morlide, durch Hajimal, zwölf Cossen von Estanja; durch Sekandera dreyzehn Cossen von Hajimal, und durch Sankal, das vierzehn Cossen von Sekandera liegt z). Den 1sten des Christmonats begegneten ihnen hundert und zehn Wägen, jeder mit sechs Ochsen bespannet, und mit funfzigtausend Rupien beladen. Es waren dieses die Einkünfte von der Landschaft Bengalen, als welche nach Abzuge aller Unkosten, und dessen, was nicht in des Statthalters Beutel geht, noch fünf und funfzigmal hundert tausend Rupien betragen. Eine Meile dießseits Sankal, setzet man, vermittelst einer steinernen Brücke, über den Saingurfluß, welcher eine halbe Meile jenseits in den Gemena fällt. Wer von Bengalen nach Seronge und Surata will, der kann zehn Meilen am Wege ersparen, wenn er von der Straße nach Agra abweicht, auf diese Brücke zureiset, und hernach in einem Schiffe über den Gemena setzet. Unterdessen wählet man doch lieber den Weg über Agra; denn

zu begreifen, unter welchem Vorwande ein gemeiner Mann, gleich dem Verfasser, welcher in dieser ganzen Reise bloß als ein Juwelierer auftritt, sich unterstehen durfte, ein Reichsgesetz zu brechen. Die ihm zugestandene Begünstigung machet weniger Schwierigkeit. Sie gereichet der Nachsicht des Aurengzebs gegen Ausländer zur Ehre.

u) A. d. 59 S.

x) A. d. 66 S.

y) Er saget zum Beschlusse derselbigen, was seine übrigen Abentheuer betreffe, welche Herr Thevenot gern hätte wissen mögen, so hoffe er sie mit der Zeit in seinem geschriebenen Aufsatze noch zu finden. IX Theil a. d. 283 S.

z) Der Verfasser hängt bey den vier ersten Orten das Wort Serail noch mit an, dadurch er ein kaiserliches Lusthaus versteht.

Tavernier. 1665.

auf jenem muß man nicht nur fünf bis sechs Tage lang durch eine steinigte Gegend reisen, sondern auch durch das Gebieth einiger Rajas, von deren Buschklöpferey jedermann zu erzählen weis.

Zahmes Nashorn.

Beyde Franzosen legten von Sankal nach Cherrurabad zwölf Cossen zurück. Auf halbem Wege fanden sie ein Städtchen, Namens Gianabad, und bey selbigem ein Nashorn, das Hirsenstengel fraß. Sie wurden ihm von einem neun bis zehnjährigen Jungen gereichet; und als Tavernier einige in die Hand nahm, trat das Thier zu ihm, und fraß sie ihm gleichfalls aus der Hand. Den 3ten gieng die Tagereise zwölf Cossen weit, bis nach Chagenda; den folgenden Tag dreyzehn, bis nach Ataka, und den folgenden neun, bis nach Aurengabad. Dieser letztere Flecken trug ehemals einen andern Namen. Weil aber Aurengzeb den Sieg, der ihn auf den Thron setzte, über seinen Bruder, den Sultan Sujah, an diesem Orte erfocht: so legte er ihm nicht nur seinen Namen bey, sondern ließ auch einen schönen Pallast, mit einem Garten und einer Moschee zum Andenken seines erworbenen Ruhmes dabey anlegen.

Wirkung des Ganges Wassers.

Den 6ten kamen beyde Reisende nach zurückgelegten neun Cossen nach Alcinchan. Zwo Meilen von diesem Flecken findet man den berufenen Gangesstrom. Bernier verwunderte sich trefflich, daß er nicht breiter war, als die Seine bey dem Louvre. Ja er hat vom Marzen bis in den Brach-, oder Heumonat; das ist, bis die Regenzeit eintritt, so wenig Wasser, daß kein Fahrzeug aufwärts fortkommen kann. Als unsere Franzosen ans Ufer kamen, so trunken sie ein Glas Wein, mit Wasser aus dem Flusse vermischet, empfanden aber einiges Reißen im Leibe davon. Ihre Bedienten aber empfanden noch größere Beschwerung, weil sie das Wasser pur getrunken hatten. Es lassen auch um dieser Ursache willen, die Holländer, welche an den Ufern des Ganges einige Kaufhäuser haben, sein Wasser allezeit vorher abkochen, ehe sie es trinken. Doch den Landeseinwohnern bekömmt es der Gewohnheit wegen so wohl, daß der Kaiser selbst, und seine ganze Hofstaat kein anderes Wasser trinkt, es wird auch ohne Unterlaß auf Kameelen abgeholet, und anders wohin verführet.

Halabas und sein Statthalter.

Halabas, dahin man von Alranchan neun Cossen rechnet, ist eine schöne Stadt, und liegt auf einer Erdzunge, bey dem Zusammenflusse des Ganges und des Gemena. Das Schloß ist von Werkstücken gebauet, auch mit einem doppelten Graben umgeben, und dienet dem Statthalter zur Wohnung. Damals verwaltete einer von den vornehmsten Herren des Reiches dieses Amt. Wegen seiner schlechten Gesundheit hatte er eine Menge Aerzte in seinen Diensten, sowohl Indianer als Persianer, ja auch einen aus Bourges gebürtigen Franzosen, Namens Claudius Maille, welcher einen Arzt und Wundarzt zugleich vorstellete a). Der Vornehmste von seinen persianischen Aerzten stieß einstens in eifersüchtigem Grimme seine Frau vom Dache herab. Sie brach aber nur ein Paar Rippen entzwey. Ihre Anverwandten verklagten ihn hierauf bey dem Statthalter, und dieser gab ihm seinen Abschied. Doch da er kaum einige Tagereisen weit weg war: so wurde es mit dem Statthalter schlimmer, und der Arzt wurde zurück berufen. Hierüber wurde der eifersüchtige Kerl von neuem toll, erwürgete nicht nur seine Frau, sondern auch vier mit ihr erzeugte Kinder, nebst dreyzehn Sclavinnen, und kam also vor den Statthalter. Doch dieser that, als wenn er nichts davon wußte, und nahm ihn aufs neue in seine Dienste.

Den

a) Vermuthlich ist es eben derjenige, welchen Tavernier in der Landschaft Carnat antraf ...

Tavernier. 1665.

Den 8ten schiffte der Verfasser nebst Berniern über den Ganges, doch mußten sie vorher lange genug am Ufer warten, ehe ihnen Maille eine schriftliche Erlaubniß dazu vom Statthalter brachte; denn ohne dergleichen Schein läßt der Zollverwalter niemand hinüber. Diese Tagereise betrug sechzehn Cossen, bis nach Sadul Serail; die folgenden zehn bis nach Jakedil Sera, und die folgende gleichfalls zehn, bis nach Bonraki Sera. Den 11ten reiseten sie nochmals zehn Cossen bis nach Banaru, einer großen und schönen Stadt. Die meisten Häuser sind von Ziegel oder Werkstücken gebauet, auch höher als in andern indianischen Städten. Nur sind die Gassen ziemlich enge. Unter vielen andern Caravanseras verdienet insonderheit eine, ihrer Größe und schönen Gebäude wegen, Bewunderung. Ihr Hof wird durch zween bedeckte Gänge, durchschnitten, darinnen man Baumwolle und seidene Zeuge, nebst andern Waaren verkaufet. Man bekömmt sie hier aus der ersten Hand; doch dürfen die Zeugweber nichts zum Verkaufe auslegen, ehe der Oberpachter das kaiserliche Siegel darauf gedrücket hat, und wird der Uebertreter dieser Verordnung scharf gestrafet. Der Ganges fließt an der Stadtmauer vorbey, und nimmt zwo französische Meilen weiter unten an der Abendseite einen andern großen Fluß zu sich. Die Banians haben zu Banaru eine von ihren Hauptpagoden, welche der Verfasser nebst Berniern sehr genau besichtigten.

Banaru.

Pagode zu Banaru.

Sie ist wie alle andere Pagoden in Gestalt eines Kreuzes gebauet, und alle vier Flügel sind einer so lang, als der andere. In der Mitte steht eine sehr hohe Kuppel, wie etwa ein Thurm mit vielen Ecken, sie laufen aber spitzig zu. An dem Ende eines jedweden Flügels steht wieder ein Thurm, auf welchen man von außen steigen muß. Jedwedes Stockwerk dieser Kuppeln oder Thürme hat verschiedene Altane und kleine Angebäude, darinnen man frische Luft schöpfen kann: außen sind sie mit Bildnissen von allerley Thieren, von halberhabener, aber meistentheils ziemlich schlechter Arbeit gezieret. Unter der Hauptkuppel, in der Mitte der Pagode, steht ein Altar, in Gestalt eines sieben bis acht Schuhe langen, fünf bis sechs Schuhe breiten Tisches, mit zwo Stuffen, welche zum Auftritte dienen, und nach Beschaffenheit des Tages bald mit einem goldenen, bald mit einem seidenen Teppiche beleget werden. Ueber den Altar selbst, decket man Gold- oder Silberbrocad, oder andern kostbaren Stoff. Er steht der Thüre gerade gegenüber; also, daß man ihn nebst allen darauf befindlichen Götzenbildern im Gesichte hat. Denn weil weder Frauen noch Jungfrauen, noch auch ein gewisser Stamm von ihren Glaubensgenossen in die Pagode kommen darf: so müssen sie ihre Anbethung draußen machen. Unter andern auf dem Altare befindlichen Götzenbildern, erblickte der Verfasser nebst Berniern, auch eines, das bis sechs Schuhe hoch war, und aufgerichtet stund: doch sieht man weder die Arme noch die Beine, noch den Leib von ihm, sondern nur Kopf und Hals, indem das übrige mit einem Rocke verdecket ist, der bis auf den Altar herab reichet, und allmählig immer weiter wird. Zuweilen hat das Bild eine goldene Kette, oder eine Schnur von Perlen, oder Rubinen, oder Smaragden um den Hals. Die Person, welche dieses Bild vorstellet, heißt Baidmadu, war vor alten Zeiten auf der Welt, und machte sich durch ihre Tugenden sehr berühmt: wie denn die Banians seinen Namen oft im Munde führen. Zur rechten Seite des Altars erblicket man mit Verwunderung ein Ungeheuer, das zum Theile einem Elephanten, zum Theile einem Pferde und einem Maulesel gleicht. Es ist von purem Golde.

Gestalt der Götzenbilder.

Man

dessen Geschichte im Xten Theile in der Reise nach den Diamantgruben zu lesen ist.



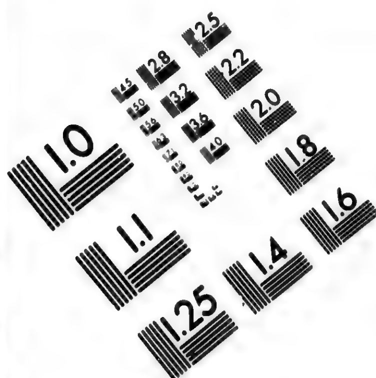
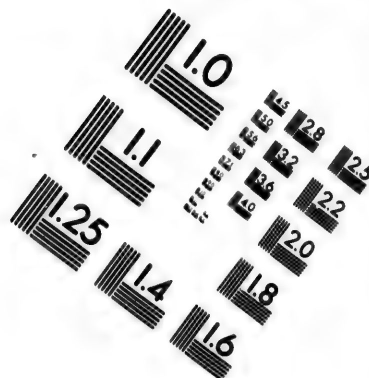
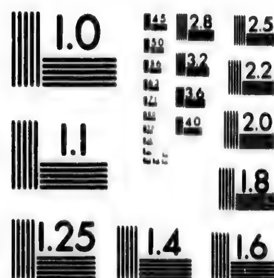



IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)







Tavernier. 1665.

Man nennet es Gani, und seine Verehrer behaupten, Bainmadu habe darauf geritten, als er die Welt durchzog, und allenthalben die Tugend und guten Sitten einführete. Inwendig in der Pagode linker Hand, zwischen dem Hauptthore und dem Altare, steht ein kleiner Altar, auf welchen ein schwarz marmorner Götze, ungefähr zween Schuhe hoch, mit kreuzweise über einander geschlagenen Beinen sitzt. Ein kleiner Junge, des Hohenpriesters Sohn, stund neben ihm, berieb das Bild mit Stückchen von Taffend, oder gestickten Zeugen, die man ihm zuwarf, und stellete selbige den Eigenthümern nachgehends wieder zu. Andere warfen ihm die Rosenkränze zu, welche die Banianen am Halse tragen, und an welchen sie ihre Gebethe abnesteln, imgleichen Corallen und Bernsteinschnüre, Obst und Bluhmen, welches alles er auf die vorige Weise heiligte. Dieses Bild heißt Morli Ram, das ist der Gott Morli, und soll der Bruder des auf dem Hauptaltare befindlichen seyn.

Gelbe Salbung der Benjanen.

Unter dem Haupteingange der Pagode, sitzt einer von den vornehmsten Braminen neben einer großen Kufe voll Wasser, darinnen man eine gewisse gelbe Materie zergehen läßt. Alle Banianen nun treten vor ihm hin, und lassen sich über die Stirne bis an die Nasenspitze herab, imgleichen auf die Arme und die Brust, gelbe Striche machen. An diesem Kennzeichen sieht man, wer sich im Ganges gebadet habe oder nicht; denn wer sich nur zu Hause mit Brunnenwasser gewaschen hat, der hält sich noch nicht für rein genug, noch im Stande, heilig zu essen. Zwar hat jedweder Stamm seine eigene Farbe zum Bestreichen; doch der zahlreichste hält es mit der gelben, und diese Salbung ertheilet auch, wie sie glauben, die größte Reinigkeit.

Schule von Raja Jessing gestiftet.

Ganz nahe an der Pagode an der Westseite, steht eine von dem Raja, Jessing, dem mächtigsten heidnischen Fürsten im ganzen Reiche, zu Erziehung der Kinder gestiftete Schule. Der Verfasser sah zween Söhne des besagten Fürsten darinnen. Ihre Lehrmeister waren Braminen, und lehreten sie eine von der Landessprache ganz unterschiedene, lesen und schreiben. Der Hof dieser Schule ist mit einem gedoppelten Gange umfasset. In dem untern Gange wurden besagte Prinzen und andere junge Herren unterrichtet. Es waren viele Braminen bey ihnen, welche allerley mathematische Figuren mit Kreide auf den Boden zeichneten. Sobald Tavernier hinein trat, ließen sie fragen, wer er sey? Als er sich für einen Franzosen ausgab, mußte er näher herbey kommen, und allerley Fragen von Europa, und absonderlich von Frankreich beantworten. Ein Bramin brachte zwo Weltkugeln herbey, die ihnen die Holländer verehret hatten. Tavernier erklärete die Namen der Länder, und zeigte, wo Frankreich liege. Nach einigem Gespräche, setzte man ihm Betel vor. Doch fragte er vor dem Abschiednehmen, zu welcher Stunde er die Schulpagode besehen könnte? Man hieß ihn des folgenden Tages kurz vor Aufgange der Sonne wieder kommen. Er stellte sich also zu bestimmter Zeit vor der Thüre dieser Pagode ein, welche gleichfalls ein Werk des Jessingo ist, und bey dem Eintritte, in dem Hofe zur linken Hand steht. Vor der Thüre war eine Art eines Ganges oder Vorhofes angebracht, der auf Pfeilern stund, und bereits mit einer großen Menge andächtiger Seelen angefüllet war. Hierauf traten acht Braminen mit dem Rauchfasse in der Hand, unter dem Schalle vieler Trommeln und anderer Instrumente an das Thor, und stelleten sich, an jedwede Seite desselbigen vier. Zween von den ältesten stimmten einen Gesang an. Das Volk sang mit, und die Instrumente spieleten dazu. Jedweder hatte einen Pfauenschwanz, oder einen andern

b) Ebendas. a. d. 367 und vorherg. S.

andern Windfächer in der Hand, um sich bis zu Oeffnung der Pagode die Fliegen zu wehren. Diese Musik und das Fächern währete länger, als eine halbe Stunde. Endlich klingelten die zween vornehmsten Braminen dreymal mit zwo großen Schellen, die sie in der linken Hand hielten, mit der rechten aber schlugen sie mit einem kleinen Hammer an die Thüre. Sogleich wurde selbige von sechs in der Pagode befindlichen Braminen geöffnet. Tavernier sah hierauf ungefähr acht Schritte weit von der Thüre ein großes Bild auf dem Altare stehen. Es trägt den Namen Ram Kam, und wird für die Schwester des Morli Ram ausgegeben. Zur Rechten hatte es ein Kind, in Gestalt des Cupido, neben sich, das die Banianen Lokemin nennen, und auf dem linken Arme ein Mägdchen, von ihnen Sita genannt. Sobald man die Thüre geöffnet, und einen großen Vorhang vor dem Bilde weggezogen hatte, fielen alle Anwesende zur Erde nieder, legten die Hände auf den Kopf, und berühreten dreymal den Boden. Hernach stunden sie wieder auf, und warfen den Braminen eine Menge Bluhmensträußer und Rosenkränze zu, welche von selbigen an das Bild gestrichen, und sodann einem jedweden das Seinige, zurück gegeben wurden. Vor dem Altare stund ein alter Bramin, und hielt eine Lampe mit neun brennenden Dachten in der Hand, worein er von einer Zeit zur andern ein gewisses Räucherwerk warf, und die Lampe ganz nahe an das Bild hielt. Nach Endigung aller dieser Gebräuche, welche eine Stunde lang währeten, ließ man das Volk nach Hause gehen, und die Pagode wurde verschlossen. Die Ram Kam hatte viel Reiß, Mehl, Butter, Oel und Milch verehret bekommen, welches alles die Braminen fleißig verwahreten. Weil das Bild eine Frau vorstellet: so wird sie absonderlich von den Frauenspersonen verehret, und als die Schutzgöttinn ihres Geschlechtes angesehen. Es hatte dem Jessing mehr als fünf Lackres Rupien, das ist nach unserer Münze sieben hundert und funfzig tausend Livres, theils an Geschenken für die Braminen, theils an Allmosen für die Armen gekostet, ehe er das Bild aus der großen Pagode wegnehmen, und in die von ihm erbauete, setzen durfte c).

Tavernier. 1665.

In eben dieser Straße, und der Schule gleich gegen über, steht noch eine andere Pagode, welche, gleich ihrem vornehmsten Götzen, den Namen Richurdas trägt. Doch hat man ihm noch ein kleineres Bild zugesellet, das seinen Bruder Gupaldas vorstellet, auch geringere Ehre empfängt. Von allen diesen Figuren sieht man nichts als das Gesicht, welches aus einem ungemein schwarzen Holze oder Steine besteht; nur ist der Moli Ram hiervon ausgenommen, welcher allezeit ganz nackend da steht. Die Ram Kam in des Jessings Pagode hat statt der Augäpfel zween Diamanten, die ihr der Prinz hat einsetzen lassen, nebst einer Schnur großer Perlen um den Hals, und einen Himmel auf vier silbernen Säulen über den Kopf.

Pagode des Richurdas.

Acht Tagereisen von Banaru, gerade gegen Norden, kömmt man in ein gebirgigtes Land, mit schönen, und zuweilen zwo bis drey Meilen langen Ebenen durchschnitten. Diese Thäler sind sehr fruchtbar an Getreyde, Reiß und Gemüse: allein die Einwohner können ihre Feldfrüchte kaum vor den wilden Elephanten erretten. Weil man in dieser Gegend keine Caravanseras findet: so müssen sich die Caravanen im freyen Felde lagern: sie würden aber nicht das geringste von ihren Lebensmitteln davon bringen, wenn sie nicht die ganze Nacht über, angezündete Feuer unterhielten, schössen, und ihre Musik erschallen ließen. In eben diesem Lande steht eine uralte und schöne Pagode, welche innen und außen

c) A. d. 367 und vorherg. S.

Tavernier. 1665.

Alte Jungfernpagode.

außen keine andere als weibliche Bilder hat. Daher wallfahrten auch wenige Mannspersonen dahin. Der Altar steht, gleichwie in allen Pagoden, in der Mitte, und auf solchem ein vier Schuh hohes ganz goldenes Bild einer stehenden Jungfer unter dem Namen Ram Marion. Zur Rechten hat sie ein silbernes zween Schuh hohes Bild eines Kindes neben sich. Die Benjanen erzählen, weil diese Jungfer ein sehr heiliges Leben führete, so habe man ihr ein Kind gebracht, und sie gebethen, selbiges zu unterweisen. Innerhalb einigen Jahren wäre es so weise geworden, daß alle Rajas und Fürsten es wegen seines hohen Verstandes beneidet hätten, und endlich wäre es von einem seiner Neider entführet worden, daß man nie erfahren habe, wohin es gekommen sey. Unten an dem Altare zur linken Hand des Bildes, steht das Bild eines alten Mannes, welcher der Ram Marion und dem Kinde vormals aufwartete, und hauptsächlich von den Braminen verehret wird. Man wallfahrtet des Jahres über nur einmal nach dieser Pagode, nämlich an dem Neumonde des Wintermonats, ungeachtet die Pagode vor dem Vollmonde nicht geöffnet wird. Diese vierzehn Tage über beobachten alle Pilgrime sowohl von einem, als von dem andern Geschlechte, ein strenges Fasten; sie baden sich alle Tage dreymal, und leiden kein einziges Haar am Leibe. Sie bringen es ohne große Mühe weg, indem sie den Ort nur mit einer gewissen Erde bereiben d).

Gräber zu Banaru.

Der Verfasser besah nebst Berniern eine fünf hundert Schritte weit von Banaru gegen Nordwest befindliche Moschee, wo viele muhammedanische Gräber, und darunter einige sehr schön gebauete, zu sehen sind. Die schönsten stehen zwar in einem ummauerten Garten: doch hat die Mauer einige Oeffnungen, durch welche man sie betrachten kann. Eines darunter besteht aus einem großen gemauerten Vierecke, das auf jeder Seite vierzig Schritte in die Länge hat. Mitten auf diesem Vierecke steht eine Säule, aus einem einzigen Stücke, vier und dreyßig bis fünf und dreyßig Schuhe hoch, und so dick, daß drey Männer sie kaum umklaftern konnten. Der Stein ist graulicht, und dermaßen hart, daß Tavernier nicht das geringste mit dem Messer davon abkratzen konnte. Die Säule läuft oben wie eine Pyramide zu; auf der Spitze steht eine große Kugel, unter der Kugel ist ein Kreis von ziemlich großen Kügelchen. Alle Seiten sind mit halberhabenen Bildern von allerley Thieren angefüllt. Einige alte Greise, welche den Garten bewachten, versicherten den Tavernier, dieses schöne Denkmaal wäre ehedessen weit höher gewesen, aber seit funfzig Jahren mehr als dreyßig Schuhe tief gesunken. Sie gaben es für das Grabmaal eines Königes von Butan aus, welcher dieses Land erobern wollen, aber darinnen gestorben wäre e).

Die zween Tage über, welche unsere Franzosen in Banaru zubrachten, regnete es unaufhörlich. Dem ungeachtet thaten sie ihrer Neugierigkeit ein Genüge, und setzten unter dem Schutze einer schriftlichen Erlaubniß vom Statthalter über den Ganges. Die Zölle werden hier mit ungemeiner Schärfe eingetrieben. Den 13ten reiseten sie zwey Cossen, bis nach Baterpur. Des folgenden Tages, acht bis nach Saoragi Sera, und den folgenden neun bis nach Momarki Sera. Nachdem sie den 15ten des Morgens zwey Cossen zurück geleget hatten, setzten sie durch einen Fluß, Namens Carnasar Su, und drey Cossen weiter durch den Saode Su, und zwar beydemal vermittelst einer Furth. Den 16ten kamen sie acht Cossen weit, bis nach Gurmabad, einem am Flusse Gudera Su gelegenen Flecken,

d) A. d. 368 S.

e) A. d. 61 S.

cken, darüber eine steinerne Brücke geht. Den 17ten kamen sie vier Cossen weiter, nach Saseron. Saseron ist eine Stadt unten am Gebirge, und am Ufer eines großen Teiches, in dessen Mitte eine kleine Insel mit einer schönen Moschee steht. Es liegt in selbiger ein ehemaliger Statthalter dieses Landes, der Nabab, Selim Kham, begraben. Die Brücke, auf welcher man in die Insel kömmt, ist von großen Werkstücken aufgeführet, auch oben damit beleget. An einer Seite des Teiches sieht man einen großen Garten, mit dem Grabmaale eines Sohnes vom Selim Kham, und seines Nachfolgers in der Statthalterschaft. Wer nach der Grube bey Sulmelpur reiset, der weicht hier von der Heerstraße nach Patna ab, und reiset gerade gegen Mittag über Ekberburg, und über die beschriebene Festung Rhodas f).

Tavernier. 1665.

Saseron.

Den 19ten betrug die Tagereise unserer beyden Reisenden neun Cossen, bis nach Deud Nagar Sera; und sie mußten in einem Schiffe über den Son Su setzen, welcher aus dem gegen Mittage gelegenen Gebirge herkömmt. Man bezahlet daselbst einen Waarenzoll. Des folgenden Tages erreicheten sie nach zurückgelegten zehn Cossen, Halva Sera, kamen von da den 20sten nach Aga Sera, das nur neun Cossen davon liegt, und hatten sodann noch zehn bis nach Patna, einer der größten indianischen Städte g).

Beschreibung der Stadt Patna.

Sie liegt an der Westseite des Ganges. Tavernier giebt ihr wenigstens zwey Cossen zur Länge. Doch sind die Häuser deswegen nicht schöner, als in den meisten indianischen Städten, das ist, sie sind nur mit Bambus oder mit Strohe gedecket. Die holländische Gesellschaft hat ein Lagerhaus zum Salpeterhandel daselbst angeleget, den sie in einem gewissen großen Dorfe, Namens Chupar, das gleichfalls an dem rechten Ufer des Ganges, und zehn Cossen oberhalb Patna liegt, reinigen läßt. Man lebet hier mit dermaßen vollkommener Freyheit in dieser Stadt, daß da Tavernier und Bernier bey ihrer Ankunft einigen Holländern begegneten, die von Chupar zurück kamen, sie auf öffentlicher Straße still hielten, und einige Flaschen Cyperwein mit einander ausleereten. Die acht Tage über, die sie in Patna zubrachten, wurden sie Zeugen einer gewissen Begebenheit, die ihnen ihre irrige Meynung benahm, als ob gewisse Laster bey den Muhammedanern ungestraft hingiengen. Ein Mimbaschi oder Oberster über tausend Reuter, wollte einen jungen Knaben, der in seinen Diensten stund, und seinen Anfällen schon öfters widerstanden hatte, misbrauchen. Er passete hierzu eine Gelegenheit auf dem Lande ab, da kein Widersetzen etwas half: allein, der junge Mensch passete seine Gelegenheit sich zu rächen, nicht weniger geschickt ab. Als er einstens mit seinem Herrn auf der Jagd war, und selbiger sonst niemand um sich hatte, legte er ihm den Kopf mit einem Säbelstreiche vor die Füße. Hernach rennete er spornstreichs in die Stadt, und schrie, er habe seinen Herrn entleibet, um sich wegen der schandbaren Beleidigung zu rächen. Gegen den Statthalter selbst, legte er eben dieses Geständniß ab, und wurde darauf ins Gefängniß gesetzet. Nachdem aber die Sache gehörig war untersuchet worden: so bekam er seine Freyheit. Zwar drangen die Angehörigen des Entleibten stark auf seine Bestrafung: allein, es unterstund sich kein Gericht, ihm etwas zu thun, aus Besorge, den gemeinen Mann, welcher seine That ungescheut gut hieß, in den Harnisch zu jagen.

Flüsse, die in den Ganges fallen.

Zu Patna nahmen beyde Reisende ein Schiff, und fuhren den Fluß nach Daca hinunter. Sie hätten zwar schon zu Halabas, oder doch wenigstens zu Banarn zu Schiffe gehen,

f) A. d. 69 S.

g) A. d. 70 S.

Tavernier. 1665.

gehen können, wenn der Fluß so viel Wasser gehabt hätte, als er währender Regenzeit zu haben pfleget: allein, so fanden sie ihn erst b[e]y Patna schiffbar, und kamen funfzehn Cossen weit bis nach Benoncur Sera, wo sie über Nacht blieben. Fünf Cossen oberhalb dieses Fleckens, fanden sie den Fluß Ponpon Su, der von Mittage herkömmt, und in den Ganges fällt. Den 30sten schifften sie siebenzehn Cossen bis nach Erija Sera. Den folgenden Tag, vier bis an den Raofluß, der gleichfalls vom Mittage herkömmt, und drey Cossen weiter hinab fanden sie den Chanon, der seinen Lauf aus Norden nimmt. Vier Cossen weiter trafen sie den Erguga an, der in Süden entspringt, und nach andern sechs Cossen, den Arkera, welcher von eben dieser Seite herfließt. Diesen ganzen Tag sahen sie gegen Süden große Gebirge, die bald funfzehn bald zwanzig Cossen weit vom Ganges entfernet lagen, und des Abends erreichten sie nach einer Tagereise von achtzehn Cossen Mongher *b*).

Stadt Mongher. 1666.

Als sie am neuen Jahrestage 1666, zwo Stunden lang geschiffet hatten, sahen sie einen großen Fluß, Namens Gandet, von Norden her in den Ganges fallen. Zu Lande rechnet man zwar von Mongher nach Zangira, nicht mehr als acht Cossen: weil aber der Ganges in diesem Striche viel Krümmen machet, so betrug dieser Weg sie zu Wasser wohl zwey und zwanzig Cossen. Den 2ten sahen sie von sechs Uhr Morgens, bis um ein Uhr, drey Flüsse in den Ganges fallen, welche sämmtlich ihren Weg aus Norden nehmen. Der erste heißt Ronovo; der zweyte Tak; und der dritte Chanan. Sie legten achtzehn Cossen bis an ihr Nachtlager zu Bakalpur zurück. Den 3ten fanden sie noch dreystündiger Schiffahrt den Ratare, einen gleichfalls von Norden laufenden Fluß. Die Nacht blieben sie zu Ponganget, einem Dorfe unten am Gebirge, das an den Ganges stößt, und bis dahin von Bakalpur achtzehn Cossen gerechnet werden. Unterhalb Pongangel sahen sie einen großen Fluß, Namens Martnadi, von Norden herkommen, und des Abends hielten sie nach zurückgelegten sechs Cossen, ihren Einzug in Ragi Mobol. Diese Stadt war ehedessen der Sitz der bengalischen Statthalter. Weil aber nachgehends der Fluß seinen Lauf änderte, und sich eine starke halbe Meile von der Stadtmauer entfernete: so bewog diese Ursache nebst der Nothwendigkeit den König von Arakan und die an der Mündung des Ganges herumschwärmenden portugiesischen Banditen im Zaume zu halten, den Statthalter und die vornehmsten Kaufleute von Ragi Mobol, daß sie nach Daca zogen, und dadurch die Handlung dieser Stadt in merkliche Aufnahme brachten.

Der IV Abschnitt.

Fernere Fortsetzung von Taverniers Reise.

Bernier trennet sich von dem Verfasser. Er schießt unter die Crocodile. Theilung des Ganges bey Jatrapur. Beschreibung von Daca. Freygebigkeit des Verfassers. Er erhält besondere Vorrechte. Straße von Daca nach Casambazar. Der große Mogol zeiget dem Tavernier seine Juweelen. Vorsicht dabey. Woraus sie bestehen. Zwo Reisen von Surata nach Golconda. Nachricht von verschiedenen Ostenschreiben des Schah Est Kams an Taverniern.

Bernier trennet sich von dem Verfasser.

Den 6ten Jänner, sechs Cossen von Ragi Mobol, in einem großen Flecken, Namens Donapur, mußte Tavernier zu seinem großen Leidwesen von seinem Reisegefährten scheiden,

b) Die Beschreibu[ng] der Städte Mongher und Ragi Mobol, ist nebst ihrem Risse im Xten Theile bey des Graafs Reise zu finden.

Tavernier. 1666.

scheiden, indem selbiger nach Casambazar, und von da nach Ugly reisen, folglich seinen Weg zu Lande nehmen mußte. Denn es verhindert eine vor der Stadt Suticki liegende Sandbank, daß man bey niedrigem Wasser diesen Weg nicht nehmen kann. Indem also Bernier seine Straße zu Lande fortsetzete: so fuhr Tavernier bis nach Tutipur, welches zwey Cossen von Ragi Mohol liegt, auf dem Ganges hinab. An diesem Orte, und zwar des folgenden Tages bey aufgehender Sonne, sah er zum erstenmale eine große Menge Crocodilen auf dem Sande liegen. Den ganzen Tag über, bis an den Flecken Acerat, der fünf und zwanzig Cossen von Tutipur liegt, sah er sie ohne Unterlaß in dermaßen großer Menge, daß ihm die Lust ankam, nach einem zu schießen, um zu sehen, ob es wahr sey, was man in Indien vorgiebt, als ob ihnen kein Büchsenschuß etwas schade? Der Schuß gerieth in den Kinnbacken, welcher zwar davon blutete, doch rettete sich das Thier nichtsdestoweniger ins Wasser. Des folgenden Tages sah er eine eben so große Menge dieser Thiere am Ufer des Flusses liegen, und schoß zwey davon, jedwedes mit drey Kugeln. Sobald sie sich getroffen fühleten, wendeten sie sich auf den Rücken, sperreten den Rachen auf, und verreckten auf der Stelle *i*). Tavernier legte siebenzehn Cossen zurück, und kam des Abends nach Duladia. Den 9ten machte er sechzehn bis Dampur, und fand um zwey Uhr Nachmittages einen Fluß, Namens Gativar, der von Norden herauskömmt. Den 10ten brachte er nach einer Tagereise von funfzehn Cossen, die Nacht an einem von allen Wohnungen entferneten Orte zu. Den folgenden Tag reisete er zwanzig Cossen, bis an die Stelle, wo sich der Ganges in drey Arme vertheilet, davon einer nach Daca führet. Er blieb in einem großen Dorfe, Namens Jatrapur, bey der Einfahrt in besagten Arm. Wer wenig Geräthe bey sich hat, kann von Jatrapur zu Lande gerade nach Daca reisen, und die vielen Krümmen des Flusses vermeiden. Tavernier setzte seine Schiffahrt weiter fort, fuhr den 12ten vor einem großen Flecken, Namens Bargamara, vorbey, und erreichete des Abends Kasiata, einen andern Flecken, eilf Cossen von Jatrapur. Den 13ten zu Mittage, sah er zwey Cossen von Daca, den Lakiafluß, der aus Nordost herkömmt. Gleich gegen der Spitze über, wo beyde Ströme sich vereinigen, steht an jedwedem Ufer des Ganges, eine mit vielem groben Geschütze besetzete Schanze. Eine halbe Cosse weiter erscheint ein anderer von Nordost herkommender Fluß, Namens Pangalu, mit einer schönen Brücke von Ziegelsteinen, und noch eine halbe Cosse weiter, abermals einer, Namens Cadamtali, gleichfalls mit einer Brücke von Ziegelsteinen. An beyden Seiten des Ganges stehen einige Thürme, in welche eine große Menge Menschenköpfe gleichsam eingemauert erscheinen. Tavernier erreichete diesen Abend Daca *k*).

Der Verfasser schießt unter Crocodile.

Theilung des Ganges bey Jatrapur.

Diese Stadt ist sehr groß, doch besteht diese Größe, weil jedermann am Ganges wohnen will, eigentlich nur in der Länge, und beträgt über zwey Cossen. Ueber dieses noch, gehen die Häuser von der ersten steinernen Brücke bis an die Stadt, in einem Striche weg: sie sind aber alle von einander abgerücket, und meistens von Zimmerleuten, welche Galeassen und andere Fahrzeuge bauen, bewohnet. Alle diese Häuser, ja wie der Verfasser saget, die zur Stadt selbst, gehörige, haben das Ansehen elender von Leimen und Bambus zusammengeflickter Hütten. Des Statthalters eigener Pallast ist nur ein hölzernes Gebäude, wiewohl selbiger in einem zu desselbigen Bezirke gehörigen Hofe Gezelte aufschlagen läßt, und sich gemeiniglich darunter aufhält. Die Engländer und Holländer hingegen, haben

Beschreibung der Stadt Daca.

X 3

i) A. d. 72 S.

k) A. d. 73 S.

Tavernier. 1656.

haben sich schöne Kaufhäuser gebauet, weil sie ihre Waaren in einem decanischen Gebäude nicht für sicher genug erachteten. Ferner steht eine sehr schöne, von Ziegelsteinen aufgeführte Kirche in der Stadt, welche die Augustiner im Besitze haben *l*). Tavernier meldet von den Galeassen, die zu Daca gebauet werden, man müsse über ihre Geschwindigkeit erstaunen. Einige sind ungemein lang, und haben auf jeder Seite bis funfzig Ruder: man stellet aber nicht mehr als zween Kerl an eines. Einige sind sehr prächtig ausgeschmücket, und es ist weder Gold noch Lasur an ihnen gesparet *m*).

Freygebigkeit des Verfassers.

Weil Tavernier mehr als einerley Handlung trieb: so hielt er bey seiner Ankunft zu Daca für nöthig, die Gewogenheit des Nababs zu gewinnen. Er besuchte ihn demnach ohne Verzug, und verehrete ihm eine gestickte und mit breiten goldenen spanischen Spitzen eingefaßte Decke, eine große Leibbinde, von eben dergleichen Gold- und Silberspitzen, und einen schönen Smaragdring. Diese Freygebigkeit wurde mit Höflichkeit vergolten. Der Nabab schickte ihm des Abends in das holländische Kaufhaus, darinnen er seine Wohnung genommen hatte, Granatäpfel, sinesische Pommeranzen, zwo persianische Melonen, und dreyerley Aepfel. Als Tavernier des folgenden Tages seine Waaren zeigte: so verehrete er des Nababs Sohne eine Uhr mit einem goldenen und geschmelzten Gehäuse, ein Paar mit Silber beschlagene Sackpuffer, und ein Fernglas. Sämmtliche Geschenke kamen ihm auf fünftausend Livres zu stehen *n*). Doch erholete er sich dafür, wie es scheint, an dem Preise seiner Waaren.

Erhält besondere Vorrechte.

Ueberdieses fertigte ihm der Nabab einen Paß aus, darinnen er ihn für seinen Hofjunker ausgab, und vermittelst dieser Eigenschaft in den Genuß einiger, in dem ganzen mogolischen Reiche damit verknüpften besondern Vorrechte setzte. Die Holländer riethen ihm, die Zahlung für seine Waaren in Wech[illegible]en nach Casambazar an[illegible]men. Denn, weil man zu Lande durch gewisse Mo[illegible]hen müßte, so fährt man [illegible]ver, in einem kleinen Schiffchen, den Ganges hinauf, bis an den Flecken Acerat, ungeachtet man dabey der Gefahr unterworfen ist, daß ein solches Schiffchen bey dem geringsten Sturme umschlagen kann: merken nun die Schiffleute viel baares Geld bey dem Reisenden, so fällt es ihnen nicht schwer, das ihrige zu diesem Unglücke unvermerkt beyzutragen, indem sie sich darauf verlassen, sie würden das Geld aus dem Grunde auffischen und für sich behalten können.

Den

l) Ebendaselbst. *m*) Ebendas.

n) A. d. 74 S. Tavernier rühmet sich an einem andern Orte, einer noch weit größern Freygebigkeit. Als ich nach Jehannabad kam, saget er, machte ich den 12ten des Herbstmonats 1665, dem Kaiser meine Aufwartung, und überreichte folgende Geschenke. 1. Einen Schild von Prinzmetall mit halb erhabener Arbeit, und sehr stark vergoldet, indem das Vergolden allein drey hundert species Ducaten kostete, welche damals ein tausend acht hundert Livres betrugen, der ganze Schild aber überhaupt, vier tausend drey hundert und acht und siebenzig Livres. In der Mitte war Curtius abgebildet, wie er sich in völliger Rüstung, und zu Pferde in den zu Rom eröffneten Abgrund stürzet. Der Umkreis des Schildes war eine natürliche Vorstellung der Belagerung von Rochelle. Es war ein Meisterstück von einem der größten Künstler in ganz Frankreich, und auf Befehl des Cardinals Richelieu, verfertigt worden. Alle um den Aurengzeb damals befindliche vornehme Herren bewunderten die Schönheit dieses Kunststückes, und sagten, man müßte es dem großen Elephanten, welcher das Reichspanier vor Seiner Majestät herträgt, anhängen. 2. Verehrete ich dem Kaiser einen Streitkolben von Bergcrystall, auf allen Seiten mit Rubinen, und Smaragden gezieret, welche in Gold gefasset, und in den Crystall hinein versetzet waren. Dieses Stück kostete mir drey tausend ein hundert und neunzehn Livres. Ferner einen türkischen Sattel, mit kleinen Rubinen Perlen und Smaragden verbrämet, der mir zwey tausend

Tavernier. 1666.

Den 29sten reisete Tavernier ab, und alle Holländer begleiteten ihn zwo Meilen weit, in ihren bewaffneten Schiffchen. Er hatte vierzehn Tage dazu nöthig, bis er den Strom hinauf, nach dem Flecken Acerat kam. Hier ließ er seine Bedienten und Waaren in dem Schiffe, und fuhr auf einem Kahne in das Dorf Mirdapur. Den 12ten des Hornungs versah er sich zwar mit einem Pferde für seine eigene Person, weil er aber keins für sein Geräth auftreiben konnte, so mußte er selbiges durch zwey Weiber tragen lassen. Eben an diesem Tage des Abends kam er glücklich nach Casambazar, wo ihn der Oberkaufmann aller holländischen Waarenlager in Bengalen, Namens Wachtendonk, sehr höflich empfing. Des folgenden Tages erfuhr er, seine Waaren, und dabey zurück gelassenen Leute, wären entweder wegen heftigen Windes, oder wegen Untreue der Schiffleute, in große Gefahr gekommen. Dieses Schrecken war gleichsam der Vorbothe eines andern Unglücks, das er gar nicht vermuthet hatte. Die Holländer hatten ihm ein Paleky gelehnt, darinnen er den 15ten nach Madezon Barsaki, einem großen drey Cossen von Casambazar gelegenen Flecken reisete, und das Geld für seine Wechselbriefe einzustreichen verhoffte. Allein, der Verwalter des Nababs schützete einen erst gestern Abends erhaltenen Befehl vor, welcher ihm die Auszahlung untersaget habe. Diese verdrießliche Nachricht wurde nachgehends durch ein Schreiben des Nababs selbst, des mehrern erläutert, indem selbiger sich über Vervortheilung in dem getroffenen Handel, absonderlich wegen einer Perl von außerordentlicher Größe beschwerete, und von dem bewilligten Kaufschillinge zwanzigtausend Rupien abkürzen wollte. Diesen Argwohn hatte man ihm bey Hofe in den Kopf gesetzet, weil Tavernier seiner vielen Geschenke ungeachtet, dennoch das Unglück hatte, daß die drey Juwelierer, welche kraft ihres Amtes alle dem Kaiser angebothene Juwelen schätzeten, nicht mit ihm zufrieden waren. Ueber dieses erboth sich der Nabab, alle erkaufte Waaren zurück zu geben, wenn Tavernier diese Abkürzung nicht bewilligen wollte. Die holländischen Befehlshaber stelleten zwar vor: „Tavernier sey für einen ehrlichen Mann bekannt; es bringe „sonst niemand dergleichen außerordentliche Seltenheiten aus Europa nach Indien, als er; „wollte man nun auf solche Weise mit ihm verfahren, so werde er nicht nur ein andermal „wegbleiben, sondern auch andern, die außerdem seinem Beyspiele gefolget wären, die „Lust zur Reise nach Indien vergehen.„ Doch dieses alles half nicht das geringste. Der

Straße von Daca nach Casambazar.

Unfall des Verfassers.

Nabab

tausend acht hundert und zwey und neunzig Livres kostete. Ferner noch einen Sattel mit der Schabracke, alles mit Gold und Silber gestickt, und ein tausend sieben hundert und dreyßig Livres werth war. Dem Nabab Chiafer Kam, des großen Mogols Oheime verehrte ich: 1. einen Schreibtisch, aus neunzehn Stücken bestehend, alles mit Steinen von allerley Farben, welche Bluhmen und Vögel vorstelleten, eingelegt. Dieses Stück war zu Florenz verfertigt worden, und kostete zwey tausend ein hundert und funfzig Livres. 2. Einen Ring mit einem vollkommen schönen Rubine, welcher auf ein tausend drey hundert Livres zu stehen kam. Dem Großschatzmeister gab ich eine goldene mit kleinen Smaragden besetzte Uhr, sieben hundert und zwanzig Livres am Werthe. Den Thorhütern des kaiserlichen Schatzes, und den Zahlmeistern, zwey hundert Rupien. Dem Verschnittenen der großen Begum, Schwester des Aurengzebs, eine Uhr mit einem Gemälde, für zwey hundert und sechzig Livres. Mit einem Worte, was ich zum Anfange verschenkete, belief sich zusammen auf drey und zwanzig tausend ein hundert und sieben und achtzig Livres. Um diesen Bericht wahrscheinlich zu machen, saget er: wer seine Angelegenheiten bey Hofe durchtreiben wollte, es wäre nun in der Türkey oder in Persien und Indien, der müßte vor allen Dingen Geschenke in Bereitschaft haben, und über dieses für die Hofbedienten, mit denen er etwan zu thun haben möchte, den Beutel beynahe ohne Unterlaß offen halten. A. d. 81 und vorherg. S.

Tavernier. 1666.

Nabab hielt es für ein Glück, daß er noch eben zu rechter Zeit, und ehe seine Wechselbriefe bezahlet waren, gewarnet worden sey; und blieb folglich bey seinem Kopfe, und Tavernier mußte endlich einen Abschlag von zehntausend Rupien bewilligen. Hieraus nun läßt sich ermessen, was für erstaunlicher Gewinn bey diesem Handel seyn müsse, indem er dieses ansehnlichen Verlustes, und seines unaufhörlichen Schenkens ungeachtet, dennoch ein reicher Mann dabey wurde. Unterdessen stellet er denen, die mit den morgenländischen Fürsten zu thun haben, sein Beyspiel als einen Bewegungsgrund zur Vorsichtigkeit vor o).

Als er diese Unbilligkeit verschmerzet hatte: so reisete er den 17ten in einer vierzehnruderigten Barke, die ihm die Holländer lehneten, nach Ugly ab. Die beyden ersten Nächte, schlief er auf dem Wasser. Den 19ten blieb er in einem großen Flecken, Namens Nandi, bis an welchen die Fluth steigt. Der heftige Wind nebst dem hohen Wasser, nöthigte die Schiffleute, ihre Barke ans Land zu ziehen. Den 20sten kam er nach Ugly p), und wurde von den Holländern auf das beste empfangen. „Sie waren, saget er, soviel die „Eßwaaren betrifft, mit den allerschönsten europäischen Gartengewächsen versorget; sie hatten allerley Gattungen Salat, Kohl, Spargel, Erbsen, absonderlich aber Bohnen, dazu der Saamen aus Japan kömmt. Doch hatten die Artischocken bisher noch nicht fortkommen wollen„ q).

Der große Mogol zeiget dem Tavernier seine Juwelen.

Den 5ten März reisete Tavernier nach Casambazar zurück, und begab sich von da auf den Weg nach Jehannabad. Vermuthlich nahm er den vorigen; denn er bringt von dieser ganzen Reise überhaupt gar keine Umstände bey. Doch, da er sich an die Ordnung seiner Reisen gar nicht zu binden pfleget: so liest man in einem andern Theile seiner Reisebeschreibung r), als er sich nach dem Pallaste begeben, und vom Kaiser Abschied nehmen wollen, habe ihm selbiger sagen lassen, er wolle ihm vor seiner Abreise seine Juwelen zeigen. Er wurde wirklich des folgenden Tages in aller Frühe nach Hofe abgeholet. Die beyden Juwelenbeschauer stelleten ihn Seiner Majestät vor, und führeten ihn nachgehends in ein kleines Gemach, das an den Saal stößt, wo der Kaiser auf seinem Throne saß, und von solchem alles sehen konnte, was sie machten.

Vorsicht dabey.

Der Großmeister vom Juwelenschatze, Akel Kham, war schon in diesem Gemache, und befahl vier Verschnittenen vom Hofe, die Juwelen herbey zu holen. Dieses geschah hierauf in zwo großen mit Gold lakirten hölzernen Schüsseln. Ueber solche waren zween kleine besonders dazu gemachte Teppiche gedecket, einer von rothem, der andere von grünem gestickten Sammet. Hierauf wurden die Teppiche abgenommen, die Juwelen dreymal gezählet, und von dreyen Schreibern aufgezeichnet. Die Indianer beobachten alle diese Weitläuftigkeiten mit ungemeiner Geduld und Vorsichtigkeit; und wenn sich jemand in ihrer Gegenwart übereilet oder ärgert, so sehen sie ihn an, ohne ein Wort zu sprechen, und lachen über sein hitziges Wesen, als über eine Thorheit s).

Woraus sie bestehen.

Das erste Stück, welches Akel Kham dem Tavernier in die Hände gab, war ein großer Diamant, und zwar eine runde Rose, auch an einer Seite sehr dick. An der untern Schärfe ist ein kleines Feld, und in solchem ein kleines Federchen. Er hat sehr schönes Wasser,

o) A. d. 77 u. f. S.

p) Die Franzosen hatten damals noch kein Kaufhaus an diesem Orte. Siehe die Nachrichten des Graafs und Luillier im Xten Theile.

q) A. d. 76 S.

r) In eben dem Bande a. d. 226 S.

s) Ebendas. a. d. 227 S.

t) Ein Ratio ist sieben achtel Carat.

Tavernier. 1666.

Wasser, und wiegt dreyhundert neunzehn und eine halbe Ratis, welche zweyhundert und achtzig Carat betragen t). Er wurde dem Kaiser von dem Mirdgmola verehret, als solcher wegen einer an seinem Herrn, dem Könige von Golkonda, begangenen Untreue, Schutz bey ihm suchte u). Der Stein war damals roh, wog neunhundert Ratis, das ist siebenhundert sieben und achtzig und einen halben Carat, und hatte unterschiedliche Federn. In Europa würde man ganz anders mit ihm umgegangen seyn, das ist man würde nur einige ansehnliche Stücke abgeschnitten, und ihm auf diese Weise ein größeres Gewicht gelassen haben. Schah Jehan ließ ihn durch einen damals am Hofe lebenden Venetianer, Namens Hortensio Borgis schneiden: der Mann verstund aber das Werk sehr schlecht, daher wurde er auch schlecht dafür belohnet; man warf ihm vor, er habe den schönen Stein verdorben, und zu leicht gemachet: ja Tavernier setzet noch hinzu, er hätte ohne des Kaisers Schaden ein hübsches Stück für sich selbst davon nehmen und behalten können x). Er bekam demnach nicht mehr als zehntausend Rupien für seine Arbeit.

Nachdem der Verfasser diesen schönen Diamant zur Gnüge betrachtet, und dem Akel Kham wieder zugestellet hatte, sah er einen andern, in Gestalt einer Birn, sehr schön geschliffen, und von schönem Wasser, nebst drey Tafelsteinen; zween davor waren rein, der dritte hatte schwarze Pünctchen. Jedweder wog fünf und funfzig bis sechzig Ratis, und die Birn zwey und sechzig und ein halbes. Hernach zeigete man ihm ein Kleinod von zwölf Diamanten, jedweder war funfzehn bis sechzehn Ratis schwer, sämmtlich aber zu Rosen geschnitten. Der mittelste ist eine herzförmige Rose, hat schönes Wasser, aber drey kleine Federchen, und mag fünf und dreyßig bis vierzig Ratis wiegen. Noch zeigete man ihm ein Kleinod von siebenzehn Diamanten, halb Tafel- halb Rosensteine. Der größte wiegt nicht über sieben bis acht Ratis, nur den mittelsten ausgenommen, welcher sechzehn wiegen mag. Alle diese Steine haben das allerschönste Wasser, sind rein, von schöner Form, und mit einem Worte, die schönsten, die man finden kann.

Zwo große birnähnliche Perlen, eine von etwa siebenzig Ratis, auf beyden Seiten etwas platt, von schönem Wasser und guter Gestalt. Eine Knopfperle, von fünf und funfzig bis sechzig Ratis, ebenfalls von trefflichem Wasser und schöner Form. Eine runde Perle, so schön als möglich, an einer Seite etwas platt, und sechs und funfzig Ratis schwer. Diese wurde dem großen Mogol von dem persischen Könige, Schah Abas dem Zweyten verehret, drey andere runde Perlen, jedwede von fünf und zwanzig bis acht und zwanzig Ratis, aber mit etwas gelblichtem Wasser. Eine vollkommen runde Perle, sechs und dreyßig und einen halben Ratis schwer, mit sehr lebhaftem weißen und höchstvollkommenem Wasser. Dieses einige Kleinod hatte Aurengzeb aus Verwunderung über die große Schönheit desselbigen gekaufet. Alle übrige hatten theils seinem ältesten Bruder, dem Dara Schah gehöret, und waren ihm, als selbiger seinen Kopf hergeben mußte, zugefallen; theils hatte er sie seit seiner Regierung verehret bekommen. Die Juwelen gefielen ihm nicht so wohl, als Gold und Silber y).

Akel

u) Bernier nennet ihn besser den Emir Jemla, aus welchem Namen das verderbene Wort Mirgimola, entstanden zu seyn scheint. Man sehe Taverniers Reise nach der Diamantgrube im Xten Theile.

x) A. d. 227 S.

y) A. d. 77 und 118 S.

Tavernier. 1666.

Akel Kan fuhr immer fort, dem Tavernier ein Stück nach dem andern in die Hand zu geben, und ließ ihm jederzeit hinlängliche Zeit zur Besichtigung. Voritzt folgten zwey vollkommen runde und einander ganz ähnliche Perlen; jede wog fünf und zwanzig und ein Vierthel Ratis. Eine spielet etwas gelblicht, aber die andere hat eine sehr lebhafte, ja das schönste Wasser, das in der Welt seyn kann. Zwar besitzt der arabische Fürst, welcher den Portugiesen Mascate wegnahm, eine Perle, die man für die schönste in der ganzen Welt hält: allein, ob sie gleich vollkommen rund ist, auch eine dermaßen glänzende Weiße hat, daß sie deswegen gleichsam durchsichtig scheint, so wiegt sie doch nicht mehr als vierzehn Carat. Es sind wenige Monarchen in Asien, welche besagtem Fürsten nicht angelegen hätten, er möchte ihnen diese Seltenheit verkaufen z).

Tavernier bewunderte insonderheit auch zwo Schnüre, eine von Perlen und Rubinen, die allerley Gestalt hatten, aber wie Perlen durchbohret waren; die andere von Perlen und runden durchbohreten Smaragden. Sämmtliche Perlen haben verschiedenes Wasser, und jede wiegt zehn bis zwölf Ratis. Mitten an der Rubinenschnur hängt ein großer Smaragd aus der alten Grube, er ist nach dem Quadranten geschnitten, auch hoch an Farbe, hat aber einige Federchen. Er wiegt ungefähr dreyßig Ratis. Mitten an der Smaragdenkette hängt ein morgenländischer Amethyst. Es ist ein länglichtes Tafelstück von etwa vierzehn Ratis am Gewichte, und vollkommener Schönheit.

Ein blasser ungeschnittener Rubin, von schöner Farbe und oben durchbohret, wiegt siebenzehn Mescals, davon drey ein Loth machen. Noch ein dergleichen Rubin, von trefflicher Farbe, aber mit einigen Federchen, und oben durchbohret, wiegt zwölf Mescals. Ein morgenländischer Topas von sehr hoher Farbe, zu acht Flächen geschnitten, wiegt sechs Mescals, hat aber auf einer Seite ein kleines weißes Wölkchen.

Also waren die kostbaresten Edelgesteine des Mogols beschaffen. Tavernier rühmet die Erlaubniß, daß er solch besehen und in die Hand nehmen durfte, als eine solche Gunstbezeugung, die noch keinem einigen Europäer wiederfahren sey a).

Zwo Reisen von Surata nach Golkonda.

Er giebt sodann Nachricht von zwoen Reisen, die er im Jahre 1645 von Surata nach Golkonda vorgenommen habe, und welche wegen des Vortheiles, den die Erdbeschreiber

z) Ebendaselbst.

a) A. d. 229 S.

b) Tavernier reisete den 9ten Jänner aus Surata ab, und legte den ersten Tag drey Cossen bis nach Cambari zurück.

Von Cambari nach Barnoli	neun Cossen.
Von Barnoli nach Beara	zwölf —
Von Beara nach Navapur	sechzehn —
Von Navapur nach Rinkula	achtzehn —
Von Rinkula nach Pipelnar	acht —
Von Pipelnar nach Nimpur	siebenzehn —
Von Nimpur nach Patan	vierzehn —
Von Patan nach Secura	vierzehn —
Von Secura nach Bakela	zehn —
Von Bakela nach Diagon	zehn —
Von Diagon nach Doltabat	zehn —
Von Doltabad nach Aurengabad	vier —
Von Aurengabad nach Pipeli	acht Cossen.
Von Pipeli nach Aulear	zwölf —
Von Aulear nach Guismner	zehn —
Von Guismner nach Asli	zwölf —
Von Asli nach Sarver	sechzehn —
Von Sarver nach Lesona	sechzehn —
Von Lesona nach Nadur	zwölf —
Von Nadur nach Patonta	neun —
Von Patonta nach Rakmi	zehn —
Von Rakmi nach Satapur	zehn —
Von Satapur nach Sitanaga	zwölf —
Von Sitanaga nach Satanagar	zehn —
Von Satanagar nach Melvari	sechzehn —
Von Melvari nach Girballi	zwölf —
Von Girballi nach Golkonda	vierzehn —

Diese Straße beträgt drey hundert und vier und zwanzig Cossen, welche der Verfasser in sieben und

Tavernier. 1666.

der davon haben können, in einer Anmerkung Platz verdienen *b*). Uebrigens bringen wir hiemit die Merkwürdigkeiten bey, welche der Verfasser von einigen an dieser Straße liegenden Orten anführet.

Nachricht von allerley Orten.

Doltabad ist eine der besten Festungen im ganzen mogolschen Reiche. Sie liegt auf einem steilen Felsen, und es kann nicht mehr als ein einziges Pferd oder Kameel auf einmal auf dem Wege, den man im Felsen angebracht hat, fortkommen. Die Stadt liegt unten am Berge, und hat eine gute Ringmauer. Als die Könige von Visapur und Golkonda, das mogolsche Joch abwarfen: so gieng dieser wichtige Platz verlohren, wurde aber unter des Schah Jehan Regierung auf eine sehr listige Weise wieder gewonnen. Er ist mit grobem Geschütze wohl versehen, worüber gemeiniglich Engländer oder Holländer die Aufsicht haben.

Aurengabad war ehemals nur ein Dorf, Aurengzeb aber machte es, zum Angedenken seiner daselbst verstorbenen ersten Gemahlinn, zu einer Stadt. Denn sie war ihm desto werther gewesen, weil alle seine Kinder von ihr herkamen. Sie liegt am Ufer eines Sees, der zwen Cossen im Umkreise hat, und bis an die Häuser der Stadt geht. Das Grabmaal der Kaiserinn nebst der daben befindlichen Moschee und einer schönen Caravansera, hat unsägliches Geld gekostet; indem man den weißen Marmor, damit bende Gebäude über und über bekleidet sind, bis von Lahor auf der Achse herben schaffen mußte, und dieser Weg allezeit vier Monate Zeit kostete. Dem Tavernier begegneten einstens nicht weit von Aurengabad mehr als dreyhundert Wägen mit dergleichen Marmor beladen, und war der kleineste darunter, wenigstens mit zwölf Ochsen bespannet *c*).

Bey **Nadur** setzet man über einen in den Ganges fallenden Fluß, wozu man eine schriftliche Erlaubniß vom Statthalter erwarten, und noch dazu für jedwede Fuhre, vier Rupien Fährgeld bezahlen muß.

Zu **Saranagar** kömmt man in des Königes von Golkonda Gebiethe. **Ennek Tenke** ist eine gute Festung, welche ihren Namen von zwo indianischen Prinzeßinnen hat. Sie liegt auf einem von allen Seiten steilen Felsen, den man sonst nirgend als auf der einigen Ostseite, vermittelst eines schmalen Steiges, betreten kann. In dem Bezirke der Festung

 ist

und zwanzig Tagen reisete. Im 1653sten Jahre nahm er einen andern Weg von Pipelnar aus: er bemerket aber die Anzahl der Cossen zwischen Pipelnar und Birgam nicht, den 12ten März.

Den 13ten März von Birgam nach Omberat.
Den 14ten — von Omberat nach Ennek Tenke.
Den 15ten — von Ennek Tenke nach Cherul.
Den 16ten — von Cherul nach Lazur.
Den 17ten — von Lazur nach Aurengabad.
Den 18ten — von Aurengabad nach Pipelgan oder Pipely.
Den 19ten — von Pipelgan nach Ember.
Den 20ten — von Ember nach Degan.
Den 21ten — von Degan nach Parris.
Den 22ten März von Parris nach Bargan.
Den 23ten — von Bargan nach Palam.
Den 24ten — von Palam nach Kandear.
Den 25ten — von Kandear nach Gargan.
Den 26ten — von Gargan nach Naguni.
Den 27ten — von Naguni nach Indov.
Den 28ten — von Indov nach Indelvahi.
Den 29ten — von Indelvahi nach Regivali.
Den 30ten — von Regivali nach Masapkipet.
Den 31ten von Masapkipet nach Mirel Molakipet.
Den 1sten April nach Golkonda.

Von Agra nach Golkonda geht man über Brampur, und von Brampur nach Doltabad, das nur fünf bis sechs Tagereisen davon liegt.

c) A. d. 83 S.

Tavernier. 1666.

ist ein Teich nebst so vielem Ackerfelde, daß fünf bis sechshundert Personen von dem Anbaue leben können, vorhanden.

Vor Lazur fließt ein Fluß vorbey, von dessen östlichem Ufer eine der größten Pagoden im ganzen Lande nur etwa einen Stückschuß weit entfernet liegt. Es wird ohne Unterlaß dahin gewallfarthet.

Candear ist eine große Festung, wird aber von einem andern Berge bestrichen.

Zwischen Indelvahi und Regiwali setzet man über einen kleinen Fluß, welcher das mogolsche und golkondische Gebieth von einander scheidet d).

Schreiben des Schah Est Kams, an den Tavernier.

Zu einer von besagten Reisen erhielt Tavernier von des Mogols Oheime, dem Nabab Schah Est Kham einen Paß und einige Schreiben, welche ihm diejenige Eigenschaft beylegen, die er durch den Titel eines Hofjunkers ausdrücket, obgleich der Paß selbst nur von einem Bedienten redet. Wir wollen einige von diesen Schreiben hieher setzen, und zwar aus eben der Ursache, aus welcher Tavernier sie alle mit einander hergebracht hat, nämlich damit man die Schreibart und Einrichtung dieser morgenländischen Gnadenbezeugungen daraus ersehen möge e).

Als er nach Aurengabad kam, dahin die letzten Schreiben des Nababs ihn beriefen: so war der Nabab mit seinem Heere bereits nach Decan aufgebrochen, und belagerte Supar, eine dem beschriebenen Sevagi zugehörige Stadt. Er begab sich also in das Lager, und der Nabab kaufte ihm alles ab, was er mitgebracht hatte. Er schickte dem Tavernier alle Tage vier Schüsseln mit viererley Speisen, und vier Schüsseln voll Obst und Zuckerwerk, welches alles seinen Bedienten zu gute kam; indem er selten die Freyheit hatte in seinem Zelte zu speisen. Es befanden sich ein halb Dutzend heidnischer Fürsten mit dem Heere, welche ihn wechselsweise zu Gaste bathen; indem aber ihre Speisen mit einer erstaunlichen Menge Pfeffer, Ingwer und andern Gewürzes zugerichtet waren, so fand er

d) A. d. 85 S.

e) Antwort des Scha Est Kams, auf des Verfassers Ansuchen. Gott ist groß! dem Günstlinge des Glückes, und Unterstützer der Tugend, Herrn Tavernier, dem Franzosen, meinem lieben Freunde! Wisset, daß ich euren Brief erhalten habe, darinnen ihr meldet, ihr wäret zu Surata angelanget, und hättet dasjenige mitgebracht, was ich befohlen hatte. Ich habe alles, was ihr schreibet, wohl überlegt, und es mir gefallen lassen. So bald ihr demnach gegenwärtiges Schreiben erhaltet, so sollet ihr euch nebst allem, was ihr mitgebracht habet, zu mir verfügen, auch gewiß glauben, daß ich euch alle mögliche Vortheile zuwenden werde. Ueber dieses sende ich euch den verlangten Reisepaß. Je eher ihr kommet desto besser ist es. Was wäre es nöthig, noch mehr zu schreiben! Gegeben den 11ten des Monats Chuwal, im 1067sten Jahre des Mahomets.

Das folgende war von des Nababs eigener Hand.

Auserwählter meiner werthen Freunde! Eure Bittschrift habe ich erhalten. Gott segne euch dafür und belohne euch, daß ihr euer Versprechen erfüllet habet. Ihr müsset geschwind kommen und sollet versichert seyn, daß ihr großes Vergnügen und Vortheil bey mir genießen werdet.

Rings um das Siegel stund; der Fürst der Fürsten. Des Kaisers und Länderbezwingers Aurengzebs Diener.

2. Schreiben. Gott ist groß! dem erfahrensten unter den Ingenieurs, dem Kerne verständiger Männer, Herrn Tavernier, dem Franzosen! Wisset, daß ich euch unter meine werthesten Günstlinge rechne. Ich hatte euch geschrieben, ihr solltet nach Jehannabad kommen, und die Seltenheiten, die ihr für mich mitgebracht habet, dahin bringen. Izt aber bin ich durch Gunst und Gnade des Kaisers sein Unterkönig und Statthalter des Königreichs Decan geworden, habe mich auch den [illegible] des Monats Chuwal auf den Weg dahin begeben. Also ist es nicht nöthig, daß ihr nach Jehannabad reiset, sondern trachtet, so bald als möglich

nach

bey diesem Schmausen schlechtes Vergnügen. Während seines Aufenthaltes im Lager, ließ der Nabab eine Mine springen, welche den Einwohnern der Stadt Chupar etwas dermaßen unerhöretes war, daß sie sich vor Schrecken ergaben. Weil die beyderseits streifenden Parteyen die Gegend sehr unsicher machten: so bath Tavernier, man möchte ihm sein Geld zu Doltabad auszahlen lassen. Der Nabab bewilligte es sehr gern, und gleich den folgenden Tag nach seiner Ankunft an besagtem Orte, wurde er mit solcher Richtigkeit befriediget, daß er viel Rühmens davon machet *f*). Tavernier. 1666.

Der V Abschnitt.

Taverniers Reise von Surata nach Goa.

Weg zu Lande dahin. Schicksal eines englischen Schiffes. Mengrela, ein schöner Flecken. Urtheil des Verfassers von Goa. Unterkönig Mascarenhas. Taverniers Unterredung mit dem Ketzerrichter. Geschichte des du Bellon und St. Amand. Tavernier wird in des du Bellon Sache mit verwickelt. Geschichte des Des-Marets. Entdeckung einer unbekannten Bay.

Zwo Reisen, welche der Verfasser von Surata nach Goa that, eine im Jahr 1641, die andere im Jahre 1648, geben ihm Gelegenheit, den Weg zu Lande dahin zu beschreiben *g*). Er ist an sich selbst sehr schlimm, absonderlich von Daman bis nach Rejapur. Daher machen ihn auch die Reisenden meistentheils zur See in einer solchen Ruderbarke, die den Namen Almadias tragen, und die Küste selten aus dem Gesichte lassen. Hingegen steht man bey dieser wiewohl kurzen Schiffahrt in Gefahr, in die Hände der Malabaren zu verfallen, welche vom Seerauben ihr Handwerk machen, und die Christen bis auf den Tod hassen. Tavernier sah einen Carmeliter, den sie um sein Lösegeld desto geschwinder auszupressen, dermaßen gepeiniget hatten, daß er Zeit Lebens an einem Arme und einem Beine Weg zu Lande nach Goa.

nach Brampur zu kommen, da ich mit Gottes Hülfe vor Ablauf zweener Monate seyn werde. Ich hoffe, ihr werdet thun, was ich euch schreibe.

3. Schreiben. Gott ist groß! dem werthesten unter meinen Günstlingen, Herrn Tavernier dem Franzosen! Wisset, daß ihr mir stark in dem Gedächtnisse lieget. Euer Schreiben habe ich wohl erhalten. Auch habe ich es von Wort zu Wort mit Bedacht durchgelesen. Ihr schreibet, der Regen und das schlimme Wetter verhinderten eure Reise, ihr wollet aber nach Endigung des Winters zu mir kommen. Nun da das Regenwetter vorbey ist, und ich in fünf und zwanzig oder sechs und zwanzig Tagen hoffentlich zu Aurengabad seyn werde, so wendet Fleiß an, zu mir dahin zu kommen. Ich hoffe, ihr werdet es nicht unterlassen.

Das folgende war von des Nababs eigener Hand

Lieber Freund, unterlasset nicht, zu thun, was ich euch geschrieben habe.

Antwort des Taverniers in gleicher Schreibart. Derjenige, welcher Gott für eure Hoheit, und für das Wachsthum eurer Größe und Wohlergehens anflehet, Johann Baptist Tavernier der Franzose, überreichet eurer milden Gnade dieses Bittschreiben, euch dem Statthalter des Kaisers, welcher als ein Anverwandter Seiner Majestät alle dero Zepter unterworfene Königreiche regieret, und die wichtigsten Geschäffte des Reiches in seinen Händen hat, dem unüberwindlichen Fürsten Scha Est Kam, welchen Gott behüten wolle!

Ich habe die Ehre des Befehles erhalten, damit Eure Hoheit das Glück dero geringsten Dieners zu vergrößern, geruhete. Einen schönen guten Tag dem Herrn Nabab, dem Fürsten der Fürsten! Ich hatte vor einigen Tagen die Ehre gehabt, euch durch einen Läufer von der Hofstaat Eurer Hoheit zu schreiben, daß ich nicht unterlassen wollte, u. s. w. Nun da ihr befehlet, ich sollte nach Aurengabad kommen, will ich diesem Befehle nachleben. Gegeben den 1 ten des Monats Saga.

f) A. d. 23; S.

g) Hier zählet man die Entfernungen nach Goa, davon

Tavernier. 1666.

Schicksal eines englischen Schiffes.

ne lahm blieb. Er erzählet, es sey ein gewisser engländischer Schiffshauptmann, Namens Clarke auf seiner Reise von Bantan nach Surata unter eine ganze Flotte von fünf und zwanzig bis dreyßig malabarischen Räuberbarken gerathen, und von ihnen hitzig angegriffen worden. Weil er nun ihrer ersten Wuth unmöglich widerstehen konnte: so legte er Feuer an einige Pulverfässer, die er zu diesem Ende unter das Verdeck gebracht hatte, und schickte damit eine große Menge Seeräuber, die bereits geentert hatten, in die Luft. Weil aber die übrigen nur desto toller wurden: so ließ Clarke, der keinen andern Rath mehr wußte, alle seine Leute in beyde Schaluppen steigen, er selbst gieng ganz allein nach seiner Cajüte, und legte einen langen Zunder bis an die Pulverkammer. Als nun die Seeräuber von allen Seiten ins Schiff kletterten, ließ er diese Gattung einer Mine auffliegen; gleichwohl gab ihm sein unverzagtes Gemüth und seine Geschicklichkeit noch Mittel an die Hand, daß er ins Wasser springen, und seine beyden Schaluppen erreichen konnte, da hingegen seine Feinde unter entsetzlichem Gekrache, lauter entsetzliche Luftsprünge machten. Doch blieben ihrer noch so viel übrig, daß sie die Schaluppen, darinnen ungefähr vierzig Engländer waren, anhalten konnten. Tavernier frühstückte eben bey dem Präsidenten zu Surata, Namens Fremelin, als der Hauptmann Clarke selbigem wissen ließ, er sey mit seinem ganzen Schiffsvolke des Samorins Leibeigener geworden. Der Samorin selbst wollte ihn in der Seeräuber Händen nicht lassen, weil mehr als zwölfhundert Frauen, die ihre Männer in diesem Gefechte eingebüßet hatten, durchaus verlangeten, man sollte die Engländer dagegen wieder hinrichten. Unterdessen stellete er sie dennoch zufrieden, als er einer jedweden zwey Piaster zu schaffen versprach, welches ohne das Lösegeld, von viertausend Thalern, noch über zweytausend und vierhundert Thaler betrug. Der Präsident zahlete das Geld in aller Eile aus, und Tavernier sah die Gefangenen sämmtlich ankommen; einige waren gesund, andere krank und elend *b*).

Mengrela, ein kleiner Flecken.

Mengrela, welches nur noch vier Gos oder sechzehn französische Meilen von Goa liegt, ist ein großer Flecken im Visapurschen Gebiethe, eine halbe Meile vom Strande. Die Holländer nahmen daselbst frisch Wasser und andere Lebensmittel ein, als sie Willens waren, Goa einzuschließen, und sie thun bey ihren Handelsfahrten noch heutiges Tages eben dieses. Man findet nicht nur guten Reiß und treffliches Wasser daselbst, sondern es ist diese Gegend auch wegen der Cardamomen berühmt, welche in den Morgenländern für das allerbeste Gewürz gehalten, und in Indien theuer bezahlet werden, weil man sie sonst nirgend als an diesem einzigen Orte findet. Auch wird grober Cattun, den man im Lande trägt, hier verfertiget, imgleichen eine Art von Packtüchern, Tori genannt. Allein die Holländer haben nicht sowohl wegen der Handlung als der Lebensmittel wegen ein Kaufhaus an diesem Orte angeleget. Alle ihre Schiffe, welche von Batavia, Bengalen, Ceylan, den moluckischen Inseln, Japon und anderswoher nach Surata, dem rothen Meere, dem persischen Seebusen, u. s. w. wollen, legen im Vorbeyfahren auf der mengrelischen Rhede vor Anker *i*).

Urtheil des Taverniers von Goa.

Unter andern Anmerkungen, die Tavernier von Goa beybringt, ihm aber mit andern Reisenden gemein sind, machet er auch diese ihm eigene *k*), daß der Hafen zu Toulon, zu Con-

davon jede beyläufig vier gemeine französische Meilen beträgt. Von Surata nach Daman sieben Gos; von Daman nach Bassim zehn Gos; von Bassim nach Jaul neun Gos; von Jaul nach Dabul zwölf Gos; von Dabul nach Rejapur zehn Gos; von Rejapur nach Mingrela neun Gos.

Tavernier. 1666.

Constantinopel, und zu Goa die drey allerschönsten in der gesammten alten Welt seyn. Ehe die Holländer, saget er, die portugiesische Macht in Indien vernichteten, sah man zu Goa nichts als Pracht und Reichthum: allein seitdem die Gold- und Silberquellen in anderer Herren Hände gerathen sind, ist die ehemalige Herrlichkeit dieser Stadt völlig unsichtbar geworden. „Als ich das zweytemal dahin kam, fährt unser Verfasser fort, kamen einige „ehemalige Bekannte, die bey meiner ersten Anwesenheit, jährlich zweytausend Thaler zu „verzehren gehabt hatten, des Abends heimlich zu mir, und bathen um ein Allmosen, doch „aber ohne von ihrem Stolze das allergeringste abzubrechen, absonderlich das Frauenzim„mer, welches sich in einem Palekis tragen läßt, und so lange vor der Thüre stille hält, „bis ihr Bedienter ihrentwegen eine höfliche Empfehlung vermeldet hat. Man schicket ih„nen, was man will, oder bringt es selbst, wofern man Lust hat, ihr Angesicht zu sehen, „wiewohl man dieses Glück selten genießt, weil sie das Gesicht mit einem Schleyer verde„cken. Dagegen geben sie dem Gutthäter gemeiniglich einen Schein von irgend einem „Mönche zu lesen, in welchem bekräftiget wird, sie wären ehemals sehr reich gewesen, nun „aber in das Unglück gerathen. Bey dieser Gelegenheit geräth man mit der Betteldame „gemeiniglich in ein Gespräch, und bittet sie Ehrenhalber um Erlaubniß, ihr eine kleine „Collation vorzusetzen, welche zuweilen bis an den lichten Morgen währet *l*). Es ist un„streitig, fährt Tavernier weiter fort: wären die Holländer nicht nach Indien gekom„men, so würde man heutiges Tages bey den meisten Portugiesen zu Goa, nicht das ge„ringste Stückchen Eisen finden, sondern es würde alles und jedes von Golde oder Silber „seyn *m*)."

Don Philipp de Mascarenhas.

Tavernier machte vor allen Dingen seine Aufwartung bey dem Unterkönige, Erzbischofe und Großketzerrichter, wurde auch allenthalben desto geneigter empfangen, weil er bey seinen Besuchen die Geschenke niemals vergaß. Zu derselbigen Zeit regierte Don Philipp de Mascarenhas, das portugiesische Indien. Er ließ niemanden mit sich speisen, auch seine leibliche Kinder nicht einmal, sondern es war in dem Speisesaale ein kleiner Abschnitt vorhanden, wo man den Tisch für die vornehmsten Beamten, und für seine Gäste deckte. Dieser Stolz war das einzige Ueberbleibsel der ehemaligen Zeiten. Als Tavernier sich bey dem Großketzerrichter meldete: so schützete selbiger anfänglich seine vielen Geschäffte vor, ließ ihm aber doch hernach sagen, er wollte in dem Ketzergerichtshause mit ihm sprechen; ob gleich sein Pallast in einem ganz andern Stadtviertheil lag. Dieses hätte ihm als einem Protestanten zwar können verdächtig vorkommen, nichts destoweniger begab er sich zur bestimmten Stunde, ohne Bedenken in das Ketzergericht. Er wurde von einem Edelknaben in einen großen Saal geführet, und eine Viertheilstunde lang allein gelassen. Endlich holete ihn ein Hausofficier ab, führte ihn durch zween lange Gänge, und einige Gemächer in ein kleines Zimmer, wo der Ketzerrichter an einem großen, wie eine Billiardtafel gestalteten Tische saß, und auf ihn wartete. Nach den ersten Höflichkeiten, fragte der Ketzerrichter, wes Glaubens er sey? Tavernier bekannte sich zum protestantischen Glauben. Die zweyte Frage betraf den Glauben seiner Eltern, und als Tavernier darauf antwortete: sie wären gleichfalls Protestanten, so gut als er selbst: so hieß ihn der Ketzerrichter willkommen, als

Taverniers Unterredung mit dem Ketzerrichter.

Gos: von Mingrela nach Goa vier Gos. Ebendas. a. d. 100 S.

h) A. d. 101 S.

i) A. d. 104 S.

k) A. d. 105 S.

l) A. d. 105 S.

m) A. d. 114 S.

Tavernier. 1666.

nicht anders, als ob ihn der Zufall seiner Herkunft gerechtfertigt hätte. Hierauf rief der Ketzerrichter, man könnte herein kommen. Auf dieses Rufen wurde die Tapezerey an einem Orte der Wand aufgehoben, und es kamen etwan zwölf Personen in dem nächsten Zimmer zum Vorscheine, nämlich zween Augustiner, zween Dominicaner, zween Carmeliter und noch einige andere Geistliche, zu denen der Ketzerrichter sagte: Tavernier wäre protestantisch gebohren, er habe aber keine verbothene Bücher bey sich, sondern weil er die Verordnungen dieses Gerichtes wüßte, seine Bibel zu Mengrela gelassen. Hierauf wurde die Unterredung sehr angenehm; und fiel auf die Reisen des Verfassers, davon alle Anwesenden mit Vergnügen erzählen hörten. Drey Tage hernach bath ihn der Ketzerrichter in ein sehr schönes, den Carmeliterbarfüßern gehöriges Haus, eine halbe Meile weit von der Stadt, zu Gaste. Es kann für einen schönen Pallast gelten, und ist eins von den schönsten Gebäuden in ganz Indien. Sein Erbauer war ein portugiesischer Edelmann, dessen Vater und Großvater bey der Handlung gewaltige Reichthümer erworben hatten, er selbst war niemals verheirathet, sondern ergab sich den Andachtsübungen, und brachte die meiste Zeit seines Lebens bey den Augustinern hin, auf welche er eine sonderbare Gewogenheit warf; so gar, daß er nachgehends ein Testament machte, und sie zu Erben aller seiner Güter einsetzte, doch mit dem Bedinge, sie sollten ihm nach seinem Tode an der rechten Seite des Hochaltars ein Grabmaal aufrichten. Als ihm aber die guten Mönche vorstelleten, diese Stelle gehörte sonst niemanden, als dem Unterkönige, und möchte er sich eine andere wählen: so verdroß ihn dieses dergestalt, daß er allen Umgang mit ihnen aufhub, und sich dagegen mit seiner Andacht zu den Carmelitern wendete, die ihn auch mit offenen Armen empfingen, und die Erbschaft unter obiger Bedingung annahmen *).

Geschichte des du Belloy und St. Amant.

In den drey Monaten, welche Tavernier zu Goa verblieb, brachte er einem gewissen französischen Edelmanne, Namens du Belloy, seinen Abschied zu wege. Wir dürfen die Erzählung des Verfassers von diesem Vorgange, um so weniger weglassen, weil sie zugleich die Geschichte einiger andern Franzosen, die wegen ihrer rühmlichen Thaten ein billiges Lob verdienen, in sich begreift.

Du Belloy gieng von Hause weg, und auf Reisen. Weil er aber in Holland allzu tief in den Beutel gegriffen hatte, und ihm kein Mensch etwas vorschiessen wollte: so entschloß er sich aus Noth, nach Indien zu gehen. Er nahm folglich unter einer holländischen Compagnie Dienste, und wurde nebst selbiger eben zu der Zeit, als die Holländer mit den Portugiesen auf Ceylan Krieg führeten, nach Batavia gebracht. Nach seiner Ankunft, schickte man ihn nebst andern nach besagter Insel, um die Stelle der abgängigen Mannschaft zu ersetzen. Diese Verstärkung wurde von einem Franzosen, Namens Saint Amand, einem Manne von großer Herzhaftigkeit und Erfahrung, angeführet, und der holländische General sah sich hierauf im Stande, Negombo anzugreifen, welche Festung die Portugiesen damals nebst andern in Ceylan inne hatten. Man wagte drey Stürme, in welchen zwar alle vorhandene Franzosen sammt und sonders eine bewundernswürdige Tapferkeit erzeigten, absonderlich aber Saint Amand und Jean de Rose, welche alle beyde verwundet wurden. Dem Generale gefielen diese treuen Dienste so wohl, daß er versprach, wenn Negombo übergehe, so solle Saint Amand die Befehlshaberstelle darüber bekommen. Er hielt auch sein Wort. Allein, es erschien nachgehends ein seit kurzem aus Holland angekommener

*) A. d. 105 S.

Tavernier. 1666.

mener junger Anverwandter des Statthalters zu Batavia, mit einem Befehle von der indianischen Regierung, darinnen ihm besagte Stelle zum Nachtheile desjenigen, der sie durch seine Tapferkeit erworben hatte, zuerkannt wurde. Saint Amant mußte folglich weichen. Dieses verdroß ihn dergestalt, daß er funfzehn bis zwanzig Soldaten, meistentheils Franzosen, und darunter auch den du Belloy, einen Edelmann aus dem Delphinate, Namens des Marets, und den Jean de Rose auf seine Seite brachte, und nebst ihnen zu den Portugiesen übergieng. Sobald selbige diese, wiewohl geringe, Anzahl tapferer Kriegeshelden, auf ihrer Seite hatten, schöpfeten sie frischen Muth, griffen Negombo wieder an, und eroberten es im zweyten Sturme.

Damals war Don Philipp de Mascarenhas Statthalter auf der Insel Ceylan, das ist über alle, den Portugiesen gehörige Festungen. Er hatte seinen gewöhnlichen Sitz in der Stadt Colombo, und erfuhr daselbst durch Briefe aus Goa, der Unterkönig sey gestorben, und er selbst zu dessen Nachfolger ernennet worden. Vor seiner Abreise wollte er den Saint Amant und seine Cammeraden sehen, und durch diese Ehre ihre geleistete Dienste vergelten; denn er schätzte ihre Tapferkeit ungemein hoch. Sobald er aber diese Heldengesellschaft erblickete, beschloß er sogleich, sie mit sich zu nehmen, entweder weil er zu Goa bessere Gelegenheit zu ihrer Beförderung voraus sah, oder weil er unterwegens Malabaren anzutreffen besorgete, folglich gern beherzte Leute um sich haben wollte. Auf der Höhe des Vorgebirges Comorin wurde die ganze Flotte durch einen heftigen Sturm zerstreuet, ja es giengen viele Barken gar zu Grunde. Das Schiff des Unterköniges selbst, stund in äußerster Gefahr; die Matrosen suchten es, an das Land zu bringen, aber vergeblich. Als nun Saint Amant und seine Cameraden den unvermeidlichen Schiffbruch vor Augen sahen: so warfen sie sich nebst einigen Seilen und Balken ins Meer, setzten ihren neuen Herrn auf selbige, und brachten ihn glücklich ans Land.

Sobald er nun nach Goa kam, und seine neue Würde in Besitz genommen hatte, ließ er seine Dankbarkeit öffentlich sehen. Er machte den Saint Amant zum Großmeister des Geschützwesens, und General-Intendanten aller portugiesischen Festungen in ganz Indien. Hernach verheirathete er ihn mit einem Frauenzimmer, das ein schönes Vermögen hatte. Alle übrige Franzosen genossen die Wirkung seiner Großmuth ebenfalls. Jean de Rose wollte wieder nach Colombo zurück, wo er eine junge Wittwe heirathete, die ein großes Vermögen von ihrem verstorbenen Manne geerbet hatte. Den des Marets machte Don Philipp zum Hauptmanne seiner Leibwache; denn dieser stund in besonderer Gnade bey ihm, weil er ihn auf den Rücken gefasset, und also aus dem Schiffbruche gerettet hatte.

Du Belloy bath um Erlaubniß, nach Macao zu gehen. Denn er hatte erfahren, die portugiesischen Edelleute pflegten gemeiniglich diese Stadt zu ihrem Aufenthalte zu wählen, wenn sie etwas ansehnliches bey der Handlung gewonnen hätten; sie nähmen die Ausländer mit aller Höflichkeit auf, und spieleten stark, welches letztere die Hauptneigung des du Belloy war. Dergestalt blieb er zwey Jahre zu Macao, und vertrieb sich die Zeit auf seine Weise. Hatte er sein Geld verspielet, so fehlete es ihm nicht an guten Freunden, die ihm frisches vorschossen. Aber als er eines Tages zwar anfänglich viel gewonnen hatte, nachgehends aber nicht nur den Gewinn, sondern noch dazu sein ganzes Vermögen verlohr: so fluchte er in unbändigem Zorne über ein gewisses andächtiges Gemälde, das an der Wand hing, und gab vor, selbiges habe ihm Unglück gebracht. Sogleich wurde der Ketzerrich-

Tavernier. 1666.

ter davon benachrichtiget. Es befindet sich in jedweder portugiesischen Stadt in ganz Indien ein solcher fürchterlicher Beamter, dessen Macht zwar ihre Schranken hat, der aber doch die Beschuldigten ins Gefängniß setzen, die Zeugen abhören, und den Missethäter mit dem ersten abgehenden Schiffe nach Goa schicken kann, wo es bey dem Großketzerrichter steht, ihn zu strafen oder loszulassen. Du Belloy wurde in Ketten und Banden auf ein Schiff von etwa zwölf Stücken gebracht, und damit fortgeschicket. Der Hauptmann mußte zwar für ihn gutstehen: er war aber ein höflicher Mann, der wohl wußte, daß sein Gefangener aus einem vornehmen französischen Geschlechte herspross, folglich ihm die Fessel abnehmen ließ; ja was noch mehr, ihn an seine Tafel zog, und die vierzig Tage über, so lange die Reise währete, mit Wäsche und Kleidung versorgete.

Den 19ten des Hornungs 1649, kamen sie nach Goa. Der Unterkönig hatte den Saint Amant an den Hafen geschicket, um die an ihn lautenden Briefe abzuholen, und von dem Zustande der chinesischen Angelegenheiten Nachricht einzuziehen. Dieser nun erstaunete ungemein, als er den du Belloy in solchen Umständen sah, und die Ursache seines Unglücks erfuhr. Der Schiffshauptmann wollte ihn zwar nicht vom Borde lassen, ehe der Großketzerrichter von seinem Daseyn benachrichtiget worden sey; unterdessen brachte doch Saint Amant durch sein Vielvermögen so viel zuwege, daß er seinen guten Freund mit sich in die Stadt nehmen durfte, wo er ihm seine alten abgetragenen Kleider anzog, und in diesem Aufzuge ihn dem Ketzergerichte vorstellete. Daselbst sprach er mit allem Eifer eines getreuen Freundes für ihn; und der Ketzerrichter wurde durch den schlechten Zustand, darinnen er ihn sah, zu solchem Mitleiden bewogen, daß er ihn nur die Stadt zum Gefängnisse anwies, doch mit der Bedingung, er solle sich auf den ersten Wink stellen. Weil nun Tavernier, als welcher damals zu Goa anwesend war, nachgehends eine Hauptperson bey diesem Abentheuer vorstellete, so wird es dem Leser nicht zuwider seyn, die ganze Erzählung mit seinen eigenen Worten zu vernehmen.

Tavernier wird in des du Belloy Sache verwickelt.

„Bey diesen Umständen brachte Saint Amant den du Belloy zu mir, als ich eben „ausgehen und den Bischof von Mire besuchen wollte: indem ich ihn noch als Gardian „des Franciscanerklosters in Galata, zu Constantinopel, hatte kennen lernen. Ich bath ihn, „nur einen Augenblick auf mich zu warten, und hernach bey mir zu speisen. Sie bewilligten es, und ich both dem Herrn du Belloy sowohl mein Haus, als meine Tafel an, welches beydes er auch annahm. Ich ließ ihm drey Kleider nebst der nöthigen Wäsche ma„chen. Allein, ich konnte ihn die acht bis zehn Tage über, die ich noch in Goa zubrachte, „niemals dahin bringen, daß er diese Kleider angezogen hätte, sondern er verschob es alle„zeit auf morgen, ohne mir gleichwohl die Ursache zu offenbaren. Den Abend vor meiner „Abreise sagte ich zu ihm, ich wollte vom Unterkönige Abschied nehmen, worauf er mich „inständig bath, auch den Seinigen auszuwirken. Dieses gelang mir wirklich. Wir rei„seten des Abends in eben der Barke weg, in welcher ich angekommen war. Um Mitter„nacht fing du Belloy an, sich auszukleiden, seine neuen Kleider anzuziehen, und die alten „unter heftigem Verwünschen des Ketzergerichts, in die See zu werfen. Weil ich nun von „allem, was mit ihm vorgegangen war, nicht das geringste wußte, so wußte ich nicht, was „ihm ankam? doch stellete ich ihm voll Verwunderung über seinen unvermutheten Eifer „vor, er sey noch nicht aus der Portugiesen Gewalt, und wir alle miteinander, nämlich er

„und

n) Die Geschichte der beyden Capuciner steht auf der 530 Seite in der Anmerkung r) in dem [illegible] Theil

„und ich, nebst einem halb Dutzend Bedienten, die ich bey mir hatte, wären viel zu schwach, „uns allenfalls gegen die vierzig Kerl, welche die Barke fortruderten, zu wehren. Hernach „fragte ich: warum er das Ketzergericht dermaßen verfluchte? Er versprach, es mir zu „Mingrela zu offenbaren. Wir erreichten das Ufer glücklich, und fanden einige Holländer „nebst ihrem Befehlshaber daselbst, welche spanischen Wein tranken, und Austern dazu „aßen. Diese fragten mich sogleich: wer der Mann sey, den ich bey mir habe? Ich ant„wortete, es sey ein Edelmann, der mit einem französischen Bothschafter nach Portugall „gekommen sey, nachgehends aber mit einigen andern, noch jetzt zu Goa befindlichen Fran„zosen eine Reise nach Indien gethan habe: weil ihm das Leben in besagter Stadt, und die „Gemüthsart der Portugiesen nicht gefallen wollte, so habe er mich ersuchet, ihm wieder „nach Europa zu verhelfen. Den Abend erzählete er mir seinen ganzen Lebenslauf. Nach „einigen Tagen kaufte ich ihm ein hier zu Lande gewöhnliches Reutthier, das ist einen Och„sen, damit er nach Surata kommen konnte, gab ihm auch einen Bedienten mit, nebst ei„nem Schreiben an den Capuziner, Pater Zeno, worinnen ich denselbigen ersuchte, ihm „von meinem Mäckler monatlich zehn Thaler zu seinem Unterhalte auszahlen zu lassen, auch „von dem engländischen Präsidenten die Erlaubniß auszuwirken, daß er mit dem ersten „Schiffe von ihrer Nation abreisen dürfte. Allein, der Pater Zeno war eben im Begriffe, in „des Pater Ephraims Angelegenheiten nach Goa abzureisen *p*); und weil er vermuthlich „gern einen Wegweiser bey sich gehabt hätte, so beredete er den du Belloy, mit ihm zu ge„hen, weil er ohne Zweifel gedachte, selbiger dörfe sich nur freywillig bey dem Ketzergerich„te melden, und um Vergebung bitten, so werde er sie auch erhalten. Du Belloy erhielt „sie auch wirklich; aber nachdem er zuvor zwey Jahre im Ketzergerichtsgefängnisse gesessen „hatte, von wannen er nebst einem andern Franzosen, Namens Luis aus Bar an der „Seine gebürtig, mit einem geschwefelten Hemde, und dem Andreaskreuze vor der Brust, „entlassen wurde. In diesem Aufzuge mußten sie nebst einer Menge zum Tode verdamme„ter Missethäter, bis an die Richtstätte mitgehen, und die Hinrichtung derselbigen mit an„sehen. Du Belloy begieng allerdings eine gewaltige Unbedachtsamkeit, daß er wieder nach „Goa kam: unterdessen that er noch weit thörichter, daß er sich nach Mingrela begab. „Denn als die Holländer von ihrem Bewindhaber zu Surata Nachricht erhielten, er sey „ehemals aus ihren Diensten entlaufen: so nahmen sie ihn beym Kopfe, und schickten ihn „auf einem Schiffe nach Batavia. Zwar gaben sie vor, sie hätten ihn deswegen in die „Hände des Generalstatthalters der Gesellschaft liefern müssen, weil die Aburtheilung dieser „Sache ihr Vermögen überschreite, und bloß für besagtes Oberhaupt gehöre: allein Ta„vernier erfuhr von guter Hand, sobald das Schiff auf die hohe See gekommen wäre, hät„ten sie diesen unglücklichen Edelmann in einen Sack gestecket, und über Bord „geworfen *q*).

Tavernier. 1666.

Geschichte des Desmarets.

Die Geschichte des Des Marets ist etwas lustiger. Er war aus einem guten Ge schlechte im Delphinate, nicht weit von Lauriol. Er hatte das Unglück, einen im Zweykampfe zu entleiben, und flüchtete sich hierauf nach Pohlen, wo er sich durch rühmliche Thaten die Gewogenheit des Großfeldherrn erwarb. Eben damals hielt der Großsultan zween polnische Fürsten in den sieben Thürmen gefangen, wiewohl der Verfasser die Ursache ihrer Verhaftung nicht anzugeben weis. Weil nun Des Marets nebst andern trefflichen Eigen-

Theile dieser Sammlung, bey der Reise nach den Diamantgruben.

q) A. d. 120 und vorherg. S.

Tavernier. 1666.

schaften auch ein vollkommener Ingenieur war, und der Großfeldherr seine Geschicklichkeit und seinen Muth bestens kannte: so schlug er ihm vor, er sollte nach Constantinopel gehen, und sehen, ob er beyden Fürsten zu ihrer Freyheit verhelfen könnte. Er ließ sich den Vorschlag gefallen, hätte ihn auch vermuthlich erwünscht ausgeführet, wenn ihn nicht einige Türken angegeben hätten, er habe die sieben Thürme genau betrachtet, und ohne Zweifel aus keinem guten Absehen, einen Riß davon aufnehmen wollen. Es hätte ihm vermuthlich das Leben gekostet, wofern nicht der französische Bothschafter, Herr Cesi, die ganze Sache mit einem Geschenke beygeleget hätte, als welches Mittel in der Türkey gegen alles Unglück hilft. Besagter Bothschafter gab vor, Des Marets sey ein junger Edelmann, der die Welt gern sehen, und mit der ersten Gelegenheit nach Persien abgehen wollte. Diese Entschuldigung half ihm nun zwar aus der gegenwärtigen Noth, zwang ihn aber, daß er in der That nach Persien reisen mußte. Beyde Fürsten, welche der Großsultan niemals los zu lassen gesonnen war, hatten endlich das Glück, den Sohn des Gefängnißmeisters zu bestechen, welchem sein Vater gemeiniglich die Schlüssel zu den Hauptthüren anvertraute. Als die zu ihrer Flucht bestimmte Nacht herbey kam: so stellete sich der junge Mensch, als ob er alle Thüren verschließe, nur eine ausgenommen, vor welcher eine Janitscharenwache stund. Allein, er hatte seine Anstalten schon von weitem vorgekehret, und bey guter Zeit zwo Strickleitern besorget, durch deren Hülfe sie eine doppelte Mauer überstiegen. Denn weil man die Fürsten übrigens ganz leidlich hielt: so bekamen sie zuweilen Essen aus des französischen Bothschafters Küche geschicket; und die Köche, welche um den ganzen Handel wußten, schickten ihnen etlichemale Pasteten voll Stricke, daraus sie die Strickleitern verfertigten. Die ganze Sache wurde dermaßen vorsichtig und glücklich ausgeführet, daß die Fürsten wirklich in Freyheit kamen. Der junge Türk gieng mit ihnen nach Pohlen, nahm den christlichen Glauben an, und wurde auf eine der Wichtigkeit seines geleisteten Dienstes gemäße Art belohnet r).

Unterdessen erreichte Desmarets die persische Hauptstadt, und nahm seine Zuflucht zu den Capucinern, die ihn zum Tavernier führeten. Er blieb einige Zeit zu Ispahan und setzete sich durch seine schönen Eigenschaften sowohl bey den dasigen Engländern als Holländern in Achtung. Allein, sein neugieriges und zu verwegenen Unternehmungen geneigtes Gemüth, verleitete ihn zu einem gefährlichen Vornehmen, das ihn und alle zu Ispahan befindliche Europäer in das größte Unglück hätte stürzen können. Nicht weit von der Caravansera, darinnen er sich aufhielt, war ein großes Bad, das sowohl von Männern, als Weibern, wiewohl an verschiedenen für sie bestimmten Tagen, besuchet wird, und wohin sich auch die Königinn von Visapur, die ihren Rückweg von Mecca über Ispahan genommen hatte, zum öftern begab, bloß um des Vergnügens willen, mit den Frauen der Franzosen zu reden, als welche dieses Bad ohne Bedenken besuchten, weil es an den Garten ihres Hauses stieß. Dem Desmarets nun kam der thörichte Einfall in den Kopf, daß er sehen wollte, was alle diese Frauen unter einander vorhätten. Weil er nun eine Ritze oben in dem Gewölbe des Bades bemerket hatte: so stieg er von außen hinauf, indem es gleich den Gewölbern des Serails oben platt ist, legte sich auf den Bauch nieder, und sah nach Gefallen zu, ohne daß man ihn wahrnahm. Doch offenbarete er diese seine Glückseligkeit dem Tavernier, welcher ihn äußerst abrieth, und die große Gefahr, darein

r) A. d. 181 S. s) A. d. 183 S.

Tavernier. 1666.

ein er sich stürzete, nachdrücklich vorstellte: allein, da er diese Warnung in den Wind schlug, so wurde er einstens von einer Weibesperson erblicket, die nebst andern die Wäsche besorgete, und solche oben auf dem Dache an Stangen zum Trocknen aufgehangen hatte. In dem ersten Schrecken, eine Mannsperson auf dem Bauche liegend zu erblicken, that sie einen lauten Schrey, und nahm ihm hernach seinen Huth weg. Zu allem Glücke drückte ihr Desmarets geschwind einiges Silbergeld in die Hand, und stopfte ihr dadurch das Maul. Als er wieder in die Caravansera kam: so bemerkete Tavernier einige Bestürzung in seinem Gesichte, und lag ihm so lange an, bis er seine Verwegenheit gestund. Da nun dieser Handel weit gefährlichere Folgen nach sich ziehen konnte, als Desmarets sich vorzustellen vermochte: so beschlossen alle Europäer einhällig, man müßte ihn ohne den geringsten Zeitverlust fortschaffen. Man versah ihn folglich mit Gelde und einem Maulesel, und schickte ihn nach Bender Abassi. Der holländische Oberkaufmann both ihm Empfehlungsschreiben an den Statthalter zu Batavia an, welcher beherzte und durchtriebene Leute nöthig hatte: er war aber weder durch gute Worte, noch durch Geschenke zur Einwilligung zu bewegen, weil er es für eine Gewissenssache hielt *t*). Tavernier rieth ihm, nach Surata zu gehen, und strich seine guten Eigenschaften in einem Schreiben an den dasigen Präsidenten der Engländer auf das beste heraus. Es ließ sich auch dieser willig finden, ihm fortzuhelfen, schrieb seinetwegen an den Unterkönig zu Goa, bey welchem er viel vermochte, und meldete absonderlich, um ihn in desto größeres Ansehen zu setzen; die Holländer hätten ihn sehr gern in ihre Dienste gezogen. Desmarets wurde von dem Unterkönige wohl aufgenommen, und auf sein eigenes Ansuchen nach Ceylan geschickt, wo ihm der Statthalter Don Philipp de Mascarenhas sogleich Dienste gab. Seine Ankunft geschah drey Tage hernach, als die Portugiesen Negombo verlohren hatten, und war er bey der Wiedereroberung einer von denen, welche am stärksten verwundet wurden, und die größte Ehre einlegten. Gleichfalls trug er zu des Don Philipps Rettung aus dem Schiffbruche das meiste bey. Als nun dieser Herr in dem Besitze der Unterkönigsstelle war: so glaubete er, das wenigste, was er ihm zu Belohnung seiner Dienste geben könnte, wäre die Hauptmannsstelle über seine Leibwache. Doch, er besaß sie nicht länger, als vier Monate, sondern starb zu großem Leidwesen des Unterköniges, und aller derer, die ihn gekannt hatten. Er vermachte sein ganzes Vermögen einem gewissen Geistlichen, mit welchem er in sehr vertrauter Freundschaft gelebt hatte, und befahl ihm, dem Tavernier die zwey hundert und funfzig Thaler, die ihm selbiger ehemals in Persien vorgeschossen hatte, zu bezahlen. Tavernier bekam sie bey seinem Aufenthalte zu Goa wirklich, wiewohl mit großer Mühe, ausgezahlet *t*).

Entdeckung einer unbekannten Bucht.

Auf eben dieser Reise erfuhr er von dem Oberaufseher aller portugiesischen festen Plätze in Indien, dem Saint Amant, daß eine von Lissabon ausgelaufene Caravelle, unterwegens eine neue Entdeckung gemacht habe. Auf der Höhe des Vorgebirges der guten Hoffnung, wurde sie von einem Sturme überfallen, der einige Tage fort dauerte, und den Matrosen alle Kenntniß ihrer Straße benahm. Nachdem sie lange ein Spiel der Wellen gewesen, wurden sie endlich in eine Bucht geworfen, die sie zu Folge ihrer Beobachtungen etwan dreyßig französische Meilen von dem Vorgebirge entlegen zu seyn glaubten, und wo sie viele Wohnungen sahen. Kaum hatten sie Anker geworfen, so kamen Alte und Junge in

t) A. d. 123 u. vorherg. S.

Tavernier. 1666.

in großer Menge an den Strand gelaufen, und schienen über den Anblick bekleideter Leute, weißer Gesichter, und eines Schiffes, wie die Caravelle war, sehr erstaunt zu seyn. Weil man auf beyden Seiten nicht anders, als durch Zeichen, mit einander reden konnte: so bothen ihnen die Portugiesen Zwieback und Brandtewein an. Die Geschenke wurden zwar angenommen: allein die Wilden machten sich bald darauf weg, und kamen den ganzen Tag nicht wieder zum Vorscheine. Man glaubte folglich, sie traueten den neu an[illegible]kommenen wenig Gutes zu. Allein des folgenden Tages brachten sie viele junge [illegible]zen an das Ufer, imgleichen andere großen Gänsen ähnliche Vögel, aber so fett, daß man vor Schmeer kein Fleisch sehen konnte. Ihre Federn waren sehr schön, und absonderlich die am Bauche, sehr tauglich zu Betten. Tavernier kaufte von einem portugiesischen Matrosen ein großes mit dergleichen Federn ausgestopftes Küssen, und ließ sich zugleich den ganzen Verlauf ausführlich erzählen *u*). Sie blieben sieben und zwanzig Tage in dieser Bucht. Weil sie mit den Landeseinwohnern nicht reden konnten: so gaben sie ihnen von einer Zeit zur andern Messer, Aexte, Corallen und falsche Perlen, um sie zum Handel anzulocken, und zu erfahren, ob sie viel Gold hätten; denn einige trugen kleine, und an beyden Seiten wie Hufnägel angekuppete Goldstangen in den Ohren. Einige Weiber trugen welche unten am Kinne, ja an der Nase. Ungefähr neun Tage nach der Portugiesen Ankunft, brachten die Wilden endlich kleine Stückchen grauen Ambra, etwas weniges Gold, und einige, wiewohl kleine Elephantenzähne: imgleichen Hirschen, nebst einer großen Menge Fische. Man suchte auf alle mögliche Weise zu erforschen, woher sie den Ambra bekämen, als welcher ungemein gut war. Der Unterkönig von Goa zeigte dem Verfasser ein Stückchen eines Lothes schwer davon, welches ihm besser zu seyn schien, als aller Ambra, den er noch bisher gesehen hatte. Gleichfalls hätten die Portugiesen gern gewußt, wie diese Leute zum Golde kämen? Was die Elephantenzähne betrifft, so brauchte es keine Erläuterung, weil alle Morgen eine große Menge solcher Thiere an einen in die Bay fallenden Fluß kamen, und daraus tranken. Endlich, als es die Portugiesen auf keine Weise dahin bringen konnten, daß man sie verstanden, und ihnen die verlangte Nachricht ertheilet hätte: so beschlossen sie, unter Segel zu gehen; und weil die Wilden endlich so vertraulich wurden, daß beständig einige auf dem Schiffe waren, so nahmen sie zween davon mit sich, in Hoffnung, sie nach Goa zu bringen, und sie entweder die portugiesische Sprache zu lehren, oder ein Kind zuzugeben, damit es die ihrige lernete. Als das Schiff unter Segel gieng, und die Wilden zween aus ihrem Mittel, welche vermuthlich nicht die schlechtesten waren, davon führen sahen: so rauften sie sich die Haare aus, schlugen sich an die Brust, heuleten und schrien ganz entsetzlich. Die Caravelle kam glücklich nach Goa; man pflegte zwar die Gefangenen auf das beste: allein es war nicht möglich, weder sie portugiesisch zu lehren, noch das geringste von der Beschaffenheit ihres Landes zu erfahren. In dem Gegentheile sturben sie nach Verlaufe einiger Monate vor Kummer und Sehnsucht, und die Portugiesen hatten von dieser Entdeckung keinen andern Vortheil, als etwan zwey Pfund Gold, und drey Pfund Ambra, nebst etwan vierzig Elephantenzähnen *x*). Als Tavernier nachgehends zu Batavia war: so erzählete er dem holländischen Generale die ganze Sache, mit allen Umständen; und dieser wendete viele Mühe auf die Entdeckung dieser Bucht, allein ganz vergeblich *y*).

Der

u) A. d. 124 S.

x) A. d. 125 S.

Tavernier. 1666.

Der VI Abschnitt.

Taverniers Reise nach Java.

Er geht nach Bakanor. Starker Palmwein. Taverniers Standhaftigkeit bey einem Sturme. Eine Schaluppe geht verlohren. Man folget seinem Rathe. Sein Urtheil von der Holländer Unternehmen. Wie Tavernier zu Batavia empfangen wird. Theuerung des Weines zu Batavia. Gefährlicher Handel, darein Tavernier mit verwickelt wird. Tavernier trifft seinen Bruder an. Er reiset nach Bantam. Der Herr von Montmorency treibt Handlung. Wie es seinen vier Schiffen geht. Geschichte der beyden Renauds. Taverniers Furcht darüber. Wie er den König von Bantam findet. Pallaß des Königes von Bantam. Er ist in Lebensgefahr. Hof des Königes zu Japara. Feindschaft dieses Königes gegen die Holländer. Taverniers Unruhen wegen der Requenings. Er wird von dem holländisch. Generale hintergangen.

Den Beschluß von Taverniers Tagebuche machet seine Reise nach Batavia, welche die beschwerlichste gewesen, die er je unternahm, wenigstens doch, soviel die Lebensgefahr betrifft, darein er gerieth. Er reisete aus Mingrela im Königreiche Visapur, auf einem holländischen Schiffe ab, das mit persianischer Seide beladen war, und auf seinem Wege nach Batavia zu Bakanor Reiß einnehmen sollte. Diesen Hafen erreicheten sie vier Tage hernach. Weil der Schiffshauptmann ans Land steigen, und sich von dem Könige die Erlaubniß zu handeln ausbitten mußte: so begleitete ihn Tavernier aus Neugierigkeit. Sie schifften den Strom ungefähr drey französische Meilen aufwärts, und fanden endlich den König am Ufer, ehe sie es gedachten; denn es war keine andere Wohnung an diesem Orte zu sehen, als ein Dutzend elende Hütten von Palmästen zusammen gestoppelt. Unterdessen vermutheten sie, der König würde anderswo schon eine anständigere Wohnung für sich haben, und er sey nur gesonnen, an dem gegenwärtigen Orte unter dem Schatten der Bäume, und an einigen vorbeyfliessenden Bächen frische Luft zu schöpfen. Gleichwohl war die Hütte, darinnen er die Europäer führete, mit einigen persianischen Teppichen ausgeschmücket. Auf einen dergleichen setzte er sich nieder; neben ihm stunden ein halb Dutzend Frauen. Einige kühleten ihn mit Windfächern von Pfauenschwänzen ab; andere reicheten ihm Betel, oder stopfeten ihm seine Tobackspfeife. Die übrigen Hütten waren für seine Hofjunker. Der Verfasser zählete ihrer bey zweyhundert, meistentheils mit Bogen und Pfeilen gewaffnet. Nicht weit davon stunden zween Elephanten. Der Hauptmann bekam die Erlaubniß, Reiß einzukaufen, ohne Schwierigkeit; hernach schickten ihm Seine Majestät in Dero Schaluppe ein Geschenk von zwölf Hühnern, und sechs Flaschen Palmwein. Tavernier bemerkete, er habe noch nie dergleichen starken Palmwein getrunken; und als er die Einwohner des Weilers, wo er über Nacht blieb, um die Ursache befragte, so gaben sie ihren Gebrauch, Pfeffer um die Palmbäume zu pflanzen, für den Grund dieser außerordentlichen Stärke an z).

Er geht nach Bakanor.

Starker Palmwein. Ursache dieser Stärke.

Als in der Nacht zwischen dem 28 und 29sten April der Wind sich änderte: so erinnerte man den Schiffshauptmann, welcher die indianische Küste noch nicht befahren hatte, er müsse zu Vermeidung alles Unglücks die Anker lichten. Allein, weil er nicht gern ohne völlige Ladung abreisen wollte: so verwarf er diesen Rath, unter dem Vorwande, als fehle es ihm an Wasser. Der Wind blies diese Nacht sehr ungestüm, legte sich aber des Morgens ein wenig, und man fuhr mit dem Reißladen immer fort. Den folgenden Tag ließ es sich zu einem

y) A. d. 415 S.

z) A. d. 407 S.

Tavernier. 1666.

Taverniers Standhaftigkeit bey einem Sturme.

einem so heftigen Sturme an, daß das Schiffsvolk zu murren anfing, und der Hauptmann zwo Schaluppen Wasser zu holen an das Land schickte. Allein, kaum hatten sie die Mündung des Flusses erreichet, so nöthigte sie der tobende Wind, mit großer Mühe und Gefahr wieder umzukehren, ohne daß sie eine einige Tonne füllen konnten. Wir halten uns nur deswegen bey dieser Erzählung auf, weil Tavernier bey diesen gefährlichen Umständen, welche die Reisenden in die meiste Verlegenheit setzen, aber auch öfters das allerschönste Stück in ihrer Reisebeschreibung ausmachen, eine sehr rühmliche Standhaftigkeit erzeigte.

Als die Schaluppen an Bord gekommen waren: so hing man sie, wie gewöhnlich, hinten an das Schiff, und besetzte die große mit vierzehn Mann, um sie zu regieren, damit sie durch das heftige Stoßen nicht zertrümmert werden möchte. Hierauf wollte man den Anker lichten: allein, weil unterdessen der Sturm noch ungestümer und widriger geworden war, so schlugen die Windestöcke der großen Winde von denen vierzig Mann, die dabey giengen, vierzehn krumm und lahm. Dem Hauptmanne selbst schlug das Thau, als er es fassen wollte, die Hand beynahe völlig zu nichte. Mit einem Worte, der Sturm nahm dermaßen überhand, daß man statt den Anker zu lichten, noch mehrere auswerfen mußte, weil das Schiff mit aller Gewalt gegen den Strand los trieb. Ehe es noch Mitternacht war, hatte man nach und nach schon sieben Anker eingebüßet. Es war keiner mehr übrig, und alle menschliche Hülfe verlohren. Bey diesen Umständen hielt man, innerhalb zwo Stunden, dreymal Bethstunde. Bey Endigung der dritten, riefen die Steuerleute, das Schiff werde in dem aufsitzen, und es sollte sich jeder retten, so gut er könnte. Der Hauptmann konnte, wegen seiner zerquetschten Hand, sich selbst nicht im geringsten helfen, und Tavernier, der auf sein eigenes Bemühen schlechte Hoffnung setzen konnte, lehnete sich an den Schiffsbord, erwartete was aus ihm werden sollte, und sah bey dem damaligen Mondscheine mit großer Betrübniß zu, wie das Schiff von den Wellen gegen die Küste geführet wurde. Indem er also dastund, stieß das Schiff mit Ungestüm auf, und es war aus dem Geschrey des Bootsvolkes zu schließen, es müßte geborsten seyn. In diesem Augenblicke erbothen sich zween Matrosen, sie wollten ihn retten, wenn er sie rechtschaffen dafür bezahlen wollte. Er both ihnen fünfhundert Thaler, und für diesen Preis waren sie bereit, ihr Leben seinetwegen zu wagen. Es waren zween Hamburger, die ihn von Surata aus kannten, und wohl wußten, daß sein größter Handel in Juweelen bestehe, folglich er alle seine Waaren beständig bey sich trüge. Sobald er ihre Belohnung bestimmet hatte, warfen sie ein Stück Holz, in der Dicke eines Schenkels, und ungefähr zwölf Schuh lang, ins Wasser, banden auch an fünf bis sechs Orten dicke Seile von etwa fünf Schuhen in die Länge daran. Tavernier sah ihnen zu, konnte aber nicht begreifen, was sie damit machen wollten. Auf einmal warf er die Augen an das Land, und es schien ihm, als wenn das Schiff nicht mehr gerade darnach zutriebe. Weil er aber bey nunmehr untergehendem Monde sich in der Dunkelheit zu irren besorgte: so sah er, um dießfalls eine Gewißheit zu haben, nach dem Compaß. Hier sah er nun, daß der Wind völlig umgelaufen war, und vom Lande herkam. Er verkündigte den Matrosen diese glückliche Veränderung mit großem Frohlocken, und machte ihnen dadurch frischen Muth. Die Freude war der ehemaligen Bestürzung gemäß.

Schaluppe mit vierzehn Mann verloren.

Man rief den vierzehn Matrosen in der Schaluppe: allein es erfolgte keine Antwort, und mit anbrechendem Tage sah man, daß ihr Thau zerrissen war. Von ihrem übrigen Schicksale hat man weiter keine Nachricht erhalten a).

Hierauf

a) A. d. 409 S.

Tavernier. 1666.

Hierauf wurde der Steuermann gewahr, daß sein Steuerruder oben entzwey gebrochen war; und damit man diesem Schaden auf der Stelle abhelfen konnte, ließ er ein kleines Segel aufspannen, welches man so, wie er es haben wollte, bald da bald dorthin wenden mußte. Endlich wurde der Wind völlig Nordost; und je dunkler die Nacht wegen Untergang des Mondes wurde, desto stärker hielt er auf besagtem Striche. Man dankete dem Himmel durch ein allgemeines Gebeth dafür. Gleichwohl war die Gefahr deswegen noch nicht gänzlich vorüber; denn man mußte drey große über das Wasser hervorragende Klippen vorbey schiffen, konnte sie aber in der Dunkelheit unmöglich sehen. Zwar pflegen die Schiffe dem Hafen sonst nicht so nahe zu kommen, daß sie vor besagten Klippen vorbey müßten: allein, weil der Schiffshauptmann wenig Zeit übrig hatte, so war er der Mündung des Flusses so nahe, als möglich gekommen, damit er desto geschwinder laden könnte. Demnach stund man die ganze Nacht über in großen Sorgen, man möchte der Gefahr, damit das Land gedrohet hatte, nunmehr auf der See entgegen laufen. Allein, der Himmel hatte sie bey anbrechendem Tage wider alles Vermuthen schon bey vier französische Meilen weit vom Lande weggeführet. Man rathschlagte hierauf wegen des Weges, den man nehmen wollte, weil kein Anker mehr vorhanden war. Einige schlugen vor, man sollte zu Goa überwintern: andere sagten, man sollte nach Punto Gallo segeln, welches die erste Stadt ist, die die Holländer den Portugiesen auf Ceylan weggenommen hatten. Sie hatten nach einem Orte ungefähr so weit, als nach dem andern; so war auch der Wind zu beyden Fahrten gleich günstig. Tavernier stellete hierbey vor, gehe man nach Goa, so werde man schwerlich vermeiden können, daß nicht einige Matrosen in der Trunkenheit etwa einen Unfug, der sie dem Ketzergerichte in die Hände lieferte, begehen sollten. Nebst dem sey die Gelegenheit zum liederlichen Leben in dieser Stadt allzugroß; und wenn der Hauptmann unter Segel gehen wollte, so möchte er vielleicht wenige Matrosen mehr zu Gesichte bekommen *b*).

Man folget des Taverniers Einrathen.

Diese wichtigen Gründe verursachten, daß man Punto Gallo wählete. Gleichwohl stunden sie in Sorgen, es möchte irgend ein Sturm entstehen, und das ankerlose Schiff an der Küste zu Trümmern schlagen. Hier fiel es einigen Matrosen, die schon viele Jahre auf diesem Schiffe dieneten, bey, es liege unten im Raume ein sehr schwerer Anker, der aber nur einen einzigen Arm habe. Ungeachtet es nun wegen der großen Menge Güter, die das Schiff aufhatte, höchstbeschwerlich zu seyn schien, ihn hervor zu suchen: so ließ man sich doch diese Hinderniß nicht abschrecken, als einige sehr erfahrne Zimmerleute, welche in dem Kaufhause zu Bender Abassi ihren Abschied genommen hatten, und nach Batavia wollten, ihn in brauchbaren Stand zu setzen versprachen. Man legte demnach Hand ans Werk, und einige Kisten schiraser Wein, die man unter die Matrosen austheilete, brachten die ganze Sache zuwege. Acht Tage hernach erreichete man die Höhe von Punto Gallo, mußte aber sogleich alle Segel einnehmen, weil der Eingang in den Hafen wegen der vielen wasservergleich stehenden Klippen höchstgefährlich ist; wie denn der Befehlshaber der Festung jedwedem ankommenden Schiffe, zween Lootsmänner entgegen schicket, die es in den Hafen bringen müssen. Tavernier fand nichts merkwürdiges an diesem Orte, als die hinterlassenen Spuren von den Stückkugeln und Minen der Holländer bey der Belagerung. Die Gesellschaft wies damals einem jeden, der sich unter ihren Schutz begeben wollte, Felder und Bau-

b) A. d. 412 S.

Tavernier. 1666.

Bauplätze zu Häusern an. Man hatte auch neue Werke abgestecket, welche nach des Verfassers Urtheile diese Stadt zu einem sehr festen Orte machen mußten *c*).

Sein Urtheil von der Holländer Unternehmungen.

Sonst erfuhr er daselbst, ehe die Holländer den Portugiesen alle ihre auf dieser Insel in Besitz gehabte Plätze wegnahmen, hätten sie vermeynet, es müsse diese Eroberung eine Quelle unerschöpflicher Reichthümer für sie werden. Ihre Hoffnung, saget er, wäre vielleicht auch erfüllet worden, wenn sie ihren ersten Vergleich mit dem Könige von Candy, welcher das Inwendige der Insel beherrschet, genauer beobachtet hätten. Die Abrede war gewesen, sie sollten ihm Punto Gallo nach geschehener Eroberung einräumen, und dafür alle Jahre eine gewisse Menge Zimmet empfangen. Aber als er sie an Erfüllung ihres Versprechens erinnerte, so gaben sie zur Antwort, er solle ihnen zuvor die Kriegeskosten bezahlen, die sich auf etliche Millionen beliefen. Drey solche Königreiche, als das seinige, wären nicht im Stande gewesen, nur die Hälfte aufzubringen. Die hauptsächlichste Handlung des Landes besteht in Elephanten und in Zimmet. So lange die Portugiesen Herren im Lande waren, hatten sie den ganzen Vortheil des Zimmethandels genossen. Ob man wohl die ceylanischen Elephanten in ganz Indien sehr hoch schätzet: so fängt man doch das Jahr über, selten mehr, als fünf bis sechs. Dem Könige von Achem hielten die Holländer für seinen getreuesten Beystand eben so wenig Wort *d*). Allein, dieser rächete sich dafür. Er ließ ihnen nicht nur keinen Pfeffer zukommen, sondern führete auch einen blutigen Krieg mit ihnen, dabey ihnen so übel zu Muthe wurde, daß sie um Friede und Erneurung des ehemaligen Vergleiches bathen *e*).

Tavernier reisete den 25sten des Brachmonats von Puntogallo ab. Den 2ten des Heumonats gieng er über die Linie, und den 6ten erblickte er die Insel Nazakor. Den 17ten entdeckte

c) A. d. 411 S.

d) Wir haben bereits angemerket, daß die Holländer dem Tavernier schuld geben, er rede äußerst übel von ihnen, und daß ihre Beschwerungen über ihn, absonderlich so, wie sie von dem berufenen Prediger Jurieu vorgetragen wurden, sein Buch sehr verschrien machten. Bayle gesteht zwar den Grund der Klage, saget aber dabey, ob gleich Tavernier zwar ein und andere Holländer für ihre Person nicht geschonet habe, so hätte er doch die Ehrerbiethung gegen die Regierung nicht aus den Augen gesetzet: welches bey weitem nicht so viel heißt, als ihn der Unwahrheit beschuldigen. Es läßt sich hieraus in dem geringsten nicht schließen, daß er die Begebenheiten, die er beybringt, und besagter Nation nicht sonderlich zur Ehre gereichen, selbst erdichtet habe. Ein anderes ist es, einem seine Fehler verwerfen, ein anderes, ihn verleumden.

e) Der Verfasser bringt eine umständliche Erzählung des ganzen Verlaufes bey, welche das Lesen wohl verdienet. „Zu diesem Ende, saget er, „schickte man von beyden Seiten Bothschafter an „einander. Derjenige, welcher in dem Namen „des Königes von Batavia ankam, wurde mit „großer Pracht empfangen. Als er abreisen „wollte, so gab ihm der holländische General und „der ganze Rath ein prächtiges Mahl. Das „Frauenzimmer saß auch mit zu Tische, worüber „sich der Muhammedaner ungemein verwunderte, „weil er nicht gewohnt war, Frauenzimmer mit „Mannspersonen essen und trinken zu sehen. Und „wunderte er sich noch weit mehr, als man zu Ende „der Mahlzeit nebst vielen andern Gesundheiten „auch der Königinn, und wegen Minderjährigkeit „ihres Sohnes damaligen Regentinn von Achem „Gesundheit trank, und um solche desto mehr zu „beehren, die Frau Generalinn auf des Herrn „Generals ausdrücklichen Befehl den Abgesandten „küssen mußte. Dagegen empfing der König „und die Königinn von Achem, den von Batavia an sie geschickten Bothschafter nicht weniger „freundlich. Es war selbiger ein Holländer, Namens Crook, der seit funfzehn Jahren beständig „kränkelte; also daß man glaubte, er habe ein langsames Gift bekommen. Als der König von „Achem bey dem dritten Gehöre erfuhr, daß er „schon so lange Zeit in diesem elenden Zustande „lebte: so fragte er, ob er niemals Bekanntschaft „mit

Tavernier. 1666.

deckte er die Küste von Sumatra; den 18ten die Insel Jganno; und den 19ten die Insel Fortuna. Den 20sten sah er eine ganze Menge kleine Inseln beysammen, darunter drey den Namen der Prinzen Eylande führen. An eben dem Tage kam die javanische Küste zum Vorscheine; und den 22sten warf er auf der batavischen Rhede glücklich Anker.

Wie Tavernier zu Batavia empfangen wird.

Damals regierete der General Van der Lin das holländische Indien, und der Oberbewindhaber Caron *f*), hatte im Regierungsrathe die nächste Stelle nach ihm. Tavernier wurde von beyden Oberhäuptern so ungemein geneigt empfangen, daß er so zu sagen, gleich nach dem Aussteigen bey dem Generale speisen mußte, bey welchem Gastmahle auch die vornehmsten Beamten nebst ihren Weibern erschienen. Anfänglich wurde sonst von nichts als von seinen Reisen gesprochen: allein hernach nahm ihn der General mit sich in sein Cabinet, und that allerley Fragen an ihn, die ihm statt einer Vorbereitung zu dem Verdrusse, den er nachgehends von den Holländern ausstehen mußte, dienen konnten. Gleichwohl ließ man es an äußerlicher Höflichkeit nicht fehlen. Man lud ihn zu einer Spazierfahrt vor die Stadt ein. Der prächtige Aufzug, den der General bey aller, auch der geringsten Gelegenheit, machet, scheint billig eine Beschreibung zu verdienen. Zween Trompeter gaben seinen Anzug durch ihr Blasen zu verstehen; „hernach stieg er nebst seiner Gemahlinn und vier andere Frauen in eine große Kutsche mit sechs Pferden bespannet. Weil „viele Beamte ritten: so führete man dem Tavernier gleichfalls ein auf persianisch gesatteltes und gezäumtes Pferd vor. Der General hat allezeit vierzig bis funfzig Reutpferde „in seinem Marstalle. Vor der Kutsche zog eine Compagnie Reuter; jedweder Reuter „hatte ein Collet und rothe scharlachene Hosen mit Silber verbrämet, eine Feder auf dem „Hute, einen breiten mit silbernen Spitzen eingefaßten Carabinerriemen, ein silbernes De-

„mit einem aus dem Lande gebürtigen Mägdchen „gehabt, und auf was für Weise er von ihr geschieden sey? Crok gestund, er habe eine geliebet, aber nachgehends verlassen, und sich in Holland verheirathet, von welcher Zeit an er beständig „siech und ungesund gewesen. Hierauf sagte der „König zu dreyen von seinen damals gegenwärtigen Leibärzten, sie hätten nun selbst angehöret, „was dem Bothschafter fehle, er gebe ihnen hiermit vierzehn Tage Frist, ihn gesund zu machen; „wo sie das in besagter Zeit nicht thun würden, so „wollte er ihnen allen dreyen die Köpfe abschlagen „lassen. Sie versicherten den König, der Bothschafter würde unfehlbar gesund werden, und „stünden sie gut dafür, wenn er anders ihre Arzeneyen einnehmen wollte. Crok versprach es. „Sie gaben ihm also des Morgens einen Trank, „und des Abends eine Pille. Den neunten Tag „überfiel ihn ein heftiges Erbrechen, man glaubte, er werde sich zu Tode würgen. Endlich brach „er ein Büschelchen Haare, in der Größe einer „Haselnuß, heraus, und kam gleich darauf zu völliger Gesundheit. Hernach that ihm der König „die Ehre, und nahm ihn mit sich auf die Nashornjagd; er mußte auch dem Thiere den Fang „geben, und bekam das Horn verehret, welches „der König ablösete. Auf diese Jagd folgte ein „großes Gastmahl, bey welchem der König auf „des Generals, und der Generalinn zu Batavia „Gesundheit trank, hernach eine von seinen Frauen kommen, und selbige den Bothschafter küssen „ließ. Bey dem Abschiede verehrete er ihm einen „Kieselstein, in der Größe eines Gänseeyes, der „mit Goldadern durchflochten war, wie etwan eine Menschenhand mit Nerven, wobey er sagte, „in seinem Lande wachse das Gold auf diese Weise. „Als Crok nachgehends Oberkaufmann zu Surata wurde, ließ er den Kieselstein in zwey Stücke „schlagen, und schenkte das eine seinem Nachgeordneten, welcher nächst ihm das meiste zu befehlen hatte, und Constant hieß. Ich both selbigem hundert und funfzig Pistolen dafür, und „hatte es in meinem Sinne für den Herzog von „Orleans bestimmt: allein, er wollte es durchaus „nicht weggeben.„ Ebendas. a. d. 413 u. 414 S.

f) Eben derselbige, welcher nachgehends das französische Kaufhaus zu Curata anlegte. Man sehe die Reisebeschreibungen in dem VIIIten und Xten Theile.

Tavernier. 1666.

„gengefäße, und dergleichen Sporn; Sattel und Zeug war gleichfalls schön. Neben jedem „Schlage giengen drey Trabanten mit der Hellebarte in der Hand, und sehr prächtig geklei- „det; nämlich in einem Wammes von gelbem Satine, roth scharlachenen und mit Silber „reich besetzten Hosen, gelben seidenen Strümpfen, und sehr schöner Wäsche. Hinter der „Kutsche folgete eine Compagnie zu Fuße; über dieses war noch eine andere ein Paar Stun- „den vor dem Generale zur Stadt hinausgezogen, und hatte die umliegende Gegend durch- „sucht.„ Die Räthe von Indien, fährt der Verfasser fort, lassen es ihres Ortes an Pracht gleichfalls nicht fehlen. Jedweder hat zween Büchsenschützen zur Wache um sich, er mag nun zu Hause seyn, oder ausgehen. Haben sie Pferde nöthig, so muß ihnen ein Bereuter des Generales die beliebigen bringen. Auch haben sie einige kleine Barken, darinnen sie auf der See, auf dem Flusse oder auf den Canälen, daran ihre Gärten liegen, eine Spatziersahrt thun können *g*).

Theurung des Weines zu Batavia.

Tavernier bekam einige Tage lang sehr starken Besuch, der ihm nicht wenig kostete, weil man dem eingeführten Gebrauche zu Folge, Wein vorsetzen muß. Eine pariser Pinte beträgt nicht mehr als vier holländische Spitzgläser. Der spanische Wein ist zu Batavia sehr wohlfeil, wenn er nicht mehr als einen Thaler kostet. Rheinwein und französischer kostet zween. Der Verfasser berichtet ferner, denen, welche dahin reisen wollen, zum Besten. „Es gehe niemals lustiger in dieser Stadt zu, als an solchen Tagen, wenn Schiffe mit „Wein oder Bier aus Holland ankommen. Ob es gleich einem jeden erlaubet ist, nach Be- „lieben davon zu kaufen, so wird doch das meiste von diesen Getränken den Wirthshäusern „zu Theile; entweder weil die Holländer lieber im Wirthshause als in ihrem eigenen trin- „ken, oder weil sie daselbst größere Bequemlichkeit haben, sich mit einander lustig zu ma- „chen. An solchen Tagen, welche bey ihnen Haupttage sind, laufen Frauen und Jung- „frauen in Menge auf der Straße herum, und biethen einem an, um eine Zeche zu spielen. „Man mag nun gewinnen oder verlieren, so muß man Ehren halber, wie Tavernier saget, „für das Frauenzimmer bezahlen. Es kommen auch noch andere Bekanntinnen dazu, „denen man um des Wohlstandes willen zutrinken muß. Daher bringt die Unmäßigkeit der „Einwohner einen Ausländer um vieles Geld.„ *h*).

Gefährlicher Handel, darein man Tavernier verwickelt.

Der dem Verfasser bevorstehende Verdruß kam bloß von der Gefälligkeit her, die er einem gewissen holländischen Kaufmanne bey den Waarenlagern zu **Bender Abassi** und Surata, Namens Constant, erzeiget hatte; indem er nämlich in den golkondischen Dia- mant-

g) A. d. 415 und 416 S.

h) A. d. 417 S.

i) Man wird es am allerliebsten in seinen eigenen Worten lesen: „als ich sagen hörte, er ha- „be die Gesellschaft betrogen, konnte ich mich „des Lachens nicht enthalten; worüber jedermann „sich zu verwundern schien: und der Präsident „vom Rathe mich fragte, warum ich lachte? „Ich gab zur Antwort: deswegen, weil er sich „verwunderte, daß der Herr Constant die Gesell- „schaft um sechzehn tausend Rupien betrogen hät- „te, und es verlohne sich kaum der Mühe, viel „davon zu reden, wenn er nicht mehr mit sich „weggebracht habe, als dieses; es würden wenig „Beamte der Gesellschaft seyn, die nicht, wenn sie „in eben dergleichen Bedienungen, als der Herr „Constant verwaltet hätte, gestanden wären „und Gelegenheit gehabt hätten, ohne Furcht vor „dem Fiskal für sich zu handeln, wenigstens hun- „dert tausend Thaler Gewinn gemacht haben wür- „den. Es befanden sich gleich damals einige Per- „sonen in der Rathsversammlung, denen es gar „nicht angenehm fiel, dergleichen Reden zu hö- „ren, und auf welche dieselbigen auch insbesonde- „re zieleten. Denn, wofern man die Wahrheit „rein heraussagen sollte, so verstiegen die Bewind- „heb

Tavernier. 1666.

mantgruben für sechzehntausend Rupien Steine für ihn erhandelte. Weil selbiger bey des Taverniers Rückkunft schon nach Europa abgereiset war: so händigte er die Diamanten den engländischen Factoren ein, die sie dem Constant auch zuschickten: allein, er wandte sich nur deswegen an die Engländer, weil der holländische Oberkaufmann, ungeachtet er übrigens des Constants guter Freund war, nichts damit zu thun haben wollte, unter dem Vorwande, wenn der General oder der Rath von Indien, Wind davon bekommen sollte, daß er diese Steine in Empfang genommen habe, so möchten sie ihn als den Hehler ansehen, und mit dem Verluste, nicht nur seines Amtes, sondern auch seines Haab und Gutes bestrafen. Man wußte zu Batavia, daß ihm Tavernier besagten Vorschlag gethan hatte. Einstens stelleten sich einige Räthe ungemein freundschaftlich gegen ihn, und fragten hernach: ob er seit seiner golkondischen Reise keinen Briefwechsel mit Constant unterhalten habe? Er sagte nein; hieraus folgerten sie, er habe ihm also die Diamanten nicht einliefern können, und nahmen einander zu Zeugen, daß er nach seinem eigenen Geständnisse für sechzehntausend Rupien Diamanten, die einem holländischen Factore zustünden, in Händen haben müßte. Doch er kehrete sich wenig an diese aufgebürdete Schuld, sondern sagte rund heraus, er habe die Steine schon vor einem halben Jahre zu Lande weggeschicket. Nichts destoweniger wurde er den folgenden Tag auf das Rathhaus gefordert, woselbst der Fiscaladvocat im Namen der Gesellschaft Klage gegen ihn anbringen werde. Er mußte nothwendiger Weise erscheinen. Als er aber sah, daß man diese Sache höchstgefährlich auslegen wollte; ja ungeachtet aller seiner Vorstellungen, wie selbige eigentlich beschaffen sey, endlich das Urtheil sprach, Constant müßte vor Recht gezogen werden, weil er die Gesellschaft betrogen habe, indem er nicht im Stande gewesen sey, von seiner Besoldung für sechzehntausend Rupien Diamanten zu kaufen: so fing er an, anders zu reden, und eines und das andere zu erwähnen, was gewissen Anwesenden nicht angenehm zu hören fiel *i*).

Ihre Erbitterung hierüber gieng so weit, daß Tavernier nicht nur vier bis fünf Wochen lang gleich einem Missethäter verhöret wurde, und über alle vorgelegte Fragstücke Rede und Antwort geben mußte, sondern sogar mit dem Gefängnisse bedrohet ward. Er sagte ihnen aber ins Gesicht hinein: er fragte wenig nach ihren Drohungen, indem er in eines Fürsten Diensten stehe, der ihn aus ihren Händen fordern, und sich wegen der empfangenen Beleidigung rächen könne *k*). Doch, da sie ihm endlich so stark zusetzten, daß er sich des schlimmsten befahren mußte, so griff er zu einem andern Mittel, darauf er sich stärker verließ, als auf seine Unschuld. Er verhehlete nämlich nicht länger, daß er die Diebesgriffe mancher Her-

„hebber, und ihre Nachgeordnete die Kunst unvergleichlich wohl, wichtige Summen zu ihrem „eigenen Vortheile, aber zu der Gesellschaft großem Nachtheile, auf die Seite zu schaffen; und „weil sie dieses ohne Einverständniß mit dem Mäkler nicht thun können: so machet es dieser seines Ortes nicht besser, und seine Untergebene „greifen gleichfalls so weit um sich, als sie können. Ich überschlug einstens, um wie viel Geld „man die Gesellschaft in jedwedem Waarenlager „bey dem Verstechen betriegen könnte, und befand, wenn man sie jährlich um nicht mehr als „anderthalb Millionen Livres, oder noch hundert „tausend darüber, bezwackte: so könne sie Gott „danken. Um nur von Persien allein zu reden, „so habe ich Oberkaufleute gekannt, die sowohl „an dem Verkaufe des Gewürzes, als am Einkaufe der Seide in einem einzigen Jahre mehr „als hundert tausend Piasters bey Seite legten. „Sie wissen in diesem Stücke ganz besondere Vortheile, welche die Gesellschaft schwerlich ausgründen wird.„ Ebendas. a. d. 419. 420 S. Man sehe die Beschreibung von Batavia im VIIIten Theile, wo des Taverniers Bericht, von Holländern selbst bestätiget wird.

k) Der Herzog von Orleans hatte ihm auf

Tavernier. 1666.

Herren Räthe und Oberkaufleute, ja des Generals selbst, bestens wisse. Nur war er so vorsichtig, gegen niemanden als den Präsidenten selbst, und zwar nur unter vier Augen etwas davon zu erwähnen; weil er wohl wußte, die Schuldigen würden auf diese Weise etwas zu vernehmen kriegen, das ihnen eine ziemliche Angst einjagen werde *l*). Seine Kühnheit setzte seine Richter zuletzt wirklich in Furcht, und verwandelte ihre Drohungen in gute Worte, gleichwie er es selbst sehr artig erzählet.

Tavernier trifft seinen Bruder an.

Zu Batavia traf er seinen Bruder wieder an, der auf einer seiner ersten Reisen mit ihm nach Indien gekommen war, und eine sonderbare Gabe besaß, fremde Sprachen bald zu lernen. In fünf bis sechs Monaten hatte er eine weg. Er redete ihrer acht in größter Vollkommenheit. Nebst dem sah er gut aus, und hatte Herz wie ein Löw. Als er sich zu Batavia mit einem Hauptmanne gebalget, und den Sieg davon getragen hatte: so sahen nicht nur der General Vandime, welcher herzhafte Leute liebte, und die vornehmsten Räthe zu dieser Begebenheit durch die Finger, sondern sie erlaubten ihm auch, auf seine Kosten ein Schiff auszurüsten, und mit allerley beliebigen Waaren, nur das Gewürz ausgenommen, zu handeln. Er kaufte folglich ein Schiff von vierzehn Stücken, und verrichtete unterschiedliche Reisen damit. Die siamische, womit er den Anfang machte, hätte ihm was ansehnliches eingetragen, wenn er nicht mit dem Könige und einigen Großen hätte spielen müssen, als welche großes Vergnügen darüber bezeugten, wofern dem Tavernier anders

getragen, einige Diamanten und andere Kostbarkeiten für ihn einzukaufen.

l) Wir wollen die Gelegenheit nicht vorbey lassen, die Verleumdungen, welche die Holländer dem Tavernier Schuld geben, hier anzuführen. „Ich „sagte zum Präsidenten, weil er ja alles wissen „wollte, was ich vom Herrn Constant erfahren „habe, so wollte ich ihm auch nicht das geringste „verschweigen, sollte es auch zum Nachtheile des „Generales, mancher Räthe, ja zu seinem eigenen, der mich so deswegen quälete, daß ich es sagen sollte, gereichen. Hierauf erzählte ich ihm „denn, als ich in dem Begriffe gewesen sey, von „Surata nach den Diamantgruben zu reisen, habe mir der Herr Constant vier und vierzig tausend Rupien mitgegeben, und mich gebethen, „dieses Geld an Diamanten zu legen, absonderlich aber an große Steine, meine Provision sollte mir rechtschaffen vergnügt werden; denn dieses Geld gehörte dem Herrn Generale, den er sich „gern bey dieser Gelegenheit verbindlich machen „wollte. Ferner, so habe auch der Herr General dem Herrn Constant bey seiner Ankunft zu „Batavia alle Parteyen abgekauft, die ich ihm „damals, als er bey dem Kaufhause zu Surata „bedienet war, verkauft hatte: es waren selbiges „lauter Steine gewesen, die ich hatte schneiden „lassen, und die am Werthe über vierzig tausend „Thaler betrugen. Was die Perlen betreffe, die „Constant bey seiner Anwesenheit zu Ormus für „den Herrn General eingekauft habe: so sey ihm „zwar die eigentliche Summe nicht recht wissend, „doch wären zwo birnförmige darunter gewesen, die nur allein hundert und siebenzig Tomanen gekostet hätten: auch hätte ich ansehnliche „Summen für den Herrn Carl Renel, für den „Herrn Ram, und einige andere, in Händen und „Anweisung gehabt, sie an Steine zu wenden. Er „selbst, der Präsident werde sich noch zu erinnern „wissen, daß er dem Herrn Constant, als selbiger „im Begriffe gewesen, von Batavia nach Persien abzureisen, und daselbst die Oberkaufmannsstelle anzutreten, sechs und dreyßig tausend Rupien mitgegeben, und ihn zugleich gebethen habe, dieses Geld durch „einen guten Freund an Diamanten zu legen. Der „Herr Constant habe zwar damals nicht Gelegenheit gehabt, zu mir zu kommen: Aber, sagte ich weiter zu dem Präsidenten, um ihnen zu „zeigen, wie sehr er auf ihren Vortheil bedacht „war: so kaufte er für den größten Theil ihres „Geldes zu Seronge und Brampur Waaren „ein, dafür man ihm gleich bey seiner Ankunft „zu Gomron dreyßig von hundert Gewinn anboth. Zwar hätte dieser Gewinn nach dem Fuße, „was andere Kaufleute bezahlen, nur fünfe von „hundert betragen: allein, er hatte, um ihnen zu „dienen, alles für der Gesellschaft Gut angegeben, „weil selbige weder auf dem Schiffe Fracht noch

Tavernier. 1666.

anders hier zu glauben ist *m*), daß sie einen Europäer so vollkommen maleyisch reden höreten *n*), ihm aber fünf bis sechstausend Thaler abgewannen.

Reise des Verfassers nach Bantam.

Tavernier, welcher diese Sprache nicht verstund, und von Java nicht abreisen wollte, ohne vorher Bantam zu sehen, bath seinen Bruder, ihm auf dieser Reise Gesellschaft zu leisten. Sie kamen in einer kleinen Barke glücklich dahin. Der König kennete den Hauptmann Tavernier sehr gut. Als er nun erfuhr, dessen Bruder habe kostbare Juwelen bey sich: so war die Ungeduld, selbige zu sehen, so groß, daß er den Hauptmann, der ihm seine Aufwartung zu machen, nach Hofe gekommen war, nicht wieder von sich ließ, sondern auf der Stelle nach seinem Bruder schickte, und ihm alle seine Kostbarkeiten mitzubringen befahl. Diese allzuheftige Begierde kam dem Verfasser etwas verdächtig vor, weil er sich erinnerte, was einem gewissen Franzosen, Namens Renaud, bey gleichen Umständen von dem Könige zu Achem wiederfahren war. Die Erzählung, die er davon beybringt, hat mit der Geschichte seiner Reisen, und absonderlich der französischen Handlung nach Indien allzuviele Verknüpfung, als daß wir sie an diesem Orte nicht einrücken sollten *o*).

Der Herr von Montmorency treibt Handlung.

Als der französische Adel allmählig Lust zur Handlung bekam: so schickte der Herr von Montmorency als Oberhaupt einer indianischen Handlungsgesellschaft vier Schiffe von Nantes ab, worauf sich nebst andern Handelsleuten, auch zween in der Gesellschaft Diensten stehende Brüder, Namens Renaud, begaben. Ihre Schiffahrt war die kürzeste und glück-

„zu Gomron Zoll bezahlen darf. Diese beyden „Stücke aber einem andern Kaufmanne fünf und „zwanzig vom hundert Unkosten verursachen. Da „nun das Schiff, darauf er angekommen war, „wieder nach Batavia zurück gieng: so schrieb er „Ihnen, er habe dreyßig vom hundert auf ihre Gü„ter ausgeschlagen, weil er noch mehr daran zu „gewinnen verhoffte. Allein, es kamen hernach „drey mit einer Menge eben dergleichen Waare „beladene Schiffe nach Gomron, also, daß man „kaum so viel daraus lösen konnte, als sie in In„dien gekostet hatten, und er genöthiget war, sie „für den läufigen Preis hinzugeben. Gleichwohl „war er so großmüthig, daß er ihnen hiervon „nichts meldete, ob er mir gleich ingeheim versi„cherte, er leide für seine Person über funfzehn „vom hundert Verlust davon.

„Als ich dem Präsidenten dieses alles her er„zählet hatte: so schien er ungemein bestürzt darüber „zu seyn, und bath mich, kein Geschrey davon zu ma„chen; woran er denn am besten that; denn ich „hätte sonst noch mehr erzählen können, indem „alle Kunstgriffe der vornehmsten Gesellschaftsbe„dienten zu meiner Wissenschaft gediehen, ja die „großen Summen, die sie an Diamanten gewen„det hatten, meistentheils durch meine Hände ge„gangen waren. Der Präsident gieng sogleich in „die Festung, vermuthlich zum Generale. Zwi„schen eilf und zwölf Uhr begegnete mir der Fiscal„advocat, bey welchem wie ich schon wußte, der „Präsident, als er aus der Festung kam, gewesen „war. Dieser redete mich mit lachendem Mun„de an, und fragte: wo ich hin wollte? Ich ant„wortete, auf das Rathhaus, wo ich auf einige sei„ner Fragstücke Rede und Antwort geben müßte. „Ey! fiel er mir geschwind in das Wort, wir „wollen diese Sache immer bey Seite setzen, und „dafür miteinander zu Mittage essen; gestern be„kam ich zween Flaschenkeller verehret, einer ist mit „Franz- der andere mit Rheinweine gefüllet; wir „wollen versuchen, welcher der beste ist. Ich ver„lange weiter nichts mehr von ihnen, als einen „eigenhändigen Schein, daß sie nichts dem Herrn „Constant zugehöriges, in ihrer Verwahrung ha„ben. Dieses bewilligte ich sehr gern, und auf „diese Weise bekam der ganze Proceß ein Loch. A. d. 429 S.

m) Dieses ist eben der Bruder, welcher ihm die Beschreibung von Tonquin lieferte, die im IIIten Theile seiner Reisen steht, und im Xten Bande gegenwärtiger Sammlung von Baron scharf durch die Hechel gezogen wird.

n) Man hat schon öfter als einmal angemerket, daß diese Sprache in den jenseit des mogolischen Gebiethes liegenden Landschaften, eben das sey, was bey uns die lateinische ist.

o) Tavernier giebt das Jahr nicht an.

Tavernier. 1666.

glücklichste, davon man je ein Beyspiel gehabt hat. Denn sie kamen in weniger als vier Monaten Zeit, nach Bantam. Der König empfing sie ungemein freundlich, und ließ ihnen so viel Pfeffer, als sie verlangten, um so billigen Preis zukommen, so daß er ihnen zwanzig vom Hundert wohlfeiler zu stehen kam, als den Holländern. Allein, weil sie ihre Gedanken noch weiter gerichtet hatten, als auf den bloßen Pfeffer: so wollten sie auch einen Versuch machen, was mit dem Nelken- Muscatenblüthe- und Nüssehandel zu thun seyn möchte. Sie schickten folglich ihr kleinestes Schiff, mit ihrem meisten Gelde nach Macassar, wo die Waarenhäuser des Königes gewöhnlicher Weise wohl angefüllet waren, ungeachtet die Holländer sich auf das äußerste dagegen setzten, und alle ihre Geschicklichkeit anwendeten, daß der Gewürzhandel durch keine andere, als ihre Hände, gehen möchte. Indem nun den Franzosen währender Abwesenheit dieses Schiffes die Zeit zu Bantam lang wurde: so thaten sie eine Spatzierreise nach Batavia, das nur vierzehn französische Meilen davon liegt. Sobald ihr Befehlshaber in dem dasigen Hafen Anker geworfen hatte, so ließ er den holländischen General durch einige Abgeschickte begrüßen, bekam auch höfliche Gegenantwort, und wurde nebst den vornehmsten Franzosen ans Land zu treten gebethen. Zu gleicher Zeit schickte der General denen am Bord gebliebenen Franzosen allerley Lebensmittel, absonderlich aber spanischen und Rheinwein im Ueberflusse, und bestellete einige von den Seinigen dazu, daß sie den fremden Gästen scharf auf die Haut trinken mußten. Indem es nun so lustig zugieng: so war es ihnen etwas leichtes, die französischen Schiffe in Brand zu stecken, als wenn sie nicht weniger Befehl hatten, als zum Zutrinken. Weil man nun aus dem Saale, wo der General seine Gäste zu bewirthen pfleget, die ganze Rhede übersehen kann: so fing einer von den gegenwärtigen Räthen von Indien an, auf einmal mit scheinbarlicher großer Bestürzung zu rufen, es dünkte ihn nicht anders, als ob die drey Schiffe in vollen Flammen stünden. Der General stellte sich gleichfalls ungemein bestürzt über dieses Unglück. Allein, der französische Befehlshaber errieth ohne Mühe, woher selbiges rühren möchte; und weil er sah, daß hier alle Rettungsmittel unmöglich wären, so sah er nur die Gesellschaft ohne weitere Gemüthsänderung an, und sagte zu den Holländern: wir wollen immer wacker herum trinken, meine Herren; wer die Schiffe in Brand gesteckt hat, der mag sie bezahlen. Allein, im Herzen schwanete es ihm freylich, die Schadloshaltung werde nicht so groß seyn, als der Verlust. Zwar die Leute wurden von den Fregatten, die man ihnen in aller Eile zu Hülfe schickte, sämmtlich gerettet: allein von dem übrigen Verluste bezahlten die Holländer nicht den vierten Theil *p*). Nichts destoweniger that der General den Franzosen wichtige Anerbiethungen: sie wurden aber nicht angenommen. Sie wanderten nach Bantam zurück, und erwarteten die Ankunft ihres kleinen Schiffes. Da es ankam, wußten sie keinen bessern Rath, als selbiges nebst den Waaren an die Engländer zu verkaufen, und das Geld unter sich zu theilen. Zwar erbethen sich die Engländer auch, sie nach Europa zu führen: es wurde aber dieses Anerbiethen bloß von dem Befehlshaber, und den vornehmsten angenommen, die übrigen sowohl Handelsleute, als Matrosen, nahmen bey den Portugiesen Dienste, indem zur selbigen Zeit etwas bey ihnen zu gewinnen war.

Wie es seinen vier Schiffen geht.

Geschichte der beyden Renauds.

Die beyden Renauds giengen mit ihrem Antheile vom ausgetheilten Gelde nach Goa, und wußten sich mit so außerordentlichem Glücke in des Unterköniges Gnade zu setzen, daß er ihnen erlaubte, an allen Orten, dahin sich die Gewalt der Portugiesen erstrecke, nach Belieben

p) Ein sehr ähnlicher Fall ist in Beaulieus Reise in dem VIIIten Theile zu lesen.

Tavernier 1666.

lichen Handlung zu treiben. Innerhalb fünf bis sechs Jahren, hatte jedweder bey zehntausend Thaler gewonnen. Der Aeltere handelte mit baumwollenen Zeugen, und mit anderer gemeiner Waare; der Jüngere mit Edelgesteinen. Damals pflegten die Portugiesen alle Jahre drey bis vier Schiffe in den achemschen Hafen zu schicken, und von da Pfeffer, Elfenbein und Gold abzuholen. Dagegen brachten sie allerley Gattungen Zeuge dahin, absonderlich aber blaue und schwarze. Gleichfalls schickten sie dem Könige einige Edelgesteine, weil er ein großer Liebhaber davon war. Die beyden Renaud fuhren mit, jedweder seines eigenen Handels wegen. Einer hatte schöne Zeuge bey sich, der andere schöne Juwelen, und unter solchen vier Ringe, von etwa achtzehn tausend Thalern am Werthe. Als sie in der Stadt Achem angekommen waren, so begaben sie sich nebst den Portugiesen nach dem königlichen Pallaste, welcher damals zwo französische Meilen vom Strande lag. Der König bewunderte die vier Ringe, und verlangte, sie zu kaufen, wollte aber an statt der achtzehntausend Thaler, welche Renaud dafür forderte, nicht mehr als funfzehn tausend bezahlen. Weil sich nun der Kauf über dieser Ungleichheit des Preises zerschlug: so hielt Renaud für das Beste, wieder an Bord zu gehen. Allein, gleich den folgenden Tag wurde er wieder nach Hofe berufen, und ihm zugleich die schönste Versicherung eines vortheilhaften Handels gegeben. Unterdessen wollte er sich lange nicht entschließen, wieder vor dem Könige zu erscheinen, weil ihm das Herz so schwer war, als ob ihm ein Unglück bevorstünde: doch endlich, als ihm alle Officier zuredeten, er sollte es frisch wagen, so gieng er nach dem Pallaste. Der König nahm auch die vier Ringe für achtzehntausend Thaler, und ließ ihm das Geld auf der Stelle auszahlen. Renaud nahm das Geld zu sich und gieng weg: allein niemand hat seitdem erfahren, wohin? und es zweifelte kein Mensch daran, man habe ihn an irgend einem Orte im Pallaste unvermerkt auf die Seite geschafft q).

Taverniers Furcht dabey.

Diese Begebenheit stellete sich Tavernier damals lebhaft vor, als man ihn so dringend nach dem bantanischen Pallaste nöthigte, absonderlich, weil diejenigen, die ihm des Königes Befehl vermeldeten, seinen Bruder nicht bey sich hatten. Unterdessen faßte er doch Herz, und ließ es dabey bewenden, daß er für nicht mehr, als etwa zwölf bis dreyzehntausend Rupien Juwelen zu sich steckte, meistentheils Ringe von Rosendiamanten, einige mit sieben, andere mit neun Steinen; ingleichen einige Armbänder von Diamanten und Rubinen, übrigens empfahl er sich dem Himmel.

Wie er den König in Bantam findet

Doch, er ließ allen Verdacht fahren, als er bey dem Eintritte in des Königes Gemach, seinen Bruder nebst einigen Großen des Hofes auf morgenländische Weise bey dem Könige sitzen sah. Sie hatten fünf große Schüsseln voll Reiß von allerley Farbe vor sich stehen, ingleichen spanischen Wein, Brandtwein und Sorbet von mancherley Gattung. Sobald Tavernier den König gegrüßet, und ihm dabey einen Diamantring, nebst einem kleinen Armbande von Diamanten, Rubinen und blauen Saphiren verehret hatte, befahl ihm selbiger, Platz zu nehmen, und ließ ihm eine Schale Brandtewein reichen, welche wenigstens ein halb Nössel hielt. Es befremdete ihn, als Tavernier sich für keinen Liebhaber dieses Getränkes ausgab, befahl ihm also spanischen Wein zu reichen, und stund vor Ungeduld, die Juwelen zu besichtigen, sogleich von seinem Platze auf. Er setzte sich in einen Armstuhl, der auf einem kleinen seidenen mit Golde durchwirkten persianischen Teppich stund, und dessen Holzwerk eben also vergoldet war, wie die Rahmen unserer Gemälde. Seine

Kleidung

q) A. d. 434 und vorherg. S.

Tavernier. 1656.

Kleidung bestund aus einem Stücke Cattun; ein Theil davon bedeckte ihm den Leib vom Gürtel bis an die Knie, das übrige war wie eine Schürze über den Rücken geworfen. Beine und Füße waren nackend. Um den Kopf war ein dreyzipfelichtes Schnupftuch, und über selbiges, seine Haare gebunden, die sehr lang zu seyn schienen. Neben dem Armstuhle stunden ein Paar Holzsohlen, deren Riemen mit Gold und kleinen Perlen gestickt waren. Hinter ihn stelleten sich zween Hofjunker mit Windfächern. Die Stiele waren wohl sechs Schuh lang, und oben ein großer Büschel Pfauenfedern in der Dicke einer Tonne daran gebunden. Zur rechten Hand befand sich ein altes schwarzes Weib, das Betelblätter in einem kleinen Mörser und mit einem Stößel von Golde zerstieß. Sie mischete auch Arekanüsse und Perlenstaub darunter, welchen man darinnen hatte zergehen lassen. Sobald sie mit einem Munde voll fertig war, klopfte sie den König mit der Hand auf den Rücken. Seine Majestät sperreten unverzüglich das Maul auf, und ließen sich das Zubereitete von dem alten Weibe mit den Fingern einstreichen, wie man einem Kinde den Brey ins Maul streicht. Er hatte schon so viel Betel gekäuet und Toback gerauchet, daß ihm kein Zahn mehr im Munde stund *r*).

Pallast des Königes von Bantam.

Sein Pallast machte der Erfindungskraft seines Baumeisters wenig Ehre. Es war weiter nichts, als ein viereckigter Platz, den eine große Menge zween Schuh hoher, dünner und mit Firnissen von allerley Farben angestrichener Pallisaden umfingen. Vier dicke Pfeiler machten die vier Ecken, und stunden vierzig Schuhe weit von einander. Statt des Fußbodens war eine Matte ausgebreitet, die von der Rinde eines gewissen Baumes geflochten wird, und darauf niemals einiges Ungeziefer bleiben kann. Das Dach war von blossen Cocoszweigen. Nicht weit davon, unter einem andern auf vier Pfeilern ruhenden Dache, stunden sechzehn Elephanten. Die königliche Leibwache von etwa zwey tausend Mann, saß Rottenweise unter einigen schattigten Bäumen. Die Frauenzimmerwohnung schien in des Taverniers Augen nichts sonderliches zu seyn. Die Thüre sah ungemein schlecht aus. Die Ringmauer bestund aus Lattenwerke, mit Leimen und Kuhmiste verstrichen. Zwey alte schwarze Weiber liefen beständig aus und ein, holeten des Taverniers Juwelen nach und nach aus des Königs Händen ab, und brachten sie vermuthlich dem Frauenzimmer zur Besichtigung. Weil sie nun niemals etwas zurück brachten: so schloß Tavernier daraus, er dürfte kecklich über dem Preise halten. Er verkaufte wirklich alles, was in das Serail gekommen war, mit großem Vortheile, und wurde noch dazu auf der Stelle bezahlet *t*).

Tavernier ist in Lebensgefahr.

Bey einer andern Reise, die er nach Hofe that, verkaufte er nicht weniger alles, was er für den König mitgenommen hatte, sehr vortheilhaft. Allein, ein toller Indianer, der

erst

r) Ebendaselbst a. d. 435 Seite.

s) Ebendaselbst a. d. 436 Seite.

t) Ebendaselbst a. d. 439 Seite.

u) „Ich erinnere mich, saget der Verfasser, daß „im 1642sten Jahre ein Schiff des großen Mogols „mit einer großen Menge Faquirs von Mecca zu„rück kam, und in den suratischen Hafen einlief. „Denn besagter Monarch schicket alle Jahre zwey „große Schiffe nach Mecca, und läßt die Pilgrim„me umsonst dahin bringen. Ueberdieses werden „erwähnte Schiffe mit allerley guten Waaren be„frachtet, die man verkaufet, und den Gewinn „unter sie austheilet; das Capital aber, welches „wenigstens sechs hundert tausend Rupien beträgt, „wird wieder zurück gebracht, damit man es das „folgende Jahr auf gleiche Weise nutzen könne. Un„ter besagten Faquirs nun, die von Mecca zurück „kamen, war einer, der gleich bey dem An... „ken eine teuflische Wuth an sich spüren ließ. „Sobald er sein Gebeth verrichtet hatte, ergriff

„er

erst von seiner Wallfahrt nach Mecca zurück gekommen war, brachte ihn in die äußerste Lebensgefahr. Er gieng nebst seinem Bruder und einem holländischen Wundarzte auf einem ziemlich schmalen Wege, zwischen dem Flusse, und einem umzäuneten großen Garten. Der Mörder lauerte hinter den Zaunpfählen, und stieß zwischen selbigen mit einer Pique heraus, in der Meynung, einen von den drey Ausländern nieder zu setzen. Allein, er war zu hitzig gewesen, und der Stoß gieng vor allen dreyen vorne vorbey, ausgenommen, daß er die weiten Pumphosen des Holländers traf, welcher sogleich die Piquenstange erhaschte. Tavernier hielt sie gleichfalls mit beyden Händen fest, sein Bruder aber, welcher jünger und hurtiger war, sprang in dem Augenblicke über den Zaun, und stieß dem Indianer den Degen etlichemal durch den Leib, daß er sich weiter nicht rührte. Sogleich kamen viele in der Nähe befindliche Chinesen, und heidnische Indianer herbey gelaufen, küsseten dem Hauptmanne Tavernier die Hände, und rühmten seine That. Der König selbst, welcher ohne Verzug Nachricht davon erhielt, beschenkte ihn zum Zeichen seiner Dankbarkeit mit einer Leibbinde t). Der Verfasser bringt eine Erläuterung dieser seltsamen Begebenheit bey. Wenn die javanischen Pilgrimme aus dem Pöbelstande, absonderlich aber die Fackirs von ihrer Wallfahrt nach Mecca zurück kommen: so tragen sie gemeiniglich eine gewisse Gattung Dolche mit vergifteter Spitze, Cris genannt: ja einige thun ein förmliches Gelübde, sie wollten alle Ungläubige, das ist, alle, die es nicht mit dem Mahomet halten, und ihnen begegnen, nieder stoßen. Diesen verteufelten Vorsatz bewerkstelligen sie auch mit unglaublicher Wuth, so lange bis man sie endlich, wie die tollen Hunde, niederschlagt u). Hierauf werden sie von dem gemeinen Manne für Heilige angesehen, mit großem Gepränge beerdiget, und ihnen ein herrliches Grabmaal aufgerichtet, wozu der Pöbel die Kosten freywillig beyträgt. Hernach findet sich irgend ein Dervis, der sich eine Hütte bey dem Grabmaale aufrichtet, und die Schuldigkeit aufleget, selbiges Zeit Lebens reinlich zu halten, und mit Bluhmen zu bestreuen. Die Auszierungen vermehren sich in gleichem Maaße, als die Allmosen; denn je schöner das Grab ist, desto größer wächst die Andacht, nebst dem Rufe der Heiligkeit.

Tavernier 1666.

Tavernier war Willens gewesen, die drey bis zur Abfahrt der nach Europa bestimmten Schiffe, noch übrigen Monate in Batavia zuzubringen: allein, weil es an diesem Orte höchstlangweilig zu leben ist, indem man, wie er vorgiebt, keinen andern Zeitvertreib daselbst hat, als Spielen und Trinken, so beschloß er, lieber den Hof des Königes von Japara, oder des javanischen Kaisers, wie er ihn nennet, zu besehen. Vor Zeiten beherrschete dieser Monarch die ganze Insel, und die Könige von Bantam, Jacatra und andere mehr, waren

Hof des Königs zu Japara.

„er seinen Dolch, und fiel die holländischen Matrosen damit an, welche vier in dem Hafen liegende Schiffe ausluden. Ehe sie sich besinnen „konnten, hatte der rasende Kerl siebenzehn verwundet, darunter dreyzehn sterben mußten. Er „hatte einen Dolch von der Gattung, die man „Zamar nennet, mit einer oben drey Finger breiten Klinge. Endlich gab ihm ein holländischer „Soldat, der vor dem Zelte der Kaufleute Schildwache stund, einen Schuß durch den Bauch, davon er sogleich todt zur Erde sank. Hierauf kamen alle anwesende Faquirs nebst einer Menge „anderer Muhammedaner herbey, nahmen die Leiche und begruben sie. Innerhalb vierzehn Tagen stund ein schönes Grab da. Zwar wird es „alle Jahre einmal von den holländischen Matrosen zerstöret, zu der Zeit nämlich, wenn ihre „Schiffe in dem Hafen liegen, weil sie sodann die „Oberhand haben. Allein, sobald sie weg sind, geben die Muhammedaner alles in den vorigen „Stand, und pflanzen Fahnen darauf. A. d. 441 und vorherg. S.

Tavernier. 1666.

waren nur seine Statthalter: allein nachgehends entzogen sie sich seinem Gehorsame. Wäre diese innerliche Uneinigkeit nicht gewesen, so hätten die Holländer nimmermehr festen Fuß im Lande behaupten können. Allein, wenn sie der König von Japara angreifen wollte, so kam ihnen der von Bantam zu Hülfe, und im Gegentheile stund ihnen jener gegen diesen bey. Verfielen beyde Könige unter einander in Krieg: so hielten es die Holländer allemal mit dem Schwächesten *x*).

Feindschaft dieses Königes gegen die Holländer.

Ursprung derselbigen.

Der König von Japara hat seinen Sitz in einer Stadt, davon sein Land den Namen trägt, und die ungefähr dreyßig französische Meilen von Batavia liegt. Man geht allezeit nur zur See dahin, und schiffet anfänglich an der Küste hin, hernach einen schönen Fluß aufwärts und bis in die Stadt. Der Hafen ist gut, auch mit weit schönern Häusern besetzet, als die Stadt; ja der König würde seinen ordentlichen Sitz daselbst nehmen, wenn er sich nur sicher genug schätzete. Allein weil er seit Erbauung der Stadt Batavia einen tödtlichen Haß auf die Holländer geworfen hat: so befürchtet er, sie möchten ihn unversehens überfallen, wenn er sich an einem Orte aufhielt, da er ihnen schlechten Widerstand leisten könnte. Tavernier bringt noch eine andere und neuere Ursache seines Hasses bey, so wie sie ihm ein Rath von Indien zu Batavia erzählet hatte. Der Vater des jetztregierenden Königes wollte, so lange als er lebte, niemals das geringste von einem Frieden mit den Holländern hören. Nun hatte er einige Holländer gefangen genommen. Um solche wieder los zu bringen, nahmen ihm die Holländer eine weit größere Menge von seinen Unterthanen weg, und erbothen sich, zehn Japaner gegen einen einzigen ihrer Landesleute auszutauschen, aber vergeblich. Ja, es war nicht einmal mit dem Anerbiethen großer Geldsummen etwas bey ihm auszurichten. Er empfahl vielmehr noch auf dem Todbette seinem Sohne und Nachfolger, er sollte weder die itzt in Händen habenden Holländer, noch diejenigen, die er künftig etwa gefangen bekommen würde, jemals in Freyheit setzen. Diese Halsstarrigkeit bewog den General dazu, daß er auf Mittel sann, wie er des Königes Eigensinn brechen könnte. Wenn ein muhammedanischer König stirbt, so muß, dem alten Herkommen zu Folge, sein Nachfolger einige Vornehme seines Hofes nebst ansehnlichen Geschenken für den Propheten, nach Mecca abschicken. Diese unvermeidliche Schuldigkeit machte dem neuen Könige viel Kopfbrechens, weil er keine andere als kleine Schiffe hatte, denen überdieses die Holländer ohne Unterlaß auf den Dienst passeten. Er wandte sich also an die zu Bantam befindlichen Engländer, in der guten Hoffnung, die Holländer würden sich an ihren Schiffen nicht vergreifen. Der engländische Präsident versprach ihm auch eines, das so groß und so gut ausgerüstet seyn sollte, als seine Gesellschaft noch jemals eines in dieses Gewässer geschickt habe; doch mit der Bedingung, daß selbige künftig nur die Hälfte der bisher gewöhnlichen Zölle im japarischen Gebiethe bezahlen dürfte. Dieser Vergleich wurde feyerlich ausgefertiget, und die Engländer rüsteten wirklich ein sehr schönes Schiff aus, und besetzeten es mit vielem Volke und Geschütze. Der König freuete sich ungemein darüber, als es in seinem Hafen einlief, und schöpfte das feste Vertrauen, seine Abgesandten würden nunmehr die Reise nach Mecca in aller Sicherheit verrichten. Es schifften sich also neun der vornehm-

x) A. d. 444 S.

y) Damit der Verfasser einen desto deutlichern Begriff von der Herzhaftigkeit der Javaner, und ihrem Hasse gegen die Holländer geben möchte: so erzählet er, als selbige in dem 1629sten Jahre Batavia belagerten, habe ein holländischer Soldat, der in einem Moraste in dem Hinterhalte lag, einen Javanen mit der Pique durch den Leib geste-

ken

Tavernier. 1666.

vornehmsten Herren von seinem Hofe, darunter die meisten seine nahen Anverwandte waren, nebst einem Gefolge von ungefähr hundert Personen darauf ein, nebst einer Menge anderer Leute, die bey dieser günstigen Gelegenheit die heiligste Wallfahrt ihres Gottesdienstes verrichten wollten. Allein, diese Zurüstungen konnten der Wachsamkeit der Holländer unmöglich verborgen bleiben. Weil man nothwendiger Weise vor Bantam vorbey muß, wenn man durch die Straße laufen will: so hatten die Beamten der Gesellschaft unterdessen drey große Kriegesschiffe ausgerüstet, welche dem engländischen bey Bantam aufpasseten, und als es zum Vorscheine kam, sogleich ein Stück darauf losfeuerten, damit es die Segel streichen sollte. Da es nicht sogleich wollte, gaben sie ihm die Lage. Wollten die Engländer nicht in den Grund geschossen seyn, so mußten sie die Segel streichen, und wollten sich ergeben. Allein die japarischen Herren und alle am Borde befindliche Javaner, schalten sie für Meineidige, und warfen ihnen vor, sie hätten bey dem geschlossenen Vergleiche mit dem Könige keine andere Absicht gehabt, als sie dem Feinde hinterlistiger Weise in die Hände zu liefern. Endlich, da sie kein Mittel sahen, den Holländern, welche bereits im Entern begriffen waren, zu entfliehen, zogen sie ihre Dolche, überfielen die Engländer mit erstaunlicher Wuth, und stießen sehr viele nieder, ehe sie im Stande waren, sich zu wehren. Ja sie hätten vielleicht alles bis auf den letzten Mann niedergemacht, wenn die Holländer nicht an Bord gekommen wären. Einige von diesen verzweifelten Kerlen wollten durchaus kein Quartier haben, sondern giengen an der Zahl bey dreyßig auf die Holländer, die es ihnen anbothen, los, und nahmen sieben bis achte von selbigen mit sich in die andere Welt. Das Schiff wurde nach Batavia gebracht. Der General erzeigte den Engländern viele Höflichkeit, und schickte sie ihrem Präsidenten ohne Verzug zurück. Hernach both er dem Könige von Japara die Auswechselung der beyderseitigen Gefangenen an. Allein, dieser wies das Anerbiethen verächtlich von sich, und sein Haß wurde nur desto unversöhnlicher. Dergestalt verlohren die holländischen Gefangenen alle Hoffnung zur Freyheit, und die Javaner sturben für Hunger zu Batavia *y*).

Der Tod des Hauptmanns Tavernier, welcher seinem unmäßigen Trinken mit dem Könige zu Bantam beygemessen wurde *z*), wird an diesem Orte nur deswegen erwähnet, weil er dem Verfasser Gelegenheit giebt, sich über die zu Batavia üblichen Gebräuche zu beschweren. Er saget, das Begräbniß seines Bruders habe ihm so vieles Geld gekostet, daß er für nöthig gehalten habe, künftig desto besser für seine Gesundheit zu sorgen, damit er nicht in einem Lande, wo das Begraben so unmäßig vieles kostet, sterben möchte *a*). Der erste Aufwand geht auf die Personen, welche zur Leiche bitten. Je mehrere man nimmt, desto ansehnlicher ist das Leichenbegängniß. Nimmt man nur einen einzigen Leichenbitter, so giebt man ihm nicht mehr als zween Thaler: nimmt man ihrer zween, so bekömmt jedweder vier Thaler: nimmt man drey, so ist die Gebühr für jedweden sechs Thaler. Dergestalt steigt die Gebühr nach dem itzterwähnten Verhältnisse, so wie die Zahl der Leichenbitter wächst, und wenn man ihrer zwölf nähme, immerfort. Tavernier wußte dieses nicht, und hatte, um das Gedächtniß seines Bruders zu beehren, sechs genommen: er verwunder-

sen, dieser aber, an statt zurück zu weichen, und sich von der Pique loszumachen, habe sich selbige noch weiter in den Leib gerennet, und wäre dergestalt mit solcher Geschwindigkeit auf den Holländer los gedrungen, daß er ihm mit zween Dolchenstichen in die Brust, den Garaus machen können.

z) A. d. 448 S.

a) Ebendaselbst.

Tavernier. 1666.

te sich aber trefflich, als man zwey und siebenzig Thaler dafür forderte. Das Leichentuch, welches über den Sarg gedecket wird, kostete ihm zwanzig Thaler, wiewohl man eines haben kann, das dreyßig kostet. Man borget es von dem Hospitale. Das geringste ist von Tuche: die drey übrigen von Sammet; eines ohne Fransen, das andere mit Fransen; das dritte mit Fransen und Troddeln an den vier Zipfeln. Ferner gieng eine Tonne spanischen Wein für zweyhundert Piaster, auf den Leichentrunk, sechs und zwanzig Piaster auf Schinken und Ochsenzungen; zwey und zwanzig auf Gebackenes; zwanzig auf die Träger, und sechzehn für das Grab. Für ein Grab in der Kirche fordert man hundert Thaler. Diese Gebrauche schienen dem Tavernier seltsam, lächerlich, und um nur die Erben um das Geld zu bringen, ausgedacht *b*).

Taverniers Unruhen wegen der Requenings.

Doch er bekam bald darauf eine weit wichtigere Ursache zum Verdrusse, welche seine Neigung, über die Holländer zu schmählen, nicht wenig vermehret haben mag. Wir müssen die Quelle derjenigen Unbilligkeit, darüber er Klage führet, mit seinen eigenen Worten beybringen.

Weil ihn der Tod seines Bruders nebst mancherley anderm Verdrusse, auf die Entschließung brachte, wieder nach Europa zu reisen: so beschloß er, seine noch übrigen Diamanten zu verkaufen, und das Geld an andere Waaren zu legen, welche er mit einigem Vortheile in Holland los werden könnte. Nachdem er seine Steine ziemlich gut angebracht hatte: so rieth man ihm, für das Geld von solchen Leuten, die in der Gesellschaft Dienste stehen, Requenings *c*) einzuhandeln, das ist die Rechnung, wie viel sie noch gut haben, und bey ihrer Ankunft nach Holland bezahlt kriegen. Weil aber viele, wenn sie ihre Zeit ausgedienet haben, nicht wieder nach Holland verlangen, sondern sich zu Batavia oder an irgend einem andern Orte, als etwan zu Malacca, auf Ceylan, der Küste Coromandel u. s. w. niederlassen: so rechnet man mit ihnen zusammen. Nur ist die Frage, wie sie ihre Bezahlung bekommen sollen, wenn sie dergestalt der Wiederkunft nach Europa absagen. Das einzige in diesem Falle gewöhnliche Mittel war dieses, daß man seine Rechnung an bemittelte Leute, die nicht länger in Indien zu verbleiben gedachten, verkaufte. Damals wurden diese Rechnungen sehr wohlfeil eingehandelt: die theuersten galten nur achtzig für hundert: allein, die allermeisten nur sechzig oder siebenzig, und es weigerte sich kein einziger Notarius, ein Instrument darüber aufzusetzen, und zu bezeugen, der Verkäufer wäre völlig vergnügt worden. Allein, weil nicht allemal Käufer genug vorhanden waren: so geschah es öfters, daß einen diese Rechnungen von den Schenken und Gastwirthen mit vierzig bis funfzig Gewinn vom Hundert gekauft, und hernach einem Notario anvertrauet wurden, der sie an irgend einen Oberkaufmann eines Waarenlagers, oder an einen andern Beamten der Gesellschaft, der nach Holland zurück gieng, zu verkaufen suchte; welche gemeiniglich achtzig bis neunzig für das Hundert gaben, bloß um dasjenige, was sie der Gesellschaft die Zeit ihres Amtes über abgezwacket hatten, in Sicherheit zu bringen. Zwar nimmt die Gesellschaft von jedermann, der es ihr bringen will, Geld: und giebt ihm fünf und zwanzig von Hundert Vortheil: allein, ihre eigenen vornehmen Beamten nehmen sich wohl dafür in Acht, daß sie ihr alles, was sie zusammen gescharret haben, einliefern sollten: denn man möchte fragen, wie sie darzu gekommen wären, und Rechnung von ihnen fordern. Der Verfasser bemer-

b) A. d. 448 u. f. S. *c*) Ist ein holländisches übel geschriebenes Wort, und bedeutet Rechnung.

ket, es wäre nichts rares, daß sie zuweilen vier bis fünf hundert tausend Gulden mit nach Hause nehmen *d*).

Tavernier. 1666.

Tavernier nun hatte für eine ziemlich große Summe dergleichen Rechnungen eingehandelt. Allein zu seinem größten Erstaunen kam einstens der Fiscaladvocat, der ihm doch die Gelegenheit, sie zu kaufen, selbst an die Hand gegeben hatte, und sagte mit vielen höflichen Worten, der General und die hochedlen Räthe von Indien hätten den Schluß gefasset, diesen Gebrauch aufzuheben, weil es unbillig sey, daß die armen Leute, welche der Gesellschaft viele Jahre lang gedienet hätten, einen so ansehnlichen Verlust an ihrer Besoldung leiden sollten. Er erbeth sich hierauf, die Papiere herauszugeben, wenn man ihm sein Geld wieder bezahlen wollte. Nichts destoweniger gerieth es zu großer Weitläufigkeit; ja er wurde so gar gefänglich angehalten, und mußte die Rechnungen ohne baare Bezahlung wieder heraus geben, und sich mit der Hoffnung, selbige in Holland zu erhalten, abspeisen lassen. Man gab ihm aber nachgehends nicht einmal die versprochenen Schreiben mit, sondern er mußte sich auf das bloße Wort des Generals verlassen, welches jedoch, wie ihn die Erfahrung gelehret, entweder ziemlich unsicher war, oder doch von der Gesellschaft schlecht erfüllet wurde. Doch, wiewohl ihn dieses unredliche Verfahren um einen Theil seines Vermögens brachte, so genoß er hingegen desto größere Höflichkeit von der holländischen Regierung. Man ließ auf dem Viceadmiralschiffe der nach Europa bestimmten Flotte, ein eigenes Zimmer für ihn bauen. Man bewilligte dem Schiffshauptmanne doppelten Sold, damit er einen Fremden, den die Gesellschaft ohne seine Kosten nach Europa schaffen wollte, desto besser bewirthen könnte. Die Frau Generalinn versorgete ihn mit allerley Vorrathe auf die Reise. Denn, wie er meynet, so fiel ihr bey, was er ihrer Tochter geschenket hatte. Einige gute Freunde, als sie sahen, daß das vornehmste Frauenzimmer zu Batavia viele Gewogenheit gegen ihn blicken ließ, stifteten ihn an, daß er um Loslassung eines jungen Pariſers, den sein lüderliches Leben nach Indien gebracht hatte, anhalten mußte. Er machte demnach der Tochter des Generals ein Geschenk, und brachte vermittelst ihres Schutzes bey dem Major und Fiscaladvocaten zuwege, daß sie zu der Abreise des jungen Menschen durch die Finger sahen *e*).

Wird von dem holländischen General betrogen.

Der VII Abschnitt.
Rückreise des Verfassers nach Europa.

Wie es bey dem Einschiffen zugehe. Tavernier geht nach Europa zurück. Seine Beobachtungen am Cap. Gebräuche bey der holländischen Schiffahrt. Schwierigkeit auf der Rhede St. Helena zu ankern. Andere Gebräuche auf den holländischen Schiffen. Menge weggenommener Wachskerzen aus den Klöstern. Wie es bey dem Ausschiffen zugieng.

Weil Tavernier noch drey Tage lang auf der Rhede still liegen mußte: so konnte er die Vorsichtigkeit, damit die Holländer bey dem Einschiffen verfahren, desto genauer beobachten. Den ersten Tag kam ein Beamter, welcher alle Waaren, die man an Bord bringt, es sey nun für Holland oder für andere Orte, aufschreiben muß; er liest das Verzeichniß aller dieser eingeschifften Waaren ab, und läßt es nicht nur von dem Schiffer, sondern auch von allen mit ihm abreisenden Kaufleuten unterschreiben. Dieses Verzeichniß wurde in

Wie es bey dem Einschiffen zugeht.

d) A. d. 450 S. *e*) A. d. 455 S.

Tavernier. 1656.

in eben dieselbige Kiste geleget, worinnen man die Rechnungsbücher, und die Rolle von allem, was in den indianischen Lagerhäusern vorgefallen war, verschließt. Hernach versiegelte man das Verdeck, darunter die Waaren lagen. Den zweyten Tag erschien der Stadtmajor nebst dem Fiscaladvocaten und dem Oberfeldscheerer, und besichtigten einen jeden, der nach Holland reisen wollte; der Major deswegen, damit kein Soldat ohne Abschied fortwischen konnte: der Fiscaladvocat, um zu sehen, ob nicht irgend ein Schreiber vor Ablaufe seiner Zeit heimlich wegzugehen versuche? der Feldscherer, damit er alle Kranken, die man aus Indien wegschicket, besehe, und es mit einem Eide bekräftige, sie könnten in Indien nicht zur Gesundheit gebracht werden. Der dritte Tag ist den Einwohnern der Stadt, zum Abschiednehmen gegönnet, welche sodann mit ihren guten Freunden sich letzen, und unter dem Schalle der Musik wacker lustig machen *f*).

Tavernier geht nach Europa zurück.

Nach einer glücklichen Fahrt von fünf und funfzig Tagen erreichete die holländische Flotte das Vorgebirge der guten Hoffnung. Hier blieb sie drey Wochen lang liegen, und Tavernier vertrieb sich unterdessen die Zeit mit allerley Beobachtungen. Wir wollen aber nur diejenigen beybringen, die man anderswo nicht findet.

Seine Beobachtungen am Cap.

Er ist nach seinem Vorgeben überzeuget, daß die schwarze Farbe der Caffern weder von der Luft noch von der Hitze herrühren könne. Ein gewisses junges Mägdchen war in dem Augenblicke, da es auf die Welt kam, ihrer Mutter weggenommen, und nachgehends unter den Holländern erzogen worden. Dieses nun war so weiß, als immer ein europäisches Weibesbild. Ein gewisser Franzose machte ihr ein Kind, wollte sie auch heirathen, durfte aber nicht, sondern wurde wegen seines Muthwillens um achthundert Gulden gestraft, die man ihm von seiner Besoldung abzog. Nur besagtes Mägdchen erzählte dem Tavernier, die Caffern wären deswegen schwarz, weil sie sich mit einer Salbe von allerley Kräutern schmiereten, und wenn sie dieses nicht zum öftern thäten, würden sie wassersüchtig werden. Er bekräftiget durch das Zeugniß seiner eigenen Augen, die Caffern kenneten die Kräuter sehr gut, und wüßten sie sehr wohl zu gebrauchen. Es waren neunzehn Kranke auf dem Schiffe, die meistentheils Geschwüre an den Beinen, oder sonst allerley im Kriege empfangene Schäden an sich hatten. Von diesen gab man ihnen funfzehn unter die Hände, welche hierauf in wenig Tagen heil wurden, ungeachtet der Feldscherer zu Batavia geglaubet hatte, sie könnten ihre Gesundheit sonst nirgend als in Europa erlangen. Jedweder Kranke hatte zween Caffern, die ihn verbanden, das ist, welche solche Kräuter, als sie zu dem Zustande seines Geschwüres oder Schadens für dienlich erachteten, aufsuchten, zwischen zween Steinen zerquetschten und hernach auf seinen Schaden legten *g*). Währenden Aufenthaltes des Verfassers wurden einst einige Soldaten um gewisser Verrichtungen willen ausgeschickt. Weil sie sich nun tief ins Land hinein wagen mußten: so machten sie des Nachts ein großes Feuer, nicht sowohl um sich dabey zu wärmen, als vielmehr um die Löwen vom Leibe zu halten. Doch demungeachtet kam unterdessen da sie schliefen, ein solches Thier angestiegen, und erwischte einen Soldaten beym Arme. Zwar wurde es auf der Stelle todgeschossen: allein, man mußte ihm mit großer Mühe die Zähne aufbrechen, damit man den Arm, welcher durch und durch gebissen war, los machen konnte. Nichts destoweniger heileten die Caffern diesen Soldaten innerhalb zwölf Tagen. Tavernier schließt aus eben dieser Begebenheit, es sey ein Irrthum, wenn man sich einbilde, die Löwen scheueten das Feuer. Er sah eine große Menge

f) Ebendas.

g) A. d. 460 S.

und Tieger Häute in der holländischen Festung. Doch, was er am meisten bewunderte, das war die Haut eines von den Caffren getödteten wilden Pferdes; sie war weiß, aber mit schwarzen Querstrichen, und mit solchen Flecken, wie die Leoparden an sich haben, bezeichnet, übrigens ohne Schweif *b*). Zwo bis drey Meilen weit von der Festung, fanden einige Holländer einen todten Löwen, dem vier Stacheln eines Stachelschweines, und zwar bis auf drey Viertheile ihrer Länge in dem Leibe stacken. Man schloß also, das Schwein habe den Löwen getödtet *i*). Indem die große Menge dieser Thiere das Land sehr unsicher machet: so haben die Holländer eine artige Erfindung, sie aus dem Wege zu räumen. Sie machen eine Flinte an einem Pfahle fest, und binden ein Stück Fleisch daran, von welchem eine Schnur bis an den Drücker geht. Wenn nun das Thier das Fleisch wegreißen will, so wird dadurch die Schnur angezogen, folglich geht der Drücker los, und die Kugel fährt dem Löwen in den Rachen oder Kopf. Gleichfalls haben sie eine artige List, die jungen Straußen zu fangen. Erstlich geben sie Achtung, wo das Nest ist, und warten bis die Jungen etwan acht Tage alt sind; hernach schlagen sie einen Pfahl in das Nest, und binden die Jungen mit einem Fuße daran, damit sie nicht weglaufen können. Dergestalt werden sie von den Alten immerfort gefüttert, und wachsen allmählig heran. Wenn sie nun groß genug sind, so werden sie von den Holländern abgeholet und verkauft, oder gegessen *k*). Tavernier. 1666.

Unter der Regierung des Generals Vandime, nahmen die Holländer einen jungen Caffer aus einem ziemlich weit von der Festung entlegenen Orte weg, und führeten ihn nach Batavia, wo er mit großem Fleiße in Sprachen unterrichtet wurde. Innerhalb etwa acht Jahren, redete er vollkommen holländisch und portugiesisch. Weil er aber Verlangen nach seiner Heimath trug, und der General ihn wider seinen Willen zu nichts nöthigen wollte: so schickte er ihn mit Kleidung und Wäsche bestens versehen, nach dem Vorgebirge zurück, in der Hoffnung, er werde bey den Holländern bleiben, und der Handlung, die sie mit den Caffern treiben, zum Bande dienen. Aber kaum war er auf das Vorgebirge gekommen: so warf er seine Kleider in die See, und lief zu seinen Landesleuten davon, mit denen er roh Fleisch fraß, ohne daß ihm die Dankbarkeit jemals die geringste Neigung gegen seine Wohlthäter eingeflößet hätte *l*).

Gebräuche bey der holländischen Schiffahrt.

Tavernier beschreibt hierauf einige bey den Holländern zur See übliche Gebräuche. So bald man, saget er, die Segel bey der Abfahrt aufgespannet, und das Gebeth verrichtet hatte, riefen sowohl die Soldaten, als die Matrosen, nun wollten sie sich hinlegen, und bis nach der Heleneninsel schlafen. Indem nun beständig einerley Wind bläst, und solcher das Schiff gemeiniglich in sechzehn bis achtzehn Tagen auf die Rhede besagter Insel führet: so hatte man in der That nicht nöthig, ein Segel anzurühren, weil man den Wind allezeit in dem Rücken behielt. Die einige Bemühung der Matrosen, welche mit dem vierzehnten Tage begonn, bestund darinnen, daß sie wechselsweise, nämlich allezeit ein Paar, auf dem großen Maste Wache halten, und nach der Insel aussehen mußten. Diese Vorsichtigkeit ist den Steuerleuten unumgänglich nöthig, weil sie allemal von der Nordseite, und zwar sehr nahe an die Insel zu kommen, und daselbst Anker zu werfen, trachten müssen; indem anderswo kein Grund zu finden ist. Messen sie ihre Anstalten in diesem Stücke nicht auf das genaueste ab, und die Anker wollen nicht Grund fassen: so führet die Gewalt des

b) A. d. 451 S. *i*) Ebendaselbst. *k*) Ebendas. *l*) A. d. 452 S.

Tavernier. 1660.

des Windes und der Ströme das Schiff vor der Rhede vorbey, und benehmen ihnen zugleich die Hoffnung, wieder dahin zu kommen, indem der Wind sich niemals ändert, sondern allezeit widrig bleibt m).

Als man glücklich vor Anker gekommen war: so wurde das sämmtliche Schiffsvolk in zwo Hälften getheilet. Der Viceadmiral trat vor den Mast und sagte: „Wir werden zwey „und zwanzig Tage hier bleiben. Nun vergleichet euch darum, welche Hälfte am ersten an „das Land gehen, sich lustig machen und jagen will; nur aber muß sie den eilften Tag wie„der an Bord seyn, damit die andern gleichfalls an das Land gehen können.„ Hierauf ließ er einem jeden, der ans Land wollte, ein Paar Schuh, nebst Reiße, Zwiebacke, Salz und Brandtwein geben. Auch wurden sie mit großen Kochkesseln versorget. Wenn sie am Lande sind, so bleiben drey bis vier unten am Berge, und sammeln Sauerampfer, welcher bis drey Schuhe hoch aufschießt. Hernach helfen sie den andern wilde Schweine jagen, davon die ganze Insel voll läuft, und kochen ihr Wildprät mit Reiß und Sauerampfer, welches eine gute Suppe giebt, welche den Leib allmählig reiniget. Die ganze Zeit über, die sie auf dem Lande zubringen, thun sie nichts anders, als singen, essen und trinken: doch müssen sie alle Tage einige Schweine an Bord liefern. Die Schuhe giebt man ihnen deswegen, weil der Berg ungemein steil und rauh ist, folglich man ihnen das beschwerliche Klettern erleichtern muß. Die aus Indien zurückkommenden Schiffe bringen gemeiniglich persianische Jagdhunde mit, die sie zur Schweinsjagd gebrauchen, und hernach wenn ihre Dienste gethan sind, ins Wasser werfen n).

Indem die auf dem Lande mit der Schweinsjagd beschäfftiget sind, vertreiben sich die auf den Schiffen ihre Zeit mit Fischen. Man giebt einem jedweden eine Maaß Salz, damit er seine Fische einsalzet, und sie hernach an der Luft dorret. Hievon leben sie meistentheils die übrige Zeit der Reise. Ihr Vorrath reichet gemeiniglich auf dreyßig bis vierzig Tage, welche Zeit über man ihnen keine andere Lebensmittel reichet, als ein wenig Oel und Reiß in Wasser gekocht; folglich erspahret die Gesellschaft eine große Menge Lebensmittel.

Andere Gebräuche auf den holländischen Schiffen.

Gleichfalls läßt man alle Schweine, Schafe, Gänse, Endten und Hühner, die man noch am Borde hat, ans Land laufen. Sobald diese Thiere den Sauerampfer fressen, der sie eben sowohl reiniget, als die Menschen, so werden sie in wenigen Tagen ungemein fett, absonderlich Gänse und Endten o).

Die holländische Flotte bestund aus eilf Schiffen, welche sich sämmtlich an der Helenensel versammelten. Man rathschlagte darüber, was für eine Straße man nach Holland nehmen sollte? Der Entschluß war, man wollte sich westlich halten, weil man wegen weit verstrichener Jahreszeit, auf dieser Seite vermuthlich günstige Winde antreffen werde. Allein, als man die Linie zurückgeleget hatte: so fand man die Winde der geschöpften Hoffnung dermaßen entgegen zu seyn, daß man nachgehends bis auf den vier und sechzigsten Grad, und die Höhe von Island laufen, und von Norden herab nach Holland kommen mußte. Wir bringen diese Umstände nur deswegen bey, damit wir Gelegenheit haben, noch einige andere holländische Gebräuche, aus den Nachrichten unsers Verfassers zu beschreiben. Bald hernach, als man die isländische Küste entdecket hatte, bekam man die Insel Ferelle zu Gesichte, bis dahin eine andere holländische Flotte von eben so viel Schiffen der neuankom-

men-

m) A. d. 461 S.

n) A. d. 464 S.

Tavernier. 1666.

menden entgegen gegangen war, und daselbst auf sie wartete: auch ohne Unterlaß einige Stücke abfeuerte, um den Ort, wo sie vor Anker liege, anzuzeigen.

Sobald beyde Flotten einander zu Gesichte bekamen, feuerte jedwedes Schiff alle sein Geschütz ab, und näherte sich seinem Geleitschiffe, das ist das indianische Admiralschiff blieb immer bey dem holländischen Admiralschiffe, der Viceadmiral bey dem Viceadmirale, und so weiter, jedwedes nach seiner Ordnung. Das erste, was die entgegen kommenden thaten, war dieses: daß sie den indianischen Schiffen eine Menge Lebensmittel an Bord schickten, als nämlich einige Tonnen Bier, geräuchert Fleisch, Butter, Käse, weißen Zwieback, ingleichen für jedwedes Schiff eine Tonne Rheinwein, nebst Franz- und spanischem Weine. Den folgenden Tag legten alle Steuerleute ihr Amt nieder, und ließen die aus Holland entgegen gekommenen an das Ruder. Es waren ihrer für jedwedes Schiff drey, und suchet man bey diesen Gelegenheiten die ältesten aus, welche dieses Gewässer, und die Aenderung der Sandbänke von Grunde aus kennen.

Den folgenden Tag that der Admiral von der Begleitungsflotte drey Stückschüsse, und ließ seinen Wimpel von dem Hintertheile wehen, um dadurch alle Officier von beyden Flotten zum Kriegesrathe zu berufen. Bey dieser Versammlung werden alle auf der Reise vorgefallene Mishandlungen vorgetragen, und die Protocolle vorgelegt. Wenn man sie durchgegangen hat, wird ein Tag bestimmt, an welchem man alle Missethäter auf das Admiralsschiff bringt, und mit der verdienten Strafe beleget. Vor Zeiten führte man sie nach Holland. Allein, da hatten sie gute Freunde, und es kamen zuweilen die allerärgsten Bösewichter ungestraft davon. Seitdem man aber dieses neue Kriegesrecht eingeführet hat, so ist das Widersetzen und aufrührerische Beginnen der Matrosen um ein ziemliches seltener geworden, als es ehedem war. Diesesmal wurden zween Matrosen gehenket: weil sie ihre Officier mit dem Messer verwundet hatten. Einige wurden unter dem Schiffe durchgezogen: andere bekamen vor dem großen Maste, eine gewisse Anzahl Streiche mit einem Thaue, noch andern wurde ihre Besoldung eingezogen *p*).

Menge weggenommener Wachskerzen aus den Klöstern.

Sobald man die holländische Küste zu Gesichte bekam, zündeten die Matrosen von der indianischen Flotte auf dem Hinter- und Vordertheile der Schiffe, eine solche erstaunliche Menge Lichter an, daß man von Ferne gemennet hätte, sie stünden in vollem Brande. Tavernier zählete nur allein auf seinem Schiffe über siebenzehnhundert Kerzen. Er giebt uns auch Nachricht, woher dieser reichliche Vorrath von Wachslichtern rührete. Es hatten nämlich viele auf der Flotte vorhandene Matrosen ehemals auf derjenigen Flotte gedienet, welche die Holländer gegen die manillischen Inseln auslaufen ließen. Ob nun gleich diese Unternehmung nicht nach Wunsche ausschlug: so hatten sie doch einige Klöster ausgeplündert, und eine erstaunliche Menge Wachskerzen daraus weggenommen. Zu Puntogallo hatten sie nicht minder eine gewaltige Anzahl gefunden, als der Ort den Portugiesen abgenommen wurde. Weil das Wachs in Indien sehr wohlfeil ist, saget Tavernier, so hat jedwedes Kloster allemal einen großen Vorrath an Wachslichtern. Der geringste Holländer bekam dreyßig bis vierzig auf seinen Antheil, darunter einige so dick, als ein Mannsschenkel waren *q*).

Wie es bey dem Ausschiffen zugieng.

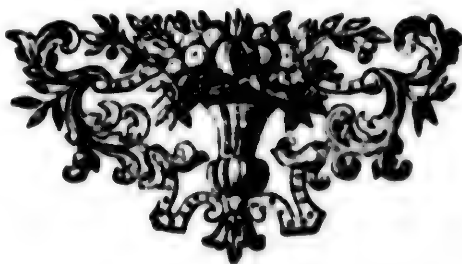
Der Viceadmiral, auf welchem unser Verfasser fuhr, mußte der gemachten Austheilung zu Folge, nach Seeland segeln. Er brachte aber ganzer sieben Tage damit zu, eh

o) Ebendaselbst. p) A. d. 471 S. q) A. d. 472 S.

Tavernier. 1666.

er zu Vließingen einlaufen konnte, weil die Sandbänke sich verändert hatten. Aber sobald er Anker geworfen hatte, war das Schiff, alles Abwehrens ungeachtet, mit einer unsäglichen Menge kleiner Barken umringet. Einer rief diesem Bekannten, der andere fragte nach jenem. Die Eltern erkundigten sich nach ihren Kindern, und ein Bruder oder Anverwandter nach dem andern. Den folgenden Tag kamen zween Bewindhaber auf das Schiff, und ließen das gesammte Volk zwischen dem Hindertheile, und dem Hauptmaste zusammen kommen. Der Hauptmann mußte sich neben sie stellen. Hierauf sagten sie zu dem Bootsvolke: Wir befehlen euch hiemit im Namen der Gesellschaft, uns anzuzeigen, ob euch auf dieser Reise zur Ungebühr mitgefahren worden ist, oder nicht? In der Ungeduld, bald bey ihren Eltern, Anverwandten und guten Freunden zu seyn, die am Ufer stunden, und auf sie warteten, riefen sie, als aus einem Munde, der Hauptmann sey ein braver Mann! In diesem Augenblicke hatte jeder die Freyheit, in die Schaluppen zu springen, und ans Land zu fahren. Die Bewindhaber bezeugten sich gegen den Tavernier ungemein höflich, und fragten ihn gleichfalls, ob er keine Klage über die Schiffsofficier anzubringen habe *r*)?

Er hatte keine andere Ursache, in Holland länger zu verweilen, als die Bezahlung des Geldes, das man ihm zu Batavia vorenthalten hatte. Doch er konnte seines langwierigen und dringenden Anhaltens ungeachtet, nicht mehr als etwas über die Hälfte herauspressen. War man mir nichts schuldig, ruft er an diesem Orte voller Verdruß aus; warum bewilligte man denn die Hälfte meiner Forderung? Verlangete ich aber das Meinige; warum enthielt man mir einen Theil davon vor? Diese Unbilligkeit muß ihm zur Gelegenheit dienen, daß er ohne Verhehlen entdecket, wie ungleich es bey Verwaltung der Gesellschaftsangelegenheiten zugehe.



Das

r) A. d. 474 S.

s) In dem Hauptwerke ist diese Beschreibung aus Thomas Rhoe genommen, der bey dem großen Mogol eine Secretärstelle verwaltete; Eduard Terri, ein anderer englischer Reisender bestätiget sie ebenfalls, er hatte an diesem Hofe eben die Gnade. Mandelslo hat solche sich zugeeignet, und nur einige ihm eigene Anmerkungen beygefügt. Z. E. er erinnert bey Gelegenheit des Sinde, daß ein Königreich eben dieses Namens vorhanden gewesen ist, dessen Einwohner sich noch Abint nennen; die Perser und Araber heißen es Diul. Einige nennen den Fluß Indus oder Sinde auch Pen[illegible], weil er nach der Bedeutung dieses Wortes durch fünf andere Flüsse vergrößert wird. Der erste ist Rigab, der bey Kabul entspringt, der zweyte

Katab

Beschreibung von Indostan.

Das XXVI Capitel.

Beschreibung von Indostan.

Der I Abschnitt.

Geographische Beschreibung des Landes.

Abtheilung in Provinzen. Landschaft Kandahar; Kabul; Multan; Haja-Kan; Buckor; Tatta; Soret; Jesselmire; Attock; Pengab; Kismire; Jengapur; Jemba; Dehli; Bando; Maloway; Chitor; Gusurate. Städte darinnen. Einwohner darinnen. Landschaft Candisch; Berar; Narvar; Gualor; Agra. Hauptstadt derselben. Häuser der Jesuiten und Holländer allda. Landschaft Sambal; Bakar; Nagrakut; Siba; Kakares; Gor; Pitan; Kanduana; Patna; Jesuat; Meuat; Udessa; Bengela; Otters Anmerkung über verschiedene Oerter in Indostan. Meynungen von dem Laufe des Indus. Otters Anmerkung von Mekran; von dem alten Königreiche Gusu'atte; von Agra; von Decan. Staaten be, insbaren Rajas. Der Paja von Zedussio; von Rator; von Chague; und ande , Urtheil über den gegenwärtigen Zustand von Indostan.

Geographische Beschreibung des Landes.

Das schöne Land, welches eigentlich Indien heißt, und von den Persern und Arabern den Namen Indostan erhalten hat, wird ostwärts von dem Königreiche Maugh begränzet, welches andere Malvy *s*) nennen, westwärts von einem Theile Persien und dem südlichen Meere, nordwärts vom Caucasus und der Tatarey, südwärts vom Königreiche Decan, und dem Meerbusen von Bengalen. Man giebt ihm nicht weniger als sechshundert Meilen von Osten nach Westen vom Flusse Indus oder Sinde bis an den Ganges, und nicht weniger als siebenhundert von Norden nach Süden, wenn man seine südlichsten Gränzen im zwanzigsten Grade, und die nordlichsten im drey und vierzigsten Grade rechnet *t*). In diesem Raume enthält es sieben und dreyßig große Provinzen, die vor Alters so viel Königreiche waren.

Abtheilung in Provinzen.

Kandahar.

Die erste ist Kandahar, welche den Namen von der Hauptstadt *u*) erhalten, oder ihr den ihrigen gegeben hat. Sie liegt am westlichsten, und also Persien am nächsten. Daher veranlasset sie auch oft blutige Kriege zwischen den Königen von Persien und den Mogolen, wie Bagdat und Erivan zwischen Persien und der Türkey. Ihre Hauptstadt wird durch den Handel aller Caravanen sehr reich; denn sie haben sonst keinen Weg zu Lande nach Indien zu gehen, und die Lage machet sie an sich selbst fest, wie sie noch über dieß eine Citadelle hat, welche für die beste in ganz Asien gehalten wird *x*).

Kabul.

Die zweyte Provinz von Indostan, Kabul, ist die reichste; auch sie führet den Namen ihrer Hauptstadt, welche wohl gebauet, und mit zwey guten Schlössern wohl befestiget ist *y*).

 Ihre

Katab, der seinen Ursprung in Kachemir funfzehn Tagereisen über Labor, nordwärts hat, der dritte Kavy geht an den Mauern von Labor vorbey, und ent pringt unweit dieser Stadt. Die beyden andern Via und Parid kommen viel weiter her, und vereinigen sich bey Bakar, welches fast gleich weit von Labor und von dem Meere ist. Mandelslo I Th. a. d. 46 und 47 S.

t) Mandelslo a. d. 54 S.

u) In fünf und achtzig Grad der Länge, und drey und dreyßig nordlicher Breite.

x) Tavernier liefert den Grundriß davon in dem Iten Theile seiner Reisen a. d. 628 S.

y) In dem drey und dreyßigsten Grade, dreyßig Minuten nordlicher Breite.

Beschreibung von Indostan.

Ihre Gränze ist nordwärts die große Tatarey. Aus dieser Provinz geht der Fluß Nibal heraus, und verwandelt seinen Namen in Begul, und fällt in den Indus. Man glaubet es sey die Coa oder der Suastus des Ptolomäus. Die usbekischen Tatarn bringen jährlich mehr als sechzigtausend Pferde nach Kabul zu verkaufen. Auch aus Persien bringt man viel Schöpse und anderes Vieh dahin. Die Lebensmittel sind wohlfeil, und man findet Wein da. Tavernier, welcher diesen Weg ebenfalls gereiset ist, beobachtet einen sehr besondern Gebrauch der Völker, die er Augans nennet, welche von Kandahar bis Kabul gegen die Gebirge von Balk zu wohnen, sehr starke Leute, und ihrer Räubereyen wegen sehr berüchtigt sind. Sie pflegen, wie alle Indianer, sich die Zunge zu reinigen und abzuschaben; sie thun dieses alle Morgen, mit einem kleinen gekrümmten Stücke einer Wurzel des Landes; anstatt aber daß dieses bey den andern Indianern ein Brechen verursachet, wodurch sie viel Unreinigkeiten auswerfen, so brechen sich die Augans nicht eher, als bis sie ihre Mahlzeit zu nehmen anfangen. Kaum haben sie zween oder drey Löffel gegessen, so müssen sie gehen und sich brechen; worauf sie mit gutem Appetite essen. Eben dieser Reisende erinnert: ohne denselben Gebrauch, würden sie kaum dreyßig Jahr leben, und wie Wassersüchtig werden z).

Multan.

Die dritte Landschaft ist Multan, deren Hauptstadt, die eben den Namen führet, groß, alt, und reich an Handlung ist. Man machet daselbst viel Zeuge, welche nach Tatta geführet wurden, ehe der Sand die Mündung des Flusses verstopft hatte. Seitdem bringt man sie nach Agra, und von dar nach Surata. Die Fuhren sind sehr theuer, und der Handel von Multan empfindet solches stark. Aus dieser Stadt kommen alle Banianen her, die ihren Handel in Persien treiben, wie anderer Orten die Juden, denen sie noch im Wuchern überlegen sind. Des Gesetzes ungeachtet, das ihrer Secte verbiethet, Fleisch von Thieren zu essen, haben sie ein besonderes, das ihnen verstattet, an gewissen Tagen Hühner zu essen, und für zween oder drey Brüder nur eine Frau zu nehmen; der Aelteste ist alsdenn Vater zu den Kindern. Aus Multan breiten sich auch viel Seiltänzer oder Baladins von beyden Geschlechtern in ganz Persien aus a). Diese Landschaft liegt längst dem Flusse Indus b), ostlich von Persien und Kandahar c).

Haja

z) Tavernier IIter Theil a. d. 51 S.

a) Ebendaselbst a. d. 52 S.

b) Die Hauptstadt ist in hundert und funfzehn Grad der Länge, und neun und zwanzig Grad vierzig Minuten Breite.

c) Man kann diese Beschreibung durch die Namen und Weiten der Oerter bereichern, die sich in Taverniers Reisen befinden. Von Kandahar gieng er zehn Cossen oder zehn Meilen nach Charisafar, zwölf Cossen von Charisafar nach Zelate, achte von Zelate nach Betazy, sechse von Betazy nach Mezur, siebenzehn von Mezur nach Karabat, siebenzehn von Karabat nach Chakeni Kute. Von Candahar bis nach dem letzten Fleck n[illegible]st das Land unter vielen kleinen Herren, die dem Könige von Persien etwas geben. Von Chakeni Kute nach Kabul reisete Tavernier vierzig Cossen, wo man unterwegens nur drey elende Dörfer antrifft, da nicht allemal Brodt und Gerste für die Pferde zu bekommen ist. Also muß man solches mit sich führen. In dem Heumonate und Augustmonate herrschet hier ein warmer Wind, der den Odem benimmt, und manchmal plötzlich tödtet. Ebend. a. d. 51 S.

d) Mandelslo nennet die Hauptstadt Bacher Hukon oder Bikaner. Sie liegt in hundert und siebenzig Grad zwanzig Minuten Länge, und acht und zwanzig Grad vierzig Minuten nördl. Breite.

e) Mandelslo oder sein Uebersetzer nennet sie hier Bolches.

f) In sechs und achtzig Grad Länge, und drey und zwanzig Grad, zwanzig Minuten nördl. Breite.

Haja Kan oder Hauh Kan, die vierte Provinz, hat ostwärts den Indus zur Gränze, westwärts eine persische Provinz, Lar. Sie hat keine große Stadt, ihre Einwohner sind ein kriegerisches Volk, die Ballocken; daher sie vor Alters das Königreich Ballocky hieß.

Beschreibung von Indostan.

Haja Kan.

Bucker.

Buckor oder Backar, deren Hauptstadt Buckor Sakor heißt *d*), liegt auch an den Ufern des Indus, der sie mitten durchstreicht, und eines der fruchtbarsten Länder im Reiche aus ihr machet. Gegen Südsüdwest hat sie Tatta, und gegen Westen Hajakan oder die Ballocken *e*).

Tatta.

Tatta, deren Hauptstadt auch so heißt *f*), wird auch vom Indus durchschnitten; er machet viel schöne Inseln, wodurch die Reise sehr angenehm wird. Ihre Künstler machen sie berühmt, und werden für die geschicktesten im Reiche gehalten. Sonst handelten die Portugiesen stark dahin.

Soret.

Soret, eine kleine, sehr reiche und stark bevölkerte Provinz. Gegen Osten stößt sie an Gusurate, gegen Westen ans Meer.

Jesselmire.

Jesselmire hat zur Gränze nordwärts Gusurate, westwärts Soret, Buckor und Tatta. Außer ihrer Hauptstadt, die eben den Namen führet, findet man auch da die Stadt Radimpur, und einige andere weniger beträchtliche.

Attock.

Attock, und die Hauptstadt eben dieses Namens *g*), liegen am Flusse Nibal, der von Westen kömmt, und daselbst in den Indus fällt, welcher Attock von Haja Kan absondert.

Pengab.

Pengab hat ihren Namen von den fünf Flüssen, zwischen denen diese Landschaft liegt, welche südwärts Lahor in den Indus fallen *h*). Es ist eine der fruchtbarsten und ansehnlichsten Landschaften im Reiche. Ihre Hauptstadt ist Lahor, der berühmte Ort, dessen Beschreibung man in Mandelslohs und Berniers Nachrichten gelesen hat *i*).

Kismire.

Kismire, welche die Europäer Kachemir genannt haben, deren Hauptstadt aber nicht eben den Namen führet *k*), wie die Erdbeschreiber auf Berniers Zeugniß geglaubet haben, sondern Syranakar heißt *l*), ist eines der schönsten Länder in der Welt. Der Badt bewässert sie, machet viel schöne Inseln, und geht in den Indus.

Kachemir stößt an Kabul. Bankisch liegt ostwärts von Kisimire, etwas nach Süden, und wird nur durch den Indus abgesondert *m*).

Jenga=

g) Neun Grad, fünf und zwanzig Minuten Länge, sechs und zwanzig Grad vierzig Minuten Breite.

h) Neunzig Grad vierzig Minuten Länge.

i) Drey und neunzig Grad dreyßig Minuten Länge, und ein und dreyßig Grad vierzig Minuten Breite.

k) Wir wollen wieder Taverniers Reisebeschreibung von Kabul nach Lahor vornehmen. Von Kabul reisete er neunzehn Cossen bis Bariabe, von da siebenzehn bis Nimela, von da neunzehn bis Alybua; von Alybua siebenzehn bis Taka; sechs von Taka bis Kimry; vierzehn von da bis Chaur vierzehn von Chaur bis Novekar; neunzehn von Novekar bis Atek. Atek liegt auf einer Landspitze, wo sich zween große Flüsse vereinigen. Es ist eine der besten Festungen in dem mogolischen Reiche. Von Atek waren sechzehn Cossen bis Kalapane; von da sechzehn bis Rupate; von da sechzehn bis Tulapeka; von da neunzehn bis Keraly; von Keraly sechzehn bis Jerabad; von da achtzehn bis Jimadab; und von da achtzehn bis Lahor. An oben angeführtem Orte a. d. 53 S.

l) Berniers Zeugniß verdienet hier nicht, dem Rhoe und Terri vorgezogen zu werden, welche ihre Nachrichten aus der Geheimschreiberey des großen Mogols hatten. Diese Stadt liegt in drey und neunzig Grad der Länge, und vier und dreyßig Grad vier Minuten Breite.

m) Nicht in den Ganges wie Mandelslo saget a. d. 49 S.

Beschreibung von Indostan.

Jengapur.

Jengapur, welches den Namen seiner Hauptstadt führet, liegt am Flusse Raaul, einen der fünfe, die in den **Indus** fallen, Nordost von **Labor**.

Jemba.

Jemba oder **Jamba**, heißt auch wie ihre Hauptstadt, und stößt ostwärts an Pengab. Das Land ist sehr bergig. Man sieht da eine berühmte Pagode, **Illamake** genannt; wohin die Banianen wallfahrten.

Dehli.

Dehly, und die Hauptstadt gleiches Namens, liegt zwischen **Jemba** und **Agra**, gegen den Ursprung des **Jemene**, der, nachdem er durch Agra gegangen ist, in den Ganges fällt. Die Stadt **Dehly**, deren Beschreibung man bey dem **Tavernier** gesehen hat, ist sehr alt o). Die Ruinen ihrer Palläste, und die Grabmäler ihrer alten Könige, beweisen zulänglich, daß sie vorher die Hauptstadt in Indostan war; und einige glauben, sie sey der Sitz des Königes **Porus** gewesen. Schah Jehan ließ daselbst im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts eine andere Stadt bauen, die er von seinem Namen, **Jehannabad**, nennete; es sondert solche durch eine Mauer vom alten **Dehly** ab. Die Großmogolen nehmen oft ihren Sitz daselbst, wenn die Hitze sie nöthiget, Agra zu verlassen. Der berüchtigte **Thamas Kuli Khan** nahm, bey seinem Kriege in **Indostan**, **Jehannabad** oder **Dehly** weg, und bemächtigte sich des unermeßlichen Reichthums im kayserlichen Pallaste.

Bando.

Bando machet ungefähr das Mittel des Reiches zwischen **Jesselmire**, **Agra** und **Dehli** aus. Außer der Hauptstadt eben des Namens, sind in ihr **Turi**, **Moasta**, **Godack** und **Asimere** oder **Asmire**. Diese letzte Stadt p), wo sich der Großmogol zu **Rhoes** Gesandschaftszeit ordentlich aufhielt, giebt ihren Namen bisweilen der ganzen Provinz.

Malewav.

Maloway oder **Malue**, ist sehr fruchtbar. Die Hauptstadt heißt **Rantipur**; **Serampur** und **Ugen** liegen auch darinnen q). Der Fluß **Cepra**, an dem die Stadt **Calleada** liegt, wo sich die alten Könige von **Maserdoa** aufhielten, bewässert einen Theil dieser Landschaft, und fällt in den cambaischen Meerbusen.

Chitor.

Chitor war vordem ein sehr ansehnliches Königreich: aber die Hauptstadt, wovon es den Namen führet, und deren Mauern sonst mehr als sechs Meilen im Umkreise hatten, ist itzo nur ein elender Steinhaufen. Sie stößt ostwärts an **Randisch** und südwärts an **Gusurate**.

Gusurate.

Gusurate, welches die Portugiesen das Königreich **Cambaja**, von der Stadt, wohin sie vornehmlich handelten, genannt haben, ist unstreitig eine der schönsten und wichtigsten Landschaften des mogolischen Reiches. Außer den Städten, deren Beschreibung man schon geliefert hat, als seine Hauptstadt, die mitten im Lande liegt r), und eigentlich Hamed Ewad, d. i. Stadt des Königs Hamed, von ihrem Stifter heißt, die man aus

Städte darinnen.

verderbt **Amadabat**, **Amadabath** nennet, **Cambaja**, **Brodra**, **Broidtschia**, **Mamadebat** und **Surate**, eine der berühmtesten Städte in der Welt, des Handels wegen hat **Gusurate** noch viel andere, deren Namen man in den Reisebeschreibungen zerstreuet antrifft.

Goga.

Goga, eine kleine Stadt, oder vielmehr ein großer Flecken, liegt dreyßig Meilen

n) **Mandelslo** nennet sie auch **Jemipar** oder **Jenupar**; in vier und neunzig Grad der Länge, und dreyßig Grad dreyßig Minuten Breite.

o) Sechs und neunzig Grad Länge, acht und zwanzig Grad zwanzig Minuten Breite.

p) Drey und neunzig Grad Länge, fünf und zwanzig Grad dreyßig Minuten Breite.

q) **Mandelslo** beschuldiget den **Rhoe** mit Unrecht, als hätte selbiger **Rantipur** und **Ugen** ...

len von Cambaja, an einem Orte, wo der Meerbusen so klein ist, daß nur wie ein Fluß daraus wird. Sie ist von Banianen bewohnet, die meistens Weber oder Seeleute sind. Sie hat nur eine Mauer von gehauenen Steinen, nach der Meerseite, wo sich die Portugiesen vordem zu Begleitung ihrer Kauffahrdenschiffe bis nach Goa versammleten. Pattepane und Mangerol sind zween schöne Flecken, neun Meilen von Goga; beyde werden durch die Menge Cattun und Zeuge, die man daselbst verfertiget, bereichert. Diu, wo die Portugiesen noch drey gute Schlösser haben, liegt an der Gränze des Landes Gusurate, südwärts. Sie nennen es Dive, sprechen aber das e so gelinde aus, daß man es kaum höret. Bisantagan ist eine der größten Städte des ganzen Landes, und liegt fast mitten darinnen. Man rechnet daselbst etwa zwanzigtausend Häuser. Es hat seine itzige Größe seiner Fruchtbarkeit zu danken; sonst war es nur ein Dorf. Man hält daselbst erstaunlich vieles Vieh; und Reiß, Korn, Baumwolle, wachsen im Ueberflusse. Pettan hatte sonst über sechs Meilen im Umfange. Da aber verschiedene Ursachen seinen Handel geschwächt haben: so verfällt die schöne Mauer von gehauenen Steinen, die es sonst einschloß, immer mehr und mehr, und von seinen schönsten Gebäuden bleibt nur das Schloß noch übrig, wo sich der Statthalter aufhält. Die Einwohner verfertigen nur grobe baumwollene Zeuge, für das Land. Man heißt die Zeuge Destemalo, Sgarderberalo, Longis, Allegiens. Mitten in der Stadt steht man eine Moschee, die für ein altes Werk der Heiden gehalten wird, und die Mandelslo einen der schönsten Tempel der Morgenländer nennet. Das Gewölbe, saget er, wird von tausend und funfzig meist marmornen Säulen getragen. Cheytepur ist eine andere Stadt, sechs Meilen von Pettan und zwey und zwanzig von Amadabath an dem Ufer eines Flüßchens. Alle Einwohner sind Banianen, und verfertigen nur baumwollen Garn. Man hält in der Stadt eine zahlreiche Besatzung, die Caravanen oder Cafilas zu bedecken, die diesen Weg nehmen. Messona ist ein großer offener Flecken, mit einem alten Schlosse, wo der Statthalter zweyhundert Pferde zu Bedeckung der Caravanen halten muß. Hier wächst viel Baumwolle. Nassary oder Naussary, Gaudny und Balsara, sind drey Städtchen im Lande von Surata. Das erste sechs Meilen, das zweyte neun, und das dritte vierzehn davon; alle drey zwo Meilen vom Meere. Man verfertiget daselbst viel grobe baumwollene Zeuge, und aus den benachbarten Wäldern nimmt man das Holz, das man im Lande zu Gebäuden und Schiffen anwendet *t*).

Beschreibung von Indostan.

Pattepane und Mangerol.

Pettan

Cheytepur.

Nassary, Gaudny, Balsara.

Die alten Einwohner von Gusurata heißen eigentlich Hindoys oder Indus. Sie sind Götzendiener. Muhammeds Religion ist nur mit den Waffen Tamerlans und anderer fremden Sieger daselbst eingedrungen. Jetzo ist das Land mit Persern, Arabern, Armeniern, und andern Nationen bevölkert; doch machen die natürlichen Einwohner noch immer die größte Zahl aus. Ueberhaupt sind die Einwohner des Königreichs Gusuratte braungelb oder Olivenfarbe; aber nach dem Landstriche, bald mehr bald weniger. Die Mannspersonen sind stark und wohl gebildet. Sie haben ein breites Gesicht und schwarze Augen. Sie lassen sich den Kopf und das Kinn scheren bis auf einen Knebelbart, wie die Perser. Die-

Einwohner von Gusurata.

eins gehalten. Der Engländer unterscheidet sie auf seiner Karte.

r) Vier und achtzig Grad Länge, drey und zwanzig Grad Breite.

s) . . Grad Länge, und . . Grad Breite.

Mandelslo und Tavernier haben alle diese Städte beschrieben. Man sehe die Artikel, die ihren Namen führen. Siehe die Beschreibung von Surata in den ersten Nachrichten des Xten Theils.

t) Mandelsloh a. d. 135 S.

Beschreibung von Indostan.

Gestalt und Kleidung der Mannsbilder.

Diejenigen, welche sich zur muhammedanischen Religion bekennen, kleiden sich auch Persisch, aber sie wickeln ihren Turban anders. Sie tragen die Oeffnung ihrer Weste unter dem linken Arme, da die Perser sie unter dem rechten tragen. Sie binden ihren Gürtel vorne, und lassen die Enden herabhängen, da ihn die Perser nur um den Leib wickeln, und die Enden hinein stecken *u*). In diesem Gürtel tragen die Muhammedaner von Gusurate ihre Dolche, die sie **Jimber** nennen, und die nicht weniger als ein Fuß lang, und bey dem Griffe breiter, als an der Spitze sind. Manche tragen auch Degen, und alle Soldaten sind mit Säbeln oder Schwerdtern bewaffnet.

Der Weibsbilder.

Die Weibesbilder sind klein, aber wohl gebildet; ungemein reinlich an sich selbst, und prächtig in Kleidung. Ihre Haare fliegen auf die Achsel herum. Einige tragen nur eine kleine Mütze; andere bedecken sich mit einem Flore, der mit Golde gewirket ist. Die beyden Enden hängen ihnen an den Seiten bis auf die Knie herab. Die vornehmsten tragen kostbare Ohrgehänke von Diamanten, Perlen und andern Edelgesteinen. Am Halse haben sie große runde Perlen, die auf der braunen Farbe nicht übel aussehen. Manchmal hängen sie auch Ringe in die Nase, ohne einige Beschwerlichkeit, weil sie sich fast nie schnäuzen. Sie tragen, wie die Mannspersonen, Hosen von Taffet, oder baumwollenem Zeuge, so lang daß sich solche würden über den Kopf hinaufziehen lassen, wenn man sie so weit ausdehnen wollte; sie liegen aber genau bis unter das dicke Bein an, wo sie gewickelt, und vermittelst eines goldenen oder seidenen Fadens, um den Nabel gebunden werden. Die Enden dieses Fadens hängen wieder bis auf die Füße hinab. Die Hemden ziehen sie über diese Hosen, und selbige sind so kurz, daß sie nicht bis unter die Lenden gehen. Eine Jupe von Taffend oder baumwollenem Zeuge, die sich von dar anfängt, ist ordentlich so dünne, daß sie nichts verbirgt. Ihre Schuh sind ordentlich von rothem Corduane, hinten platt, und vorn spitzig. Sie gehen mit bloßer Brust, und die Arme sind bis an die Elnbogen nackend, ob sie wohl solche zum Theil mit den Armbändern verdecken, deren sie eine ganze Last haben. Ehrbare Frauen zeigen sich öffentlich nicht mit unbedecktem Gesichte, und die Vornehmen kommen selten aus ihren Häusern. Ein langer Umgang mit den Mogolen, die überall im Lande ausgebreitet sind, und daselbst immer Gesetze vorgeschrieben haben, seitdem Gusurate ihre Provinz geworden ist, verursachet viel Aehnlichkeit zwischen beyder Völker Gebräuchen. Die Banianen muß man ausnehmen, die sich von den Muhammedanern so sehr durch ihre Gebräuche und Sitten, als durch ihre Religion, unterscheiden. Weil man sich vorgesetzt hat, alles, was diese alte Secte betrifft, in einem besondern Artikel abzuhandeln: so bemerket man hier nur, daß kein Land in Indien ist, wo nicht Banianen wären, aber in Gusurate doch die meisten sind *x*). Es gehöret nur seit 1565 zu Indostan.

Candisch.

Candisch liegt unter allen Provinzen des Reiches am weitesten nach Süden. Die Hauptstadt **Brampur** oder **Bursampur** war der ordentliche Aufenthalt der Könige von Decan, ehe es der Großmogol zu seiner Krone brachte. Es ist eine sehr große und volkreiche Stadt nebst

u) Ebendaselbst a. d. 156 S.

x) Ebendaselbst a. d. 156 S.

y) Sechs und neunzig Grad vierzig Minuten Länge, fünf und zwanzig Grad sechs Minuten Breite.

z) Vier und neunzig Grad sechs und zwanzig Minuten Länge, vier und zwanzig Grad vierzig Minuten Breite.

a) Eduard Terri a. d. 10 S.

Beschreibung von Indostan.

nebst welcher man in eben der Provinz Pala, Assere, und Mandu rechnet. Der Fluß Tapti, der bey Surate herabfällt, trennet Candisch von einem Ländchen Partabza, dessen Fürst dem Großmogol zinsbar ist.

Berar.

Berar, dessen Hauptstadt Schapor oder Chapur heißt, erstrecket sich nach Mittag, und stößt an Gusurate und das Gebirge Rana. Ostwärts wird es von Bengalen begränzet, nordwärts von Maluay und westwärts von Candisch.

Narvar.

Narvar liegt zwischen Bengalen, Gualar, Agra und Sambal. Sie wird von einem schönen Flusse benetzet, welcher in den Ganges fällt. Die Hauptstadt heißt Ghehud *y*).

Gualor.

Gualor oder Goualiar, welcher Hauptstadt eben den Namen führet, ist wegen einer Citadelle berühmt, die der Großmogol zum Staatsgefängnisse braucht.

Agra.

Agra, gleiches Namens mit ihrer Hauptstadt *z*), ist eine der größten Provinzen, und hat heute zu Tage den ersten Rang. Der Fluß Gemene geht durch sie und bewässert sie. Man findet daselbst die Städte Scander, Andipur, und Felipur. Das Land ist ohne Berge, und von seiner Hauptstadt bis Lahor, welches die beyden schönsten Städte von Indostan sind, sieht man eine Allee von Bäumen, die Terri vierhundert englische Meilen lang schätzet *a*). Bernier findet viel Aehnlichkeit zwischen den Städten Agra und Dehli, oder vielmehr Jehannabab, wie man sich die Vorstellung davon aus dem Tavernier machen kann *b*).

Ihre Hauptstadt.

Worinnen sie Dehli übertrifft.

„In Wahrheit, saget er, hat Agra den Vorzug, daß es lange Zeit der Sitz der Landesherren gewesen ist, seit dem es Ekbar hat bauen und nach seinem Namen Ekbar Abad nennen lassen, ob es wohl diese Benennung nicht behalten hat. Es ist weitläuftiger, als Dehli, hat mehr schöne Häuser von Rajas und Omrahs, mehr große Caravanseras, und mehr Gebäude von gehauenen Steinen und von Ziegeln, außer den berühmten Gräbern des Ekbar und der Taje Mehal, des Schah Jehan Gemahlinn *c*). Gegentheils aber ist sie ohne Mauern, ohne zu erwähnen, daß sie nach keinem allgemeinen Entwurfe angelegt ist, daher ihr die schönen breiten Gassen von einerley Bauart mangeln, die man zu Dehli bewundert. Wenn man vier oder fünf der vornehmsten Gassen, wo Kaufmannschaft getrieben wird, ausnimmt, welche sehr lang und wohl gebauet sind: so sind die meisten andern enge, ohne Ordnung, voll Wendungen und Winkel, welche viel Unordnungen verursachen, wenn sich der Hof da aufhält. Agra hat, von einem hohen Orte betrachtet, etwas dem Lande mehr ähnliches, als Dehli. Die Häuser der großen Herren sind daselbst mit großen grünen Bäumen untermenget, die jeder zu seinem Vergnügen in seinen Garten und seinen Hof gesetzet hat, sich Schatten zu verschaffen. Die steinernen Häuser der Kaufleute, die zwischen diese Bäume zerstreuet sind, sehen aus wie soviel alte Schlösser, und alles zusammen machet sehr angenehme Aussichten, besonders in einem sehr trocknen und warmen Lande, wo die Augen nichts als Grünes und Schatten zu verlangen scheinen" *d*).

b) Man sehe oben sein Tagebuch, dessen ungeachtet man noch Berniers Anmerkungen über diese Stadt in dem Artikel von dem Hofe des großen Mogols beyfügen kann. Man sehe auch die Beschreibung von Agra in Mandelsloes Tagebuche.

c) Man sehe die Beschreibung in Taverniers Tagebuche. Bernier liefert sie auch mit wenig Unterschiede.

d) Bernier IIIter Theil a. d. 141 und 142 S.

Beschreibung von Indostan.

Gebäude der Jesuiten und der Holländer.

Die Jesuiten haben in Agra eine Kirche und ein Collegium, wo sie die Kinder von fünf und zwanzig bis dreyßig christlichen Familien, die sich daselbst niedergelassen haben, im Christenthume unterrichten. Man sah auch zu Berniers Zeiten daselbst ein holländisches Kaufmannshaus, welches vier oder fünf Kaufleute dieser Nation bewohnten, die lange Zeit viel Vortheil von Scharlache, Spiegeln, schlechten und goldenen und silbernen Spitzen gezogen hatten. Mit eben so viel Gewinnste nahmen sie verschiedene Landeswaaren, als Anil oder Indig, der um Agra, besonders zu Bianes, nur zwo Tagereisen von Agra gesammlet wird; wie auch alle Zeuge, die sie von Jelapur und Lacknau erhielten. An allen diesen Orten hatten sie auch Häuser, aber die Entfernung von Surata, und die Kostbarkeit der Fuhren fingen an, ihren Eifer zu schwächen, und dieses desto mehr, weil die Armenier eben den Handel trieben. Indessen glaubte Bernier, sie würden ihr Kaufhaus nicht verlassen, weil sie ihre Spezereyen sehr wohl verkauften, und nöthig hatten, jemanden in der Nähe des Hofes zu haben, um sich eine Gnade zu erhalten, die ihre Festsetzungen zu Surata und anderswo im Reiche erforderten. Die Engländer hatten sich seit einiger Zeit nur auf diejenigen eingeschränkt, die sie in der Landschaft Gusurate besaßen.

Sambal.

Sambal oder Sambel, (die Hauptstadt heißt auch so) wird durch den Fluß Gemene von der Landschaft Narvar abgesondert. Dieser Fluß fällt bey der Stadt Halebaek in den Ganges, wo beyde Flüsse durch ihre Vereinigung ein Eyland machen. Daher nennt man das Land auch manchmal Doab, zwischen zwey Wassern, wie Mesopotamien oder Entrangues.

Bakar.

Bakar oder Bakisch liegt am westlichen Strande des Ganges, der sie von Patna absondert. Nordwärts begränzet sie Jemba, ostwärts Dehli, südwärts Sambal. Sie ist etwa sechzig Meilen lang, und fünf und zwanzig breit. Bikanar ist ihre Hauptstadt *f*).

Nagrakut.

Nagrakut oder Nakarkut ist eines der nordlichsten Reichsländer, voll Gebirge. Die Hauptstadt eben des Namens, am Flusse Ravy *g*), enthält einen sehr reichen Tempel, dessen Boden mit Goldplatten bedeckt ist. Man sieht daselbst die Gestalt eines Thieres oder vielmehr eines abscheulichen ungestalten Dinges, das unter dem Namen Matta verehret wird, und viel Pilgrime hinzieht. Manche schneiden sich ein Stückchen von der Zunge ab, und

opfern

e) Ebendaselbst a. d. 147 S. Dieser Reisende bestätiget auch, was man in Rhoes Tagebuche gelesen hat, daß die Kaiser Ekbar, Jehan Guir und Schah Jehan viel Hoffnung wegen ihrer Neigung zur christlichen Religion gemacht hätten. Er füget auf das Zeugniß der Jesuiten hinzu: „die „christliche Religion mit Nachdruck in Ansehen zu „setzen, hätte Jehan Guir beschlossen, seinen gan„zen Hof auf französische Art kleiden zu lassen, und „nachdem er selbst solche Kleidung angelegt, hätte „er einen seiner vornehmsten Omrahs kommen „lassen, und befragt, was er davon urtheilte? „Dieser Herr hatte kaltsinnig geantwortet, es „wäre ein ziemlich gefährliches Unternehmen wer„auf der Fürst seine Absicht geändert, und einen „Scherz aus der Sache gemacht.„ Bernier erzählet einen andern Umstand, den man ganz verschiedentlich bey dem Rhoe gelesen hat: „Ich habe „be von einem Muhammedaner, der ein Sohn ei„nes Beamten des Jehan Guir war, gehört, „saget er: dieser Herr hätte einst, da er sich lu„stig gemacht, einen gewissen florentinischen Pa„ter kommen lassen, den er Pater Atech nannte, „weil er ein kleiner Mann voll Feuer war. Die„sem hätte er befohlen, alles, was er könnte, wi„der das muhammedanische Gesetz, und für die „christliche Religion zu sagen, dabey die gelehrte„sten Mullahs zugegen gewesen. Worauf er in dem „Begriffe gewesen, eine schreckliche Probe von den „Vorzuge beyder Gesetze anzustellen. Er hätte „...

opfern solches dem Götzen. **Ranamaka**, eine andere Stadt eben der Provinz, ist nicht weniger wegen einer Wallfahrt berühmt, die man da nach der Höhle eines Felsen thut, wo Flammen herausgehen; dabey doch eine Quelle mit sehr kaltem Wasser befindlich ist. Die Indianer bethen diese Flamme an. Beschreibung von Indostan.

Siba, deren Hauptstadt **Harduerre** heißt, erstrecket sich ostwärts bis an die Berge. Der Ganges scheint da aus einem Felsen heraus zu kommen, der nach der Einwohner Einbildung etwas ähnliches mit einem Kuhkopfe hat. Da sie nun die Kühe sehr verehren: so kommen sie in Menge dahin, sich da zu baden. Siba ist eben so voll Berge, als Nagrakut, aber nicht so weit nach Norden gelegen *h*). Siba.

Rakares, eine große Landschaft, wird von der Tatarey nordlich durch den **Caucasus** abgesondert, südlich stößt sie an **Pitan**, **Siba**, **Nagrakut** und **Kismire**. Ihre vornehmsten Städte sind **Dankali** und **Purbola**. Das Land ist sehr bergig. Rakares.

Gor, wo die Hauptstadt eben den Namen hat *i*), ist auch voll Berge, jenseits des Ganges, zwischen **Randuana**, **Pitan** und der großen Tatarey. Daselbst entspringt der Fluß **Persilis**, der in den Ganges fällt. Gor.

Pitan, und die Hauptstadt gleiches Namens, werden von dem Flusse **Randa** bewässert, der am Ende der Provinz auch in den Ganges fällt. Nordwärts begränzen sie die Berge von **Nagrakut**, ostwärts die Königreiche **Lassa** und **Assem**, südwärts **Jesuat** und **Neuat**, westwärts **Meuat** und **Varal**. Pitan.

Randuana, deren Hauptstadt **Karach**, oder **Kerakatench** heißt, welche von verschiedenen Erdbeschreibern **Katene** genannt wird, wird von **Pitan** durch den Fluß **Iderelis** abgesondert. Diese Landschaft und **Gor**, sind die nordlichsten des mogolischen Reiches an den Gränzen der großen Tatarey. Randuana.

Patna ist eine fruchtbare Landschaft, da die beyden nächst vorhergehenden sehr wenig fruchtbar sind. Ihre Hauptstadt eben des Namens, ist des Handels wegen berühmt. Die Holländer haben da ein Kaufhaus. Die ganze Provinz ist zwischen dem Ganges, **Persilis**, **Gemene** und **Randaek** eingeschlossen. Die Stadt **Patna** liegt am **Persilis** *k*). Patna.

Jesuat liegt über den Ganges zwischen **Patna**, **Udessa** und **Neuat**, nordwärts von **Bengale**, und westwärts von **Patna**. **Rajapur** oder **Rayapor** ist die Hauptstadt. Sonst hatten die Franzosen hier ein Handelshaus. Jesuat.

„einen großen Graben, und viel Feuer hinein machen lassen, und haben wollen; der Pater **Atech** „mit dem Evangelio unter dem Arme, und ein „Mullah mit dem Coran sollten sich zusammen „hinein stürzen, und er wollte desjenigen Gesetze „folgen, der nicht verbrennen würde. Aber der „traurige Anblick der Mullahs, die ganz bestürzt „waren, und das Mitleiden gegen den Pater, der „die Bedingung annahm, hätten ihn davon abgebracht. Es ist gewiß, setzet er hinzu, daß diese „Patres, so lange **Jehan Guir** lebte, an diesem „Hofe sind geehret worden. Aber dessen Sohn „**Schah Jehan**, **Aurengzebs** Vater benahm „ihnen ihre Gnadengehalte, ließ die Kirche zu **Lahor** zerstören, und den größten Theil der Kirche „zu **Agra** niederreißen.„ A. d. 148 u. f. Seite.

f) Hundert Grad zwanzig Minuten Länge, acht und zwanzig Grad vierzig Minuten nordlicher Breite.

g) Sechs und neunzig Grad Länge, zwey und dreyßig Minuten Breite.

h) Vermuthlich rühret daher ihre Gewohnheit, sich täglich in den andern Oertern dieses Flusses, den sie als heilig ansehen, zu baden.

i) Hundert und sechs Grad Länge, ein und dreyßig Breite.

k) Hundert und fünf Grad, funfzehn Minuten Länge, fünf und zwanzig Grad fünf und funfzig Minuten Breite. Man sehe die Beschreibung von **Patna** in **Taverniers** Tagebuche.

Beschreibung von Indostan.

Meuat. Udessa.

Meuat, deren Hauptstadt Narnol heißt, ist sehr bergigt. Sie liegt über den Ganges, nordwärts von Bengala.

Udessa ist die letzte Provinz des Reiches nach Morgen. Die Hauptstadt heißt Jokanat oder Jeskanat. Sie liegt über den Ganges und Persilis zwischen Randuena, Patna, Jesuat, Meuat und dem See Chiamnay.

Bengala.

Bengala war vor Alters ein ansehnliches Königreich, und ist itzo unstreitig eine der mächtigsten Landschaften in Indostan. Sie theilet ihren Namen dem Meerbusen mit, der den Ganges mit vier Mündungen einnimmt. Ihre vornehmsten Städte sind Chatigham, Mongher, Rajmohol, Dacca, und Philipatan *l*). Sie ist in verschiedene kleinere Provinzen getheilet, deren die wichtigste Puna und Patan sind. Verschiedene Könige haben sich nicht geschämet, ihren Titel von denselben zu führen. Die Franzosen, Engländer und Holländer haben Kaufhäuser am Ufer des Ganges.

Tereira nennet in seiner Geschichte von Persien bey Gelegenheit einiger Länder von Indostan, das Königreich Sinde, dem er Tatah zur Hauptstadt giebt. Er begnüget sich aber, solches zu nennen, und giebt die Lage nicht an, ob er wohl hinzusetzet, die Portugiesen hätten starken Handel dahin getrieben *m*). Er redet auch von dem Königreiche Cachy, das, wie er saget, seiner Stutereyen wegen berühmt ist. Es liegt nordwärts Cambaja. Vermuthlich ist es die nur erwähnte Landschaft Candisch.

Herrn Otters Anmerkungen über verschiedene Oerter von Indostan.

Ein ganz neuer Reisender, welcher desto mehr Zutrauen verdienet, weil er die asiatische Reise unter dem Schutze eines großen Ministers gethan, und sich mit vielem Fleiße bemühet hat, sich in den morgenländischen Sprachen vollkommener zu machen, um die Erdbeschreibung durch Beyhülfe der türkischen, arabischen und persischen Geschichtschreiber in besseres Licht zu setzen, liefert in seinen Nachrichten verschiedene Indostan betreffende Erläuterungen, die ich hier beyfügen muß *n*).

Gurbend.

Nachdem er die Belagerung und Eroberung von Randahar erzählet hat: so führet er seine Helden *o*) nach Rabul durch Gurbend und Gazin *p*), deren er sich eines nach dem andern bemächtigte. Gurbend, saget er, ist ein enger Paß zwischen den Gebirgen von

l) Man sehe verschiedene Reisen an den Ganges in dem Xten Theile dieser Sammlung. Man hat lange Zeit nach ungewissen Nachrichten geglaubt, es gebe eine Stadt Bengale. Aber was man so nennete, war des Königreichs Hauptstadt, die bey den Indianern Tchatigum heißt. Herr Otter, oder vielmehr der türkische Erdbeschreiber, den er anführet, und der sie Tchatigun nennet, unterscheidet sie von einer andern Chatigam oder Satigam, die er an einer der Mündungen des Ganges hundert Meilen von der ersten setzet, und drey Tagereisen von einer Seestadt Pulari. Diese Stadt Tchatigun oder Bengale setzet er in hundert und funf und dreyßig Grad Länge, und drey und zwanzig Grad Breite in einer Insel, die der Fluß Koasin machet. Mit eben dem Gewährsmanne meldet er, daß sich das Land drey hundert Meilen lang, und zwey hundert und sechzig breit erstrecke. Es wird in zwey und zwanzig Tumans oder Bezirke getheilet. Kiuwkie, die alte Hauptstadt, liegt in dem Lande Dgennerabad. Der bengalische Meerbusen, den die Indianer Dibanaguстин nennen, erstrecket sich acht hundert Meilen oder noch weiter in das Land. Er verengert sich mehr und mehr nach Norden zu, und endiget sich in zwey und zwanzig Grad der Breite, bey dem Einflusse des Ganges. Die Morgenländer nennen Bengale: Benguiale. Es ist ein gemäßigtes Land, wo große Regen fallen, die das Land überschwemmen: und die Einwohner nöthigen, in Schiffen zusammen zu kommen. Vornehmlich erzeuget es Seide, Reiß, Zucker, Pfeffer, und zweyerley Früchte, die eine Bucule genannt, die der Orange gleicht; die andere Kenguien, die den Granatäpfeln ähnlich ist. Man machet da so feine Zeuge, daß ein Stück von sieben und zwanzig Ellen in der zugeschlossenen Hand Raum hat. Otters Reise, (zu Paris bey Guerin 1748.) Ites Th. in Anm. zur 66 S.

von Zablistan, wodurch man in das Land Gour kömmt, welches eine kleine Landschaft und ein Flecken nordwärts von Khandjan ist. Von Gurkend geht man in drey Tagen nach Nimend durch eine Wüsten, und von dar in zween Tagen nach Balkhe durch ein bewohntes Land. Die andern ansehnlichen Oerter dieses Landes sind Kustak, die Festung Zafer, und Baglam. Zwischen Gurben und einem andern Orte, Abibaran genannt, trifft man zween mit Bäumen bepflanzte Länder an, welche diesen Aufenthalt im Frühjahre sehr angenehm machen, und in dem man eine besondere Art von Tulpen, von sehr angenehmem Geruche, Tulpenrosen genannt, antrifft.

Beschreibung von Indostan.

Gaznin.

Gaznin oder Gaznem ist eine Kaufmannsstadt an der Gränze von Indien, unter Bamian gehörig, wovon sie acht Tagereisen entfernet ist, vierzig Meilen von der persischen Landschaft Sidgistan *q*). Vorher war sie in schlechtem Ansehen, aber Emir Sebuktegum und sein Sohn Sultan Mahmud, vergrößerte sie sehr. Auf der Seite geht ein Fluß vorbey, und fällt in den Fluß von Kabul. Wasser und Luft zu Gaznin sind sehr gut, weil das Land voll Berge ist. Die Bäume und Weinstöcke tragen daselbst Früchte, die aber selten reifen. Diese Stadt war unter den gaznenischen Fürsten sehr volkreich, und hat große Männer in der Gelehrsamkeit hervorgebracht.

Kabul oder Kiabul.

Kabul ist die Hauptstadt von Zablistan, welche die Perser Backbeker Zecnin nennen. Dieses Land hat mehr Länge als Breite, und ist mit Bergen umgeben. Ostwärts wird es von Berkaver und einigen andern Landschaften Indiens begränzet, westwärts von Korvistan und Hezare, nordwärts von Randez und Endez, wo ihm der Berg Hindukieche zur Gränze dienet, südwärts von Kizmil und andern von den Afganen bewohnten Ländern. Die Stadt Kambul *r*) liegt am Ufer eines Flusses, den Ibnisaid, Mehran nennet. Sie ist wohl befestiget, so daß es schwehr fällt, ihr beyzukommen. Sonst war sie in Indien so angesehen, daß die Indianer ihre Fürsten nicht eher erkannten, als bis solche daselbst gekrönet waren. Die benachbarten Berge haben Eisengruben. Auch wächst Gewürze und Adlerholz da. Mirobolan wächst da nicht. Weil man ihn aber als eine Waare aus Indien nach Kabul bringt, so nennet man ihn von dieser Stadt, Kiabuli. Der Fluß

m) Tereira a. d. 114 S.

n) Es ist der verstorbene Herr Otter, dem man nur den Vorwurf machet, daß er in seine Nachrichten ein wenig Verwirrung gebracht hat, weil er die wahre Rechtschreibung der morgenländischen Namen wieder herstellen wollen. Er hätte sie wenigstens so, wie man sie vordem gebraucht, mit beyfügen sollen, ohne welche man sich nicht allezeit zu rechte finden kann.

o) Thamas Kulikan, der sich nur vor kurzem, 1736, unter dem Namen Nadi Schah, hatte zum Könige von Persien krönen lassen, und dem großen Mogol Muhammed Cha den Krieg angekündigt hatte.

p) Tereira nennet sie allezeit Gaznem.

q) Gaznin liegt nach dem türkischen Erdbeschreiber in hundert und fünftehalb Grad Länge, und drey und dreyßig Breite. Nach den Etvals aber in vier und neunzig Grad vierzehn Minuten Länge, und vier und dreyßig Grad vier und vierzig Minuten Breite. Nach dem Canon in zwey und neunzig Grad ein und funfzig Minuten Länge, drey und dreyßig Grad vier und funfzig Minuten Breite.

r) Der türkische Erdbeschreiber setzet Kabul in hundert und sechstehalb Grad Länge, und vier und dreyßigste halb Grad Breite. Der Canon in fünf und neunzig Grad funfzehn Minuten Länge und .. y und dreyßig Grad vierzig Minuten Breite. Die Etvals in vier und neunzig Grad vierzig Minuten Länge, und vier und dreyßig Grad fünf und dreyßig Minuten Breite. Herr Otter schreibt Kiabul, aber man muß bemerken, daß seine türkische oder persische Rechtschreibung nicht so viel vermag, daß man Rhoes seine verwerfen sollte, welches die indianische ist, die derselbe aus des großen Mogols Geheimschreiberey hatte. Die Schwierigkeit ist nur, einen Namen aus dem andern zu errathen.

Beschreibung von Indostan.

Fluß heißt bey den Einwohnern Herzar, welches persische Wort tausend bedeutet, weil sich an seinen Ufern sehr viel Städte und Flecken befinden. Er läuft von Norden nach Süden, in Betrachtung der Stadt, und nimmt nachgehends seinen Lauf ostwärts und südwärts. Nachdem er vier Tagereisen tiefer durch Nekierhe s) und Pichawer, zwo Tagereisen von Nekierhar gegangen, begiebt er sich nach Devav t), welches zwo Tagereisen von Pichawer ist. Die Flüsse Pentche Kioure und Suvar, die nun nicht mehr als einen ausmachen, vereinigen sich mit ihm südwärts des letzten Platzes. Eine halbe Tagereise von Kabul, ostwärts, findet man ein Dorf und eine Festung, eben dieses Namens.

Pichawer.

Pichawer ist eine große Stadt u), eine Tagereise von Devav, westwärts. In Rhoes und Hawkins Aufsätzen wird sie nicht genannt, ob sie wohl Herr Otter als die Hauptstadt einer Landschaft eben dieses Namens anführet. Nachgehends läßt er seine Helden über den Fluß Etek gehen, der diesen Namen von einer Festung an seinem östlichen Ufer hat x). Die alten Indianer haben ihn Enider genannt. Die griechischen und lateinischen Schriftsteller haben ihn Indus genannt, und die Morgenländer heißen ihn noch jetzo Sind. Er sondert hier Pichawer und Labor y) ab. Ueber seinen Ursprung ist man nicht eins. Einige setzen ihn sehr nahe bey dem Ganges, in den Berg Nagrakut z), von dar er etwa neunhundert Meilen von Norden nach Süden läuft. Andere lassen ihn aus der Mittagsseite der Gebirge von Rachemir a) hundert und zehntehalb Grad lang und fünf und dreyßig breit, heraus gehen. Er geht ostwärts bey Achenaguir vorbey und empfängt den Fluß von Kabul bey Rubendi. Nachgehends nimmt er seinen Lauf östlich und südlich, vermenget sein Wasser mit dem Hezare, wendet sich westwärts und südwärts, läßt den Nilab westwärts und nordwärts, geht zwo Tagereisen von dar, an dem Fuße eines hohen Berges Dychi Kiouh hin, und zwo Tagereisen weiter durch Pilupur, nachdem in die Wohnungen von Ismael Khan, und Feti Khan, und vier Tagereisen weiter nach Sirpur, worauf er sich mit dem Flusse Tchenbave, und weiter hinunter mit dem Viah b) vereinigt. Zehn Tagereisen tiefer geht er durch Kutschi und Bavela, immer weiter durch die Festung Metil, zwo weiter durch Pekier, fünfe darnach durch Schwan, noch fünfe weiter durch Nekier Tchetche. Endlich theilet er sich zwo Tagereisen davon in zween Arme, und fällt ins Meer. Diese Beschreibung ist von dem Cheik Alem Eddin

Verschiedene Meynungen über den Lauf des Indus oder Sinde.

s) Der türkische Erdbeschreiber setzet diesen Ort in hundert und siebentehalb Grad Länge, vier und dreyßig Breite ostwärts Kabul. Die Stadt ist auf der westlichen Seite eines sehr hohen Berges angelegt, der Kiuhi Sefid, der weiße Berg heißt.

t) Devav liegt nach diesem Erdbeschreiber in hundert und neuntehalb Grad Länge und vier und dreyßig Breite. Es ist eine große Stadt, an dem Zusammenflusse des Pentche Kiure, der von Westen kömmt, und eines andern Flusses, der von den Bergen von Kiuber von Osten kömmt. Diese beyden Flüsse fallen in den Fluß von Kabul, und nehmen alsdenn ihren Lauf nach Dunbedi.

u) Hundert und achtehalb Grad Länge und vier und dreyßig Breite nach dem türkischen Erdbeschreiber.

x) Das ist vermuthlich die Festung, die Tavernier Atek nennt, in der Provinz, die Rhoes Nachricht Atok heißt.

y) Otter schreibt Lahur.

z) Otter schreibt Nograkut.

a) Otter schreibt Richemire.

b) Vermuthlich die, welche Rhoe Viah nennet.

c) Der türkische Erdbeschreiber bedienet sich dieses Ausdruckes.

d) Abul Feda, der ihn Mehran nennet, sagt, er gienge durch die Landschaft Multan in hundert und neunzig Grad fünf und dreyßig Minuten Länge, und neun und zwanzig und einen halben Grad Breite, er nehme seinen Lauf südlich und westlich, und gienge folgendes durch Mansure in fünf und neunzig Grad Länge, und sechs und zwanzig Grad viertel

Beschreibung von Indostan.

von Kunurri. Andere sagen, er theile sich in drey Arme nordwärts von Nekier Tete, davon der erste westwärts diese Stadt vorbey geht, und sich bey dem Hafen Lahuri ins Meer stürzet; der zweyte bey Raniper, einem Flecken, eine Tagereise von Lahuri, ostwärts eben das thut. Vom dritten redeten sie nichts. Man schreibt dem Indus einen Lauf von zwey und vierzig Tagereisen zu, und funfzig Stadien c) in seiner größten Breite, fünf und zwanzig Schritte in der größten Tiefe. Er nimmt etwan zwanzig andere Flüsse auf, deren Fische in seinen Wassern eine andere Farbe bekommen d). Von fünf Flüssen, die sich mit dem Indus in Pengab vereinigen, nennet der türkische Erdbeschreiber vier, und läßt sie aus den Gebirgen von Kachemir heraus gehen. Es sind der Viah, der ostwärts und südwärts bey Labor vorbey geht, und sich unweit Uchecche in den Indus ergießt. Der Ravi, welcher anfangs seinen Lauf nach Süden nimmt, so lange er im Lande Labor ist, nachgehends sich nach Westen lenket, und unter Sujur in den Indus fällt. Der Tchenbav e) welcher westwärts und südwärts läuft, und bey Multan hineln fällt; und der Veibut f), welcher sich mit ihm bey Behra vereiniget. Der türkische Erdbeschreiber setzet Labor in hundert und drey und zwanzig Grad Länge, und ein und dreyßig Breite. Die Etwals geben ihm zweyhundert Grad Länge, und ein und dreyßig Grad Breite; unsere Erdbeschreiber drey und neunzig Grad dreyßig Minuten Länge, und ein und dreyßig Grad vierzig Minuten Breite.

Der Vergleich, den Nadir Schah zu Deali g) mit dem Großmogol machte, veranlasset Herrn Otter, von den Ländern und Städten zu reden, die Muhammed dem Sieger überließ. Er führet des Vergleichs eigene Worte an: „Ich habe ihm alles Land abgetreten, das Westwärts der Flüsse Etek, Sind, und Nale Sengure, der ein Arm „davon ist, liegt, nämlich Pichaver, Kabul, und Gaznin, das Kuhistan, welches „die Afganen bewohnen, die Länder und Festungen, Tekier, Sekier und Khudu Abad, „die Länder der Tchukis, Bolodges und anderer mit ihren Städten, Festungen, Dörfern und was dazu gehörig ist, daß solches künftig einen Theil von seinem Reiche ausmachen soll. Die Festung Etek, die Stadt Seheuri sowohl, als die andern Städte und „Festungen ostwärts dieses Flusses; das Sind und das Nale Senguere sollen, wie „bisher, zum indischen Reiche gehören„ h). Herr Otter machet folgende Anmerkungen: Die

Minuten Breite, falle ostwärts von Deibul in das Meer, in drey und neunzigste halben Grad Länge, und fünf und zwanzig Grad zehn Minuten Breite, sey dem Nil ähnlich, weil er auch zu gewisser Zeit austrete, und zu andern sich in sein Bette zurück ziehe, und alle seine Ufer fruchtbar mache. Der Verfasser des Buches Resmalmamur saget, er fange in hundert und sechs und zwanzig Grad Länge, und sechs und dreyßig Breite an, laufe nach West- und Süd bis hundert und zwanzig Grad Länge, und zwey und dreyßig Breite, nachgehends nach West bis hundert und eilf Grad Länge, und sechs und zwanzig Breite. Ferner nach Süd bis hundert und sieben Grad Länge, und drey und zwanzig Breite, worauf er sich in zween Arme theilet, deren einer sich in hundert und vier Grad Länge, und zwanzig Breite in das Meer ergeußt.

e) Bey dem Rhoe Chenab.

f) Bey dem Rhoe heißt er anders.

g) Herr Otter schreibt Dilli. Er irret sich, wenn er saget, sie haben diesen Namen von dem Scha Jehan bekommen. Er hat wollen sagen, das neue Dehli wäre von seinem Stifter Ilbanahab genannt worden. Das alte ist nicht völlig eine Meile von dem neuen, wie er auch bemerket. Sie sind nur durch eine Mauer abgesondert. Der türkische Erdbeschreiber setzet Dehli in hundert und zwanzig Grad Länge, und zwanzig Breite, unsere aber in sieben und neunzig Grad Länge, und acht und zwanzig Grad zwanzig Minuten Breite.

h) Otters Reise Iter Theil a. d. 407 u. f. S.

Beschreibung von Indostan.

Die bekanntesten der Städte westwärts des **Sind** oder **Indus**, oder **Mehran**, sind **Dabul**, eine berühmte Handelsstadt am Meerstrande *i*), sechs Tagereisen von **Mansure**, und vier von **Terun**. **Lahuri**, welches itzo ein ansehnlicher Hafen dieses Landes ist *k*), liegt zwo Tagereisen ostwärts von **Dabul**, und von dem Orte, wo ein Arm des **Indus** ins Meer fällt. Der, welcher seinen Lauf von Westen nach Tete nimmt, geht südwärts dieses Hafens vorbey, wo die Fluth von dem Meere sein Wasser gesalzen machet.

Mansure *l*) ist eine Stadt von mittelmäßiger Größe, in einem Eylande, das der **Indus** machet. Da wachsen Datteln, Zuckerröhre, und eine Frucht **Lemune**, von der Größe eines Apfels, und einem sehr sauren Geschmacke. Sonst hieß diese Stadt **Menberare**.

Multan *m*) ist hundert und sechzig Meilen südwärts von **Gaznin**. Der **Tchenhav** geht eine Meile südwärts bey dieser Stadt vorbey, und kömmt nach **Uchetche**, welches westwärts liegt. Zu **Multan** sieht man ein Götzenbild, das einen Menschen vorstellet, der auf einem Stuhle sitzt, und die Füße kreuzweis unter sich geleget hat. Seine beyden Augen sind zween Edelgesteine. Die Indianer bethen es an und wallfahrten dahin.

Deirei Ismael Kan ist ein Platz am Ufer des **Indus** in einem flachen Lande, zwo Tagereisen unter **Pilutu**. **Deirei Fethi Kan** ist an eben dem Flusse, zwo Tagereisen tiefer.

Sitper ist eine Stadt, drey oder vier Tagereisen tiefer, als **Deirei Fethi Kan**, am Ufer des **Indus**, der sie südlich benetzet *n*).

Uchetche, eine andere Stadt, liegt ost- und südwärts, eben dieses Flusses, **Sitper** gegen über, drey Tagereisen westwärts von **Multan**. Der **Tchenhav** fällt eine halbe Tagereise von dar nach Süden zu in den **Indus**, nachdem er sich mit dem Flusse **Rubeh** vermischet hat *o*).

Bavela, die erste Stadt des Landes Multan, am **Indus**, ist drey Tagereisen von **Uchetche** *p*). **Morile** liegt eine Tagereise davon westwärts dieses Flusses.

Pekier, die vormalige Hauptstadt, und der Sitz der Landesherren, liegt *q*) auf einem Hügel, den der **Indus** umgiebt. Die Stadt **Luberi**, welche von einer Festung beschützet wird, liegt sehr nahe an **Pekier** am südlichen Ufer eben dieses Flusses. **Sekier** ist eine Festung am nordlichen Ufer, und **Tekier** eine Stadt vier Meilen von **Pekier**. Dieses Land stößt an **Makran**, eine persische Provinz, die westwärts von **Kirman**, südwärts vom Meere, ostwärts von **Sind**, nordwärts von **Achenaguir**, **Khast** und **Zablistan** begränzet wird.

i) Hundert und anderthalb Grad Länge, und drey und zwanzigste halb Grad Breite, nach dem türkischen Erdbeschreiber. **Abul Feda** nennet sie **Deibul**, und setzet sie nach **Ibni Said** und dem Canon zwey und neunzig Grad ein und dreyßig Minuten Länge, und vier und zwanzig Grad zwanzig Minuten Breite. Nach den Etwals ist sie zwey und neunzig Grad dreyßig Minuten Länge, und fünf und zwanzig Grad zehn Minuten Breite.

k) Hundert und zwey Grad dreyßig Minuten Länge, und drey und zwanzigste halb Grad Breite, nach dem türkischen Erdbeschreiber.

l) Nach ebendemselben hundert und sechstehalb Grad Länge, und sechs und zwanzigste halb Breite. Bey dem **Ibni Said** fünf und neunzig Grad vierzig Minuten Länge, und fünf und zwanzig Grad vierzig Minuten Breite. Bey den Etwals und in dem Canon fünf und neunzig Grad vierzig Minuten Länge, und sechs und zwanzig Grad dreyßig Minuten Breite.

m) Nach dem türkischen Erdbeschreiber hundert und achtehalb Grad Länge, und dreyßigste halb Breite, nach dem Canon und den Etwals sechs und neunzig Grad fünf und zwanzig Minuten Länge und neun und zwanzig Grad vierzig Minuten Breite.

n) Hundert und sieben Grad Länge, und dreyßigste halb Grad Breite.

gränzet wird. Sie ist sehr weitläuftig aber ziemlich wüste; die Einwohner haben viel Aehnliches mit den **Kiurden** oder **Curden**; sie reden persisch, tragen baumwollene Kleider mit dem Turbane, und ergeben sich dem Handel. Da dieser mogolische Gränzplatz besser bekannt zu werden verdienet: so erinnert Herr **Otter**, nach dem türkischen Erdbeschreiber, daß die Hauptstadt von **Mekran** eine grosse Stadt **Guie** r) ist, welche von zween Bergen südwärts, und nordwärts eingeschlossen wird. **Ormus**, bey den Persern **Hurmuz**, liegt zehn Tagereisen davon nach Westen, und **Kidge** eben so weit nach Osten. Diese letzte Stadt ist befestiget s). Der Fluß **Nehenk** geht seitwärts der Festung vorbey, die auf der andern Seite einen Felsen hat, wo man schwerlich hinauf kommen kann. Nordwärts der Stadt sind hohe Berge, und südwärts ist eine Wüste bis ans Meer, zehn Tagereisen weit.

Beschreibung von Indostan.

Herrn Otters Anmerkungen über Mekran, die persische Gränzlandschaft gegen Indostan.

Dikeck ist eine andere Stadt, von **Mekran** acht und neunzigstehalben Grad lang, und dreyßigstehalb breit. Ein Fluß, der von Norden kömmt, benetzet sie. **Guie** liegt zehn Meilen westwärts nach Süden zu davon, und die befestigte Stadt, **Djal**, drey nach Osten. Ein grosser Fluß, der von Westen und Norden herkömmt, geht nordwärts bey Djal vorbey, und stürzet sich nordwärts **Pentchepur** ins Meer t).

Die Flüsse von **Mekran** sind 1. der **Nehenk**, welcher so groß ist, als der **Nil**. Er kömmt von der Seite von Gaznin, **Erkiub**, und **Bedahkan**, her, geht ostwärts und südwärts bey **Kidge** vorbey, nachgehends südwärts bey **Daren**, und begiebt sich nach Mend u), wo er seinen Lauf südlich nimmt, und sich ins Meer zwo Tagereisen westwärts von Kievadir, bey einem Orte, **Destiari** genannt, stürzet.

2. Der **Kiurkienk**, der von der Seite von **Navek** x), ostwärts von **Piruzabad** y) und westwärts von **Pitchin** z) fliest, von dar nach Osten und Süden, unter dem Namen **Suttinguiur** geht. Nachdem er viel Land durchlaufen hat: so vereiniget er sich mit den Kiurkies, und stürzet sich bey **Fitz**, acht Tagereisen von **Ormus**, in das Meer, wenn man den **Weg** zu Lande, und viere, wenn man ihn auf dem Meere nimmt. Andere sagen, der Kiur **Kienk** gieng auch bey der Festung **Kiechek** a) vorbey, und falle zwischen **Kudar** und **Pichin** in das Meer von Ormus.

3. Der **Kiurkies** kömmt ostwärts von **Sipavend** her b), welcher Flecken in acht und neunzig Grad Länge, und dreyßigste halb Grad Breite liegt, geht bey **Dikeck**, Nichak, **Pentchepur**, **Guie**, und westwärts von **Kasrikund** vorbey, wo er in den **Suttinguiur**, und nachgehends bey **Fitz** in das Meer von **Ormus** fällt.

Ee 2 4. Der

o) Einerley Länge mit Sitper und dreyßig Grad Breite.

p) Hundert und sechs Grad Länge, und acht zwanzig Breite.

q) Hundert und sechstehalb Grad Länge, und vier und dreyßig Breite.

r) Sechs und neunzig Grad Länge, und sieben und zwanzigste halb Grad Breite.

s) Zwey und neunzig Grad dreyßig Minuten Länge, acht und zwanzigste halb Breite.

t) Eine Stadt neun und neunzigste halb Grad Länge, und sieben und zwanzigste halb Grad Breite.

u) Sechs und neunzig Grad Länge, und sieben und zwanzigste halb Breite.

x) Neun und zwanzig Grad Länge, und dreyßig Breite.

y) Sechs und neunzig Grad Länge, und acht und zwanzigste halb Breite.

z) Sechs und neunzig Grad Länge und sieben und zwanzig Breite.

a) Sechs und neunzig Grad Länge, und neun und zwanzigste halb Breite.

b) Sechs und neunzig Grad Länge, und sieben und zwanzigste halb Breite.

Beschreibung von Indostan.

4. Der Makikia kömmt von Gaznin her, geht bey Navek, Djal, ostwärts von Pentchepur, und eine Tagereise westwärts von Ridge vorbey, worauf er sich bey Egen mit dem Nehenk vereinigt.

Anmerkungen über das alte Königreich Gusurate.

Herrn Otters Anmerkungen über das Königreich Gusuratta zeigen eben so viel Richtigkeit. Er giebt ihm seinen wahren Namen Gutcherat. Die Länge, saget er, ist etwan sechzig deutsche Meilen, und die Breite beynahe eben so groß. Man nennet es auch Kienbait c), von einer Stadt dieses Namens, die drey Tagereisen Südost von Ahmed Abad d), eben so weit von Besvedge, das sich südwärts befindet, und drey Meilen von dem Meere liegt. Idrisi, der dieses meldet, setzet hinzu, sie liege an einem kleinen Flusse, der sich in einen Meerbusen, drey Tagereisen lang, stürzet. Dieser Meerbusen ist seiner Fluthen wegen, gefährlich. Das Wasser zieht sich manchmal drey Meilen zurück, und läßt große Klippen unbedeckt, an denen viel Schiffe scheitern. Um hinein zu kommen, muß man Lootsen zu Diu nehmen. Kienbait oder Cambaye ist eine der schönen und großen Städte in Indien. Daselbst wird starker Handel mit Spezereyen und andern Waaren getrieben, die man von allen Orten dahin bringt, besonders mit Elephantenzähnen, die von Ausala kommen, und damit die Einwohner von Kienbait ihre Häuser, die von Ziegeln und weißem Marmor gebauet sind, zieren.

Ahmed Abad, die Hauptstadt von Gutcherat, liegt in einer fruchtbaren und angenehmen Gegend an einem Flüßchen. Wasser und Luft dieses Ortes, der vor Alters nur ein Flecken, Namens Esavul, war, gefielen dem Ahmed Kan dergestalt, als er König dieses Landes war, daß er im 813ten Jahre der Flucht Muhammeds, eine Stadt daraus machte, und solche befestigte. Sultan Mahmud baute eine andere, einige Meilen von dar, die er Mehmud Abad nennete. Beyde Städte vergrößerten sich, stießen zusammen, und machen itzo nur eine aus. Die Bazare sind da geraumer und reinlicher, als anderswo in Indien. Die Läden haben zwey bis drey Geschoß. Die Mannspersonen sind da horlich; die Weibsbilder weiß, schön und verliebt. Die Seestadt, welche wir Surata nennen, liegt fünf Tagereisen südwärts von Ahmed Abad, und heißt eigentlich Suret. So verändern unsere Reisende alle Namen.

Anmerkungen über Agra.

Ekbar Abad oder Egre f), vormals die Hauptstadt von Indien, liegt vier Meilen ostwärts, und südwärts von Dilli oder Dehli. Anfänglich gehörte sie zu Biane. Sultan Eskiender unternahm, eine große Stadt daraus zu machen. Cherkhan und Selim Kan hatten nach ihm eben die Absicht, und führeten sie vollkommen aus. Der Großmogol Ekbar, der ihr seinen Namen gab, zierte sie mit kostbaren Pallästen, und schönen Gärten, die er an beyden Seiten des Flusses Tchun oder Tchumna, der Alten Jomanes g), anlegte, welcher mitten durch die Stadt geht. Die Festung zu Egre ist aus Steinen erbauet, welche vermittelst eiserner Haken so wohl zusammen gefüget sind, daß sie nur einen einzigen Stein auszumachen scheinen. Man wendete zu seiner Erbauung fünfte halb

c) Sonst Cambaja, welches der türkische Erdbeschreiber in hundert und funfzehn Grad Länge, und vier und zwanzig Breite, setzet; der Canon aber in neun und neunzig Grad zwanzig Minuten Länge, und zwey und zwanzig Grad zwanzig Minuten Breite; die Etvals in eben die Länge, und sechs und zwanzig Grad zwanzig Minuten Breite.

d) Alle Reisenden und Karten haben es Amadabad genannt.

e) Die berühmte Stadt Goa heißt, wie der Verfasser saget, Guve.

f) Dieß ist der wahre Name von Agra, nach Herrn Otter.

halb Jahre, und erstaunliches Geld an. Hisar ist eine große Stadt ostwärts, und nordwärts **Egre.** **Le Kierhon** ist eine kleinere ostlich *b*).

Beschreibung von Indostan.

Anmerkung über Dekan.

Die andern indianischen Länder betreffend, welche zum mogolischen Reiche gehöret haben, deren einige ihm wirklich noch zinsbar sind, als die Königreiche **Visapur**, **Golkonde**, **Carnate** rc. so kann man darüber die Abtheilungen nachlesen, wo ihre Beschreibungen enthalten sind *i*). **Decan**, das Herr **Otter Dekier** nennet, ist itzo ein Theil von Jndostan. Es liegt südwärts **Gusurate**, und erstrecket sich vom Anfange des Flusses Bath bis nach **Alliga** zweyhundert funfzig Meilen. Man machet drey Theile davon, die aus dem Berge **Vegat**, der von einem Ende zum andern durchgeht, und den Ländern auf beyden Seiten des Berges bestehen. Es enthält dreyhundert und sechzig Festungen *k*). Man saget, es habe den Namen **Dekan** oder **Dekier**, welcher **Bastard** bedeutet, seit der Eroberung der **Dilems** erhalten, weil diese Völker, nachdem sie sich daselbst fest gesetzet hatten, sich mit den Weibesbildern des Landes verheiratheten, und eine Art von Mestizen hervorbrachten. **Ahmed Niguer**, die Hauptstadt *l*), hat bessere Luft und Wasser, und eine vortheilhaftere Lage, als andere indianische Städte. Sie hat Berge und Ebenen; eine Festung, die man für unüberwindlich hält, unterirrdische Wasserleitungen, welche die ganze Stadt versorgen, Gärten, und die schönsten Spatziergänge von der Welt.

Zinsbare Staaten der Rajas.

Man zählet in **Jndostan** vier und achtzig indianische Fürsten, die noch eine Art von unumschränkter Herrschaft, in ihrem alten Lande behalten, und nur dem Großmogol zinsbar sind, und ihm Kriegesdienste leisten. Sie führen den Namen **Rajas**, und die meisten bleiben Götzendiener, weil sie glauben, das Band der gemeinschaftlichen Religion helfe sehr viel, sie in dem Eigenthume ihrer kleinen Staaten zu schützen, die sie so auf ihre Nachkommen bringen. Das ist aber fast der einzige Vorzug, den sie vor den muhammedanischen Omrahs haben, denen sie sonst bey Hofe in allen Erniedrigungen der Unterwürfigkeit gleich sind. Doch unterscheidet man einige, die noch einen Schatten der Größe selbst in Gegenwart des Großmogols behalten. Der erste, den man in verschiedenen Nachrichten genannt hat, will seine Abkunft von dem alten **Porus** herleiten, und läßt sich den Sohn dessen, der sich bey der Sündfluth gerettet hat, nennen, als wenn dieses ein vorzüglicher Titel wäre, der ihn von andern Menschen unterschiede. Sein Staat heißt **Zedussie** *m*). Die Hauptstadt Usepur. Alle Fürsten dieses Stammes nehmen vom Vater auf den Sohn den Titel Rana an, welches einen Menschen von gutem Ansehen bedeutet. Man behauptet, er könne funfzigtausend Pferde, und zweymal hunder tausend zu Fuße aufbringen. Dieses ist der einzige indianische Fürst, der noch die Ehre behalten hat, unter dem Sonnenschirme zu gehen, die sonst den Monarchen von Jndostan allein eigen ist.

Roma, Raja von Zedussie.

Der Raja von Rator.

Der **Raja** von **Rator** ist dem von **Zedussie** an Reichthum und Macht gleich. Er beherrschet neun Länder als oberster Herr; sein Name war **Jakons Sing**, das ist, der Löwenherr, da **Aurengzeb** den Thron bestieg. Da er eben so viel Volk aufbringen kann,

g) Alle Reisende haben ihn **Gemene** oder **Gemma** genannt.

h) Man sehe die Anmerkung zu Otters Reise.

i) Man sehe die Beschreibung von Golkonde in dem Xten Theile. Jn der Beschreibung von Pondicheri, eben in diesem Bande, hat man gesehen, wie viel Ansehen der Mogol auf der Küste von Coromandel besitzt, und durch seine Nababs ausübet.

k) Nach Hesl Eklim, den Herr Otter anführet.

l) Bey andern Aurengabad. S. Taverniers Tagebuch.

m) Man sehe die Lage dieses Staates in Mandelslos Tagebuche.

Beschreibung von Indostan.

als Rana, so hat er auch eben so viel Ansehen bey Hofe. Man erzählet, Schah Jehan habe ihn eines Tages bedrohet, er wolle ihn in seinen Staaten besuchen; worauf der Raja trotzig geantwortet, den folgenden Morgen wollte er ihm ein Schauspiel weisen, das vermögend seyn würde, ihm die Lust zu dieser Reise zu vertreiben: und weil gleich die Reihe an ihm gewesen, vor dem Thore des Pallastes auf die Wache zu ziehen, so habe er zwanzigtausend Mann zu Pferde an die Ufer des Flusses gestellet, nachgehends den Kaiser ersuchet, vom Balcon die Augen auf die Soldaten seines Staates zu werfen. Schah Jehan sah die glänzenden Wafen und das kriegerische Bezeigen dieser Mannschaft mit Erstaunen an. Herr, sagte der Raja zu ihm, du hast aus den Fenstern deines Pallastes die Beschaffenheit meiner Soldaten ohne Schrecken angesehen. Du würdest sie aber vielleicht nicht ohne Gefahr sehen, wenn du kämest, ihrer Freyheit Gewalt zu thun. Diese Rede erhielt Beyfall, und Jakons Sing bekam ein Geschenk.

Der Raja von Chagne.

Der dritte Raja, der bey Hofe im Ansehen steht, kann vierzigtausend Mann zu Pferde ins Feld stellen. Sein Staat heißt Chajue, und die Hauptstadt Amber. Während der Kriege des Aurengzebs, hieß dieser Raja, Jasing oder Jessein; er ist in den damaligen Nachrichten berühmt.

Andere mächtige Rajas.

Außer diesen vornehmsten Rajas zählet man nicht weniger, als dreyßig, deren Macht nicht verächtlich ist, und besonders vier, die mehr als fünf und zwanzig tausend Reuter im Solde haben. Bey erforderndem Falle vereinigen diese Fürsten alle ihre Mannschaft mit des Mogols seiner. Sie führen solche in Person. Für ihre Leute bekommen sie eben den Sold den man den kaiserlichen Soldaten giebt, und für sich selbst so viel, als der erste muhammedanische General

Urtheil über den itzigen Zustand von Indostan.

Der Verfasser der Einleitung zur Geschichte von Asien, nachdem er nach seiner Art die Größe und Gränzen dieses großen Reiches untersuchet hat, urtheilet davon folgendermaßen: „Der Mogol hat auf der Mittagsseite von den kleinen Königreichen der malabarischen Küste nichts zu fürchten. Die Ungleichheit der Kräfte, und die langen Gebirge von Gate versichern ihn eines guten Verständnisses mit diesen Völkern. Das Schrecken „seines Namens, das sich über die ganze Küste von Coromandel ausgebreitet hat, hat ihm „mehr als seine Waffen genützet, die Fürsten sich unterwürfig zu machen, die seinen Schutz „gesuchet haben. Der König von Arrakan würde ein gefährlicherer Nachbar seyn, „wenn er in der That oberster Beherrscher von Tiupra, Ava, Pegu, und der ganzen „östlichen Seite am bengalischen Meerbusen wäre. Aber wenn auch dieses ganze Land unter einem einzigen Monarchen vereinigt stünde: so scheint doch nicht, daß es bevölkert „reich genug seyn würde, einer so furchtbaren Macht, als des Mogols seine ist, die Waage „zu halten, und außerdem würde es ihn nur von der Seite des Ganges angreifen können, „wo die größte Macht von Indostan ist. Die Tatarn wären mehr zu fürchten: aber die „Gebirge Imaus sind eine natürliche Vormauer, und werden mit zahlreichen Heeren [illegible]

„[illegible]

n) Iter Theil a. d. 341 S.

o) Herr Otter nennt es Jablistan.

p) Da man von Herrn Otters Richtigkeit ein gutes Vorurtheil haben muß, so wird es angenehm seyn, hier seine Anmerkungen über jeden Fürsten von Tamerlans Nachkommenschaft, nebst der rechten Schreibart des Namens, wie er solche vermöge seiner Kenntniß der morgenländischen Sprachen, bestimmt hat, zu lesen: den Tamerlan nennt er Teimur Kiurekian. „Dieser Herr, sagt er,

„sichert. Auch sind die Tatarn itzo in sehr viele Stämme und Aeste zertheilet, und bey weitem nicht so furchtbar, als sie gewesen sind, da alle Macht der Tatarey unter so kriegerischen „Oberhäuptern, als Jenghiz Kan und Timurbeg oder Tamerlan, vereiniget war. Die „größte Gefahr also, die Indostan bedrohen könnte, kann nur von einer Empörung der „Prinzen vom Geblüte und der Verführung der Heere herrühren„ n).

Beschreibung von Indostan.

Es ist zu bewundern, daß dieser Schriftsteller die Perser nicht unter die gefährlichsten Feinde vom Mogol setzet, besonders nach dem glücklichen Einbruche des Nadir Schah, der unter dem Namen Thamas Kulikham bekannt ist.

Der II Abschnitt.

Stiftung des mogolischen Reiches und des kaiserlichen Stammes.

Der kaiserliche Stamm gehe bis auf den Tamerlan zurück. Miracha oder Chah Ruh. Abuchaid oder Ebu Seid. Seik Omar oder Nimer Mirza. Babar oder Zahireddin babet. Homayum oder Nasreddin Humajum. Ekbar. Jehan Guir. Schah Jehan. Aurengzeb; dessen Kinder. Ende des Stammes der Könige von Golconda. Cha Halem. Dgihandar. Ferruh Sier. Resi Ed Deredjat. Nasreddin Muhammed Cha. Siege des Thamas Kuli Khan oder Cha Nadir über Scha Muhammed. Blutbad der Perser in Dehli. Rache deswegen. Begierde des Nadir Cha nach den mogolischen Reichthümern. Er bemächtiget sich des kaiserlichen Schatzes. Ihm wird ein Theil von den mogolischen Staaten abgetreten. Nadir Chah reiset von Dehli ab. Er wird aus der Gefahr gerettet. Außerordentliche That des Nadir Cha. Seine letzte Hinderniß.

Der kaiserliche Stamm geht bis auf den Tamerlan zurück.

Man hat im Artikel von der Tatarey im VIIten Bande dieser Sammlung gesehen, wie Timur Beg oder Tamerlan, von Jenghiz Kan abstammte. Dieser tatarische Kaiser Tamerlan, hat das Reich der Mogolen in Indien gestiftet. Er streifte zuerst in Indostan, kehrte alsdenn seine Waffen wider Persien und Syrien, welches er geschwind eroberte, und kam gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts zurück, Cabulestan o), die unter seiner Abwesenheit sein Joch abgeschüttelt hatte, wieder zu erobern. Er züchtigte die Aufrührer, gieng über den Indus oder Sind, besiegte verschiedene kleine Fürsten, unter welche Indostan damals getheilet war, und machte sich zum Herrn von Dehli, der Hauptstadt von Indien. Seine Thaten wider eine große Menge tatarischer Fürsten, die er überwältigte, und die Siege, wodurch er den Thron des stolzen Bajazet umstürzete, gehören eigentlich nicht zur Geschichte von Indostan. Er starb 1405 im sechs und sechzigsten Jahre, und ließ seine weitläuftigen Länder unter seine Kinder getheilet p). Sein dritter Sohn, Miracha, bekam das persische Irach, Cabulestan, und Indien. Von diesem Fürsten fängt eigentlich das Reich an, das die Europäer vorzüglich des großen Mogols nennen. Wer sich der besondern Umstände aus dem VIten und VIIten Bande dieser Sammlung erinnern will, wird solches nicht mit Mogolistan, der Mogolen Vaterlande in der Tatarey verwechseln.

Er erobert Indien.

Seine Nachkommen. Miracha oder Chah Ruh.

den 6ten Apr. 1336 zu Reche, sonst Chebri Sebez oder die grüne Stadt, eine Tagereise von Semerkand gebohren. Er bestieg den Thron zu Balke den 8ten April 1370, eroberte Mavaralnahre, Bedakhechan, Khareisme, Turkistan, Ja„blistan, das Land Gur, Indien bis nach Dil„li, Kleinasien, Syrien und Aegypten. Er „ward zu Atrar krank, und starb den 8ten Hor„nung 1405. zu einer Zeit, da er die Tatarn von „Khata zu bekriegen auszog. Man hat zu merken, „daß

Beschreibung von Indostan.

Miracha nahm seinen Sitz in Persien q); und da sich die Indianer wider ihn empöret hatten, so gelang es ihm, sie zu überwältigen. Aber einer ihrer Fürsten, den er zum Gefangenen gemacht hatte, tödtete ihn mit einem Pfeilschusse. Der Verfasser der allgemeinen Geschichte der Mogolen hat sich, wie Herr Otter redet, betrogen, und Martiniere ist in eben den Irrthum verfallen, da sie seinen Tod in das 1451 Jahr gesetzet.

Abuchaid oder Ebu Seid.

Abuchaid, den man für Mirachas Sohn hält, bestieg den Thron nach ihm. Er ward von seinen Unterthanen bald abgesetzet, und sie wähleten an seiner statt seinen Bruder Mirachas zweyten Sohn. Sie wurden aber dessen tyrannischer Regierung überdrüßig, und riefen Abuchaid zurück, der ihn hinrichten ließ, und nachdem einen Krieg wider Ulugbeg, einen andern Enkel Tamerlans, unternahm, die Rechte des Abdalatifs, eines Sohnes dieses Fürsten, zu vertheidigen. Er nahm die Stadt Samarkan ein, wo er den Abdalatif wieder fest setzte, der kurz darauf, mit eben dem Beystande, seinen Vater Ulugbeg überwand, und ums Leben brachte. Aber Abdalatif kam wieder um, und ließ das Königreich Samarkan seinem Bruder Abdalla. Abuchaid kehrete wieder nach Indostan zurück, und übte daselbst Gewaltthätigkeiten aus, die ihn verhaßt machten. Er zog folgendes wider den Abdalla, dem er das Reich Samarkan raubete. Nach andern Kriegen fand er einen furchtbaren Feind an Usum Cassan, einem Fürsten vom Stamme der Turcomannen, der alle andere Fürsten von eben dem Geschlechte überwältigt, und sich zum Herrn aller Provinzen Turcomanniens gemacht hatte. Abuchaid war über desselben Eroberungen eifersüchtig, und unternahm, ihn mit einem starken Heere anzugreifen; aber Usum Cassan bekam ihn gefangen, ließ ihm 1469 den Kopf abschlagen, den seiner Söhne blenden, und bemächtigte sich ganz Persiens bis nach Indien. Nachgehends ward er selbst durch den türkischen Kaiser, Muhammed den II, überwunden, und Ismael Sophi, der von des Propheten Muhammed Schwiegersohne Hali abstammete, bemächtigte sich des Königreichs Persien, das seine Nachkommen, bis auf diese letzten Zeiten besessen haben, des Abuchaid Kinder aber, machten sich des Usum Cassan Unglück zu Nutze, sich wieder in einem Theile der Staaten ihres Vaters fest zu setzen r).

1469.

Seick Omar oder Umar Mirza.

Unter denselben erbte Seck Omar, den größten Theil von ihres Vaters Macht. Er lebte bey einer vier und zwanzig jährigen Regierung in Frieden, und stürzete sich aus Unbedachtsamkeit von einem Dache 1493.

Baber

„daß der Text selbst hier aus dem Tavernier und dem „P. Catrou, wie Martiniere solche abgekürzet hat, „genommen ist, und der Pater Catrou für seinen vornehmsten Quell eine geschriebene Nachricht Herrn Manouchi eines venetianischen Reisenden erkennt, dem die Chroniken von Mogol „waren mitgetheilet worden.

q) Eba Rub, und nicht Miracha oder Mirancha, Teimours Sohn, herrschte drey und vierzig Jahre nach seinem Vater, und ist 1447 gestorben.

r) Sultan Ebou Seid, Sultan Muhammeds Sohn, und Miran Chabs, welcher Teimours dritter Sohn war, Enkel, ward 1427 geboren, bestieg den Thron in dem 25sten Jahre seines Alters, und ward 1469 umgebracht. Otter an oben angeführtem Orte. Ein aufmerksamer Leser wird den Unterschied nicht nur in den Namen sondern auch in der Zeitrechnung und Folge sehen.

s) Umer Mirza, Ebu Seids vierter Sohn geboren zu Semerkand 1456. starb 1494.

t) Zahireddin Baber, Umer Mirzas Sohn geboren 1483, bestieg den Thron den 8ten des Brachmonats 1494, herrschete Anfangs in Mawera Ulnahre, eroberte hernachmals Kiabul, Kandahar Bedakhechan, Gashin, und ganz Indien, ausgenommen Dekien, Guzcherat, und Bengale. Er starb 1530, und ward zu Kiabul beerdigt. Er ha-

N°6.



Babar
Schaibeck R
Länder beraube
ne indianischen
überließ. Se
Die Usbecken h
ein friedliches Le

Sein So
nem Fürsten vo
kem Widersach
Parten die Obe
begegnete ihm i
gestorben war:
herrschte zwey

Sein So
Er besiegte Ba
und bemächtigte
wieder bauen, un
und nahm durch
sten hielt die Be
wieder, das Sc
blieb dem Siege
nachdem er das

Sein Soh
guten Eigenscha
Jihan beherr
gefangen genom
walt, aber M
wieder in Freyh
sein Bruder, we

hat eine Nachrich
tel. Pakeat Ba
angeführtem Orte
u) Nasreddi
gebohren zu Kia
Egre 1530, erob
Bengale, ward
jagt, flüchtete i
Schah Tahma
ihm wieder in se
war. Er starb i
Orte.
x) Dgelal
Kiur 1542, war

Beschreibung von Indostan.

1493. Babar oder Zahireddin Baber.

Babar s), Seik Omars Sohn, war seinem Vater kaum nachgefolget, als er sich von Schaibeck Khan, des Usbeck Khans Sohne angegriffen sah, den Abuchaid seiner Länder beraubet hatte. Babar ward von seinen Unterthanen verlassen, und flüchtete in seine indianischen Staaten, dadurch er das Königreich Samarkand dem Schaibek Khan überließ. Seitdem ist das alte Reich der Mogolen in zwo Monarchien getheilet worden. Die Usbecken herrscheten zu Samarkand, und Babar in Indien, wo ihm einige Siege ein friedliches Leben bis an seinen Tod 1530 verschaffeten t).

1530. Homayun oder Nasreddin Humajum

Sein Sohn, Homayum u), fand in dem Anfange seiner Regierung am Chira, einem Fürsten von einem Stamme, den Babar von dem Throne vertrieben hatte, einen starkem Widersacher. Nach verschiedenen Schlachten in der Stadt Dehli behielt Chiras Partey die Oberhand, und nöthigte Homajun, in Persien zu flüchten. Dieses Unglück begegnete ihm in dem eilften Jahre seiner Regierung. Da aber Chira neun Jahre darauf gestorben war: so nahm er das indianische Reich wieder mit einer persischen Armee ein, und herrschte zwey Jahre geruhig, bis er 1552 starb.

1552. Ekbar oder Dgelal Eddin Ekber.

Sein Sohn Akebar oder Ekbar x) vergrößerte das Reich durch seine Eroberungen. Er besiegte Babare, den König von Gusurate, mit Beyhülfe der Portugiesen von Goa, und bemächtigte sich der Königreiche Decan und Candish. Die Stadt Agra ließ er wieder bauen, um daselbst den Sitz seines Reiches anzulegen. Er belagerte die Festung Chitor, und nahm durch Verrätherey den Rana weg, aber die Gemahlinn dieses unglücklichen Fürsten hielt die Belagerung aus, und fand Mittel, ihren Mann zu befreyen. Ekbar kam wieder, das Schloß Chitor zu belagern. Der Rana ward getödtet, und der Platz verblieb dem Sieger, der nachgehends das Königreich Kachemir eroberte. Er starb 1605, nachdem er das Reich auf den Gipfel seiner Macht erhoben hatte.

Jehan Guir und Nureddin Dgihanguir.

Sein Sohn, Jehan Guir y), folgete auf dem Throne, ohne die Tapferkeit und die guten Eigenschaften seines Vaters geerbt zu haben. Er ließ sich durch die Sultaninn Nur Jahan beherrschen z), und ward von einem seiner Staatsbedienten Muhammed Khan gefangen genommen. Sein ältester Sohn Cosron a), bemächtigte sich sogleich aller Gewalt, aber Muhammed Khan schlug seine Mannschaft, und setzte den Jehan Guir wieder in Freyheit. Cosron ward in ein Gefängniß geworfen, wo ihn Chorrom b), sein Bruder, welcher Nur Jahans Tochter geheirathet hatte, erdrosseln ließ. Chorrom genoß

hat eine Nachricht von seinem Leben, unter dem Titel Pakeat Baberi aufgesetzet. Otter an oben angeführtem Orte.

u) Nasreddin Humajun, Babars Sohn, gebohren zu Kiabul 1507, bestieg den Thron zu Egre 1530, eroberte Malewa, Gutcherat und Bengale, ward nachdem von seinen Ländern verjagt, flüchtete in Persien, und suchte bey dem Schah Tahmas, Ismails Sohne, Hülfe, der ihm wieder in seine Länder zu kommen behülflich war. Er starb 1556. Otter an oben angeführtem Orte.

x) Dgelal Eddin Ekber, gebohren zu Emir Kiut 1542, ward 1556 zum Kaiser ausgerufen, es geschah zu Kalinur in der Landschaft Labor. Er brachte fast ganz Indien unter seinen Gehorsam, und starb zu Egre 1605. Otter.

y) Selim, Ekbers ältester Sohn, gebohren 1569 zu Fethepur, zwölf Meilen von Egre, bestieg den Thron 1605, unter dem Namen Nur Eddin Dgihanguir, und starb zu Tchingarisli 1627. Es war ein weibischer Fürst, der sich von einer schönen Frau Nur Dgihan beherrschen ließ. Otter daselbst.

z) Alle Reisenden nennen sie Nurmahal.

a) Rhoe, der sich damals an dem Hofe befand, nennet ihn Cosronroe.

b) Rhoe nennt ihn Corone.

Beschreibung von Indostan.

genoß die Früchte seines Lasters nicht lange. Er ward in sein Gouvernement nach Guzurate gesandt, wo er sich gegen seinen Vater empörete, und mit einem Heere von sechzig tausend Mann in das Feld rückte. Jehan Guir besiegte ihn in drey Schlachten. Chorrom, der sich gerettet hatte, bekam nach seines Vaters Zurückziehung wieder Muth. Da er aber bey neuen Unternehmungen eben so unglücklich war: so machte er Friede, und Jehan Guir endigte sein Leben geruhig zu Bunder 1627.

Nach seinem Tode ward Cosrons Sohn, Bolaki, auf den Thron gesetzet. Chorrom stellete sich krank, und ließ nachgehends aussprengen, er wäre todt. Man bath den Bolaki um Erlaubniß, seinen Vetter in seiner Vorfahren Begräbniß zu beerdigen, und unter diesem Vorwande folgete Chorrom verkleidet selbst seinem Sarge. Bolaki gieng aus Agra der Leiche entgegen, ward von seines Gegners Parten überfallen, und rettete sich mit Mühe in Persien. Sogleich ließ sich Chorrom zum Kaiser ausrufen, und nahm den Namen Chah Jehan c) an. Er fing seine Regierung mit einem Kriege wider die Portugiesen an, denen er die Stadt Ulı wegnahm. Er hatte vier Söhne, denen er Befehlshaberstellen gab. Der älteste, Dara, regierte unter ihm; Cha Chuja ward Unterkönig von Bengale, Aurengzeb von Decan, der jüngste Moradbax d), von Guzurate. Daras übele Aufführung machte ihn bey den Unterthanen verhaßt, und Aurengzeb erhielt gegentheils sehr vielen Ruhm in den Kriegen, in dem Königreiche Golkonde. Als ihr Vater krank wurde: so fassete jeder von den vier Brüdern den Entschluß, sich des Reiches zu bemächtigen. Cha Chuja war der hitzigste, rückete bis nach Dehli mit einem ansehnlichen Heere, und nöthigte seinen Vater, sich nach Agra zu ziehen. Da er aber die Kühnheit hatte, selbigen zu verfolgen: so ward er besiegt und genöthiget, in Bengale zu fliehen. Moradbax, der sich auch empörte, rückete nach Dehli, und fand den Aurengzeb geneigt, sich mit ihm zu vereinigen, wobey des Mirsa Mula e), Generals von Golkonde, Völker, waren. Aurengzeb war listiger, als sein Bruder, dessen Macht er nur brauchen wollte, sich selbst zu erheben, und ließ ihn gleich nach ihrer Vereinigung für Kaiser erklären. Sie zogen mit einander, thaten starke Märsche, und schlugen ihres Vaters Cha Jehans Heer. Dara kam ihnen mit anderer Mannschaft entgegen, ward aber durch eines seiner Feldherren Verrätherey überwunden, und mußte sich mit der Flucht retten. Aurengzeb und Moradbax ließen darauf ihr siegendes Heer in das Gesicht von Agra rücken. Sie bemächtigten sich dieser Stadt, und des Cha Jehan selbst, und schienen nur auf den Zug gegen den Dara zu denken. Aber Aurengzeb hielt die Gelegenheit für vortheilhaft, sein Vorhaben auszuführen. Er nahm seinen Bruder Moradbax gefangen; und

Cha Jehan oder Chihabeddin Cha Dgihan: Blutige Kriege unter seinen Söhnen

c) Chihabeddin Cha Dgihan, der Dgihanguir dritter Sohn, gebohren 1592, bestieg den Thron 1628 und brachte den Sitz der Regierung von Agra nach Dilli 1647 daher nachgehends die letztere Stadt den Namen Dgianabad erhalten. Nach einer dreyßigjährigen Regierung ward er von seinem Sohne Aurengzeb abgesetzet, der ihn in das Schloß Agra einschließen ließ, wo er 1666 starb. Otter. Hier zeiget sich ein augenscheinlicher Irrthum in vielen Geschichtschreibern, weil sie Jehan Guirs dritten Sohn statt des zweyten regieren lassen.

d) Die meisten dieser Namen werden von den Reisenden verschiedentlich geschrieben, aber es ist unnütz, diese Unterschiede anzugeben, da sie nach Herrn Otters Zeugnisse, gleich weit von der Wahrheit entfernet sind.

e) Bernier nennet ihn: Emir Jemla. Tavernier: Mirgimola ꝛc. Man sehe ihre Tagebücher.

f) Muhy Eddin Aurenkzib, dritter Sohn des Cha Dgihan, gebohren den 22sten des [illegible] monats 1618, bestieg den Thron 1658, ließ [illegible]

Beschreibung von Indostan.

sich für Kaiser erkennen, und führete alle Mannschaft wider Dara, der von Lahor, wohin er geflohen war, in eine entfernte Festung, und von dar in das Königreich Gusurata gieng. Auf der andern Seite eilete Cha Chuia, wider Aurengzeb anzurücken. Er mußte aber dieses seinem Glücke weichen, und ihn in dem ruhigen Besitze des Reiches lassen. Dara sammlete neue Kräfte, wurde aber wieder geschlagen, gieng in Persien, und wurde dem Sieger ausgeliefert, der ihn den 22sten des Weinmonats 1657, nach einiger Zeit Gefangenschaft erdrosseln ließ. Cha Chuja ward in dem Königreiche Arrakan hingerichtet, wo er Zuflucht zu finden hoffte. Endlich ließ Aurengzeb auch den Moradbar und den Chacha, Daras ältesten Sohn, hinrichten, glaubte darauf, den Thron sicher genug zu besitzen, und ließ seinen Vater Chah Jehan in dem Gefängnisse schmachten.

Aurengzeb oder Eurenkzi.

Ursachen des Zwistes des Sevagi mit dem Großmogol.

Seine Regierung *f*) ward durch einen Krieg beunruhiget, den er wider Sevagi, dessen Namen man an mehr als an einem Orte dieser Sammlung findet *g*), zu führen hatte. Dieser berühmte Indianer war Befehlshaber einer Landschaft des Koniges von Visapur gewesen, hatte sich wider ihn empöret, und war dem Aurengzeb nicht unnütz gewesen, da solcher noch Befehlshaber von Decan war, und ihm einige Plätze in den Staaten vom Mogol abgetreten hatte. Nachgehends hatte Aurengzeb, da er zur Regierung gekommen war, seine Geschenke wieder verlanget. Sevagi betrachtete solche als ein Gut, das er durch seine Dienste rechtmäßig erworben hätte, und wollte sie nicht ausliefern; ja er ward über so viel Undankbarkeit aufgebracht, und verheerete Länder in Indostan. Die Wirkungen dieses Zwistes versetzten Aurengzeb in eine Betrübniß, die ihm eine gefährliche Krankheit verursachte. Seine Kinder machten auch einige Bewegungen, sich zur Krone zu erheben, und ihren Großvater Cha Jehan wieder einzusetzen, der noch immer im Gefängnisse schmachtete. Aurengzeb ward wider alle Hoffnung gesund, ließ Cha Jehan mit Gift hinrichten, und stillte durch diesen Vatermord alle Unruhen des Reiches. Nachdem er die Aufrührer gebändiget hatte: so widerstund er dem Könige von Persien, bändigte den Sevagi und andere Misvergnügte, überwältigte den Rana, und zerstörte alle Unternehmungen seines ältesten Sohnes Ekbar, der sich in Persien begeben hatte.

Aurengzebs Kinder.

Seine drey andern Söhne wollten jeder die Oberhand haben. Sie hießen Cha Halam, Azam Chah, und Cambaohe. Cha Halam, der ein Kriegsheer unter sich hatte, eroberte das Königreich Golkonde, und schloß nachgehends einen Frieden mit Abdalacan der die Krone daselbst trug. Aber Aurengzeb hatte fast zu eben der Zeit den König von Visapur besiegt, und ward gegen den Cha Halam so mistrauisch, daß er denselben, und dessen Prinzen gefangen nehmen ließ. Nach diesem fiel er selbst in Golkonde ein und belager-

Bruder Murad Bahche gefangen setzen, bemächtigte sich Dilli, verbannte seinen Vater nach Agre, zog wider seinen Bruder Sultan Chudja, schlug ihn bey Kievre; ward das zweytemal unter dem Namen Alem Guir zum Kaiser ausgerufen und brachte seinen ältesten Bruder Dara Chakuh in dem Schlosse Guvalier um. Sein Sohn, Muhammed Ekbar, empörete sich gegen ihn, 1684, da er wider die Radjeputs zog. Er verfolgte ihn bis in Dekien, und nöthigte ihn, sich zum Meere in Persien zu retten. Bey einer etwan funfzigjährigen Regierung führte er beständig Kriege. Er eroberte Bichapur, Haiderabad, und andere Festungen in Dekien, welche die Einkünfte des Reiches stark vermehrten, aber er verlohr Rancher Balke und Bedabchan. Er starb zu Ahmed Niguer 1707, wo er bey einem berühmten Derwische Chabzein Eddin, unweit dieser Stadt begraben wurde. Peter.

g) Man sehe die erste Nachricht des Xten Theiles, und ebendaselbst die Erzählung, wie sich die Franzosen fest gesetzet haben.

Beschreibung von Indostan.

te die vornehmste Festung darinnen. Die Gefahr, der sein Leben daselbst ausgesetzt ward, nöthigte ihn, die fernere Führung der Belagerung dem ältesten seiner beyden andern Söhne Azancha zu überlassen, der Abdalacan überfiel und ihn dem Kaiser, seinem Vater, gefangen schickte. Mit diesem unglücklichen Kriege endigte sich 1698 der Stamm der Könige von Golkonde *h*), die von den alten Monarchen von Bisnagar herkamen. Nun fehlte dem Aurengzeb, völlig Meister dieses Reiches zu seyn, nichts mehr, als daß er noch Carnate, die Gebirge, welche Sambagi besaß, und das Land Madure, welches die Spitze der Halbinsel von Indien ausmachet, eroberte. Er schickte Azan Chah in die Landschaft Carnate, selbst gieng er nach dem Gebirge, und bemächtigte sich ungeachtet des Widerstandes, den er daselbst fand, des Sambagi, den er ums Leben bringen ließ. Ran. Raja, des Sambagi Bruder, setzte indessen den Krieg fort, schlug das mogolische Heer, und nöthigte den Aurengzeb, die Belagerung von Pamalaguer aufzuheben. Ihn zu trösten, war Azam Chah so glücklich, daß er die Citadelle von Gingi einbekam, und sich des ganzen Landes Carnate bemächtigte. Aber er ward bald mistrauisch darüber, welches dem Cha Halam die Freyheit kostete. Diese grausame Leidenschaft marterte ihn ohne Unterlaß die ganze übrige Zeit seiner Regierung. Da er sich seinem Ende nahe glaubte, machte er ein Testament, in welchem er seine Staaten unter seine Kinder theilete. Er ließ Indostan und die Landschaften über den Sind, dem Cha Halam, die Königreiche Decan und Guzurate dem Azam Cha; und Golkonde und Visapur dem Cambaoh. Die Entkräftung, in welche er 1707 im Hornung verfiel, verursachte, daß seine beyden jüngsten Söhne, die sich am Hofe befanden, wider einander die Waffen ergriffen. Nachdem er sich ein wenig wieder erholet hatte: so befahl er beyden, sich wegzubegeben. Cambaoh gehorchte, aber Azam Chah verließ den Hof nicht, bis der Tod seines Vaters den 4ten März dieses Jahres erfolgte. Aurengzeb ward über hundert Jahre alt.

Ende des Stammes der Könige von Golkonde.

Azam Chah bemächtigte sich des Reiches und der Schätze seines Vaters, und verlohr keinen Augenblick, sich an die Spitze eines Kriegsheeres zu stellen. Cha Halam, der diese Nachricht sogleich erhielt, versammlete seine Macht, ließ sich zu Dehly zum Kaiser ausrufen, und zog beherzt wider den Azam Chah. Beyde Theile kamen zusammen und fochten mit viel Eifer. Die Nacht trennte sie; den folgenden Morgen aber erneuerte Azam Chah das Treffen, ward besiegt, und tödtete sich aus Verzweiflung. Cha Halam genoß der Früchte seines Sieges, und ließ sich so gleich für Kaiser der Mogolen erklären. Nachgehends wandte er alle Kräfte wider seinen Bruder Cambaoh an, den er auch in einem Treffen umbrachte, und nach dessen Tode geruhig auf dem Throne blieb.

Cha Halam oder Kuta[illegible] Behadur Chah.

Zum Unglücke scheint diese Folge, welche die letzte ist, von der unsere Reisende und Geschichtschreiber Erzählungen bekannt gemacht haben, ganz unrichtig, wenn man Herr [illegible] Glauben zustellet, der dem Aurengzeb seinen ältesten Sohn Muhammed Muazem [illegible] Nachfolger giebt. Wir wollen von hier an seine Nachrichten nicht mehr in Anmerkungen setzen, weil wir keine neuere Erläuterungen wegen der letzten Geschichte dieses Reiches [illegible] als die seinigen. „Muhammed Muazem, saget er, gieng von Kabul an der Spitze [illegible] „Heeres ab, schlug mit seinem Bruder Muhammed Azam, (Azem Chah) [illegible] „besiegte ihn, und ward unter dem Namen Kutbeddin Behadir Chah und Cha [illegible]

h) Man sehe die Beschreibung von Golkonde im dem Xten Theile.

i) Otters Reise I Th. a. d. 198 u. f. S.

k) Er war Befehlshaber von Decan, und [illegible]

„lem zum Kaiser ausgerufen. Nach diesem zog er wider seinen Bruder Kiam Bache (den „unsere Geschichtschreiber Cambashe oder Cambax nennen,) der sich zu Haider Abad „gesetzet hatte, und nahm ihn gefangen.„

Beschreibung von Indostan.

In der That hat Herr Otter anderswo den ältesten Sohn des Aurengzeb, Muhammed Ekker genannt, und der Name Cha Halem, den er seinem Nachfolger giebt, ist mit Cha Halam einerley. Aber der älteste der vier Prinzen war in Persien, und konnte durch Kabul gekommen seyn, da gegentheils Cha Halam sich nicht da befinden konnte, weil man annimmt, er sey zu Dehli gewesen; wozu noch kömmt, daß man gar keine Spur findet, daß er je den Namen Muhammed Muzem geführet.

Was man nun auch von diesem Behadir Chah urtheilen will, so war doch Dgihandar sein Sohn, der den Thron erbte, nachdem er drey seiner Brüder überwunden und getödtet hatte, wie seine Vorfahren auch gethan hatten. Er ward wieder von Ferruh Sier besieget, und zu fliehen genöthigt.

Dgihandar.

Ferruh Sier, des Azim Elchan Sohn, und Behadir Chah Enkel, bestieg den Thron, und ward einige Zeit darauf von zween Herren seines Hofes abgesetzet, welche die Seids hießen, ihn blendeten, und 1719 hinrichteten.

Ferruh Sier.

Resi Ed Deredjat, des Resi Elchan Sohn, und des Behadir Chah Enkel, ward von den Seids aus dem Schlosse Selunguer gezogen, wo er eingesperrt war, und statt des Ferruh Sier auf den Thron gesetzet. Drey Monate darnach richteten ihn die Seids auch hin und setzten seinen Bruder Resi Ed Deulet an seine Stelle, der kurz darauf natürlichen Todes starb.

1719. Resi Ed Deredjat.

Nasreddin Muhammed Schah, des Djian Chah Sohn, und des Behadir Cha Enkel, ward durch eben die Seids auf den Thron gesetzet, die ihn anfangs regiereten. Er befreyete sich nachdem von ihrer Tyranney, war aber so unglücklich, in größeres Uebel zu fallen. Denn 1739, im ein und zwanzigsten Jahre seiner Regierung, bemächtigte sich der berühmte Kulikam oder Nadir Chah, Kandahar, machte sich die Weichlichkeit dieses Fürsten zu Nutze, drang mit einem furchtbaren Heere in Indien, überwältigte alle Hindernisse, und kam bis Labor, das er ohne mehr Mühe anzuwenden, einnahm. Der Reisende, den wir hier immer noch, wegen des guten Vertrauens auf seine Glaubwürdigkeit anführen, befand sich damals in Persien; und weil er Gelegenheit hatte, alle Umstände dieser grossen Begebenheit zu erfahren, so wird sein Zeugniß dadurch sehr schätzbar. Man kann in seiner Nachricht selbst, des Nadir Chah Herkunft und Glück lesen i), hier soll nur angeführt werden, was zu gegenwärtiger Absicht gehöret.

Nasreddin Muhammed Chah.

1739.

Der Feind der Mogolen ward durch die Schwäche ihres Widerstandes, und die Einladung einiger Verräther aufgemuntert, und führte sein siegreiches Heer nach Kiernal zwischen Labor und Dehli. Des Muhammed Chah Leute griffen ihn da an: er schlug sie aber mit dem Glücke, das seine Waffen bisher allezeit begleitet hatte, und nöthigte den unglücklichen Kaiser bald, um Friede anzusuchen. Am betrübtesten für Indostan war, daß Nizam ul Mulk k), eben der Verräther, der den Nadir Chah gerufen hatte, zu den Unterhandlungen erlesen wurde. Er begab sich in des Siegers Lager, mit uneingeschränkter Vollmacht. Beyde wünschten einander zu sehen, um ihre Absichten völlig auszuführen.

Thaten des Thamas Kuli Khan oder Nadir Chah in Indien.

für einen der größten Männer in dem Reiche gehalten. Indessen hatten ihm die Staatsbedienten verschiedenen Anlaß zu dem Misvergnügen gegeben, daß er nur auf Rache sann. Er hatte den Persern

Der Großmogel Muhammed Chah bittet ihn um Frieden.

Friedensbedingungen.

ren. Sie verglichen sich, Muhammed Chah sollte eine Unterredung mit Nadir Chah halten, ihm ein Geschenk von zweytausend Kiururen *l*) geben, und das persianische Kriegesheer sollte die Staaten vom Mogel verlassen. Das Ceremoniel wurde auch eingerichtet. Man sollte zwischen beyden Heeren ein Zelt aufschlagen, beyde Monarchen sollten sich nach einander dahin begeben, Nadir Chah zuerst, und Muhammed Chah, wenn der andere hineingetreten wäre: bey Ankunft des Kaisers sollte ihm der Sohn des Königes von Persien einige Schritte entgegen gehen, ihn zu führen, Nadir Chah sollte ihn an der Thüre empfangen, und bis mitten in das Gezelt führen, wo sie sich zu einer Zeit auf zween Throne einander gegenüber setzen sollten. Nach einer kurzen Unterredung sollte Muhammed Chah in sein Lager zurück kehren, und bey seiner Rückkehr eben die Ehrenbezeugungen, wie bey der Ankunft, erhalten.

Wie sie beobachtet werden.

Ein anderer Verräther, Seader Khan, wollte des Nadir Chah Gnade mit dem Nizam-ul-Mulk theilen, und suchte in dieser Absicht, desselben Bosheit noch zu übertreffen. Er ließ dem Könige beybringen, Nizamul Mulk habe nicht genug Ehrfurcht für ihn bezeugt, da er ihm ein so mittelmäßiges Geschenk angebothen, das weder dem Reichthume eines Kaisers von Indien, noch der Größe eines Königes von Persien gemäß wäre. Er versprach ihm noch einmal so viel, wenn er bis nach Dehli gehen wollte, doch mit der Bedingung, daß er des Nizam-ul-Mulk Rathschlägen kein Gehör mehr gäbe, der ihn betröge, daß er den Kaiser, wenn er ihn einmal bey sich hätte, gefangen behielte, und sich wegen des Schatzes Rechnung thun ließe. Dieser Vorschlag, welcher des Nadir Chah Geize gemäß war, ward sehr wohl aufgenommen, und so gleich beschlossen, den Vergleich nicht zu halten *m*).

Nadir Chah stellet dem Großmogel zu Ehren ein Fest an.

Was er mit selbigem redet.

Er stellte ein großes Fest an. Als der Kaiser mit Nizam-ul-Mulk angelanget war: so begegnete man ihm anfangs verglichenermaßen. Nach den ersten Ehrenbezeugungen, gab Nadir Chah ein Zeichen, aufzutragen, und ersuchte den Muhammed Chah, sich einige Erfrischungen gefallen zu lassen. Man nahm seine Einladung an. Weil sie sich an der Tafel befanden, ergriff Nadir Chah die Gelegenheit, folgende Rede an den Kaiser zu halten. „Ist es möglich, daß du die Sorge für dein Reich so weit vernachläßiget hast, „daß du mich bis hieher hast kommen lassen? Da du erfuhrest, ich sey von Kandahar ab„gegangen, in der Absicht, in Indien einzubrechen; erforderte nicht die Klugheit, den Auf„enthalt in deiner Hauptstadt zu verlassen, und mir in Person bis Labor entgegen zu „kommen, und einen General mit einem Heere bis nach Kabul zu senden, der mir den „Paß da streitig machte? Noch mehr aber erstaune ich, daß du die Unbedachtsamkeit „gehabt hast, dich in eine persönliche Zusammenkunft mit mir einzulassen, da ich mit dir „Krieg führe, und daß du nicht weist, daß eines Monarchen größter Fehler ist, „sich der Willkühr seines Feindes zu überlassen. Wenn ich, da Gott vor sey, eine „böse Absicht wider dich hätte; wie wolltest du dich schützen? Meine Absicht ist nicht, dir „die Krone zu nehmen. Ich will nur deine Hauptstadt sehen, mich daselbst einige Tage

..da.

Persern den Eingang in Indien erleichtert. Der Tod des Premierministers Khan Devran, in der Schlacht bey Kiernal, war seinem Grimme noch nicht genug, ob er wohl dadurch uneingeschränkte Gewalt in dem Rathe und in dem Kriegesheere bekam. Muhammed hatte ihn in diesen verwirrten Umständen zum Vekil Mutlak oder ist zum allgemeinen Statthalter in dem Reiche und Generalißimus aller seiner Kriegsvölker ernannt.

„aufhalten, und nachgehends in Persien zurück kehren.„ Bey Endigung der letzten Worte legte er die Hand auf den Koran, und schwur, sein Versprechen zu halten n).

Beschreibung von Indostan.

Muhammed Chah wird gefangen genommen.

Muhammed Chah, der sich einer solchen Anrede nicht versah, schien ihm sehr bestürzt zuzuhören: aber die letzten Worte setzten ihn so außer sich selbst, daß er fast in eine Ohnmacht zu fallen schiene. Seine Farbe veränderte sich, seine Zunge ward unbeweglich, sein Gemüth verwirrt. Nach einer kurzen Ueberlegung der Gefahr, in die er sich gestürzt hatte, brach er das Stillschweigen, und suchte um die Freyheit an, wieder in sein Lager zurück zu kehren. Nadir Chah schlug ihm solches ab, und vertraute ihn dem Abdul Baki Khan, einem seiner vornehmsten Officirer. Diese Nachricht setzte das ganze indianische Kriegesheer in äußerste Bestürzung. Der Intimadud Deulet o) und alle Ombras brachten die Nacht in größter Unruhe zu. Sie sahen den andern Tag Morgens einen persischen Officier mit Mannschaft ankommen, der sich des Kaisers Schatzes und Geräthschaft bemächtigte, und im Lager ausrufen ließe, ein jeder möchte sich mit seinem Geräthe, und allem, was er wegbringen könnte, fortbegeben, ohne daß er einigen Anfall oder gefangen genommen zu werden, befürchten dürfte. Gleich darauf kamen zehn persische Reuter, und huben den Intimadud Deulet o) auf. Sie brachten ihn in ihr eigen Lager zum Kaiser, und ließen ihn da bey demselben. Nach Zerstreuung des Heeres konnte Nadir Chah gerades Weges nach der Hauptstadt zu gehen. Da er aber das Volk bereden wollte, sein Zug geschähe mit Einwilligung des Muhammed Chah: so ließ er den Seadet Khan voraus gehen, um die Gemüther zu Ausführung seiner Absichten zu gewinnen. Diesen Khan begleiteten zweytausend persianische Pferde, die ein Sohn des Nadir Chah führte. Zuerst ließ er zu Dehli ein Verboth ausrufen, daß man sich den Persern nicht widersetzen sollte. Nachgehends ließ er den Befehlshaber der Festung zu sich fodern, und zeigte ihm Schreiben, die mit den kaiserlichen Siegel bekräftiget waren, und ihm anbefahlen, Renchen Avads Quartier für Nadir Chah zu bereiten, und das Schloß zu verlassen, damit die Perser, welche er mitbrächte, darinnen ihren Aufenthalt nehmen könnten. Dieser Befehl schien dem Statthalter sehr seltsam, aber doch gehorchte er selbigem blindlings. Die zwey tausend Perser zogen in das Schloß. Seadet Khan kam bey Nacht auch hinein; er druckte das kaiserliche Siegel auf die Kisten und Thüren der Vorrathsbehältnisse. Nach diesem zeichnete er die Ombras, die Staatsbedienten, andere Beamte, und alle reiche Einwohner, Indianer und Muhammedaner, genau auf. Daraus sollte Nadir Chah bey seiner Ankunft gleich sehen, von wem er Geld einfordern könnte. Seadet Khan ließ auch die Palläste anmerken, welche den persischen Kriegesbedienten Aufenthalt zu verschaffen, sollten geräumet werden.

Bothschaft von dem Nadir Chah.

Seine Vorsichtsanstalten nach der Seite von Dehli zu.

In was für Ordnung er nach der Hauptstadt zieht.

Da also der Sieger die Kriegscasse, die Kriegesbedürfnisse, die sich im Lager befunden hatten, und das Geschütz in seiner Gewalt hatte: so schickte er alles unter einer guten Bedeckung nach Kabul, es nach Persien zu senden. Er gieng alsdenn von Kiernal in folgender Ordnung ab. Der Kaiser in einer Sänfte, vom Nizam ul Mulk, dem Visir, dem Serbulend Khan und andern Ombras begleitet, gieng zur Rechten; ihm folgten vier-

l) Der Kirur machet hundert Jeuks, der Jeuk, hundert tausend Rupien, und die Rupie etwan fünf und vierzig Sous unserer Münze.

m) Otter an oben angeführtem Orte a. d. 185. 186 S.

n) Ebendaselbst a. d. 187 S.

o) Dieses ist also der wahre Titel des Großveziers von Indostan, den andere den Athamadulet nennen.

Beschreibung von Indostan.

vierzigtausend Perser. Ein anderer Theil des persischen Heeres zog zur Linken, und Nadir Chah hatte mit der übrigen Mannschaft den Nachzug. Nachdem sie verschiedene Tage gezogen waren: so langten sie *p*) beym kaiserlichen Garten zu **Chalemar** an, wo sie die Nacht zubrachten. Den folgenden Morgen zog der Kaiser in **Dehli** ein. Als er im Pallaste abgestiegen war: so ließ er ausrufen, **Nadir Chah** würde den folgenden Tag anlangen, alle Einwohner sollten ihre Häuser zumachen, und sich weder auf den Gassen, großen Plätzen, noch in den Fenstern und oben auf den Häusern finden lassen, des Königes in Persien Einzug zu sehen. Man lebte diesem Befehle so genau nach, daß bey **Nadir Chah** Einzuge den 9ten bey hellem Tage, kein Indianer auf seinem Wege zu erblicken war. Er nahm seinen Aufenthalt in des **Renchen Abad** Quartiere, das man für ihn zubereitet hatte.

Bestrafung eines Verräthers.

Seadet Khan war ihm bis an den Garten von **Chalemar** entgegen gegangen, und hatte ihn in den Pallast begleitet, wo er abgestiegen war. Er verhoffte, eine besondere Audienz zu erhalten, und ihm Rath zu ertheilen, wie er sich in der Hauptstadt aufführen sollte. Da der König seinen Eifer, vor ihn zu kommen, keiner Aufmerksamkeit zu würdigen schien: so unterstund er sich, näher zu kommen, um Gehör zu erhalten. Er ward aber sehr verächtlich empfangen, und bedrohet, man würde ihn strafen, wenn er das versprochene Geschenk nicht bald brächte. Ein so hartes Begegnen entdeckte ihm bald, wo es herrührte. **Nizam-ul Mulk** hatte sich einige Tage gestellet, als nähme er ihn mit in Gesellschaft seiner Verrätherey auf; der aber, welcher zu listig war, die Gnade des Königes mit ihm zu theilen, hatte schon Mittel gefunden, ihn durch erregten Verdacht gegen seine Redlichkeit zu stürzen. Der unglückliche **Seadet Khan** erschöpfte sich; er verzweifelte, seinen Nebeneiferer zu überwältigen, und nahm ein Gift, davon man ihn den Tag darauf hingerichtet antraf *q*).

Niedermetzelung der Perser in Dehli.

Eben den Tag breitete sich unter den Einwohnern von **Dehli** ein Gerücht aus, **Nadir Chah** sey todt. Sie ergriffen unordentlich die Waffen, und machten aus Haß alle Perser nieder, die sie auf den Gassen antrafen; man meldet, sie hätten in diesem Lärmen, der die ganze Nacht daurete, über zweytausend fünfhundert getödtet. Der König erhielt zwar gleich davon Nachricht, aber die Furcht vor einer hinterlistigen Nachstellung verursachte, daß er es bis den andern Tag verschob, der Unordnung abzuhelfen.

Ihre Rache.

Mit Aufgange der Sonne begab er sich in die Moschee des **Renchenud Abad**, und der Anblick so vieler Perser, deren Leichen er da liegen sah, setzte ihn in Wuth. Er befahl eine allgemeine Niedermetzelung, und erlaubte, Häuser und Läden zu plündern. Sogleich breiteten sich seine Soldaten, mit dem Säbel in der Hand, in die vornehmsten Quartiere der Stadt aus, sie machten alles nieder, was ihnen vorkam, brachen die Thüren auf, und drangen in die Häuser: Männer, Weiber, Kinder, alles ward ohne Unterschied nieder gemacht, die Alten, die Priester, und die Andächtigen, die sich in die Moscheen gerettet hatten, wurden grausamlich hingerichtet, indem sie den Koran hersagten. Nur die schönsten Frauenzimmer erhielten ihr Leben, um die viehische Lust des Soldaten zu stillen, wobey auf Rang, Stand und selbst darauf, ob es Fremde waren, gar nicht gesehen wurde. Endlich ermüdeten diese Barbaren, Blut zu vergießen, und fingen die Plünderung an. Sie nahmen besonders die Edelgesteine, das Gold und das Silber, und erhielten unsäglichen Raub. Das

übrige

p) Otter an oben angeführtem Orte a. d. 390 und vorherg. S.

q) Den 7ten des Zil Hadge, der in [illegible] März fällt.

übrige ließen sie, steckten die Häuser an, und legten verschiedene Quartiere der Stadt in die Asche.

Beschreibung von Indostan.

Einige Fremde, die in die Hauptstadt geflohen waren, begaben sich zusammen, ihr Leben zu vertheidigen. Die Jubelierer, die Wechsler, die Zeughändler traten zu ihnen. Der Aufseher der Mobilien der Krone stellte sich an ihre Spitze, nebst dem Hofmedicus, Jenan Eddin. Sie fochten einige Zeit als Verzweifelnde. Weil sie aber die Waffen zu führen ungewohnt waren: so hatten sie nur den Vorzug, mit dem Säbel in der Faust zu sterben. Der Verfasser versichert, in diesem Blutbade wären über zweymal hunderttausend Menschen umgekommen. Eine große Menge derer, die der Niedermetzelung entronnen, ergriffen glücklich die Flucht r).

Nizam-ul-Mulk, und der Großvisir, hoffeten, den Rest der Stadt zu retten, wenn sie sich dem Nadir Chah zu Füßen würfen, um Gnade zu bitten. Er gab denselben Augenblick Befehl, die andern Theile der Stadt mit Feuer und Schwerdte zu verheeren. Die beyden Omhras wurden übel empfangen. Doch nachdem er seinen Grimm durch einen Strom von Beschimpfungen und Drohungen ausgelassen hatte: so ließ er sich rühren, und die Befehlshaber mußten ihre Mannschaft zurück rufen, die Einwohner aber sich in ihre Häuser einschließen, und so ward die Ruhe völlig wieder hergestellet.

Die Ordnung wird zu Dehli wieder hergestellt.

Den andern Tag nöthigte man die Soldaten, allen Weibesbildern, die sie weggenommen hatten, die Freyheit wieder zu geben, und die Einwohner mußten bey Lebensstrafe die Leichen begraben. Diese Unglücklichen bathen um Erlaubniß, die Körper der Musulmanen von den abgöttischen Indianern abzusondern: aber in Furcht, der geringste Verzug möchte veranlassen, daß das Blutbad von neuem angienge, unterstunden sie sich nicht, jedem die letzte Pflicht nach seiner Religion zu erweisen, sondern machten in der Eile, einige Graben auf dem Markte, wo sie ihre Freunde unter einander hinein warfen, andere Scheiterhaufen, wo sie dieselben ohne Unterschied verbrannten. Bis zur Abreise der Perser hatte man nicht Zeit, an die zu gedenken, welche in verschlossenen Oertern waren getödtet worden; und es war ein gräßlicher Anblick, da man die halb verfaulten Körper aus den Häusern schleppen sah. Seid Khan und Chesurah Khan, deren einer ein Verwandter des Visir, der andere des Kharan Khan, welcher in der Schlacht blieb, war, wurden nebst dem Reimany, dem Oberhaupte der Tchupdois oder Thürhüter des Kaisers angeklaget, daß sie in dem Lärmen eine große Menge Perser getödtet hätten. Nadir Chah ließ ihnen den Bauch aufhauen, und dieser Befehl ward vor den Augen des Nizam-ul-Mulk und des Visir bewerkstelliget, die sich vergebens alle Mühe gaben, sie zu retten.

Des Nadir Chah Begierde nach der Mogolen Reichthümern.

Nadir Chah ließ sich von Audib den Schatz des Scadet Khan bringen, der mehr als zehn Leuks an Rupien betrug. Mend Khan ward nach Bengale geschickt, sich der Casse der Abgaben zu bemächtigen. Nizam-ul-Mulk, und der Visir, erhielten Befehl, die Kriegescasse zu überliefern, welche ein Kurur von Rupien betrug, als sie aus der Hauptstadt gezogen waren, wider die Perser zu fechten. Man foderte auch von ihnen, aus denen Ländern, wo sie Befehlshaber waren, ihr eigenes Vermögen, und was dem Kaiser zustünde, kommen zu lassen. Nizam-ul-Mulk besaß die Geschicklichkeit, sich aus dieser Verwirrung zu helfen. „Du weißt, Herr, sagte er zum „Kö-

r) Ebendaselbst a. d. 392 S.

s) A. d. 395 und vorherg. S.

Beschreibung von Indostan.

„Könige, daß ich dir ergeben bin, und allezeit aufrichtig mit dir geredet habe, also hoffe ich, „du wirst geneigt seyn, mir zu glauben. Da ich von Decan abgegangen bin, habe ich daselbst „meinem Sohne meine Stelle zu verwalten aufgetragen, und ihm alles, was ich besaß, über„geben. Jedermann weis, daß er mir nicht mehr unterworfen ist, und es folglich nicht „in meiner Gewalt steht, ihn wieder zum Gehorsame zu bringen. Du allein kannst ihn „bändigen, und die Rajas von Decan, die sich alle empöret haben, demüthigen. Au„ßer denen Schätzen, die mein Sohn gesammlet hat, wirst du auch von diesen trotzigen Rajas, „die kein Ansehen mehr achten, viel Geld fodern können.„

Nadir Chah merkte wohl, wie viel List in dieser Antwort steckte. Da ihm aber Nizam-ul-Mulk noch nöthig war: so verstellte er sich, und redete nicht mehr von dem Schatze zu Decan. Der Visir ward nicht so geschonet. Man hielt ihn für sehr reich. Da es dem Könige nicht gelingen wollte, ihn durch Drohungen in Furcht zu jagen: so ließ er seinen Secretär kommen, den er entsetzte, und von ihm foderte, die Rechnungen darzulegen; er hörte auch keine Entschuldigungen von selbigem an, und ließ ihm ein Ohr abhauen. Der Visir ward der Sonne ausgesetzet, welches eine alte Strafe in den warmen Ländern ist. Diese Gewalt verursachte, daß er ein Kurur mit Rupien both, ohne noch viel Edelgesteine und Elephanten zu rechnen. Der Secretär ward auf große Summen geschätzet, und dem Serbulend Khan überliefert, mit Befehl, ihn durch Marter zur Zahlung zu zwingen. Aber er befreyete sich von dieser Qual durch einen Selbstmord.

Nadir Chah schonete selbst die Todten nicht. Er legte in die Palläste des Munasser Khan, des Murklu und vieler andern Ombras, die in der Schlacht geblieben waren, Besatzungen. Er erpreßte von ihren Erben ein Kurur Rupien. Da die Stadt immer noch belagert ward: so fielen die Einwohner, die solchen Beunruhigungen entfliehen wollten, den Persern in die Hände, und wurden ohne Mitleid hingerichtet. Bald mangelte es an Lebensmitteln, und der Hunger vermehrte das öffentliche Elend. Viele Fremde wollten sich lieber der Gefahr, von den Persern gefangen zu werden, als dem Hunger überlassen, warfen sich vereiniget zu Nadir Chah Füßen, und bathen ihn um Brod. Ihr Flehen erweichte ihn, und er verstattete ihnen, nach der Seite von Ferid Abad nach Getreide auszugehen, damit sie ihren Unterhalt hätten: aber weil es an Fuhrwerke mangelte, mußten sie es auf den Köpfen tragen.

Nadir Chah bemächtiget sich des kaiserlichen Schatzes.

Endlich ließ Nadir Chah den kaiserlichen Schatz öffnen, und die Vorrathsbehältnisse zu Geräthe aufmachen, die man seit verschiedenen Regierungen nicht berühret hatte. Er zog unschätzbare Summen, an Edelgesteinen, Gold, Silber, reichen Zeugen, und kostbarem Geräthe heraus; unter denen man den Pfauenthron nicht vergaß, der auf neun Kururs geschä-

r) Einige von diesen Münzen hatten die Aufschrift: Sultan her Selatini, Dziban Chah Chaban Nadir Iran u Zeman, d. i. der Fürst der Fürsten der Welt, der König der Könige, das Wunder Persiens und der Zeit.

s) Die Urkunde ist in dem Monate Mubarrem des 1152sten Jahres der Flucht Muhammeds aufgesetzt, welches in den April 1739 fällt. Die Namen der Länder sind in der geographischen Abtheilung erwähnet worden, aber der Eingang der Urkunde verdienet wegen der seltsamen Bewegungsgründe ebenfalls Aufmerksamkeit. „Der Fürst „der Fürsten, der König der Könige, der Schatten Gottes auf der Erde, der Beschützer des „Islam, (d. i. des wahren Glaubens), der zweyte Alexander, der mächtige Nadir Chah, den „Gott lange herrschen lasse, hat vor dem Gesandten an mich geschicket, und ich habe vor dem „Throne Gottes liegend Befehl ertheilet, die Sachen zu endigen, derentwegen sie gekommen wä„ren.

Beschreibung von Indostan.

geschätzet wurde, und aller dieser Raub wurde nach **Kabul** unter getreuer Bedeckung gebracht. Um sich von der Abmattung des Krieges zu erholen, brachte er verschiedene Tage mit Spatziergängen und Gastereyen zu, wo alle Leckerbißchen Indiens mit Verschwendung aufgetragen wurden. Die schönen Gebäude und andere Werke in **Dehli**, brachten ihn auf die Gedanken, dergleichen in Persien nachzuahmen. Er wählete unter den mogolischen Künstlern, Malern, Baumeistern, Tischlern, Bildhauern, u. s. w. die er nebst dem Schatze nach **Kabul** abgehen ließ. Sie sollten eine Stadt und Festung nach dem Vorbilde von **Jehannadab** anlegen. Er zeichnete wirklich in der Folge einen Ort bey **Hemedan** aus, wo diese Stadt erbauet worden, und den Namen **Nadir Abad** führen sollte. Die beständigen Kriege, die ihn nach seiner Rückkunft beschäfftigten, verstatteten ihm die Ausführung eines so edlen Unternehmens nicht. Um aber doch der Nachwelt ein Denkmaal von seiner Eroberung zu lassen, ließ er zu **Dehli** goldene und silberne Münze schlagen, damit er seine Soldaten bezahlte. Man versicherte den Verfasser dieser Erzahlung, er habe auch zu Surate und in Bengale Münzen schlagen lassen. In der Hauptstadt aber galten sie nicht, und vermuthlich in den beyden andern Ländern eben so wenig *t*).

Er führet Künstler von Dehli weg, eine große Unternehmung zu bewerkstelligen.

Er läßt Münzen schlagen.

Nachdem er den kaiserlichen Schatz, und alle Reichthümer der Großen erschöpfet hatte: so ließ **Nadir Chah**, bey dem **Muhammed Chah**, um eine Prinzeßinn von seinem Geblüte ansuchen, die **Kiambache** hieß, und die er seinem Sohne **Nasrullah Mirza** zur Gemahlinn geben wollte. Der Kaiser unterstund sich auch nicht, es ihm abzuschlagen. Die Heirath wurde nach den Feyerlichkeiten der musulmanischen Gesetze vollzogen, aber dabey kein Fest oder öffentliche Freudenbezeugungen angestellet. Seine Staatskunst schränkte sich nicht auf die bloße Ehre einer solchen Verbindung ein. Er sah zuviel Schwierigkeiten bey der Eroberung eines so weitläuftigen Reiches, und so gar die Unmöglichkeit, es zu erhalten; daher wollte er sich wenigstens eines Theils von Indien versichern. Den folgenden Tag nach der Feyerlichkeit, ließ er dem Kaiser melden, er müßte den Neuvermählten die Landschaft **Kabul** mit allen den andern Ländern von Indien abtreten, die über dem Flusse **Atek** lägen. **Muhammed** sah sich genöthiget, der Gewalt nachzugeben, und überließ seine Rechte auf diese schönen Provinzen, durch eine Urkunde, die er eigenhändig unterzeichnete, und untersiegelte *u*). **Nadir Chah** dachte nunmehr auf nichts weiter, als seine Reichthümer durch neue Gelderpressungen zu vergrößern. Er forderte von den **Ombras** und allen Einwohnern der Stadt, Geldsummen nach dem Maaße ihres Vermögens, als Geschenke. Vier mogolische Herren, denen dieses zu bewerkstelligen aufgetragen wurde, zählten alle Häuser der Stadt genau, zeichneten die Namen derer, die bezahlen sollten, auf, und schätzten sie zusammen auf einen **Kurur** und funfzig **Leuks** Rupien. Da sie aber ihr

Er verheirathet seinen Sohn mit einer mogolischen Prinzeßinn.

Ein Theil der Staaten von Mogol wird dem Nadir Chah abgetreten.

„ren. Eben derselbe hat nachgehends von **Kandahar** aus an mich geschicket, um mich seines Ansuchens zu erinnern, aber meine Minister haben „ihn aufgehalten, und die Bewerkstelligung meiner Befehle zu hintertreiben gesucht. Dieses ihr „übeles Bezeugen hat Feindschaft zwischen uns erregt. **Nadir Chah** ist dadurch genöthigt worden, mit einem Heere in Indien zu rucken. Meine Feldherren haben mit ihm bey **Kiernab** geschlagen. Er hat gesieget, und dieses hat zu Unterhandlungen Anlaß gegeben, die ich durch eine „Unterredung mit ihm geendigt habe. Dieser „große König ist ferner mit mir bis nach **Chah Dgihan Abad** gekommen, ich habe ihm meine „Reichthümer, meine Schätze, und mein ganzes „Reich angebothen, er hat aber solches nicht ganz „annehmen wollen, und sich nur mit einem Theile „begnüget, dabey er mir, wie zuvor, Krone und Thron „gelassen hat. In Betrachtung dieser Großmuth habe „ich ihm abgetreten &c. &c. Otter a. d. 4. u. f. S.

Beschreibung von Indostan.

Verzeichniß dem Könige vorlegten: so schien ihm diese Summe zu gering zu seyn; er forderte voll Wuth sogleich die vier Kururs, die ihm Scadet Khan versprochen hatte. Die Commissarien wurden dadurch erschrecket, theilten die Quartiere der Stadt unter sich, und trieben dieses Geld mit so vieler Strenge ein, daß verschiedene der Vornehmsten unter der Marter sturben. Mit aller Gewalt brachten sie drey Kururs Rupien zusammen, von denen sie drittehalb in des Nadir Chah Schatz legten, und das übrige für sich behielten. Ein Dervis, den das Elend des Volkes rührte, stellete dem schrecklichen Nadir Chah ein Schreiben zu, das folgendes Inhaltes war: „Wenn du Gott bist, so handele wie „Gott. Bist du ein Prophet, so führe uns im Wege des Heils. Bist du König, so „mache die Völker glücklich, und zerstöre sie nicht.„ Nadir Chah antwortete, ohne sich zu bewegen: „Ich bin nicht Gott, um als Gott zu handeln; kein Prophet, den Weg des „Heiles zu weisen; kein König, die Völker glücklich zu machen. Ich bin der, den Gott „wider die Nationen schicket, auf die er seine Rache ausschütten will x).

Nadir Chah geht von Dehli ab.

Endlich, da er mit seinem Glücke in Indien so zufrieden seyn konnte, dachte er im Ernste auf seine Rückkehr nach Persien. Den 6ten May versammlete er in seinem Pallaste alle Ombras, und erklärte sich vor denselben, er ließe den Kaiser nun wieder zum freyen Besitze seiner Staaten. Darauf gab er diesem Monarchen verschiedene Lehren wegen der Art zu regieren, und redete darauf die Ombras im Tone eines zornigen Herrn folgendermaßen an:

Sein Abschied von den Ombras.

„Ich will euch noch bey dem Leben lassen, so unwürdig ihr auch desselben seyd: „wenn ich aber erfahre, daß ihr unruhige, und ungehorsame Gesinnungen im Reiche unterhaltet, so sollet ihr, so entfernt ich auch bin, die Last meines Zornes fühlen, und alle „ohne Barmherzigkeit hingerichtet werden y).

So war sein Abschied beschaffen. Er gieng den folgenden Tag mit unsäglichen Reichthümern, an Edelgesteinen, Geld, Silber, ab, die nach seiner eigenen Rechnung, siebenzig Kururs Rupien betrugen, ohne den Raub seiner Befehlshaber und Soldaten dazu zu rechnen, den man auf zehn Kururs schätzet. Der Verfasser rechnet alle diese Summen auf achtzehnhundert Millionen unserer Livres, ohne noch alle die Sachen, die nach Kabul waren geschafft worden. Das persische Heer zog, ohne sich einen einigen Tag aufzuhalten, bis nach Serhind z). Von dar aus befahl Nadir Chah, dem Zekeria Khan, Befehlshaber der Landschaft Labor, ihm ein Kurur Rupien zu bringen. Dieser Herr hatte aus dem, was die Hauptstadt ausgestanden, vorausgesehen, man würde ihn auch nicht schonen, und hielt große Summen bereit, daß er sich so gleich mit dem Verlangten auf den Weg machen konnte. Sein Eifer erwarb ihm verschiedene Gnadenbezeugungen, und die Freyheit einer großen Menge Indianer, die der Sieger mit dem Raube ihres

x) Ebendaselbst a. d. 414 S.

y) Otter II Theil a. d. 91 S.

z) Ebendas. a. d. 92 S. Serhind ist hundert und zwanzig Meilen von Dehli, und eben so weit von Labor, drey Tagereisen von Semana einer andern Stadt nach Westen zu. Firuz Chah ließ daselbst eine Festung im 752ten Jahre der Flucht Muhammeds bauen, die er Firuz Abad nennte.

a) Ebendaselbst a. d. 94 S.

b) Ebendaselbst a. d. 94 S. Ehe Nadir Chah über den Indus gieng, so hatte er sich nach Rehnas, einer Stadt und Schlosse, welches ostwärts des Flusses Atek, an dem Ufer des Surat, anderthalb Tagereisen südwärts von Ferbale liegt, begeben. Alle diese Plätze werden hier zum Nutzen der Geographie angemerket. Eben deswegen bemerket man, nach Herrn Otter, daß die nur vorhin erwähnte berühmte Stadt Multan, nach dem türkischen

Vaterlandes fortführete. Aber funfzig der geschicktesten Schreiber des Divans konnte er solche nicht verschaffen, die **Nadir Chah** mit sich führete, um den Zustand von Indien aus dem Grunde kennen zu lernen. Da diese Unglücklichen nichts als eine traurige Sclaverey vor sich sahen: so suchten sie sich davon auf andere Art zu befreyen. Manche entflohen, andere, die wegen jener Flucht strenger verwahret wurden, brachten sich um, oder nahmen die muhammedanische Religion an *a*).

Beschreibung von Indostan.

Nun war es eine Schwierigkeit für die Perser, wie sie sich wieder der Landschaft **Kabul** nähern sollten. Sie hatten weder den Kaiser, noch die Hauptstadt, mehr in ihrer Gewalt. Bey der ersten Gefangenschaft waren alle Theile des Reiches bestürzt und gehorsam gewesen. Sie mußten über den **Tchenav** oder **Chenab**, den **Indus** und andere Flüsse zu einer Zeit gehen, da die Wasser so groß waren, daß sie keine Brücken schlagen konnten. Wenn die Afganen, die westwärts des **Indus** wohnen, den Entschluß bewerkstelliget hätten, den sie gefaßt hatten, ein Heer, das mit Raube beschweret war, bey dem Uebergange anzugreifen: so wäre **Nadir Chah** unstreitig ohne Rettung verlohren gewesen. Aber sein Reichthum an Erfindungen, zog ihn aus dieser Gefahr. Zehn **Leuks Rupien**, die er unter die Obersten dieses Bündnisses austheilen ließ, zerstöreten die ganze Unternehmung. Das Wasser nahm ab; man schlug eine Brücke, und das Heer zog ohne Verhinderung darüber. Darauf that er etwas, welches der Verfasser unter die größten Thaten seines Lebens rechnet, und nicht würde geglaubet haben, wenn es ihn nicht verschiedene glaubwürdige Leute versichert hätten. Er ließ unter seinen Soldaten ausrufen, sie sollten allen Raub, den sie in Indien mitgenommen hätten, nach seinem Schatze bringen, unter dem Vorwande, es ihnen zu erleichtern, und alles selbst fortführen zu lassen, was sie auf dem Zuge beschweren könnte. Sie gehorchten, aber er trieb die Geldbegierde noch weiter. Man hatte ihm berichtet, Befehlshaber und Soldaten hätten Edelgesteine verborgen; er ließ sie beym Abziehen einen nach dem andern untersuchen, und ihre Bagage ward mit eben der Strenge durchsuchet; also konnte sich ihm nichts verbergen. Nachdem er sich aber alles dessen bemächtiget hatte, was man finden konnte: so ließ er jedem Soldaten fünfhundert Rupien, und den Befehlshabern etwas mehr geben, um sie wegen dieses Verlustes zu trösten. Es scheint erstaunlich, daß ihm dieses hat gelingen können, und daß das Heer sich nicht empöret hat, da man ihm die Früchte eines so beschwerlichen Zuges benommen. Der Verfasser bemerket, er habe dieses allezeit dadurch verhindert, daß er in die Gemüther seiner Unterthanen, besonders derer, die seine Heere ausmachten, ein Mistrauen gegen einander eingeflößet, daß sie einander also ihre Gesinnungen nicht mitgetheilet. In der That waren viele Willens, durchzugehen: aber die Furcht, von den Indianern hingerichtet zu werden, hielt sie zurück, und sie verrichteten ihre Dienste um desto genauer *b*).

Gefahren, aus denen ihn sein Glück rettet.

Außerordentliche That des Nadir Chah.

Durch was für [illegible] ihm solche gelinget.

 Noch

Erdbeschreiber im hundert und achtehalb Grad Länge, und dreyßigste halb Breite liegt, aber nach dem Canen und den Etvals in sechs und neunzig Grad fünf und zwanzig Minuten Länge, und neun und zwanzig Grad vierzig Minuten Breite, hundert und sechzig Meilen südwärts Gasne oder Sunin. Der **Tchenbav**, oder **Chenab**, geht eine Stunde weit südwärts bey **Multan** vorbey, und fließt alsdenn nach **Uchetche**, westlich. Multan hat einen sehr großen Bezirk. Von der Westseite erstrecket sich [illegible] her bis an die Gränze von Mekran, und südwärts bis **Mansure**. **Multan** hat eine gute Festung. Man sieht da herum Weinberge und Gärten eine halbe Meile lang, mit sehr schönen Pallästen. Die Weibesbilder des Landes sind beherzt, führen die Waffen wie Mannspersonen, und sitzen wohl zu Pferde. Otter daselbst in der Anm. a. d. 19 S.

Beschreibung von Indostan.

Die letzten Hindernisse, die er überwindet.

Noch andere Indianer wollten den Persern den Uebergang streitig machen. Nadir Chah war es überdrüßig, seine Reichthümer mit seinen Feinden zu theilen, und machte sich durch die Waffen Platz; er trieb sie in die Flucht, und schickte ihnen Mannschaft nach, sie zu verfolgen, die bis in ihre Wohnungen drangen, und daselbst alles mit Feuer und Schwerdte verheerten. Die letzte Hinderniß ward ihm in der Landschaft Pekier vorgelegt, deren Befehlshaber seinen Waffen sich nicht unterwerfen wollte, das Land verheerte, durch das die Perser ziehen sollten, die Brunnen durch Hineinwerfung des Zackuenholzes vergiftete, und Wälder und Felder durch das Feuer öde machte, darauf alle seine Schätze in das Schloß Emir Kuit, an dem Ufer des Hest Nud gelegen, brachte, einen Theil der Stamme in das Schloß Habsiul Emir gehen ließ, und sich selbst in dem Schlosse Khuda Abad, mit funfzig tausend Pferden, und so viel Fußvolke, die Annäherung zu verhindern, verwahrete. Doch, er widerstund nicht lange dem Glücke eines Feindes, der List und Tapferkeit gleich geschickt anzuwenden wußte. Nadir Chah fand Mittel, sich des Befehlshabers und seines Sohnes zu bemächtigen, worauf er über den Fluß Hest Nud gieng, die Festung Emir Kuit, und alle Reichthümer, die er darinnen versammelt antraf, zu erobern. Während des Weges, der ihm noch bis Kabul übrig blieb, schickte er verschiedene schöne Pferde aus seinem Stalle, nebst andern Geschenken dem Muhammed Chah, und sein ganzer Zurückzug sah wie ein neuer Triumph aus. Man hörte es in Indien sehr erfreut, daß er den Weg nach Kandahar wieder ergriffen hatte, und die Unruhe nahm nach und nach ab, bis man die glückliche Zeitung von seiner Ankunft in Persien vernahm.

Der III Abschnitt.

Zustand des mogolischen Hofes nach des Nadir Chah Abreise.

Nizam-ul-Mulk erhält sich in der Verwaltung der Geschäffte. Der Kaiser bemühet sich, ihn zu stürzen. Eine Verbindung wider ihn. Rath, der dieserwegen außer Dehli gehalten wird. Geschicklichkeit des Nizam-ul-Mulk. Er bewegt den Großvezier, daß er sich stellet, als ob er den Hof verlasse. Die Schwachheit des Hofes machet, daß sie wieder zurück gerufen werden. Nizam-ul-Mulk machet seine Bedingungen. Wie listig er sich nöthigen läßt, zurück zu kommen. Innerliche Kriege der Mogolen. Nachricht von des Veziers Sohne.

Nizam-ul-Mulk erhält sich in der Verwaltung der Geschäffte.

Die Nachrichten, die ein genauer und aufrichtiger Reisender von besondern Umständen mittheilet, sind hochzuschätzen, besonders bey einem Lande, davon man sonst wenig weis. Wir wollen Herr Otters Erzählungen, die er für glaubwürdig mittheilet, auch vielen Glauben beymessen. Ob Muhammed Chah wohl Nizam-ul-Mulk Verrätherey nicht völlig eingesehen hatte: so hatte er doch Gründe, ihm weniger zu trauen. Da er aber denselben von Nadir Chah beschützet sah: so fand er sich genöthiget, ihm die Verwaltung der Geschäffte zu lassen. Dieser lebhafte Minister unterließ nichts, was ihn in seiner Macht befestigen konnte. Er suchte anfangs alle Anhänger des letzten Ministers und der andern Umbras, die bey Kiernal und in den folgenden Unruhen umgekommen waren, auf seine Seite zu bringen. Dieses geschah auf Kosten der rechtmäßigen Erben der Verstorbenen, die er ihrer Güter und ihrer Aemter beraubete, solche seinen neuen Creaturen auszutheilen. Dieses Verfahren erregte ihm Feinde unter den Großen, aber des gemeinen

Volks

e) Otter a. d. 107 u. f. S.

Beschreibung von Indostan.

Volkes Gunst erwarb er sich dadurch, und welches noch mehr seine Absicht war, er befreyete sich von dem Verdachte der Treulosigkeit. Indessen verstellte sich der Kaiser nun nicht mehr, da er sah, wie derselbe die alten Bedienten des Hofes von dem Hofe vertrieb, oder ihnen übel begegnete; und durch eine Probe seiner Macht zu zeigen, wie sehr ihm eine solche Ungerechtigkeit misfiele, rief er wider jenes Willen den Emir Khan und Jshak Khan zurück. Der erste bekam die dritte Kriegeswürde in dem Reiche nebst der Befehlshaberstelle von Allah Abad, der zweyte ward Staatssecretär. Diese beyden Omhras unternahmen einstimmig, dem Nizam-ul Mulk den meisten Theil seiner Creaturen weg zu nehmen, ihn in seinen Unternehmungen zu stören, und ihm allen Verdruß zu machen. Der Großvezier, welcher immer dem Kaiser ergeben, und dem Nizam-ul Mulk persönlich feind war, unterstützete sie heimlich *c*).

Der Kaiser bemühet sich, ihn zu stürzen.

Eine Verbindung wider ihn.

Diese neue Spaltung, von der man in den Provinzen bald Nachricht erhielt, erregte neue Unordnungen. Ein Befehlshaber, der unter dem von Ekbar Abad stund, nahm die Benennung Deranti Chah an, setzte sich an die Spitze einer Menge Reuter und Fußvolk, und bemächtigte sich seiner Landschaft. Andere kleine Befehlshaber schüttelten nach seinem Beyspiele das Joch ab, und machten sich zu unumschränkten Herren. Indessen war Azim Ullah Khan, des Nizam-ul Mulk Feind geworden, und hatte sich mit dem Emir Khan vereiniget. Er erboth sich, sie zu bändigen. Man gab ihm eine Anzahl guter Mannschaft, und alles, was den Erfolg seines Feldzuges versichern konnte. Er schlug und zerstreuete die Aufrührer. Muhammed Chah ernannte ihn dieses wichtigen Dienstes wegen, zum Generale seiner Kriegesheere. Sein Ansehen wuchs von Tage zu Tage, und er trat zu den Feinden des Nizam-ul Mulk. Diese Omhras bewegten den Kaiser, unter dem Vorwande einer Jagd, seine Hauptstadt zu verlassen. Da sie ihn außer Dehli, d. i. frey genug sahen, sie ruhig zu hören: so schlugen sie ihm Ueberlegungen wegen der Mittel vor, sich von der Unterdrückung des Ministers zu befreyen. In diesem geheimen Rathe beschloß man, den Seid Khan an den Nadir Chah zu senden, um sich über die üble Aufführung des Nizam-ul Mulk zu beklagen. Man beschloß auch, daß der Kaiser an den Badgira schreiben sollte, ihn dahin zu bringen, daß er des Nizam-ul Mulk Sohn, aus Decan jagte, mit dem Versprechen, ihm diese Stelle zu geben. Emir Khan nahm auf sich, alle Herren wieder nach Hofe zu rufen, welche dieser Minister davon entfernet hatte, besonders Muhammed Khan, und dessen Söhne. Nach diesen Einrichtungen kehrte der Kaiser und die Omhras, ohne sich etwas merken zu lassen, in die Hauptstadt zurück *d*).

Rath, der dieserwegen außer Dehli gehalten wird.

Unglücklicher Weise für sie war der Großvezir darüber empfindlich, daß des Emir Khan Ansehen wuchs, und das seine von Tage zu Tage abnahm. Er für sich war zu träge, sich zu rächen: aber Nizam-ul Mulk war lebhafter, entdeckte seine Gesinnungen, und besaß Geschicklichkeit genug, solche zu unterstützen. Ohne die Unternehmungen, die man wider ihn selbst vor hatte, anzusehen, war er doch sonst beleidiget. Der Kaiser hatte ihm verbothen, den Emir Khan in seine Statthalterschaft Allah Abad zu senden, und Jskak Khan zu entfernen; er erzeigte auch für sein Ansuchen so wenig Achtung, daß er ihm abgeschlagen hatte, seinem Sohne Gazi Eddin, die Befehlshaberstelle über das Geschütz zu geben, und den Hafiz Eddin zum Staatssecretär zu machen. In diesem Ver-

Geschicklichkeit des Nizam ul Mulk.

d) A. d. m. E.

Beschreibung von Indostan.

Verdrusse, beschloß Nizam-ul Mulk sich mit dem Großveziere zu verbinden, der seines geringen Ansehens ungeachtet, noch seiner Reichthümer, seiner vielen Bedienten und andern Creaturen wegen, eine Art von Macht besaß. Er redete besonders mit ihm, stellete sich, als hätte er ihren alten Zwist vergessen, und stellete ihm lebhaft vor, was sie beyde von der gegenseitigen Partey zu befürchten hätten. „Siehst du nicht, sagte er: daß „wir seit einiger Zeit hier unnütze Knechte sind, und daß uns dieser Zustand der Verach„tung aussetzet. Alles, was wir thun können, ist, daß wir uns auf das genaueste vereinigen; „wir wollen uns stellen, als wollten wir den Hof verlassen. Man brauchet uns, und die„ses wird uns bald in Achtung setzen *e*).„

Er bewegt den Großvezier, daß er sich stellet als ob er den Hof verlasse.

Diese Verstellung kam dem Vezier gefährlich vor. Aber Nizam-ul Mulk wiederholete sein Anbringen so öfters mit der Vorstellung, daß der Kaiser ihrer Dienste nicht entbehren könnte, und mit dem Versprechen, ihn zum Oberhaupte des Rathes zu machen, wenn sie die Khans Emir und Jokak vertreiben könnten, daß er ihn zur Einwilligung brachte, jeder sollte seine Bittschrift um die Erlaubniß übergeben, daß sie sich von Hofe machen möchten. Aber sie erstaunten gewaltig, als man sie bey ihrem Worte hielte. Dieses geschah auf des Emir und Jokak Ansuchen, welche den Kaiser ermunterten, eine so schöne Gelegenheit, sich von ihnen zu befreyen, nicht fahren zu lassen. In ihrem Zorne ließen sie sogleich alle ihr groses Geräthe aus der Hauptstadt schaffen, und brachten in einem Tage siebenzehn tausend Flinten zusammen, mit denen sie so viel Mann bewaffneten, und giengen den 6ten des Monats Zilkade fort, der in unsern Hornung fällt *f*).

Die Umstände ihrer Abreise erschreckten selbst die beyden Khans, die ihre Ursache verursachet hatten. Sie fürchteten eine Unternehmung, neue Unruhen zu erregen; und sowohl ihre Schwäche, als ihre Unbesonnenheit veranlaßten sie, zum Kaiser zu laufen, und ihm vorzustellen, man hätte von zween so mächtigen Feinden alles zu fürchten, daß man nicht genug eilen könnte, ihrer Empörung vorzukommen, und also müßte man sie sogleich zufrieden stellen. Muhammed Chah ward über die Verwirrung seiner beyden Favoriten bestürzt, und fand niemanden um sich, der selbst standhaft genug gewesen wäre, den Kaiser standhaft zu machen. Er ergab sich also in ihren Rath, und ließ ihnen die Freyheit zu handeln, wie sie wollten. Emir Khan begab sich sogleich in des Vezirs Zelt, der sich außer der Stadt gelagert hatte.

Die Schwachheit des Hofes machet, daß sie wieder zurück gerufen werden.

Er stellete ihm vor, wie viel Verdruß seine Flucht dem Kaiser machte, und wie empfindlich solche ihm selbst wäre, worauf er ihm inständigst anlag, zurück zu kommen. Dieser Vorschlag misfiel dem Vezier nicht, der den Hof ungern verlassen hatte, aber er wollte sich zu nichts entschließen, daß nicht Nizam-ul Mulk Theil daran hätte, und erklärte sich, er überließe alles desselben Entscheidung. Emir Khan machte sich kein Bedenken, mit ihm in einen Palanki zu gehen *g*). Sie begaben sich in des Nizam-ul Mulk Gezelt, wo Emir Khan sich ihm zu Füßen warf, und ihn wegen des Vergangenen um Verzeihung bath. Nizam-ul Mulk willigte ein, wieder nach Dehli zu kommen; doch daß Emir Khan sich in seine Statthalterschaft begäbe. Dieser furchtsame Liebling gab wirklich, so bald er wieder in die Hauptstadt gekommen war, Befehl, seine Zelte, und seine Bagage auf die andere Seite des Flusses zu bringen. Nachgehends gieng er zum Kaiser, mit dem

Nizam-ul Mulk machet seine Bedingungen.

dieses

e) A. d. 113 S.
f) A. d. 114 S.

g) Andere schreiben Paleki, andere Palanquin.

diesen den Erfolg seiner Unterhandlungen, und bath um Erlaubniß, sich wegzubegeben. Sie ward ihm anfangs abgeschlagen, aber sein wiederhohltes Ansuchen und der Vorwand des gemeinen Besten erhielten ihm solche. **Jokak Khan** glaubte, das Mittel, sich zu rechtfertigen, wäre, wenn er auf den **Emir Khan** die Schuld, wegen aller dieser Unruhen, schöbe. Einige Unterwürfigkeitsbezeugungen, nebst dem Versprechen der Treue gegen beyde Minister, erhielten ihm seine Stelle *h*).

Beschreibung von Indostan.

Wie listig er sich nöthigen läßt zurück zu kommen.

Der Visir, und Gazi Eddin, des **Nizam-ul Mulk** Sohn, konnten der Begierde, die sie hatten, wieder nach Hofe zu kommen, nicht länger widerstehen, und giengen sogleich ab, dem Kaiser ihre Unterthänigkeit zu bezeugen. Doch **Nizam-ul Mulk** stellte sich, als bliebe er bey den Gedanken, sich vom Hofe zu entfernen, und setzte seinen Zug vier Meilen fort, worauf er sich aufhielt, dem Kaiser Zeit zu neuem Ansuchen zu geben. Er betrog sich auch in seiner List nicht. **Muhammed Chah** ließ sich, alles Widerwillens ungeachtet, den er gegen eine solche Niederträchtigkeit hatte, doch dazu bewegen. Der Visir selbst gieng seinetwegen zum **Nizam-ul Mulk**. Er brachte ihn nach Hofe, wo der Monarch sich verstellen mußte, ihn wohl empfing, seine kostbarsten Kleider ihm anlegte, und ihm in einer langen Unterredung alles sein Vertrauen wieder schenkte.

Vier oder fünf Tage nach dieser Veränderung erinnerte **Nizam-ul Mulk** den Visir, die nothwendigste Angelegenheit sey itzo die von **Decan**. Er stellte ihm vor, wenn sein Sohn von **Badgira**, dem der **Emir Khan** Hoffnung zu der dasigen Befehlshaberstelle gemacht hatte, verjaget worden, so würde dieser **Raja** gewiß an der Spitze seiner **Merchaus** gerade nach der Hauptstadt gehen. Er setzte hinzu, er für sich könnte sich ohne Gefahr nicht vom Hofe entfernen: also sollte der Visir mit einem Kriegsheere dahin gehen. Aber das Vertrauen zwischen ihnen war schon vermindert *i*). Der Visir merkte, daß **Nizam-ul Mulk** seine Versprechen nicht erfüllete. Dieser Vorschlag trennete sie vollends.

Bald darauf versammleten sich die Ganimen in **Decan**, hundert tausend an der Zahl, näherten sich **Bakaim**, einer Stadt, die unter den Portugiesen stund, und bemächtigten sich derselben. Goa selbst wäre in ihre Hände gefallen, wenn man sie nicht mit achtmal hundert tausend Rupien davon abgehalten hätte. Sie beunruhigten auch die Engländer, aber sie unterstunden sich nicht, **Bombay** anzugreifen, ob sie es wohl Willens waren.

Innerliche Kriege der Mogolen.

Die Rajas **Badgira** und **Sahu**, hatten nicht sobald die Befehle von **Emir Khan** erhalten, als sie ihre geheimen Verbindungen mit dem **Nizam-ul Mulk** vergaßen, und sich in Bewegung setzten, seinen Sohn von **Decan** zu verjagen. Sie belagerten ihn in **Aurengudad** *k*) und die Lebensmittel wurden so theuer, daß er im Begriffe war, sich zu ergeben, als ein einziger Brief von seinem Vater, der sein voriges Ansehen wieder bekommen hatte, den Sachen eine andere Gestalt gab. Er gieng aus dem Platze, und die Merchaus zogen ab, aber in der Absicht, andere Provinzen des Reiches zu verheeren. **Muchardi**, **Ratudgi**, und andere Anführer dieser Räuber giengen mit vierzigtausend Reutern ab, in der Absicht, den Tribut aus Indien wegzunehmen. Sie rücketen bis an die nach **Benaris** gehörigen Gegenden, acht Tagereisen von **Azimabad**, und verwüsteten Flecken und Dörfer. Sie wollten über den Fluß **Riunk** gehen, um die Provinzen Allab

h) A. d. 117 S.

i) A. d. 119 S.

k) Sonst Ahmed Niguer, Hauptstadt von Dekan oder Dekien.

Beschreibung von Indostan.

lah Abad und Audish *l*) zu verwüsten, da Ebul Mansur Khan, Befehlshaber der letztern, mit funfzigtausend Mann nach der Seite von Benaris zugieng, sich ihnen zu widersetzen. Emir Khan, der sich nach Allah Abad, nach seiner freywilligen Entfernung von Hofe, begeben hatte, war nicht beherzt genug, zum Ebul Mansur zu stoßen: aber ein anderer Khan aus diesem Lande, ließ eiligst die Befestigungen von Ferach Abad wieder in Stand setzen. Die Oberhäupter der Merchais erfuhren, daß Ebul Mansur Khan, wider sie zog und Ali Verdi Kan, Naib der Landschaft Bechar, den Seresraz Kan, Befehlshaber von Bengale, umgebracht, und sich seiner Schätze bemächtiget hatte: sie giengen also von Benaris ab, und nahmen den Weg nach Azim Abad. Der unversehene Tod des Badgira nöthigte sie darauf, wieder in ihr Land zu kehren.

Nachricht von des Veziers Sohne.

Man hat keine neuere Nachrichten von dem inneren Zustande des mogolischen Reichs aber die Trockenheit dieses Abschnittes veranlasset mich, eine merkwürdigere Erzählung beyzufügen. Bedreddin Khan, des Visir altester Sohn, war in der Schlacht bey Karnal weggekommen, ohne daß man hätte entdecken können, wohin. Ein Unbekannter, der ihm vollkommen ähnlich war, und die Kleidung eines Dervis angelegt hatte, langte endlich zu Perver, mit einem Haufen ihm folgender Bettler an. Einige von des Raja Bedienten, die den Bedreddin kannten, sahen diesen jungen Menschen für ihn an, und eilten, ihrem Herrn zu melden, sie hätten des Visirs Sohn gefunden. Der Raja ließ ihn zu sich holen, und empfing ihn mit so viel Ehrenbezeugungen, als er seines Vaters Stande schuldig zu seyn glaubte, und schonete die reichsten Kleider nicht, ihm solche anzulegen. Der junge Flüchtling weigerte sich vergebens, diese Ehrenbezeugungen anzunehmen, mit der Versicherung, er sey nicht Bedreddin. Man wollte ihm nicht glauben. Der Raja erwies ihm noch immer die Ehre, und behielt ihn wider seinen Willen bey sich, damit er [illegible] könne, dem Visir von der glücklichen Wiederfindung seines Sohnes Nachricht zu ertheilen.

Diese Nachricht erfreuete nicht nur die Familie, sondern die ganze Hauptstadt, worinnen man überall Freudenbezeugungen anstellte. Der Visir gab dem Bothen ein [illegible] Geschenk, der sie ihm überbrachte, und drang in seiner Antwort auf die baldige Ankunft eines so geliebten Sohnes. Der Raja ließ sogleich einen schönen Palankin zubereiten, der auf einem Elephanten getragen wurde, und schickte den jungen Menschen, mit einer Bedeckung von funfhundert Mann zu Pferde, fort, die ihn bis nach Eckbar Abad brachten, wo sie ihn einer andern Leibwache übergaben, die ihm der Visir entgegen geschickt hatte. Man machte nur kleine Tagereisen, um ihn nicht abzumatten, bis nach Fibet, einem Flecken bey Dehli, wo Nizam ul Mulk sein Lager aufgeschlagen hatte. Man [illegible] bey diesem Minister absteigen, der den Sohn seines Freundes umarmte, und auf die [illegible]. Der Visir selbst kam voll Ungeduld auch zu ihm, erwies ihm eben die Liebkosungen, und weinte vor Freuden. Nach diesem setzten sie sich alle drey auf einen Sofa, und aßen zusammen. Es fällt schwer, zu begreifen, wie ein so genauer Umgang dem Visir die Augen nicht öffnen können; oder wie wenigstens der, den er für seinen Sohn hielt, ihn bey [illegible] Gelegenheit nicht aus seinem Irrthume gebracht. Indessen erzählet man uns mit einen der [illegible]

l) Audish [illegible] auch [illegible]pur. Es ist die Hauptstadt der [illegible] des Rana, die zwischen Guzurate, dem Lande von [illegible] Abad, und der Landschaft Kabor liegen. Die Stadt Audish liegt auf einem dürren Felsen, westwärts [illegible] von Agra, vier Tagereisen von [illegible] Stadt und Gegend eben des Landes, [illegible] reisen von Amadabad, eben so weit [illegible]

lässigen Art, der Visir habe nach dem Essen, den jungen Menschen mit in seinen Pallast genommen, und ihn sogleich in den Harem geführet, seine Mutter nicht länger in der Ungeduld zu lassen. Beschreibung von Indostan.

Dieses Frauenzimmer hatte keine Ursache, für ihren Sohn das Gesicht zu verdecken, sie sah ihn unbedeckt. Sie untersuchte die Bildung seines Gesichtes und Leibes. Ob sie ihn wohl dem Bedreddin vollkommen ähnlich fand: so wollte sie sich doch von allen Zweifeln befreyen, und einen Ort des Leibes untersuchen, wo sie ein gewisses Zeichen an ihm wußte. Da sie aber solches nicht fand: so gerieth sie in die äußerste Bestürzung und Reue. Das ist nicht mein Sohn, rief sie aus. Man schaffe ihn sogleich fort. Er wiederholte es auch sogleich selbst, er sey nicht des Visirs Sohn. Er nennte seinen wahren Vater, und beklagte sich, daß man ihm vor dieser Prüfung nicht glauben wollen. Eine zu genaue Untersuchung also zerstörete alle Freude des Hauses. Der Visir ward über seinen Irrthum, und noch mehr über seine Unbedachtsamkeit, daß er einen Menschen von dem Alter in seinen Harem geführet hatte, bestürzt, und wollte beydes gut machen, indem er ihn zu seinem Sohne annähme. Das Anerbiethen aber, das er ihm that, konnte ihm zu dieser Befriedigung nicht verhelfen. Der junge Fremdling war ein Mensch von gutem Stande, der aber die Ausschweifungen liebte, und setzte sich durch die Hartnäckigkeit, sein Glück von sich zu stoßen, in Bewunderung; und sein Vater, der von seinem Verfahren Nachricht erhielt, kam vor Freuden außer sich, ihn zurück zu fodern m).

Diese Begebenheit hat andere ihr ähnliche. Aber sollte sie auch etwas erdichtet aussehen: so würde Herrn Otters Zeugniß ihr doch Wahrscheinlichkeit geben.

Der IV Abschnitt.

Macht und Reichthümer des Großmogols.

Dreyerley Abtheilung der mogolischen Soldaten. Vier tausend Leibeigene des Kaisers. Leibwachen der drey Streitkolben. Zahl der Mannschaft, die beständig unterhalten wird. Anmerkung über diese Menge von Soldaten Hülfsvölker. Waffen der mogolischen Reuterey und des Fußvolkes. Zeughaus des großen Mogols. Seine Ställe. Elephanten des großen Mogols. Geschütz. Einkünfte und Reichthum des Kaiserthums. Handlung. Besondere Betrachtung. Beständige Einkünfte des großen Mogols. Zufällige Einkünfte. Wozu ein Theil derselben jährlich angewandt wird.

Die erstaunliche Menge von Soldaten, die von diesem Monarchen beständig gehalten werden, machet sie ungemein furchtbarer, als alle andere indianische Fürsten n). Man stellet sich in Europa fälschlich vor, ihre Heere wären mehr der Menge, als der Tapferkeit wegen schrecklich. Nicht Muth, sondern Kriegeskunst und Geschicklichkeit, sich der Waffen zu bedienen, mangeln dieser Mannschaft. An der Kriegeszucht und Fertigkeit würde sie der unsern sehr weichen; aber sie übertrifft darinnen alle andere Indianer, und die meisten auch an Tapferkeit. Ohne auf die tatarischen Eroberer zurück zu gehen, die man als der Mogolen Vorfahren ansehen kann, so ist gewiß, daß Ekbar und Aurengzeb, nur durch die Tapferkeit

Stadt Takur, die vier Tagereisen von Lahor nach Westen und zwo nach Nordost von Dialur liegt. Die Stadt Aurulu ist zehn Tagereisen, südwärts von Audiah. In dem Lande von Audiah regnet es sehr wenig, und die meisten Einwohner sind Govendiener. Otter, Anmerk. a. d. 127 S.

m) Otter a. d. 126 und vorherg. S.

n) Unter allen Schriftstellern, welche Nachrichten

Beschreibung von Indostan.

keit ihrer Völker die Gränzen ihres Reiches so weit erstrecket haben, und der letzte so lange ganz Osten mit dem Schrecken seines Namens erfüllet hat.

Dreyerley Abtheilung der mogolischen Soldaten.

Alle Mannschaft dieses großen Reiches läßt sich in drey Abtheilungen bringen. Die erste besteht aus einem Kriegesheere, das immer unterhalten wird, und sich in des Großmogols Hauptstadt befindet, auch alle Tage vor seinem Pallaste auf die Wache zieht. Die zweyte, aus Mannschaft, die in alle Landschaften des Reiches zerstreuet ist; und die dritte aus Hülfsvölkern, welche die Vasallen des Kaisers, die **Rajas**, liefern müssen.

Das Heer, das täglich an den Thoren des Pallastes gelagert ist, wo sich auch der Hof aufhält, beträgt wenigstens funfzigtausend Reuter, ohne eine erstaunliche Menge Fußvolk zu rechnen, damit **Dehli** und **Agra**, die beyden vornehmsten Sitze des Großmogols, beständig erfüllt sind. Wenn sie auch im Felde sind: so sehen diese beyden Städte nur wie wüste Lager aus, die von einem starken Heere wären verlassen worden. Alles folget dem Hofe, und das Quartier der Banianen oder der großen Kaufleute ausgenommen, sieht das übrige wie eine öde Stadt aus. Unglaublich viel Marketender, Lastträger, Sclaven und kleine Kaufleute begleiten die Heere, ihnen eben die Dienste zu leisten, wie in den Städten.

Vier tausend Leibeigene des Kaisers.

Alle diese Mannschaft aber, wird nicht auf einerley Art unterhalten. Das ansehnlichste Corps sind die **viertausend Leibeigene des Kaisers**, durch welche Benennung sie ihre Ergebenheit gegen ihn anzeigen. Ihr Oberhaupt, der **Daroga**, ist ein ansehnlicher Befehlshaber, dem man oft die Führung der Kriegesheere anvertrauet. Alle Soldaten, die man unter eine so erhabene Mannschaft einnimmt, werden an der Stirne bezeichnet. Aus ihnen nimmt man die **Mansebdars**, und andere Unterbefehlshaber, sie nach und nach bis zur Stuffe der Kriegesomhras zu erheben, welcher Titel unsern Generallieutenanten zukommt o).

Leibwachen der drey Streitkolben.

Die Leibwachen des goldenen, des silbernen, und des eisernen Streitkolbens, machen auch drey verschiedene Compagnien aus, deren Soldaten bey jeder auf eine andere Art an der Stirne bezeichnet werden. Ihr Sold beträgt mehr, und ihr Ansehen ist größer, [illegible] dem das Metall beschaffen ist, mit dem ihre Streitkolben überzogen sind. Alle diese Mannschaft ist auserlesen, und hat sich diesen Rang durch ihre Tapferkeit erwerben müssen. Man muß nothwendig darunter gedienet, und sich hervorgethan haben, wenn man zu den Würden des Staates steigen will. Die Geburt giebt in den [illegible] Heeren keinen Rang; nur Verdienste bestimmen den Vorzug, und der Sohn eines Omhras befindet sich unter den schlechtesten Soldaten. Daher erkennen auch die Muhammedaner in Indien keinen Adel, als die Abstammung vom Muhammed, die überall verehret wird, wo der Koran in Ansehen ist.

Zahl der Mannschaft, die beständig unterhalten wird.

Ueberhaupt hält der Kaiser zu **Dehli**, oder zu **Agra**, wo er sich befindet, auch in Friedenszeiten fast zweymal hundert tausend Mann. Wenn der Hof nicht zu Agra ist, so bleibt doch da eine Besatzung von funfzehn tausend Mann zu Pferde, und dreyßig tausend zu Fuße. Diese Regel muß man bey der Zahl des mogolischen Kriegesheeres beobachten, daß des Fußvolks allemal doppelt so viel ist, als der Reuterey. Zweene Gründe erfordern [illegible]

Agra

richten von dem mogolischen Reiche geliefert haben, hat keiner von derselben Macht genauer und richtiger geredet, als der Verfasser der Einleitung zur Geschichte von Asien. Daher hat man einige Stellen seiner Beschreibung hier [illegible] ihm aber die Ehre anthun, und ihn nennen [illegible] was man außerdem würdig fand, andere [illegible] beyfügen wollen.

Beschreibung von Indostan.

Agra allezeit ein kleines Kriegesheer zu halten; erstlich, weil sich der Schatz des Reiches beständig da befindet; zweytens, weil man mit den Landleuten dieser Gegend fast in beständigem Kriege lebet, welche kriegerisch und widerspenstig sind, und seit der Eroberung von Indostan noch nicht recht haben können gebändiget werden.

Bisweilen hält sich der Hof zu **Lahor** auf. Wenn er sich aber auch anderswo befindet: so hält der Kaiser doch daselbst zwölf tausend Mann zu Pferde, und nach diesem Maaße auch Fußvolk. In der Landschaft **Asimire** besoldet er beständig eine Besatzung von sechs tausend Reutern, zehn tausend in **Gusurate**, sieben tausend in **Malway**, sieben tausend in **Patano**, sechstausend in **Multan**. Das Heer, welches die Landschaft **Kabul** vor des **Nadir Chah** Einbruche vertheidigte, war allezeit zahlreich genug, die Perser von der Seite von **Kandahar** zurück zu halten. Es stieg ordentlich auf sechzig tausend Pferde, welche mehr durch die List des Königes von Persien, als durch seine Macht, zerstreuet wurden. Die Landschaften **Tata**, **Bokas**, **Ureka**, und **Rachemir**, haben jede nicht mehr, als viertausend Pferde. In **Dekan** zählet man acht tausend, in **Barar** sieben tausend, in **Brampur** sechs tausend, in **Baglana** fünf tausend, in **Ragi Mobol** vier tausend, in **Nande** sechs tausend. Seit des Aurengzeb Eroberungen, haben die Königreiche **Bengale**, **Ugen**, **Visapur**, und **Golkonde**, viel stärkere Besatzungen. **Bengale**, welches auf einer Seite an das Indien jenseit des **Ganges**, und auf der andern an das Königreich Arrakan und die Stadt **Chatigam** stößt, hat zu seinem Schutze mehr Soldaten nöthig. Man unterhält daselbst beständig vierzig tausend Pferde. **Ugen** liegt zwar ziemlich tief in das Reich hinein, aber es ist mit den mächtigsten Rajas umgeben, und hat nie unter funfzehn tausend Pferde; die Besatzung von **Visapur** ist nicht schwächer. Im Königreiche Golkonde, wo die Demantgruben sind, befinden sich zwanzig tausend Pferde, und in Carnate fast eben so viel, um viel kleine Könige im Zaume zu halten, die in ihrem eigenen Staate, in der That nichts weiter, als des Großmogols Pachter und Einnehmer sind.

Anmerkung über diese Menge von Soldaten.

Wenn diese große Menge Soldaten und Befehlshaber, die nur vom Solde des Landesherrn leben, die Ruhe des Staates versichert: so dienet sie auch manchmal, sie zu stören. So lange der Landesherr Ansehen genug über seine Unterkönige und Mannschaft behält, daß er wegen ihrer Treue nichts fürchten darf, so sind keine Empörungen zu erwarten: sollte sich aber Prinzen vom Geblüte wider den Hof auflehnen, finden sie oft unter der Mannschaft ihres Oberherrn mächtigen Beystand, ihn zu bekriegen. So erhob sich Aurengzeb auf den Thron; und die Geschicklichkeit, mit welcher er die Gewogenheit der Befehlshaber in den Provinzen zu erlangen wußte, lenkte alle Macht zu seinem Vortheile, die sein Vater **Cha Jehan**, zu seiner eigenen Vertheidigung hielt. Gleichwohl hat diese Regierungsart auch verschiedene Vorzüge, worunter man auch rechnen kann, daß die Kaiser, als Eigenthümer aller liegenden Gründe im Reiche, dadurch von ihren Einkünften einen guten Theil ihrer Unterthanen unterhalten. Die Hülfsvölker, welche die Rajas liefern müssen, vergrößern noch die Macht von **Indostan** *p*), aber sie werden ordentlich nur im Kriege, und nicht so sehr aus Noth, als der Pracht wegen, gebraucht *q*).

Hülfsvölker.

o) Man sehe oben aus dem Bernier die merkwürdige Beschreibung des mogolischen Lagers.

p) Man sehe oben die geographische Beschreibung, wo die Zahl und Macht dieser Rajas zu finden sind.

q) Man muß sich erinnern, daß alle ihr erwähnte Mannschaft beständig unterhalten wird: denn

Beschreibung von Indostan.

So furchtbare Heere, die in allen Theilen des Reiches ausgebreitet sind, verschaffen ordentlich den Gränzen Sicherheit, und dem Mittel des Staates Ruhe. In dem kleinsten Flecken liegen wenigstens zween Reuter und vier Mann zu Fuße. Dieses sind die Kundschafter des Hofes, welche von allem, was sie sehen, dem Hofe Nachricht ertheilen, und durch ihre Berichte die meisten Befehle, die in die Provinzen abgehen, veranlassen.

Waffen der mogolischen Reuterey.

Die schädlichen Waffen der mogolischen Reuterey sind, der Bogen, der Köcher voll vierzig oder funfzig Pfeile, der Wurfspieß oder Zagaje, den sie mit großer Richtigkeit werfen, der Säbel auf einer Seite, und der Dolch auf der andern. Beschützende Waffen haben sie, den Schild und ein Schildchen, das sie beständig am Halse hangend tragen; aber kein Feuergewehr.

Gewehr des Fußvolkes.

Das Fußvolk bedienet sich der Muskete mit ziemlicher Geschicklichkeit. Die, welche keine Muskete haben, führen nebst Bogen und Pfeilen eine Pike von zehn oder zwölf Fuß, die sie im Anfange des Gefechtes, wider den Feind schießen. Andere haben Panzerhemden, bis an die Knie, wenige aber Helme, weil solche in der großen Hitze dieses Landes höchst unbequem seyn würden. Sonst haben die Mogolen keine Kriegesordnung. Sie wissen keinen Unterschied unter Vortreffen, Mitteltreffen, Nachzug. Sie kennen weder

Zeughaus des großen Mogols.

Fronte noch Glieder, und fechten sehr unordentlich. Da sie keine Zeughäuser haben, so muß jeder Anführer seinen Haufen mit Waffen versorgen. Daher kommen so mancherley Waffen, die oft nicht in einem Haufen einerley sind. Aurengzeb wollte dieser Unordnung abhelfen. Das eigene Zeughaus des Kaisers ist von außerordentlicher Pracht. Seine Wurfspieße, Köcher, und besonders Säbel, sind da in der schönsten Ordnung zu sehen.

Alles

denn bey außerordentlichen Nothfällen liefert jede Landschaft noch vielmehr. Guzurate kann nach Mandelsloes Versicherung allein neunzig tausend Pferde aufbringen, Orixa achtzig tausend, Debly [illegible] dert und funfzig tausend, 1 Theil a. d. 12 [illegible]. Alle diese Reuterey, saget er, ist in verschiedene Regimenter getheilet, manche von zehn bis zwölf tausend Pferden, die nur den Söhnen des Kaisers, und den vornehmsten Herren des Königreichs gegeben werden: die andern haben zwey, drey, vier tausend Pferde, und die Würde ihrer Obersten, richtet sich nach dieser Menge. Mandelslo giebt ein merkwürdiges Verzeichniß des Heeres, welches Cha Chorom oder Corone, des großen Mogols Sohn, [illegible] führte, da wider den Chan Khan Krieg geführet wurde. Es bestund aus etwan zwey hundert und funfzig tausend Mann, in vier Abtheilungen Reuterey, ohne die Elephanten, Kameele, Maulthiere, und Bagagepferde darzu zu rechnen.

Die erste Abtheilung führte Scha Ali Khan, des Asaph Rama Sohn; sie hatte zwölf Regimenter:

Scha Ali Khan,	[illegible]	Pferde
Sadoc Khan,	[illegible]00	—
Mirsa Bedi Madaller,	[illegible]00	—
Giafer Khan,	[illegible]	—
Godia Saber,	[illegible]00	—
Seid Jaffer,	[illegible]100	Pferde
Jaffer Khan,	1000	—
Mahmud Khan,	1[illegible]	—
Alavardi Khan,	[illegible]	—
Safdel Khan Badarl,	7[illegible]	—
Mirsa Seer Seid	5[illegible]	—
Daaker Khan,	5[illegible]	—

Darzu kamen 4600 Mansebdars, in verschiedene Freycompagnien getheilet. Alle diese Mannschaft belief sich auf [illegible] Pferde.

Die zweyte Abtheilung unter dem Eradet Khan hatte dreyzehn Regimenter:

Eradet Khan,	4[illegible]	Pferde
Ran Duda,	[illegible]	—
Derkadas,	[illegible]	—
Rerun,	[illegible]	—
Ram Tchaud Sarrak,	[illegible]	—
Mustafa Khan,	[illegible]	—
Jakul Khan,	[illegible]	—
Rollesy,	3[illegible]	—
Sidir Jafir,	[illegible]	—
Ecka Derkendas,	[illegible]	—
Jogi Rasii,	7[illegible]	—
Teluck Tchaud,	4[illegible]	
Jaoet Beg	[illegible]	

Alles glänzet da von kostbaren Steinen. Er machet sich ein Vergnügen, seinen Waffen selbst Namen zu geben. Einer seiner Säbel heißt **Alam Guir**, **der Eroberer der Erde**; ein anderer, **Fate Alam**, **der Besieger der Welt**. Alle Freytage Morgens, verrichtet der Großmogol sein Gebeth in seinem Zeughause, „Gott zu bitten, daß er mit seinen Säbeln „Siege erfechte, und dem Namen des Einigen bey seinen Feinden Verehrung erwerben „möge.„ Beschreibung von Indostan.

Seine Ställe sind der Menge seiner Soldaten gemäß. Sie enthalten erstaunlich viel Pferde und Elephanten. Seine Pferde sind etwa zwölf tausend, davon er doch nur zwanzig oder dreyßig für seine Person wählet: die übrigen dienen zur Pracht oder zu Geschenken. Die Großmogolen pflegen jedem, von dem sie den geringsten Dienst erhalten haben, ein Pferd und eine Kleidung zu geben. Man läßt alle Pferde aus Persien, Arabien, und besonders der Tataren kommen. Die man in Indien zieht, sind stätig, scheu, weich, und kraftlos. Ihrer kommen jährlich über hundert tausend von **Balk**, **Bokara**, und **Kabul**, welches ein ansehnlicher Vortheil für die Zölle des Reiches ist, die fünf und zwanzig von hundert für ihren Werth bekommen. Die besten werden zum Dienste des Fürsten abgesondert; die übrigen denen verkauft, die ihrer Aemter wegen, Soldaten beritten machen müssen. Man hat in verschiedenen Nachrichten angemerket, daß ihr Futter in Indien nicht dem europäischen ähnlich ist, weil man in einem so warmen Lande, nur an den Ufern der Flüsse Heu sammeln kann. Man ersetzet den Mangel durch gesalzene Kuchen. Seine Ställe.

Die Elephanten sind zugleich ein ansehnlicher Theil der Macht des Kaisers, und eine der schönsten Zierde seines Pallastes. Er hält ihrer auf fünf hundert, die ihn tragen, unter Elephanten des großen Mogols.

Drey andere Herren führeten jeder zwey hundert Pferde. **Aganur**, **Chabonekan**, **Babu Khan**, **Seid Kamel**, **Siddi Ali**, und **Sadaed-Khan**, jeder fünf hundert.

Zusammen 18000.

Die dritte Abtheilung unter **Raja Jesseing** hatte folgende Regimenter:

Raja Jesseing,	3000	Pferde.
Raja Bideldas,	3000	—
Oderam,	3000	—
Raja Biemsor,	2000	—
Maderia	1000	—
Raja Rom Assu,	1000	—
Badursa Raja Bhooso,	1000	—
Raja Kritensing,	1000	—
Raja Sur,	1000	—
Raja Chetersing,	500	—
Maurup,	500	—
Raja Odasing,	5000	—

Verschiedene untere **Rajas** führeten vier tausend fünf hundert Pferde in verschiedenen Compagnien.

Zusammen 16500.

Die vierte Abtheilung, die bey dem Kaiser zu Brampur blieb, seine Person zu bewachen, bestund aus drey und zwanzig Regimentern.

Hadys und Berken-Dasse,	15000	Pferde.
Asaph-Khan,	5000	—
Kauratti,	4000	—
Vasir-Khan,	3000	—
Mabot-Khan,	3000	—
Godia Aboul-Hessen,	3000	—
Afzel-Khan,	2000	—
Serdan-Khan,	2000	—
Raja-Jessing,	2000	—
Feddey-Khan,	2000	—
Jesser,	1000	—
Meckly-Khan,	1000	—
Serif-Khan,	1000	—
Seid-Allem,	1000	—
Amiral,	1000	—
Raja Ramdas,	1000	—
Tore-Taes-Khan,	1000	—
Mir-Jemla,	1000	—
Mirsa-Abdulac,	500	—
Mahmud-Khan,	500	—
Mirsa Maant Cher,	500	—
Khavaes-Khan,	1000	—
Morled-Khan,	1000	—

Noch verschiedene **Ombras** führeten zehn tausend Pferde in besonderen Compagnien.

Zusammen 62500.

Beschreibung von Indostan.

ter großen dazu gebauten Gängen. Er giebt ihnen selbst majestätische Namen, welche den Eigenschaften dieser großen Thiere gemäß sind r). Ihre Bedeckungen zeigen erstaunliche Pracht. Der, welcher den Kaiser trägt, hat auf seinem Rücken einen Thron, der von Gold und Edelgesteinen glänzet. Die andern sind mit goldenen und silbernen Platten mit goldgewirkten Decken, mit Glocken, und goldenen Fransen gezieret. Der Throneleophant, der den Namen **Aureng Gas**, oder **Hauptmann der Elephanten** führet, hat allezeit ein zahlreiches Gefolge. Allezeit gehen Pauken, Trompeten, und Fahnen vor ihm her. Er hat dreyfachen Sold zu seinem Unterhalte. Sonst hält der Hof zu jedes Elephanten Dienste zehn Mann, zween, die ihn üben, führen und regieren müssen, zween, die ihm die Ketten anlegen, zween, die ihm sein Getränk an Wein und Wasser reichen, zween, die Lanzen vor ihm tragen, und das Volk aus dem Wege treiben, zween, die Feuerwerke vor seinen Augen machen, um ihn dazu zu gewöhnen; einer, ihm seine Streue wegzunehmen, und neue zu geben, einer endlich, ihm die Fliegen zu verjagen, und ihn mit auf den Leib geschütteten Wasser von Zeit zu Zeit zu erfrischen. Die Pallastelephanten werden so wohl zur Jagd, als zum Gefechte abgerichtet. Man gewöhnet sie zur Wuth, indem man Löwen und Tieger von ihnen angreifen läßt. Die Uebung, die man mit ihnen vornimmt, Stadtthore aufzubrechen, hat was sehr kriegerisches an sich.

Ihr Geschütz.

Des Kaisers Geschütz ist sehr zahlreich; und die meisten Stücke, die er bey seinem Kriegsheere brauchet, sind älter, als man sie in Europa antrifft. Man kann nicht zweifeln, daß das Geschütz und Pulver den Indianern lange vor dem **Timur Beg** bekannt gewesen sind. Es ist daselbst eine alte Sage, die Chineser hätten zu der Zeit, da sie **Dehli** besessen, alle Geschütze gegossen. Jedes Stück hat seinen Namen. Unter den Kaisern vor Aurengzeb waren fast alle Canonierer des Reiches, Europäer; aber der Religionseifer veranlaßte diesen Herrn, nur Muhammedaner in seinen Diensten zu dulden. Man litt an diesem Hofe sonst keine Franquis, als Aerzte und Goldschmiede. Man hat nur allzuwohl daselbst gelernet, unsere Canonirer, und fast alle unsere Künstler, zu entbehren.

Einkünfte und Reichthum des Kaiserthums.

Ein so mächtiger und prächtiger Hof erfordert diesem gemäße Einkünfte. Was man sich aber auch von dem Reichthume desselben aus Herrechnung so vieler Königreiche, deren liegende Gründe alle dem Landesherrn gehören, mag für Begriffe gemacht haben: so beruhen doch die Reichthümer des Großmogols nicht größtentheils in dem, was diese Ländereyen hervorbringen. Man sieht in Indien große Länder, die nicht anzubauen sind, und andere,

Das Land ist schlecht gebauet.

die fruchtbar wären, aber ungebauet liegen. In Indostan bemühet man sich nicht, kein Eigenthum recht zu nutzen. Dieses Uebel folget natürlich aus der despotischen Regierung, welche die Mogolen in den von ihnen eroberten Ländern eingeführet haben. Der Kaiser Ekbar wollte solchen abhelfen, und seine Einkünfte verbessern; daher bezahlte er die Unterkönige und Befehlshaber nicht mehr in Gelde. Er überließ ihnen einige Ländereyen, die sie für sich anbauen sollten; Er forderte von ihnen für die andern Ländereyen ihres Bezirks, mehr oder weniger, nachdem die Landschaften fruchtbar waren. Diese Befehlshaber, welche eigentlich Pachter des Reiches sind, verpachten die Ländereyen wieder an Unterbefehls[illegible]

r) Als **Memunebabareck**, einer, der einen ansehnlichen Gang hat. **Del Singar**, Schrecken der Heere, rc. Auch die Pferde haben ihre Namen. Hawkins zählete nur dreyhundert Elephanten zur Begleitung des Kaisers, aber nicht von einer großen Menge anderer, die Terry auf vierzehn tausend sehet, und die in den [illegible] Großen, auf Kosten des Kaisers, [illegible]

die Schwierigkeit ist nun, wie man Landesleute finden will, welche die Felder ohne Vortheil, bloß um ihren Unterhalt bauen. Man zwingt die Bauren zu dieser Arbeit. Daher kommen ihre Empörungen, und die Flucht in die Länder der indianischen Rajas, die ihnen etwas menschlicher begegnen. Dieses strenge Verfahren dienet, die Länder der Mogolen nach und nach zu veröden, und zu machen, daß sie ungebauet liegen bleiben.

Beschreibung von Indostan.

Handlung.

Das Gold und Silber aber, welches die Handlung ins Reich bringt, ersetzet diesen Mangel des Anbaues, und vermehret die Schätze des Landesherrn ohne Unterlaß. Wenn man dem **Bernier** glauben darf, den man eben keiner Vergrößerung verdächtig zu halten hat, wie sonst die meisten Reisenden: so ist Indostan gleichsam der Abgrund, welcher alle Schätze verschlingt, die aus America in die übrige Welt gebracht werden. Alles Silber von Mexico, alles Gold aus Peru, nachdem es einige Zeit in Europa und Asien herumgegangen ist, fällt endlich in das mogolische Reich, und kömmt nie heraus. Man weis, daß ein Theil dieser Schätze nach der Türkey gebracht wird, die Waaren, die man daher holet, zu bezahlen. Aus der Türkey kommen sie in Persien über Smyrna, die Seide, welche man da nimmt, zu bezahlen. Aus Persien kommen sie in Indostan, vermittelst der Handlung von **Mocka**, **Babel-Mandel**, **Bassora** und **Bander Abassi**. Sonst bringen die Schiffe der Handlungsgesellschaften auch unmittelbar welches aus Europa. Fast alles Silber, das die Holländer aus Japan bekommen, bleibt in den mogolischen Ländern. Man läßt in diesen Ländern das Silber mit Vortheil für die Waaren. Zwar nimmt Indostan auch einige Waaren von Europa, und einigen Theilen Asiens. Man schaffet Kupfer aus Japan dahin; Bley und Zeuge aus England; Zimmet, Muscaten, und Elephanten von Ceylan; Pferde aus Arabien, Persien und der Tatarey &c. aber die meisten Kaufleute bezahlen in Waaren, damit sie in Indien die Schiffe beladen, die ihnen jene Waaren gebracht haben. Also findet der größte Theil des Goldes und Silbers in der Welt tausend Wege, nach Indostan zu gehen, und fast keinen, heraus zu kommen *r*).

Berniers Betrachtung.

Bernier bringt eine besondere Anmerkung bey. Dieser unsäglichen Menge Goldes und Silbers ungeachtet, die in die mogolischen Länder eingeht, und nicht wieder heraus kömmt, ist es doch seltsam, daß man nicht mehr als anderswo davon unter den Leuten findet. Man kann nicht leugnen, daß die goldenen und silbernen Brocade, die daselbst ohne Unterlaß gemacht werden, die Goldschmiedsarbeiten, und besonders die Vergoldungen, nicht viel Münzen verzehren: aber dieß allein ist nicht genug. Auch haben die Indianer abergläubische Meynungen, die sie veranlassen, ihr Geld in die Erde zu vergraben, und ihre gesammleten Schätze den Menschen zu entziehen. So geht ein Theil des kostbarsten Metalles in Indostan wieder in die Erde, aus der man es in America geholet hatte. Das meiste aber zu dieser Verminderung des Geldes scheint die ordentliche Aufführung des Hofes beyzutragen. Die Kaiser sammlen große Schätze; man hat zwar nur den **Chah Jehan** eines übertriebenen Geizes beschuldigt: aber alle bestreben sich, eine Menge Gold und Silber in unterirdische Gewölber zu verschließen, weil sie glauben, allzuviel davon würde im gemeinen Wesen

Er bezahlet zwar weniger, als die Thiere verzehren; denn sie kosten täglich zehn Thaler an Zucker Butter, Getraide, und Zuckerrohre. Man sparet nichts an ihrem Unterhalte. Befänden sie sich in schlechtem Zustande, so würde der, dem sie anvertrauet sind, in Gefahr seyn, sein Glück zu verlieren. Hawkins a. d. 1 S. Terri a. d. 1; S.

r) Schreiben des Herrn Bernier, an Herrn Colbert, II Th. seiner Geschichte.

Beschreibung von Indostan.

sen verderblich seyn. So verliert sich also alles Gold, das die Handlung nach Indien bringt, zuletzt in des Landesherrn Schatze. Was nach der Bestreitung der nöthigen Kosten des Staates zurück bleibt, geht nur in höchstdringender Noth heraus, und man kann hieraus schließen, Nadir Chah habe den Großmogol nicht arm gemacht, da er ihm nach Herrn Otters Berichte, über siebenzehn hundert Millionen aus seinen Staaten genommen.

Beständige Einkünfte des Großmogols.

Der Verfasser, dem wir hier folgen, liefert ein Verzeichniß der Einkünfte dieses Monarchen, wie sie 1697 waren; er hat solches aus den Reichsarchiven genommen. Es ist zu merkwürdig, als daß wir es hier weglassen sollten. Aber man muß sich erinnern, daß ein Kurur hundert Leuks, ein Leuk hundert tausend Rupien, die Rupie, nach Herrn Otters Rechnung, etwa fünf und vierzig französische Sous gilt. Auch ist zu merken, daß alle Königreiche des Kaiserthums in Sarkars oder Provinzen, und die Sarkars in Parganas oder kleinere Landschaften, getheilet werden.

Das Königreich Dehli hat in seinem allgemeinen Bezirke acht Sarkars und zweyhundert zwanzig Parganas. Sie geben einen Kurur, fünf und zwanzig Leuks und hundert funfzig tausend Rupien.

Das Königreich Agra, vierzehn Sarkars, zweyhundert acht und siebenzig Parganas, liefert zwey Kururs, zwey und zwanzig Leuks, und dreytausend fünfhundert und funfzig Rupien.

Das Königreich Labor, fünf Sarkars, dreyhundert vierzehn Parganas, giebt zwey Kururs, drey und dreyßig Leuks, fünftausend Rupien.

Das Königreich Asimire, zahlet mit seinen Sarkars und Parganas, zwey Kururs, neunzehn Leuks, zwey Rupien.

Gusurate, ist in neun Sarkars, neunzehn Parganas getheilet, giebt zwey Kururs, drey und dreyßig Leuks, fünf und neunzig tausend Rupien.

Malway, enthält eilf Sarkars, zweyhundert und funfzig kleine Parganas, giebt nur neun und neunzig Leuks, sechstausend zweyhundert und funfzig Rupien.

Bear, hat acht Sarkars, zweyhundert und fünf und vierzig kleine Parganas, giebt ein Kurur, ein und zwanzig Leuks, funfzigtausend Rupien.

Multan, ist in vierzehn Sarkars und sechs und neunzig Parganas getheilet, giebt nur funfzig Leuks und fünf und zwanzig tausend Rupien.

Kabul, ist in fünf und dreyßig Parganas getheilet, giebt zwey und dreyßig Leuks, siebentausend zweyhundert und funfzig Rupien.

Tata, giebt sechzig Leuks und zweytausend Rupien. Tata giebt nur vier und zwanzig Leuks.

In Urecha zählet man eilf Sarkars und viel Parganas, doch giebt es nur sieben und funfzig Leuks und siebentausend fünfhundert Rupien.

Kachemir mit seinen sechs und vierzig Parganas, giebt nur fünf und dreyßig Leuks und fünftausend Rupien.

Jllavas

r) Wir wollen hier einige Anmerkungen des Mandelslo beyfügen, dessen Aufrichtigkeit Olearius versichert. Er sah in dem Pallaste zu Agra einen großen Thurm, dessen Dach mit Goldblechen bedeckt ist, welches die Reichthümer anzeiget, die er enthält. Er hat acht groß. Gewölber voll Gold.

Illavas, sieben und siebenzig Leuks, acht und dreyßigtausend Rupien.

Decan, ist in acht Sarkars und neun und siebenzig Parganas getheilet, giebt ein Kurur, zwey und sechzig Leuks, achtzigtausend siebenhundert und funfzig Rupien. Beschreibung von Indostan.

Barar, hat zehn Sarkars, hundert ein und neunzig kleine Parganas, giebt ein Kurur, acht und funfzig Leuks, achtzigtausend siebenhundert und funfzig Rupien.

Candish, ein Kurur, vier Leuks, fünf hundert Rupien.

Nande, nur zwey und siebenzig Leuks.

Baglana, ist in drey und vierzig Parganas getheilet, giebt acht und sechzig Leuks, fünf und achtzigtausend Rupien.

Bengale, vier Kururs, Ugen zwey Kururs, Ragi Mohol, ein Kurur, funfzigtausend Rupien.

Visapur, zahlet als einen Tribut, nebst einem Theile der Landschaft Carnate, fünf Kururs.

Golkonde, und der andere Theil von Carnate, fünf Kururs, unter eben der Benennung.

Völlige Summe: Dreyhundert sieben und achtzigtausend Millionen, hundert und vier und neunzigtausend Rupien.

Zufällige Einkünfte.

Außer diesen beständigen Einkünften, die nur aus den Feldfrüchten kommen, sind die zufälligen Einkünfte ein anderer Quell des Reichthums für den Kaiser. 1. Fordert man jährlich ein Kopfgeld von den abgöttischen Indianern. Der Tod, die Reisen, und das Entfliehen dieser alten Einwohner von Indostan machen ihre Zahl ungewiß; daher vermindert man diese Einnahme des Kaisers sehr, und die Befehlshaber finden ihren Vortheil dabey. 2. Alle Waaren, welche die abgöttischen Indianern fortschaffen lassen, geben einen Zoll, fünf von hundert ihres Werthes. Die Muhammedaner sind von diesen Auflagen befreyet. 3. Wird von dem Bleichen der unsäglichen Menge von Zeugen, die man in Indien verfertiget, auch eine Abgabe gezahlet. 4. Der Pachter der Diamantgrube zahlet dem Kaiser sehr viel. Er muß ihm die schönsten und vollkommensten Steine geben. 5. Die Hafen, besonders bey Sindi, Baroche, Surate und Cambaye, geben große Summen. Surate allein giebt ordentlich dreyßig Leuks für die Einfuhre, und eilf für den Vortheil der Münze, die man da schlagen läßt. 6. Die ganze Küste Coromandel, und die Hafen am Ufer des Ganges liefern große Einkünfte. 7. Der Kaiser erbet von allen muhammedanischen Unterthanen, die in seinem Solde stehen. Alles Geräthe, und alle Sachen der Verstorbenen gehören ihm völlig. Daher müssen sich die Weiber der Befehlshaber in den Landschaften, und der Feldherren, oft mit geringen Gnadengeldern begnügen, und ihre Kinder verfallen ins äußerste Armuth, wenn sie keine Verdienste haben. Endlich sind auch die Zeichen, welche die Rajas geben, ansehnlich genug, daß man sie unter die vornehmsten Einkünfte des Großmogols rechnen darf.

Worzu ein Theil derselben angewandt wird.

Diese zufälligen Einnahmen kommen denen unsäglichen Reichthümern, welche der Kaiser aus den liegenden Gründen seiner Herrschaften erhält, gleich, oder übertreffen solche wohl noch. Man würde über so viel Reichthum erstaunen t), wenn man nicht überlegte, daß

Geld, Silber und Edelgesteine. Man versicherte, der damalige Großmogol habe einen Schatz, dessen Werth sich über ein tausend fünf hundert Millionen Thaler belaufe. Doch, was er beyfüget, ist noch nachdrücklicher: „Ich habe das Glück, saget er, das Verzeichniß des Schatzes zu besitzen, der „nach



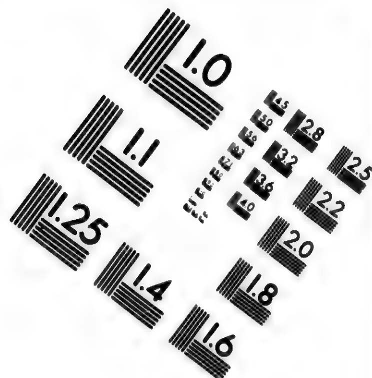
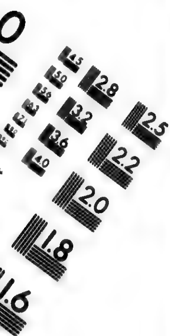
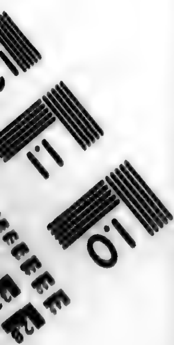


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)






2.8
2.5
3.2
2.2
3.6
2.0
1.8
1.6


1.1
1.0

Beschreibung von Indostan.

daß ein Theil davon jährlich aus seinen Händen geht, und sich wieder in sein Land ausbreitet. Die Hälfte des Reiches wird nur von des Kaisers Freygebigkeit unterhalten, oder ist wenigstens stets in seinem Solde. Außer dieser großen Menge Officierer und Soldaten, die nur von ihrer Besoldung leben, werden auch alle Bauren, die für ihn arbeiten, auf seine Kosten erhalten, und der größte Theil der Künstler und Handwerker in den Städten, die nur für ihn zu thun haben, aus dem kaiserlichen Schatze bezahlet. Diese Einrichtung machet, daß so viel Unterthanen, die ohne den Kaiser nicht leben können, desto mehr Ehrerbiethung und Ergebenheit für ihn haben a).

Der V Abschnitt.

Regierung und Polizey in Indostan.

Grundsätze der Regierung. Amt des Staatsministers und der Staatssecretäre. Ordnung der Kriegesregierung. Verschiedene Bezahlung der Officier. Besoldung der vornehmsten Ombras. Verwaltung der Gerechtigkeit. Amt des Kutual; des Cadi. Beschreibung des Amkas. Was die mogolische Musik beym Bernier gewirket. Was der Kaiser sich in dem Amkas vorstellen läßt. Wie er Gerechtigkeit handhabet. Schmeicheley der Mogolen. Gosel Kanah. Vorzügliche Gnade gegen die Wissenschaften. Berniers Beschreibung des Amkas. Alter Gebrauch, den Kaiser zu beschenken. Ein seltsamer Jahrmarkt. Aurengzeb schaffet einen unanständigen Gebrauch ab. Geschichte des französischen Arztes Bernard.

Grundsätze der Regierung.

Nichts ist einfacher, als die Triebfedern, die dieses große Reich in Bewegung setzen. Der Kaiser allein ist die Feder desselben. Seine Gerichtsbarkeit ist so wenig getheilet, als sein Eigenthum, und alles Ansehen beruhet einzig in seiner Person. Eigentlich ist nur ein einziger Herr in Indostan. Alle übrige Einwohner sind mehr Leibeigene als Unterthanen.

Amt des Staatsministers und der Staatssecretäre.

Am Hofe befinden sich die Staatssachen in den Händen dreyer oder vier Omrahs vom ersten Range, die sie unter des Monarchen Gewalt führen. Der Itimad-ud-Deulet a) oder

„nach des Chah Khan Tode, in goldener und silberner Münze, in Stangen, und Barren, in Goldschmiedsarbeit, Edelgesteinen, Brocarden, und andern Zeugen, Porcellan, Manuscripten, Kriegesbedürfnissen, Waffen, u. s. f. gefunden ward. Es ist so aufrichtig gemacht, daß ich es meinen Lesern mittheilen muß.„

„Eckbar hatte Münzen von fünf und zwanzig, funfzig und hundert Tolas, bis auf den Werth von sechs Millionen, neun hundert und siebenzig tausend Matsas schlagen lassen, welches sieben und neunzig Millionen, fünfhundert und achtzig tausend Rupien beträgt. Er hatte hundert Millionen Rupien in einer andern Münze schlagen lassen, die von ihm den Namen Rupien des Ekbar erhielt, und zwey hundert und dreyßig Millionen von einer Münze, die Paisa heißt, deren dreyßig eine Rupie machen.„

„An Diamanten, Rubinen, Smaragden, Saphiren, Perlen, und andern Edelgesteinen [illegible] sechzig Millionen, zwanzig tausend fünf hundert und ein und zwanzig Rupien: an gearbeitetem Golde in allerley Bildsäulen, von Elephanten, Kameelen, Pferden u. d. g. neunzehn Millionen, sechs tausend sieben hundert und fünf und [illegible] Rupien: an goldenem Geräthe und Gefäßen [illegible] Millionen, sieben hundert drey und [illegible] sieben hundert und neunzig Rupien: an [illegible] Geräthen und Sachen ein und funfzig tausend [illegible] hundert und fünf und zwanzig Rupien: an Porcellan, Gefäßen von Terra Sigillata und [illegible] Millionen fünfmal hundert und sieben [illegible] sieben hundert und sieben und vierzig Rupien: an Brocarden, goldenen und silbernen Zeugen [illegible] andern seiden- und baumwollenen Waaren [illegible] Persien, Türkey, Europa und Guzurate [illegible] zehn Millionen, fünfmal hundert neun tausend [illegible]

oder erste Minister, hat bey dem Mogol eben die Stelle, die der Großvisir in der Türkey verwaltet. Oft aber ist dieser Titel ohne Verwaltung, und die Würde ohne Geschäffte. Der Kaiser wählet manchmal zum Großvisir einen Menschen ohne Erfahrung, dem er nur die Besoldung seines Amtes läßt. Bald ist es ein Prinz vom mogolischen Geblüte, der sich so gut aufgeführet hat, daß man ihn bis in sein Alter will leben lassen, bald der Vater einer Koniginn, die bey dem Kaiser in besonderer Gunst steht, der oft aus den schlechtesten Soldaten oder dem gemeinsten Pöbel ist; alsdenn fällt alle Last der Regierung auf die beyden Staatssecretäre. Einer sammlet die Schätze des Reiches, der andere theilet sie aus. Dieser bezahlet die Bedienten der Krone, die Soldaten und die Landleute; jener nimmt die Einkünfte der herrschaftlichen Güter ein, fordert die Abgaben und Zinsen. Ein dritter Finanzbedienter, der aber nicht in so vielem Ansehen steht, als die Staatssecretäre, muß die Erbschaften derjenigen, die in Diensten des Kaisers sterben, sammeln. Diese Verrichtung ist einträglich, aber verhaßt. Uebrigens gelanget man nur durch die Waffen zu dieser erhabenen Stelle. Aus den Befehlshabern der Kriegesheere werden allezeit die Staatsbediente und Feldherren gewählet. Hat man ihres Vorspruches bey dem Kaiser nöthig, so kömmt man niemals ohne Geschenke zu ihnen. Doch rühret dieser Gebrauch nicht so sehr von der Ombras Geize, als der Clienten Ehrfurcht her. Auf den Werth des Geschenkes wird wenig gesehen; das Hauptwerk ist, daß man sich vor den Bedienten der Krone nicht mit leeren Händen zeiget.

Beschreibung von Indostan.

Wie man sich vor ihnen zeiget.

Wenn der Kaiser seine Soldaten nicht selbst anführet: so wird dieses Amt einem Prinzen von Geblüte, oder zween Feldherren, die der Kaiser erwählet, anvertrauet; einer ist aus den muhammedanischen Ombras, der andere aus den indianischen Rajas: die Reichsvölker führet der Ombra, die Hülfsvölker gehorchen nur den Rajas ihrer Nation. Ekbar suchte das Heer in Ordnung zu bringen, und machte folgende Einrichtungen, die noch itzo beobachtet werden. Alle Befehlshaber seiner Kriegesleute sollen nach drey verschiedenen Abtheilungen bezahlt werden. Die ersten unter dem Titel von zwölf Monaten, die zweyten von sechs, die dritten von vier Monaten. Wenn also der Kaiser einen Mansebdar,

Ordnung der Kriegesregierung.

 das

„zen hundert und neun und siebenzig Rupien: an „seidenen Zeugen aus Europa, Persien und der „Tartarey, fünfmal hundert und drey tausend zwey „hundert zwey und funfzig Rupien: an Zelten, „Tapezereyen und anderem Geräthe, neun Millio„nen neun hundert fünf und zwanzig tausend fünf „hundert und fünf und vierzig Rupien: Achtzig „tausend geschriebene Bücher, so kostbar eingebun„den, daß man sie auf sechs Millionen viermal hun„dert und drey und sechzig tausend sieben hundert „Rupien schätzet: an Geschütze, Pulver, Kugeln, „und anderem Kriegesbedürfnisse, acht Millionen „fünfmal hundert und fünf und siebenzig tausend „neun hundert und ein und siebenzig Rupien: „an Gewehre, als Degen, Rundartschen, Picquen, „Bogen, Pfeilen rc. sieben Millionen, fünfmal hun„dert und fünf und funfzig tausend fünf hundert „und fünf und zwanzig Rupien: an Satteln, Zäu„men, Steigbügeln und andern Pferdezeugen von „Gold und Silber, zwo Millionen fünfmal hun„dert und fünf und zwanzig tausend sechs hundert „und acht und vierzig Rupien: an Decken für „Pferde und Elephanten, mit Golde, Silber „und Perlen besetzet, fünf Millionen Rupien. Alle diese Summen machen zusammen nur drey hundert und acht und vierzig Millionen, zweymal hundert und sechs und zwanzig tausend Rupien, und reichen noch nicht an die Schätze des Urenkels vom Ekbar, den Mandelslo auf dem Throne fand, welches bestätiget, daß der Großmogolen Schatz beständig zunimmt. Mandelslo I Th. a. d. 119. u. f. S.

u) Alle diese Umstände sind aus dem Bernier, Carre, Tavernier, Thevenot, der Sammlung der Reisen der holländischen Gesellschaft, und den erbaulichen Briefen, genommen.

x) Man folget Herrn Otters Art zu schreiben.

Verschiedene Bezahlung der Officier.

das ist einen Unterofficier des Reiches zwanzig Rupien monatlich nach dem ersten Titel giebt, so beträgt sein Sold jährlich sieben hundert und funfzig Rupien; denn man setzet allemal noch zehne hinzu. Der eben den Sold nach dem andern Titel erhält, bekömmt jährlich drey hundert und fünf und zwanzig; der nur nach dem dritten besoldet wird, hat jährlich nur zwey hundert und funfzig. Diese Einrichtung ist desto seltsamer, weil diejenigen, welche nur unter dem Titel von vier Monaten bezahlt werden, das Jahr über eben so fleißig Dienste leisten, als die, welche für zwölf Monate empfangen. Aber nach der Gesinnung der Morgenländer, glauben die mogolischen Kaiser, es ließe groß, wenn sie den Gedanken veranlassen, die Ungleichheit des Soldes rühre von der Ungleichheit der Dienste her. Auch bedienen sie sich bey Bestimmung des Soldes für einen Mansepdar, nie des Wortes Rupie, sondern Dams, welches eine kleine Münze ist, die selten in der Handlung gebraucht wird; und deren vierzig auf eine Rupie gehen. Um also einem Officierer ein Gnadengeld von tausend Rupien anzuweisen, saget der Kaiser: ich gebe ihm funfzig tausend Dams, welcher prächtige Ausdruck ihn nicht reicher machet, und auf der Spanier Art nach Maravedis zu rechnen hinausläuft.

Dieser Unterschied machet den verschiedenen Rang aus.

Wenn der Sold eines Krieges- oder Hofbedienten, den Monat auf tausend Rupien, nach dem ersten Titel steigt y): so verläßt er den Orden der Mansepdars, um den Rang eines Ombra zu nehmen. Also bekömmt man diese Würde mit einer gewissen Stärke des Soldes. Alsdenn muß man einen Elephanten, und zweyhundert und funfzig Reuter zu des Kaisers Diensten halten. Der Sold von funfzigtausend Rupien würde selbst in Indien, so viel zu unterhalten, nicht zureichen; denn der Ombra muß jedem Reuter, wenigstens zwey Pferde schaffen: aber der Kaiser sorget auf andere Art dafür. Er weiset dem Officierer etliche herrschaftliche Güter an. Man rechnet ihm, was jeder Reuter kostet zwo Rupien auf den Tag: aber die Einkünfte der Ländereyen, die man den Ombras überläßt, tragen viel mehr ein, als diese Kosten.

Besoldung der vornehmsten Ombras.

Nicht alle Ombras haben gleich starke Besoldungen. Manche bekommen zwey Auris, andere drey, andere vier, manche fünf, und die vom ersten Range erhalten bis zehn. Das ist, das Jahrgeld der Vornehmsten, kann alles zusammen, bis auf drey Millionen Rupien steigen. Sie zeigen auch viel Pracht, und sie halten soviel Reuterey, als ganze kleinen Armeen betragen. Manchmal sind sie dem Kaiser selbst furchtbar geworden. Doch dieses ist eine Einrichtung des Eckbar, und ihre übeln Folgen selbst verhindern, daß man sie nicht ändern darf. Ordentlich zählet man sechs Ombras vom großen Solde, den Jtmad ud Deulet, die beyden Staatssecretäre, den Unterkönig von Kabul, den von Bengale, und den von Ugen. Der Sold der gemeinen Reuter und der übrigen Mannschaft kömmt auf das Gefallen der Ombras an, die sie werben, und halten. Der Ordnung nach sollten sie jeden Tag bezahlet werden, aber dieses wird schlecht beobachtet. Man begnüget sich, ihnen monatlich etwas Geld auszuzahlen, und oft nöthiget man sie statt dessen, das alte Geräthe des Pallastes, und die Kleider anzunehmen, welche der Ombras Weiber abgetragen haben. Durch solche Ungerechtigkeiten häufen die obersten Bedienten große Schätze zusammen, die nach ihrem Tode dem Kaiser wieder zufallen.

Verwaltung der Gerechtigkeit.

Die Gerechtigkeit wird in den Staaten des Großmogols mit viel Einförmigkeit verwaltet. Die Unterkönige, die Befehlshaber in den Landschaften, die Oberhäupter der

Städte

y) Man nennet dieses Azari Omarbao.

Beschreibung von Indostan.

Städte und Flecken, thun in den Oertern ihrer Gerichtsbarkeit unter dem Kaiser, vollkommen das, was er selbst in Agra und Dehli thut; sie entscheiden nämlich was das Leben und die Güter der Unterthanen betrifft, durch Urtheile, die sie allein fällen. Gleichwohl hat jede Stadt ihren Kutual und Cadi für gewisse Fälle. Den Einwohnern aber steht es frey, ob sie an diese Untergerichte gehen wollen, und alle Unterthanen des Reiches haben das Recht, sich unmittelbar an den Kaiser selbst in seiner Residenz, oder an die Unterkönige in derselben Hauptstadt, oder an die Befehlshaber in ihren Städten, zu wenden. Der Kutual ist zugleich Policeyrichter, und Oberprofoß. Unter Aurengzeb, der ein strenger Beobachter des Koran war, bestund des Policeyrichters vornehmstes Amt in Verhinderung des Vollsaufens, Zerstörung der Weinhäuser und aller liederlichen Oerter, Bestrafung derer, die Arak oder andere starke Getränke abzogen. Er muß dem Kaiser von den besondern Unordnungen aller Familien Nachricht geben, ihm die Zänkereyen, und die nächtlichen Zusammenkünfte melden. In allen Quartieren der Stadt hat er seine Kundschafter in erstaunlicher Menge, davon die gefährlichsten eine Art öffentlicher Knechte der Alarcos sind. Ihr Amt ist die Häuser zu kehren, und was am Geräthe verderbt ist, wieder in Ordnung zu bringen. Jeden Morgen kommen sie zu den Bürgern, ziehen Nachricht von den Geheimnissen der Familien ein, befragen die Leibeigenen, und erstatten dem Kutual ihre Nachricht. Dieser Beamte muß als Großprofoß mit seinem Solde für alle Diebstähle, die in seinem Bezirke, auf dem Lande wie in der Stadt vorgehen, haften. Seine Wachsamkeit und sein Eifer ermüden nie. Er hat beständig Soldaten ausgeschickt, und es befinden sich verkleidete Abgeordnete von ihm in den Städten, die nichts zu thun haben, als auf Erhaltung der Ordnung zu sehen.

Amt des Kutual.

Die Gerichtsbarkeit des Cadi erstrecket sich nur auf Religionssachen, Ehescheidungen und andere Ehesachen. Uebrigens darf keiner dieser beyden Richter Todesurtheile sprechen, ohne dem Kaiser oder den Unterkönigen Bericht ertheilet zu haben, und nach des Ekbar Verordnungen, müssen diese Oberrichter die Verurtheilung, ehe man sie bewerkstelliget, zu drey verschiedenenmalen an drey verschiednen Tagen bestätiget haben. Verschiedene vorhin beygebrachte Umstände haben schon einen Begriff von der majestätischen Art, diese kaiserliche Gerechtigkeit zu handhaben ertheilen können; doch hält man für gut, dieselbe hier nach ihm, der sie getreulich abgeschildert hat z), vorzustellen.

Amt des Cadi.

Nachdem er verschiedene Zimmer beschrieben hat, kömmt man, sind seine Worte, in den Amkas, der mir als was sehr königliches vorgekommen ist. Es ist ein großer viereckichter Hof, mit Bögen, wie beynahe die auf dem königlichen Platze zu Paris, nur daß keine Gebäude darüber, und daß sie durch eine Mauer von einander abgesondert sind, doch ist ein kleines Thor vorhanden, aus einem in den andern zu kommen. Auf dem großen Thore, das mitten auf einer der Seiten dieses Platzes ist, sieht man einen großen Divan, der nach der Hofseite ganz offen ist, und Nagar Kanay genannt wird, weil sich da die Trompeten, oder vielmehr die Hautbois und Pauken befinden, die zu gewissen Stunden des Tages und des Nachts daselbst spielen. Ein Europäer, der daran nicht gewöhnt ist, findet dieses Spiel sehr seltsam; denn zehn oder zwölf dieser Hautbois, und eben so viel Pauken, lassen sich bisweilen gleich in einem Augenblicke hören; und manche Hautbois, z. E. die, welche man Karna nennt, sind anderthalb Klafter lang, und unten nicht unter einen Fuß weit, wie

Beschreibung des Amkas.

Was die mogolische Musik beym Bernier gewirket.

es

z) Bernier.

Beschreibung von Indostan.

es denn auch Pauken von Kupfer und Eisen giebt, die nicht weniger im Durchmesser als eine Klafter haben. Bernier meldet, im Anfange wäre ihm dieses Spiel durch und durch gegangen, und habe ihn betäubt, daß es ihm ganz unerträglich gewesen. Die Gewohnheit machte es ihm endlich erträglich, besonders die Nacht, wenn er es von weitem in seinem Bette von seinem Altane hörte. Er fand sogar endlich viel Melodie und Majestät darinnen. Diese Musik hat ihre Regeln und Abmessungen, und vortreffliche Meister, die von ihrer Jugend an darinnen unterrichtet sind, wissen die Raußigkeit der Töne zu mäßigen und gelinde zu machen; daher entsteht ein Wohlklang daraus, der das Ohr in der Ferne ergötzet.

Dem großen Thore dieses Hofes Nagar Kanay entgegen, queerüber den ganzen Hof zeiget sich ein großer und prächtiger Saal, mit verschiedenen Reihen Pfeilern. Er ist hoch und sehr lichte, auf drey Seiten nach dem Hofe zu offen, und die Decke sowohl als die Pfeiler sind gemalt und vergoldet. Mitten in der Mauer, welche diesen Saal vom Serail absondert, hat man eine Oeffnung wie ein hohes und breites Fenster gelassen, davon der längste Mann das Untertheil nicht mit der Hand erreichen würde. Da zeigte sich Aurengzeb öffentlich auf seinem Throne sitzend; einige seiner Söhne befanden sich zu seiner Seiten sitzend, und verschiedene Verschnittene stunden bey ihm, einige die Fliegen mit Pfauenschwänzen zu verjagen, andere ihm mit großen Fächern Luft zuzuwehen, noch andere seine Befehle zu erwarten. Von dar sah er unten um sich herum alle Ombras, Rajas und Abgesandte, auf einem Divan stehen, der mit einem silbernen Geländer umgeben war, ihre Augen waren niedergeschlagen, und die Hände über die Brust kreuzweis geleget. Noch weiter sah er die Mansebdars oder die kleinern Ombras wie die andern, und mit eben so viel Ehrerbiethung stehen. Weiter in dem übrigen Theile des Saales und des Hofes, konnte sich sein Gesicht auf eine Menge allerley Leute erstrecken. Hier gab er allem Gehör, welches täglich zu Mittage geschah, und daher erhält dieser Saal den Namen Amkas, welches einen Ort bedeutet, wo sich Große und Kleine versammeln.

Was der Kaiser sich vom Amkas zu sehen vorstellen läßt.

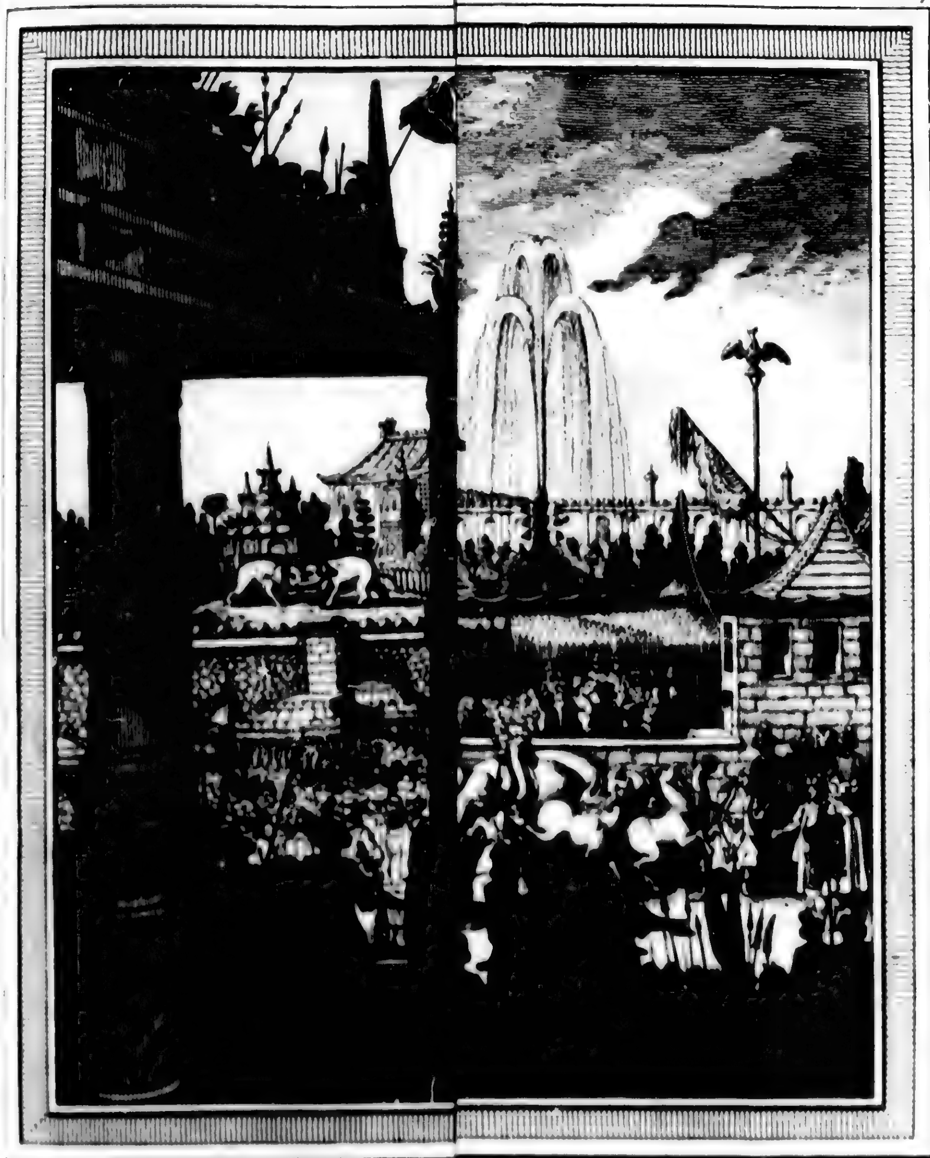
Während anderthalber Stunde, denn so lange daurete ordentlich dieser prächtige Auftritt, ergetzte sich der Kaiser anfangs, eine gewisse Zahl der schönsten Pferde aus seinen Ställen bey sich vorbey führen zu lassen, um zu beurtheilen, ob sie wohl gefüttert und gewartet wären. Er ließ sich auch manchmal Elephanten vor führen, deren Reinlichkeit allemal Berniers Verwunderung erweckte. Ihr schmutziger und unsauberer Leib war alsdenn nicht nur wohl gewaschen und vollkommen rein, sondern auch schwarz gefärbet, zween große rothe Streifen ausgenommen, die von oben am Kopfe herunter giengen, und sich bey dem Rüssel vereinigten. Sie hatten auch schöne gestickte Decken mit zwey silbernen Glöckchen, die ihnen auf beyden Seiten hingen, und an beyden Enden einer großen silbernen Kette befestiget waren, die ihnen über den Rücken giengen; auch hingen ihnen verschiedene der schönsten Kühschwänze aus Thibet wie große Knebelbärte in den Ohren. Zween kleine wohlausgeschmückte Elephanten giengen ihnen zur Seiten, als wenn es Leibeigene zu ihrer Bedienung wären. Diese ungeheuren Thiere schienen sich auf ihren Putz etwas einzubilden, und giengen sehr stolz. Wenn sie vor dem Kaiser angelangt waren, stach sie ihr Führer, der auf ihren Rücken mit einer eisernen Spitze in der Hand saß, redete mit ihnen, und ließ sie ein Knie beugen, den Rüssel erheben, und ein gewisses Heulen erregen, welches das Volk für ein Taslim oder eine Begrüßung, die der Elephant aus Ueberlegung und freyem Willen gabe, annahm

schmesser als eine
) und durch ge-
Die Gewohn-
n weitem in sei-
nd Majestät dar-
he Meister, die
Töne zu mäßi-
das Ohr in der

e den ganzen Hof
ern. Er ist hoch
e sowohl als die
Saal vom Serail
affen, davon der
gte sich Aurengz-
zu seiner Seiten
it Pfauenschwän-
andere seine Be-
as, Rajas und
e umgeben war,
s geleget. Noch
n, und mit eben
les und des He-
Hier gab er allem
Saal den Namen
eln.

er prächtige Auf-
Pferde aus seinen
gefüttert und ge-
n Reinlichkeit a-
e Leib war alsdenn
ert, zween große
und sich bey dem
ernen Glöckchen,
lbernen Kette be-
iedene der schön-
en kleine wohlge-
ihrer Bedienung
bilden, und wen-
führer, der auf
und ließ sie ein
das Volk für ein
em Willen gabe,
annahm.

N.° 7.



N°. 7.



annahm. Nach den E
Ochsen, die Bernier fü
erstaunliche Hörner habe
zellenjagd bedienet, schö
viel Raubvögel, einige
Hasen, und die Gazellen
auch ein oder zween Om
ließ auch bisweilen schne
det, und sehr reinlich ein
Geschicklichkeit und Stä
gebundenen Füße, und

Alle diese Ergötzun
rengzeb ließ sich täglich
zeigte. Er ließ sich so
sten, und sprach zuweilen
er sich ordentlich jede W
wird, in Begleitung sei
te er die Geduld, zwo S
die ihm ein alter Bedient

Was dem Bernier
und ekelhafte Schmeichel
das man nicht bewunder
Händen nicht Karama

Aus dem Amkas
genannt, dahin nicht jed
groß, als bey dem Amk
fünf Fuß über den Fußb
indem seine Omhras um
nungen an, und redete
jeden Abend hier einfinde
Solde ab. Bernier be
Herr Daneck-Mend-
befreyet war, doch die
übrigen Omhras darzu
selbst diese Ordnung auf
ließ er sich wenigstens in
man bey den geringsten
alle Läden der Stadt ve

Indem er in diesen
ge bey ihm vorbey gehen
Hof kleiner war, und di

z) Rhoe nennet ihn G
schwer zwischen zwey wider

annahm. Nach den Elephanten brachte man gezähmte Gazellen, Nilgaux oder graue Ochsen, die Bernier für eine Art Elendthiere hält, Nashörner, bengalische Büffel, welche erstaunliche Hörner haben, Leoparden oder gezeichnete Panther, deren man sich bey der Gazellenjagd bedienet, schöne usbeckische Jagdhunde, deren jeder seine kleine rothe Decke hat, viel Raubvögel, einige für die Rebhühner, andere für die Kraniche, und andere für den Hasen, und die Gazellen selbst, die sie mit ihren Flügeln und Klauen blenden. Oft ließen auch ein oder zween Omhras ihre Reuterey bey dem Kaiser vorbey ziehen. Der Monarch ließ auch bisweilen schneidende Gewehre an todten Schöpsen probiren, die man ausgeweidet, und sehr reinlich eingepackt vor ihn brachte. Die jungen Omhras bestrebeten sich, ihre Geschicklichkeit und Stärke sehen zu lassen, indem sie mit einem Hiebe die vier zusammengebundenen Füße, und den Leib eines Schöpses zerhieben.

Beschreibung von Indostan.

Alle diese Ergötzungen waren nur Zwischenspiele ernsthafter Beschäfftigungen. Aurengzeb ließ sich täglich Bittschriften bringen, die man ihm vom weiten unter dem Volke zeigte. Er ließ sich solche lesen, die Parteyen herzu kommen, untersuchte die Sache selbsten, und sprach zuweilen sogleich das Urtheil. Außer diesem öffentlichen Gerichte, befand er sich ordentlich jede Woche einmal in der Gerichtskammer, die Adalet Kanay genannt wird, in Begleitung seiner beyden vornehmsten Kadis oder Oberrichter. Manchmal hatte er die Geduld, zwo Stunden lang, zehn Personen aus dem gemeinen Volke anzuhören, die ihm ein alter Bedienter vorstellete.

Wie er Gerechtigkeit daselbst handhabet.

Was dem Bernier in dieser großen Versammlung misfiel, war die zu niederträchtige und ekelhafte Schmeicheley, die man überall herrschen sah. Der Kaiser sprach kein Wort, das man nicht bewundernd priese, und darüber die vornehmsten Omhras mit erhabenen Händen nicht Karamat, oder Wunder! schrien.

Schmeicheley der Mogolen.

Aus dem Amkas kömmt man in einen weiter zurück liegenden Ort Gosel Kanay z) genannt, dahin nicht jedermann ohne Unterschied gehen darf. Sein Hof ist auch nicht so groß, als bey dem Amkas, aber der Saal ist geraum, gemalt, vergoldet, und vier oder fünf Fuß über den Fußboden, erhoben. Da gab der Kaiser in seinem Lehnstuhle sitzend, indem seine Omhras um ihn stehen, seinen Bedienten besondere Gehöre, nahm ihre Rechnungen an, und redete von den wichtigsten Staatsgeschäfften. Alle Herren mußten sich jeden Abend hier einfinden, wie des Morgens beym Amkas, sonst zog man etwas an ihrem Solde ab. Bernier bemerket als eine vorzügliche Ehre für die Wissenschaften, daß sein Herr Daneck-Mend-Khan, wegen seines beständigen Studirens von dieser Knechtschaft befreyet war, doch die Mittewoche, da er die Wache hatte, ausgenommen. Daß die übrigen Omhras darzu verbunden waren, ist destoweniger zu bewundern, weil der Kaiser selbst diese Ordnung auf das genaueste beobachtete. In seinen gefährlichsten Krankheiten ließ er sich wenigstens in eine tragen, und hielt alsdenn seine Person desto nöthiger, weil man bey den geringsten Muthmaßungen von seinem Tode, das Reich in Unordnung, und alle Läden der Stadt verschlossen würde gesehen haben.

Gosel Kanay.

Vorzügliche Gnade gegen die Wissenschaften.

Indem er in diesem Saale beschäfftiget war: so ließ man ebenfalls die meisten Dinge bey ihm vorbey gehen, an deren Anblicke er sich in dem Amkas ergötzte, nur, weil der Hof kleiner war, und die Versammlung des Abends gehalten wurde, zog die Reuterey nicht vorbey.

z) Rhoe nennet ihn Guzalkan. Es fällt schwer zwischen zwey widersprechenden Zeugnissen, von gleichem Ansehen sich zu entschließen; daher hat man sie beyde angeführt.

Beschreibung von Indostan.

vorbey. Statt dessen zogen die Mansebdars der Wache bey dem Kaiser mit vielen Umständen vorbey. Vor ihnen wurden Kurs, oder verschiedene Figuren von Silber auf großen wohlgearbeiteten silbernen Stäben getragen. Zwo stelleten große Fische vor, zwo andere ein erdichtetes gräßliches Thier, welches die Mogolen Eicdeha nennen: andere zween Löwen, andere zwo Hände, andere Wagen, und eben so geheimnißvolle Bilder. Dieser Zug ward mit verschiedenen Guze Berdars, oder Kolbenträgern untermenget, alle Leute von gutem Ansehen, die erwähntermaßen Ordnung in den Versammlungen erhalten müssen.

Bernier sieht den Amkas bey einem der prächtigsten Feste.

Wir wollen diesen Artikel durch eine Abschilderung des Amkas endigen, wie ihn dieser Reisende an einem Tage außerordentlicher Freudensbezeugungen wegen des Glückes der kaiserlichen Waffen gesehen hat. Man will diese Beschreibung nur deswegen mittheilen, damit ein aufmerksamer Leser sie mit dem Tavernier und Rhoe vergleichen könne.

Beschreibung desselben.

Der Kaiser saß auf seinem Throne in dem großen Saale. Seine Weste war von weißem Satine mit kleinen Bluhmen, und mit schönem goldenen und seidenen Stickwerke erhoben. Sein Turban war von goldenem Stücke, mit einem Federbusche, dessen Fuß mit Diamanten von außerordentlicher Größe und Kostbarkeit besetzet war, mitten unter ihnen sah man einen großen orientalischen Topas, der seines gleichen nicht in der Welt hat, und ungemeinen Glanz von sich ausbreitete. Ein Halsband von großen Perlen hing ihm vom Halse bis unter die Brust herab. Seinen Thron trugen sechs starke Füße von dichtem Golde, mit Rubinen, Smaragden, und Diamanten besetzt. Bernier will diese Klumpen kostbarer Steine weder zählen noch schätzen, weil er nicht nahe genug hinzu konnte, sie zu überrechnen, und ihr Licht zu erkennen: aber er versichert, daß sich sehr viel große Diamante darunter befinden, und der ganze Thron auf vier Kiururs, das ist vier Millionen Rupien geschätzet wurde. Es war ein Werk des Cha Jehan, Vaters des Aurengzebs, das er hatte verfertigen lassen, um eine Menge Edelgesteine zu brauchen, die in seinem Schatze von der Beute der alten Rajas, und den Geschenken, welche die Omhras dem Kaiser an gewissen Festtagen thun müssen, zusammengehäuft waren. Die Kunst kam der Materie nicht bey. Das beste waren zween Pfauen mit Edelgesteinen und Perlen bedecket a), deren Erfindung man einem französischen Goldschmiede zuschrieb: welcher verschiedene europäische Fürsten mit Dubleten betrogen hatte, die er vortrefflich machte, und endlich an des Großmogols Hof geflohen war, wo er sein Glück gemacht hatte.

Am Fuße des Thrones befanden sich alle Omhras prächtig gekleidet, auf einem erhöheten Boden, der mit einem großen Himmel von Brocade mit großen goldenen Fransen bedecket, und mit einem silbernen Geländer umgeben war. Die Pfeiler des Saales waren mit Brocade mit goldenem Boden bekleidet. Von allen Theilen der Decke hingen große Thronhimmel von bluhmigtem Satin, an rothen Seidenschnüren, mit großen seidenen Quasten, mit Goldfäden untermenget. Der Boden war überall mit kostbaren seidenen Teppichen, von erstaunlicher Länge und Breite, bedeckt. Im Hofe hatte man ein Gezelt, Aspeck genannt, aufgeschlagen, das so lang und breit war, als der Saal, mit dem es oben zusammenhing. An der Seite des Hofes war es mit einem großen Geländer umgeben, das mit silbernen Platten bedecket war, und auf Pfeilern von verschiedener Größe ruhete, die alle ebenfalls mit Goldplatten überzogen waren. Auswendig war es roth, aber inwendig mit

a) Nadir Chah hat ihn erwähntermaßen weggenommen.

mit den schönsten Chittes, oder gemalten Zeugen gefüttert, die besonders sorgfältig geordnet waren, und so lebhafte Farben, und so natürliche Bluhmen hatten, daß man sie für ein hängendes Gartenbeet hätte ansehen sollen. Die Bogen um den Hof herum sahen eben so prächtig aus. Jeder Ombra hatte seine mit Zierrathen überladen, und sich bestrebet, andere an Pracht zu übertreffen. Den dritten Tag dieses prächtigen Festes ließ sich der Kaiser mit viel Feyerlichkeiten wägen, und verschiedene Ombras thaten dergleichen. Die Wagschaalen, und die Gewichte waren von dichtem Golde. Jedermann bezeugte außerordentliche Freude, da man erfuhr, daß der Kaiser dieß Jahr zwey Pfund schwerer wäre, als das vorige. Er hatte bey diesem Feste die Absicht, den Seiden- und Brocadenhändlern einen Gefallen zu erweisen, die seit dem vier oder fünfjährigen Kriege ihre Behältnisse voll Vorrath hatten, den sie nicht absetzen konnten.

Beschreibung von Indostan.

Bey diesen Festen befindet sich ein alter Gebrauch, der den meisten Ombras gar nicht gefällt. Sie müssen dem Kaiser nach ihrem Vermögen Geschenke bringen. Manche greifen sich hierinnen ungemein an, entweder sich hervor zu thun, oder aus Furcht ihrer ausgeübten Ungerechtigkeiten wegen bestraft zu werden, oder in Hoffnung, ihre Besoldung erhöhet zu bekommen. Ordentlich sind es schöne goldene Gefäße, mit Edelgesteinen besetzet, schöne Perlen, Diamanten, Rubinen, und Smaragden. Manchmal ist es eine Menge derer Goldstücken, die anderthalb Pistolen gelten. Bernier erzählet, während des Festes, bey dem er ein Zuschauer gewesen, habe Aurengzeb den Visir, Jafer Khan, nicht als Visir, sondern als seinen nächsten Verwandten besucht, unter dem Vorwande, ein Gebäude zu sehen, das derselbe verfertigen ließ, und da habe ihm dieser Herr, fünf und zwanzigtausend solcher Goldstücke, nebst etlichen schönen Perlen und einem Rubine, den man vierzigtausend Thaler schätze, angebothen b).

Alter Gebrauch, den Kaiser zu beschenken.

Derselben Kostbarkeit.

Ein seltsames Schauspiel, das sich manchmal bey diesen Festen befindet, ist eine Art von Jahrmarkte, der in dem Mehalu oder Serail des Kaisers gehalten wird. Die Weiber der Ombras und vornehmen Mansebdars, sind die Verkäuferinnen. Der Kaiser, die Prinzessinnen, und alle Frauenspersonen des Serails, kaufen, was sie ausgebreitet haben. Die Waaren sind schöne Brocade, kostbares neumodisches Stickwerk, kostbare Turbane, und was man nur von solchen theuren Sachen zusammen bringen kann. Diese Frauenzimmer sind die schönsten und galantesten des Hofes, und die, welche schöne Töchter haben, nehmen sie mit sich, um sie dem Kaiser zu zeigen. Er handelt um alles, was er kaufet, auf das genaueste, wie der gemeineste Unterthan, in der Sprache der kleinen Kaufleute, die sich über die Theurung beklagen, und um den Preis dingen. Die Frauenzimmer antworten eben so, und der Scherz geht bis auf Beschimpfungen. Alles wird baar bezahlet. Manchmal lassen die Prinzeßinnen gleichsam als aus Versehen, goldene Rupien statt der silbernen fallen, wenn sie den Verkäuferinnen einen Gefallen erweisen wollen. Aber nachdem Bernier eine so galante Gewohnheit gelobet hat: so tadelt er, daß man den öffentlichen Weibesbildern bey solcher Gelegenheit ins Serail zu gehen verstattet. Es ist wahr, daß solches nicht die Weibesbilder der Bazars sind, sondern diejenigen, welche man Kenchenys, d. i. vergoldete und beblühmte nennet, und die an den Festtagen bey den Ombras und Mansebdars zu tanzen gehen. Die meisten sind schön und kostbar bekleidet. Sie können nach der Landesart vollkommen tanzen und singen. Da sie aber nichts destoweniger öffentliche Weibesbilder sind:

Ein seltsamer Jahrmarkt.

b) Ebendas. a. d. 102 und folg. S.

Beschreibung von Indostan.

Aurengzeb schaffet einen unanständigen Gebrauch ab.

sind: so schaffete Aurengzeb, der ernsthafter als seine Vorfahren war, die Gewohnheit ab, sie ins Serail zu lassen, und er verstattete nur noch, um einiges Andenken davon zu erhalten, daß sie alle Mittwoche kämen, ihm von weitem den **Salan** oder ihre Ehrerbiethung in dem **Amkas** zu bezeugen c). Ein französischer Arzt, **Bernard**, der sich an diesem Hofe gesetzet hatte, machte sich daselbst so bekannt, daß er öfters zu den vertrautesten Lustbarkeiten des Kaisers gezogen wurde. Er bekam täglich zehn Thaler Sold, aber er gewann viel mehr, durch Abwartung des Frauenzimmers im Serail, und der großen Omhras, die ihn um die Wette beschenkten. Das Unglück war, daß er kein Geld halten konnte, und mit der andern Hand weggab, was er mit einer einnahm. Diese Verschwendung machte ihn bey allen beliebt, besonders bey den **Kenchenys**, mit denen er viel verthat. Er verliebte sich in eines von diesen Weibesbildern, das bey vorzüglichen Gaben auch jung und schön war. Aber die Mutter derselben glaubete, solche Ausschweifungen würden ihr die nöthigen Kräfte zu ihrer Lebensart entziehen, und verlohr sie nicht aus dem Gesichte. Diese Strenge brachte den Bernard zur Verzweiflung. Endlich lehrte ihn die Liebe ein Mittel, sich zu befriedigen. Eines Tages, da ihm der Kaiser im **Amkas** für die Heilung eines Frauenzimmers im Serail dankete, und ihm Geschenke dafür gab, bath er denselben, ihm die junge **Kencheny** zu geben, in die er verliebt war, und die hinter der Versammlung stund, mit ihrer ganzen Gesellschaft, den Salan zu machen. Alle Zuschauer lachten sehr, da sie sahen, daß er wegen der Grausamkeit eines Mägdchens von solchem Stande so viel ausstund; da er die Stärke seiner Leidenschaften, und die Hinderniß, die ihm im Wege lag, öffentlich bekannte: der Kaiser lachte selbst darüber, und befahl darauf, sie ihm einzuliefern, ohne sich zu bekümmern, daß sie muhammedanisch und der Arzt ein Christ war. Man lege sie ihm auf die Achseln, sagte er, und er mag sie wegtragen. Bernard fragte nichts nach dem Gelächter der Versammlung, ließ sie sich auf die Achseln laden, und trug die Beute davon d).

Geschichte des französischen Arztes Bernard.

Wie er eine junge Tänzerinn bekömmt.

Jehan Guir war der Kaiser, dem der Arzt dieses Geschenk zu danken hatte. Aurengzeb war für den Coran zu eifrig, als daß er diese Verbindung einer Musulmaninn mit einem Christen hätte verstatten sollen. Bernier scheint sowohl als Rhoe überredet zu seyn, daß der erste dieser beyden Fürsten, der Neigung zum christlichen Glauben, die ihm andere zugeschrieben haben, ungeachtet ohne Religion, und in der Absicht eine neue einzuführen, die er unter seiner Aufsicht zusammen setzen ließ, gestorben ist e).

Der

c) Ebendaselbst a. d. 148 Seite.
d) A. d. 144 und vorherg. S.

e) A. d. 151 S. Man sehe oben das Ende von Rhoes Tagebuche.

Der VI Abschnitt.

Beschreibung von Indostan.

Religion, Gestalt, Kleider, Sitten und Gebräuche der Einwohner von Indostan.

Allgemeine Abtheilung der Einwohner von Indostan. Die muhammedanische Religion ist die herrschende. Mogolische Feste. Moscheen. große Moschee zu Dehli. Einkünfte der Moscheen und Mullahs. Amt der Priester. Allgemeine Abschilderung der Mogolen. Ihre Gestalt. und Kleidung. Kleidung der Weiber. Häuser der Mogolen. Pracht der Reichen. Das gemeinste Fuhrwerk. Gastereyen. Erziehung der Kinder. Heirathen. Ehescheidung. Strafe des Ehebruchs. Weiber eines Mannes an verschiedenen Orten. Beerdigung und Leichengebräuche. Allgemeine Abschilderung der Banianen. Tribut, den sie dem Großmogol zahlen. Ihre Kleidung. Annehmlichkeit des banianischen Frauenzimmers. Kleidung der Braminen. Erziehung und Heirathen. Andere Gebräuche.

In so vielen Provinzen, die sonst verschiedene Königreiche ausgemacht haben, deren jedes seine eigenen Gesetze und Gebräuche hatte, begreift man leicht, daß der Aehnlichkeit der Regierung ungeachtet, welche fast allezeit auch eine Aehnlichkeit in der Polizey und in der Religion einführet, und die Vorstellungen, Sitten und Gewohnheiten der Völker, mit dem Ablaufe einiger Jahrhunderte, die nach der Eroberung der Mogolen verlaufen sind, nach und nach verändert, gleichwohl noch keine völlige Uebereinstimmung zwischen so viel Völkern statt finden kann. Also würde es unmöglich seyn, alle Stücke zu beschreiben, in denen sie sich unterscheiden. Aber die genauesten Reisebeschreibungen haben diese Verwirrung einigermaßen aus einander gesetzet, und die Unterthanen des großen Mogols, in Muhammedaner, die sie **Mauren** nennen, und in Heiden von verschiedenen Secten abgetheilet. Diese Abtheilung scheint desto geschickter zu seyn, beyde kennen zu lernen, weil in den Morgenländern, wie anderswo, die Religion ordentlich die Gebräuche regieret.

Allgemeine Abtheilung der Einwohner von Indostan.

Der Kaiser, die Prinzen, und alle Großen in Indostan, bekennen sich zur muhammedanischen Religion. Die Statthalter, Befehlshaber, und **Kutuals**, der Provinzen, der Städte und Flecken, müssen von eben der Religion seyn. In den Händen der Muhammedaner oder der Mauren, befindet sich also die völlige Verwaltung der Geschäffte, und alles, was zu den Einkünften und der Handlung gehöret. Sie arbeiten alle mit viel Eifer, an der Ausbreitung ihrer Meynungen. Man weis, daß sich die muhammedanische Religion in vier Secten, des **Abubeker**, des **Ali**, des **Omar**, und des **Otman** theilet. Die Mogolen haben die Secte des Ali mit den Persern gemein: doch folgen sie den Erklärungen des Corans den Meynungen des **Hembeli** und **Maleki**; da sich die Perser hingegen an des **Ali** und **Tzafer Saduck** Auslegungen halten: beyde stehen den Türken entgegen, die des Hanife seine haben *f*).

Die muhammedanische Religion ist die herrschende.

Die meisten mogolischen Feste sind ihnen mit den Persern auch gemein. Den ersten Tag ihres Jahres, welches mit dem ersten Tage des Mondes im März anfängt, begehen sie sehr feyerlich. Dieses Fest dauret unter dem Namen **Nuru** *g*), neun Tage, mit lauter Lustbarkeiten. An des Kaisers Geburtstage werden bey Hofe außerordentliche Unkosten aufgewandt. Im Brachmonate feyert man ein Fest, zur Erinnerung des Opfers Abrahams, und man menget auch das Andenken Ismaels darunter. Man opfert alsdenn viele

Mogolische Feste.

f) Mandelslo I Th. a. d. 155 S.

g) Man sehe oben die Erklärung dieses Wortes bey dem Thomas Rhoe.

Beschreibung von Indostan.

viele Böcke, welche die Andächtigen darnach mit viel Feyerlichkeiten und Freudenbezeugungen essen. Noch haben sie das Fest der beyden Brüder Hassan und Hussein, welche Söhne des Ali waren, und aus Religionseifer, nach der Küste von Coromandel giengen, wo sie von den Banianen und andern Heiden, den zwanzigsten Tag des Neumonds, im Heumonate hingerichtet wurden. Diesen Tag beweinet man ihren Tod. Man trägt zween Särge mit Siegeszeichen, Bogen, Pfeilen, Säbeln, Turbanen, herum. Die Mauren folgen zu Fuße, und singen Trauerlieder. Einige tanzen und springen um die Särge; andere fechten mit bloßen Degen; andere machen aus allen Kräften ein entsetzliches Geschrey; andere hauen sich freywillig Wunden mit Messern, ins Fleisch des Gesichtes, und der Arme, oder stechen sich mit Spitzen, daß ihnen das Blut längst den Backen, und auf ihren Kleidern herabläuft. Manche sind so rasend, daß man ihre Wuth nur dem Opium schuld geben kann. Die Größe der Andacht wird aus der Größe der Raserey beurtheilet. Diese Processionen geschehen in den vornehmsten Quartieren, und schönsten Gassen der Stadt. Gegen Abend sieht man auf dem großen Platze Meidan, oder dem Markte, Figuren von Strohe, Papiere, oder andern leichten Dingen, welche die Mörder der beyden Heiligen vorstellen. Ein Theil der Zuschauer durchschießen sie mit Pfeilen, durchstoßen sie, und verbrennen sie unter dem Zurufe des Volkes. Diese Ceremonie erwecket den Haß der Mauren so stark, und erreget in ihnen so viel Rachgier, daß die Banianen, und andere Götzendiener sich alsdenn in ihren Häusern eingeschlossen halten. Die sich auf den Gassen oder an den Fenstern zu zeigen, die Kühnheit hätten, würden sich der Gefahr aussetzen, niedergemacht, oder mit Pfeilen geschossen zu werden. Die Mogolen feyern auch Ostern, im Herbstmonate, und das Fest der Brüderschaft den 25sten des Wintermonats, da sie einander, alles was sie einander gegenseitig zuwider gethan haben, verzeihen.

Moscheen in Indostan.

Die Moscheen von Indostan sind sehr niedrig, meistens aber auf Höhen gebauet, daß sie höher scheinen, als andere Gebäude. Sie bestehen aus Steinen und Kalke, sind unten viereckicht, oben platt. Man umgiebt sie mit sehr schönen Zimmern, Sälen und Kammern. Daselbst sieht man steinerne Gräber, und besonders Mauern, von ungemeiner Weiße. Die vornehmsten haben ordentlich einen oder zween hohe Thürme. Weil diese Gebäude sehr dunkel sind: so gehen die Mauren zur Zeit ihrer Feste, oder ihres Ramadan, mit Laternen hinauf. Um einige hat man große und weite Graben voll Wasser gemacht. Die, welchen es an Graben und Flüssen mangelt, haben am Eingange Cisternen, wo sich die Gläubigen das Gesicht, die Hände und die Füße waschen. Man sieht da weder Bildsäulen noch Gemälde.

Jede Stadt hat viel kleine Moscheen, unter denen man eine größere unterscheidet, die für die vornehmste gehalten wird, und wo jedermann unausbleiblich alle Sonnabende Nachmittags, und die Festtage sich einfindet. Statt der Glocke, ruft ein Mann, oben vom Thurme, wie in der Türkey, das Volk zu versammeln, und hält während des Rufens das Gesicht gegen die Sonne gekehret. Der Predigtstuhl ist nach der Morgenseite angelegt. Man geht drey oder vier Stufen hinauf. Die Lehrer, welche Mullahs heißen, begeben sich dahin zu bethen, und eine Stelle aus dem Coran zu lesen, die sie erklären, und dabey besorgt sind, des Muhammed und Ali Wunder hineinzubringen, oder des Abubeker, Osman, und Homar Auslegungen zu widerlegen *b*).

In

b) Reisen des Gautier Schuten im VII Theile der Sammlung holländischer Gesellschaft a. d. [illegible] und

In Taverniers Tagebuche ist die große Moschee zu Agra beschrieben worden. Die zu Dehli sieht nach Berniers Abbildung eben so prächtig aus. Sie zeiget sich von weitem im Mittel der Stadt erhoben, auf einem Felsen, den man in dieser Absicht wohl geebnet, hat; sie ist mit einem schönen ebenen Platze umgeben, an dem sich vier schöne und lange Gassen endigen, die nach den vier Seiten der Moschee zugehen, eine nach der Vorderseite, die andere nach der Hinterseite, die beyden andern nach den Thoren, im Mittel jeder der übrigen Seiten. Man steigt fünf und zwanzig bis dreyßig steinerne Stufen an die Thore hinan; diese Stufen gehen rings um das Gebäude, die Hinterseite ausgenommen, die man mit schönen Bruchsteinen bekleidet hat, die Ungleichheiten des Felsens, den man durchbrochen hat, zu verdecken; und dieses erhebt die Pracht des Gebäudes sehr. Die drey Eingänge sind prächtig. Alles ist da mit Marmor bekleidet, und die großen Thore sind mit kupfernen Platten, von sehr schöner Arbeit, bedeckt. Ueber dem vornehmsten Thore, welches weit prächtiger ist, als die beyden andern, sieht man verschiedene Thürmchen, von weissem Marmor, die ihm eine besondere Annehmlichkeit geben. Hinten an der Moschee erheben sich drey große runde Dächer neben einander, auch von weißem Marmor, das mittlere ist größer und erhabener, als die andern. Von denselben an, bis an das Hauptthor ist das übrige Gebäude ohne Bedeckung, wegen der Hitze des Landes, und der Fußboden besteht aus Quaderstücken von Marmor. Ob dieser Tempel wohl nicht nach den Vorschriften der Baukunst angelegt ist: so findet Bernier doch die Anlage wohl eingerichtet, und sehr gute Verhältnisse. Die drey großen Dächer und die Thürmchen ausgenommen, sollte man glauben, das übrige sey ganz von rothem Marmor, da es doch nur sehr leicht zu hauende Steine sind, die sogar mit der Zeit verderben.

Beschreibung von Indostan.

Große Moschee zu Dehli.

In diese Moschee begiebt sich der Kaiser Freytags, welches der Muhammedaner Sonntag ist, daselbst zu bethen. Ehe er aus dem Pallaste geht, werden die Gassen, durch die er zieht, benetzet, Staub und Hitze zu mindern. Zwey- oder dreyhundert Musquetirer machen eine Gasse, ihn zu erwarten, andere besetzen mit eben der Anzahl die beyden Seiten einer großen Straße, die nach der Moschee zugeht. Ihre Musqueten sind klein, wohl gearbeitet, und mit einer großen Schride von Scharlach bekleidet, nebst einem kleinen Fähnchen oben. Fünf oder sechs wohl berittene Reuter müssen sich auch der Pforte nahe halten, und weit vor ihm herjagen, damit sie ihm nicht mit dem Staube beschwerlich fallen; ihr Amt ist, das Volk aus dem Wege zu treiben. Nach diesen Vorbereitungen geht der Monarch auf seinem reich geziereten Elephanten, unter einem gemalten und vergoldeten Himmel aus dem Pallaste; oder in einem von Gold und Azur glänzenden Throne, auf einem Tragesessel, der mit Scharlach oder goldenem Stücke bedecket ist; und den acht auserlesene und wohlgekleidete Männer auf den Achseln tragen. Ihm folget eine Menge Omhras zu Pferde, und in Palekis. Dieser Zug hatte in Berniers Augen ein großes und der kaiserlichen Majestät würdiges Ansehen i).

Mit was für Pracht der Kaiser sich daselbst alle Freytage einfindet.

Der Moscheen Einkünfte sind mittelmäßig. Das sicherste kömmt auf den Miethzins für die Häuser an, die sie umgeben. Das übrige rühret von Geschenken oder Vermächtnissen her. Die Mullahs haben keine bestimmten Einkünfte; sie leben nur von der Freygebigkeit der Gläubigen, und haben die Wohnung für sich und ihre Familien in den Häusern um die Moscheen. Aber von ihren Schulen, wo sie die Jugend lesen und schreiben lehren, ziehen

Einkünfte der Moscheen und der Mullahs.

und vorhergehenden Seite.

i) Bernier III Theil a. d. 127 und vorherg. S.

Beschreibung von Indostan.

ziehen sie viel Vortheil. Einige werden für gelehrt gehalten, andere leben sehr strenge, trinken nie starke Getränke, und entsagen auf ewig dem Ehestande; andere schliessen sich in die Einsamkeit ein, und bringen Tag und Nacht mit geistlichen Gedanken oder Gebethe zu. Der Ramadan, oder die Fasten der Mogolen dauert dreyßig Tage, und fängt mit dem Neumonde des Hornungs an. Sie feyern es mit einer strengen Fasten, bis zum Untergange der Sonne. Sie hängen sehr fest an der Meynung, man könne nur in ihrer Religion selig werden. Juden, Heiden, und Christen, sind ihrer Meynung nach, auf gleiche Art von der ewigen Glückseligkeit ausgeschlossen. Die meisten werden Speisen, die von Christen gekauft oder zugerichtet sind, nicht anrühren. Nur sehr trockene Zwieback, und Confect, nehmen sie aus. Ihr Gesetz verbindet sie fünfmal, innerhalb vier und zwanzig Stunden zu bethen. Sie verrichten dieses mit dem Kopfe bis auf die Erde gesenkt, und mit zusammengefaltenen Händen. Die Ankunft eines Fremden störet ihre Aufmerksamkeit nicht. Sie fahren fort, in seiner Gegenwart zu bethen; und nach Erfüllung dieser Pflicht sind sie desto höflicher.

Amt der Priester.

Allgemeine Abschilderung der Mogolen.

Die Mogolen und alle indianische Mauren haben überhaupt edle Gesinnungen, sind wohl gesittet, und ihr Umgang ist angenehm. Ihre Handlungen und ihre Kleidungen haben etwas gesetztes an sich, das dem Eigensinne der Moden nicht unterworfen ist. Sie verabscheuen Blutschande, Trunkenheit, und alle Streitigkeiten. Die Vielweiberey aber haben sie, und die meisten sind sinnlichen Ergötzungen sehr ergeben. Oeffentlich zwar trinken sie keinen Wein, und starke Getränke; im Innern ihrer Häuser aber machen sie keine Schwierigkeit, Arrak und andere Sachen, die sie zum Vergnügen treiben, zu trinken.

Ihre Gestalt und Kleidung.

Sie sind nicht sowohl weiß, als gelbbraun, meistens lang, stark, und wohl gewachsen. Ihre ordentliche Kleidung ist sehr sittsam. In dem morgenländischen Theile des Reiches, tragen die Mannspersonen lange Röcke, von den feinsten Zeugen von Baumwolle, Gold und Silber. Sie hängen ihnen bis mitten an den Fuß, und werden oben am Halse zugemacht. Vorn sind sie mit Schleifen von oben bis unten befestiget. Unter dieser obersten Kleidung haben sie eine Weste von bluhmigter Seide oder Baumwollenzeuge, die ihnen an den Leib anliegt, und bis unter die Hüften geht. Ihre Beinkleider sind sehr lang, meist von rothen streifichten Zeugen, oben weit, nach unten zu verengern sie sich, auf den Schenkeln falten sie sich und gehen bis an die Ferse. Sie haben keine Strümpfe, und die Falten dieser Beinkleider dienen ihnen, den Fuß warm zu halten. Mitten im Reiche und gegen Abend sind sie auf persisch bekleidet, mit dem Unterschiede, daß die Mogolen wie die Gusuraten die Oeffnung ihres Rockes unter den linken Arm bringen, da die Perser sie unter den rechten stecken, und die ersten binden ihre Gürtel vornen, und lassen die Enden herabhangen, da ihn die Perser nur umwickeln und die Enden einstecken.

Sie haben Seripus oder weite Schuhe, von ordentlichem rothen vergoldeten Leder. Im Winter wie im Sommer gehen sie darinnen barfuß. Sie tragen solche, wie wir unsere Pantoffeln, ohne sie an den Fuß zu hängen, um sie bald zu nehmen, wenn sie gehen wollen, und gleich auszuziehen, wenn sie wieder in ihre Zimmer kommen, wo sie sonst ihre schönen Teppiche und Bedeckungen des Bodens beflecken würden.

Ihr Kopf ist beschoren und mit dem Turbane bedeckt, der dem türkischen gleicht *k*). Er ist von feinen weißen baumwollenen Zeuge mit goldenen oder seidenen Streifen. Sie wissen ihn alle um den Kopf zu winden und zu befestigen; ob diese Zeuge gleich manchmal zu fünf und

k) Sie sprechen es Tölbant oder Tulbat aus.

und zwanzig oder zu dreyßig französische Ellen lang sind. Ihre Gürtel, Commerbant genannt, sind ordentlich von rother Seide mit goldenen oder weißen Streifen, und großen Quasten, die ihnen an der rechten Hüfte hinunter hängen. Unter dem ersten Gürtel haben sie noch einen, von weißem baumwollenen Zeuge, der kleiner, und um den Leib gewickelt ist, mit einem schönen Syinder auf der linken Seite zwischen diesem Gürtel und dem Rocke, dessen Heft öfters mit Gold, Agath, Cristall, oder Ambra gezieret ist. Die Scheide ist eben so kostbar. Wenn sie ausgehen, und Regen oder Wind befürchten: so legen sie über ihre Kleider eine Binde von seidenem Zeuge, die sie über die Achseln schlagen, und sich um den Hals wickeln, solche wie einen Mantel zu brauchen. Die Vornehmen, und alle, die nach Hofe kommen, zeigen ihre Pracht in ihren Kleidern: die gemeinen Bürger und Handwerksleute aber sind sehr sittsam bekleidet. Die Mullahs gehen vom Kopfe bis auf den Fuß weiß *l*).

Beschreibung von Indostan.

Kleidung der Weiber.

Die muhammedanischen Weiber und Jungfern haben ordentlich um den Leib ein großes Stück des feinsten baumwollenen Zeuges, das sich bey dem Gürtel anhebt, wo es nach unten zu drey oder viermal herumgewickelt ist, und ihnen bis über die Füße hinunter hängt. Unter diesem Tuche tragen sie eine Art Beinkleider von weißem Zeuge. In ihren Häusern gehen sie meistens über den Gürtel bloß, sowohl als mit dem Kopfe und den Füßen. Wenn sie aber ausgehen, oder sich nur an ihren Thüren zeigen: so bedecken sie sich die Achseln mit einer Kleidung, über die sie noch eine Binde legen. Diese beyden Kleidungen, welche sehr weit, und nirgends angeheftet noch zugemacht sind, schweben auf ihren Achseln, und man sieht oft den größten Theil ihrer Brust und ihrer Arme entblößt. Die Reichen und Vornehmen haben Ringe von Gold um die Arme; niedrigere und ärmere tragen silberne, elfenbeinerne, gläserne, oder auch welche von vergoldetem Lacke, sehr sauber gearbeitet. Manchmal haben sie die Arme bis unter den Ellbogen damit beladen, aber dieser kostbare Schmuck scheint ihnen beschwerlich zu seyn, und ist in eines Fremden Augen kein Zierrath. Manche tragen auch welche über den Fersen. Die meisten hängen sich Ringe von Golde mit kleinen Perlen besetzt in die Nase, und durchstechen sich die Ohren mit andern Ringen, auch mit solchen großen, die ihnen bis auf die Brust hängen. Um den Hals tragen sie kostbare Halsbänder oder andern Schmuck, und an den Fingern viel goldene Ringe. Ihre Haare, die sie hängen lassen, und mit vieler Kunst aufzuputzen wissen, sind ordentlich schwarz, und in Schleifen auf den Rücken gebunden.

Die vornehmen Frauenzimmer lassen ihr Gesicht niemals Fremden sehen. Wenn sie ausgehen, oder in Palanquins reisen: so bedecken sie sich mit einem seidenen Schleyer. Schuten behauptet, dieses rühre mehr von ihrer Eitelkeit, als von der Scharnhaftigkeit und Sittsamkeit her; weil sie den gegenseitigen Gebrauch als eine pöbelhafte Niederträchtigkeit ansähen. Die Erfahrung lehret, daß diejenigen, welche hierinnen sich am sorgfältigsten bezeugten, oft mit ihren Männern am übelsten lebten, und solchen andere Gelegenheiten zu Argwohn wegen ihrer Treue gäben *m*).

Häuser der Mogolen.

Der Mauren Häuser sind groß und geraum, in verschiedene Abtheilungen abgesondert, deren jede ihre Kammern und Säle hat. Auf den meisten befinden sich flache Dächer und Altäne, wo man den Abend frische Luft schöpfet. Die reichsten haben schöne Gärten voll Gebüsche und Gänge von Obstbäumen, Bluhmen und seltenen Pflanzen mit Galerien, Ca-

l) Schuten an oben angeführtem Orte a. d. 186 u. f. S. *m*) Ebendaselbst a. d. 188 S.

Beschreibung von Indostan.

Cabinettern, und andern Orten, wo man sich vor der Wärme verbergen kann. Man findet auch da Teiche und Fischhalter und räumliche und bequeme Oerter zu Bädern für Mannspersonen und Weibesbilder, die keinen Tag vergehen lassen, ohne sich das Vergnügen zu machen, sich in dem Wasser zu erfrischen. Manche lassen in ihren Gärten Gräber als Pyramiden erheben, oder andere sehr schöne Gebäude aufführen. Nachdem Bernier von einem berühmten Lusthause des Großmogols zwo oder drey Meilen von **Dehli**, **Chah Limar** genannt, geredet hat: so endiget er mit dieser Anmerkung: „Es ist in der That ein „schönes und königliches Haus, man bilde sich aber nicht ein, daß es einem Fontainebleau, „einem St. Germain, und einem Versailles gleich kömmt. Es ist nicht ein Schatten davon. Man stelle sich eben so wenig vor, daß sich um **Dehli Saint Clouds**, **Chantillis**, **Meudons**, **Liancurs**, **Vaux** u. s. f. befinden, oder daß auch nur daselbst „geringere Häuser schlechter Edelleute, Bürger und Kaufleute zu finden wären, die man „in so großer Menge um Paris antrifft. Da die Unterthanen kein Stück Land eigen besitzen können, so hält ein so strenges Gesetz nothwendig diese Pracht zurück.„ n)

Die Mauern der großen Häuser sind von Erde und Thon, mit einander vermengt, und an der Sonne getrocknet. Man überzieht sie mit einem Mengsel von Kalke und Kuhmiste, dadurch sie vor dem Ungeziefer verwahret werden; und noch darüber leget man eine Vermischung von Kräuterwerken, Milch, Zucker, und Gummi, davon sie besondern Glanz und Schönheit erhalten. Indessen hat man schon bemerket, daß auch steinerne Häuser anzutreffen sind, und daß man, wo Steinbrüche nahe waren, fast ganze Städte daraus gebauet hat. Die Häuser des gemeinen Volkes bestehen aus Thone und Strohe; sie sind niedrig, mit Rohre bedeckt, und mit Kuhmiste übertüncht. Sie haben weder hohe Zimmer noch Feuermauern, noch Keller. Ihre Oeffnungen, die statt der Fenster dienen, haben auch kein Glas, und die Thüren sind ohne Schlösser und Riegel; gleichwohl höret man sehr selten von Diebstahle o).

Pracht der Reichen.

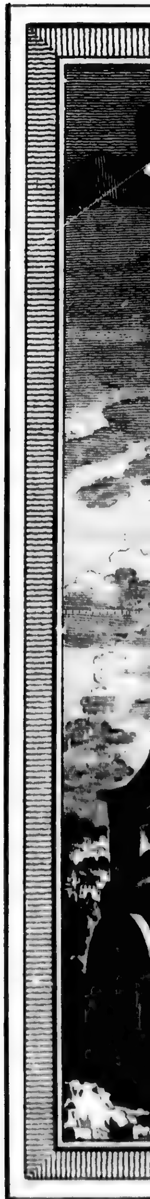
Die Zimmer der großen Häuser zeigen, was man nur Kostbares an persischen Tapeten, sehr feinen Matten, kostbaren Zeugen, Vergoldungen, und theurem Geräthe haben kann; worunter man auch goldene und silberne Gefäße sieht. Die Weibesbilder haben ein besonderes Zimmer, das ordentlich in den Garten geht, wo sie zusammen essen. Diese Unkosten belaufen sich unsäglich hoch für den Mann, besonders wenn er von hohem Range ist; denn jede Frau hat ihre Bedienten und Sclavinnen, von eben dem Geschlechte, mit allen Bequemlichkeiten, die sie verlanget. Außerdem unterhalten die Großen und alle Reichen eine starke Anzahl Bedienten, Wachen, Verschnittene, Knechte, Leibeigene, und lassen sich zu Hause eben so wohl bedienen, so sehr sie ihre Pracht in der Begleitung außer dem Hause zu zeigen suchen. Jede Person im Hause hat ihre bestimmte Verrichtung. Die Verschnittenen hüten das Frauenzimmer, mit einer Sorgfalt, die ihnen zu nichts anders Zeit läßt. In den Diensten der vornehmsten Herren, sieht man eine Art Läufer, die zwey Glöckchen auf der Brust tragen, damit sie derselben Getöne schneller zum Laufen ermuntern soll; sie legen ordentlich vierzehn oder funfzehn Meilen in vier und zwanzig Stunden zurück. Man sieht auch da Holzhacker, Kärner, und Kameelführer, die Wasser bringen, Palanquinträger, und andere Bediente.

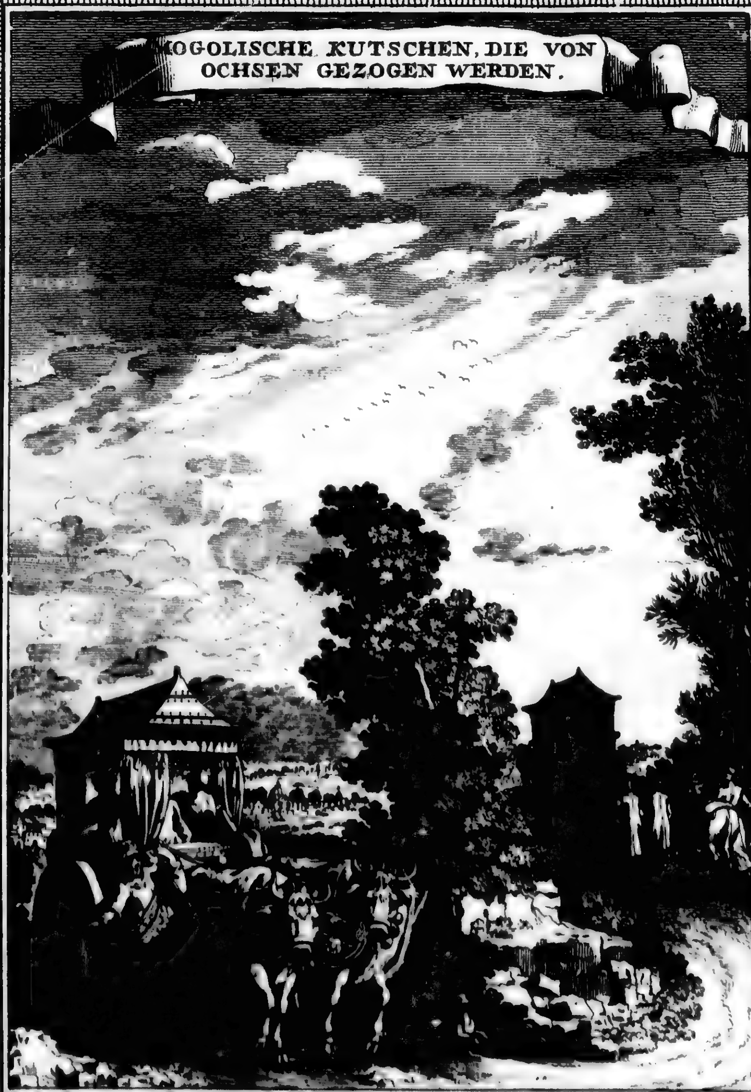
Ihre Weiber und Bediente.

Das gemeinste Fuhrwerk.

Unter verschiedenen Arten von Fuhrwerke, haben einige indianische Carossen, die von Ochsen gezogen werden: aber die gemeinsten sind verschiedene Arten Palanquins, deren die meisten

n) Bernier an oben angeführtem Orte a. d. 138 S. o) Schuten a. d. 190 u. f. S.




MOGOLISCHE KUTSCHEN, DIE VON
OCHSEN GEZOGEN WERDEN.

meisten so bequem sind
die sich wie die bey un
Stück Bambus, wel
dern an dieser Sänft
unbequeme Bewegung
innen auf langen Reisen
Mogolen nehmen ihre
vor dem Anblicke der V
ist, und der Herr sich
auf Wegen von glattem
Hecken und Dornen,
den Palankin nicht zu f
hinten, die in einer Lin
den sich um die Sänfte
andere Bediente, deren
bensmittel, Zelte, und
durch ersparet man die
zu bekommen ist; nichts
men nicht höher, als auf
Man wird dieses daher
nur von im Wasser geko
das Handwerk seines V

Die vornehmen un
nen besteht ein großer
nen Gästen auf Teppiche
fect und Früchten vorlege
setzen kann; aber sie setze
weis gelegten Füßen.
Kaufleuten anbiethen *p*).

Bey Leuten von ein
daß sie daselbst lesen, sch
nen auch die Anfangsgrün
losophie, die Redekunst,
turlehre. Die Moscheen
die kein Vermögen haben
oder zu einiger andern B

Sie versprechen die
wird erst in dem Alter vo
der Mutter. Sobald di
keiten an den Ganges,
tenen Bluhmen und woh
oder dem Vermögen gem

p) Ebendaselbst a. d. 19

meisten so bequem sind, daß man ein Bettchen mit seinem Himmel, oder mit Vorhängen, die sich wie die bey unseren Lits-d'ange zurück schlagen, hinein setzen kann. Ein langes Stück Bambus, welches nach der Kunst gekrümmet ist, geht von einem Ende zum andern an dieser Sänfte, und erhält die ganze Maschine so fest, daß man nicht die geringste unbequeme Bewegung empfängt. Man sitzt oder liegt darinnen; man ißt und trinkt darinnen auf langen Reisen; man kann so gar einige Freunde mit darinnen haben, und die meisten Mogolen nehmen ihre Weiber darinnen mit, aber sie verbergen solche mit großer Sorgfalt vor dem Anblicke der Vorbeygehenden. Sechs oder acht Mann, nachdem die Reise lang ist, und der Herr sich ein großes Ansehen geben will, tragen dieselben. Sie gehen barfuß auf Wegen von glattem Thone, die vom Regen sehr schlüpfrig werden: sie gehen auch durch Hecken und Dornen, ohne einige Empfindung des Schmerzens spüren zu lassen, damit sie den Palankin nicht zu sehr erschüttern. Ordentlich sind nur zween Träger vorn, und zween hinten, die in einer Linie gehen; die andern folgen, um sie abzulösen. Nebst ihnen befinden sich um die Sänfte, Spieler auf musicalischen Instrumenten, Leibwachen, Köche und andere Bediente, deren einige Trommeln und Flöthen, andere Gewehr, Fähnchen, Lebensmittel, Zelte, und alles, was die Bequemlichkeit der Reise erfordert, tragen. Dadurch ersparet man die Kosten, Thiere zu unterhalten, deren Unterhalt theurer und schwerer zu bekommen ist; nichts aber ist wohlfeiler, als die Träger. Ihre stärkesten Tagereisen kommen nicht höher, als auf vier oder fünf Sous. Manche verdienen nur zwey Sous des Tages. Man wird dieses daher desto leichter glauben, weil überall in Indostan, das gemeine Volk nur von im Wasser gekochten Reiße lebet, auch sich selten über seinen Stand erhebt, und das Handwerk seines Vaters, mit der Angewohnheit Höhern unterwürfig zu seyn lernet.

Beschreibung von Indostan.

Wie die Palanquins getragen werden.

Die vornehmen und die reichen Kaufleute stellen prächtige Gastereyen an, und darinnen besteht ein großer Theil ihres Aufwandes. Der Herr des Hauses setzet sich nebst seinen Gästen auf Teppiche, wo der Speisemeister jedem wohl zugerichtete Speisen, mit Confect und Früchten vorleget. Die Mogolen haben Stühle und Bänke, auf welche man sich setzen kann; aber sie setzen sich lieber auf feine Matten, und persische Tapeten, mit kreuzweis gelegten Füßen. Die reichsten Kaufleute haben Lehnstühle, die sie den europäischen Kaufleuten anbiethen p).

Gastereyen.

Bey Leuten von einigem Stande, schicket man die Kinder in die öffentlichen Schulen, daß sie daselbst lesen, schreiben, und besonders den Coran wohl verstehen lernen. Sie lernen auch die Anfangsgründe anderer Wissenschaften, denen sie gewidmet werden, als die Philosophie, die Redekunst, die Arzeneykunst, die Dichtkunst, die Sternkunde, und die Naturlehre. Die Moscheen dienen zu Schulen, und die Mullahs zu Lehrern. Diejenigen, die kein Vermögen haben, ziehen ihre Kinder zur Knechtschaft, oder zum Soldatenstande, oder zu einiger andern Beschäfftigung, damit sie fortzukommen glauben, auf q).

Erziehung der Kinder.

Sie versprechen die Kinder in einem Alter von sechs oder acht Jahren, aber die Heirath wird erst in dem Alter vollzogen, das die Natur anzeiget, oder nach Befehl des Vaters und der Mutter. Sobald die Tochter diese Freyheit erhält, so führet man sie mit vielen Feyerlichkeiten an den Ganges, oder an das Ufer eines anderen Flusses. Man bedecket sie mit seltenen Bluhmen und wohlriechenden Sachen. Die Freudensbezeugungen sind dem Range oder dem Vermögen gemäß. Bey den Heirathsvorschlägen, treibt eine Familie lange Unterhand-

Heirathen.

p) Ebendaselbst a. d. 191 Seite.

q) Ebendaselbst a. d. 178 Seite.

Beschreibung von Indostan.

terhandlungen. Nach dem Schlusse reutet der Bräutigam, wenn er reich ist, einige Abende herum. Man trägt ihm verschiedene Parasols über den Kopf. Seine Freunde und ein zahlreiches Gefolge seiner Bedienten begleiten ihn, nebst einer Menge von Instrumenten, die den Zug durch ein großes Getöne ankündigen. Man sieht [illegible] nen Tänzer, und alles, was das Fest prächtiger machen kann. Ordentlich folget eine Menge Volkes diesem Zuge nach; man führet ihn durch alle große Gassen, und nimmt in dieser Absicht den längsten Weg. Wenn man bey der neuen Frau anlanget: so setzet sich der Mann auf einen Teppich, wohin ihn seine Verwandte führen. Ein Mullah nimmt sein Buch heraus, und spricht die Formeln seiner Religion laut aus, wobey eine obrigkeitliche Person Zeuge ist. Der Verheirathete schwöret vor den Zuschauern, wenn er seiner Frau den Scheidebrief gäbe, so wollte er ihr die empfangene Mitgabe wieder erstatten; darauf vollendet der Priester die Handlung, und segnet sie ein.

Das Hochzeitmahl besteht ordentlich nur in Betel oder andern Leckerbißchen; aber man trägt da nie starke Getränke auf, und wer dergleichen trinkt, muß sich absondern. Die Speise, die am meisten gebraucht, und am höchsten gehalten wird, ist eine Art Teig, in runden Kügelchen, der aus verschiedenen würzhaften Saamen besteht, und mit Opium vermenget ist, davon sie anfangs sehr lustig, bald aber betäubt werden, und endlich einschlafen.

Ehescheidung.

Die Ehescheidung ist eben so frey, als die Vielweiberey. Ein Mann kann so viel Weiber nehmen, als ihm sein Vermögen zu ernähren verstattet: aber wenn er denen, die ihm misfallen, das giebt, was er ihnen bey Vollziehung der Ehe versprochen hat, so mag er ihnen allezeit den Abschied geben. Ordentlich haben sie keine andere Mitgabe, als ihre Kleidung und ihre Juweelen. Die von hohem Stande kommen mit ihren Kammerdienern und Sclavinnen in ihres Mannes Haus.

Strafe des Ehebruchs.

Der Ehebruch wird an den Weibern mit dem Tode bestraft. Ein Mann, der seine Frau in diesem Verbrechen ergreift, oder sie davon überzeugen kann, ist berechtiget, sie hinzurichten. Ordentlich hauen die Mogolen die schuldige Person mit ihren Säbeln in zwey Stücke. Eine Frau aber, die ihren Mann in einer andern Armen sieht, hat kein Hülfsmittel, als die Geduld. Wenn sie ihm aber beweisen

r) Ebendas. a. d. 184 und vorherg. S. Diese Sorgfalt verhindert doch nicht, daß nicht große Unordnungen selbst in dem Serail des Kaisers vorgehen. Man kann sich hierinnen auf Berniers Zeugniß verlassen. „Man bemerkete, saget er, daß „Aurengzeb seiner liebsten Frau Rauchenara „Begum etwas abgeneigt war, weil man sie an„geklagt hatte, daß sie verschiedenemal zwo „Mannspersonen hatte in das Serail kommen „lassen, die man entdecket und vor ihn gebracht „hatte. Eine alte portugiesische Mestize, die lan„ge Zeit im Serail Sclavinn gewesen war, und „die Freyheit hatte, hinein und herauszugehen, er„zählte mir die Sache folgendermaßen: Rau„chenara Begum hätte einen jungen Menschen, „den sie einige Zeit verborgen gehalten, und seine „Kräfte in einigen Tagen erschöpft hatte, einigen „ihrer Weiber gegeben, ihn durch etliche Gärten „bey Nachte zu führen, und davon zu bringen; „sie mochten aber nun seyn entdecket worden, oder „gefürchtet haben, entdecket zu werden, so wären „sie davon geflohen, und hätten ihn in den Gär„ten herumirren lassen, ohne zu wissen, nach „welcher Seite er sich lenken sollte. Man hätte „ihn gefunden, und ihn vor den Kaiser geführet, „der auf viele Fragen fast keine andere Antwort „aus ihm bringen können, als daß er über die „Mauern gekommen. Man erwartete, er würde „ihm eben so grausam begegnen lassen, als sein Va„ter Chah Jehan bey solchen Gelegenheiten ge„than hatte: aber er befahl schlechterdings, man „sollte ihn da hinausschaffen, wo er hineingekom„men war. Die Verschnittenen giengen vielleicht „in Ausübung dieses Befehles zu weit; denn sie „warfen ihn von oben hinunter. Wegen des zwey„ten, berichtete mir eben diese Frau, man hätte „ihn

weisen kann, daß er sie geschlagen, oder das Nöthige zu ihrem Unterhalte nicht gegeben hat, kann sie vor den Richter gehen, und um die Ehescheidung anhalten. Bey dieser Trennung nimmt sie ihre Töchter mit sich, und die Knaben bleiben dem Vater. Reiche Privatpersonen, besonders Kaufleute, setzen ihre Weiber und Beyschläferinnen, an verschiedene Oerter, wo ihre Geschäffte sie besonders hinrufen, damit sie daselbst ein Haus und alle Bequemlichkeiten bereit finden. Sie haben davon auch den Vortheil, daß die Weiber eines jeden Hauses sich durch ihre Liebkosungen bemühen, sie öfters zu sich zu ziehen. Sie lassen solche durch Verschnittene und Sclaven bewachen, die ihnen auch nicht ihre nächsten Verwandten zu sehen, verstatten würden r).

Beschreibung von Indostan.

Weiber eines Mannes an verschiedenen Orten.

Die Pflichten, welche man den Verstorbenen erweist, sind so bescheiden und wohlanständig eingerichtet, daß ein holländischer Reisender daher Anlaß nimmt, seiner Nation Vorwürfe zu machen s). Drey Tage lang erregen die Weiber, Verwandten, Kinder und Nachbaren ein großes Geschrey. Nach solchen wäscht man den Leichnam. Man begräbt ihn in einem weißen Tuche, welches man sorgfältig zusammen machet, und verschiedene wohlriechende Sachen hinein thut. Die Leichenceremonien fangen mit zween oder drey Priestern an, die verschiedenemal um die Leiche herum gehen, und einige Gebethe sprechen. Acht oder zehn Mann in weißen Kleidern legen ihn auf die Baare, und bringen ihn an den Begräbnißort. Die Verwandten und Freunde, auch weiß gekleidet, folgen paarweise, sehr ordentlich und sittsam. Das Grab ist ordentlich eine kleine Höhle von Mauerwerke, wo man den Körper auf die rechte Seite, mit den Füßen nach Mittage, und dem Gesichte nach Abend gekehret, leget. Man bedecket ihn mit Brettern, und wirft Erde darauf. Nachgehends gehen alle Leichenbegleiter und waschen sich die Hände an einem dazu bereiteten Orte. Die Priester und beystehenden kommen wieder, und schließen einen Kreis um das Grab, mit bedecktem Haupte, zusammen gehaltenen Händen, das Gesicht gen Himmel gekehret, und so thun sie ein kurzes Gebeth, worauf jeder seine Stelle wieder einnimmt, die Verwandten ins Trauerhaus zu begleiten. Daselbst trennet sich die Versammlung, jeder mit einem ernsthaften Ansehen, ohne das gesetzte Wesen zu verlieren, das zu einem so traurigen Auftritte gehöret.

Beerdigung und Leichengebräuche.

„ihn in den Gärten irrend wie den ersten gefunden; und da er gestanden hätte, er wäre durch „die Thüre hineingekommen, so habe Aurengzeb „auch schlechterdings befohlen, man sollte ihn zur „Thüre hinaus schaffen, aber sich vorbehalten, an „den Verschnittenen eine große und exemplarische „Strafe auszuüben, weil diese Sache nicht nur „seine Ehre sondern auch die Sicherheit seiner Person betrafe. Bernier II Th. a. d. 34 u. f. S.

„Anderswo meldet eben der Reisende folgendes: „Man sah zu dieser Zeit einen betrübten Vorfall, „der in Dehli, besonders im Serail, viel Lärmen „machte, und viel Personen aus ihrem Irrthume brachte, die sowohl als ich sich nicht einbilden konnten, daß Verschnittene, denen alles an „dem Leibe glatt weggenommen ist, wie andere „Männer, verliebt werden könnten. Didar Khan, „einer der ersten Verschnittenen des Serails, welcher ein Haus hatte bauen lassen, wo er öfters „hinkam zu schlafen und sich zu erlustigen, verliebte sich in eine sehr schöne Frau, eines seiner „Nachbarn, der ein heidnischer Schreiber war. „Diese Liebe dauerte lange Zeit, ohne daß jemand „etwas dabey zu erinnern gefunden hätte, weil es „doch ein Verschnittener war, der überall hin darf: „aber die Vertraulichkeit ward so groß und außerordentlich, daß endlich die Nachbarn Verdacht „schöpften, und den Schreiber aufzogen: eine „Nacht, da er die beyden Verliebten beysammen „liegen fand, erstach er den Verschnittenen, und „ließ seine Frau für todt liegen. Das ganze Serail, „die Weiber und Verschnittene verbanden sich wider ihn, ihn zum Tode zu bringen: aber Aurengzeb lachte über alle ihre Bemühungen, und „begnügte sich, daß er ein Muhammedaner ward. Ebend. a. d. 31 S. s) Schuten a. d. 204 S.

Beschreibung von Indostan.

Anmerkung.

Diese Gebräuche, welche alle Muhammedaner im Reiche gemein haben, veranlassen viel Aehnlichkeit zwischen ihnen, in allen Provinzen, ob sie wohl verschiedener Abkunft sind, und in verschiedenen Landstrichen wohnen *t*). Unter den abgöttischen Secten aber befindet sich nicht eben die Uebereinstimmung, und diese machen noch den größten Theil des mogolischen Reiches aus. Die Reisenden unterscheiden ihrer eine große Menge. Ihre Meynungen und ihr Gottesdienst sollen in einem besondern Abschnitte abgehandelt werden. Hier hat man sich nur bey den bürgerlichen Gebräuchen aufzuhalten, wo die Banianen die meiste Aufmerksamkeit verdienen, welche die größte Anzahl ausmachen, damit die andern in keine Vergleichung kommen, und also für die zweyte Ordnung einer Nation, davon die Muhammedaner die erste sind, können angesehen werden.

Allgemeine Abschilderung der Banianen.

Nach aller Reisenden Zeugnisse, giebt es keine leutseligern, sittsamern, zärtlichern, mitleidigern, höflichern, und gegen die Fremde redlichern *u*) Indianer, als die Banianen. Sie sind auch am sinnreichsten, geschicktesten, und selbst am gelehrtesten. Man sieht unter ihnen Leute, die in allen Arten von Handthierungen geübt sind, besonders Banquiers, Juwelierer, Schreiber, sehr geschickte Mäkler, und vortreffliche Rechner. Unter ihnen befinden sich große Handelsleute, mit Getreyde, Baumwolle, Seidenwaaren, und allen indischen Waaren. Ihre Läden sind schön, und ihre Vorrathsbehältnisse reichlich versehen. Aber nichts, was lebendig gewesen ist, findet man da; man muß weder Fleisch noch Fische da suchen. Die Banianen wissen die Rechenkunst besser, als die Christen und Mauren. Manche führen starke Handlung zur See, und besitzen unsägliche Reichthümer. Sie leben auch eben so prächtig, als die Mauren. Sie haben schöne Häuser, bequeme und mit Geräthe wohl versehene Zimmer, schöne Wasserbehältnisse zu ihren Bädern. Sie halten viel Bediente, Pferde und Palanquine. Doch ihres Reichthums ungeachtet, sind sie den Mauren in allem, was die Ordnung der Gesellschaft betrifft, unterworfen, den Gottesdienst ausgenommen, darinnen sie nie ein mogolischer Kaiser gestöret hat. Sie erkaufen freylich diese Freyheit mit starken Abgaben, die sie durch ihre Priester, die Braminen, nach Hofe schicken, dagegen diese Abgeordnete einige Westen, oder einen alten Elephanten bekommen *x*). Auch zahlen sie den Befehlshabern starke Summen, damit man sie nicht mit falschen Anklagen beladen, oder unter einigem Vorwande ihre Güter einziehen solle *y*). Das gemeine Volk dieser Secte besteht aus allerley Arten Künstler, die von ihrer Hände Arbeit leben, besonders aber sind Städte und Dörfer voll Weber. Die feinsten Zeuge, die schönsten indianischen Arbeiten in dieser Art, kommen von ihnen her. Sie machen Tapeten, Decken, auch durchnähete, und alle solche Arbeit von Baumwolle und Seide. Beyde Geschlechter sind gleich geschickt, und gleich arbeitsam.

Zins, den sie dem Großmogol zahlen.

Die

t) Man theilet sie, wie Mandelslo bemerket, in **Patanen, Mogolen** oder **Mogolien** und **Indostaner**, welche wieder in verschiedene **Casten** oder **Stämme** eingetheilet werden, als **Sayed, Sigh** und **Lith**: man muß gestehen, wenn sich in ihrer Gemüthsbeschaffenheit und in ihren Gebräuchen einiger Unterschied befindet, so haben sie solchen aus dem Lande gebracht, wo sie hergekommen sind; und sie haben nichts mit ihrer Religion gemein. Die **Patanen** sind freyen Ursprungs von der Art Gebirger, die wir schon etlichemal erwähnet haben, stolz, trotzig, grausam, räuberisch, und verachten die, welche nicht so verwegen als sie sind, ihr Leben ohne Noth in Gefahr zu setzen. Die **Mogolen** oder **Mogollien**, die eigentlichen alten Eroberer aus der Tartarey, sind leutselig, verständig, höflich, verbindlich. Die **Indostaner** oder **Indus** sind die eigentlichen alten Einwohner des Landes. Ihre Farbe ist viel schwärzer,

Beschreibung von Indostan.

Ihre Kleidung.

Die reichen Banianen sind beynahe wie die Mauren gekleidet; meistens aber tragen sie nur weiße Zeuge, vom Kopfe bis auf die Füße. Ihre Röcke sind von feinem Baumwollenzeuge, daraus sie sich auch Turbane machen. Gleichwohl unterscheidet man sie an denselben; denn ihre Turbane sind kleiner, als der Mauren ihre. Man erkennet sie auch an ihren kürzern Beinkleidern. Sonst lassen sie sich auch den Kopf nicht scheeren, ob sie wohl auch die Haare nicht eben lang tragen. Sie machen sich auch alle Tage ein gelbes Zeichen an der Stirne, einen Finger breit, vermittelst eines Mengsels von Wasser und Sandelholze, darinnen sie vier oder fünf Körner Reiß reiben. Sie bekommen dieses Zeichen von ihren Braminen, nachdem sie ihre Andacht in einer Pagode gehabt haben.

Ihre Weiber bedecken sich das Gesicht nicht, wie die muhammedanischen; aber sie schmücken sich auch mit Ohrgehängen und Halsbinden. Die Reichsten sind in so feinem baumwollenen Zeuge gekleidet, daß er durchsichtig ist; er geht ihnen bis mitten an die Schenkel; darüber legen sie eine Art Weste an, die sie mit einer Schnur über den Lenden zusammen binden. Das Obere dieser Kleidung ist sehr weit; man sieht sie oft also von der Brust bis auf den Gürtel entblößt. Den Sommer über tragen sie nur Sabots oder hölzerne Schuhe, die sie mit Riemen an die Füße binden; im Winter aber haben sie Schuhe von Sammet und Brocade, mit vergoldetem Leder gezieret. Die Quartiere daran sind sehr niedrig, weil sie solche alle Augenblicke ausziehen, in ihre Zimmer zu gehen, deren Fußboden mit Teppichen belegt ist. Die Kinder beyderley Geschlechts, gehen bis ins vierte und fünfte Jahr nackend a).

Annehmlichkeiten des banianischen Frauenzimmers.

Das meiste banianische Frauenzimmer hat ein wohlgebildetes Gesicht, und viel Annehmlichkeiten. Ihre schwarzen und glänzenden Haare machen eine oder zwo Locken auf dem Nacken, und sind mit einer Bandschleife gebunden. Sie haben, wie die Muhammedanerinnen, goldene Ringe in den Ohren und in der Nase, auch an den Fingern, Armen, Füßen, großen Zehen. Die aus dem gemeinen Volke haben welche von Silber, Lacke, Elfenbeine, Glase und Zinn. Weil der Betel ihnen die Zähne schwärzet, so sind sie darauf gekommen, schwarze Zähne für eine Schönheit zu halten. Pfui, sagten sie zum Mandelsloh, ihr habet weiße Zähne, wie Hunde und Affen b).

Kleidung der Braminen.

Die Braminen unterscheiden sich von den andern Banianen, daß sie auf dem Kopfe nur ein schlechtes weißes Tuch tragen, das sie verschiedenemal um den Kopf wickeln, um ihre Haare, die sie nie abschneiden lassen, völlig zusammen zu binden. Auch tragen sie drey Faden von dünner Schnure auf der Haut, die ihnen als eine Binde, von der Schulter bis auf die Hüften, über den Leib hängen. Dieses Zeichen ihrer Lebensart legen sie nicht ab, wenn es auch ihr Leben kosten sollte c).

Die

zer, als der beyden nur genannten Nationen ihre. Es sind bäurische und geizige Leute, die weniger Witz haben, als die Patanen und Mogolen. In der Landschaft Haja Khan, findet man gewisse Leute, Blotionen genannt, die beherzt und stark wie die Patanen sind. Die meisten sind Fuhrleute, und vermiethen Pferde. Sie führen auch Caffilas und Caravanen, so treulich, daß sie eher das Leben verlieren, als sich dem geringsten Vorwurfe aussetzen würden. Mandelslo I Th. a. d. 297 S.

w) Schuten bezeuget dieses a. d. 204 S. Mandelslo aber saget a. d. 159 S. man müßte bey ihnen auf seiner Hut seyn. x) Bernier III Th. a. d. 9 S.

y) Schuten a. d. 205 S.

z) Mandelslo I Th. a. d. 158 S.

a) Schuten a. d. 216 S. Mandelslo a. d. 159 S.

b) Mandelslo a. d. 158 S.

c) Ebendas. a. d. 165 S.

Beschreibung von Indostan.

Die Erziehung der Kinder dieser zahlreichen Secte hat mit der muhammedanischen nichts gemein. Die jungen Knaben lernen beyzeiten rechnen und schreiben. Nach diesem suchet man sie in ihrer Eltern Lebensart empor zu bringen. Selten verlassen sie den Stand, in welchem sie gebohren sind. Man verspricht sie seit dem vierten Jahre, und verheirathet sie nach dem zehnten, worauf ihnen die Eltern die Freyheit lassen, dem Triebe der Natur zu folgen. Also sieht man oft unter ihnen junge Mütter, von zehn oder zwölf Jahren. Ein Mägdchen, das in diesem Alter noch nicht verheirathet ist, fällt in Verachtung. Die Hochzeitgebräuche sind in jeder Gegend, ja in jeder Stadt unterschieden. Die Väter aber geben ihre Töchter für eine gewisse Geldsumme, oder für ein Geschenk. Nachdem sie mit vieler Pracht, durch die vornehmsten Gassen der Stadt, oder des Fleckens gezogen sind: so setzen sich beyde Familien auf Matten, bey einem großen Feuer, um welches man die beyden Verliebten zwey oder dreymal herumgehen läßt; indessen spricht ein Priester einige Worte aus, die gleichsam die Einsegnung sind. An vielen Orten geschieht die Verbindung durch zwo Cocosnüsse, die der Bräutigam und die Braut gegen einander verwechseln; du indessen der Bramine etliche Formeln aus einem Buche liest d). Das Hochzeitmahl ist dem Reichthume der Familien gemäß. So reich aber auch die Eltern eines Mägdchens sind, so bekömmt sie doch selten eine andere Mitgift, als ihr Geschmeide, ihre Kleider, ein Bette, und etliches Geräthe. Versaget ihr die Natur Kinder, so kann der Mann eine zweyte Frau nehmen; ja auch eine dritte: aber die erste behält allezeit den Rang und die Vorrechte. Ob auch gleich der Gebrauch den Männern diese Freyheit verstattet, so können sie sich doch desselben ohne einige Schmählerung ihres eigenen guten Namens nicht bedienen.

Erziehung und Heirathen.

Andere Gebräuche.

In ihren Häusern sind die Banianen ungemein reinlich. Sie bedecken den Fußboden mit sehr wohl gearbeiteten Matten, worauf sie wie die Mauren, mit kreuzweis gelegten Füßen sitzen. Ihre gewöhnlichste Nahrung ist Reiß, Butter und Milch, nebst allen Arten von Kräutern und Früchten. Sie essen keine Thiere, und diese Achtung für alles, was lebet, erstrecket sich bis auf das Ungeziefer. In verschiedenen Gegenden haben sie Hospitäler für kranke und alte Thiere. Sie kaufen die Vögel los, die sie von den Muhammedanern fangen sehen. Die Andächtigsten machen sich ein Bedenken, bey Nachte Feuer und Licht anzuzünden; denn es möchten Fliegen und Motten kommen, und sich daran verbrennen. Dieser ausschweifende Aberglaube, welcher von der alten Meynung, wegen der Seelenwanderung herrühret, erreget bey ihnen einen Abscheu vor Krieg und allem Blutvergießen. Daher fordern auch die Kaiser nie Kriegesdienste von ihnen. Aber eben diese Befreyung machet sie so verächtlich, als ihr Götzendienst; und die Muhammedaner maßen sich daher an, ihnen als Sclaven zu begegnen. Doch läßt ihnen der Landesherr das Recht, daß sie ihr Vermögen ihren männlichen Erben vermachen können, unter der einzigen Bedingung, die Mutter bis an den Tod, und die Töchter bis zur Verheirathung zu unterhalten e).

Der

d) Schuten a. d. 208 S.

e) Schuten a. d. 209 S.

Der VII Abschnitt.

Abgöttische Secten in Indien.

Beschreibung von Indostan.

Menge der abgöttischen Secten. Ihre Reinigungen. Aberglauben bey einer Finsterniß. Secte der Ceurawather. Weiber können Priesterinnen seyn. Secte der Samarathen. Ihre Lehre. Gebräuche. Bisnaux. Ein berühmter Götze Ram Ram. Gugis und Fakirs. Rasbuten. Ihre Unerschrockenheit. Schulen und Wissenschaften der indianischen Heiden. Ursprung der vier Bücher Beths. Ordnung ihres Studierens. Ihre Philosophie. Indianische Arzeneykunst. Zergliederungskunst. Sternseherkunst. Geographie. Bernier besuchet den großen Pendet von Benares. Abschilderung desselben. Höflichkeit desselben. Gedanken der Pendets von den Duetas. Daneck Mend nimmt einen Pendet zu sich. Was Bernier von ihm lernet. Andere abgöttische Secten. Parsis. Götzendiener aus Persien. Ihre Meynungen von der Religion. Ihr Gottesdienst. Ihre Kleidung; Wohnung und Gebräuche. Ihr Abscheu vor Leichen. Noch andere Secten. Alle abgöttische Pfaffen in Indien heißen Braminen. Gemeinschaftliche Gebräuche im mogolischen Reiche. Aristoteles und Avicenna stehen daselbst in Hochachtung. Landstrich von Indostan. Die Mogolen bedienen sich des Caffees.

Menge der abgöttischen Secten.

Einige Reisende f) haben die abgöttischen Secten gezählet, die so viel Aeste der Banianen sind, und wollen derer drey und achtzig gefunden haben. Alle sind den Muhammedanern darinnen ähnlich, daß der vornehmste Theil ihrer Religion in der Reinigung des Leibes besteht. Kein indianischer Götzendiener läßt einen Tag vorbeygehen, ohne sich zu waschen. Die meisten lassen solches ihre erste Sorge bey frühem Morgen, vor Aufgange der Sonne seyn. Sie begeben sich bis an die Hüften ins Wasser, halten einen Strohhalm in der Hand, den ihnen der Bramine austheilet, den bösen Geist zu vertreiben, da er ihnen indessen den Segen giebt, und seine Meynungen denen, die sich reinigen, vorprediget. Die Einwohner an den Ufern des Ganges halten sich für die glücklichsten, weil sie glauben, dieser Fluß besitze eine besondere Heiligkeit. Sie baden sich daselbst zu wiederholten malen des Tages; und verordnen, ihre Asche nach dem Tode auch hinein zu werfen. Am höchsten steigt ihr Aberglaube bey Finsternissen, deren schädlichen Einfluß sie fürchten. Bernier erzählet ein merkwürdiges Schauspiel, das er mit angesehen hat. Er befand sich bey der bekannten Finsterniß 1666 zu Dehli. „Er stieg auf den Altan seines Hauses, das „am Ufer des Gemna lag. Von dar sah er beyde Seiten dieses Flusses, eine Meile „lang, mit Abgöttischen bedeckt, die sich bis an den Gürtel im Wasser befanden, und den „Himmel ansahen, um sich in dem Augenblicke, da die Finsterniß anfangen würde, einzu„tauchen, und zu waschen. Die kleinen Knaben und Mägdchen waren fasennackend. „Die Mannsbilder hatten nur eine Art von Binde um die Lenden. Die verheiratheten „Weiber, und die Mägdchen, die nicht über sechs bis sieben Jahr waren, hatten ein „schlechtes Tuch zu ihrer Bedeckung. Vornehme, als Rajas, Fürsten, heidnische Her„ren, die ordentlich bey Hofe, und in des Kaisers Diensten sind, die Serrafs oder Wechs„ler, die Banquiers, Juwelierer, und alle reiche Kaufleute, waren mit ihren Familien „durchs Wasser gekommen. Sie hatten ihre Zelte auf der andern Seite aufgeschlagen, „und Kanares, oder eine Art von Schirmen ins Wasser gepflanzt, ihre Ceremonien zu „machen, und sich ruhig zu waschen, ohne daß sie dem Anblicke der Leute ausgesetzet wä„ren. Sobald sich nun die Sonne zu verfinstern anfing, erregten sie ein großes Geschrey, „tauchten

Ihre Reinigungen.

Aberglauben bey Gelegenheit einer Finsterniß.

f) Mandelslo, Abrah. Rogers, Gautier, Schuten ꝛc.

Beschreibung von Indostan.

„tauchten sich ins Wasser, wo sie ziemlich lange verborgen blieben, erhoben sich nachdem „wieder, mit gegen die Sonne gerichteten Augen und Händen, sagten ihre Gebethe mit „vieler Andacht her, nahmen dann und wann Wasser mit den Händen, warfen es gegen „die Sonne, neigten den Kopf, bewegten und dreheten die Arme und die Hände, und fuhren also mit ihrem Eintauchen, ihren Gebethen und ihren Verdrehungen bis zum Ende „der Finsterniß fort. Alsdenn dachte jeder nur darauf, sich fortzubegeben, warf Geld sehr „weit in den Fluß hinein, und theilete den Braminen Allmosen aus, die sich in großer „Anzahl darstellten. Der Verfasser bemerkte, daß sie bey dem Ausgehen aus dem Wasser, „alle neue Kleider genommen, die auf dem Sande gelegen hatten. Die Andächtigsten ließen „ihre alten Kleider den Braminen. Diese Finsterniß, saget er, ward eben so im Indus, „Ganges, und allen andern indianischen Flüssen gefeyert, besonders aber im Wasser des „Tanaiser, wo sich über hundert und funfzigtausend Personen, aus allen benachbarten „Landschaften versammleten, weil man diesen Tag desselben Wasser für heiliger, als anderes „hält *g*).

Secte der Ceurawathen.

Die drey und achtzig Secten der Banianen lassen sich auf vier Hauptsecten bringen, die alle andere unter sich begreifen, die **Ceurawathen, Samarathen, Bisnaux** und **Gonghys**.

Die ersten sind so sorgfältig, die Thiere zu erhalten, daß ihre Braminen sich den Mund mit einem Tuche bedecken, damit nicht etwa eine Fliege hinein komme, und einen kleinen Besen in der Hand tragen, alle Insecten auf die Seite zu treiben. Sie setzen sich nicht nieder, ohne den Platz, den sie einnehmen wollen, sorgfältig gereiniget zu haben. Sie gehen mit bloßem Kopfe und Füßen, tragen einen weißen Stab in der Hand, durch den sie sich von andern Secten unterscheiden. In ihren Häusern zünden sie nie Feuer an, nicht einmal Licht. Kalt Wasser trinken sie nicht, denn es möchten sich Insecten darinnen finden, und wenn sie es wollen kochen lassen, so thun sie solches in einem benachbarten Hause. Ihre Kleidung ist ein Stück Zeug, das ihnen vom Nabel bis auf die Knie hängt. Den übrigen Leib bedecken sie sich nur mit einem Stückchen Tuch, so viel man aus der Wolle eines einzigen Schafes machen kann.

Ihre Pagoden sind viereckicht, mit einem flachen Dache, und haben gegen Morgen eine Oeffnung, unter welcher sich die Capellen ihrer Götzenbilder befinden. Diese Capellen sind pyramidenförmig, mit Stufen, die verschiedene Figuren von Holz, Stein und Papier tragen, welche ihre verstorbenen Verwandten vorstellen, deren Leben, eines besonderen Glückes wegen, merkwürdig ist. Ihre größte Andacht verrichten sie im Augustmonate, da sie sich mit sehr strengen Bußen züchtigen.

Mandelslo versichert, was schon andere bezeuget haben, daß dergleichen Götzendiener, einen Monat oder sechs Wochen, ohne andere Nahrung, als Wasser, zubringen, darein sie ein sehr bitteres Holz schaben, das ihre Kräfte erhält. Die **Ceurawathen** verbrennen die Leichen Erwachsener, aber Kinder begraben sie. Ihre Witwen verbrennen sich nicht mit ihren Männern, sie entsagen nur der zweyten Heirath. Alle, die sich zu dieser Secte bekennen, können zum Priesterthume gelassen werden. Man gesteht diese Ehre selbst den Weibesbildern zu, wenn sie über zwanzig Jahre sind, aber die Mannspersonen werden seit dem siebenten zugelassen; sie legen nämlich die priesterliche Kleidung an, gewöhnen sich

Weiber können Priesterinnen seyn.

g) Bernier III Th. a. d. 8 S. des Absatzes von den indianischen Heiden.

sich, ein strenges Leben zu führen, und geloben Keuschheit. Bey der Heirath selbst, hat eines von beyden Eheleuten die Freyheit, das Priesterthum anzunehmen, und dadurch das andere Zeit seines Lebens zum ehelosen Leben zu verbinden. Manche thun das Gelübde der Keuschheit nach der Ehe, aber selten geht der Eifer so sehr weit. Nach den Lehren dieser Secte, ist die Gottheit kein unendliches Wesen, das die Welt regieret. Alles kömmt auf Glück oder Unglück an. Sie haben einen Heiligen, Fiel Tenkser genannt. Sie glauben weder Hölle noch Paradies, halten aber doch die Seele für unsterblich: allein sie bilden sich ein, wenn selbige den Leib verläßt, so gehe sie in einen andern, menschlichen oder thierischen, nachdem sie Gutes oder Uebels gethan hat, und wähle allezeit einen weiblichen Körper, der sie wieder auf die Welt bringt. Alle andere Banianen verachten und verabscheuen die Ceurawathen. Sie wollen mit ihnen weder essen noch trinken; selbst in ihre Häuser gehen sie nicht, und wenn sie so unglücklich wären, solche anzurühren, so müssen sie sich durch eine öffentliche Buße reinigen.

Beschreibung von Indostan.

Die zweyte Secte oder Caste, der Samarathen, besteht aus allen Arten von Handthierungen: als Schlössern, Schmieden, Wagnern, Schneidern, Schustern, Schwerdfegern rc. Sie läßt so gar Soldaten zu *b*), auch Schreiber und Beamte. Folglich ist es die zahlreichste. Ob sie wohl, wie die erste, die Thiere, selbst Insecten, nicht tödten läßt, und nichts ißt, was Leben gehabt hat, so heget sie doch andere Lehren. Die Welt ist, ihren Gedanken nach, von einer ersten Ursache erschaffen, die alles regieret und erhält, deren Macht unveränderlich und unbegränzt ist. Sie nennen es Permiser und Vistnum, und geben ihm drey Untergottheiten, deren jede unter seiner Aufsicht ihre Verrichtung hat. Die erste Brahma bestimmt das Schicksal der Seelen, und sendet solche in menschliche oder thierische Körper: die zweyte, Buffinna, lehret die menschlichen Geschöpfe nach Gottes Gesetzen leben, die in vier Büchern enthalten sind. Eben sie machet auch das Getreyde, die Pflanzen, Hülsenfrüchte wachsen. Die dritte, Mais, hat die Todten unter ihrer Gewalt. Sie ist gleichsam Vistnums Secretär, und untersuchet die guten und bösen Werke. Sie ertheilet dem Oberherrn davon getreuliche Nachricht, der solche untersuchet und die Seele in den Körper schicket, in den sie gehöret. Die Seelen, welche in Kühkörper gesandt werden, sind am glücklichsten; dieses Thier hat etwas göttliches, und sie hoffen dadurch von denen Befleckungen, die sie sich zugezogen haben, eher gereinigt zu werden. Diejenigen gegentheils, die den Körper eines Elephanten, Kameeles, Büffels, Bockes, Esels, Leoparden, Schweins, einer Schlange, oder eines andern unreinen Thieres zum Aufenthalte bekommen, sind sehr zu beklagen; denn sie gehen von dar in die Leiber anderer Hausthiere, die nicht so wild sind, und büßen da die Verbrechen, die ihnen diese Strafe zugezogen haben. Endlich stellet Mais dem Vistnum die gereinigte Seele vor, und er nimmt sie unter seine Bedienten auf.

Secte der Samarathen.

Ihre Lehre.

Die Samarathen verbrennen die Leichen, nur Kinder unter drey Jahren ausgenommen, aber das Leichenbegängniß muß am Ufer eines Flusses oder eines Baches mit lebendigem Wasser gehalten werden. Sie tragen selbst ihre Kranken dahin, wenn es mit solchen aufs äusserste gekommen ist, damit sie den Trost haben, da zu sterben. In keiner Secte opfern sich die Weiber so freudig dem Andenken ihres Mannes auf. Sie stehen in den Gedanken, dieser Tod sey nur ein Uebergang zu einem siebenfach größern Glücke, als alle Ergötzung, die sie auf der Erde gehabt haben. Ein anderer ihrer heiligsten Gebräuche ist, dem

Gebräuche der Samarathen.

b) Eine Art von Soldaten, Rasbuten genannt.

Beschreibung von Indostan.

dem Kinde, so bald es auf die Welt gekommen ist, ein Schreibzeug, Papier und Federn vorzuhalten; wenn es ein Knabe ist, so thun sie einen Bogen hinzu. Das erste dieser beyden Zeichen soll dienen, den Buffinna zu bewegen, daß er das Gesetz in des Kindes Gemüth grabe, das andere verspricht ihm Glück im Kriege, wenn es denselben ergreift, wie die Rasbuten.

Bisnaux.

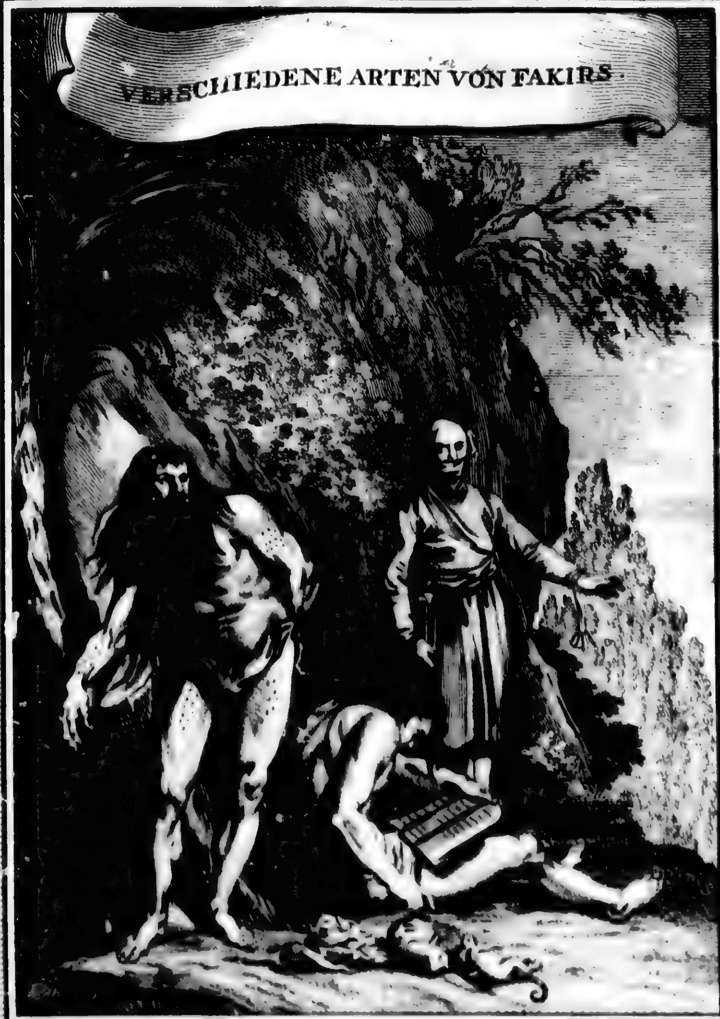
Die dritte Secte der Bisnaux enthält sich, wie die beyden andern, alles was den Schein des Lebens hat, zu essen. Sie leget auch Fasten auf. Ihre Tempel heißen besonders Agoges. Der Bisnaux vornehmste Andacht besteht in Liedern zum Lobe ihres Gottes, den sie Ram Ram nennen. Ihr Gesang wird mit Tanzen, Musik, Trommeln, kleinen Pfeifchen, kupfernen Becken, begleitet, mit welchen, und andern Instrumenten, sie vor ihren Götzen spielen. Sie stellen Ram Ram und seine Frau unter verschiedenen Gestalten vor. Sie schmücken ihn mit goldenen Ketten, Halsbändern von Perlen, und anderen kostbaren Zierrathen. Ihre Lehren sind ungefähr mit der Samarathen ihren einerley, nur daß ihr Gott keine Statthalter hat, und alles selbst verrichtet. Sie leben von Hülsenfrüchten, Butter und Milch, nebst dem, was sie Arsenia nennen; es ist ein Mengsel von Ingwer, Mangues, Citronen, Knoblauche, und Senfe, mit Salze eingemacht. Ihre Weiber oder Priester kochen ihnen die Speisen. Holz zu brennen, machen sie sich ein Gewissen, es könnten Würmer darinnen seyn, die vom Feuer umkämen, sondern sie brauchen Kuhmist, an der Sonne getrocknet, und mit Strohe vermenget, den sie in kleine viereckichte Stücken, wie Torf hauen. Die meisten Bisnaux handeln für sich, oder in Commißion. Sie verstehen sich sehr wohl darauf. Ihre Sitten sind sehr leutselig, und ihr Umgang ist sehr angenehm; daher wählen Christen und Muhammedaner sie zu Dollmetschern und Mäklern. Die Weiber haben bey ihnen nicht die Erlaubniß, sich mit den todten Männern zu verbrennen, doch müssen sie in beständigem Witwenstande leben, wenn auch der Mann vor Vollziehung der Ehe gestorben wäre. Noch vor kurzer Zeit mußte der jüngere Bruder

Ein berühmter Götze Ram-Ram.

i) Man führet allezeit gern die Worte eines solchen sehenden Zeugen an, wie Bernier ist. „Unter einer unglücklichen Menge und Mannichfaltigkeit, saget er, von Fakirn, Armen, Dervischen, Mönchen oder Santons der heidnischen Indianer giebt es eine große Menge, welche Arten von Klöstern haben, wo sich Superioren befinden, und die eine Art von Gelübde der Keuschheit, Armuth und des Gehorsams thun. Sie führen ein so außerordentliches Leben, daß ich nicht weis, ob man es glauben wird. Ordentlich sind es die, welche man Janguis oder (Gugia) nennet, welches ungefähr so viel ist, als mit Gott vereinigte. Man sieht deren viele nackend, oder Tag und Nacht auf der Asche liegen, auch öfters unter einigen der großen Bäume, die sich an den Ufern der Talabs oder Wasserbehälter befinden, auch in den Gallerien, die um ihre Deutas oder Götzentempel sind. Einigen gehen die Haare bis mitten auf die Schenkel herab, und sind wie in Aeste zusammen verwickelt, wie das grobe Haar „unserer zottichten Hunde. Ich habe verschiedene von diesen gesehen, die einen Arm, manchmal auch zweene erheben, und beständig über ihren Kopf ausgestreckt hielten, und am äußersten der Finger die Nägel gekrümmt, und wie ich sie abgemessen habe, länger als mein kleiner Finger. Ihre Arme waren klein und mager, wie bey Schwindsüchtigen, weil sie in dieser gezwungenen Stellung nicht Nahrung genug bekamen; ihre Sehnen waren verkürzt, die Gelenke ausgefüllt und vertrocknet, und sie konnten die Arme nicht mehr niederbeugen, etwas aufzuheben: sie haben deswegen junge Novitien, die sie mit großer Achtung bedienen. Keine Megära kann ihrer Gestalt gleichen. Ich habe oft auf dem Felde, besonders in den Ländern der Rajas ganze Haufen dieser nackenden Faquirs angetroffen, die mir Abscheu erweckten. Einige hielten die Arme erhaben, in der nur erzählten Stellung, andrer Haare waren ausgebreitet, oder sie hatten auch solche um den Kopf gewickelt. Andere hielten



N°. 9.



T. XI. D.

der des ältern Wit
unverheirathet bleibe

Wenn sie sich,
herumwerfen, und s
und Ohren, mit eine
er ein wenig Getreyd
Verhältnisse mit rein
nur bey besondern Fe
Flüsse.

Die Gugis,
nischen Mönche, Ein
Lebensart ergeben, er
chem verschiedene Na
für heilige Männer;
rung des Volkes zu er
was nicht bey Kuhmi
Etwas eigenes können
den ein Weibesbild ni
bens. Arbeit schätzen
zu durchlaufen, wo si
re nehmen ihre Wohn
reinlichsten Oerter.
der nackend, und zeig
Straßen. Den Kop
schen und kämmen; s

„ten Kolben in der Hand
„trockene und steife Tige
„Ich sah sie oft voll Unve
„nen großen Flecken zie
„Männer und Weiber sie
„gen, und wie die Weib
„tig Allmosen beachten.
„zu Debli einen bekann
„sehen, der so nackend
„und sich endlich ueber
„ehe er sich bekleidete,
„drehen und versprechen
„schiedene gesehen, die a
„fahrten nicht nur nacke
„zen eisernen Ketten bel
„che Ketten so groß war
„Füße der Elephanten
„besonderes Gelübde get
„Tage auf den Füßen a
„dadurch sehr aufschwolle
„einige Stunden lang a

der des ältern Witwe heirathen; aber dieser Gebrauch hat dem Gesetze, daß alle Witwen unverheirathet bleiben sollen, weichen müssen.

Beschreibung von Indostan.

Wenn sie sich, wie alle Banianen, baden: so müssen sie untertauchen, sich im Wasser herumwerfen, und schwimmen; darauf lassen sie sich von einem Braminen Stirn, Nase und Ohren, mit einem Mengsel von wohlriechendem Holze reiben; für seine Mühe bekömmt er ein wenig Getreyde, Reiß, oder Hülsenfrüchte. Die Reichsten haben in ihren Häusern Behältnisse mit reinem Wasser, das sie mit großen Kosten dahin schaffen, und gehen nur bey besondern Feyerlichkeiten, als großen Festen, Wallfahrten, Finsternissen, an die Flüsse.

Gugis und Fakirs.

Die Gugis, welche Secte auch die Fakirs i) unter sich begreift, d. i. die banianischen Mönche, Einsiedler, Bekehrer, und alle, die sich der Andacht als einer besondern Lebensart ergeben, erkennen einen Gott, der alles erschaffen hat und erhält; sie geben solchem verschiedene Namen, und stellen ihn unter verschiedenen Gestalten vor. Man hält sie für heilige Männer; und weil sie keine Handthierung treiben, so suchen sie nur die Verehrung des Volkes zu erwerben. Ein Theil ihrer Heiligkeit besteht darinnen, daß sie nicht essen, was nicht bey Kuhmiste gekocht oder zugerichtet ist, als den sie für besonders heilig halten. Etwas eigenes können sie nicht besitzen. Die strengsten verheirathen sich nicht, und würden ein Weibesbild nicht einmal anrühren. Sie verachten Güter und Ergötzungen des Lebens. Arbeit schätzen sie eben so wenig. Sie bringen ihr Leben zu, Straßen und Hölzer zu durchlaufen, wo sie meistens von grünen Kräutern, und wildem Obste leben. Andere nehmen ihre Wohnung in verfallenem Gemäuer und in Höhlen, und wählen allezeit die unreinlichsten Oerter. Andere, die noch heiliger sind, gehen bis auf die natürlichen Glieder nackend, und zeigen sich in diesem Zustande ohne Bedenken in Städten und auf großen Straßen. Den Kopf lassen sie niemals scheren, den Bart noch weniger, den sie nie waschen und kämmen; so wenig als ihre Haare. Sie sehen auch so rauch von Haaren aus, als

„ten Kolben in der Hand, und andere hatten eine „trockene und steife Tigerhaut auf den Schultern. „Ich sah sie oft voll Unverschämtheit queer durch ei„nen großen Flecken ziehen; ich bewunderte, wie „Männer und Weiber sie ansahen, ohne sich zu bewe„gen, und wie die Weibesbilder ihnen sehr andäch„tig Allmosen brachten.„ Ich habe vor langer Zeit „zu Dehli einen bekannten Faquir Sormet ge„sehen, der so nackend durch die Gassen gieng, „und sich endlich lieber den Kopf abhauen ließ, „ehe er sich bekleidete, was ihm auch Aurengzeb „drohen und versprechen mochte. Ich habe ver„schiedene gesehen, die aus Andacht lange Wall„fahrten nicht nur nackend, sondern auch mit gro„ßen eisernen Ketten beladen, unternahmen, wel„che Ketten so groß waren, als die man an die „Füße der Elephanten leget. Andere hatten ein „besonderes Gelübde gethan, sich sieben oder acht „Tage auf den Füßen aufgerichtet zu erhalten, die „dadurch sehr aufschwollen, und sich nur die Nacht „einige Stunden lang an ein ausgespanntes Seil „lehnten, andere, die ganze Stunden auf ihren „Händen stehen blieben, ohne sich zu bewegen, den „Kopf niederwärts und die Füße in die Höhe ge„kehret, oder andere so gezwungene und schwere „Stellungen annahmen, daß nur unsere Gaukler „sie nachmachen können.„ Bernier erkläret so erstaunliche Wirkungen als ein Philosoph, und schreibt, sie nicht sowohl einem Betruge, als der Stärke des Aberglaubens zu. Tavernier redet davon eben so weitläuftig: aber wir haben schon angemerket, daß man ihn beschuldiget, er habe sich anderer Nachrichten bedienet. Gleichwohl scheint es, was die vornehmsten indianischen Wallfahrten betrifft, die er meistens gesehen hatte, und von denen er sehr weitläuftig redet, so sey ihm darinnen mehr zu trauen. Bernier III Th. von der Religion der Heiden. Tavernier II Th. Niemand aber hat diese Sache besser ausgeführet, als Abraham Roger, Heinrich Lor, und die deutschen Jesuiten, Kircher und Roa.

Beſchreibung von Indoſtan.

als wie wilde Männer. Manchmal ziehen ſie ſich haufenweiſe unter einem Anführer zuſammen, dem ſie alle Ehrerbiethung und Unterthänigkeit erzeigen. Sie fordern zwar nichts, aber doch halten ſie ſich bey den bewohnten Oertern auf, wo ſie hinkommen, und die Vorſtellung, die man von ihrer Heiligkeit hat, veranlaſſet alle andere banianiſche Secten, ihnen Lebensmittel anzubiethen. Andere überlaſſen ſich der Caſteyung ihres Leibes, und üben in Wahrheit erſtaunliche Züchtigungen an ſich aus. Auch Weibesbilder ergreifen eine ſo harte Lebensart. Schuten ſetzet hinzu: die Armen gäben oft ihre Kinder in die Hände der Gugis, damit ſie ſich in der Geduld üben lerneten, und in einer ſo geehrten und heiligen Lebensart ihren Unterhalt fänden, wenn ſie ſich nicht auf andere Art erhalten könnten *k*).

Rasbuten.

Manche Reiſende ſetzen die **Rasbuten** unter die banianiſchen Secten, weil ſie auch die Seelenwanderung glauben, und großentheils eben die Gebräuche haben. Indeſſen, da alle andere Banianen leutſelig ſind, und Blutvergießen verabſcheuen, ſo ſind die Rasbuten hitzig, kühn und gewaltthätig. Sie eſſen Fleiſch. Sie leben nur von Mord und Raube. Sie haben ſonſt keine Handthierung, als den Krieg *l*).

Ihre Unerſchrockenheit.

Der große Mogol, und die meiſten der andern indianiſchen Fürſten, brauchen ſie in ihren Kriegesheeren; denn ſie verachten den Tod, und ſind erſtaunlich beherzt. **Mandelslo** erzählet: fünf **Rasbuten** wären einſtens in eines Bauern Haus gegangen, daſelbſt von einem langen Marſche auszuruhen, das Feuer hätte den Flecken, und bald das Haus ergriffen, wo ſie ſich aufhielten; man erinnerte ſie, ſie antworteten, ſie hätten nie der Gefahr den Rücken zugekehret, ſie wollten dem Feuer den Schrecken einjagen, den es andern einjagte, und es zwingen, ſich bey ihrem Anblicke zurück zu ziehen. In der That hatten ſie die Halsſtarrigkeit, ſich verbrennen zu laſſen, ehe ſie einen Schritt thaten, den Flammen zu entgehen. Nur einer wich, aber er war nachdem nicht zu tröſten, daß er nicht auch der andern Beyſpiele gefolget war *m*).

Die **Rasbuten** ſchonen nur die Thiere, beſonders die Vögel, die ſie ſelbſt ſorgfältig ernähren; weil ſie glauben, ihre Seelen wären beſonders beſtimmt, in dieſe Körperchen zu gehen: und ſie hoffen alsdann von andern ſo viel Liebe, als ſie ſelbſt gehabt haben. Sie verheirathen ihre Kinder, wie die **Banianen**, in der erſten Jugend. Ihre Witwen laſſen ſich ebenfalls mit den Leichen ihrer Männer verbrennen, wenigſtens wenn ſie nicht im Ehevergleiche ausgemacht haben, daß man ſie darzu nicht zwingen ſolle. Dieſe Vorſichtigkeit entehret ſie nicht, wenn ſie vor der Verbindung hergegangen iſt.

Uebrigens verhindert dieſe Mannigfaltigkeit von Meynungen und Gebräuchen unter den **Banianen** nicht, daß ſie vier Bücher gemeinſchaftlich als den Grund ihrer Religion gleich verehren, ob ſie gleich in derer Auslegung uneins ſind. **Bernier**, der ſich beſonders mit ihren Wiſſenſchaften und Meynungen beſchäfftiget, giebt uns dieſerwegen merkwürdige Erläuterungen.

Schulen und Wiſſenſchaften der indianiſchen Heiden.

Benares, eine Stadt am **Ganges**, in einem reichen und angenehmen Lande, iſt die allgemeine Schule, und gleichſam das Athen des heidniſchen Indiens. Dahin begeben ſich Braminen, oder die, welche nach dem Vorzuge eines Gelehrten ſtreben, ihre Kenntniß mitzutheilen, oder zu erweitern. Sie haben keine ſolche Schulen mit unter einander geordneten Claſſen, wie wir, und **Bernier** findet darinnen bey ihnen mehr Uebereinſtim-

mung

k) An oben angeführtem Orte a. d. 230 S.

l) Andere nennen ſie Ragiputen, Rasbuten, Rasbuten ꝛc. Sie ſind in Provinzen ausgebrei-

tet,

Beschreibung von Indostan.

mung mit der alten Art zu lehren. Die Lehrer sind durch die Stadt in ihren Häusern, und besonders in den Vorstädten in den Gärten zerstreuet, wo ihnen reiche Kaufleute verstatten, sich aufzuhalten. Manche haben vier Schüler, manche sechs oder sieben, die berühmtesten zwölf, oder höchstens funfzehn, die zehn oder zwölf Jahre brauchen, ihre Lehren zu fassen. Das Studiren geht sehr langsam fort; denn die meisten Indianer sind von Natur träge, wegen der Hitze ihres Landes, und der Beschaffenheit ihrer Nahrung. Sie studiren ohne Eifer, und essen dabey ihren Richery, oder das Mengsel von Hülsenfrüchten, das ihnen die reichen Kaufleute zurichten lassen.

Ursprung der vier Bücher Beths.

Ihr erster Fleiß geht auf das Hanscrit, eine Sprache, die von der gewöhnlichen indianischen gänzlich unterschieden ist, und nur von den Pendeten oder Gelehrten gelernet wird. Der P. Kircher hat das Alphabeth derselben, wie er es von P. Roa bekommen hatte, herausgegeben. Hanscrit bedeutet eine reine Sprache. Sie glauben, in dieser Sprache habe ihnen Gott durch Vermittelung des Brahma, die vier Bücher Beths mitgetheilet; daher halten sie dieselben für heilig und göttlich. Sie soll so alt seyn, als Brahma, dessen Alter sie mit Lecks oder hundert tausend Jahren zählen. „Ich wünschte eine Versicherung, „saget Bernier, wegen dieses außerordentlichen Alters; aber doch kann man nicht leugnen, „daß sie sehr alt ist, weil die Bücher ihrer unstreitig sehr alten Religion, nur in dieser „Sprache geschrieben sind, und man über dieses philosophische und medicinische Bücher in „dieser Sprache, und Verse, andere Gedichte, und viel andere Bücher findet, von denen „er einen ganzen Saal voll zu Benaras sah.„

Ordnung ihres Studierens.

Nachdem sie mit vieler Arbeit diese Sprache erlernet haben, weil es ihnen an einer guten Sprachlehre fehlet: so fangen sie ordentlich das Purane, eine Auslegung und gleichsam einen Auszug der Bethen zu lesen an, weil die Bethen sehr groß sind, wenigstens wenn es die Bücher sind, die man dem Bernier wies. Sie sind auch so selten, daß sein Herr Danek Mend sie nicht konnte zu kaufen bekommen; so sorgfältig er sie auch suchen ließ. Man hält sie auch geheim, damit sich die Muhammedaner ihrer nicht bemächtigen, und sie verbrennen, wie sie zu verschiedenenmalen gethan haben. Nach dem Purane fallen einige auf die Philosophie. Sie zählen unter ihre Philosophen sechs der vornehmsten, die so viel Secten ausmachen. Daher entstehen eine Menge Zwistigkeiten wegen des Vorzuges, den jeder der seinigen giebt, die er nicht nur für besser, sondern auch den Bethen für gemäßer hält. Von einer dieser sechs Secten, Baute, entspringen zwölf andere verschiedene; gleichwohl ist sie nicht so gemein, als die fünf übrigen. Ihre Anhänger werden verachtet und gehasset. Man hält sie für Gottesleugner, deren Gebräuche so außerordentlich sind, als ihre Meynungen.

Ihre Philosophie. Anfangsgründe.

Die Schriften von der indischen Philosophie, stimmen nicht wegen der Anfangsgründe der Dinge mit einander überein. Einige behaupten, alles bestehe aus kleinen untheilbaren Körperchen, deren Theilung nicht sowohl ihr Widerstand und ihre Härte, als ihre Kleinigkeit verhinderte; andere wollen, alles bestehe aus Materie und Formen, andere aus den vier Elementen und dem Nichts. Manche sehen Licht und Finsterniß für die Anfangsgründe aller Dinge an. Viele halten den Mangel, oder vielmehr die Mängel, die sie vom Nichts unterscheiden, dafür. Noch andere sagen, alles bestehe aus Accidentien. Was sie, ihre Lehr-

gebäude

tet, ohne andern Grund sich unter einander zu verheirathen, als ihre Meynungen.

m) An oben angeführtem Orte a. d. 178 S.

Beschreibung von Indostan.

gebäude zu unterstützen, vortragen, ist dunkel und übel abgefaßt. Bernier aber, der ihre Bücher nicht lesen konnte, und sonst die Pendeten sehr unwissend fand, war geneigt, die Schuld mehr ihnen, als den Schriftstellern zu geben *n*). Sonst stimmen sie alle überein, daß ihre Anfangsgründe ewig sind. Eine Erschaffung aus Nichts scheint ihnen nicht eingefallen zu seyn, so wenig als den meisten alten Philosophen. Nur einer ihrer Schriftsteller scheint einigen Begriff davon gehabt zu haben.

Indianische Arzneykunst.

In der Arzneykunst haben sie viel Bücher, die nur Heilungsarten und Recepte enthalten. Das älteste und vornehmste ist in Versen geschrieben. Ihre Praxis unterscheidet sich sehr von der unserigen. Sie nehmen folgende Grundsätze an: Ein Kranker an dem Fieber hat keine Nahrung nöthig; der Krankheiten vornehmstes Heilungsmittel ist, sich von Speisen zu enthalten; man kann einem Kranken nichts schlimmer als Fleischbrühen geben; nichts verdirbt in dem Magen eines Fieberhaften eher; Blut muß man nur in größter und offenbarer Noth lassen; z. E. wenn man eine Verrückung im Gehirne oder Entzündungen eines ansehnlichen Theiles, als der Brust, der Leber, oder der Nieren befürchtet. Bernier will, ob er gleich ein Arzt ist, wegen der Richtigkeit dieser Grundsätze nichts entscheiden, aber durch die Erfahrung fand er sie bestätiget. Er setzet hinzu, sie wären den heidnischen Aerzten nicht eigen, die mogolischen und muhammedanischen, die dem Avicenna und Averroes folgen, wären solchen auch sehr ergeben, besonders was die Fleischbrühen beträfe. Zwar ließen die Mogolen mehr Blut, als die Heiden; und sie öffneten die Ader in den nurgenannten Krankheiten wenigstens ein- oder zweymal: aber, „das sind nicht solche kleine „Aderlässe, von der neuen Erfindung, wie er sie nennt: es sind die starken Aderlässe „der Alten von achtzehn bis zwanzig Unzen Blut, die oft bis zur Ohnmacht gehen, aber „auch nach Galens Ausdrucke, die Krankheiten in ihrer Geburt erwürgen *o*).„

Zergliederungskunst.

In der Zergliederungskunst verstehen diese Heiden schlechterdings nichts. Die Ursache ist leicht zu begreifen, sie öffnen nie den Leichnam eines Menschen oder eines Thieres. Indessen versichern sie, daß es fünf tausend Adern in dem menschlichen Körper giebt, so getrost, als ob sie solche gezählet hätten.

Sternseherkunst.

In der Sternseherkunst haben sie Tafeln, nach denen sie die Finsternisse voraus sehen. Sie wissen solches vielleicht nicht so scharf, als die europäischen Sternkundiger, aber doch ungefähr. Mit ihrer wahren Erkenntniß aber vermengen sie lächerliche Märchen. Ungeheuer bemächtigen sich alsdenn der Sonne und des Mondes, und stecken solche an. Mit eben so hartnäckiger Unwissenheit behaupten sie, der Mond wäre vier hundert tausend Cossen, das ist mehr als funfzig tausend Meilen über der Sonne, habe sein eigenes Licht, und schicke uns ein gewisses Lebenswasser zu, das sich vornehmlich in dem Gehirne sammle und ordne, von dar als von einer Quelle in alle Glieder, derselben Verrichtung zu befördern, herabsteige. Sonne, Mond, und überhaupt alle Sterne sind Deutas oder Tempel. Die Nacht entsteht, wenn die Sonne hinter einem eingebildeten Berge ist, den sie mitten auf die Erde setzen, und ihm viele tausend Meilen Höhe, und die Gestalt eines umgekehrten Zuckerhutes geben, so daß das bey ihnen nur Tag ist, wenn die Sonne hinter diesem Berge hervorkömmt.

Ihre

n) An oben angeführtem Orte a. d. 102 u. f. S.

o) Ebendas. a. d. 108 S.

p) Aus der indianischen Zeitrechnung läßt sich nichts schließen. Sie machet die Welt nicht ewig, aber

Ihre Begriffe von der Erdbeschreibung sind eben so seltsam. Sie halten die Erde für platt und dreyeckicht; geben ihr sieben Stockwerke, die alle an Schönheit, Vollkommenheit, und Einwohnern, verschieden sind, und deren jedes mit seinem Meere umgeben ist; eines dieser Meere ist Milch, andere sind Zucker, Butter, Wein rc. Erden und Meere wechseln ab, und jedes Stockwerk hat seine verschiedenen Vollkommenheiten, bis auf das erste, das sie alle enthält.

Beschreibung von Indostan. Geographie.

Bernier merket an, wenn alle diese Träume die berühmten Wissenschaften der alten Brachmanen sind, so hat man sich in dem Begriffe von ihnen sehr betrogen. Er sollte sich solches kaum einbilden, saget er, wenn er nicht gesehen hätte, daß die indianische Religion von undenklicher Zeit her, sich in der Sprache Hanscrit erhalten hat, die sehr alt seyn muß, weil man ihren Ursprung nicht weis, und sie, als eine todte Sprache, nur den Gelehrten bekannt ist, auch sie ihre Gedichte hat; weil alle Bücher von Wissenschaften in dieser Sprache geschrieben sind: und endlich, weil nicht viel andere Denkmaale Beweise eines so großen Alters zeigen *p*).

Berniers Betrachtung über die alten Brachmanen.

Eben derselbe Verfasser erzählet, da er den Ganges hinunter, und nach Benares gegangen, so habe er einen Obersten der Pendeten besuchet, dessen ordentlicher Aufenthalt in dieser Stadt ist. Es war ein Bramine, den seine Gelehrsamkeit so berühmt gemacht hatte, daß Schah Jehan aus Hochachtung für seine Verdienste, wie auch den Rajas einen Gefallen zu erweisen, ihm ein jährliches Gnadengeld von zweytausend Rupien verordnet hatte. Er war wohlgebildet, und sah gut aus. Seine Kleidung bestund in einer weißen seidenen Binde, die er um den Gürtel gewickelt hatte, und die ihm bis mitten auf die Füße hinabhing; eine andere Binde von rother Seide bedeckte ihm die Schultern, wie ein kleiner Mantel. Bernier hatte ihn verschiedenemal zu Dehli vor dem Kaiser, in der Versammlung der Omhras, auch durch die Gassen, bald zu Fuße gehen, bald in einem Paleki getragen gesehen, auch mit ihm einigemal bey dem Danck Mend gesprochen, dem dieser indianische Lehrer aufwartete, in Hoffnung, sein Gnadengeld wieder zu bekommen, das ihm Aurengzeb, um seine Ergebenheit gegen die muhammedanische Lehre zu bezeugen, genommen hatte. „Da er mich zu Benares sah, spricht Bernier: so erwies er mir tausend „Höflichkeiten, und gab mir eine Collation in der Bibliothek der hohen Schule, mit den „sechs berühmtesten Pendeten der Stadt. Da ich mich in so guter Gesellschaft befand, so „bath ich sie, mir ihre Gedanken über die Anbethung ihrer Götzen zu sagen; denn da ich In„dien verlassen wollte, so würde ich dadurch sehr geärgert, und diese Verehrung schiene mir „ihrer Einsicht und ihrer Philosophie unwürdig zu seyn.„ Hier folget die Antwort dieser edlen Versammlung.

Bernier besuchet den obersten Pendet von Benares. Abschilderung desselben. Seine Höflichkeit.

Wir haben in Wahrheit, sagten sie, in unsern Deutas oder Tempeln, vielerley Bildsäulen, des Brahma, Mchaden, Genich und Gavani, die die vornehmsten sind, auch viel unvollkommenere, denen wir große Ehre erzeigen, vor ihnen niederfallen, ihnen Bluhmen, Reiß, wohlriechende Oehle, Safran und andere Opfer, mit viel Ceremonien darbiethen: indessen halten wir diese Bilder nicht für den Brahma, oder die andern selbst, sondern nur für Vorstellungen von ihnen, und wir erweisen ihnen diese Ehre nur als Vorstellungen. Sie befinden sich in unsern Deutas, weil die Bethenden etwas vor Augen haben müssen, das ihre

Was sie dem Bernier für Erklärungen geben.

p) [...]ber so alt, daß, wie Bernier saget: die Braminen, so gute Rechner sie auch sind, doch hier mit ihren Zahlen nicht auskommen können. Ebendas. a. d. 122 S.

Beschreibung von Indostan.

ihre Gedanken beysammen behält. Wir bitten nicht das Bild, sondern den, den es vorstellet. Uebrigens erkennen wir nur Gott für den unumschränkten, und allein allmächtigen Herrn.

Ihre Gedanken wegen der Deutas.

„Dieses ist, saget Bernier, ihre Erklärung, ohne Zusatz und Verminderung. Ich „trieb sie darauf weiter, wegen der Natur ihrer Deutas q), über die ich Erläuterungen „verlangte, aber ich konnte nur sehr verwirrte Dinge aus ihnen bringen, daß es dreyerley „gäbe, gute, böse, und gleichgültige, die weder gut noch böse wären. Manche sagten, „sie wären vom Feuer; andere machten sie aus Lichte; viele behaupteten, sie wären Dia„pek, von welchem Worte ich keine rechte Erklärung bekommen konnte, als nur daß sie „sagten, Gott sey Diapek, unsere Seele sey Diapek, was Diapek sey, sey unzerstörlich, „und weder Zeit noch Orte unterworfen; nach andern wären die Deutas nur Theile der „Gottheit; noch andere hielten sie für gewisse Arten von Gottheiten, die abgesondert „und in der Welt zerstreuet wären.„

Bernier fährt fort. „Ich befragte sie auch noch wegen der Natur der Lengue Che„rire, die einige ihrer besten Schriftsteller zulassen, aber ich konnte nichts herausbringen, „als was ich lange zuvor von einem andern Pendet gehöret hatte, daß nämlich die Saamen „der Thiere, Pflanzen und Bäume nicht von neuem entstehen, daß aller Saame vom ersten „Ursprunge der Welt, überall zerstreuet, in alle Dinge gemenget, und itzo schon völlige Pflan„zen, Bäume und Thiere, aber so klein sind, daß sich ihre Theile nicht unterscheiden las„sen, bis sie an einen bequemen Ort kommen, wo sie sich nähren, ausbreiten und wach„sen, daß also der Saame eines Birnbaumes und eines Apfelbaumes, ein Lenguecherire, „ein vollkommen kleiner Birnbaum und Apfelbaum sey, der alle wesentliche Theile habe, „und daß die Saamen eines Pferdes, eines Elephanten oder Menschen, ein Lengueche„rire,

q) Dieses Wort bedeutet zugleich den Tempel, oder den Gegenstand des Dienstes, wie Pagode.

r) Bernier an oben angeführtem Orte a. d. 126 und vorherg. S. Er setzet hinzu: die Lehre von der allgemeinen Seele habe sich seit einigen Jahren in Indien weit ausgebreitet, weil einige Pendeten die beyden ersten Sohne des Chah Jehan, den Darab und Sujah damit eingenommen hatten, aber diese Lehre machte eine Art von Cabbala aus, wie in Persien die Lehre der Sufys und der meisten persischen Gelehrten; man finde sie in sehr erhabenen und nachdrücklichen persischen Versen in ihren Gulatchenraz, oder Geheimnißbeete erkläret: wenn man den Plato und Aristoteles recht untersuchte, so würde man vielleicht finden, daß sie in diese Gedanken verfallen; es wären Fludds Gedanken welchen Gassendi widerleget, und die meisten unserer Chymisten verlohren sich darinnen, aber die indianischen Cabalisten trieben diese Grille viel weiter, als die andern, und sagten, Gott oder das höchste Wesen, das sie Achar nennen, und für unveränderlich halten, habe nicht nur die Seele aus seinem eignen Wesen hervorgebracht oder herausgezogen, sondern auch alles, was sich in der Welt körperliches und ma[illegible]lisches findet. Diese Hervorbringung wäre nicht bloß auf diejenige Art geschehen, die bey wirkenden Ursachen statt findet, sondern wie eine Spinne ihr Gewebe aus sich zieht, und wenn sie will, zurück zieht. Also ist die Schöpfung nach diesen Lehren nur ein Ausziehen, und Ausbreiten, das Gott aus seinem eigenen Wesen verrichtet, indem er gleichsam Netze aus seinen Eingeweiden zieht; und die Zerstörung ist nur ein Zurücknehmen dieser göttlichen Substanz, dieser göttlichen Netze in sich selbst. Den letzten Tag der Welt, welchen sie Maperle oder Pralea nennen, und wo ihren Gedanken nach alles zerstöret werden wird, werden also alle Netze eingezogen, die Gott aus sich selbst gezogen hatte. In allem, was unsere Sinnen rühret, ist nichts wirkliches und in der That vorhandenes; diese ganze Welt ist eine Art von Traume, und eine bloße Verblendung; denn alles, was sich unsern Augen zeiget, ist

nur

„rire, ein kleines Pferd, kleiner Elephante oder Mensch sind, dem nur Seele und „Nahrung fehlet, als das zu erscheinen, was sie wirklich sind *r*).

Beschreibung von Indostan.

Danek Mend nimmt einen Pendet zu sich.

Ob **Bernier** wohl das Hanscrit nicht verstund: so hatte er doch eine vortreffliche Gelegenheit, die Bücher, die in dieser Sprache geschrieben sind, kennen zu lernen. Daneck **Mend Khan**, sein **Agah**, nahm einen der berühmtesten **Pendeten** in ganz Indien zu sich in Dienste. Wenn ich müde war, sagte er, meinem **Agah** die neuesten Entdeckungen des Harvey, und Pecquet in der Zergliederungskunst zu erklären, und mich mit ihm über des Gassendi und Descartes Philosophie zu unterreden, die ich ihm ins Persische übersetzte, so war der **Pendet** unsere Zuflucht. Wir lernten von ihm, Gott, den er allezeit **Achar**, d. i. unbeweglich oder unveränderlich, nennte, habe den Indianern vier Bücher gegeben, die sie **Beth** hießen; dieser Name bedeutet Wissenschaft, weil sie glauben, in denselben wären alle Wissenschaften enthalten. Das erste heißt **Atherbaded**, das zweyte **Zagerbed**, das dritte **Reckbed**, und das vierte **Samabed**. Nach der Lehre dieser Bücher müssen sie, wie es sich denn auch wirklich so verhält, in vier Stämme unterschieden werden: solche sind die **Braminen** oder Gesetzgelehrten, die **Quetteryen** oder Kriegesleute, die **Bescue** oder Kaufleute, die man eigentlich Banianen nennet, und die **Seydra** oder Handwerker und Bauren. Diese Stämme können sich nicht unter einander verbinden; ein Bramine kann keine Frau aus den **Quetteryen** nehmen.

Was Bernier von ihm lernet.

Sie sind alle wegen einer Lehre, die mit der Pythagorischen übereinstimmt, eins, nämlich wegen der Seelenwanderung, und daß sie kein Thier tödten oder essen. Doch können die vom zweyten Stamme Thierfleisch essen, nur nicht von Kühen und Pfauen. Die unglaubliche Hochachtung, die sie für die Kuh haben, rühret daher, weil sie glauben, sie sollen in jenem Leben über einen Fluß schwimmen, und dabey sich an einer Kuh ihren Schwanz halten *s*).

nur eine und dieselbe Sache, Gott selbst; wie alle Zahlen, zehne, zwanzig, hundert, tausend, nur eben die Einheit, so vielmal wiederholet, sind. Bernier hatte sich viel Mühe gegeben, alle diese Meynungen zu sammeln, die er ein fabelhaftes Gemenge nennet, und fraget, ob er nicht Recht habe, auszurufen: elende Frucht so vieler Reisen und so vieler Ueberlegungen!

s) Ihre alten Gesetzgeber hatten vielleicht die ägyptischen Schäfer gesehen, die, um über den Nil zu kommen, in der linken Hand den Schwanz eines Büffels oder eines Ochsen, und in der rechten einen Stab hielten, ihn zu lenken; oder vielmehr wie Bernier meynet: sie können diese Ehrfurcht gegen die Kuh einzuflößen gesucht haben, weil die Indianer von ihr Milch und Butter bekommen, welches einen guten Theil ihres Unterhaltes ausmachet, und weil sie der Grund des Feldbaues, und folglich des Lebens ist. In Indien, saget er, ist es nicht wie in Europa. Die Erde, die acht Monate lang durch außerordentliche Hitze vertrocknet ist, kann daselbst nicht so viel Vieh nähren. Wenn man da halb so viel tödtete, als in Frankreich und England, so würde das Land bald davon öde werden, und ungebauet bleiben. Diese Braminen stellten diesen Mangel an Viehe vor, um vom Jehan Guir zu erhalten, daß man in einer gewissen Zahl Jahre keines tödten möchte; zu des Verfassers Zeit übergaben sie dem Aurengzeb eine Bittschrift, mit dem Erbiethen, eine ansehnliche Geldsumme zu geben, wenn er dergleichen Verboth thun wollte. Sie stellten vor, seit funfzig oder sechzig Jahren blieben viel Ländereyen ungebauet, weil Kühe und Ochsen zu theuer wären; der Verfasser setzet hinzu, die Gesetzgeber könnten auch vielleicht betrachtet haben, daß Rindfleisch und Kuhfleisch in Indien eben nicht wohlschmeckend, auch gar nicht gesund ist, ausgenommen in der sehr kurzen Winterkälte: oder vielleicht haben sie die Menschen von der Grausamkeit, mit welcher sie einander selbst begegneten, abwendig machen wollen, indem sie ihnen Mitleiden gegen die Thiere selbst einflößten. Bernier an oben angeführtem Orte a. d. 77 und vorherg. S.

Beschreibung von Indostan.

Die Lehre der Bethen verbindet ihre Nachfolger täglich, wenigstens dreymal, des Morgens, Mittags und Abends, mit gegen Osten gekehrtem Gesichte, zu bethen. Sie müssen sich den ganzen Körper dreymal waschen, oder wenigstens einmal, ehe sie essen, und dieses vielmehr in fließendem Wasser, als in einigen andern. Vielleicht haben ihre Gesetzgeber dadurch nur gesucht, ihnen einen sehr nützlichen Gebrauch in einem Lande anzugewöhnen, wo das Baden so viel zur Gesundheit, als zur Reinlichkeit, beyträgt.

Die Bethen lehren, da Gott beschlossen habe, die Welt zu schaffen, so habe er sich nicht selbst damit beschäfftigen wollen, sondern drey sehr vollkommene Wesen erschaffen. Das erste, **Brahma**, welches alles durchdringend bedeutet; das zweyte, **Beschen**; das in allen Dingen vorhanden ist. Das dritte, **Mehahden oder großer Herr**. Durch des **Brahma** Vermittelung, habe er die Welt erschaffen; durch **Beschen** erhalte er sie, und durch **Mehahden** werde er sie zerstören; dem **Brahma** sey aufgetragen worden, die vier Bethen bekannt zu machen, und daher stelle man ihn manchmal mit vier Köpfen vor. Manche europäische Mißionarien haben in diesen drey Wesen einen verderbten Begriff von dem Geheimnisse der Dreyeinigkeit zu erkennen geglaubt *r*).

Man hat geglaubt, diese kleine Anzahl von Untersuchungen, die aus einem Reisenden, wie **Bernier**, gezogen sind, würden einem überlegenden Leser mehr gefallen, als alle Mährchen des Volkes, die man in den meisten Reisebeschreibungen findet. Man stelle sich vor, es langten verschiedene Indianer in Europa an; einer, der so bedachtsam als geschickt und einsichtsvoll sey, suche nur bey unsern Gelehrten, die es am besten verstehen, Unterricht; andere aber, obwohl in großer Anzahl, nähmen alles an, was ihnen die ersten die besten Nachrichten meldeten, und fingen die Erzählungen auf, wie sie ihnen nur von allen, die sie kennen lernten, zu Ohren kämen.

Andere abgöttische Secten.

Die **Banianen**, mit allen ihren verschiedenen Secten, sind nicht die einzigen Abgöttischen des Reiches. Besonders findet man in Guzarate eine Art Heiden, **Parsis** genannt, meistens Persianer, aus den Landschaften **Fars** und **Korasan**, die ihr Vaterland seit dem siebenten Jahrhunderte verlassen haben, sich den Verfolgungen der Muhammedaner zu entziehen. Als **Abubeker** unternahm, Muhammeds Religion in Persien durch die Waffen einzuführen: so befand sich der damals herrschende König zu schwach, ihm zu widerstehen, setzte sich im Hafen **Ormus** zu Schiffe, mit achtzehn tausend Mann, die ihrer alten Religion treu blieben, und gieng bey **Cambaja** ans Land. Er ward nicht nur aufgenommen, sondern bekam auch die Freyheit, sich im Lande zu setzen, wohin diese Gewogenheit andere Persianer zog, die noch immer ihre alten Gebräuche behalten.

Parsis, Götzendiener aus Persien.

Die **Parsis** halten nichts so heilig, als das Feuer, weil solches, wie sie sagen, die Gottheit am vollkommensten vorstellet. Sie unterhalten es sorgfältigst. Nie würden sie ein

r) Der deutsche Jesuit, Pater Roa, der sich auf das Hanscrit gelegt hatte, da er sich in Agra aufhielt, behauptet, man finde nicht nur in den Büchern der Banianen einen Gott von drey Personen, sondern die zweyte Person ihrer Gottheit sey auch neunmal Mensch geworden. Die zehnte Menschwerdung soll ihrer alten Sage nach geschehen, die Welt von der Sclaverey der Muhammedaner zu befreyen. Dieses hat der Pater Kircher in seiner China illustrata, aus des Pater Roa eigener Nachricht mitgetheilet, der ihm zu Rom Unterricht davon gegeben hatte. Ein Carmeliter Pater zu Chiras hat eben das bekräftiget, der ihm einen Theil davon, als er in Europa durch Persien zurück gieng, mit List entzogen hatte. Bernier aber, welcher den Pater Kircher gelesen hatte, will nicht zugestehen, daß man das Wort Menschwerdung ausdrücklich brauche. Er hätte, saget

Beschreibung von Indostan.

ein Licht oder eine Lampe auslöschen; nie eine Feuersbrunst mit Wasser löschen, wenn auch ihr Haus verbrennen sollte. Sie ersticken es mit Erde. Das größte Unglück für sie ist, das Feuer in ihren Häusern so ausgelöscht zu finden, daß sie es aus der Nachbarschaft holen müssen. Aber das ist nicht an dem, wenn man von den Guebres und andern alten Einwohnern Persiens saget, daß sie es anbethethen.

Ihre Meynungen wegen der Religion.

Sie erkennen einen Gott, der die Welt erhält, unmittelbar durch seine Macht allein wirket; aber sieben Bediente hat, die sie ebenfalls sehr verehren; diese Bedienten verwalten ihr Amt unter ihm, und müssen ihm Rechenschaft geben. Außer diesen obersten Bedienten, zählen sie noch sechs und zwanzig andere, deren jeder seine besondern Verrichtungen zum Nutzen der Menschen und zur Regierung der Welt hat. Ueber ihre besondern Namen, nennen sie solche auch Geshu oder Herren; und ob sie wohl niedriger sind, als das oberste Wesen, so werden sie doch von ihnen angebethet, und in Nöthen angerufen, weil sie glauben, Gott schlage derselben Fürbitte nichts ab. Für ihre Lehrer haben sie ungemeine Ehrfurcht, und verschaffen denenselben, nebst ihren Familien reichlichen Unterhalt. Keine Moscheen oder öffentliche Oerter zur Uebung des Gottesdienstes findet man bey ihnen, sondern sie widmen dazu ein Zimmer in ihren Häusern, wo sie sitzend, und ohne eine einzige Neigung des Körpers bethen.

Ihr Gottesdienst.

Besondere Tage zum Gottesdienste halten sie auch nicht, den ersten und zwanzigsten Tag des Monden ausgenommen, den sie andächtig feyern. Alle ihre Monate haben dreyßig Tage; doch besteht ihr Jahr aus dreyhundert fünf und sechzig Tagen, weil sie zum letzten Monate fünf Tage setzen.

Ihre Kleidung.

Ihre Priester unterscheiden sich nicht an der Kleidung; denn diese ist ihnen mit den andern Parsis, ja mit allen Einwohnern des Landes gemein. Der einzige Unterschied bey diesen Götzendienern besteht in einer Schnur von Wolle und Kameelhaaren, daraus sie sich einen Gürtel machen, der ihnen zwey oder dreymal um den Leib geht, und mit zween Knoten auf den Rücken geknüpfet wird. Dieses Merkmaal ihres Glaubens scheint ihnen so nothwendig zu seyn, daß die, welche das Unglück haben, es zu verlieren, weder essen, noch trinken, noch reden, noch selbst von dem Orte weichen dürfen, wo sie sich befinden, bis man ihnen von dem Priester, der sie verkaufet, einen andern gebracht hat. Die Weibesbilder tragen dergleichen, wie die Mannspersonen, seit dem Alter von zwölf Jahren u).

Ihre Wohnungen und Gebräuche.

Die meisten Parsis wohnen längst der Seeküsten, und finden ihren Unterhalt ganz geruhig, durch den Tobaksbau, und den Terry, welchen sie von den Palmbäumen zapfen, weil sie keinen Wein trinken dürfen. Sie treiben auch Handlung, sind Bankirer, und haben alle Arten von Profeßionen; nur Schmiede, Schlösser, und Eisenarbeiter ausgenommen, weil es für sie eine nicht zu verzeihende Sünde wäre, Feuer auszulöschen. Ihre Häuser sind klein, finster, und schlecht mit Geräthe versehen. In den Städten wohnen sie gern, alle zusammen, in einer Abtheilung. Ob sie wohl keine besondere Obrigkeit ha-

saget er, nur einige Pendeten gehöret, welche die Sache folgendermaßen erkläret: Gott sey vordem in verschiedenen körperlichen Gestalten erschienen, in denen er alle die Wunder gethan habe, die sie erzählen. Andere sagten, es wären die Seelen gewisser großen Männer, die wir etwan Helden nennen würden, welche da in diese Körper gegangen, und so wären diese Helden Deutas geworden, oder, mit unsern alten Götzendienern zu reden, sie wären eine Art mächtiger Gottheiten geworden, wie die Numina, Genii, Daemones, oder, wenn man lieber will, wie die Geister und Feyen. Man sieht nicht, saget er, daß das Wort Deuta einen andern Verstand haben könne. Bernier an oben angeführtem Orte a. d. 91 und vorherg. S.

u) Mandelslo I Th. a. d. 184 und vorhergehenden Seite.

Beschreibung von Indostan.

ben, so wählen sie doch unter sich zween der Ansehnlichsten dieser Nation, welche ihre Zwistigkeiten entscheiden, und ihnen die Mühe ersparen, vor andern Richtern zu erscheinen und zu klagen. Ihre Kinder verheirathen sich sehr jung, aber sie werden in dem väterlichen Hause bis ins funfzehnte oder sechzehnte Jahr erzogen. Die Witwen haben die Freyheit, sich wieder zu verheirathen. Wenn man den Geiz und den Betrug im Handel ausnimmt, welches Laster bey den Parsis desto mehr zu bewundern ist, weil sie außerordentlichen Abscheu vor dem Diebstahle haben, so sind sie sonst insgemein von besserer Gemüthsart, als die Muhammedaner x). Ihre Sitten sind leutselig, unschuldig, und wenigstens von allen Arten von Unordnung weiter entfernet, als bey andern indianischen Nationen.

Der Parsis Leichengebräuche.

Wenn ein Parsis in letzten Zügen liegt: so bringt man ihn von seinem Bette auf eine Rasenbank, wo man ihn sterben läßt. Nach diesem wickeln ihn fünf oder sechs Mann in ein Stück Zeug, und legen ihn auf ein eisernes Gitter, wie eine Baare, worauf sie ihn an den gemeinschaftlichen Begräbnißort tragen, der allezeit etwas von der Stadt entfernet ist. Diese Begräbnißörter bestehen aus drey Feldern mit einer Mauer, zwölf oder funfzehn Fuß hoch, eingeschlossen, da das erste für die Weibesbilder, das zweyte für die Mannspersonen, das dritte für die Kinder gehöret. Jedes Grab hat auf seiner Oeffnung eiserne Stangen, die wiederum ein Gegitter ausmachen, worauf man den Körper leget, damit er daselbst den Raubvögeln zur Nahrung diene, bis die Knochen von sich selbst durch das Gitter nieder fallen. Die Verwandten und Freunde begleiten ihn mit erstaunlichem Geschreye und Klagen, aber fünfhundert Schritte vom Begräbnisse bleiben sie stehen, und warten bis er auf das Gitter geleget ist. Sechs Wochen darnach, leget man auf das Gitter die Erde, auf welcher der Todte den Geist aufgegeben hat, als eine befleckte Sache, die niemand weiter anrühren will. Sie bedecket das übrige des Körpers, und füllet das Grab aus.

Ihr Abscheu vor Leichen.

Der Abscheu der Parsis vor Leichen geht so weit, daß sie auch nur, wenn sie eines todten Thieres Knochen angerühret haben, ihre Kleider wegwerfen, sich reinigen, und neun Tage lang Buße thun müssen, während welcher Zeit selbst ihre Weiber und Kinder sich ihnen nicht nähern. Besonders glauben sie, diejenigen, deren Knochen unglücklicher Weise ins Wasser fallen, wären ohne Barmherzigkeit, zu den Strafen jenes Lebens verdammt y).

Ihr Gesetz untersaget ihnen, Fleisch von Thieren zu essen, doch nicht mit so vieler Strenge, daß sie nicht im Nothfalle Schöpsenfleisch, Ziegenfleisch und Hirschwildpret, auch Gevögel und Fische essen sollten. Ochsen- und Kuhfleisch aber halten sie so stark für verbothen, daß

x) Ebendaselbst a. d. 186 S.
y) Ebendaselbst a. d. 185 S.
z) Ebendas. a. d. 185 S. a) Ebendaselbst.
b) Ihre Einfalt geht noch weiter. In der Stadt Jagannat, saget Bernier, die an dem bengalischen Meerbusen liegt, sieht man einen berühmten Tempel eines Götzen von eben dem Namen, wo jährlich ein Fest acht bis neun Tage lang gehalten wird. Da versammeln sich manchmal zu hundert und funfzig tausend Gentiven. Man richtet eine prächtige Maschine von Holze, voll außerordentlicher Figuren auf, die viele riesenmäßige Köpfe haben, welche halb Menschen halb Thiere sind; sie steht auf sechzehn Rädern, welche funfzig bis sechzig Personen ziehen, stoßen und fortreiben. In der Mitte steht das Götzenbild Jagannat reichlich geschmücket, welches man aus einem Tempel in den andern führet. Während des Zuges dieses Wagens, finden sich Elende, deren Verblendung so weit geht, daß sie sich mit dem Bauche auf die Erde unter diese großen und schweren Räder werfen, welche sie zerquetschen, in der Meynung Jagannat werde sie wieder groß und glücklich auf die Welt kommen lassen. Dieses sind keine Märchen, saget Bernier. Die Braminen kommen auf so niederträchtige und schändliche Betrügereyen, daß ich

daß sie sagen, sie wollten lieber von ihrem Vater und ihrer Mutter essen z). Obwohl der Terry, oder Palmwein, ihnen erlaubt ist, so dürfen sie doch keinen Aquavit trinken, und besonders sich nicht voll trinken. In ihrer Secte ist die Trunkenheit ein so großes Verbrechen, daß es nur durch eine lange und strenge Buße zu heben ist, und wer sich solcher nicht unterwerfen will, wird aus ihrer Gemeine verbannet. Beschreibung von Indostan.

Die **Parsis** sind eben nicht die längsten, aber von weißerer Farbe, als die anderen Indianer, und ihre Weiber sind viel weißer und schöner, als selbst der Muhammedaner ihre. Die Mannspersonen haben einen langen Bart, und scheren sich solchen rund. Manche lassen sich die Haare abschneiden, andere lassen sie wachsen. Die ersten behalten, oben auf den Köpfen, einen Busch, wie einen Daumen groß a).

Andere Secten. In Indostan sind noch zwo andere heidnische Secten; die eine heißt der **Indus** ihre, welche aus der Landschaft **Multan** abstammen. Sie sind keine Banianen; denn sie pflegen alle Thiere ohne Unterschied zu todten und zu essen, und in ihren Versammlungen bey dem Gottesdienste, wo sie einen Kreis schließen, lassen sie keinen Banian zu. Indessen haben sie viele Hochachtung für Ochsen und Kühe. Die meisten sind Soldaten, und der Großmogol brauchet sie, seine besten Plätze zu bewahren.

Die zwente Secte ist der **Gentiven** ihre; sie kommen aus **Bengale**. Von dar hat sich ihre Secte überall in das große Indien ausgebreitet. Diese Götzendiener haben der Banianen ihre guten Eigenschaften nicht, und stehen auch nicht in solchem Ansehen. Meistens sind sie niederträchtig und knechtisch gesinnet. Ihre Unwissenheit und Einfalt ist eben so erstaunlich, sowohl was das gemeine Leben, als was die Religion betrifft, derentwegen sie sich völlig auf ihre Priester verlassen. Sie glauben, im Anfange sey nur ein Gott gewesen, der habe andere zur Gesellschaft genommen, nachdem die Menschen nach und nach diese Ehre durch vortreffliche Handlungen verdient hätten. Die Unsterblichkeit und die Seelenwanderung nehmen sie an; daher verabscheuen sie Blutvergießen. Mordthaten sind eben deswegen nicht gemein bey ihnen. Ehebruch strafen sie aufs strengeste, aber gegen die schlechte Hurerey sind sie so gelinde, daß sie solche nicht einmal für schändlich halten, und ganze Familien, **Bagavares** genannt, ein Handwerk daraus machen b).

Die **Gentiven** von **Bengale** sind Landleute und Weber. Man findet Flecken und Dörfer, die nur von dieser Secte bewohnet sind, und in den Städten nehmen sie verschiedene

ich es nicht glauben würde, wenn ich mich dessen nicht völlig versichert hätte. Diese Betrüger nehmen das schönste junge Mägdchen zur Braut des Jagannat: sie lassen solches die Nacht in dem Tempel, wo sie solches mit großer Ceremonie nebst dem Götzenbilde hingebracht haben, und versprechen ihr, Jagannat werde kommen, bey ihr zu schlafen, haben sie ihr anbefehlen, den Götzen zu fragen, ob das Jahr fruchtbar seyn werde, welche Processionen, Feste, Gebethe, Allmosen, er dieserwegen verlange. Indessen gehet einer von diesen Betrügern bey Nachte durch eine Hinterthüre hinein, misbraucht das Mägdchen, und beredet sie alles, was er für gut befindet. Den andern Tag, da man sie aus einem Tempel in den andern bringt, wo sie sich ihrem Bräutigame, dem Jagannat zur Seiten befindet, lassen die Braminen sie dem Volke alles sagen, was sie glaubet gelernet zu haben. Bernier a. d. 27 und vorherg. S. Er saget, er habe auch Weibesbilder, die ihrer Schönheit und ihres Verstandes wegen berühmt waren, gesehen, welche ansehnliche Geschenke der Muhammedaner, Christen, und anderer fremder Heyden ausgeschlagen und verachtet hätten, weil sie glaubten, sie hätten die Ehre, ihren Götzen geweiht zu seyn. Ebendas. a. d. 18 S.

Beschreibung von Indostan.

ne große Quartiere ein. Von ihren Manufacturen kommen die schönsten baumwollenen Zeuge her, und die schönsten seidenen Waaren.

„Es ist ein sehr angenehmes Schauspiel, saget Schuten, ihre ganz schwarzen Weiber und Töchter fast nackend, mit bewundernswerther Geschicklichkeit arbeiten zu sehen. Sie „beschäfftigen sich da Leinwand zu bleichen, wobey sie die Arbeit und die Bewegung ihrer „Hände und Füße mit Singen begleiten. Die Mannspersonen scheinen mir träger und nie„derträchtiger zu seyn. Sie lassen sich von ihren Weibern in den beschwerlichsten Arbeiten helfen, „z. E. im Feldbaue und im Einernten. Die Weibesbilder wußten sich besser darein zu fin„den, als die Mannspersonen. Nach verrichteter vieler Arbeit, besorgeten sie noch die „Houshaltung, da indessen ihre Männer ausruhete:. Ich habe hundertmal genti„vische Weibesbilder mit Kindern am Halse oder an der Brust, das Feld bauen „sehen„ c).

Theers.

In Indostan findet man noch eine andere Secte der Anhänger, die weder Heiden noch Muhammedaner sind, und Theers heißen. Man weis nichts von ihrer Religion. Sie machen eine Gesellschaft aus, die überall gebrauchet wird, die Brunnen, die Cloacke und Abzüchten zu reinigen, und todtes Vieh, dessen Fleisch sie nachgehends essen, abzuziehen. Sie führen auch die Verbrecher zur Strafe, und manchmal verrichten sie die Hinrichtung selbst. Sie werden auch für ein schändliches Geschlecht gehalten. Andere Indianer, die sie angerühret hätten, würden sich für verbunden halten, sich vom Kopfe bis an die Füße zu reinigen. Dieser Abscheu aller Menschen vor ihnen, hat ihnen den Namen Alkores zugezogen. Man läßt sie auch nicht mitten in der Stadt wohnen; sie müssen sich an das Ende der Vorstadt begeben, und dem Umgange mit den Einwohnern entsagen d).

Alle abgöttische Pfaffen in Indien heißen Braminen.

Nachdem Schuten bemerket hat, daß des Unterschiedes unter den abgöttischen Secten ungeachtet, die Priester in allen Religionen Braminen oder Brahemeren e) hießen: so erhebt er doch die Braminen unter den Banianen weit über die andern. Sie sind, saget er, gesitteter, gesetzter, und verständiger. Es ist schon angemerket worden, daß sie alle drey oder vier kleine Schnüre tragen, die ihnen über die Achseln gehen, und die sie nie von sich legen. Ob sie gleich, was die übrige Kleidung betrifft, frey sind: so gehen sie doch meistens nackend, von den Lenden hinauf, und haben nur ein Stück Zeug, das ihnen zum Gürtel dienet, und bis auf die Füße hinabhängt. Die bengalischen gehen nie aus ihren Häusern, ohne einen großen Rock von Baumwollenzeuge. Ihr Kopf ist mit einem andern Stücke Zeug oder Seide bedecket, das vier oder fünfmal herumgewickelt ist, und ihre Haare bedecket. Diese schneiden sie niemals ab. Eine Flechte, in welche sie dieselben vereinigen, dienet ihnen, sie hinter dem Kopfe zu erhalten. Ihre Ohren sind lang und herabhängend, mit goldenen Ringen, und anderm Geschmeide gezieret. Ihre Weiber sind sehr stolz. Sie beräuchern sich den Leib mit einem Mengsel von Sandelholze, Reiße, und andern wohlriechenden Sachen. Ihr Rock ist von einem durchsichtigen Zeuge, wie der andern Weibesbilder ihrer. Außer dem Alterthume der Casten oder des Stammes der Braminen, sind ihrer noch viele unter ihnen, die aus königlichem Geschlechte seyn wollen, und allen Hochmuth dieser Abkunft benbehalten. Alle Reisenden sind eins, daß sie bey den abgöttischen Königen in großem Ansehen stehen, und daß nichts, ohne sie zu befragen, unternommen wird.

Aus

c) Schuten a. d. 212 u. f. S.
d) Mandelslo a. d. 187 S.

e) Schuten a. d. 214 u. vorherg. S. Unsere Franzosen zu Pontichéri nennen sie Bramés

Beschreibung von Indostan.

Gemeinschaftliche Gebräuche im mogolischen Reiche.

Aus einigen Gebräuchen, welche die Reisenden gesammlet haben, und die allen Landschaften des Reiches gemein zu seyn scheinen, will man keine besondere Abtheilung machen. Mandelslo erzählet, alle Mogolen wären große Liebhaber der Jagd, und ihre Windhunde kleiner, als die unsern sind. Sie zähmen Tiger und Leoparden, solche als Hunde zu brauchen. Diese fangen das Rothwildpret mit einem Sprunge, aber sie verfolgen es niemals. Flußvögel zu fangen, haben sie eine sehr leichte Art. Sie brauchen darzu einen Hausentrich, den sie ausnehmen und mit Heu ausfüllen. In diesem Zustande lassen sie ihn, vermittelst der Bewegung, die sie ihm mittheilen, schwimmen, folgen ihm unter dem Wasser, und mengen ihn unvermerkt unter die andern, die sie bey den Füßen fassen, ohne sie im geringsten scheu zu machen. Mit dem Bogen schießen sie ungemein geschickt; sie treffen die Vögel in dem Fluge. Ihre Bogen sind von Büffelshorne, und die Pfeile von einem sehr leichten Rohre.

Jagd.

Spiel.

Das Schachspiel lieben sie ungemein, wie auch eine Art Kartenspiele, die sie manchmal dem Verluste ihres Vermögens aussetzet. Die Musik wird in allen Ständen geliebet, ob sie wohl durch ihre Instrumente schlecht ausgeführet wird. Eben so gemein ist unter allen das Vertrauen auf die Sterndeuterkunst. Ein Mogol unternimmt nichts von Wichtigkeit, ohne den **Minatzin** oder Sterndeuter befragt zu haben.

Aristoteles und Avicenna stehen daselbst in Hochachtung.

Außer denen Werken, welche die Religion betreffen, und ihren eigenen philosophischen Schriften haben sie des Aristoteles Werke in das Arabische übersetzet, die sie **Aplis** nennen. Sie besitzen auch einige Bücher des Avicenna, den sie sehr hoch halten, weil er aus Samarcande, das unter Tamerlans Herrschaft gehöret hat, gebürtig gewesen ist. Ihrer Schreibart fehlet es nicht an Stärke und Beredsamkeit. In ihren Archiven schreiben sie alles merkwürdige auf, was an dem Hofe und in den Provinzen vorgeht; und die meisten, welche an den Geschäfften Theil nehmen, hinterlassen Nachrichten, welche zu einer guten Reichsgeschichte vieles beytragen könnten. Ob ihre Sprache gleich in verschiedene Mundarten getheilet ist, so fällt sie dennoch den Fremden nicht schwer. Sie schreiben, wie wir, von der Rechten gegen die Linke. Aber unter den Vornehmen giebt es wenige, die nicht persianisch, und selbst arabisch sprächen.

Aerzte.

Ihre gemeinsten Krankheiten sind der Durchlauf und hitziges Fieber. An Aerzten fehlet es ihnen nicht, aber keine andern Wundärzte haben sie nicht, als die Barbierer, die sie in sehr großer Anzahl haben: doch verstehen selbige nichts weiter, als Aderlassen und Schröpfen.

Landstrich von Indostan.

In einem so weitläuftigen Lande unternimmt man nicht, die verschiedenen Eigenschaften des Landstriches zu bestimmen *f*). Ueberhaupt fängt der Winter in Indostan um die Mitte des Brachmonates an, und dauert bis in den Herbstmonat. Die Regen dieser Jahreszeit sind nicht so unablässig, als in den ostlichen Ländern. Sie fallen nur dann und wenn, besonders bey dem Vollmonde und Neumonde. Der Nordwind herrschet sechs Monate lang, und der Südwind folget alsdenn eben so beständig. Die wärmsten Monate in dem Jahre sind der April, May und Brachmonat; während derselben würde die Hitze unerträglich seyn, wenn die Winde, die sich ziemlich ordentlich erheben, die Luft nicht erfrischten.

Außer-

f) Von zwanzig Grad südlicher Breite, Terri hat ihm diese Größe beygelegt. Man bis zum drey und vierzig nordlicher Breite. sehe oben die Erdbeschreibung.

Beschreibung von Indostan.

Außerdem aber sind selbige wegen der erstaunlichen Menge Staub, die die Sonne dem Gesichte entzieht, sehr beschwerlich g).

In dem Landstriche zwischen Surate und Agra fangen sich die Regen mit erstaunlichem Ungewitter an, und endigen sich eben so. Gleichwohl schlägt es daselbst selten ein, welches Terri der dünnen Luft zuschreibt. Diese drey Monate über regnet es jeden Tag, und manchmal dauert der Regen ohne Unterlaß. Sobald er vorbey ist, wird die Luft so klar und heiter, daß es die neun übrigen Monate etwas außerordentliches ist, das geringste Wölkchen zu sehen. Aber am Ende dieses so lange daurenden schönen Wetters ist die Erde überall aufgeborsten, und den sandigten und beständig unfruchtbaren Wüsten ähnlich. Kaum hat es fünf oder sechs Tage geregnet, so grünet sie über und über. „Ich habe, „saget eben der Verfasser, nirgends Felder in Indostan gesehen, wo das Getraide nicht viel „dicker und stärker gewesen wäre, als in England. Man säet es in dem May und in dem „Anfange des Brachmonates. Die Ernte geschieht im November und December, welches „die beyden gemäßigsten Monate sind h).

Berniers Beobachtungen.

Bernier bemerkte während seines langen Aufenthaltes, daß es niemals völlig zu Dehli geregnet, bis man viele Tage lang hat häufige Wolken nach Westen gehen sehen. Er theilet wegen der Ursachen seine Muthmaßungen mit: aber hier bleibt man nur bey den Begebenheiten, die aus seinen Beobachtungen gewiß scheinen. „Am Ende des Regenwetters, saget er, „das ordentlich gegen den Weinmonat einfällt, nimmt das Meer seinen Lauf nach Süden, „und der kalte Nordwind erhebt sich. Er wehet vier oder fünf Monate ohne Unterlaß, und „ohne Sturm, immer in gleicher Stärke und Richtung; nur manchmal ändert er sich von „ungefähr, oder hält inne; aber er fängt sogleich wieder an. Nachgehends verstreichen etwan zween Monate, während derer die andern Winde ohne Ordnung herrschen. Nach „diesen beyden Monaten, die man die Zwischenzeit, zwischen den zwo Jahreszeiten nennet, „und welche die Holländer nicht ungeschickt den **zweifelhaften Wind** genannt haben, „kömmt das Meer wieder zurück von Süden nach Norden; und der Südwind erhebt sich „wieder, vier oder fünf Monate zu herrschen, wie der Strom des Meeres. Zween Monate „ungewisse Witterung machen nachdem eine neue Zwischenzeit. In diesen Zwischenzeiten „ist die Schiffahrt gleich schwer und gefährlich, da sie zu den ordentlichen Zeiten angenehm „und ohne Gefahr ist, ausgenommen gegen das Ende der Zeit des Südwindes. Die „Zwischenzeit, welche auf diese folget, ist auch sehr viel gefährlicher, als die andere, und dieser Wind in der ordentlichen Zeit stürmischer und sehr viel gefährlicher, als der andere. „Was dem Bernier noch seltsamer vorkam, ist dieses; daß gegen das Ende des Südwindes, und währender Regenzeit auf dem hohen Meere Windstille ist, die Küsten aber beständige Ungewitter und Windstürme haben, bis auf funfzehn oder zwanzig Meilen in „die See hinein. Ein europäisches Schiff, das sich alsdenn der indianischen Küste nähern „will: z. E. zu Surate anzulanden, scheitert fast allemal, wenn es nicht seine Zeit sehr „wohl in Acht nimmt, sogleich nach dem Regen anzukommen i).„

Wir

g) Mandelslo a. d. 200 und vorherg. S.

h) Eduard Terri, an oben angeführtem Orte a. d. 12 S.

i) Bernier IV Th. a. d. 212 und vorherg. S. Bey Gelegenheit der Ueberschwemmungen, die sich nach den Regengüssen ereignen, bemerket er noch, daß in denen Ländern, wo der Indus fließt, bisweilen ganze Jahre ohne Regen verstreichen; und der Indus doch genugsam aufschwille, das Erdreich zu befeuchten. Ebendas. a. d. 2 S.

Beschreibung von Indostan.

Wir wollen diesen so langen Absatz mit Eduard Terris Anmerkung schließen k): „die Leute in Indostan, denen ihre Religion nicht verstattet, Wein zu trinken, bedienen sich „eines Getränkes, das mehr gesund als angenehm ist, und bey ihm Cahua genannt wird. „Es wird aus einer schwärzlichten Bohne gemacht, die man im Wasser sieden läßt, und „die ihm wenig Geschmack giebt, ob sie wohl die Verdauung zu befördern, die Lebensgei„ster zu erwecken, und das Geblüt zu reinigen sehr dienlich ist.„ Terri redet von der Bohne, die wir unter dem Namen Caffe kennen. Da das glückliche Arabien so nahe ist, so haben die Mogolen dieses Getränk wohlfeil, das sie wegen der starken Getränke, die ihre Religion zu meiden befiehlt, schadlos stellet. Die Schiffe, die sie jährlich von Surate nach Mocka senden, bringen ihnen diese Waare gegen indianische. Man hat oft gefraget, wie ein so kleines Land, als Arabien, nicht nur Persien und die Türkey, wo der Caffe lange Zeit ist gebräuchlich gewesen, sondern auch den größten Theil von Europa, wo sich der Geschmack an demselben länger als ein Jahrhundert fest gesetzet hat, damit versorgen kann. Die Schwierigkeit vergrößert sich, da er in Indien eben so gebräuchlich ist. Man hat auch des Terri Anmerkung nur deswegen hergesetzet, damit sie gleichsam den Uebergang zur folgenden Reise ausmachen solle, wo man Gelegenheit haben wird, die Schwierigkeit zu erläutern.

Die Mogolen bedienen sich des Caffees.

Uebergang zu folgendem Capitel.

Das XXVII Capitel.

Erste Reisen der Franzosen nach dem glücklichen Arabien, durch das morgenländische Meer.

Einleitung.

Einleitung.

Außer dem bereits angezeigten Vorsatze scheint es, daß bey der Absicht, die man sich vorgesetzet hat, alles dasjenige, was Persien und die Türkey betrifft, in die Sammlung der Reisen zu Lande zu verweisen, nichts sich besser hieher schicke, als diese Erzählung, um den ostlichen Theil von Indien zu schließen. Man darf die Leser nicht mehr durch Wege führen, die sie schon vielmals gegangen sind. Madagascar, die Insel Socotra, und einige Gegenden von Abyßinien, wo der Verfasser bis nach dem Hafen zu Aden ans Land gestiegen, würden nichts mehr darbiethen, was nicht unter hunderterley Gestalten in einer großen Anzahl von Tagebüchern bereits erschienen wäre. Wir wollen, um bey der neuen Erzählung nichts dunkel zu lassen, nur anmerken, daß die Franzosen, deren Reise man hier mittheilet m), von einer Gesellschaft Handelsleute zu St. Malo gebrauchet worden, welche die ersten waren, die sichs unter ihren Landesleuten einfallen ließen n), geradesweges und ohne eines andern Vermittelung, einen Handel nach Arabien, und vornehm-

k) An oben angeführtem Orte a. d. 13 S.

l) Gegen das 1660ste Jahr. Er war daselbst seit 1660 bekannt.

m) Sie ist 1716 zu Paris bey Cailleau in 12mo herausgekommen.

n) Der Verfasser saget, unter allen Europäeen. Vermuthlich war es ihm unbekannt, daß sich die Engländer seit langer Zeit diesen Weg eröffnet hatten.

Reise nach Arabien. 1708.

lich den Caffehandel zu unternehmen, da die Franzosen bisher den Caffe von den Türken, und zuweilen auch von den Engländern und Holländern, gekaufet hatten. Zwey Schiffe, Namens der **Neugierige** und der **Fleißige**, wurden in dieser Absicht zur Streiferey und zum Handel bewaffnet. Ein jedes führete funfzig Stücke; und sie liefen den 6ten Jenner 1708 von Brest aus. Den Namen des Schiffshauptmannes o) meldet man uns nicht, welcher doch zugleich Director der Handlungsgesellschaft war, und auf den **Neugierigen** gieng. **Der Fleißige** hatte zu seinem Hauptmanne einen erfahrnen Befehlshaber, Namens **Champloret.**

Der I Abschnitt.
Reise von Aden nach Mocka.

Gegenwärtiger Zustand von Aden. Seine Lage. Festungswerke. Hafen. Innere der Stadt. Aufnahme der Franzosen. Schiffsbeobachtungen. Die Franzosen werden nach Tagora verschlagen. Sie erhalten ein Schreiben von dem Könige. Gefährliche Bay zu Tagora. Beobachtungen, wegen der Straße des rothen Meeres. Weg bis nach Mocka. Aufnahme der Franzosen daselbst. Ihr Vergleich mit dem Statthalter. Beschreibung von Mocka. Gebräuche der Einwohner. Eigenschaften des Landes. Allgemeine Anmerkungen wegen Arabien. Verschiedene Arten von Caffe. Großer Caffemarkt. Ausfuhre nach der Türkey und Indien.

Gegenwärtiger Zustand von Aden.

Wir wollen uns gleich nach dem Hafen zu Aden, an der Einfahrt in das rothe Meer, versetzen, woselbst die Schiffe in eben dem Jahre im Christmonate anlangeten. Der Verfasser beschreibt den gegenwärtigen Zustand dieser Stadt p). Sie liegt an dem Fuße vieler hohen Gebirge, welche sie fast von allen Seiten umgeben; und welche auf ihren Spitzen fünf oder sechs Forte haben, nebst Streichlinien und vielen andern Werken an den Thälern, die sie von einander sondern. Von da führet eine schöne Wasserleitung das beste Wasser von der Welt, in ein großes Behältniß, welches nicht über eine Viertelmeile von der Stadt ist, und zu den Bedürfnissen der Einwohner überflüßig zureichet. Unsere Erdbeschreiber thun sehr unrecht, daß sie einen Fluß durch Aden gehen lassen. Sie haben den Abulfeda übel verstanden, welcher bloß ein Thor an der Landseite setzet, welches er das Wasserträgerthor nennet, weil man wirklich durch dieses Thor das süße Wasser hineinkommen läßt q).

Seine Lage.

Seine Befestigung.

Der Ort ist mit Mauren umgeben, die heutiges Tages sehr schlecht sind, vornehmlich an der Seeseite, wo man d[illegible]y hin und wieder einige Bollwerke mit fünf oder sechs Batterien von gegossenen Stücken wahrnimmt, deren einige sechzig Pfund schießen. Man glaubet, es sey solches das Geschütz, welches Solyman der Zweyte da gelassen, nachdem er die Stadt weggenommen, und das ganze Land erobert hatte, welches die Türken nachher den arabischen Fürsten haben abtreten müssen. Von der Landseite kann man nur durch einen einzigen Weg nach Aden kommen, welcher durch einen ziemlich engen Strich Landes geht, der als eine Halbinsel ins Meer hinaus läuft. Der Anfang dieses Weges ist mit einem Fort nebst einigen

o) Er wird in dem Vergleiche von Mocka, de la Merveille genannt. Man muß sich über die Auslassung seines Namens auf dem Titel und in der Vorrede um so vielmehr verwundern, da Herr de la Roque, dem man die Ausgabe dieser Reisebeschreibung zu danken hat, gesteht, daß er die Nachrichten von diesem Schiffshauptmanne selbst erhalten, und sie mit ihm in Ordnung gebracht habe. Diejenigen, die den Herrn de la Roque gekannt, werden ihn keiner Untreue verdächtig halten. Er ist eben derselbe, dem man eine sehr schöne Reisebeschreibung von dem Berge Libanon zu

einigen Wachten hin und wieder bedecket. Einen Stückschuß weiter findet man ein anderes Fort, in einem halben Monde, mit vierzig Stücken auf vielen Batterien, und einer beständigen Besatzung. Es würde unmöglich seyn, eine Landung an dieser Seite zu versuchen, um so vielmehr, da man zwischen der Stadt und diesem zweyten Fort auf dem Wege dahin noch ein anderes antrifft, welches mit zwölf Stücken und einer Besatzung versehen ist.

Reise nach Arabien. 1708.

Sein Hafen.

Was das Meer betrifft, wodurch man sehr leicht zu dieser Stadt kommen kann: so ist solches eine Bay, von acht bis neun Meilen Oeffnung, die gleichsam in zwo Rheeden getheilet ist. Die eine ist ziemlich weit von der Stadt; die andere ist nicht so groß, und näher, welche man den Hafen nennet. Indessen hat solche doch nicht weniger, als eine Meile in der Breite, wenn man sie von der Citadelle an rechnet, welche solche mit funfzig Stücken bestreicht, bis an die vordere Spitze, wo die Forte sind. Man liegt überall in achtzehn, zwanzig, und zwey und zwanzig Faden Wasser. Aden ist eine ziemlich große Stadt. Man sieht noch viel schöne Häuser daselbst, von zwey Stockwerken und mit platten Dächern. Sie zeiget aber auch viel altes Mauerwerk und verfallene Gebäude, welche nebst der vortheilhaften Lage zu erkennen geben, daß Aden ehemals ein wichtiger Ort, und das vornehmste Bollwerk von dem glücklichen Arabien gewesen. Ihr Gebieth ist ziemlich enge, aber sehr angenehm, und mit vielen Wiesen an dem Fuße der Gebirge versehen r).

Innere der Stadt.

Die Franzosen steigen zu Aden ans Land.

Obgleich die Franzosen von dem Statthalter zu Aden nichts erwarteten: so trieb doch die Neugier, die Stadt zu sehen, und die Lust, vorher zu errathen, was sie sich etwa von der Höflichkeit der Araber zu versprechen hätten, die beyden Befehlshaber an, in der Rheede vor Anker zu legen. Ein jedes Schiff grüßete die Festung mit sieben Schüssen, die ihnen mit eben so vielen beantwortet wurden, wobey sie bewillkommet und eingeladen wurden, ans Land zu steigen. Diese Aufnahme, welche mit der Anerbiethung allerley Erfrischungen begleitet war, brachte ihnen so viel Vertrauen bey, daß, nachdem sie sich ans Land setzen lassen, sie keine Schwierigkeit machten, einigen bewaffneten Leuten zu folgen, welche sie nach dem Thore führeten, das man das große Seethor nennet, weil es sehr groß ist, und nach dem Hafen zugeht.

Beschreibung des Thores.

Sie bemerketen, daß es von einer ungeheuren Dicke ist, mit Nägeln oder vielmehr mit starken eisernen Zapfen beschlagen, und zu mehrer Sicherheit mit einer Stange versehen ist, deren Größe der Nägel ihrer gleich kömmt. Man ließ sie durch dieses Thor in einen wohlgewölbten Ort, etwan funfzehn Schritt lang, gehen; nach welchem sie eine Art von Cabinet fanden, das ebenfalls gewölbet war, und sich in einem Winkel endigte. Daselbst empfing sie ein angesehener Befehlshaber, Namens **Emir-el-bar** s), das ist Fürst des Meeres, eigentlich aber Hafenhauptmann, sehr höflich, und ließ sie auf Lehnstühle von sonderbarer Gestalt nieder sitzen. Die Unterredung war kurz, weil der Statthalter, welcher ihre Landung bereits vernommen hatte, Befehl schickete, sie zu ihm zu bringen. Sie giengen anfänglich durch eine eiserne Thüre, welche in der Spitze des Winkels war, und zu einer andern

zu danken hat; und der älteste Bruder des Ritters de la Roque, welcher lange Zeit Verfasser von dem französischen Mercur gewesen.

p) Siebenzig Grad Länge, und zwölf Grad Norderbreite nach des Abulfeda Tafeln. Wenn man von Westen kömmt: so würde man das Vorgebirge von Aden, wegen der vielerley Höhen von den Bergen, woraus es besteht, für viele Inseln zusammen halten.

q) Reise nach dem glücklichen Arabien a. d. 62 u. f. S.

r) Ebend. a. d. 63 S.

s) Die Europäer nennen ihn verderbt den Mirebar.

Reise nach Arabien. 1708.

andern Thüre, von lauter hölzernen Stangen führete. Ihr Marsch geschah zwischen zwo Reihen Soldaten, der Emir-el-bar zu ihrer Linken. Als sie zu des Statthalters Pallaste kamen: so mußten sie eine sehr schöne Treppe hinauf, in das vornehmste Zimmer gehen, woselbst sie ihn an dem Ende eines Saales auf einer mit prächtigen Tapeten bedeckten Erhöhung sitzen fanden, da er sich auf Küssen von mit Gold gesticktem Zeuge lehnete. Seine Gesellschaft war auf beyden Seiten auf andern Tapeten, und der übrige Saal schien mit sehr feinen Matten bedeckt zu seyn. Sie näherten sich der Erhöhung, ohne ihre Schuhe ausgezogen zu haben, welche Gnade sonst gemeiniglich niemanden zugestanden wird. Das übrige Gehör hatte nichts merkwürdigers *t*), als daß sie auch ihrer Seits eine Gelegenheit hatten, dem Statthalter eine weit kostbarere Gefälligkeit zu erzeigen, indem sie ihm den Beystand eines von ihren Wundärzten bewilligten, welcher seiner Familie eben so nützlich war, als ihm. Sie erhielten von seiner Erkenntlichkeit ein Empfehlungsschreiben an den Statthalter zu Mocka, womit sie den 27sten des Christmonats wieder unter Segel giengen. Da man ihnen die Freyheit gelassen hatte, die Stadt zu besehen: so nahmen sie eine lebhafte Bewunderung über die öffentlichen Bäder mit sich hinweg. Sie sind mit Marmor oder Jaspis bekleidet, und von außen mit einem schönen runden Dache gekrönet, welches inwendig mit verschiedenen Gallerien geschmückt ist, die auf prächtigen Säulen ruhen. Das ganze Gebäude ist vollkommen in Gemächer und andere Gewölber abgetheilet, die insgesammt an den Hauptsaal stoßen *u*).

Gnade, die sie erhalten und erweisen.

Schiffsbeobachtungen.

Man hatte den beyden Befehlshabern gemeldet, sie hätten bey der Ausfahrt aus der Rheede vieler Vorsicht nöthig, um sich vor den Strömen in Acht zu nehmen. Sie trieben auch in der That von der Seite des Vorgebirges von Aden mit vieler Schnelle nach seiner Spitze: und aller Bemühungen der Lootsen ungeachtet, giengen die beyden Schiffe nur eine Viertheilmeile von diesem Vorgebirge vorbey, welches das Drittheil von einer Meile Höhe zu haben scheint. Es ist sehr gerade und sehr jähe. Man entdecket daselbst zween Thürme mit ihren Schildwachten. Diese Thürme werden aus einem Schlosse gesehen, welches nur eine halbe Meile von der Stadt ist, und auf welchem die Einwohner die Fahnen und Zeichen sehen, die man daselbst ausstecket, um sie bey Gelegenheit zu warnen; welches sie auch in der Stadt und in der Citadelle thun, welches eben die Aussicht hat. Man versichert, daß man von der Höhe dieses Vorgebirges zehn Meilen in der Runde umher sehen

t) Man fragte sie, wo sie hin giengen und reichte ihnen Caffe auf sultanisch.

u) Ebendas. a. d. 57 und vorherg. S.

x) Sein Schreiben verdienet erhalten zu werden, nicht allein wegen des Characters der Redlichkeit, welcher darinnen hervorleuchtet, sondern auch um den Absichten des Herrn Ukley, Professors der arabischen Sprache zu Cambridge, nachzukommen, welcher in seinem Berichte von der Barbarey, den er im 1713ten Jahre herausgegeben, jedermann einladet, ihm die Schriften von dieser Art mitzutheilen, weil solche die Eigenschaft und Schreibart der Morgenländer vorstellen, und daher zur Erläuterung der heiligen Schrift dienen können. Avertissement auf der 6 Seite. Es klang so:

„Von dem wohlbewachten Hafen Taghiura. „Im Namen des gnädigen, barmherzigen Gottes. Lob sey Gott so wie es ihm gebührt. Gott „gebe seinen Segen demjenigen, nach welchem „kein Prophet mehr seyn wird; und seinem Ge„schlechte und seinen Freunden, nebst dem Frieden. „Die Schrift dieses Briefes ist von unserm Herrn, „dem Sultane Mehemed, des Sultans Deing „Sohne, welchen der höchste Gott erhalten wolle! „Amen.

„Wir thun euch zu wissen, o Schiffshaupt„mann, daß ihr Sicherheit und völlige Freyheit „in diesem Hafen Taghiura habet, Holz und Was„ser

sehen könne, und daß man das Vorgebirge selbst funfzehn bis zwanzig Meilen in der See erblicke. Diese Küste überhaupt scheint trocken und sandicht zu seyn: ein wenig weiter ins Land hinein aber ist der Boden voller Gehölze und morastig.

Reise nach Arabien. 1708.

Man hatte es den Franzosen sehr empfohlen, sie sollten nur nach Westen, und sogar ein Viertheil gen Nordwest steuren: allein der Pilote auf dem **Fleißigen**, welcher seinen Tageregistern zu viel trauete, blieb hartnäckig dabey, West gen Südwest wärts zu fahren, und der **Neugierige**, welcher dar hinter war, sah sich genöthiget, seinem Irrthume mit zu folgen. Indessen entdeckte man den andern Tag des Morgens das berühmte Gebirge, **Bab-el-mandel**, welches an der Einfahrt des rothen Meeres an der Küste von Africa liegt: man erkannte es aber nicht. Da der **Fleißige** nicht aufgehöret hatte, seinen Weg fortzusetzen: so befand man sich bald an der Einfahrt einer Bay, welche etwan sechs Meilen Oeffnung hatte, und in deren Mitte eine Insel lag. Als man diese Bay und deren Insel mit den Karten verglich: so glaubete man leicht, daß man an der Einfahrt des rothen Meeres wäre; und weil das Wetter günstig war, so faßte man den Entschluß, hinein zu fahren. Nachdem man zwo Meilen zurückgelegt hatte: so sah man eine Barke zum Vorscheine kommen, welche mit zwanzig Mann, nebst einem benjanischen Dollmetscher, und zweenen Lotsen besetzet war, von denen man bald vernahm, daß dieß die Bay von Tagora wäre, einer Stadt in Africa in dem Königreiche **Adel** und **Zeila**, welche ehemals unter dem abyßinischen Reiche begriffen gewesen. Sie überreichten zugleich dem französischen Befehlshaber ein Schreiben im Arabischen von dem Könige. Denn die Einwohner an der Küste hatten die beyden Fahrzeuge schon den vorigen Tag gesehen, und daher diesem Herrn geschwind Nachricht davon gegeben, welcher nicht gezweifelt hatte, daß sie nicht Gelegenheit zur Handlung suchen, oder einiger Erfrischungen nöthig haben würden, und ihnen daher diese doppelte Gefälligkeit höflichst anbiethen ließ *x*).

Irrthum, welcher die Franzosen nach Tagora bringt.

Sie erhalten ein Schreiben.

Sie nahmen solches um so viel williger an, weil sie nur noch eine halbe Meile nach Tagora hatten, und das Land ihnen reizend vorkam. Da sie aber ihre Schaluppe mit dem Senkbleye und der Lotschnur hatten vorhergehen lassen, weil die Nacht einbrach: so fanden sie gar bald eine Felsenbank, über welche man nothwendig gehen mußte, und die nur mit drey Faden Wasser bedecket war, welches sie zwang, von ihrem Vorsatze abzustehen. Sie nahmen die beyden Lotsen auf den **Neugierigen**, und schickten den Dollmetscher mit einem

Gefahr in der Bay Tagora.

„ser einzunehmen: denn wir sind verbunden, euch „solches zukommen zu lassen, und wollen euch ein „Raban geben, um euch in die Stadt einzulassen, wo ihr ans Land steigen wollet. Wenn „ihr nach dem Hafen Zeila gehen wollet, so ist er „näher an dem Orte, wo ihr itzt seyd. Wir sind „redliche Leute, und wir glauben an Gott und „seinen Propheten. Denn das ist unser Glaubensbekenntniß: ich bezeuge, daß kein anderer „Gott ist, als Gott, und daß Mahomet sein „Prophet ist. Gott gebe ihm seinen Segen, und „überhäufe ihn mit einer großen Anzahl angenehmer und gesegneter Seligkeiten des Friedens bis „auf den Tag des Gerichts. Und Lob sey Gott, „dem Herrn beyder Leben. Ihr habet die Sicherheit Gottes und die Sicherheit des Sultans „Mehemed, des Sultans Deing Sohnes; und „das Heil, und die Barmherzigkeit Gottes, und „sein Segen sey über euch.„ An der Seite war das Siegel des Königes, mit diesen Worten: „Derjenige, welcher auf den himmlischen König „trauet, Sultan Mehemed, Deings Sohn im „1117ten Jahre (der Hegira, welches mit dem 1705 nach unserer Zeitrechnung übereinkömmt, in welchem Jahre das Siegel gegraben worden). Auf der andern Seite des Siegels las man nach der Unterschrift das Wort **Catmir**, der Name eines Hundes, welcher nach dem Alcorane die schlafenden Brüder bey ihrem Schlafe 309 Jahr bewachet hat.

Reise nach Arabien. 1708.

nem Geschenke und Entschuldigungen an seinen Herrn wiederum zurück, und versprachen ihm, die beyden Männer zu belohnen, die sie in ihren Diensten behielten. Der Verfasser bedauret es, daß er keine Nachrichten zu Tagora hätte einziehen können. Sie würden der Erdbeschreibung eben so nützlich gewesen seyn, als der Handlung, da das Land unsern Reisenden so wenig bekannt ist y).

Diese Gedanken aber machten der lebhaftesten Furcht fast eben so bald Platz, als er nach Wahrnehmung des Schaumes, der ihm einige Gefahr prophezeyete, sich auf einmal an dem Rande einer fürchterlichen Bank befand, wo sein Schiff verschiedene male, durch das Spiel einer kleinen Welle, anstieß, welche es aufhob, und auf den Grund fallen ließ, als sie sich zurück gezogen hatte. Dieser Grund war Sand, voller starken Felsen, welche verschiedene Stücke von dem Kiele abbrachen. Indessen macheten doch der Beystand des Himmels, und die fleißige Arbeit den Neugierigen wiederum los. Es war nichts mehr übrig, als auf einmal aus der Bay zu gehen. Die beyden Piloten von Tagora riethen, an der linken Seite der Insel vorbey zu gehen, welche bey ihrer Einfahrt liegt, ob man gleich wegen Mangel des Grundes, daselbst nicht vor Anker legen kann. Nachdem sich endlich die beyden Schiffe vollends losgemacht hatten: so entferneten sie sich ungefähr eine Meile weit vom Lande. Eine Windstille hielt sie die ganze folgende Nacht auf; und nachdem sie den Morgen mit einem kleinen Winde weiter vom Lande weg kamen, so liefen sie gegen Abend in die berühmte Straße des rothen Meeres, oder des arabischen Meerbusens ein.

Anmerkungen des Verfassers wegen der Straße des rothen Meeres.

Dieser Erzählung, welche man zum Besten der Schiffahrt nicht hat weglassen dürfen, muß man die Anmerkungen des Verfassers wegen der Beschaffenheit dieser Straße beyfügen. Das Vorgebirge Gardafu, saget er, welches in dem Königreiche Adel liegt, geht gegen ein anderes zu, welches ihm gegen über liegt, und das Vorgebirge Fartach heißt, in dem Königreiche dieses Namens, an den Küsten von Arabien. Sie sind ungefähr funfzig Seemeilen von einander entfernet. Das Weltmeer aber, welches über hundert und funfzig Seemeilen weit zwischen diesen beyden Landspitzen eingeschlossen ist, wird endlich, durch Annäherung der beyden Küsten, so eng zusammengezogen, daß nicht mehr als etwan vier Seemeilen Oeffnung bleibt, oder ein Ufer von dem andern entfernet ist. Diese Oeffnung machet den kleinen Canal, den man eigentlich die Straße nennet. Darauf fängt das Meer an, sich zu erweitern, und erstrecket sich an viele Küsten von verschiedenen Namen, ungefähr von zweyhundert Seemeilen weit, von Südost gen Nordwest. Man findet bey der Einfahrt in die Straße eine Sandbucht, von zehn Faden Wasser, wo die beyden Schiffe ruhig vor Anker legeten, im Gesichte einer Moschee und vieler Fischerhütten. Dieser Bucht gerade gegenüber, das ist zur Rechten der Einfahrt, sieht man das Eyland, Bab-el-mandel, welches der Meerenge seinen Namen giebt, oder ihn von solcher nimmt. Es ist etwan zwo Seemeilen lang, und nicht völlig so breit. An gewissen Orten ist es etwas grün, obgleich das übrige nichts weiter, als ein unfruchtbarer Felsen ist, der von Wind und Wellen bestürmet, und von der Hitze der Sonne verbrannt wird. Der Verfasser findet es in den meisten gemeinen Karten sehr übel gesetzet, indem sie es mitten in die Straße stellen, da es doch ganz an der arabischen Küste liegt, und so nahe, daß zwischen der Insel und dem festen Lande nur eine sehr enge Fahrt für die kleinen Schiffe bleibt. Bey der Einfahrt der Straße und unter der Höhe der Insel ist der Ankergrund sehr gut. Man findet

y) Ebendas. a. d. 75 S. Man sehe des de Castro Tagebuch im ersten Bande dieser Sammlung.

det daselbst noch eine andere Bucht, als diejenige, wo die beyden Schiffe vor Anker gelegen hatten, eine Viertelmeile breit, nebst niedrigem Lande in der Mitten, worauf man kleine mit Matten bedeckte Häuser sieht. An diesem Orte werfen die Seeräuber Anker, und sind vor den Südwestwinden bedeckt z). Auf dem hohen Berge, welcher ebenfalls den Namen **Bab-el-Mandel** führet, und dessen Fuß die Meerenge auf der africanischen Küste machet, welche derjenigen von dem festen Lande von Aden in Asien gegenüber liegt, hatte ehemals ein Fort gestanden, welches den Ankerplatz bey der Einfahrt vertheidigte: es sind aber heutiges Tages nur noch die Trümmern davon übrig. Man kann, so nahe als man will, an diese Küste kommen. Die beyden Schiffe fuhren nur eine Viertel Meile davon vorbey. Es würde leicht seyn, Erfrischungen, Weihrauch, Gummi und andere Waaren daher zu holen. Man schicket von Mocka dahin, um zu sehen, ob die arabischen und indianischen Schiffe sicher auslaufen können. Die Seeräuber haben die Gewohnheit, wenn sie aus der Meerenge auslaufen, an dem Lande und an dem Vorgebirge von Aden hinzufahren, welches sich, der Muthmaßung nach, von welcher Seite man sich ihm auch nähert, über funfzehn Seemeilen hinaus erstrecket. Es fürchten sich auch alle asiatische Schiffe vor dieser Fahrt.

Reise nach Arabien. 1708.

Die Franzosen lichteten bey Anbruche des Tages mit einem frischen Winde den Anker, um nach Mocka zu segeln, welches in dem arabischen Meerbusen, zwanzig Seemeilen von der Meerenge liegt. Von dem Eylande **Bab-el-mandel** an, findet man niedriges Land, so weit nur das Gesicht reichet, welches endlich durch hohe Gebirge eingeschränket wird. Auf beyden Schiffen sah man immer das Land von Arabien in einer Entfernung von zwo Meilen; und zuweilen sah man auch mit unter einiges Buschwerk. Endlich entdeckten die Franzosen sechs Meilen in der See die Stadt Mocka, deren hohe Thürme, und von außen weiß angestrichene Moscheen eine sehr angenehme Aussicht machen. Sie glaubeten, für alle Beschwerlichkeiten einer langen Schiffahrt belohnet zu seyn, als sie anfingen, eine Menge Palmen und anderer grünen Bäume zu sehen, die ihnen das Ufer bis an die Stadt zu bekränzen schienen. Die Furcht vor den Bänken, welche diese Küste besetzen, nöthigte sie, sich nicht anders, als mit der Lotschnur in der Hand zu nähern. Sie fanden bald acht Faden, bald weniger bis auf sechs und fünfe. Der Lootsmann auf dem **Fleißigen**, welchen seine hohe Einbildung stets blind machte, wäre beynahe auf einem kleinen mit Thone untermischten Sande umgekommen, weil er einen andern Weg nehmen wollen. Indessen trieb ihn doch die Stärke des Windes noch glücklich über den Sand hinweg; und den 3ten des Jenners 1709 legeten beyde Schiffe an einer herausgehenden Spitze vor Anker, welche an der Nordseite die Hälfte von dem Hafen zu Mocka machet. Sie wird durch ein Fort vertheidiget, unter welchem man sechs Faden Wasser, und einen sandichten Grund mit etwas Muscheln und Felsensteinen findet. Der Hafen wird durch zwo Erdzungen geschlossen, die sich wie ein Bogen krümmen, und vollkommen einen halben Mond vorstellen. Auf den beyden Spitzen liegen zwey Forts, welche die Einfahrt vertheidigen; und diese Einfahrt, die von einem Fort zum andern nur eine Meile breit ist, machet eine Art von Rheede, wo die großen Schiffe vor Anker liegen müssen, weil der übrige Hafen nicht tief genug für sie ist.

Weg bis nach Mocka und dessen Gefährlichkeit.

So

z) Ebendas. a. d. 83 S.

Reise nach Arabien. 1708.

Aufnahme der Franzosen zu Mocka.

So bald die Franzosen Anker geworfen hatten, so sahen sie auf jedem Fort eine oben in der Spitze rothe Flagge ausstecken, welche mit drey halben Monden und einer Figur wie ein Andreaskreuz besetzet war *a*). Sie bemerketen auch, ob gleich sehr weit von der Stadt, die holländische Flagge, welche der Director dieser Nation, Frankreich zu Ehren hatte ausstecken lassen, und eine andere Flagge, welche denen im Fort gleich war, auf einer Batterie mit Stücken nahe bey dem Hause des Statthalters. Sie grüßeten mit sieben Canonenschüssen, welche mit fünfen von der Batterie der Stadt beantwortet wurden. Eine Barke mit einer Flagge und einem Wimpel brachte den Emir-el-bar oder den Hafenhauptmann sogleich an Bord. Er war mit einem grünen Zeuge, das in Falten lag, mit weiten herabhängenden Aermeln, in der Gestalt einer Mönchskutte, bekleidet, und hatte eine Art von Weste darüber. Er wurde von einem benjanischen Dollmetscher begleitet, welcher portugiesisch sprach, und weiß gekleidet gieng, mit einem schönen gestickten Gürtel und einer seidenen Binde über die Schultern. Zugleich kam auch ein Holländer aus dem Kaufhause mit, welcher türkisch gekleidet war, und französisch sprach. Dem Emir-el-Bar war ein Brief von dem Statthalter mitgegeben, welcher die Franzosen einlud, ungescheut ans Land zu steigen. Zween Barfüßer-Missionarien, Italiener, welche in der Stadt geduldet wurden, schrieben lateinisch an sie, um ihnen zu ihrer Ankunft Glück zu wünschen. Da alles zu ihrem Aussteigen so günstig zu seyn schien, daß der Statthalter selbst vorschlug, er wollte sie, als die ersten Beamten ihrer Nation, die in seiner Statthalterschaft angekommen wären, einen feyerlichen Einzug halten lassen: so begaben sich die beyden Befehlshaber an den Kay des Hafens, woselbst sie zwölf schön geputzte Pferde und zwey hundert Soldaten mit Paukern vorher, antrafen. Sie wurden nach dem Pallaste des Statthalters geführet, und die Erklärungen geschahen mit so guter Art, daß man gleich den ersten Tag einen Vertrag schloß, wodurch alle Bedingungen und Abgaben wegen des Handels auf drey von Hundert gesetzet wurden *b*).

Ihr Vertrag mit dem Statthalter.

Beschreibung von Mocka.

Die Holländer waren damals die einzige europäische Nation, welche sich zu Mocka niedergelassen hatte. Sie hatten ein reiches Kaufhaus, wohin ihre Gesellschaft jährlich ein Schiff von siebenhundert Tonnen schickte, solches mit Caffe und andern arabischen Waaren zu beladen, welches sie in ihr allgemeines Vorrathshaus zu Batavia und von da nach Europa oder Indien selbst brachte. Die Stadt Mocka *c*), ist nicht so ansehnlich, als Aden, sie ist aber zu einer stärkern Handelsstadt geworden. Man zählet daselbst nur ungefähr zehntausend Einwohner, fast lauter Muhammedaner, nebst einigen Armenianern und vielen armen Juden, die in einem besondern Vierthel, oder in einer Art von Vorstadt wohnen. Sie ist mit Mauren nach alter Art umgeben, welche halb von Steinen, halb von mit Stroh untermengter Erde aufgeführet sind. Sie hat viel Thore ohne Graben, und zu ihrer einzigen Vertheidigung viele Thürme mit Geschütze auf einigen. Diese Thürme dienen den Soldaten zu Casernen, welche des Nachts herumgehen, und des Tages über sich an dem Hafen und auf dem Bazar aufhalten, um für die öffentliche Ruhe zu sorgen. Es sind ihrer fünf bis sechshundert an der Zahl, die sich täglich auf dem großen Platze versammeln, vom Mittage an, bis um zwey Uhr, um den Statthalter und sein Gefolge mit vielen

a) Dieß ist die Figur des berühmten Schwerdtes des Aly, Mahomets Eydames, welches ein Schwerdt mit zwo Klingen war und Zulficar heißt.

b) Der Verfasser führet alle Artikel davon auf der 99 u. f. S. an.

c) Acht und achtzig Grad dreyßig Minuten Lange

ler Pracht nach der Moschee zu begleiten. Nach dem Gebethe pfleget dieses Fußvolk mit Kugeln Feuer zu geben, welches die Fremden zuweilen verdrüßlichen Zufällen aussetzet *d*). Reise nach Arabien. 1708.

Die Frauenspersonen zu Mocka, welche ein wenig auf den Wohlstand sehen, zeigen sich des Tages über niemals auf den Straßen. Des Abends haben sie ein wenig mehr Freyheit, da sie denn einander besuchen. Man begegnet ihnen zuweilen mitten in der Nacht, da sie von einem Hause zum andern gehen, in dem Gefolge ihrer Sclaven bey dem Scheine einer einzigen Fackel. Wenn sie Mannspersonen unterwegens antreffen: so stellen sie sich mit einer sonderbaren Ehrbarkeit an die Häuser. Ihre Kleidung ist von der andern morgenländischen Frauenspersonen ihrer wenig unterschieden; vornehmlich tragen sie einen großen Schleyer, der ihnen das Gesicht bedecket, und von einem so feinen Zeuge ist, daß er sie nicht verhindert, hindurch zu sehen. Sie tragen kleine corduanische Stiefeln. Einige Beyspiele, wovon der Verfasser Zeuge gewesen, beweisen, daß sie vor den Liebeshändeln keine Abneigung haben *e*). Einige Gebräuche der Einwohner.

Die Gegenden um die Stadt sind nur ein dürres Land, dessen Gewässer salpetricht und beynahe salzicht ist. Alle Ufer des rothen Meeres sind so dürre: das Gebieth von Mocka aber wird mit Rechte für das ärgste gehalten. Die Hitze ist daselbst übermäßig. Es fällt fast gar kein Regen; und der Verfasser erfuhr bey seiner Ankunft, es hätte seit zwenen Jahren nicht geregnet. Es war daselbst im Jenner so heiß, als es gemeiniglich zu Paris im Heumonate ist. Die Einwohner aber, welche zu einer weit heftigern und brennendern Hitze gegen den Brachmonat und die folgende Monate gewöhnet waren, wenn sich der Südwind empfinden läßt, klageten über Kälte und trugen ihre Tuchkleider, die sie erst im Märzmonate ablegeten. Während des Aufenthaltes der Franzosen, regnete es zweymal. Sie bemerketen auch, daß gegen neun oder zehn Uhr des Morgens ein Nordwind, welcher aus dem Meere kam, die Luft sehr erfrischete, ohne welchen es schwer gewesen seyn würde, der übermäßigen Hitze zu widerstehen, welche vermögend war, einen ohne die geringste Bewegung zum Schwitzen zu bringen *f*). Beschaffenheit des Landes.

Der Sand, welcher die Stadt umgiebt, ist dennoch mit einigen Palmbäumen bepflanzet, die man vermittelst einer großen Anzahl Brunnen begießt, und welche sehr gemeine Datteln tragen. Einige Orte bringen eine Art von weißer Hirse hervor, welche dreymal größer ist, als unsere. Nach dem Regen wird das Land mit einer Rinde von Salze überzogen. Auch dasjenige Salz, was man im Lande brauchet, bekömmt man fast ohne Arbeit, vermittelst der Graben und Gruben, welche das Seewasser einnehmen. Es wird darinnen so hart, daß man es nicht anders, als mit Hacken heraus bringen kann *g*).

Hier erweitert der Verfasser seine Beobachtungen, und unternimmt, ein Land bekannter zu machen, aus welchem der Caffe kömmt; diese so beliebte Pflanze, saget er, welche man von so weiten Orten allhier suchet. Es ist niemanden unbekannt, daß Arabien überhaupt dasjenige weite Land in sich begreift, welches sich von der Meerenge des rothen Meeres, bis an den persischen Meerbusen, und von dem morgenländischen Meere oder dem großen indianischen Meere bis an die Gränzen von Syrien, Palästina und Aegypten erstrecket, und die Allgemeine Anmerkungen von Arabien.

 größte

er, und vierzehn Grad Breite nach dem Ptolemäus.

d) Ebendas. a. d. 103 S.

e) a. d. 111 u. f. S.

f) A. d. 118 S.

g) A. d. 119 S.

Reise nach Arabien. 1708.

größte Halbinsel in der bekannten Welt ausmachet. Eben so wenig ist auch die gewöhnliche Eintheilung dieses großen Landes in das wüste, steinigte und glückliche Arabien unbekannt. Ueber dieses aber ist es in verschiedene Königreiche eingetheilet, deren Namen uns nicht so bekannt sind, und welche bis auf den heutigen Tag von besondern Königen oder Fürsten regieret werden, die weder unter dem Großherrn, noch dem Könige in Persien stehen. Das ansehnlichste darunter, ist das Königreich Yemen. Es begreift den größten Theil von dem glücklichen Arabien. Dieses Königreich erstrecket sich an der Ostseite, längst dem Meere von Aden, bis an das Vorgebirge Rasalgat, das ist, von einem Meerbusen bis zum andern. Ein Stück des rothen Meeres begränzet es an der Westseite und gegen Mittag; und gegen Norden sind seine Gränzen das Königreich Hidgias, welches dem Cherif von Mecca zugehöret.

Yemen bringt in Arabien allein den Caffe hervor.

Das einzige Yemen bringt mit Ausschließung aller andern Gegenden in Arabien, den Caffebaum hervor. Ueberdieses findet er sich auch nur vornehmlich in dreyen Kreisen desselben sehr reichlich; nämlich in Betelfaguy, Senan oder Sanaa und Galbany, welche ihren Namen von dreyen Bergstädten haben. Alles, was längst dem Meere hin liegt, ist nur ein schlechter Strich Landes, dürre und unfruchtbar, welcher an einigen Orten bis auf zehn oder zwölf Meilen breit ist, zur Vergeltung dafür aber von eben diesen Bergen eingefasset wird, auf welchen man nebst dem Caffe eine Menge andere Bäume, verschiedene Arten von Früchten, und sehr gesundes Wasser, nebst einer angenehmen Kühle, und einen fast beständigen Frühling antrifft.

Unterschiedene Güte des Caffees.

In dem Hafen zu Aden kann man Caffe von Sanaa und Galbany laden, welche nicht weit davon liegen: dieser Caffe aber wird nicht so hoch geschätzet, als der aus Betelfaguy. Diese Ursache nebst der Hoffnung ihn zu Mocka nicht so theuer zu finden, hatte den Franzosen nicht erlaubt, sich in dem ersten dieser beyden Häfen aufzuhalten. Kaum hatten sie ihren Vertrag mit dem Statthalter zu Mocka geschlossen: so richteten sie zu Betelfaguy eine Loge zu ihrer Handlung auf, um den Caffe von dieser Stadt zu Lande nach Mocka bringen zu lassen.

Beschreibung der Stadt Betelfaguy.

Betelfaguy ist von diesem Hafen ungefähr fünf und dreyßig Seemeilen entfernet, wenn man gegen das Ende des rothen Meeres zufährt, von welchem es nur zehn Meilen entfernet ist. Dieses sind nur zwo kleine Tagereisen, bey welchen man immer an den Gebirgen weg fährt; und wenn man zwey Drittel des Weges zurückgeleget hat, so trifft man eine Stadt, Namens Zebit oder Zabid an, welche ansehnlich gewesen zu seyn scheint, der es aber sehr am Wasser fehlet, obgleich viele Erdbeschreiber einen Fluß dahin setzen. Indessen ist es doch wahr, daß man auf diesem ganzen Wege verschiedene kleine Brücken antrifft, welche dienen, über die Bäche oder vielmehr über die Ströme zu gehen, welche zu gewissen Zeiten von den Bergen herabkommen, sich aber in dem heißen Sande an dieser Seite verlieren, und fast niemals bis zu dem Meere gelangen.

Die Stadt Betelfaguy ist zwar viel größer, als Mocka: sie steht aber doch unter eben der Statthalterschaft. Sie ist mit sehr schönen Moscheen gezieret, deren Thürme auswendig weiß sind. Die Häuser daselbst sind von Ziegeln, meistens zwey Stockwerke hoch mit flachen Dächern. Die Stadt hat keine Mauern: sie wird aber durch ein ziemlich gutes Schloß vertheidiget, welches sein Wasser aus einem ziemlich tiefen Brunnen zieht, wozu beständig ein Kameel gebrauchet wird. Es kömmt so heiß und rauchend heraus, daß man es im Anfange unmöglich trinken kann. Man läßt es eine Nacht über stehen, wo es denn frisch und lieblich wird. Man sieht in Betelfaguy einen sehr großen Bazar, oder Caffemarkt,

Reise nach Arabien. 1708.

Großer Caffemarkt.

markt, welcher zween große Höfe einnimmt, die mit bedeckten Gallerien umgeben sind. Dahin bringen die Araber vom Lande ihren Caffe in großen Säcken von Matten, deren zween sie auf einen Kameel laden. Die Kaufleute handeln ihn, vermittelst der Benjanen, welche in Arabien, wie in Indien, die vornehmsten Mäckler sind. Am Ende des Marktes sieht man eine Erhöhung vier Fuß hoch, wohin sich die Zollbedienten, und zuweilen der Statthalter selbst in Person, auf Tapeten setzen. Sie halten Rechnung über das, was in ihrer Gegenwart gewogen wird, und über den Preis alles des Caffees, welcher verkaufet wird, um dem Könige die Abgaben davon bezahlen zu lassen. Die Abwäger bedienen sich großer Wagschaalen, und statt des Gewichts große in Zeug gewickelte Steine. Der Verkäufer bezahlet allein den Zoll wegen des Verkaufes, welcher ein Sol vom Piaster ist. Alle Zahlung geschieht in mexicanischen Piastern. Denn seit einigen Betrügereyen, welche die Einwohner den Portugiesen vorwerfen, sind die Piaster von Peru und die Sevillanen fast gar nicht mehr gänge und gebe. Sie nehmen auch Gold in Zechinen. Man bringt täglich Caffe nach Betelsaguy aus dem Gebirge, welches nur drey Meilen davon entfernet ist. Alle Tage wird Markt gehalten, außer des Freytages, da der Statthalter und die Zolleinnehmer des Nachmittages in Begleitung ihrer Beamten und Soldaten mit den Fahnen des Propheten und des Königes in die Moschee gehen.

Verführung des Caffees nach der Türkey und Indien.

Zu Betelsaguy wird der Caffe für ganz Türken, Aegypten und Indien verkaufet. Die ägyptischen und türkischen Kaufleute laden eine große Menge auf Kameele, deren jedes zween Packe von ungefähr zwey hundert und siebenzig Pfund bis an einen kleinen Hafen des rothen Meeres trägt, der nur zehn Meilen von dieser Stadt ist. Daselbst laden sie ihn auf kleine Schiffe, welche ihn hundert und funfzig Seemeilen weiter in dem Meerbusen nach Gedda führen, welches eigentlich der Hafen von Mecca ist. Von Gedda wird er auf türkischen Schiffen nach Suez, dem letzten Hafen in dem rothen Meere, gebracht, welcher dem Großherrn zugehöret. Hier wird er wieder auf Kameele geladen, und nach Aegypten, und in die andern Landschaften des ottomanischen Reiches durch Caravanen, oder durch das mittelländische Meer verführet. Aus Aegypten endlich ist aller der Caffe gekommen, welcher in Frankreich bis auf die Reise verzehret worden, wovon man hier Nachricht giebt *b*).

Der II Abschnitt.

Reise nach Muab, dem königlichen Hofe von Yemen.

Andere Nachrichten von dem Königreiche Yemen. Weg von Mocka nach dem königlichen Hofe. Beschreibung der Stadt Tage. Große Gebirge. Stadt Damar. Muab, königlicher Sitz. Aufnahme der Franzosen daselbst. Abschilderung des Königes. Beschreibung von Muab. Einfalt des dasigen Hofes. Der König führet den Titel Hoherpriester. Thronfolge. Ursprung des königlichen Geschlechts. Weiber des Königes. Ankunft eines türkischen Gesandten zu Muab. Die Franzosen verlassen es. Ihre Beobachtungen in dem Gebirge. Geographische Anmerkungen von dem übrigen Lande.

Andere Nachrichten von dem Königreiche Yemen.

Man kann noch andere Nachrichten von dem Königreiche Yemen aus einem Tagebuche nehmen, welches in eben diesem Bande ans Licht gestellet worden, und eine zweyte Reise der Handlungsgesellschaft zu St. Malo im Jahre 1711 enthält. Als zwey von ihren Schif-

b) Ebendas. a. d. 128 und vorherg. S.

Reise nach Arabien. 1708.

Schiffen unter den Führern de la Lande und Briselaine in dem Hafen zu Mocka den 2ten des Christmonats angelanget waren: so fanden sie denjenigen als Statthalter daselbst, welcher bey der erstern Reise zu Aden war. Er war seinem Bruder Cheik-Saleh gefolget, den der König in Yemen zu der Würde eines Veziers oder seines ersten Staatsbedienten erhoben hatte. Dieser neue Statthalter nahm die Franzosen ungemein günstig auf, und gestund ihnen so gar einigen Vorzug wegen der Abgaben zu. Da während ihres Aufenthaltes zu Mocka der König von Yemen krank geworden war: so rühmete ihm sein neuer Staatsbediente die Geschicklichkeit der Aerzte ihrer Nation, und rieth ihm, er möchte von denen in seinem Hafen angelangten Schiffen einen kommen lassen. Die beyden Schiffshauptleute erhielten so gleich Abgeordnete vom Hofe, mit einem sehr höflichen Schreiben, welches sie im Namen des Königes um diese Gefälligkeit ersuchte; und damit man diesen Abgeordneten ein wichtiges Ansehen gäbe, so war des Königes erster Secretär Bizy Abedil das Haupt davon. Dieser Bediente trug zum Kennzeichen seines Ansehens eine kleine Streitaxt, mit einem silbernen Stiele, die an seinem Gürtel oder an dem Sattel seines Pferdes hing.

Die Schiffshauptleute nahmen das Wort Arzt, welches vielmals in dem Briefe wiederholet war, ein wenig in gar zu strengem Verstande, und antworteten „als rechte „Seeleute: sie hätten keine Aerzte auf ihren Schiffen, aber wohl Leute, die ge„schickt wären, Arme und Beine abzunehmen, und Wunden zu verbinden, die sich „auch annähmen, die Kranken zu curiren, und sie zuweilen gesund machten„ *i*). Cidy Abedil versicherte sie, daß sein Herr dergleichen Aerzte eben brauchte, weil er ein verdrüßliches Geschwür im Ohre hätte. Sie entschlossen sich also, eine so schöne Gelegenheit zu ergreifen, um die französische Nation dem Könige von Yemen bekannt zu machen, und sich selbst die Kenntniß von einem Lande zu erwerben, aus welchem so viel Nutzen für die Handlung zu ziehen war. In dieser Absicht schickten sie eine förmliche Gesandtschaft an den König, welche sie einem Kriegesbefehlshaber aus Angers, Namens de la Grelaudiere, alten Oberstwachtmeister bey der Besatzung in Pondichery, auftrugen, der zu den beyden Schiffen gekommen war, um wieder nach Frankreich zu gehen. Er war ein vernünftiger Mann, und verstund so viel Arabisch, daß er sich von einem portugiesischen Dollmetscher nicht durfte hintergehen lassen. Man gab ihm den Wundarzt von dem zweyten Schiffe und einige Geschenke für den König mit. Das vornehmste Stück war ein sehr schöner Spiegel, fünf bis sechs Fuß hoch, nebst einem Paar Pistolen von sehr artiger Arbeit, und einigen Stücken von den schönsten französischen Zeugen.

Weg von Mocka nach dem Hofe des Königes von Yemen.

Die französischen Abgeordneten reiseten mit des Königes von Yemen seinen, den 14ten des Hornungs 1712 auf sehr schönen Pferden ab. Diese Caravane bestund aus ungefähr zwanzig Personen, die von einer Compagnie Reuter bedecket ward, und viele Lastthiere zu Fortbringung der Lebensmittel bey sich hatte. Sie kamen anfänglich nach einem Wege von zehn Meilen nach Mosa, einer kleinen Landstadt, die fast alles Flügelwerk liefert, welches man nach Mocka bringt. Sie ist auch die Niederlage von den Früchten, die man aus den Gebirgen dadurch führet. Den andern Tag reisete man funfzehn Meilen, um zu Manzery, einem kleinen Dorfe von sechs bis sieben Häusern, Nachtlager zu halten, wo man die Nacht unter Palmen und Pappeln zubrachte. Den dritten Tag brach man sehr

Mosa.

Manzery.

i) Ebend. a. d. 225 u. f. S.

k) Ebendas. a. d. 230 und vorherg. S.

sehr früh auf, um nach Tage zu kommen, welches zehn Meilen von Manzery liegt. Der Weg ist sehr schön, fast beständig auf der Ebene.

Reise nach Arabien. 1708.

Beschreibung der Stadt Tage.

Tage ist eine große Stadt, mit schönen Mauren umgeben, die für ein Werk der Türken gehalten werden, nebst einem schönen Schlosse auf einem Berge, welches den Ort bestreicht. Das Fort, welches man sechs Meilen davon entdecket, ist mit dreyßig gegossenen Stücken versehen, und dienet zum Gefängnisse für Staatsverbrecher. Man hat auf dem Abhange des Berges viele Gärten angelegt, welche die Aussicht angenehm machen, und der Stadt verschiedene Bequemlichkeiten verschaffen. Der Statthalter war ein Sohn des Königes, welcher vor demjenigen den Thron besessen hatte, der itzt solchen einnahm. Weil die Franzosen nicht unterlassen hatten, ihn in seinem Schlosse zu begrüßen: so wurden sie mit vieler Höflichkeit aufgenommen. Sie besuchten darauf einen Theil der Stadt, worinnen sie insbesondere die Moscheen bewunderten *k*).

Manzuel.

Da sie den andern Morgen ihren Marsch nach Manzuel fortsetzeten: so hatten sie das Vergnügen, zum erstenmale sechs Meilen von Tage Bäume zu sehen, welche Caffe trugen. Diese Gegend bringt die schönsten und am besten gewarteten Bäume in ganz Yemen hervor. Man sieht daselbst auch viele fruchttragende Bäume. Manzuel hat zwey sehr alte Schlösser, wovon das eine den alten Königen des Landes bey ihren Kriegen mit den Türken zur Wohnung dienete.

Yrame. Große Gebirge.

Von Manzuel wollte sich die Caravane in zween Tagen nach Yrame, einer Stadt, welche über dreyßig Meilen davon entfernet ist, begeben. Man traf unterwegens Gabala, eine kleine Stadt, an, die nur auf der einen Seite mit einer Mauer versehen ist, deren Moscheen aber wegen der Schönheit ihrer Thürme merkwürdig sind. Die Nacht brachte man unter den Bäumen zu: und den folgenden Tag kam man ohne Mühe nach Yrame, einer großen Stadt ohne Mauer. Wenn man aus dieser Stadt hinausgeht: so findet man Gebirge, welche vielleicht die höchsten in Yemen sind. Das Land, welches bis dahin sehr angenehm zu seyn scheint, ob es gleich durch Höhen unterbrochen wird, fängt an, dürre und unfruchtbar zu werden. Man sieht keine Bäume und keine mit Caffebäumen angefüllte Thäler weiter. Das Land wird nicht mehr von dem Gewässer aus den Gebirgen gewässert, wie auf dem vorhergehenden Wege, wo es häufige Bäche machte, obgleich keine Flüsse daraus entstunden.

Damar.

Man begab sich nach Damar, einer andern ansehnlichen Stadt, funfzehn Meilen von Yrame. Die Wege sind sehr beschwerlich in den außerordentlich hohen Gebirgen, woselbst man den ganzen Tag über eine brennende Hitze, fast ohne den geringsten Wind und ohne einige Kühle empfindet, bis zur Sonnen Untergange. Wenn man aber nach Damar kömmt: so ist man von dieser Beschwerlichkeit befreyet, und fängt an in einem offenen Lande wieder Athem zu holen, welches sich in sehr angenehme Ebenen ausbreitet. Ueber dieses ist nur noch eine Vierthel Meile von Damar nach Muab, wo sich der König von Yemen gemeiniglich aufhält *l*).

Muab, Sitz des Königes.

Die Stadt Muab liegt auf einem kleinen Berge, der sich gegen Mittag erstrecket. Sie hat ihren Ursprung dem damals regierenden Könige zu danken, welcher auch in eben der Entfernung von einer Viertheilmeile auf einem höhern Berge ein Schloß gleiches Namens

l) Ebendas. a. d. 232 S.

Reise nach Arabien. 1708.

mens m) hatte erbauen lassen, welches ihm zum Lusthause dienete. Es machen also Damar, das Schloß und die Stadt Muab, ein Dreyeck, dessen drey Seiten von gleicher Größe sind n). Anderthalb Meilen von Muab, hatte eben der Herr ein Schloß auf einem kleinen Berge bauen lassen, welches mit einem zahlreichen Geschütze, und mit einer starken Besatzung versehen ist. In diese Festung flüchtete er sich während des Krieges, da er so mächtige Feinde hatte, daß er sich wegen ihrer Annäherung fürchten mußte o).

Die Franzosen kommen an. Ihre Aufnahme.

Die arabischen Abgeordneten, welche die Franzosen noch immer begleitet hatten, trennten sich ein wenig vor Muab von ihnen, nachdem sie die nöthige Zeit von ihnen verlangt hatten, um dem Könige ihre Ankunft zu melden. Dieser Monarch schickte sich so gleich an, sie auf eine ausnehmende Art zu empfangen: die übermäßige Hitze aber hatte ihre Ungeduld erreget, und sie eileten, nach der Stadt zu kommen, aus welcher sie eine Menge Leute herausgehen sahen, ihnen entgegen zu kommen. Sie zogen nach einer achttägigen Reise daselbst ein, welche über hundert und zwanzig Meilen lang gewesen war. Ihre Nachrichten enthalten, daß der Weg von Mocka fast beständig nach Nordost gegangen p). Sie traten in den Hof des Pallastes ab, nachdem sie durch fünf verschiedene Thore gegangen, deren jedes seine Hauptwacht hat. Sie wurden von einem Kammerherrn des Königes empfangen; und durch eine schöne Treppe in das Zimmer des Gebäudes geführet, welches auf zween große Flügel gebauet ist, deren jeder drey Stockwerk hoch ist. Man ließ sie vor der Thüre des königlichen Zimmers ziemlich lange warten. Endlich erhielten sie die Erlaubniß, hinein zu gehen, nachdem sie ihre Schuhe vor der Thüre gelassen. Sie fanden gleich anfänglich den ersten Staatsbedienten, Cheik-Saleh, der sich einen Freund der Franzosen nannte, und sie in des Königes Zimmer führete.

Abschilderung des Königes.

Dieser Herr war sieben und achtzig Jahre alt, wohlgebauet, von einer angenehmen Gesichtsbildung und etwas schwärzlich. Er saß am Ende des Zimmers auf einer mit Tapeten bedeckten Erhöhung, mitten unter vielen Küssen, worauf er sich stützete. Er hatte die beyden Prinzen, seine Söhne, neben sich; ein wenig weiter seine vornehmsten Bedienten, und an dem Fuße der Erhöhung einen Theil von seinen Hofleuten, welche in zwo Linien gestellet waren, und einen breiten Gang für diejenigen ließen, welche sich nähern sollten. La Grelaudiere wollte, als er sich genähert hatte, eine kleine Anrede halten, worauf er sich geschicket hatte: der König aber, welchem sein Uebel vermuthlich heftig zusetzete, unterbrach ihn, und fragte, wer von den Franzosen der Arzt wäre. Man wies ihm solchen. Er stund sogleich auf; und nachdem ihm zween von seinen Bedienten herunter geholfen hatten, so gieng er an ein Fenster, wo er dem französischen Wundarzte sein Uebel zeigete.

Seine Krankheit.

Es war wirklich ein Geschwür in dem Ohre. Man hatte es bloß mit Auflegung ein wenig gelber Erde verbunden, in der Hoffnung, solches auszutrocknen. Dieses Mittel aber hatte vielmehr gedienet, eine Entzündung zu verursachen, welche mit allen ihren Folgen, das ist, mit einem Fieber und einer sehr schmerzhaften Schlaflosigkeit begleitet war. Die erste Hülfe des Wundarztes linderte die Schmerzen, und der andere Beystand brachte gar bald den Schlaf und die Lust zum Essen wieder. Da die Erkenntlichkeit des Königes ihm nicht erlaubet

m) Der Verfasser sah einige Ausfertigungen, welche in diesem Schlosse gegeben waren, welches im Arabischen Hisnal Mauahib, das ist Schloß oder Pallast der Gnaden genannt wird.

n) Ebendaselbst.

o) Ebendas. a. d. 233 S.

laubet hatte, daß die Franzosen aus dem Pallaste giengen: so wollte er, daß sie daselbst eingelegt, und reichlich bewirthet würden. Man gab ihnen drey Zimmer ein, die aber sehr ledig waren und sonst fast nichts weiter hatten, als Fußtapeten und Küssen auf Erhöhungen, welche zu Tischen, Stühlen und Betten dienen sollten. Diese Gewohnheit ist fast bey allen Morgenländern gemein q). — Reise nach Arabien. 1708.

Die Aufmerksamkeit des Königes war ohne Schranken. Er schickte dem Herrn de la Grelaudiere, und dem Wundarzte oftmals Schüsseln von seiner Tafel. Es wollten ihnen aber diese Speisen nicht schmecken, worinnen das Gewürz und vornehmlich der Zimmet übermäßig stark hervor schmeckten. Es war junges Ziegen- Kalb- und Schaffleisch in Stücke zerschnitten, und zusammen mit Reiße und vielen trockenen Rosinen gekocht. Zuweilen trug man ihnen auch sehr schlecht zugerichtetes Rindfleisch auf; und oftmals Flügelwerk, welches die Araber sogleich, wenn sie es getödtet haben, abrupfen und auf der Stelle rösten lassen. Eben so machen sie es auch mit allem andern Fleische, welchem sie nicht Zeit lassen, etwas weich zu werden. Ihr Brodt, welches ziemlich ungeschmackt ist, gleicht unsern kleinen buchweizenen Kuchen. Sie trinken keinen Wein, ob es gleich um Mocka herum Weinberge giebt r). Man reichet bey ihnen niemals anderes Getränk, als Wasser und Caffe. Die Franzosen bathen endlich, man möchte ihnen nur das nöthige Fleisch reichen und ihnen die Sorge überlassen, solches zuzurichten. Diese Gnade wurde ihnen auch bewilliget. — Wie die Franzosen bewirthet werden.

Da die völlige Genesung des Königes nicht weniger, als drey Wochen erfordert hatte: so giengen sie oftmals aus dem Pallaste, um die Stadt und ihre Außenwerke zu besehen. Muab unterscheidet sich durch nichts, als daß sich der König daselbst aufhält. Sie ist von mittelmäßiger Größe. Ihre Mauern und die meisten Gebäude sind von Erde. Eine von ihren Vorstädten ist ganz mit Juden besetzet, welche gehalten sind, sich des Abends dahin zu begeben, und die Erlaubniß nicht haben auswirken können, in der Stadt zu schlafen. Die Luft ist gesund. Es ist zu Muab nach der Sonnen Untergange bis zum Aufgange derselben kalt. Von neun Uhr des Morgens bis um vier Uhr des Abends aber ist die Hitze daselbst sehr groß s). — Beschreibung von Muab.

Der Boden scheint um die Stadt herum sehr gut zu seyn. Die ganze Ebene war damals mit Reiße und Getreide besäet: die Hügel und Thäler aber zeigeten sehr schöne Caffeeplanzungen, oder Weinberge, welche mit fruchttragenden Bäumen untermenget waren. Der König hatte bey einer besondern Unterredung den Franzosen einen neuen Garten gerühmet, den er wirklich bey der Stadt anlegen ließ, und in welchem er nichts als auserlesenen Caffe dulden wollte, welcher den Namen Königscaffe haben sollte. Sie unterließen nicht, diesen Garten zu besehen, welcher nichts merkwürdigers hatte, als daß man Sorge trug, Bäume, die in dem Königreiche so gemein waren, mit einer besondern Ordnung in einem Bezirke zu verschließen t). — Boden um Muab und Königsgarten.

Alles schien ihnen von gleicher Einfalt an dem Hofe zu seyn. Sie sahen an dem Könige keine andere Kleidung, als von ziemlich feinem grünen oder gelben Tuche, ohne irgend einigen Zierrath, wobey er in bloßen Beinen und in Babuschen oder spitzigen Schuhen ohne Absätze, auf türkische Art, gieng. Zum einzigen Unterschiede trug er auf seinem Turbane einen — Einfalt des Hofes von Yemen.

p) Ebendas. a. d. 234 S.
q) A. d. 238 und vorherg. S.
r) A. d. 240 S.
s) A. d. 241 S.
t) A. d. 242 S.

nen Schleyer von weißer Seide, welcher ihm den ganzen Kopf bedeckte, vorn herunter gieng und unter dem Kinne zugeknüpfet ward, fast wie bey uns die Frauenspersonen ihre Taffendkappen tragen. Seine Lebensart war ziemlich einförmig. Er stund mit Anbruche des Tages auf. Er speisete um neun Uhr, und gieng um eilf Uhr des Morgens wieder zu Bette, da er denn bis um zwey Uhr Nachmittages schlief. Da sich die Trummelschläger und Hoboisten alle Tage um diese Stunde hören ließen: so hatte ihr Oberhaupt allein die Freyheit, in das Zimmer des Königes zu gehen, es mochte nun derselbe entweder schon aufgewacht seyn, oder noch schlafen. Dieses Haupt der Kriegesmusik war ein Türk, in einem sehr lustigen Aufputze. Er trug einen mit großen silbernen Platten und Haken besetzten Gürtel, nebst einer gestickten Palme, vorn an seinem Turbane eine silberne Kette, die auf eine seltsame Art vielmals herum gieng. Sobald von diesem Bedienten gemeldet wurde, der König wäre aufgestanden: so wurde er von den Großen und Fürsten besuchet, die mit ihm redeten bis auf die Stunde, die zum Gebethe oder zu Geschäfften bestimmet war. Sie näherten sich ihm niemals, ohne ihn an die rechte Hand zu fassen, die er auf seinem Knie hielt, und welche sie ihm mit der größten Ehrerbiethung küsseten. Er hatte auch seine zum Spatzierengehen und zum Besuche des Frauenzimmers bestimmte Stunden. Endlich schloß dieser Herr den Tag damit, daß er sich um eilf Uhr des Abends niederlegete, nachdem er um fünf Uhr gespeiset hatte.

Der König führet den Titel eines Priesters.

Alle Freytage begab er sich mit vieler Pracht auf eine nahe an der Stadt gelegene Ebene, woselbst man ein Zelt aufrichtete, welches ihm zur Moschee dienete. Er brachte daselbst eine Stunde zu, da er die Verrichtungen eines Imans, das ist eines Pfaffen oder Priesters des Gesetzes Muhammeds, ausübete, welche Würde er auch unter seine Titel setzete u). Diese Verrichtungen bestunden darinnen, daß er das öffentliche Gebeth anfing; worauf er das Khotah, eine Art von Predigt oder Rede hielt, in welcher das Lob Gottes und Muhammeds mit dem Gebethe für die Wohlfahrt des Staates begleitet war. Bey seiner Zurückkunft wohnete er den Uebungen der Reuterey bey. Den ganzen Tag über hatten diejenigen, die sich auf seinem Wege befanden, die Freyheit, sich ihm zu nähern, und ihm die Hand zu küssen, welches er niemanden verweigerte. Der Verfasser konnte schwerlich begreifen, warum dieser Herr, welcher eine neue Stadt, nebst einem Pallaste zu seinem ordentlichen Sitze erbauet hatte, ohne von dem Schlosse zu reden, welches nicht weit davon entfernet ist, nicht eine einzige Moschee hatte bauen lassen, sondern sein Gebeth in freyem Felde verrichtete. Dieses kam vielleicht von eben dem Mistrauen her, welches gemacht hatte, daß er seine Person durch eine lange Reihe von Bergen vor den Fremden bedecket hatte, und welches machte, daß er befürchtete, von seinen eigenen Unterthanen in einem Tempel verrathen zu werden. Dieses ist nicht ohne Beyspiel unter den Musulmanen, weil der berühmte Aly, Muhammeds Eydam, in einer Moschee, unter dem öffentlichen Gebethe, ermordet worden x).

Thronfolge in Yemen.

Da das Königreich Yemen nicht erblich ist: so behält derjenige Fürst, welcher sich am meisten Freunde machet, und am meisten Stärke oder List besitzt, fast beständig über seine Mitwerber die Oberhand, die er darauf tödten oder in ein Gefängniß werfen läßt. Man muß indessen aus dieser Anmerkung nicht schließen, daß die Krone nicht seit langer Zeit in einem und eben demselben Hause gewesen sey; sondern bloß, daß die Aeltesten leicht davon

u) A. d. 245 u. f. S.

x) A. d. 253 S.

y) A. d. 254 S.

von ausgeschlossen werden, wenn sich andere Prinzen aus eben dem Geblüte stärker machen. Dieses war bey dem damals regierenden Könige geschehen, welcher seinem Bruder zum Nachtheile seines Neffen gefolget war; und daher kam die Vorsicht, womit er sich in den höchsten Gebirgen befestiget hatte *y*). Reise nach Arabien. 1708.

Man bedauret, daß die französischen Abgeordneten nicht so neugierig gewesen, und sich nach dem Ursprunge des königlichen Hauses in Yemen erkundiget haben. Denn die großen Häuser sind bey den Muhammedanern bekannt, und man findet allda Geschichte und Geschlechtsregister, die für gewiß gehalten werden. Einige Gelehrte unter uns haben gemeynet, es könnte dieses das erlauchte Haus Thabatheba seyn, dessen Herrschaft in Arabien sie bis auf Carls des Großen Zeiten hinaufführen. Es ist wenigstens gewiß, daß dieser Fürstenstamm, welcher vom Aly herkömmt, in Yemen und in Aegypten seit dem zehnten Jahrhunderte regieret hat. Der Herausgeber dieser Reise aber will lieber dafür halten, der gegenwärtige Stamm komme von den Ajubiten her, welcher vom Ajub oder Hiob, dem Haupte eines andern großen Hauses, also genennet worden, welches den berühmten Saladin und seine Nachkommen hervorgebracht hat. Ein Zweig von diesen Ajubiten herrschete gewiß in Yemen, im dreyzehnten Jahrhunderte. Sein Haupt führete damals die Würde eines Califen und eines Imans, welche davon unzertrennlich ist; welches der König in Yemen noch heutiges Tages thut *z*). Ursprung des königlichen Hauses.

Dieser Herr unterhält, nach der Gewohnheit aller morgenländischen Monarchen, eine große Anzahl Weiber, deren Anzahl man auf sechs- bis siebenhundert steigen läßt. Während des Aufenthaltes der Franzosen, verhinderten sein hohes Alter und seine Schwachheiten ihn nicht, noch eine junge Türkinn zu heirathen, welche nicht über achtzehn Jahre alt war *a*). Sein Serail ist in dem Schlosse zu Muab: seine Weiber aber, die von verschiedenen Nationen sind, und unter welchen es Georgianerinnen und Araberinnen von großer Schönheit giebt, kommen aus dem Schlosse nach dem Pallaste in der Stadt, wo der König ihrer nicht weniger, als dreyßig hat, die in einem abgesonderten Zimmer wohnen. Sie kommen gemeiniglich auf Kameelen, auf welche man queerüber eine Art von Wiege leget, welche mit Scharlache bedecket, und mit Küssen wohl versehen ist, worinnen sie sitzen oder liegen. Sie steigen durch eine kleine Oeffnung vorn heraus, und haben das Gesicht mit einem Schleyer bedecket. Die meisten Weiber des Landes tragen, wie in Indostan, einen großen goldenen Ring in der Nase, welche dieses Schmuckes wegen durchbohret ist; und silberne oder goldene Reifen um die Arme, um die Hand und über den Knöchel des Fußes. Sie sind stets mit den stärksten wohlriechenden Sachen parfumiret, und sind nicht damit zufrieden, wie in den andern Morgenländern, daß sie sich die Nägel sehr roth malen, sondern sie schwärzen sich auch noch das Untertheil der Augen, und reiben sich die Hände und die Füße mit einer Specerey, welche diesen Theilen eine sehr lebhafte Farbe giebt. Sie besuchen einander des Abends, wie zu Mocka. Da die Mannespersonen allhier aber viel eifersüchtiger sind: so haben sie selten die Freyheit, auf ihren Dächern zu erscheinen, um daselbst frische Luft zu schöpfen. Der französische Wundarzt, dem seine Kunst die Gelegenheit verschaffete, einige zu bedienen, fand sie sehr weiß für Araber. So viel Vertrauen aber ihre Männer auch auf ihn setzeten: so konnte er es doch niemals so weit bringen, daß er sie ins Gesicht sah *b*). Weiber des Königes.

z) A. d. 256 S. *a*) A. d. 261 S. *b*) A. d. 258 und vorherg. S.

Reise nach Arabien. 1708.

Ankunft eines türkischen Gesandten zu Muab.

Er beschweret sich über die große Ausfuhre des Caffees.

Die Franzosen sahen am Hofe einen türkischen Gesandten ankommen, welcher von Constantinopel durch Aegypten gekommen war, und seinen Einzug mit einem zahlreichen Gefolge und vielem Stolze hielt. Nichts bemerket die Ununterwürfigkeit der Krone von Yemen besser, weil niemanden unbekannt ist, wie sehr der ottomanische Hof mit seinen Gesandtschaften zurückhält. Dieser Staatsbediente wurde nebst seinem Gefolge auf Kosten des Königes unterhalten. Er überbrachte ihm verschiedene Geschenke, unter welchen man eine Uhr von sehr schöner Arbeit bewunderte. Das Hauptwerk seiner Gesandtschaft aber war eine Erklärung wegen des Caffees, welcher aus Arabien geführet wurde. Man beschwerete sich von Seiten der Pforte darüber, daß diese Waare in Aegypten weniger und viel theurer geworden wäre, seitdem große fremde Schiffe kämen, und solche in dem rothen Meere zum Nachtheile der Unterthanen und Zölle lüden; worüber der Gesandte an dem Hofe zu Yemen große Vorstellungen thun sollte. Die Franzosen erfuhren aber auch, daß der König darüber nicht vergnügt gewesen, weil solche seiner unumschränkten Macht zuwider zu laufen geschienen; und seine Aufführung war ein guter Beweis davon; weil die beyden Fahrzeuge der Compagnie die Freyheit hatten, so viel davon mitzunehmen, als sie fassen konnten. Der türkische Gesandte wurde auch bald wieder beurlaubet c).

Die Franzosen verlassen Muab.

Nachdem die Sorgfalt des Wundarztes einen guten Erfolg gehabt hatte: so dachte la Grelaudiere weiter auf nichts, als nach Mocka wieder zurück zu gehen, ungeachtet der König gern gewünschet hätte, die Franzosen noch länger an seinem Hofe zu behalten. Nachdem er ihnen fünf hundert Ballen des schönsten Caffees in seinem Königreiche angebothen, welche sie aber anzunehmen sich weigerten d): so schenkete er einem jeden zwey vollständige Kleider nach der dasigen Landesart, wovon das eine von feinem Scharlache, das andere aber von schönem rosenrothen Zeuge war, nebst zwo Westen, eine von indianischem Stoffe, mit goldenen und silbernen Bluhmen, die andere von drapirter Serge mit goldenen Galonen besetzet. Er schenkete auch noch einem jeden ein sehr prächtig gesatteltes schönes Pferd. Seine Aufmerksamkeit erstreckete sich bis auf die beyden Schiffshauptleute, denen er ebenfalls Kleider und Pferde schickte.

Geschenke, die sie erhalten.

Nachdem endlich die Abgeordneten zu Ende der Fasten Muab verlassen hatten: so nahmen sie auf ihrer Rückkehr eben den Weg wieder, und hatten eine Bedeckung und Befehlshaber bey sich, sie frey zu halten. Weil sie nicht eben die Ursache mehr hatten, so große Tagereisen zu thun: so brachten sie fast alle Nacht in bequemen Wohnungen zu, vornehmlich im Anfange ihrer Reise, wo man alle Arten von Beystand und Ställe fand, die fünf hundert Pferde halten konnten e). Bey dem Uebergange über die Berge hatten sie mehr Freyheit, als das erstemal, zu beobachten, daß die meisten unfruchtbar und von der Sonnenhitze verbrannt sind, daß man aber dennoch viele Gehölze und Wiesen darauf sieht, vornehmlich an den Seiten. Sie sahen rothe Rebhühner daselbst, die größer sind, als unsere, eine Menge von Wachteln und Turteltauben, welche die Araber niemals fangen, Füchse, welche so kühn sind, daß sie nahe herankom-

Ihre Beobachtungen auf dem Gebirge.

c) A. d. 260 S.

d) Man kann die Ursache dieser Weigerung schwerlich begreifen. Der König erboth sich, die Ballen bis an die Schiffe bringen zu lassen, und wünschete, daß dieses Geschenk Ludwigen dem Großen in seinem Namen möchte überliefert werden. „Sie entschuldigten sich damit, saget der „Verfasser, daß man mit der Ladung der Schiffe „schon so weit gekommen wäre, daß eine solche „ansehnliche Ueberschickung nicht mehr Platz finden würde: im Grunde aber glaubeten sie, es „dürften die Hauptleute für sich und ohne Theilnehmung des Hofes ein solches Geschenk nicht annehmen.„ Ebend. a. d. 264 S. Seltsame Bescheidenheit!

Reise nach Arabien. 1708.

kommen, und unzählige Affen von der größten Art, die nicht wilder sind, als die Füchse. Ihre vornehmste Aufmerksamkeit aber gieng auf den Caffe, den sie unterwegens antrafen. Sie untersuchten in der Nähe den Baum davon. Sie zogen von denen Arabern, welche sie begleiteten, alle Nachrichten ein, welche ihrer Neugier ein Genügen leisten konnten *f*). Außer den Caffebäumen beobachteten sie auch noch in eben den Pflanzungen fruchttragende Bäume von verschiedener Art, als Pfersichen, Abricosen, Mandeln, Citronen, Orangen, Granaten, Pflaumen, sogar auch Feigenbäume, deren Frucht sauer ist, und Aepfelbäume in geringer Anzahl; endlich eine große Menge wilder Quittenbäume, aus welchen man einen vortrefflichen Teig zieht, welcher in den Städten sehr theuer verkaufet wird. Sie erstauneten eben nicht sehr, da sie auch schöne Weinberge sahen, indem man in Arabien eben so schöne Rosinen ißt, als in Spanien *g*).

Geographische Anmerkungen von dem übrigen Lande.

Sie brachten auch von ihrer Reise einige geographische Nachrichten. Man versicherte sie, es hätte zwischen denen Städten, die sie gesehen hätten, das Königreich noch andere von ansehnlicher Größe, worunter die vornehmste Sannaa hieße, funfzehn Meilen von Muab, und hundert und vierzig von Mocka läge. Man sieht daselbst schöne Ueberbleibsel von Alterthümern. Lange Zeit vor Muhammeds Geburt war sie die Hauptstadt von dem ganzen glücklichen Arabien, unter der Herrschaft der Tobbais, welche mächtige Könige daselbst ihren Hof hielten. Der Pallast dieser Herren war prächtig, und auf einem Hügel mitten in der Stadt gebauet. Nach der Zeit und noch immer vor Mahomethen, ließ ein äthiopischer Kaiser, welcher durch die Christen herbey gezogen worden, die unter der Tyranney der Araber seufzeten, nachdem er das glückliche Arabien erobert hatte, eine prächtige Kirche zu Sannaa erbauen, um die Araber von ihrem Götzendienste abzuziehen. Allein, die Aethiopier behielten ihre Eroberung nicht lange. Einige morgenländische Schriftsteller, bey denen man diese Umstände findet, setzen hinzu, Sannaa sey eine sehr alte, reiche und sehr bevölkerte Stadt, und man treibe daselbst einen größern Handel mit Gelde, als mit Waaren. Ihre Mauren sind so breit, daß acht Pferde auf denselben neben einander in einer Linie gehen können. Sie gleicht wegen ihres Ueberflusses am Wasser, und wegen ihrer annehmlichen Gärten, der Stadt Damascus. Die Luft ist daselbst vollkommen wohl gemäßiget, und die Tage und Nächte sind fast von gleicher Länge. La Grelaudiere erfuhr auch noch, daß es in dem Königreiche Yemen viele große Heerstraßen gäbe, wovon einige so gar gepflastert, und über hundert Meilen lang wären. Das übrige Land, welches den Namen des glücklichen Arabien führet, ist in andere Königreiche getheilet, welche Gummi, Myrrhen, und Gewürz hervorbringen. Unsere Franzosen fanden davon keinen Baum auf ihrer muabischen Reise: man versicherte sie aber, es hätten andere Gegenden dieses Königreiches Weihrauch die Fülle. Was die Balsambäume betrifft, so weis man, daß sie außerhalb dem glücklichen Arabien in den Gegenden um Mecca wachsen *h*).

scheidenheit! vornehmlich, da der König von Yemen die Geschichte von Frankreich, nebst den Bildnissen des Königes und des königlichen Hauses dagegen verlangete.

e) A. d. 266 S.

f) Der Herausgeber hat Sorge getragen, solche aus des Herrn de la Grelaudiere Schriften und Unterredungen zu sammeln. Er hat eine merkwürdige Nachricht davon gemacht, die zu Ende des Berichts von der Reise steht, und verdienet, einen Platz in der Naturgeschichte von Asien zu finden.

g) A. d. 268 S.

h) A. d. 273 und vorherg. S.

Reise nach Arabien. 1708.

Der III Abschnitt.

Fortsetzung der Reise nach dem glücklichen Arabien.

Geschichte eines von Mecca verjagten Cherifs. Er verliert des Königes von Yemen Schutz. Zween gemeine Irrthümer in Europa. Ununterwürfigkeit der Cherifen in Mecca. Ihr Ursprung. Rückkehr der Franzosen nach Brest.

Geschichte eines aus Mecca verjagten Cherifs.

Man muß die Reise nach Muab als ein Einschiebsel ansehen, welches zu endigen Zeit ist, um die beyden ersten Schiffe zu dem Ende ihrer Reise zu führen. Während der Zeit da sie zu Mocka waren, sah der Verfasser in dieser Stadt einen von den Cherifen aus Mecca, von dem Stamme des Propheten Mahomets, welcher eine Zuflucht an dem Hofe des Königes von Yemen gesuchet hatte, nachdem er durch einen andern Cherif, seinen nahen Anverwandten, war überwunden worden, welcher Meister vom Lande geblieben war. Der König hatte ihm hundert Thaler täglich zu seinem Unterhalte, und die Stadt Mocka zur Wohnung angewiesen. Dieser beraubete Prinz hatte nur zwanzig wohl ausgerüstete Mann zu seinem Gefolge. Er war in grünem Zeuge gekleidet, und trug einen Turban von eben der Farbe, dessen Enden mit Golde eingefasset waren. Man sah ihn mit seiner kleinen Begleitung oftmals nach der Moschee gehen, wobey Mahomets Standarte vorher getragen wurde. Er besuchete auch oftmals eine Art von Capelle, welche nicht weit von Mocka liegt, und worinnen viele Propheten ihr Begräbniß haben sollen. Das Volk verrichtet diese kleine Wallfahrt mit vieler Andacht, und hält sich unterwegens auf, um bey den Gräbern zu bethen, welche außerhalb der Stadt sind. Der Cherif war fünf Monate zu Mocka, als sein Mitwerber dem Könige von Yemen die Erklärung thun ließe: wenn er fortführe, seinem Feinde Zuflucht zu geben, so würde er den Krieg in seine Staaten spielen. Diese Drohung nöthigte den König, den flüchtigen Prinzen zu beurlauben. Der Verfasser sah ihn, in Begleitung vieler angesehenen Personen abreisen, um einen weit entferntern Schutzort zu suchen *i*).

Er verliert den Schutz des Königes von Yemen.

Zween gemeine Irrthümer in Europa.

Bey Gelegenheit dieses unglücklichen Cherifen, machet er zwo Anmerkungen, die man nicht hindansetzen darf. Es ist ein Irrthum, saget er, bey den meisten Europäern, welcher sich auch in viele gute Bücher eingeschlichen hat, daß man sich einbildet, der Großsultan wäre Oberherr von Mecca und Medina, und die Cherifen, das ist die Prinzen von Mahomets Geschlechte, die daselbst herrscheten, wären nur Statthalter oder zinsbare Lehnsleute desselben. Es ist wahr, nachdem die Türken das Reich der Califen zerstöret haben, und ihnen nach dem Rechte der Eroberung gefolget sind, so ist der Großsultan nicht allein in die Würde, sondern auch in alle Macht und Gewalt der alten Califen, als der ersten Nachfolger Mahomets, getreten. Diese Würde ist sehr erhaben, und machet ihn zum Haupte der Religion und des Reiches, und er wird dafür von den vier Hauptsecten der muhammedanischen Lehre erkannt.

Ununterwürfigkeit der Cherifen in Mecca.

Es ist aber eben so wahr, daß bey dem Verfalle und der Theilung dieses Reiches, der Stamm des Propheten sich den Besitz und die Oberherrschaft dieser beyden Städte und des Landes erhalten hat, worinnen sie gelegen sind, ohne daß sich die muhammedanischen Prinzen

i) A. d. 141 und vorherg. S.

k) A. d. 143 S.

l) Die erstere, welche nach Africa gegangen ist, hat daselbst den Königen von Marocco und andern Cherifen in diesen Gegenden den Ursprung gegeben. Man behauptet, Husseins Nachkommen

zen widersetzet hätten, oder es auch schiene, daß sie im geringsten unter einem stünden. Die mächtigsten unter diesen Fürsten haben vielmehr eine ungemeine Verehrung gegen die Cherifen und gegen die Oerter, welche sie besitzen. Sie schicken ihnen oftmals ansehnliche Geschenke. Ueber dieses nehmen sie in ihren stolzesten Titeln, nur die demüthige Eigenschaft der Knechte der beyden heiligen Städte Mecca und Medina an, vornehmlich thut es der Großherr, welcher sich auch nur einen Beschützer von Jerusalem nennet, wovon er doch wirklich Oberherr ist. Dieses zeiget genugsam, was für einen Unterschied er unter diesen Städten machet *k*). Reise nach Arabien. 1708.

Man weis, daß der Stamm dieser Cherifen seinen Ursprung von Mahomets Tochter hat, welche mit Aly zween Söhne zeugete, Namens Hassan und Hussain, die Stifter zweyer großer Häuser, und die Väter aller Cherifen auf der Welt. Das Haus Hassan hat sich in zwo Hauptlinien getheilet, wovon die eine die zu Mecca und Medina regierenden Fürsten gegeben. Die zweyte, welche sich nach Africa gewendet, ist der Ursprung von den Königen zu Marocco und andern Cherifen in diesem Lande geworden. Dieses letztere Haus *l*) hat sich wieder in vier Linien getheilet, nämlich des Beni Cayder oder Kader, des Beni-Mussatam, der auch Beni Hassan heißt, des Beni-Hachem und des Beni Kitada. Der Cherif, welcher im Jahre 1710 zu Mecca regierete, war von der vierten Linie, welche dieses Fürstenthum, wie man saget, über fünfhundert Jahre besessen hat, und derjenige, der zu Medina regierete, war von des Beni-Hachem Linie, welche vor des Beni-Kitada seiner zu Mecca regieret hat. Da diese Linie aber sich stark vermehret, und in viele andere Nebenlinien zertheilet sieht: so wird das Band der Blutsfreundschaft, oftmals eine Ursache zur Uneinigkeit unter allen diesen Cherifen aus einem und eben dem Hause. Sie bewaffnen sich wider einander, um einander die Oberherrschaft durch grausame Kriege streitig zu machen. Zuweilen entsteht auch zwischen den beyden Cherifen zu Mecca und Medina eine Uneinigkeit, und sie verfolgen einander feindselig, welches viele Verwirrung in ihren Staaten anrichtet. Alsdann unterläßt der Großherr, als Calife, niemals, Erkundigung von ihren Streitigkeiten einzuziehen, und zuweilen Gewalt zu brauchen, um einen Cherif an die Stelle eines andern einzusetzen. Derjenige aber, dem er diese Gnade erweist, muß allezeit aus dem regierenden Hause seyn, und alle Gewalt des Sultans kann diese Ordnung nicht unterbrechen *m*). Ihr Ursprung.

Die Reise der beyden französischen Schiffe hatte bey ihrer Rückkehr nichts merkwürdigers, als bey der Schiffahrt, welche sie nach Mocka gebracht hatte. Sie legeten bey den Inseln Frankreich und Bourbon an, welche der Verfasser zu beschreiben sich ein Vergnügen machet, nachdem er viel Vergnügen gehabt hatte, sie zu besehen; und den 10ten May des 1710 Jahres kamen sie glücklich in dem Hafen zu Brest an *n*). Rückkehr der Franzosen nach Brest.

Der

men als des zweyten Sohnes der Fatime, wären die Könige von Persien vor der letzten Reichsveränderung, und die andern Cherifen in Asien gewesen.

m) Ebendaselbst a. d. 143 u. f. S.

n) Ebendas. a. d. 221 S.

Reist nach Arabien. 1708.

Der IV Abschnitt.

Beobachtungen von dem Caffebaume und seiner Frucht in dem glücklichen Arabien.

Gestalt und Beschaffenheit des Caffebaumes. Frucht desselben. Wo er gepflanzet und gewartet wird. Etwas sonderbares, das die Franzosen bemerket. Bäume zu Redia. Wie man den Caffe sammlet; wie der Trank daraus gemacht wird. Caffe auf sultanisch. Erzählung der Türken vom Ursprunge des Caffees in ihrem Lande. Unordnungen, die er zu Mecca verursachet. Er kömmt nach Syrien und Constantinopel. Widersetzung, die er findet. Wie solche abnimmt. Kupreoli schaffet die Caffehäuser ab. Wie man nachher den Caffe verkaufet. Wie die Morgenländer Caffe trinken. Anmerkungen von dem Caffe in Aethiopien. Irrthum wegen des arabischen Caffees.

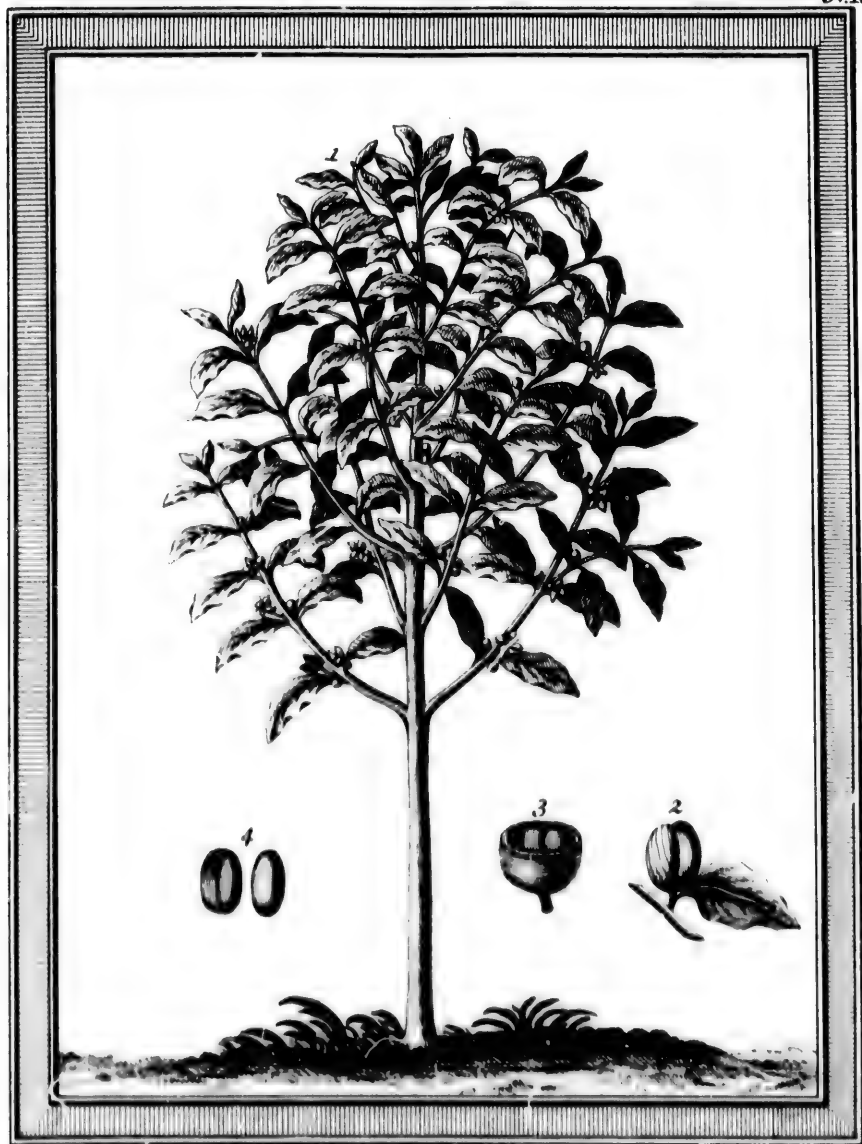
Gestalt und Beschaffenheit des Caffebaumes.

Diese Beobachtungen würden bey einem jeden andern Artikel, außer einer Nachricht von Arabien, übel angebracht seyn. Der Baum, welcher den Caffe hervorbringt, wächst von sechs bis zwölf Fuß hoch. Seine Dicke ist von zehn, zwölf bis funfzehn Zoll im Umkreise. In seinem vollkommenen Stande kömmt er unsern Apfelbäumen von acht oder zehn Jahren sehr gleich. Die untersten Aeste krümmen sich gemeiniglich, wenn der Baum ein wenig alt ist, zugleich aber breiten sie sich in die Runde aus, um eine Art von Sonnenschirme zu machen. Das Holz desselben ist sehr hart und so biegsam, daß die Spitze des längsten Zweiges leicht bis auf zween oder drey Fuß von der Erde kann herab gezogen werden. Die Rinde ist ein wenig rauh und weißlicht. Das Blatt kömmt den Blättern des Citronbaumes sehr nahe, wiewohl es nicht so dick und nicht so spitzig ist. Die Farbe desselben ist auch ein wenig dunkler grün. Der Caffebaum ist beständig grün und verliert alle seine Blätter nie auf einmal. Sie stehen auf beyden Seiten der Zweige in einer mittelmäßigen Entfernung, und fast einander gegen über. Man sieht fast zu allen Jahreszeiten einerley Baum Blüthe und Früchte tragen, wovon einige noch grün, und die andern reif oder fastreif sind. Die Blüthen sind weiß, und gleichen den Jasminblüthen sehr. Sie haben auch fünf kleine ziemlich kurze Blätter. Der Geruch desselben ist angenehm und hat etwas balsamisches, welches nichts von der Bitterkeit ihres Geschmackes zu erkennen giebt. Sie wachsen zwischen den Stielen der Blätter, wo solche aus den Aesten hervortreiben.

Frucht desselben.

Sobald die Blüthe abgefallen ist, so wächst an ihrer Stelle eine kleine anfangs sehr grüne Frucht, welche im Reifen roth wird, und beynahe von der Gestalt einer großen Kirsche ist. Sie ist sehr gut zu essen, sie nähret, und erfrischet. Unter ihrem Fleische findet man statt des Kerns die Bohne oder das Korn, welches wir den Caffe nennen, in einem sehr feinen Häutchen eingehüllet. Diese Bohne ist alsdann ungemein zart, und der Geschmack desselben ziemlich unangenehm. So wie aber die Kirsche reift, so wird auch die Bohne unvermerkt hart. Nachdem endlich die Sonne diese rothe Frucht ganz trocken gemacht hat: so wird ihr Fleisch, daß man vorher as, eine Hülse oder Schote von sehr brauner Farbe, welche die äußere Rinde des Caffees ausmachet. Die Bohne ist alsdann hart und sehr hell grün. Sie schwimmet in einer Art von dickem Safte, der von brauner Farbe und ungemein bitter ist. Die Hülse, welche durch einen kleinen sehr kurzen Stiel an dem Baume hängt, ist ein wenig größer, als eine Lorbeere; und jede Hülse hat nur eine Bohne in sich, die sich gemeiniglich in zwo Hälften theilet. Diese Bohne ist unmittelbar mit einem sehr feinen Häutchen umgeben, welches die zweyte Rinde oder innere Schaale ist.

1. CAFFEBAUM, WIE ER IN ARABIEN GEZEICHNET WORDEN N.10.



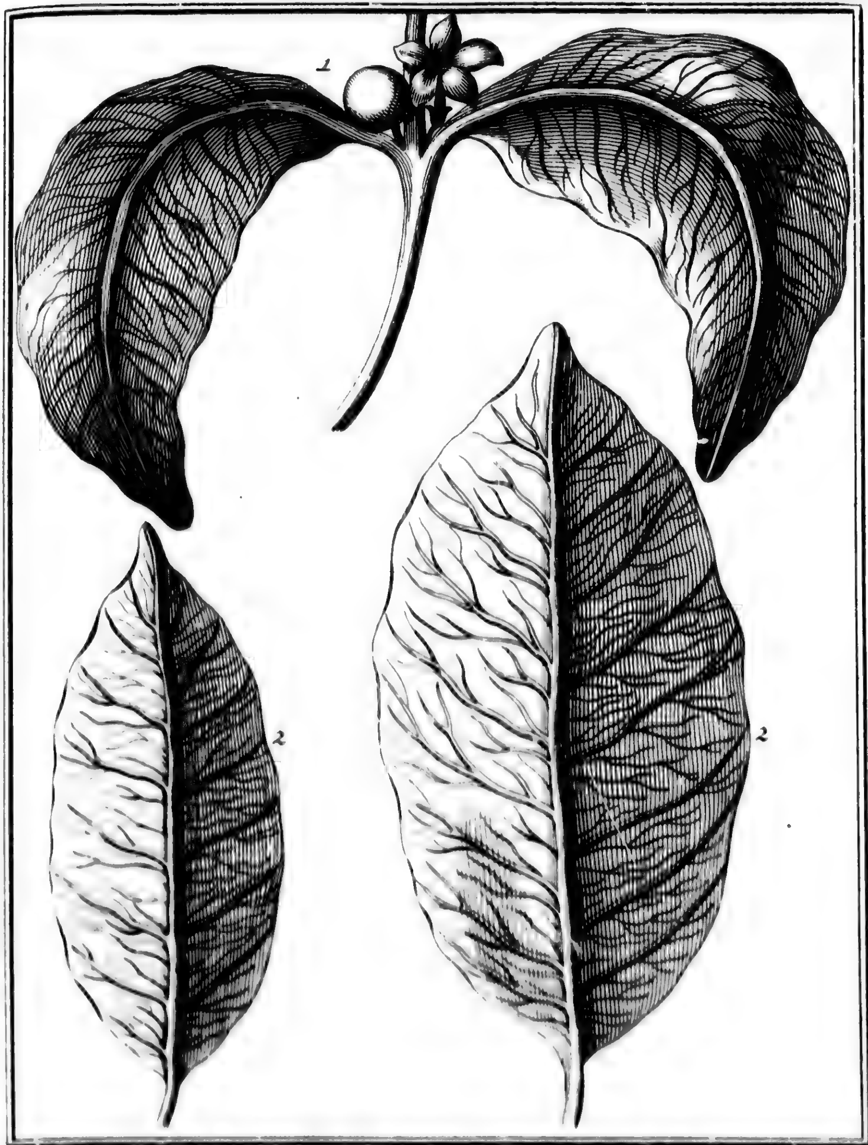
2. Trockene Frucht. 3. Hülse der Frucht. 4. Kern oder Caffebohne

1 . ST



2 .

1 . STÜCK VON DEM ZWEIGE EINES CAFFEBAUMES . N.º 11 .



2 . *Caffé blatt in seiner natürlichen Grœsse .*

ist. Die Araber machen
was sie Caffe auf sultanis

Der Verfasser des
geschrieben haben, von S
ist durch die ganze Frucht
wäre. Die Füße der G
genden sind die Oerter,
besteht darinnen, daß m
den Gebirgen finden, ab
führen. Dieses ist sow
gleich nöthig. Bey Ver
Fuß breit und fünf Fuß
füllen. Sie erhalten da
ist: so leiten sie das Wa
trocknen könne.

Man hat nur durch
stand erfahren, welcher i
genden Orten die Caffebä
Schirme dieneten, um s
hielt diese großen Bäume
aus, und machen durch
decket, was sich unter ih
Blüthe, wenn sie sich er
ersten Bäume, welche d
stand gestärket, weil das
men, daß eine jede Papp
daß die Caffebäume orde
Die Neugier eines reisen
Baum, den er finden k
Kupfer davon.

In den nicht so he
Eben der Reisende, wel
darauf auch ausdrücklich
zwölf Meilen von Betel
letztern Bäumen zu sehen
Kreis einer von den best
die schönsten sind, sieht
me; viele Arten von Ge
scheidet; Melonen, Gu

Da der Baum, n
kommenen Früchten und
nothwendiger Weise zu
chen. Weil sie aber ni
der Einsammlung eigent

ist. Die Araber machen viel Wesens aus beyden, um dasjenige daraus zu verfertigen, was sie Caffe auf sultanisch nennen.

Reise nach Arabien. 1708.

Ihre Pflanzung und Wartung.

Der Verfasser des Tagebuches versichert, die Caffebäume kämen nicht, wie andere geschrieben haben, von Senkern oder Reisern, sondern würden gesäet durch die Hülsen, das ist durch die ganze Frucht, welche in die Erde gestecket würde, wenn sie vollkommen reif wäre. Die Füße der Gebirge und die kleinen Hügel in den schattigsten und feuchtesten Gegenden sind die Oerter, die man zu ihren Pflanzungen erwählet. Ihre größte Wartung besteht darinnen, daß man das Wasser aus den Quellen, und die kleinen Bäche, die sich in den Gebirgen finden, ableitet, um sie durch kleine Gräben bis an den Fuß der Bäume zu führen. Dieses ist sowohl zur Fruchtbarkeit des Baumes, als zur Reifung der Frucht gleich nöthig. Bey Versetzung der Bäume graben die Araber für einen jeden ein Loch drey Fuß breit und fünf Fuß tief, welches sie mit Kieselsteinen ausfüttern, und mit Erde voll füllen. Sie erhalten darinnen beständig die gehörige Kühle. Wenn aber die Frucht reif ist: so leiten sie das Wasser aus diesen Graben ab, damit sie ein wenig an ihren Zweigen trocknen könne.

Etwas sonderbares, das die Franzosen bemerket.

Man hat nur durch die Franzosen, welche nach Muab gereiset, den sonderbaren Umstand erfahren, welcher in ganz Europa unbekannt war, daß in denen gegen Mittag liegenden Orten die Caffebäume unter andere große Bäume gepflanzet würden, die ihnen zum Schirme dieneten, um sie vor der übermäßigen Sonnenhitze zu bedecken. La Grelaudiere hielt diese großen Bäume für eine Art Pappeln. Sie breiten ihre Zweige ungemein weit aus, und machen durch deren Stellung einen vollkommenen Zirkel, welcher alles das bedecket, was sich unter ihnen befindet. Man giebt vor, ohne diesen Schatten würde die Blüthe, wenn sie sich eröffnet, verbrannt werden, und keine Frucht hervorbringen. Die ersten Bäume, welche die Franzosen bey der Stadt Tage sahen, waren durch diesen Beystand gestärket, weil das Land daselbst weit offener, als an andern Orten, ist. Sie beobachteten, daß eine jede Pappel eine gewisse Anzahl Caffebäume mit ihrem Schatten bedeckte, und daß die Caffebäume ordentlich nach der Schnur gepflanzet würden, wie unsere Obstbäume. Die Neugier eines reisenden Franzosen, Namens Noyero, machte, daß er den schönsten Baum, den er finden konnte, abzeichnete. Man giebt hier nach seiner Zeichnung das Kupfer davon.

Bäume zu Redia.

In den nicht so heißen Orten wachsen die Caffebäume frey, und tragen reichlich. Eben der Reisende, welcher mit la Grelaudiere die Reise nach Muab gethan hatte, reisete darauf auch ausdrücklich nach Redia oder Zedia, einer kleinen Stadt in dem Gebirge, zwölf Meilen von Betelsaguy gen Südwest, um daselbst eine große Menge von diesen letztern Bäumen zu sehen. Er vernahm von dem Statthalter in Redia selbst, daß dieser Kreis einer von den besten im Lande sey. Außer denen Caffebäumen, welche in Arabien die schönsten sind, sieht man daselbst eine erstaunliche Menge anderer fruchttragenden Bäume; viele Arten von Getreyde, unter welchem man eine vortreffliche Art vom Korne unterscheidet; Melonen, Gurken und verschiedene Arten von Hülsenfrüchten.

Wie man den Caffe sammelt.

Da der Baum, welcher den Caffe trägt, zugleich auf einmal mit Blüthen, unvollkommenen Früchten und reifen Früchten beladen ist: so geschieht die Einsammlung derselben nothwendiger Weise zu dreyen verschiedenenmalen, welche eben so viel Jahreszeiten ausmachen. Weil sie aber nicht beständig und ordentlich sind: so geben die Araber den Namen der Einsammlung eigentlich nur derjenigen, die im Monate May geschieht, weil solche die

Reise nach Arabien. 1708.

reichlichste im Jahre ist. Wenn sie den Caffee sammeln wollen: so breiten sie Stücke Tücher unter die Bäume, welche sie sanft schütteln, und alle Früchte, welche dann reif sind, fallen leicht ab. Man thut sie in Säcke, um sie auf Matten zu legen. Daselbst läßt man sie in Haufen, bis die Hülsen im Stande sind, sich vermittelst eines großen steinernen oder hölzernen Cylinders zu eröffnen, den man darüber hingehen läßt. Wenn die Frucht aus ihrer Schaale heraus, und in zwo kleine Bohnen, oder vielmehr in zwo Hälften getheilet ist, die anfangs nur eine Bohne ausmachten: so läßt man sie zum andernmale an der Sonne trocknen, weil sie noch ziemlich grün ist, und man Gefahr läuft, sie möchte, wenn sie noch gar zu frisch ist, auf der See verderben. Darauf schwingt man sie, um sie zu reinigen; denn sie wird weit geringer verkaufet, wenn sie mit ihren Hülsen vermenget ist.

Zubereitung des Trankes daraus.

Die Art, wie die Araber ihren Caffe zum Trinken zurichten, ist eben dieselbe, welche durchgängig in der ganzen Levante beobachtet wird, und dessen Zubereitung man in Frankreich angenommen hat: jedoch mit dem Unterschiede, daß ihn die Araber gemeiniglich so gleich trinken, so bald er gekocht ist, ohne ihn sich erst setzen zu lassen, und ohne jemals Zucker hinein zu thun, und aus sehr kleinen Tassen. Einige hüllen den Caffetopf in ein nasses Tuch, wenn sie ihn von dem Feuer nehmen, welches das Mark sogleich niederschlägt, und den Trank weit klärer machet. Diese Art machet auch einen kleinen Rohm, der sich oben setzet; und wenn man den Caffe in die Tassen schenket, so rauchet er nicht nur stärker, sondern er düftet auch eine Art von fettem Dampfe aus, den sie mit Vergnügen einziehen, weil sie ihm vortreffliche Eigenschaften zuschreiben.

Caffe auf sultanisch.

Vornehme Personen bedienen sich einer andern Art, die ihnen eigen ist. Sie nehmen nicht die Caffebohnen, sondern nur die Schaale, die ihnen zur Einhüllung dienet, und mischen auch das feine Häutchen darunter, welches die Bohne unmittelbar bedecket o). Dieses Getränk wird in Arabien für einen unvergleichlichen Trank gehalten, und heißt Caffe auf sultanisch, oder Sultaninnencaffe. Unsere Franzosen, welche an dem yemenischen Hofe und bey den Statthaltern keinen andern bekamen, fanden ihn vortrefflich. Man menget wenig Zucker darunter, weil man keine Bitterkeit zu vertreiben hat, und man vielmehr eine mäßige Süßigkeit dabey schmecket, die viel Annuth hat. Allein, diese Art geht nur in Arabien an. Denn diese Cafferinde, welche an sich wenig wesentliches hat, wenn sie gar zu trocken ist, kann nicht verführet oder lange verwahret werden, ohne einen großen Theil von ihrer Eigenschaft zu verlieren, welche vornehmlich darinnen besteht, daß sie frisch ist.

Die Araber in Yemen waren stark überzeuget, es könnte der Caffe sonst nirgend, als in ihrem Lande, wachsen, obgleich die türkischen Schriftsteller ihn ursprünglich aus Aethiopien herleiten. Die Erfahrung von den africanischen und americanischen Inseln, hat sie müssen aus dem Wahne bringen. Ueberdieses haben die Holländer ansehnliche Pflanzen in den

o) Man nimmt die Schaale von dem vollkommen reifen Caffe; man zerbricht sie, man setzet sie in einem kleinen irdenen Gefäße auf ein Kohlenfeuer, und rühret sie beständig um, so daß sie nicht gebrannt werde, wie der ordentliche Caffe, sondern nur ein wenig Farbe annehme. Zugleich läßt man Wasser in einem Caffekessel kochen; und wenn die Schaale fertig ist, so wirft man sie hinein, mit einem Viertheil wenigstens von dem Häutchen, und läßt alles zusammen aufwallen. Die Farbe von diesem Getränke sieht so aus, wie das beste Bier in England. Man verwahret diese Schaa

den Gegenden von Amsterdam gezogen, und es ist den Franzosen in dem königlichen Garten zu Paris eben so glücklich gelungen.

Reise nach Arabien. 1708.

Erzählung der Türken von dem Ursprunge des Caffees in ihrem Reiche.

Die Türken haben die Geschichte von dem Ursprunge des Caffees in Aden und in ihrem Reiche beschrieben. Sie erzählen, es habe **Gemaleddin, Abu-Abdallah, Muhammed-Bensnid**, mit dem Zunamen **Adhabami**, weil er aus **Dhabhan**, einer kleinen Stadt in dem glücklichen Arabien, gebürtig war, da er Mufti zu Aden, in der Mitte des neunten Jahrhunderts der Hegira, und des funfzehnten nach Christi Geburt, gewesen, Gelegenheit gehabt, eine Reise nach Persien zu thun. Bey seinem Aufenthalte daselbst fand er einige Personen, die Caffee tranken. Er gab wenig Achtung darauf. Als aber nach seiner Rückkehr seine Gesundheit geschwächet war, und er sich des Trankes erinnerte, den er in Persien hatte trinken gesehen: so ließ er sich solchen bringen, in der Hoffnung, einige Besserung dadurch zu erhalten. Seine Gesundheit wurde nicht allein wiederum durch diesen Gebrauch hergestellet, sondern er erkannte auch bald die andern Eigenschaften des Caffees, vornehmlich daß er die Trägheit zerstreuete, den Geist aufmunterte, und eine Schlaflosigkeit verursachte, die nichts beschwerliches hat.

Das Beyspiel des Oberhauptes des Gesetzes machte, daß bald alle muhammedanische Priester und Geistliche einen Geschmack an dem Caffe fanden. Darauf bedieneten sich desselben auch die Handwerker, welche des Nachts arbeiten mußten, die Reisenden, welche die Hitze des Tages vermeiden wollten, und kurz, die ganze Stadt Aden. Man unterließ den Gebrauch aller andern Getränke, vornehmlich desjenigen, der aus den Blättern einer Pflanze gemacht wurde, Namens **Cat**. Vor **Gemaleddin** wurde der Caffe, wie man versichert, nicht geachtet, und war so gar in Arabien fast unbekannt, welches doch die Frucht hervorbringt, wovon man ihn machet. Von Aden aber kam er in viele andere benachbarte Oerter, und wurde zu Ende des neunten Jahrhunderts der Hegira nach Mecca gebracht. Er wurde daselbst anfänglich, wie zu Aden, von den Imanen und Derwischen angenommen. Er wurde aber nicht aus den Bohnen, sondern aus den Hülsen gemacht. Die Einwohner zu Mecca fanden so viel Geschmack daran, daß sie Häuser aufrichteten, in welchen man solchen öffentlich verkaufete. Sie versammelten sich haufenweise darinnen. Man spielete daselbst Schach und **Mancalah** *p)*. Man sang daselbst, man machte Musik, welches lauter Vergnügungen waren, wovor die strengen Muhammedaner einen Abscheu hatten. Von Mecca kam der Caffe in viele andere arabische Städte, vornehmlich nach Medina, von da er endlich aus dem Lande gieng, und in Aegypten, bis nach Großcairo drang. Er wurde daselbst von den Derwischen aus Yemen eingeführet, welche in einem Viertheil dieser Stadt wohneten, und in ihren Moscheen Caffe tranken, wenn sie einen größern Theil der Nacht zu ihrem Gebethe anwenden wollten. Sie hatten solchen in einem großen rothen Gefäße, und empfingen ihn ehrerbiethigst aus der Hand ihres Superiors, der ihnen solchen selbst in Tassen schenkete. Man war damals im Anfange

Schaalen an sehr trocknen und wohlverschloßnen Orten. Denn die geringste Feuchtigkeit würde ihnen einen übeln Geschmack geben.

p) Ein sehr gebräuchliches Spiel bey den Morgenländern. Es wird mit zwey und siebenzig kleinen Muschelschaalen gespielet, die man anfänglich sechse und sechse in zwölf kleine runde Gruben setzet, welche auf zwo Linien in einem Stücke Holz von der Länge eines Fußes, und fünf Zoll breit gegraben sind. Herr Galland hat es weitläuftig beschrieben.

Reise nach Arabien. 1708.

fange des zehnten Jahrhunderts der Hegira, und des funfzehnten nach Christi Geburt. Die Andächtigen in Cairo ahmeten anfänglich dem Beyspiele der Derwische nach, und darauf thaten es auch eine große Menge anderer Einwohner. Diese Gewohnheit nahm ohne Widerspruch bis auf das Jahr 917 der Hegira zu *q*); welches Jahr für den Caffe sehr unglücklich war.

Unruhen, die er zu Mecca verursachet.

Als Khair Beg, Statthalter zu Mecca, eines Tages nach verrichtetem Abendgebethe aus der Moschee gieng: so war es ihm sehr anstößig, daß er in einem Winkel des Tempels, viele Personen sitzen sah, welche Caffe tranken, um sich dadurch geschickt zu machen, die Nacht im Gebethe zuzubringen. Er bildete sich ein, man tränke Wein, und sein Erstaunen verminderte sich nicht, als er die Eigenschaften dieses Trankes vernahm. Sein Eifer für die Religion, den er dadurch auf eine ärgerliche Art für beleidiget hielt, bewog ihn, gleich den Morgen eine große Versammlung von Gerichtsbedienten und Lehrern des Rechts zusammen zu berufen, denen er [illegible] vortrug, was für ein Schauspiel er mit angesehen hätte. Man berathschlagete sich lange über eine Materie von solcher Wichtigkeit. Nachdem nun einige in Ansehen stehende Aerzte wider den Caffe geredet hatten: so machte ihr Ansehen nebst den Gewissensscrupeln des Statthalters, daß man ein ausdrückliches und feyerliches Verboth ergehen ließ, Caffe zu verkaufen und zu trinken, bey der gewöhnlichen Strafe wider diejenigen, welche die Gesetze der Religion übertreten. Dieses Verboth nöthigte die Kaufleute, die Caffehäuser zuzuschließen, und aller Caffe, den man bey ihnen finden konnte, ward öffentlich verbrannt. Vergebens schrien die Derwische und der Mufti selbst wider eine so übereilte Entscheidung. Eine Privatperson, welche mit einer Tasse Caffe in der Hand ertappet worden, bekam den Stockschilling, und wurde darauf auf einem Esel durch alle öffentliche Straßen und Plätze geführet. Der Sultan in Aegypten, welcher damals viel Gewalt zu Mecca hatte, verdammete diesen unbesonnenen Eifer. Nachdem man die Lehrer zu Cairo darüber zu Rathe gezogen: so befahl er dem Statthalter, sein Verboth zu widerrufen. Er konnte aber in der heiligen Stadt den Samen der Spaltung nicht tilgen, welche fortfuhr, viele Unruhen darinnen zu verursachen, und die Feindseligkeit zuweilen zu den äußersten Gewaltthätigkeiten brachte. *r*).

Er kömmt nach Syrien,

Diese Begebenheiten hielten den Fortgang des Caffees nicht auf, sondern hatten ihm vielmehr den Weg nach Syrien eröffnet, woselbst er ohne Hinderniß zu Damasco, zu Aleppo, und nach und nach in allen andern Städten dieser großen Landschaft aufgenommen wurde. Um das Jahr 962 der Hegira, und 1554 nach Christi Geburt, wurde er endlich von Syrien nach Constantinopel gebracht. Bis dahin war er nur durch das Gerücht von den Widerwärtigkeiten bekannt gewesen, die er zu Mecca erfahren hatte. In diesem Jahre aber, welches etwa das hundertste nach seiner Einführung zu Aden war, und unter der Regierung Solymans des Großen, eines Sohnes Selims des Ersten, eröffneten zween Kaufleute, Namens Schems und Hekem, deren einer von Damasco, der andere von Aleppo gekommen war, zu Constantinopel, ein jeder sein Caffehaus, in dem Viertel, Taktacalah genannt, und fingen an öffentlich diesen Trank zu verkaufen. Sie nöthigten die Neugierigen auf Sofas oder sehr schöne Erhöhungen. Die Gelehrten, vornehmlich die Dichter,

und Constantinopel.

q) Es kömmt mit unserm 1511 Jahre überein.

r) Man setzet hinzu, zween Aerzte, welche an dem Verbothe des Caffees Theil gehabt, hätten ein unglückliches Ende genommen. Weil sie nach Wiedereinführung dieses Trankes zu Mecca verachtet waren, so begaben sie sich nach Cairo, woselbst sie

ter, und die Liebhaber des Spieles, besuchten diese Häuser zuerst. Sie führeten den Namen Cahveh-Ranch. Das Schälchen Caffe wurde nur mit einem Asper bezahlet, welches eine sehr kleine silberne Münze, am Werthe ungefähr zween Liards, war. Diese Häuser und diese Versammlungen vermehreten sich so eilig, daß sie gar bald die Aufmerksamkeit der öffentlichen Beamten erregeten. Man sah die Baschaes, und die vornehmsten Herren der Pforte daselbst. Die Imans beschwereten sich bereits, daß ihre Moscheen verlassen würden, da unterdessen die Caffehäuser immer voll wären. Sie zogen endlich nicht allein wider die Oerter, wo man Caffe verkaufete, sondern auch wider den Caffe selbst los, und behaupteten, das Verboth desselben wäre mit in dem Gesetze begriffen, welches die starken Getränke untersagete. Alle Andächtige vereinigten sich zusammen, und fasseten eine sehr genau bestimmte Frage ab, welche sie dem Mufti überreichten, um sich nach seiner Entscheidung zu richten. Dieses Oberhaupt der Religion untersuchete die Schwierigkeiten nicht erst viel, sondern that den Ausspruch, der Caffe wäre durch Muhammeds Gesetz verbothen.

Reise nach Arabien. 1708.

Er findet Widerstand.

Des Mufti Ansehen wird unter den Türken so hoch geschätzet, daß es ihnen nicht erlaubt ist, wegen seiner Entscheidungen einigen Zweifel zu machen. Alle Caffehäuser wurden also alsbald geschlossen, und die Policeybeamten erhielten Befehl, sich in der ganzen Stadt dem Gebrauche dieses Trankes zu widersetzen. Dieses Verboth wurde unter Amuraths des Dritten Regierung erneuert. Indessen konnte doch alle Schärfe, die man anfänglich auf die Vollstreckung wandte, eine offenbare Neigung nicht aufhalten. Die Policeybedienten wurden endlich einer vergeblichen Wachsamkeit überdrüßig, und ergriffen den Entschluß, für Geld zu erlauben, daß man Caffe verkaufte: doch sahen sie noch etwas darauf, daß solches nicht öffentlich geschähe. Sie litten, daß man solchen an Privatörtern, bey verschlossenen Thüren, und bey einigen Kaufleuten in dem Hintergewölbe trank. Ein neuer Mufti, der nicht so gewissenhaft war, als sein Vorgänger, mäßigte das Verboth, und erklärete, es wäre solches nicht in eben dem Grade, als das, wegen der förmlich untersagten Getränke. Diese Milderung wurde so günstig erkläret, daß die Andächtigen selbst sich berechtiget hielten, etwas nachzusehen. Ihr Beyspiel wurde eine Regel für den Hof und die Stadt. Man sah in größerer Anzahl, als zuvor, die Caffehäuser wiederum erscheinen. Diese Neigung gieng so weit, daß die Habsucht der Veziere nicht die Gelegenheit fahren ließ, sich neue Einkünfte zu verschaffen, indem sie sich eine besondere Gewalt über alle diese Häuser zueigneten. Sie zogen von einem jeden in den verschiedenen Viertheiln der Stadt eine Abgabe von einem oder zween Zechinen des Tages. Eben die Ursache ließ sie auch das Mittel finden, solche zu vermehren, ohne zuzulassen, daß der Preis für eine jede Tasse über einen Asper komme; woraus man von der Größe des Abganges urtheilen kann. Dieser Preis hat noch itzo in Constantinopel nicht aufgehöret.

Wie solcher abnimmt.

Die Veziere nehmen Tribut vom Caffe.

Die Freyheit der neuen Zeitungsträger, aus welchen diese Versammlungen meistens bestunden, machte indessen, daß unter Mahomets des Vierten Minderjährigkeit, die alte Furcht von neuem entstund. Der Großvezier Kuproli hielt mit einer in seiner Familie s) erblichen Uneigennützigkeit dafür, er müßte der öffentlichen Ruhe die unermeßlichen Einkünf-

Kuproli hebt die Caffehäuser wieder auf.

sie überzeuget wurden, daß sie wider Selim den I, welcher Aegypten erobert hatte, Flüche ausgestoßen. Man brauchte diesen Vorwand, sie zum Tode zu verdammen. Ebendas. auf der 319 S.

s) Er hatte zween Söhne, welche hinter einander diese Würde besaßen.

Reise nach Arabien. 1708.

künfte aufopfern, welche er von den Caffehäusern zöge. Er unterdrückte sie daher insgesammt. Man erzählet, ehe er diesen Entschluß gefasset, sey er so neugierig gewesen, und verkleidet in die vornehmsten Caffehäuser zu Constantinopel gegangen, wo er denn erstaunet wäre, daß er ernsthafte Leute gehöret, die sich von Staatssachen ernstlich unterredet, die Staatsbedienten und Regierung getadelt, und über die wichtigsten Puncte kühnlich ihren Ausspruch gethan hätten. Nachdem er auch die Wirthshäuser in der Stadt besuchet, so hätte er lauter lustige Leute darinnen angetroffen, welche gesungen, oder von ihren Liebeshändeln und Heldenthaten geredet hätten. Die erstern wären ihm gefährlich vorgekommen: von den andern aber hätte er nichts befürchtet, und ihnen also diesen Zeitvertreib gelassen *t*).

Wie man nachher den Caffe verkaufet.

Seit der Abschaffung der öffentlichen Caffehäuser aber, welches Verboth zu Constantinopel noch dauret, hat man nicht weniger Caffe in dieser großen Stadt getrunken. Man pfleget auf den Märkten und in den Hauptstraßen große Caffetöpfe auf einer Kohlenpfanne herum zu tragen, und denjenigen, die es verlangen, Caffe zu schenken. Die Vorbeygehenden halten sich dabey auf und machen sich kein Bedenken, in den ersten Laden zu gehen, dessen Herr stets bereitwillig ist, sie aufzunehmen. Es werden nur noch eine kleine Anzahl Häuser für die Matrosen geduldet, welche dahin gehen, und bey dem Caffetrinken Toback rauchen. Uebrigens hat sich dieses Verboth nur auf die Hauptstadt des Reiches erstrecket. Man findet in allen andern Städten, und sogar in den kleinsten Flecken öffentliche Caffehäuser. Ueberdieses so findet sich außer der Gewohnheit, die in den Hauptstraßen eingeführet ist, keine Familie, sie sey reich oder arm, türkisch, griechisch, armenisch oder jüdisch, welche nicht vielmals des Tages in ihrem Hause Caffe trinkt. Dieser Aufwand für jede Familie gleicht wenigstens demjenigen, was man in Paris für Wein ausgiebt *u*). Er wird sogar im Heerlager gemacht. Ein großer Theil von dem Trosse besteht aus Leuten, welche den Caffe brennen, oder ihn mahlen. Damit man endlich mit einem einzigen Worte anzeige, wie sehr die Türken dieser Gewohnheit ergeben sind, so darf man nur melden, daß es eine von den rechtmäßigen Ursachen zur Ehescheidung seyn würde, wenn ein Mann sich weigern wollte, seine Frau Caffe trinken zu lassen, oder wenn er so arm wäre, daß er ihr keinen schaffen könnte *x*). In den großen Häusern im Morgenlande hat der Bediente, welcher den Caffe machet, und die Aufsicht über alles dasjenige führet, was dazu gehöret, einen angesehenen Rang unter den Hausgenossen. Das Serail des Großherrn hat verschiedene Kahvegi Bachi *y*), deren jeder über zwanzig oder dreyßig Baltagis ist, die zu verschiedenen Aemtern gebrauchet werden. Diese Aufseher verlassen ihre Verrichtungen niemals, als um noch höhere Bedienungen oder reiche Güter zu erhalten. Sie werden zuweilen Capigi Bachi. Der Verfasser bemerket nicht allein, daß man in dem Gehöre bey dem Großveziere den Gesandten Caffe reichet, sondern daß, wenn man diese Ceremonie gegen einige ausländische Staatsbediente unterläßt, solches ein Kennzeichen einer Erbitterung oder

t) Galland erzählet solches, nach dem Zeugnisse der Herrn von Hermange, welchen man als Arzt bey dem Grafen von Toulouse gesehen hat, nachdem er solches zuvor bey dem letzten Vezier Kuproli gewesen, welcher in der Schlacht bey Salankement getödtet worden.

u) A. d. 355 S.

x) Ebendaselbst.

y) A. d. 358 S.

z) A. d. 360 S.

a) A. d. 291 S.

b) Es ist erstaunlich, daß Ray, einer von den berühmtesten englischen Kräuterkundigen diesem Irrthume

Reise nach Arabien. 1708.

oder eines Misvergnügens, und gleichsam die erste Ahndung ist, daß es zu einem Bruche kommen werde z).

Wie die Morgenländer Caffe trinken.

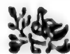
Der Caffe wird bey den Morgenländern auf Schaalen ohne Füße von gemalten und lakirtem Holze gereichet, so wie diejenigen Caffebretter sind, deren wir uns zu bedienen pflegen, aber viel größer, als die unserigen, weil sie funfzehn bis zwanzig Tassen enthalten, welche die Reichsten in kleine silberne Gefäße, halb einfassen lassen. Diese Tassen, welche man Fingians nennet, sind nicht halb so groß, als unsere, und man schenket sie niemals ganz voll. Man bedienet sich keiner Löffel, weil man den Caffe ohne Zucker trinkt, aber allezeit sehr heiß und sehr stark. Einige thun ein Tröpfchen Ambra-Essenz hinein. Andere lassen ihn mit einigen zerbrochenen Würznelken, noch andere mit einem wenig indianischen Anise, und wieder andere mit kleinen Cardamomen aufwallen.

Anmerkung wegen des äthiopischen Caffees.

Was die Meynung betrifft, daß der Caffe ursprünglich aus Aethiopien gekommen, von da er nach dem glücklichen Arabien soll seyn gebracht worden: so wird solche durch Carl Jacobs Poncets Berichte bestätiget, welcher drey Jahre in Aethiopien auf einer Reise zubrachte, die er im Jahr 1698 that. Dieser Reisende versichert, man sähe noch Caffebäume daselbst, ob man sie gleich nur aus Neugierde wartete. Er giebt so gar die Beschreibung davon: sie stellet aber einen Baum vor, der von denjenigen, welche la Grelaudiere und andere Franzosen, in Arabien gesehen haben, so unterschieden ist, daß man muthmaßet, es sey einige Irrung vorgegangen. Ueber dieses, so thun unsere alten Nachrichten von Aethiopien, worunter des portugiesischen Jesuiten Pater Tellez seine, die angesehenste ist, und auch selbst Ludolfs Geschichte, dessen genaue Sorgfalt bekannt ist, von dem Caffe nicht die geringste Erwähnung. Hieraus schließt man nun ganz natürlich, wenn es wahr ist, was verschiedene Geschichtschreiber gemeldet haben, daß die Abyssinier ursprünglich aus Arabien kommen: so haben sie auch wohl bey diesem Zuge den Caffebaum mit nach Aethiopien nehmen können; und vermuthlich hat er sich darinnen eben nicht mit so gar gutem Erfolge vermehret, weil es noch ungewiß zu seyn scheint, ob man heutiges Tages einen darinnen antrifft a).

Irrthum wegen des arabischen Caffees.

Uebrigens so ist es ein Vorurtheil, dessen Falschheit man erkannt hat, daß die Araber, welche eifersüchtig auf ein Gut wären, das sie allein im Besitze zu haben glaubeten, keine Caffebohne aus ihrem Lande ließen, welche nicht zuvor durchs Feuer oder durch kochendes Wasser gegangen wäre, in der Absicht, den Keim zu ersticken, damit man den Caffe nicht fortpflanzen könnte b).



Das

Irrthume Glauben gegeben und nicht gewußt hat, daß nicht allein die Holländer vor Alters Caffe aus Arabien nach Batavia gebracht haben, daß sie ihn gesäet, verpflanzet, und sehr glücklich fortgebracht, sondern daß auch selbst die Engländer dieser Erfahrung zu Madras gefolget, obgleich beyde nicht vielen Vortheil daraus gezogen. Ray versichert: „die Araber hätten ein Mittel erfunden, zu verhindern, daß man außer ihrem Lande kein einziges Korn Caffe haben könnte, welches vermögend wäre, zu keimen. Histoire universelle des Plantes. Edition de Londres, 1686.

Nachricht von Carnate.

Das XXVIII Capitel.

Nachrichten von Carnate, durch einige Jesuiten-Missionarien, als ein Zusatz zu der Beschreibung von Indostan.

Einleitung. Zerstreuung der Jesuiten nach der Reichsveränderung in Siam. Der P. Tachard will in Carnate das Evangelium predigen. Der P. Mauduit fängt es an. Drey Jesuiten nehmen der Braminen Kleidung. Beschreibung von Tarcolan. Dem P. Bouchet wird ein Land geschenket. Wirkung dieses Geschenkes. Mauduit zieht im Lande herum; unterredet sich mit einem Braminen. Einige Städte. Mauduits Rede an einen indianischen Fürsten. Besuch, den er von den Brumenatis bekömmt. Er wird aufgehalten; bekömmt Erlaubniß, eine Kirche zu bauen. Seine Armuth ist ihm hinderlich. Seine Rückkehr nach Caruvepondi. Eigenschaften, die er zu einem Missionar nach Carnate und Madure erfordert.

Einleitung.

Unter allen Ländern, welche der Herrschaft des großen Mogols unterworfen sind, ist Carnate fast das einzige, wovon man keine besondere Beschreibung bey den Reisebeschreibern findet; obgleich die Lage desselben zwischen der Küste Coromandel und Malabar machet, daß es in den Nachrichten von der Halbinsel Indiens oftmals genannt wird. Weil man das Stillschweigen nur der Schwierigkeit, dahin zu kommen, oder der seltenen Gelegenheit dazu, beymessen kann: so müssen die geringsten Erläuterungen davon desto kostbarer seyn. Einige Briefe aus der Sammlung der Jesuiten *c*), welche die Unternehmungen und das Herumziehen vieler Missionarien enthalten, belehren uns von dem Daseyn und den Namen vieler den Erdbeschreibern unbekannten Städte. Dieses ist nicht das erstemal, daß ich aus einer so ehrwürdigen Quelle geschöpfet habe. Was ich aber hier entlehne, das erfordert einige vorläufige Erläuterungen, welche so viele neue Reichthümer für diese Sammlung seyn werden.

Zerstreuung der Jesuiten nach der Veränderung in Siam.

Nach dem Verfalle der Mission in Siam, begaben sich die meisten Missionarien nach der französischen Niederlassung zu Pondichery, wohin sich der P. Tachard, welcher von eben dem Eifer brannte, der ihn schon zweymal nach Indien geführet hatte, begab, um neue Gelegenheit zu finden, solchen auszuüben. Der große Fortgang, welchen die portugiesischen Jesuiten gegen Süden gehabt, woselbst sie eine christliche Gemeine von ungefähr zweyhunderttausend Seelen errichtet hatten, ließ ihn urtheilen, er könnte bey eben dem Eifer zu Bekehrung der Indianer, die gegen Norden von Pondichery lägen, sich eben die Früchte versprechen. Er fing damit an, daß er sich in dieser Stadt niederließ. Nachdem er aber fast eben so bald von den Holländern wieder daraus verjagt worden, welche sich derselben im Jahre 1693 bemeisterten: so sah er seine Hoffnung bis auf den ryßwickischen Frieden verzögert, welcher die Franzosen in ihren alten Besitz wiederum einsetzete. Durch diese Veränderung waren alle Hindernisse gehoben. Der P. Tachard eilete, wieder nach Pondichery zu kommen, wo er die Ausführung seiner apostolischen Anschläge durch eine Mis-

Der Pater Tachard will in Carnate das Evangelium predigen.

c) Es sind ihrer an der Zahl drey, einer von dem Pater Tachard, der andere von dem Pater Bouchet, und der dritte von dem Pater Mauduit in dem VI und XI Theil der Lettres edifiantes. Aus der Zueignungsschrift des XI Theiles erfährt man, daß zween von diesen drey Missionarien ihren Eifer durch einen ihrem Berufe anständigen Tod haben krönen sehen. Der Pater Tachard starb

Mission glücklich angefangen sah, welche in dem Königreiche Carnate dreyßig oder vierzig Meilen von Pondichery gegen Nordwest entstanden war.

Nachricht v. Carnate.

Der P. Mauduit war, nachdem er lange bey der Mission in Madure gebrauchet worden, wo er die Sprache und Gebräuche des Landes gelernet hatte, nach Caruvepondi gegangen, wo er für hundert Christen etwa sorgete, die er bereits getaufet hatte. Dieser Mißionar hatte viele Reisen gethan, und unterschiedene Entdeckungen in den benachbarten Landen, sonderlich gegen Nordwest, gemacht. Bey diesem Herumziehen legete er den Grund zu zwoen andern Gemeinen, deren die eine zu Tarcolan, dem ehemaligen Mittelpuncte der Abgötterey in Carnate, und die andere zu Panganur, einer großen und volkreichen Stadt, war, von welcher man etwan funfzig Meilen nach Pondichery rechnet. Auf der andern Seite erhielt der P. Bouchet, welcher nach der Veränderung in Siam in die Provinz Malabar gegangen, und darauf eine Gemeine von mehr als zwanzigtausend Christen in Aur, vier Meilen von Ticherapaly, der Hauptstadt in Madure, gesammelt hatte, Befehl, sich auch dieser neuen Mißion zu Carnate zu widmen. Er ließ sich von einem andern Missionar, dem P. de la Fontaine, begleiten. Es fanden sich also seit dem Märzmonate 1702 ihrer drey, von eben dem Orden. Der P. Bouchet, welcher die Würde eines Superiors hatte, setzete sich zu Tarcolan; den P. Mauduit ließ er bey seiner Kirche in Caruvepondi, und den P. de la Fontaine schickte er nach Panganur, wo man die talanguische Sprache redet, welche von der malabarischen eben so unterschieden ist, als die spanische von der französischen.

Solches fängt der Pater Mauduit an.

Andere setzen sich zu Tarcolan, Caruvepondi und Panganur.

In einer Versammlung, welche die drey Missionarien zu Caruvepondi hielten, beschlossen sie unter einander, sie wollten die Kleidung und Lebensart der Sanias Brames annehmen, welche eine indianische Secte bußfertiger Mönche ist. Dieses war eine sehr schwere Verbindlichkeit. Außer der Enthaltung vom Fleische, von Fischen und von Eyern, haben die Sanias Brames auch noch sehr beschwerliche Gewohnheiten. Sie müssen sich alle Tage des Morgens in einem öffentlichen Teiche waschen, ohne auf die unterschiedenen Jahreszeiten Acht zu haben, und dieses von neuem thun, ehe sie essen, welches des Tages nur einmal geschieht. Sie sind gehalten, einen Brame zum Koche zu haben, weil sie ohne Schande nicht das geringste essen können, was von Leuten aus einem geringern Stande zugerichtet worden. Ihr Stand zwingt sie zu der strengsten Einsamkeit. Ein Sanias geht niemals aus, wenn er nicht durch die Bedürfniß eines andern dazu genöthiget ist. Ich übergehe, saget der P. Tachard, noch andere eben so harte Gesetze, die ein Missionar Sanias unverbrüchlich beobachten muß, wenn er einigen Nutzen von seiner Arbeit zur Bekehrung der Indianer haben will.

Drey Jesuiten nehmen die Kleidung und Gewohnheiten der Braminen an.

Tarcolan war eine ansehnliche Stadt, als die Könige von Golconda Herren davon waren. Sie war es auch noch vor dreyßig Jahren. Sie ist aber seit dem, da sie von den Mogolen erobert worden, von ihrer Größe und ihrem Reichthume sehr herunter gekommen. Nach den fabelhaften Erzählungen der Heiden, war sie vor Alters so schön, daß die Götter des Landes ihre Zusammenkünfte daselbst hielten, wenn es ihnen beliebte, auf Erden

Beschreibung von Tarcolan.

starb an einer ansteckenden Krankheit zu Bengala, in der Ausübung seines Amtes. Der Pater Mauduit wurde nebst dem Pater Courbeville in einer Hütte zu Carnate todt gefunden, wo sie von den Ungläubigen vergeben worden.

d) Man sehe unten Kämpfers Tagebuch.

e) Zu Madure, welches die Spitze von der Halbinsel Indiens ist.

Nachricht v. Carnate.

den zu kommen. Da die Mogolen sie durch die Flucht der Einwohner, welche sich vor dem Geize und der Grausamkeit ihrer Sieger fürchteten, fast ganz wüste fanden: so haben sie solche ins Kleine gezogen, nachdem sie die prächtigen Pagoden der Heiden fast gänzlich zerstöret hatten. Sie haben nur die Hauptpagode verschonet, woraus sie eine Festung gemacht haben. Weil aber der weite Umfang der Länder, welche der große Mogol unters Joch gebracht hat, ihm nicht erlaubet, muhammedanische Besatzungen in allen denen Städten zu unterhalten, deren er sich bemächtiget hat: so hat er die Besetzung von Tarcolan, und einer großen Anzahl anderer Städte den Heiden anvertrauet, welche ihm eben so treu dienen.

Zur Vergeltung der Dienste seiner Omrahs giebt er ihnen auf ihre Lebenszeit ganze Landschaften unumschränkt zu regieren, unter der bloßen Bedingung, eine gewisse Anzahl Reuter in seinem Heere zu unterhalten. In dieser Entfernung vom Hofe aber, und bey diesem großen Grade von Macht und Gewalt hat er ein Mittel gefunden, sie in der Unterthänigkeit zu erhalten, indem er nebst ihnen Aufseher bestellet hat, welche den Namen Divans führen; ihre Bedienung kömmt der französischen Intendanten ihrer in der Provinz gleich. Die Verrichtung dieser Bedienten, welche nicht unter den Statthaltern oder Omrahs stehen, ist, daß sie die Schatzungen des Kaisers einnehmen, und den Ungerechtigkeiten Einhalt thun, welche die Omrahs gemeiniglich an den eroberten Völkern ausüben. Der Generalstatthalter von der Landschaft **Cangiburan**, unter welcher die Stadt Tarcolan steht, hieß Alan Daurkan. Er war ein Glückskind, welcher sich durch seine Verdienste und durch die wichtigen Dienste, die er dem Reiche geleistet hatte, in die Höhe gebracht. Er hatte in diesem großen Orte fünf besondere Befehlshaber unter dem Titel Cramani, bestellet. Der erste von diesen fünf Beamten, welcher in der Nachbarschaft ein **Topo**, das ist einen Wald mit Bauholze hatte, wurde dem Pater Bouchet so günstig, daß er ihm diesen Ort schenkete, um daselbst eine Kirche und ein Haus zu erbauen.

Provinz Cangiburan.

Ein Cramani von Tarcolan schenket dem Pater Bouchet ein Stück Land.

Wirkung dieser Schenkung.

Sobald der Missionar in seiner neuen Wohnung erschienen, breitete sich das Gerücht aus, es hätte sich ein berühmter **Sanias** bey Tarcolan niedergelassen. Der Cramani, sein Wohlthäter, war der erste, der ihn besuchte; und der Pater Bouchet, welcher die Sprache und der Gewohnheiten des Landes vollkommen wohl wußte, empfing ihn mit einer Höflichkeit und mit solchen Bezeugungen seiner Uneigennützigkeit, welche seinen Ruhm sehr vermehreten. Der Pater Tachard schildert den Fortgang davon ab. „Man muß, saget er, „die natürliche Neugierde der Indianer kennen, wenn es einem nicht schwer fallen soll, zu „glauben, was mir dieser Missionar von der Menge Volkes schreibt, welche beständig in „seine Einsiedeley kommen. Er versichert mich, es fehle ihm die Zeit, sein Breviar zu „bethen, und die einzige kleine Mahlzeit einzunehmen, die er jeden Tag hielte. Diese häufigen Besuche wurden vielmals von der Eifersucht der Braminen unterbrochen. Sie „machten durch ihre Ausgeschickten bekannt, der Sanias zu Topo wäre aus dem abscheulichen Stamme der Pranguis, welche die Küsten von Indien bewohneten; er tränke ingeheim Wein; er äße mit seinen Schülern Fleisch, und begienge alle Arten von Laster. „Diese Verleumdungen nebst der Farbe des Sanias verminderten den Eifer des Volkes. „Der Cramani aber, welcher vier bis fünf Monate lang das bußfertige Leben, die genaue „Sorgfalt und Redlichkeit des Pater Bouchet untersuchet hatte, nahm das Evangelium „an, und wurde ein eifriger Christ.

Ein

Nachricht v. Carnate.

Ein anderer Zufall, welcher vieles zur Beschämung der Feinde des Glaubens dienete, war der Besuch eines berühmten Braminen, Intendanten des Daurkan. Man unterscheidet in diesem Stamme von Indianern verschiedene Grade des Adels. Der Intendant war von dem obersten. Er begegnete dem Missionar mit vieler Höflichkeit, und bey einer langen Unterredung räumete er ein, daß es nur ein einziges höchstes Wesen gäbe, welches unsere Anbethung verdienete. Endlich gieng ein Rajput, Namens Sek, welchen Daurkan zu seinem Generallieutenante gemacht, nachdem er Befehl erhalten, sich nach Velur, dem letzten Platze der Maraten, zu begeben, welcher von den Mogolen belagert war, durch Tarcolan, und wollte den christlichen Sanias auch sehen. Da die Besuche der Großen nur mit vieler Pracht geschehen: so begab sich Sek unter dem Schalle der kriegerischen Instrumente in der Begleitung eines Haufen Fußknechte und Reuter in die Einsiedeley. Er versicherte den Pater seines Schutzes; er both ihm Ländereyen an; und was dem Christenthume noch mehr Ehre machet, so verließ er ihn nicht eher, als bis er sich seinem Gebethe empfohlen hatte. Man betrübet sich hier, daß man keine weitere Nachricht von dem Fortgange einer so schönen Mission findet. Das Schreiben des Pater Bouchet enthält nur eben dasselbe etwas weitläuftiger, und des Pater Tachards seines setzet nichts weiter hinzu, als eine kurze Erzählung von den Arbeiten des Pater de la Fontaine zu Panganur.

Velur, letzte Platz der Maraten.

Mauduit zieht im Lande herum.

Der Bericht des Pater Mauduit aber meldet uns zwar die Folgen von diesem ersten glücklichen Fortgange nicht besser: doch giebt er uns die Namen von einer großen Anzahl Oerter, die nur durch sein Zeugniß bekannt sind, und den geographischen Theil dieser Sammlung bereichern können. Man muß ihm nur vorwerfen, daß er die Entfernungen nicht mit angemerket hat.

Cangivaron Hauptstadt.

Ayenkolam.

Den 3ten des Herbstmonats 1701 reisete er von Caruvepondi, dem Orte seines Aufenthaltes zwo oder drey Meilen von Cangivaron, der Hauptstadt des Königreiches Carnate ab. Er kam bey ziemlich guter Zeit nach Ayenkolam, welches ehemals eine ansehnliche Stadt war, und heutiges Tages nur ein großer Flecken ist: er gieng aber noch weiter, und hielt sein Nachtlager in einer großen Pagode, welche einem Affen gewiedmet ist, dem die Indianer göttliche Ehre erweisen. Weil dieses Land keine Wirthshäuser noch Caravanseras hat: so begiebt man sich gemeiniglich in die Tempel, um daselbst die Nacht zuzubringen. Den Morgen begab er sich nach Alcatile, einer großen, sehr volkreichen, aber unflathigen und schlecht gebauten Stadt, wie die meisten Städte in Indien. Er schlief daselbst in dem Hause eines Braminen, welcher den Teufel unter der Gestalt eines Götzen anbethete, Namens Puleno. Die Erblickung dieses Götzen entflammete seinen Eifer. Er warf ihn um; und der Bramine schien dabey eine gewisse Gleichgültigkeit, wovon er aber die Ursache nicht anführet, zu behalten, und nicht dadurch beleidiget zu werden. Die meisten Einwohner in Alcatile sind Linganisten; das ist, sie tragen aus Ehrerbiethung gegen eine Art von Priapus, der schändlichsten unter ihren Gottheiten, eine sehr unzüchtige Figur am Halse, die sie Lingan nennen. Der Missionar sah einen Lehrer dieser Secte, welcher sich vielen Ruhm erworben hatte. Er fand ihn mit Lesung eines Buches beschäfftiget, worinnen der Herr Himmels und der Erden genannt war; und in ihrer Unterredung hatte er das Vergnügen, ihn von der christlichen Religion mit Lobe reden zu hören: als er ihn aber um seinen Beystand ersuchte, das höchste Wesen erkennen und verehren zu lassen: so erhielt er diese Antwort: „Eure Mühe würde vergebens seyn. Der Verstand der Indianer ist „viel

Alcatile.

Unterredung des P. Mauduit mit einem Braminen.

Nachricht v. Carnate.

„viel zu sehr eingeschränkt. Sie sind zu einer so erhabenen Kenntniß nicht fähig. Der „Mißionar erwiederte: Obgleich die unendlichen Vollkommenheiten dieses höchsten We„sens unbegreiflich sind: so findet sich doch kein Mensch, der ihn nicht in so weit erkennen „könne, als es zu seiner Seligkeit nöthig ist. Es verhält sich mit Gott wie mit dem Meere. „Ob man gleich nicht die ganze Strecke desselben übersieht, und die Tiefe desselben nicht weis; „so unterläßt man doch nicht, so viel davon kennen zu lernen, als es nöthig ist, lange Rei„sen darauf zu thun, und sich an den Ort zu begeben, wo man hinzugehen Willens ist.„ Diese Vergleichung gefiel dem Lehrer: sie konnte ihn aber nicht bewegen, die Lehre anzunehmen, die er hoch schätzete. Ein großer **Lingan**, den er am Halse trug, saget der P. Mauduit, war gleichsam das Siegel seiner Verwerfung.

Nachdem der Missionar einige Tage zu Alcatile zugebracht: so schickte er sich an, seine Reise nach Westen fortzusetzen. Man sagte ihm, die Mogolen und Maraten führeten einen grausamen Krieg mit einander, und alle Wege wären gesperret. Diese Furcht hielt ihn aber nicht ab, nach **Velurs** zu reisen, welches gen Westen von Alcatile liegt. Er kam mit seinen Catechisten in dieser Stadt an, und nahm seine Wohnung bey einem Braminen. Dieses zog ihm viel Achtung zu, und machte, daß er für einen Sanias von der ersten Ordnung gehalten ward. Der **Durey**, das ist, der Statthalter, besuchte ihn, in Begleitung einer großen Anzahl vornehmer Personen. Die Festung Velur ist eine von den beträchtlichsten im Lande; und die Befehlshaber dieses wichtigen Postens waren damals mit den vornehmsten Braminen der Stadt in übelm Vernehmen. Der Statthalter, welcher dem vermeyntlichen Sanias eine große Kenntniß wegen des Künftigen zuschrieb, fragte ihn, ob sie sich nicht bald versöhnen würden. Er antwortete auf eine geschickte Art, der Friede wäre durchaus nothwendig; und wenn sie seinem Rathe folgen wollten, so würden sie nicht säumen, sich mit einander zu versöhnen. Der Statthalter war mit dieser Antwort zufrieden; und da die Braminen solcher nachgedacht hatten, so schlossen sie einen gründlichen Frieden mit den Befehlshabern.

Es war auch solcher in der That um so viel nöthiger, weil die Mogolen das ganze Land verheereten, und ihre Streifereyen bis an die Thore von Velur trieben. Der P. Mauduit, welcher keinen Fortgang für die Religion bey diesen Unruhen hoffete, setzete seine Reise nach Westen fort, nachdem er einige Parias getaufet hatte, die er schon genugsam unterrichtet fand. Dieses Land schien ihm schön und sehr volkreich zu seyn. Er sah auf seinem

Palliconde

Wege viele kleine Städte, unter welchen er **Palliconde** nennet, dessen Lage er bewunderte. Die **Rajas Purres**, welches Herren dieser Städte sind, nahmen ihn sehr höflich auf. Es ist ein Geschlecht aus Norden gekommener Fürsten, die sich in diesem Lande niedergelassen, und sich unter dem Schutze der Mogolen darinnen erhalten haben, deren Partey sie genom-

Kuriyetam.

men. Der Missionar gieng von da durch die kleine Stadt **Kuriyetam**; und zween Tage

Erudugam.

darnach kam er an die Thore von **Erudugam**. Diese Stadt liegt unter der langen Kette von Bergen, welche die große Halbinsel Indiens fast von einem Ende bis ans andere jenseits des Ganges durchschneidet. Man hielt den P. Mauduit bey dem Eintritte in dieser Stadt an, weil der berühmte **Ram Raja**, welcher so viele Eroberungen in Indien gemacht hat, ehemals die Städte und Festungen unter der Kleidung eines Sanias überrumpelte, dergleichen der Missionar trug. Indessen ließ man ihn doch hinein, als er die Befehlshaber versichert hatte, seine einzige Absicht wäre, den wahren Gott bekannt zu machen; und in der Zeit von einem einzigen Tage, den er in der Stadt zubrachte, machte er eine

ziemlich

ziemlich genaue Verbindung mit einem muhammedanischen Lehrer, daß er es sehr bedauerte, daß er solchen nicht zum christlichen Glauben bringen können. Er war ein Mann von sonderbaren Verdiensten, welcher die tamulische Sprache so zierlich als leicht redete, und Wissenschaft mit vielem Verstande und Redlichkeit verband.

Nachricht v. Carnate.

Der Pater Mauduit fand große Schwierigkeiten, seine Reise fortzusetzen. Er mußte durch fast unübersteigliche Berge gehen. Die Catechisten, welche er voraus gehen ließ, schienen erschrocken darüber zu seyn. Sie stelleten ihm vor, die Fürsten, in deren Staaten er hinter diesen hohen Gebirgen gerathen würde, wären im Kriege begriffen, und seine Klugheit erlaubete nicht, mit Verachtung der Gefahr in ein nicht sonderlich bekanntes Land zu dringen. Die Indianer sind von Natur furchtsam. Der Pater Mauduit kehrete sich an ihre Einbildungen nicht, sondern nahm den Weg nach Peddu-Naiaken-Durgam. Ob gleich die Entfernung von Erudurgam bis an diese Stadt nur von einer halben Tagereise ist: so gieng er doch zween ganzer Tage durch Gehölze und greuliche Berge, weil er den Weg nicht wußte, und sich wirklich verirret hatte. Der Schutz des Himmels ließ ihn endlich einige Indianer antreffen, welche willig waren, ihm zu Wegweisern zu dienen. Er gieng glücklich alle diejenigen schrecklichen Oerter vorbey, wo ihm die Tyger und andere wilde Thiere nicht weniger Unruhe verursachet hatten, als der Hunger und die Beschwerlichkeit. Nachdem er sich ausgeruhet hatte: so gieng er durch einen großen Flecken, den er zu seinem Erstaunen wüste fand. Die Furcht vor den Mauren, welche das Feld durchstreifeten, hatte gemacht, daß die Einwohner die Flucht ergriffen. Er nahm Theil an ihrem Schrecken, und kam unter lauter Furcht vor den Thoren von Peddu-Naiaken-Durgam an.

Peddu-Naiaken-Durgam.

Diese Stadt ist klein: sie war aber damals von den Einwohnern der benachbarten Orte, die sich hineingeflüchtet hatten, so bevölkert, daß er nur eine elende Hütte fand, die Nacht darinnen zuzubringen. Den Morgen zeigete er sich an dem Thore der Festung, in der Absicht, dem Fürsten aufzuwarten. Er wurde angehalten. Indessen führeten ihn doch einige Braminen, nachdem sie unterschiedene Fragen an ihn ergehen lassen, durch viele Umwege in des Paleagasers Zimmer. Er fand daselbst, wie er saget, einen sehr braven Mann, der ihn wohl aufnahm, ob er ihm gleich, um sich seine Gunst zu erwerben, nur einige Früchte des Landes und ein wenig Agat, den die Indianer für sehr kostbar halten, überreichet hatte. Dieser Fürst saß. Er hatte eine kleine Erhöhung vor sich, auf welche er den Missionar zu sitzen nöthigte. Weil die Höflichkeit aber dem Pater Mauduit nicht erlaubete, einen höhern Platz zu nehmen, als seiner war: so legete er seine Tygerhaut auf die Erde, und setzete sich nach Landesart darauf. Als solches geschehen: so trug er die Ursache seiner Reise auf folgende Art vor: „Ich habe, Herr, mein Vaterland „aus keiner andern Ursache verlassen, und mich aus keiner andern Ursache mit unsäglichen „Beschwerlichkeiten und Arbeiten hieher begeben, als eure Unterthanen aus der dicken Finsterniß zu ziehen, worinnen sie so lange Zeit leben, indem sie Gottheiten anbethen, welche „ein Werk der Menschenhände sind. Es ist nur ein höchster Herr aller Dinge, welcher „Himmel und Erde erschaffen hat. Diesen höchsten Herrn, den Herrscher der Welt, müssen alle Menschen erkennen, und ihm müssen sie unterworfen seyn. Seinem Gesetze müssen sie folgen, wenn sie ewig glücklich seyn wollen; und von diesem heiligen Gesetze will ich „euer Volk unterrichten. Wenn sie es annehmen und es getreulich bewahren: so wird man „unter ihnen weder Unruhen, noch Spaltungen, weder Gewaltthätigkeit noch Ungerechtigkeit „wahrnehmen. Die Liebe, die Sanftmuth, die Gottseligkeit, die Gerechtigkeit und alle andere Tu-

Rede des Pater Mauduit an einen indianischen Fürsten.

Nachricht v. Carnate.

„genden, werden die Richtschnur ihrer Aufführung seyn. Sie werden dem Fürsten, der „über sie regieret, treu und gehorsam seyn, und ihm dasjenige geben, was sie ihrem Ober„herrn schuldig sind, und also zu der höchsten Glückseligkeit gelangen *f*).„ Darauf erklärete der Pater Mauduit dem Fürsten die vornehmsten Eigenschaften Gottes; und nachdem er ihnen einen hohen Begriff von der christlichen Sittenlehre beygebracht hatte, so bath er ihn um seinen Schutz. Solcher wurde ihm, nebst einem bequemen Zimmer zu seiner Wohnung bewilliget, und den Bedienten wurde befohlen, ihm alles zu geben, was zu seinem Unterhalte nöthig seyn würde.

Besuch, den er von den Brumenatis erhält.

Er reisete den andern Morgen ab. Wenn man über die Gebirge ist: so höret man in dem ganzen Lande keine andere Sprache, als die talanguische oder canareennische. Indessen fand der Missionar bey **Peddu-Naiaken-Durgam** einen großen mit Tamulers angefüllten Flecken, welche sich dahin begeben hatten, um vor den Gewaltthätigkeiten der Mogolen sicher zu seyn. Es besuchten ihn daselbst viele **Brumenatis**, welchen Namen man den Weibern der Braminen giebt. Unter vielen andern Fragen, wollten sie auch wissen, ob ihre Männer, welche lange Reisen unternommen hätten, glücklich wieder kommen würden. Er antwortete ihnen, er wäre nicht gekommen, sie zu hintergehen, wie ihre falschen Lehrer, sondern ihnen den Weg zum Himmel zu weisen. Sie höreten mit Aufmerksamkeit zu. Nachdem sie ihn darauf höflichst gegrüßet hatten, so giengen sie weg, ohne darauf zu antworten. Einige andere Personen von geringerm Stande waren viel gelehriger bey seinen Unterweisungen.

Bairepalli.

Er kam den Abend nach **Bairepalli**, wo er nur einen einzigen Einwohner antraf, welcher alle andere hatte die Flucht nehmen sehen, ohne vor der Annäherung der Mauren zu erschrecken. Den Morgen begab er sich nach **Tailur**, einer kleinen Stadt, unter einem andern **Paleagaser**. Die Festung daselbst ist ziemlich gut. Er setzete seine Reise nach **Sapur** fort, die nur eine kleine Tagereise von Tailur ist. Dieses war vordem eine sehr bevölkerte Stadt, die Zeit aber hat nur ein Dorf daraus gemacht. Von da gieng er nach **Coralam**, einer andern Stadt, welche viel von ihrem alten Glanze verloren hat, dennoch aber noch itzo sehr groß und volkreich ist. Er fand daselbst bey vielen Einwohnern große Neigung zu den Wahrheiten des Glaubens. Indem er aber mit der Bekehrung eines Braminen beschäfftiget war: so sah ihn ein Maure, welcher gereiset, und drey Jahre zu Goa zugebracht hatte, sehr aufmerksam an, und rief auf einmal: er ist ein **Pranguis**; welches ein Schimpfname ist, den die Ungläubigen den Europäern aus Verachtung geben. Dieses war ein Donnerschlag für den Missionnar. Er zweifelte nicht, daß dieser bloße Argwohn nicht vermögend seyn würde, alle seine Anschläge zu zernichten. Einer von den vornehmsten Einwohnern hatte ihm sein Haus angebothen, um darinnen seine Verrichtungen frey auszuüben, und viele andere hatten ihm versprochen, sich unterrichten zu lassen. Die Vorstellung aber, daß er ein **Pranguis** wäre, änderte ihre Neigung auf einmal. Dieser unglückliche Zufall und die verdrießliche Furcht machten, daß er den Entschluß ergriff, abzureisen. Er befand sich damals mitten im Lande, das ist, gleich weit von der Küste Coromandel und der malabarischen Küste. Seine Begierde bewog ihn, seinen Marsch nach der Westseite fortzusetzen: die Gefahr aber, für einen **Pranguis** erkannt zu werden,

Tailur.

Sapur.

Coralam.

Zufall, der den Pater Mauduit aufhält.

f) Lettres edifiantes T. [illegible] p. 40 et 41. Diejenigen, welche eben so viel edles Wesen und wahre Hoheit als ich, bey einem bloßen Mönche antreffen, welcher vor einem abgöttischen Hofe erscheint,

Nachricht v. Carnate.

werden, und die Annäherung der regnichten Jahreszeit, nöthigten ihn, nach Norden zu gehen, in der Hoffnung, dasjenige bey einem Paleagaser zu finden, was er nicht mehr unter den Mauren hoffen konnte.

Sonna Kallu. Ramasa Mutteram. Punganur.

Er verließ Coralam; und den andern Tag hielt er sich in einer Stadt auf, welche Sonna Kallu hieß, und mit Bergen umgeben war, die ihr zur Vertheidigung dieneten. Von da begab er sich nach Ramasa-Mutteram, einer ziemlich ansehnlichen Stadt; von da er den Weg nach Punganur, der Hauptstadt des ganzen Landes, nahm *g*). Dieß ist eine sehr große und bevölkerte Stadt, aber kothig, und schlecht gebauet. Er zeigete sich daselbst anfänglich dem Alvadar, das ist dem obersten Staatsbedienten, welcher mit einer unumschränkten Gewalt während der Minderjährigkeit des Königes regierete. Die Höflichkeiten, welche er von diesem Herrn erhielt, bewogen ihn, daß er um die Freyheit bath, in die Festung zu gehen, woselbst der junge König nebst seiner Mutter fast beständig eingeschlossen war.

Der Alvadar aber verschob solches bis auf eine andere Zeit, und dieser Verzug nöthigte ihn, sich zu Punganur länger aufzuhalten, als er es gewünschet hatte. Er predigte das Evangelium mitten in dieser großen Stadt; und ob gleich die meisten Einwohner, welche Linganisten sind, wenig Achtsamkeit auf seine Reden hatten: so hatte er dennoch das Vergnügen, einige Seelen zum Christenthume zu bringen. Eines Tages, als er sichs am wenigsten vermuthete, erhielt er von dem Alvadar die Erlaubniß, dem wahren Gotte an dem Orte in der Stadt eine Kirche zu bauen, welchen er dazu erwählen würde. Seine vornehmste Absicht war, den König und die Königinn zu besuchen, in der Hoffnung diese Prinzessinn zu bekehren, von welcher man mit vielen Lobsprüchen redete. Alle seine Bemühungen aber konnten ihm diese Ehre nicht zuwege bringen. Ein Tamuler versicherte ihn, der Alvadar befürchtete, er möchte dem Könige einige Vorwürfe wegen des Lingans machen, den man ihn tragen ließ. Er war aber bey sich fest überzeuget, daß, wenn er dem Hofe einige Geschenke hätte machen können, man keine Schwierigkeit würde gemacht haben, ihn vorzulassen. Vermuthlich hinderte ihn auch seine Armuth, eine Kirche zu Punganur zu bauen. „Eines Tages, als er sich anschickte, drey Catechumenen zu taufen: „so traten zehn oder zwölf Tamulers in sein Zimmer, ein jeder mit einem Werkzeuge, wel„ches zum Bauen dienete. Er glaubete, sie wären geschickt, Hand ans Werk zu legen. „Nachdem er sie aber sehr hitzig gefraget hatte, ob sie in dieser Absicht kämen: so antwor„teten sie, wir wünschten es, und wir wollten gern nach allem unsern Vermögen zu einem „so heiligen Unternehmen etwas beytragen: wir können euch aber weiter nichts, als unsere „Arme anbiethen. Er ersuchte sie, sie möchten diesen guten Willen bis auf eine andere „Gelegenheit behalten.„

Mauduit erhält die Erlaubniß, eine Kirche zu bauen.

Seine Armuth schadet seinen Absichten.

Ursache seiner Reise.

Er bemerket, da die Absicht seiner Reise bloß gewesen, von dem Lande Erkundigung einzuziehen, und sich von allem demjenigen zu unterrichten, was zur Einführung des Glaubens etwas beytragen können so habe er sich an einem jeden Orte nur so lange aufgehalten, als es nöthig gewesen, diese Nachrichten einzuziehen.

Als

scheint, auf seiner Tygerhaut sitzt und ihm diese Rede hält, werden sich über diese umständliche Erzählung nicht beschweren.

g) Er nennet das Land nicht.

Nachricht v. Carnate.

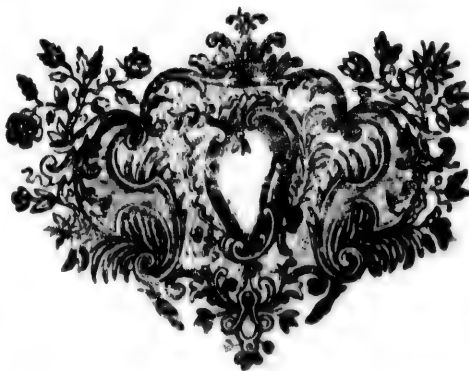
Als er Punganur verließ, so wollte er nach Terassadi, einer berühmten Pagode, an der Nordseite gehen, wohin sich die Heiden aus allen Theilen von Indien begaben, und diesem Götzen ansehnliche Geschenke brachten. Er erwog aber, daß sich unter der Menge von Pilgrimen leicht einer finden könnte, der ihn für einen Pranguis ausgäbe, und welcher durch diesen verhaßten Vorwurf der Mission einen Streich versetzete, der nicht wieder gut zu machen wäre. Er fassete den Entschluß, wieder nach Tailur *b*), durch lange und beschwerliche Umwege zu gehen, welche machten, daß er keinen Mauren begegnete.

Seine Rückkehr nach Caruvepondi.

Auf seiner Rückkehr nach Caruvepondi, besuchte er Peddu-Naiaken-Durgam, Velur, Alcatile und andere Städte wieder, in deren einigen er einen oder zween Catechisten ließ. Seine Reise hatte zween Monate gedauret. Er rühmet sich, einen doppelten Nutzen davon gehabt zu haben; der eine ist, daß er die Oerter habe kennen lernen, wo die Missionarien sich nieder zu lassen Hoffnung haben könnten; der andere, daß er es aus seiner eigenen Erfahrung wahr befunden, es habe nichts mehr Kraft, die Ungläubigen zum Christenthume zu locken, als ein strenges und bußfertiges Leben bey denjenigen, die sie unterrichteten.

Was für Eigenschaften ein Missionar in Carnate und Madure haben muß.

Ein Missionar in Carnate und Madure muß keinen Wein trinken, kein Fleisch, keine Fische und keine Eyer essen, und alle seine Speisen müssen aus einigen Hülsenfrüchten oder einem wenig Reiß in Wasser gekocht, bestehen. Die Milch ist ihm nicht untersagt: er muß sich aber derselben nur selten bedienen. Die Nothwendigkeit erfordert es, diese Lebensart zu ergreifen, welche der Sanias ihre ist; weil alle diese Leute zur Regel haben, derjenige, welcher sie besser oder weiser machen will, muß ein vollkommener Leben führen, als die übrigen Menschen, welches seinen Unterweisungen gemäß ist *i*).



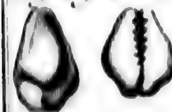












Das

b) Der Pater Mauduit schätzet sich glücklich, daß er unterweges eine Frau von fast hundert Jahren angetroffen, welche auf einmal die Ohren zu seinen frommen Unterweisungen eröffnet. Er hält solches für die glücklichste Begebenheit in seinem Leben. Weil diese Frau befürchtete, sie möchte nicht so lange mehr leben, daß sie sich in die christliche Kirche begeben könnte: so lag sie ihnen, ..

ARABISCHE MÜNZE.

Halber Larin.



Larin.



Goldene Rupie.



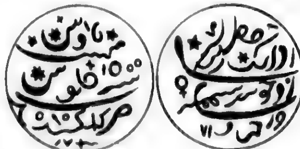
Halbe goldene Rupie. Halbe silberne Rupie.



Silberne Rupie.



Silberne Rupie.



Halbe silberne Rupie.



Vierthel silberne Rupie.



⅛ Silberne Rupie.



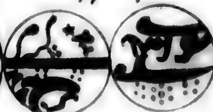
Vier Kupfer pechas.



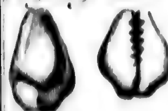
Zwey Kupfer pechas.



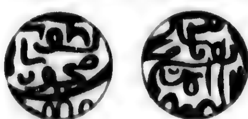
Ein Kupfer pecha.



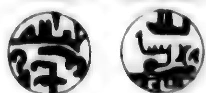
Coris oder Muschelschalen



Silberne Mamudis.



Halbe Mamudi.



Mandel.



Von den Münzen
cken, Muschel
fi

Arabische Münzen. Larinen
Indostanische Münzen. C
Rupien. Geschichte der
zwölf himmlischen Zeichen
Muschelschaalen. Münze
Porta Jajumala; in Oaen
sapur, Carnate und Veluch
alten und neuen Pagoden.

Ob man gleich diesen
schreiber davon ge
der alle die Stück
rungen aber, welche nach
uns, vorher anzumerken,
des letzten Jahrhunderts,
kommen sind, deren man
indianische Münzen nach
Tages hat.

Das Mark Gold ge
sten Reisen in diesem Lan
Livres, neun Sous und
sechs Sous, eilf Denier
ler sechs Livres. Der Lo
des feinen Silbers gegen
man brauchte funfzehn u
bezahlen k).

Es scheint die natü
diesem Lande verfertiget
eine von den ältesten in
lebes und Borneo, vorne
geschieht: so sind die La

er möchte sie auf der Stelle
einem nahen Teiche taufen
und bewunderte die Geheim
schung. Ebendaselbst a. d

Münzen in Asien.

Das XXIX Capitel.

Von den Münzen oder verschiedenen Arten von metallenen Stücken, Muschelschaalen und Mandeln, die in ganz Asien für Münzen gehalten werden.

Der I Abschnitt.

Arabische Münzen. Larinen und halbe Larinen. Indostanische Münzen. Goldene und silberne Rupien. Geschichte der Rupien, mit den zwölf himmlischen Zeichen. Kupfermünzen. Muschelschaalen. Münzen in Matucha; in Porta Jajumala; in Oaen; in Golconda, Visapur, Carnate und Beluche. Unterschied der alten und neuen Pagoden. Gewinst der Geldwechsler. Englische Münzen in Indien. Holländische Münzen. Münzen von Queda und Pera; von Achem, von Macassar, Camboja, Bantam und den Molucken; von Batavia; Siam, Asem, Tipura, Arrakan, und Pegu; von China und Tunkin. Japonische Münze. Portugiesische in Ostindien.

Ob man gleich diesen wichtigen Artikel bey allen denen Nachrichten, wo die Reisebeschreiber davon gehandelt haben, nicht hindan gesetzet hat: so wird dennoch ein jeder alle die Stücke allhier gern in einem Capitel beysammen sehen. Die Veränderungen aber, welche nach und nach mit unserm eigenen Gelde vorgegangen sind, nöthigen uns, vorher anzumerken, was für einen Preis das Gold und Silber in Frankreich zu Ende des letzten Jahrhunderts, das ist, zu der Zeit gehabt hat, da die Nachrichten herausgekommen sind, deren man sich hier bedienet. Nach dieser Vergleichung wird man leicht alle indianische Münzen nach dem Werthe bestimmen können, den unser Geld heutiges Tages hat.

Das Mark Gold galt im Jahre 1679 und einigen folgenden, in welchen die vornehmsten Reisen in diesem Bande gethan worden, in Frankreich vierhundert sieben und dreyßig Livres, neun Sous und acht Deniers; und ein Mark Silber, neun und zwanzig Livres, sechs Sous, eilf Deniers. Der Louis d'or galt eilf Livres zehn Sous, und der Goldthaler sechs Livres. Der Louis d'argent oder Thaler, galt sechzig Sous. Das Verhältniß des feinen Silbers gegen das feine Gold war funfzehn und ein Quart gegen eins; das ist, man brauchte funfzehn und ein Viertheil Mark fein Silber um ein Mark feines Gold zu bezahlen *k*).

Arabische Münzen.

Es scheint die natürlichste Ordnung zu seyn, daß man mit Arabien anfängt. In diesem Lande verfertiget man vornehmlich die Art von Münze, welche Larinen heißt, und eine von den ältesten in Asien ist. Obgleich von Bagdat bis nach den Inseln Ceylan, Celebes und Borneo, vornehmlich längst dem persischen Meerbusen, aller Handel durch Larinen geschieht: so sind die Larinen, nach Taverniers Anzeige, eigentlich doch nur in den dreyerley

Larinen und halbe Larinen.

er möchte sie auf der Stelle mit dem Wasser aus einem nahen Teiche taufen. Er willfahrte ihr, und bewunderte die Geheimnisse der göttlichen Vorsehung. Ebendaselbst a. d. 57 u. f. S.

i) A. d. 65 und 66 S. Man sehe die Beschreibung von Siam.

k) Le Blanc Traité historique des Monnoies p. 392 et 417.

Münzen in Asien.

ley Arabien, und zu Balsora gänge und gebe. Ihr Gehalt ist wie unsere Thaler. Fünf Larinen oder zehn halbe Larinen gelten einen französischen Thaler. Indessen wiegen sie doch etwan acht Sols weniger. Dieses nehmen die arabischen Emiren oder Fürsten für ihre Fabrik; und dieß nennen sie bey der Durchreise der Kaufleute, die nach Persien oder Indien gehen, ihren Gewinnst. Sie lassen die Caravanen warten, um den Zoll von ihnen einzunehmen, und die Thaler, die Piaster oder die Ducaten in Larinen umsetzen zu lassen. Dieses ist eine um so viel verdrießlichere Tyranney für die Kaufleute, weil die List und Gewalt sie nicht dawider retten können. Wenn die Emiren sehen, daß man ihnen nichts umzusetzen anbiethet: so nehmen sie auch die andern Gebühren nicht, und stellen sich, als hätten sie nicht Zeit, die Rechnungen zu machen. Darauf gehen sie auf die Jagd, und bleiben wohl funfzehn oder zwanzig Tage aus. Unterdessen schmachten die unglückseligen Fremden und verzehren ihre Lebensmittel, ohne einige Hoffnung, andere zu bekommen; und wenn die Caravane fortgehen wollte, ohne die Zölle zu bezahlen, so würde sie in Stücken gehauen werden, ihre Kameele und alle ihre Waaren verlieren; welches nicht ohne Beyspiel ist. Tavernier erzählet *l*), er sey auf einer seiner Reisen durch einen solchen Fürsten ein und zwanzig Tage lang aufgehalten worden, nach welcher Zeit er sich noch für sehr glücklich geschätzet, daß er damit losgekommen, daß er ihm alles gegeben, was er verlangete. Wenn die Larinen das Gewicht von denen Münzen hätten, wofür man sie nimmt: so würde sich ein Kaufmann nur über eine sehr beschwerliche Ceremonie zu beklagen haben. Allein, da er gehalten ist, wenn er nach Indien kömmt, seine Larinen in die Münze zu tragen *m*): so verliert er nothwendig acht Sols an einem Thaler, das ist vierzehn und ein halb fürs Hundert.

Indostanische Münze. Goldene und silberne Rupie.

Alles Gold und Silber, welches in die Länder des großen Mogols kömmt, wird auf das feinste geläutert, ehe Reichsgeld daraus geschlagen wird, welches den Namen Rupie führet. Die goldene Rupie wiegt zwo Drachmen, drey Vierthel und eilf Gran, und gilt im Lande vierzehn silberne Rupien. Die goldene Rupie kömmt also auf ein und zwanzig französische Livres, und eine Unze Gold auf acht und funfzig Livres vier Deniers. Dieses Gold ist von der Feine desjenigen, welches wir auf vier und funfzig Livres die Unze schätzen. Wenn man dieses Gold in Stangen oder Ducaten aus Europa bringt: so hat man allezeit achtehalb fürs Hundert Gewinnst, wenn man keinen Zoll dafür geben darf. Die halbe Goldrupie kömmt auf zehn Livres zehn Sols, und die Vierthelrupie auf fünf Livres fünf Sols. Vor Alters war die Gestalt der Rupien viereckigt; itzo ist sie rund. Obgleich die Silberrupie auf dreyßig Sols gerechnet wird: so wiegt sie doch nur drey Drachmen; und unsere dreyßig Solsstücken wiegen drey Drachmen und ein halb, vier Gran. Die Rupie aber ist von besserm Silber. Mit einem Worte, diejenigen, die den Handel verstehen, und welche aus Europa Gold oder Silber nach den Ländern des großen Mogols bringen, haben allezeit sieben bis acht am Hundert Gewinnst; wenn sie keinen Zoll geben dürfen. Wenn man aber den bezahlet, so geht der Gewinnst darauf. Es giebt halbe Silberrupien zu funfzehn Sols, Vierthelrupien zu achtehalb Sols und Achtel Rupien zu drey Sols neun Deniers.

Geschichte der Rupien mit den zwölf Himmelszeichen.

Ob man gleich Taverniern in demjenigen, was er historisches anführet, nur mit Behutsamkeit folgen darf: so kann man doch die Geschichte von denen Rupien, welche die zwölf himm

l) T. II. a. d. 3 S.

m) Dieses hat man aus allen Nachrichten gesehen.

Münzen

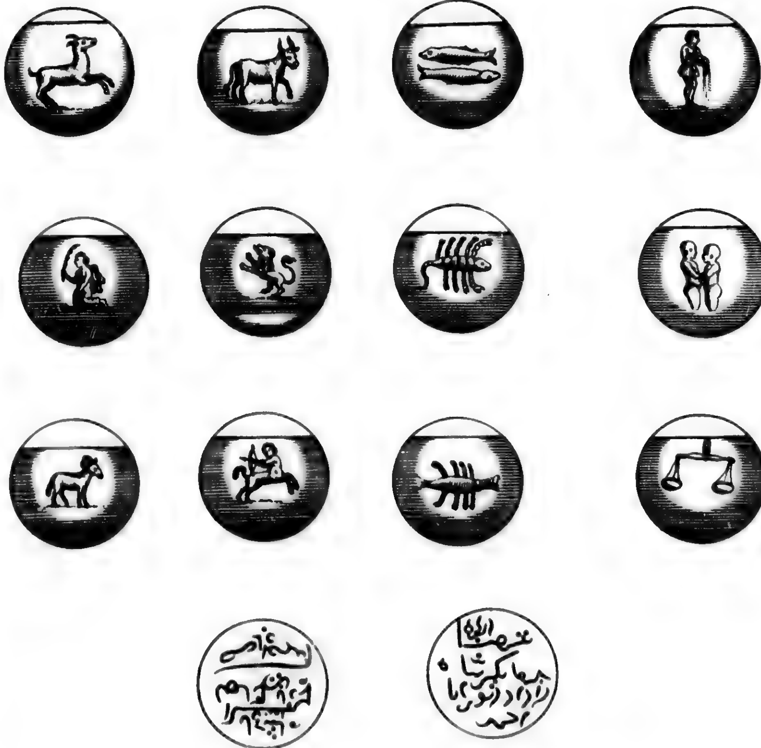






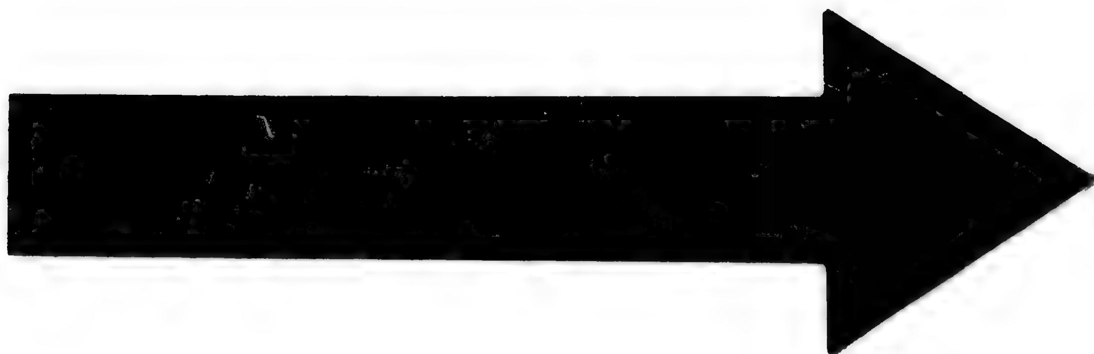
Gold-S

Münzen, welche die zwoelf Himelszeichen vorstellen.



Gold-Silber-und Kupfermünzen welche die Portugiesen in Ost-Indien schlagen lassen.





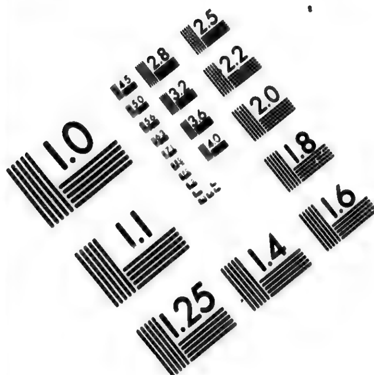
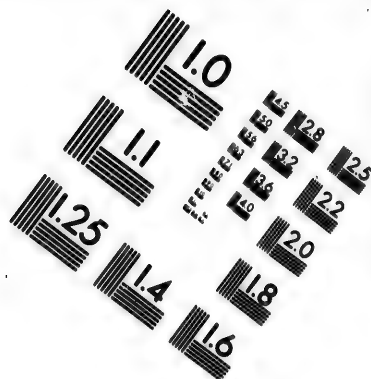
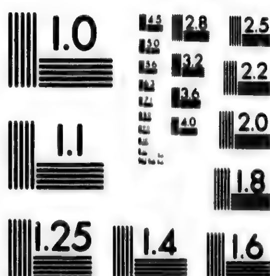
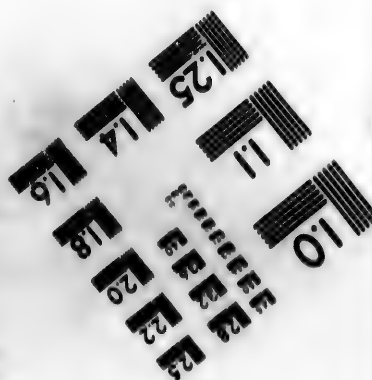



IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)



ḧimmlischen Zeiche
nicht ganz und gar
„Sultan S
„König der Mogo
„heit eine unter de
„genommen, und
„Verstand, war f
„selben dergestalt z
„gehren von ihm z
„das so viel als das
„wie in meinen V
„Petschaft aufgedr
„Nour Mahal,
„ne große Feindsch
„damalen Sultan
„sich Cha Jehan
„ser Prinzeßinn;
„chen fast das gan
„Rajas auf den G
„gehen, und also vo
„so beflis sich diese
„ihres Vorsatzes zu
„Namen zu mache
„lichen Schlages,
„es ist zu merken,
„in des Landes Sp
„schen Zeichen stell
„verbiethet; jedoch
„Kuram bey Hof
„ältern Sohne Su
„selben durch Gewa
„Denn nach diesem
„einem mächtigen
„Die Königinn sah
„könnten, aus den
„Feinde. Weil sie
„offenbaren: so hu
„dachte täglich frisc
„zen und Comödien
„wird er sehr fröhl
„tet, nahm er dies
„über alle maßen,

*) Nach der deut

himmlischen Zeichen vorstellen, so wie man sie im II Theile seiner Reisen a. d. 24 S. findet, nicht ganz und gar verwerfen. Man wird nichts in seinen Worten ändern.

Münzen in Asien.

„Sultan Selim, saget er *n*), sonst **Jehan Guir Patcha** genannt, der neunte „König der Mogolen und des Cha Jehan Vater, liebete die Weiber sehr, aber insonder„heit eine unter denjenigen, die in seinem Pallaste sich befanden, welche er zur Gemahlinn „genommen, und die auch sonderbar herrlich begabet war. Sie hatte einen trefflichen „Verstand, war freygebig, wußte des Königes Gemüth also wohl zu beobachten und den„selben dergestalt zu belustigen, daß er ohne sie nicht seyn konnte; sie vermochte all ihr Be„gehren von ihm zu erlangen, hatte zween Namen, der eine war **Nur Jehan Begum**, „das so viel als das Licht der Welt bedeutet; und dieß ist der Name in ihrem Petschaft; denn sie, „wie in meinen Beschreibungen vermeldet wird, nichts unterschrieben, sondern allein das „Petschaft aufgedrucket hat. Der andere Name, welcher ihr bey Hofe gegeben worden, war „**Nour Mahal**, das ist so viel, als das Licht des Pallastes. Dieselbe trug jederzeit ei„ne große Feindschaft wider die zween königlichen Prinzen, und insonderheit den zweyten, „damalen **Sultan Kurom** genannt; welcher, nachdem er hernach zur Krone gelanget, „sich **Cha Jehan** nennen lassen. Derselbe widersetzte sich beständig allem Vorhaben die„ser Prinzeßinn; welche hingegen des Königes Herz also regierete, daß er auf ihr Zuspre„chen fast das ganze Jahr über sich auf dem Lande aufhielte, unterdessen sie heimlich etliche „Rajas auf den Gränzen zu Empörung anreizete, damit er veranlasset wurde, in Krieg zu „gehen, und also von seinen Söhnen sich zu entfernen. Weil diese Königinn sehr ehrgeizig war: „so befliß sich dieselbe, dem Könige in allem ein Gefallen zu thun, um desto leichter den Zweck „ihres Vorsatzes zu erreichen; und wie sie ein großes Verlangen trug, sich einen unsterblichen „Namen zu machen, so hielt dieselbe kein besser Mittel darzu, als viel Geld unterschied„lichen Schlages, nach der Münze wie die Könige in Indien hatten, prägen zu lassen; denn „es ist zu merken, daß alle dieser Könige Münzen, auf beyden Seiten, allein eine Schrift „in des Landes Sprache haben: aber diese Königinn hat auf der ihren, die zwölf himmli„schen Zeichen stellen lassen, wider das Mahometische Gesetz, welches allerley Vorbildung „verbiethet; jedoch hätte dieselbe ihren Zweck niemals erreichet, wenn der Prinz Sultan „Kuram bey Hofe gewesen wäre. Aber sie nahm ihre Zeit in Acht, da der König seinem „ältern Sohne **Sultan Kosru**, der sich wider den Vater aufgelehnet, und vermeynet, den„selben durch Gewalt der Waffen von dem Throne zu stoßen, die Augen ausstechen lassen. „Denn nach diesem erhaltenen Siege, schickte er den zweyten Sohn **Sultan Kurom** mit „einem mächtigen Kriegesheere in Decan, wider den König von Visapur, der sich regete. „Die Königinn sah dazumal, daß diejenigen, welche ihr in ihrem Vorhaben hinderlich seyn „könnten, aus dem Wege geräumet, und vornehmlich **Sultan Kurom**, der größte ihrer „Feinde. Weil sie nun dafür hielt, es sey itzo die bequeme Zeit, ihren Vorsatz dem Könige zu „offenbaren: so hub dieselbige an, ihm mehr als zuvor gewöhnlich, zu schmeicheln, und er„dachte täglich frische Ergötzlichkeiten, jetzt auf die Jagd; bald in dem **Haram** mit Tan„zen und Comödien. Eines Tages, da der König sich wohl ergötzt und Wein getrunken, „wird er sehr fröhlich; und als die Königinn in seiner Gegenwart, ihm zu Gefallen getan„zet, nahm er dieselbe bey der Hand, und ließ sie neben sich sitzen, bekannte, daß er sie „über alle maßen, mehr als alle andere Fürstinnen seines Hofes, liebete, und daß ohne die-

n) Nach der deutschen Uebersetzung.

Münzen in Asien.

„selbe, er vor Unwillen über den höchststräflichen Frevel des Sultan Kosru seines Sohnes, „der sich unterstanden, ihn von dem Throne zu stoßen, gestorben wäre. Wie die Königinn den König in so gutem Willen für sie gesehen, so ermangelte sie nicht, solcher trefflichen „Gelegenheit sich zu bedienen, und sagte zu ihm: Herr König, wenn ihro Majestät mich „also lieber, wie sie mich bereden will, so werden selbe mir dasjenige, wornach ich bereits lange Zeit eine große Begierde habe, verwilligen; das ist, daß ich frey und vollkommen, „nur vier und zwanzig Stunden lang regieren möge. Ueber dieses Begehren war der König sehr bestürzt, auch etliche Tage lang sehr betrübt; er wollte der Königinn nichts versagen, hingegen war ihm nicht lieb, auf ein solches Begehren seinen Willen zu geben. „Die Königinn unterdessen unterließ nicht, nach allem Vermögen, mehr und mehr den „König zu belustigen, und that keinesweges dergleichen, daß sie dessen Unmuth vermerkte. „Wie der fünfte Tag nach ihrem geschehenen Begehren herbey gekommen, und der König „derer Anmuthigkeit und herzlichen Begierde, die er für sie hatte, nicht ferner widerstehen „konnte, sagte derselbe zu ihr, daß er sich vier und zwanzig Stunden lang entfernen wollte, „in welcher Zeit sie den Thron besitzen, und mit völliger Gewalt regieren könnte; zugleich ließ er in ihrer Gegenwart alle große Herren, die bey Hofe waren, vor sich „kommen, und befahl denselben, der Königinn zu gehorsamen, und derselben Befehl „fleißigst zu vollstrecken, gleich als wenn er selber redete. Die Königinn hatte bereits von „guter Zeit alle ihre Vorbereitungen gemacht, und heimlich eine große Partey Gold und „Silber in allen Städten, da Geld gemünzet wurde, gesammlet, und daselbst die Münzschläge austheilen lassen. Es ist gewißlich eine bewundernswürdige Sache, daß ein Weib „ein so wichtiges Verhaben also weislich geleitet, vier und zwanzig Münzstempel graben „lassen, und beydes Gold und Silber mehr als zwo Millionen werth in allen diesen Städten „in Bereitschaft gehalten, ohne daß der König, noch die großen Herren seines Hofes etwas „jemals davon gewußt. Die Münzmeister allein, welche von der Königinn durch große „Gutthaten und gemachte Hoffnungen ganz eingenommen waren, indem sie sich gesichert „hielt, von dem Könige ihr Begehren endlich zu erlangen, wohl erachtend, wann nicht alles fertig stünde, ihr Vorsatz in vier und zwanzig Stunden nicht werkstellig gemacht werden könnte; hatten von dieser geheimen Sache Wissenschaft. Als nun der Tag, da die Königinn die Regierung angetreten, herbey gekommen: so sandte dieselbige alsobald Eilbothen „in alle Münzstädte des Königreichs mit Befehl, daß beydes goldene und silberne Rupien „bis auf ermeldte Summe werth gemünzet wurden. Wie der König und die großen Herren „seines Hofes solches vernommen, waren sie über allemaßen verwundert, und bestürzt, sonderlich Sultan Rurom, der Königinn Todfeind, welcher, wie ich von glaubwürdigen „Leuten des Landes verstanden, darüber von Sinnen gekommen, und mit großer Mühe von „solcher Bestürzung wiederum sich erholen können. Die Sache ward so geschwind vollstrecket, „vornehmlich an dem Orte, da die Königinn sich befand, daß zwo Stunden, nachdem „dieselbe auf dem Throne gesessen, sie eine große Anzahl dieser neugeprägten gold und silberne „Münzen preis werfen lassen; welche Münze in währender Regierung Jehan Guir beständig „für Rupien gangbar gewesen, aber nachdem Sultan Rorom, der hernach den Namen „Schah Jehan angenommen, nach dem Tode seines Vaters zur Krone gelanget, hat er „diese Rupien bey Lebensstrafe verbothen, und allen denjenigen, die deren sowohl von Gold „als Silber hatten, gebothen, solche, um geschmelzt zu werden, in die Münze zu liefern, den „Werth hingegen dafür zu empfangen, daher kommt es, daß itzo diese Rupien sonderlich

„von

„von Gold sehr rar sind, und unter andern zwey oder drey, die man schwerlich findet, wenn „auch für deren eine bis auf hundert Kronen bezahlt werden.„

Münzen in Asien.

Kupfermünze

Die Kupfermünzen in Indostan haben verschiedene Namen, und gelten mehr oder weniger, nachdem man viel oder wenig Kupfer dazu genommen. Gemeiniglich gilt die größte zwey Sous nach französischer Münze; die folgende ein Sous; und die darnach kömmt, welche man Pecha nennet, sechs Deniers.

Muschelschaalen.

Die Koris oder Muschelschaalen, sind ebenfalls in Indostan gebräuchlich. Weil sie aus den Maldiven kommen, so giebt man ihrer immer mehr für ein Pecha, je näher man dem Meere ist; und die gewöhnlichste Zahl ist funfzig bis sechzig.

Die Mamudis und halben Mamudis, welches Silberstücke sind, gelten nur in der Provinz Gusuratte. Fünf Mamudis gelten einen Thaler. Die Koris werden in dieser Provinz nicht genommen: man nimmt daselbst aber eine kleine Art von Mandeln, welche aus den Gegenden von Ormus und den Wüsten des Königreiches Lar kommen. Vierzig gelten ein Pecha; und zuweilen auch vier und vierzig, nach der Menge Mandeln, die man in dieses Land bringt. Die Bäume, deren Früchte sie sind, tragen nicht immer eine gleiche Menge. Dieses Geld steigt oder fällt, nach Verhältniß; und die Wechsler finden ihre Rechnung dabey. Die Mandeln sind in ihren Schaalen. Man darf nicht befürchten, daß die Kinder sie aufknacken, und den Kern essen; denn sie sind bitterer, als Coloquinten.

Verschiedene Münzen anderer Fürsten in Matucha.

Unter den zinsbaren Fürsten des großen Mogols sind viele, welche das Recht haben, Geld schlagen zu lassen. Das Land oder das Königreich Matucha, welches gegen Norden von Agra liegt, und in hohe Gebirge eingeschlossen ist, genießt dieses Vorrecht. Sein vornehmster Handel mit seinen Nachbaren besteht in Kupfer, wovon er zwey sehr ergiebige Bergwerke hat, welche den größten Theil von Indostan damit versehen, aus welchem sie Salz dafür nehmen. Dieses Salz, welches die Natur den Einwohnern in Matucha versaget hat, kömmt ihnen sehr hoch, weil man von dem Orte, woher sie es bekommen, welcher an der indischen Küste nach Bazaim zu liegt, vier Monate unterwegens seyn muß. Es wird von Ochsen weggeführet, welche auch das Kupfer bringen. Matucha bringt vortreffliches Getreyde, gute Trauben, herrliche Früchte, allerhand Thiere, Lasursteine, und Granaten. Die Einwohner aber, welche insgesammt Abgötter sind, bedauren es sehr, daß sie kein Salz und keinen Reiß haben; zwo Waaren, die bey ihrer Religion kostbar sind. Die vornehmste Münze in Matucha ist silbern, von eben dem Gehalte, als die Rupien, und wiegt nur eine Drachme und neunzehn Gran. Der Unterschied in dem Curs ist sechs und ein halb fürs Hundert. Je weiter man gegen Norden kömmt, desto theurer wird das Gold und Silber. Die kupfernen Stücke in diesem Lande haben nur den Werth von einem Pecha, ob sie gleich um die Hälfte schwerer sind.

In Porta Jajumola.

Der Raja von Porta Jajumola, ist einer von den größten Fürsten, jenseits des Ganges. Seine Länder sind gerade gegen Norden von Patna, und stoßen an des Königes von Butam seine. Er ist verbunden, jährlich einen Gesandten an den Statthalter zu Patna mit einem Geschenke von zwanzig Elephanten zu schicken, welches dieser Statthalter dem großen Mogol machet. Sein vornehmster Reichthum besteht in Elephanten, in Musk und in Rhebarber; und da es ihm am Salze fehlet, so hat er eine ansehnliche Auflage auf dasjenige, was in seinem Lande verzehret wird, oder noch weiter geht. Alles dieses Salz kömmt aus den Ländern des großen Mogols, und wird von der Seeküste bis auf den

Münzen in Asien.

funfzigsten, und auch wohl fünf und funfzigsten Grad nordlich verführet. Man beladet über funfzehnhunderttausend Ochsen damit, und eine jede Ladung, die aus den Salzwerken kömmt, bezahlet dem Mogol eine Rupie, um frey durch alle seine Länder zu gehen. Diese Nothwendigkeit allein, hat den Raja gezwungen, sich dem Tribute zu unterwerfen. Seine Münze, welche eine Art von Rupien ist, wird für eine der schönsten in Indien gehalten.

Münze von Ogen.

Der Raja von Ogen, einem Lande zwischen Brampur, Seronge und Amadabath, läßt eine Silbermünze schlagen, die nur in seinen Ländern gilt, und die man so gar in des großen Mogols seinen verwirft. Sie wird für eine Viertheilrupie gehalten: das Silber aber ist schlechter. Man machet auch in den Ländern dieses Fürsten Pechas von sechs Deniers, welche in den mogolischen Staaten gänge und gebe sind, bis in den Hafen von Agra. Die Koris sind daselbst die kleinste Münze.

von Golkonda, Visapur, Carnate und Veluche.

Man kann sich kühnlich auf Taverniers Zeugniß wegen derer Goldstücken verlassen, welche man Pagoden nennet, und die eigentlich nur in den Ländern Golkonda, Visapur, Carnate und Veluche o) gänge und gebe sind. Da ihn sein vornehmster Handel vielmals nach den Diamantgruben geführet: so hat er sich genöthiget gesehen, den Werth einer Münze vollkommen zu ergründen, deren er sich beständig bedienete. Alle Pagoden, saget er, ob sie gleich von verschiedener Gestalt sind, haben in diesen verschiedenen Ländern einerley Werth, und müssen das Gewicht unserer halben Pistolen haben: das Gold aber ist geringhaltiger. Indessen, obgleich die Unze nicht mehr als zwey und vierzig bis drey und vierzig Livres werth ist: so wird sie dennoch für vier Rupien gehalten. So schien es ihm auch, daß solches das beste Geld wäre, welches man nach den Gruben bringen könnte.

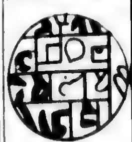
Unterschied zwischen den alten und neuen Pagoden.

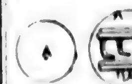
Er unterscheidet die alten Pagoden von den neuen. Die erstern sind von der Zeit, da die Rajas Herren von Golkonda waren, und haben nur ein kleines Merkmaal auf der einen Seite. Sie

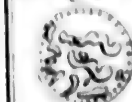
o) Oder vielmehr Velur.

p) Es geschieht keine ansehnliche Zahlung, ohne einen Cherafen, der sie empfangt, und welcher die Summe in seinen Handen behält, wenn der Verkäufer sie nicht sogleich nöthig hat; indem er ihm das Interesse dafür achte vom Hundert jährlich bezahlet; sollte er das Geld auch nur zween Tage haben. Daher kömmt es, daß die Cherafen stets den größten Theil von dem Gelde des Königreiches haben, und ungeachtet der Interessen, die sie davon bezahlen, sehr großen Nutzen damit machen. Ebend. a. d. 10 S.

q) Die umständliche Erzählung von diesen Mitteln ist lehrreich. Erstlich untersuchet der Cheraf alle die alten Pagoden; und nachdem er sie eine nach der andern angesehen, so machet er fünf oder sechs Haufen daraus. Von einigen saget er, sie wären abgenutzter, als die andern, weil sie durch mehrere Hände gegangen. An andern ist ein halbes vom Hundert oder ein Viertheil ꝛc. Abgang, weil sie gebohret sind. Mit diesem Bohren ist es etwas wundersames. Weil die Pagoden sehr dick sind, und man sie nicht beschneiden kann: so bedienen sich diejenigen, welche einen unrechtmäßigen Gewinnst suchen, eines Bohrers, um sie am Rande bis auf die Mitte oder noch weiter zu durchbohren, und ziehen zuweilen zwey oder drey Sous am Golde aus einem Stücke. Sie ziehen mit vieler Vorsicht, damit sie nicht auf der That ergriffen werden, dieses Gewerbe allen andern vor, weil es wenig Handwerker in Indien giebt, die über drey Sous des Tages verdienen. Wenn sie den Bohrer wieder herausgezogen haben; so schlagen sie mit einem kleinen Hammer auf die Löcher, und wissen sie so gut wieder zuzumachen, daß man eine sehr große Erfahrung haben muß, den Betrug zu entdecken. Aus dieser Ursache nimmt man auch keine Zahlung, ohne die Stücken dem Cherafen zu zeigen; und wenn er nur zwey oder drey Stücken ansieht, so ist der geringste Lohn für seine Mühe zween Liards oder ein Sous. Zweytens, wenn eine ansehnliche Zahlung geschieht: so thut der Cheraf die Pagoden zu funfzigen oder hunderten in kleine Säcke, worauf er sein Siegel drucket, und auf den Sack wird die Anzahl der darinnen enthaltenen Pagoden



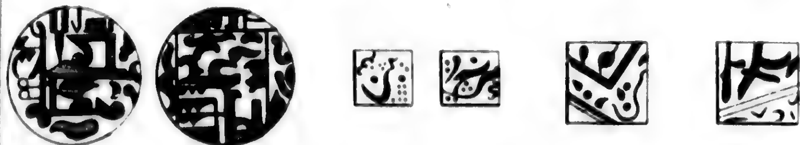





Münzen eines Koeniges und zweener Rajas, welche alle dreye dem großen Mogol zinsbar sind.





Arten von Goldmünzen, die man Pagoden nennet.



Funos



Münzen, welche die Hollænder und Englænder in Indien schlagen lassen



Gold und Zinnmünzen des Koeniges von Achem nebst den Goldmünzen des Koeniges von Macassar oder Celebes, und den Silber und Kupfermünzen des Koeniges von Camboya.



Sie sind eben so schw
werden sie doch zwan
die er davon anführet,
Götzendiener sind, de
schmolzen würde, so
ben sie auch dem Kön
damit er sie nur nicht
Königreiche Golconda
daran, als ihr Aberg
von alten Pagoden,
Pagoden oder in Ru
empfangen, finden si
vom Hundert zu gewi
oder Carnate, oder
Seite ist der Cheraf,
gewisser, weil er, da
den behält p), tauser

Man wird auf
landen gebräuchlich is
Gehalte, deren einige
einige von sehr schlecht
romandel von dem B
und den Koris gang

den geschrieben. In
Summe demje[illegible]en gel
empfangt. Wenn diese
det er den Sack nicht
uten, den er bezahlet.
zu rufen, welcher die
welcher, wenn er sein
darin steht, daß die S
also ganze Jahre lang b
geöffnet werden. So
Hand kommen, so läßt
len, welche stets etwas
Gebrauches ziehen. Ind
der, daß man ihnen d
Händen läßt, um das
men. Drittens, so m
folgende Art zu Nutze
wöhnlich, daß die Krie
bezahlet werden sollen
nicht so lange, bis der
nehmen ihr Geld bey
achtzehn bis zwanzig vo
über dieses bezahlen sie

Münzen in Asien.

Sie sind eben so schwer, als die neuen: allein, ob sie gleich nicht von besserm Golde sind, so werden sie doch zwanzig bis fünf und zwanzig vom Hundert höher geschätzet. Die Ursache, die er davon anführet, ist, weil die Cherasen, das ist, die Geldwechsler, welche insgesammt Götzendiener sind, den Aberglauben haben, und sich einbilden, wenn diese Münze eingeschmolzen würde, so würde das Land mit einem Unglücke bedrohet; und in dieser Furcht geben sie auch dem Könige von Golconda in gewissen Jahren bis auf zwanzigtausend Pagoden, damit er sie nur nicht einschmelzen lasse. Diese alten Pagoden aber gelten nur allein in dem Königreiche Golconda. Tavernier glaubet, es hätte der Nutzen der Cherasen mehr Theil daran, als ihr Aberglauben. In dem ganzen Königreiche redet man beym Handel nur von alten Pagoden, nicht als ob es nicht eben so gut erlaubet sey, die Zahlung in neuen Pagoden oder in Rupien zu thun; sondern diejenigen, welche neue Pagoden oder Rupien empfangen, finden stets ein Mittel, ein Vierthel oder ein Halb, zuweilen auch wohl eins vom Hundert zu gewinnen, unter dem Vorwande, diese neue Münze wäre aus Visapur, oder Carnate, oder Veluche oder von den Engländern und Holländern. Auf der andern Seite ist der Cheraf, wenn die Zahlung in alten Pagoden geschieht, seines Vortheils noch gewisser, weil er, da er die gewöhnliche Interesse für das Geld bezahlet, welches er in Händen behält *p*), tausenderley Mittel hat, es zu seinem Vortheile zu brauchen *q*).

Gewinnst der Cherasen oder Geldwechsler.

Man wird auf dem Kupfer eine andere Handlungsmünze sehen, welche in eben den Landen gebräuchlich ist, und Fanos heißt. Sie ist von Golde und von unterschiedenem Gehalte, deren einige sechse, andere zehn bis funfzehn, auf eine Krone gehen, worunter sich einige von sehr schlechtem Schrote und Korne finden. Diese Münze ist auf der Küste Coromandel von dem Vorgebirge Comorin bis nach Bengalen nebst den kupfernen Pechas und den Koris gangbar, welche statt der Scheidemünze dienen.

Die

ben geschrieben. In diesem Stande wird die Summe demjenigen geliefert, welcher die Zahlung empfangt. Wenn dieser sie brauchen will: so machet er den Sack nicht auf, um sie demjenigen zu geben, den er bezahlet. Man läßt eben den Wechsler rufen, welcher die Säcke versiegelt hat, und welcher, wenn er sein Siegel unverletzt erkannt, dafür stehet, daß die Stücke gut sind. Sie gehen also ganze Jahre lang herum, ohne daß die Säcke geöffnet werden. So oft sie aber in eine andere Hand kommen, so läßt man eben die Cherasen holen, welche stets etwas fürs Hundert wegen ihres Besuches ziehen. Indessen ist es doch gewöhnlicher, daß man ihnen die Summe die Zeit über in Händen läßt, um das Interesse von ihnen zu nehmen. Drittens, so machen sie sich derselben auf folgende Art zu Nutzen. Es ist im Lande gewöhnlich, daß die Kriegesleute daselbst monatlich bezahlet werden sollen: die meisten aber warten nicht so lange, bis der Monat um ist, sondern nehmen ihr Geld bey den Cherasen auf, welche achtzehn bis zwanzig vom Hundert dafür abziehen; aber dieses bezahlen sie in Pagoden, woran etwas fehlet. Wenn ein großer Diamant oder ein schöner Rubin zu verkaufen ist: so wissen sie solches alsbald; und es dauret nicht lange, so finden sie Mittel, solchen als ein Pfand zu haben. Die Kaufleute, welche von Pegu oder andern Orten kommen, sind gemeiniglich etwas schuldig; und da der Kaufmann nach den Gesetzen verbunden ist, innerhalb vierzehn Tagen, da er an das Land gestiegen, zu bezahlen, so versetzet er seine kostbarsten Güter so lange, um diejenigen zu befriedigen, welche zu der Ausrüstung des Schiffes etwas beygetragen, oder ihm Geld vorgestrecket haben, die Sachen einzukaufen. Darauf verkaufet er seine andern Waaren, um dem Cherasen zu bezahlen, von welchem er bey seiner Ankunft Geld aufgenommen hatte. Diejenigen, welche in den Diamantgruben arbeiten, und die Kaufleute, welche sie pachten, haben wenig schöne Steine, die sie nicht diesen Wechslern verkaufen; weil sie gewiß wissen, daß sie daselbst baar Geld finden. Oftmals versetzen sie solche auch so lange bey ihnen, bis sie Kaufleute dazu gefunden haben. Ebend. a. d. 11 und 12 S.

Münzen in Asien.

Englische Münzen in Indien.

Die Engländer haben in ihrem Fort zu Madras ziemlich lange eine Goldmünze schlagen lassen, welche so, wie der Könige und Rajas ihre im Lande, Pagode heißt. Sie war von eben dem Gewichte, eben dem Gehalte, und eben dem Werthe. Sie hatten anfänglich diesen Nutzen nicht geachtet, weil sie mehr Gewinnst dabey fanden, wenn sie das englische Gold nach ihren Comptoren brachten. Nachdem sich aber Carl der Zweyte mit einer portugiesischen Prinzeßinn vermählet hatte, welche ihm das Fort zu Bombay als einen Theil ihrer Aussteuer zubrachte: so fingen sie auch an, in diesem Fort Silber- Kupfer- und Zinnmünzen zu schlagen. Diese Münze aber ist niemals zu Surata, noch in den Ländern des großen Mogols und anderer indianischen Fürsten gangbar gewesen. Sie gilt nur unter den Engländern im Fort selbst, und bis auf zwo bis drey Meilen im Lande umher, oder in den Dörfern an der Küste. Die Bauren, welche ihnen ihre Eßwaaren bringen, nehmen dieses Geld gern, weil in einem elenden Lande, wo kein Handel ist, sie nicht viel anderes Geld sehen.

Holländische Münzen.

Paliacate ist ein Fort der Holländer an der Küste Coromandel, wo man auch Pagoden von eben dem Gewichte, als die andern, schlägt, allein dem Gehalte nach etwas besser, als der Fürsten im Lande, und der Engländer ihre. Der Unterschied ist, daß sie zwey bis drey aufs Hundert besser sind. Man schlägt zu Paliacate auch silberne Rupien, welche so schwer sind, als des großen Mogols seine, und auf der einen Seite das Zeichen der holländischen Compagnie haben. Die Indianer aber urtheilen davon nicht so, als von den dasigen Pagoden; das ist, sie machen nicht so viel daraus, als aus den gemeinen Rupien, und im Handel verlieren sie ein Halbes vom Hundert, obgleich das Silber nicht schlechter ist. Die Holländer lassen auch noch eine kleine Kupfermünze zu Paliacate schlagen, womit sie gemeiniglich ihre Soldaten bezahlen. Tavernier bemerket, sie hätten Ursache gehabt, nach dem Rechte zu streben, Geld schlagen zu lassen. Weil sie aus Japon nur Gold, Silber und Kupfer in Stangen, aus Macassar Goldstaub, und aus China Gold in Klumpen brachten: so sahen sie gar wohl ein, daß, wenn sie alle diese Reichthümer den Cheraien verkaufeten, sie fünf oder sechs vom Hundert, entweder durch die Untreu dieser Wechsler oder der Häupter ihrer eigenen Comptore, verloren. Der Nutzen, welcher auf diese ungetreuen Unterhändler fiel, bleibt itzo der Gesellschaft.

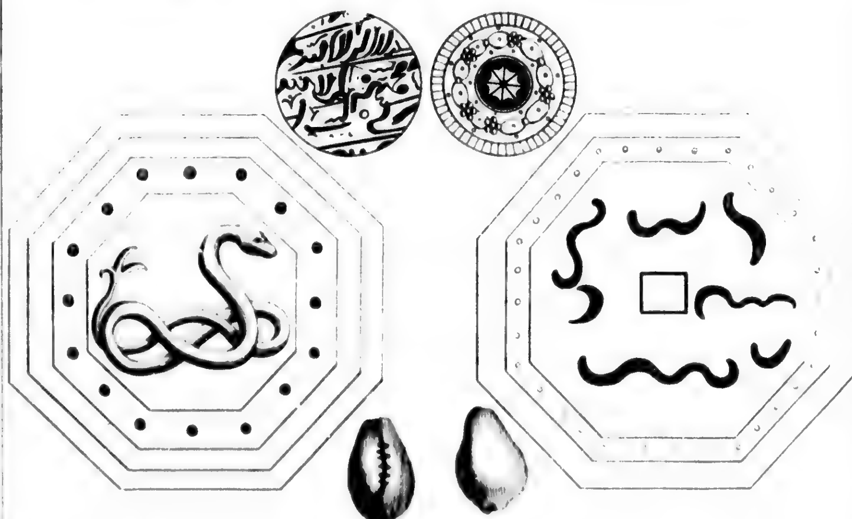
Münze zu Queda und Pera.

In dem Königreiche Queda und Pera schlägt man nur Zinnmünze. Viele Bergwerke von diesem Metalle, die man zu verschiedenen Zeiten daselbst entdecket hat, haben den Engländern viel Schaden gethan. Denn England versah ehemals einen Theil von Asien damit. Es wurde daselbst viel verbrauchet, vornehmlich in den Staaten des großen Mogols, und noch mehr in Arabien und Persien, wo alles Geschirr von Kupfer ist, und alle Monate muß verzinnet werden. Die Holländer und andere Kaufleute aber handeln es itzo von dem Könige in Queda, und verführen es in alle Theile vom Morgenlande. Wenn einige Gold- oder Silbermünzen in das Königreich Queda und Pera kommen: so bleiben sie in den Händen des Königes und der Großen. Das Volk sieht nichts anders, als Stücken von Zinn, und Koris. Die größten Stücken wiegen anderthalb Unzen, und gelten im Lande zween französische Sols, ob sie gleich nach dem Werthe des Zinnes in Europa nicht

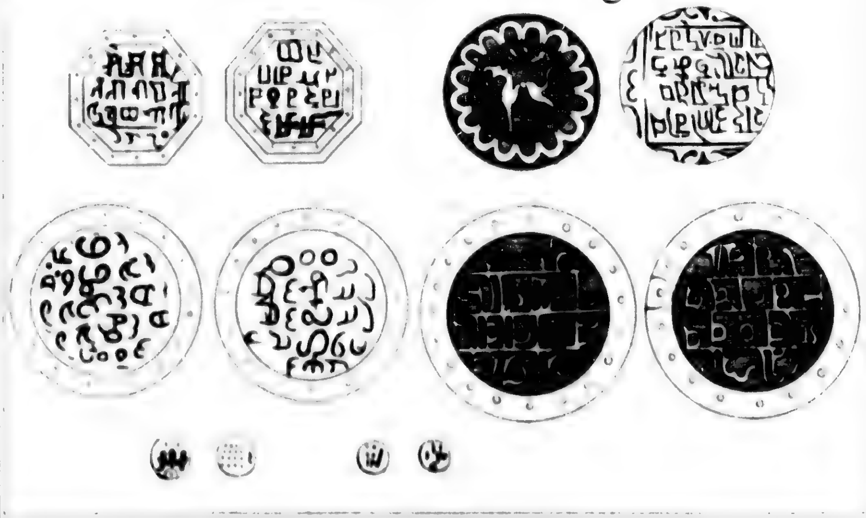
mehr

r) Sie gleichen, saget Loubere viel deutlicher, an Gestalt einer kleinen Walze, oder einem sehr kurzen zusammen gerollten Blatte, das in der Mitte also gebogen ist, daß beyde Enden neben einander kommen. Das Gepräge, damit jedes Stück zweymal und zwar in der Mitte der Rolle bezeichnet

Münzen des Königes von Cheda und Pera.



Gold und Silbermünzen der Könige von Asem, von Tipura, von Arakan und von Pegu.



mehr als ein Sol dr
sie aber ist so dünne,
the funfzig Koris.

In der Insel
Gehalt besser ist, als
se Stücken wiegen ze
Gelde. Die Schei
Wenn man dieß Zin
chet man fünf und si

Die Goldmünz
und die Holländer ne
sehr gut.

Des Königes v
Dieser Herr läßt nie
Lande hat, so verhan
in Geld verwandelt.
Könige von Bantam
rigen sind von eben de
trifft, so lassen sie der
Lauf, ohne sie jemals
Insel Java, in vielen
sche Reichsthaler, un
noch über dieß zur S

Zu Siam wird
halbe Pistolen. Da
diesem Lande handeln
keine Waaren finden,
von Hundert Gewinns
Haselnuß, platt, in
ein Hufeisen, und zwe
be ist keine Münze so
zwanzig Gran. Ihr
die Unze. Die Kupf
ein bekanntes Verhältn
silbernes giebt. Man
Schaalen, welche von de

Alle Silbermünze
eben dem Gehalte, als
die Unze setzet, wie sie
Drachmen vier Gran.

ert wird, sieht keiner in
ähnlich; ja die Siamer ke

Münzen in Asien.

mehr als ein Sol drey Deniers gelten könnten. Die Ränder daran sind dick, das Mittelste aber ist so dünne, als Papier. Das kleine Stück gilt vier Deniers, und gleicht am Werthe funfzig Koris.

Münze von Achem.

In der Insel Sumatra läßt der König von Achem eine Goldmünze schlagen, deren Gehalt besser ist, als der Louis d'or. Die Unze würde wohl funfzig Franken kommen. Diese Stücken wiegen zehn Gran und gelten sechzehn Sol, acht Deniers nach französischem Gelde. Die Scheidemünze in diesem Königreiche ist von Zinn, und wiegt acht Gran. Wenn man dieß Zinn, welches sehr gut ist, auf sechzehn Sol das Pfund setzet: so brauchet man fünf und siebenzig solcher Stücken zu einem französischen Sol.

Münzen von Macassar;

Die Goldmünze des Königes von Macassar in der Insel Celebes wiegt zwölf Gran, und die Holländer nehmen sie für einen Gulden von ihrer Münze. Das Gold dazu ist sehr gut.

von Camboja, Bantam und den Molucken.

Des Königes von Camboja seine ist von Silber. Sie wiegt zwey und dreyßig Gran. Dieser Herr läßt niemals höhere schlagen; und ob er gleich eine Menge Goldes in seinem Lande hat, so verhandelt er es doch lieber nach dem Gewichte, wie in China, als daß er es in Geld verwandelt. Er läßt aber auch eine Kupfermünze schlagen, die vermuthlich dem Könige von Bantam und den Königen in den Molucken zum Muster dienet; denn die ihrigen sind von eben der Gestalt und von eben der Materie. Was die Silbermünzen anbetrifft, so lassen sie denjenigen, die aus fremden Landen kommen, in ihren Staaten freyen Lauf, ohne sie jemals einschmelzen zu lassen. In Bantam, in Batavia, und der ganzen Insel Java, in vielen Orten in den Molucken sieht man nichts, als spanische Piaster, deutsche Reichsthaler, und französische Thaler. In Batavia aber hat man wie in Holland, noch über dieß zur Scheidemünze, Schillinge, Stüber, Doppelsols und Sols.

in Batavia;

in Siam.

Zu Siam wird eine Goldmünze gepräget, welche zehn Gran mehr wiegt, als unsere halbe Pistolen. Das Gold ist von eben dem Gehalte. Wenn die Kaufleute, welche in diesem Lande handeln wollen, Gold oder Silber daraus wegführen: so geschieht es, weil sie keine Waaren finden, die sie kaufen können; denn sie haben an diesen Metallen nicht zwey von Hundert Gewinnst. Die Siamer haben eine Silbermünze von der Große einer guten Haselnuß, platt, in halber Ründe, an den vier Seiten, wovon drey gespalten sind, wie ein Hufeisen, und zwo haben einige Charaktere ihres Landes. In dem ganzen Morgenlande ist keine Münze so seltsam gemacht r). Sie wiegt viertehalb Drachmen und fünf und zwanzig Gran. Ihr Gehalt, ist eben so wie in unserm Silber, zu drey Livres zehn Sols die Unze. Die Kupfermünze in Siam muß mit der Silbermünze, welche Tical heißt, ein bekanntes Verhältniß haben, weil man ordentlicher Weise zweyhundert Stücke für ein silbernes giebt. Man bedienet sich daselbst auch zur geringern Münze, derjenigen Muschelschalen, welche von den Maldiven kommen.

Münzen in Asem, Tipura, Arrakan und Pegu.

Alle Silbermünzen in den Königreichen Asem, Tipura, Arrakan und Pegu sind von eben dem Gehalte, als die französischen Thaler, wenn man sie auf drey Livres zehn Sols die Unze setzet, wie sie zu den Zeiten des Verfassers waren. Die von Asem wiegt drey Drachmen vier Gran. Die von Tipura wiegt drittehalb Drachmen, zwey und zwanzig Gran.

...et wird, sieht keiner in Europa bekannten Sache ähnlich; ja die Siamer konnten sie selbst nicht erklären. Man sehe die Beschreibung von Siam, im X Bande dieser Sammlung a. d. 269 S.

Münzen in Asien.

Gran. Sie führet auf der einen Seite die Aufschrift, Aragari, welches in der Landessprache Gott heißt; und auf der andern Chatermani, König in Tipura. Dieses Königreich, welches sonst den Europäern wenig bekannt ist, fängt zwo Tagereisen von Daca gegen Nordwest an. Die Münze des Königes von Arakan wiegt drittehalb Drachmen funfzehn Gran. In diesem Lande wird das Gold ungeprägt verhandelt: es ist aber von sehr schlechtem Gehalte, und nicht über vierzehn Karat. Die Silbermünze in Pegu wiegt drittehalb Drachmen zwölf Gran. Man läßt auch in diesem Lande kleine Goldstücken schlagen, die nur sieben Gran wiegen, und deren funfzehn einen Piaster gelten. Das Gold dazu ist sehr schlecht. Diese Stücke heißen Fanos. Asem hat eben dergleichen, aber von noch schlechterm Gehalte. Zu dem Werthe eines Piasters brauchet man ihrer zwey und zwanzig.

Münze in China und Tunkin.

In den Beschreibungen von China und Tunkin, hat man angemerket, daß daselbst weder Gold- noch Silbermünze geschlagen wird: daß die Scheidemünze von Kupfer ist; und daß man im Handel nur Goldklumpen oder Stücke brauchet, deren jedes sein Gewicht hat. Die Holländer nennen solche Goldschuit, das ist Goldschiff, weil sie fast die Gestalt eines Schiffes haben; andere nennen sie Goldbrodte. Man sieht ihrer nur von zweyerley verschiedenen Größe. Das Gold dazu ist von solchem Gehalte, daß die Unze in Frankreich nicht über zwey und vierzig Livres kommen würde. Das größte Stück gilt zwölfhundert holländische Gulden, und nach französischer Währung, dreyzehnhundert und funfzig Livres. Das andere Stück, welches nur halb so schwer wiegt, hat auch den Werth darnach.

Was die Silberklumpen oder Stücke anbetrifft, so hat man sie von unterschiedener Größe und Gewichte, deren Werth folglich auch darnach mancherley ist. Bey großen Zahlungen bedienet man sich Stücke, welche auf hundert Franken gelten: man sieht aber auch kleine, die nicht einen Sol werth sind. Diejenigen, welche etwas kaufen, haben stets Instrumente bey sich, um von einem großen Stücke so viel abzuschneiden, als an ihrer Summe fehlet. Uebrigens, wenn die Chineser ihre Goldschiffe oder Brodte in fremde Länder bringen: so nimmt sie kein Kaufmann, ohne sie mitten von einander zu schneiden. Jedermann hat ein Mistrauen auf diese Nation, vornehmlich die Holländer, welche [illegible]mals mitten in diesen Goldbrodten ein Drittel Kupfer oder Silber gefunden haben. Die Chineser sind so verschlagen, daß es wenig Fremde giebt, welche nicht von ihnen betrogen werden. Sie sind eben so geschickt, sich vor der Verschlagenheit eines andern in Acht zu nehmen. Man sieht sie niemals ohne ihr Gewicht, welches einer kleinen Schnellwage gleicht, etwa acht Zoll lang, womit sie alles Gold und Silber wägen, welches sie einnehmen.

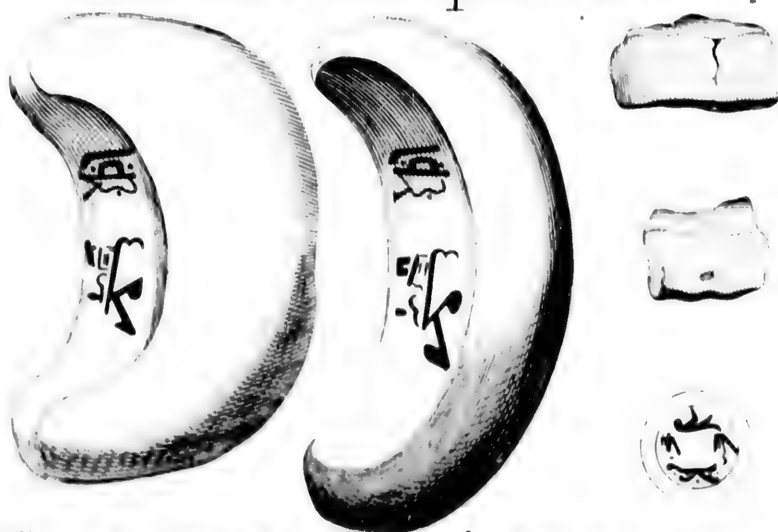
Die

r) Kämpfer drücket sich anders aus. Es ist, saget er, in dem ganzen Reiche nur einerley Gewicht und Maaß. Sonst war die Casie, eine kleine Münze, die gemeiniglich etwas mehr gilt, als unser Denier; am Gewichte sehr unterschieden. Eine jede Provinz hatte die ihrige. Kurz nachher aber, da ganz Japon unter den Cubosamas vereiniget worden, ließ der Kaiser alle diese verschiedenen Münzen einschmelzen und eine Kupfercasse schlagen, welche überall gangbar ist. Er kaufete sogar einen Theil von den alten theurer, als sie werth waren, damit sie alle weg kämen. Man hat daselbst auch drey Goldmünzen: [illegible] die größte, Namens Cobang, sechs Realen [illegible] welche vierzig Stumomen oder Tael ausmachen; und ein Tael ist sieben und funfzig französische [illegible] Die beyden andern sind sehr klein. Man braucht zehn Stück von der einen, um die Schwere [illegible]

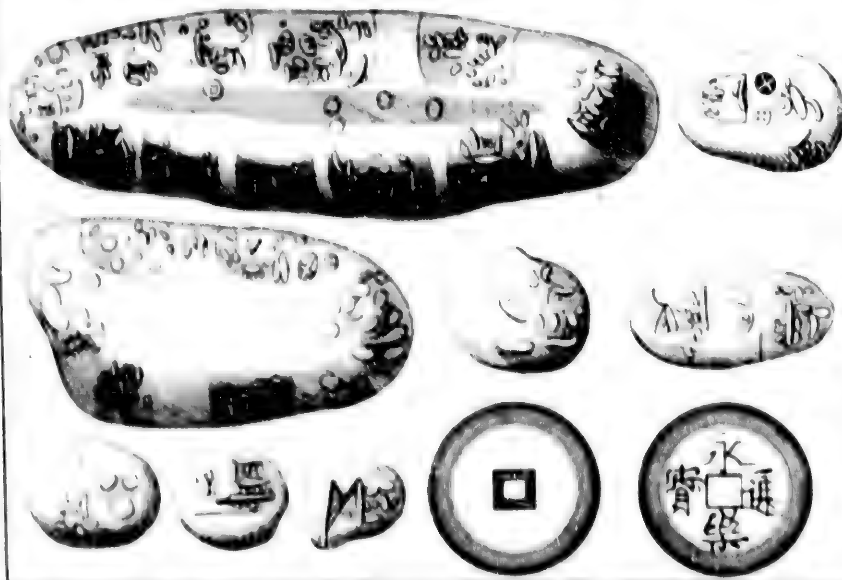
sieben



Chinesische und Tunquinische Münzen.

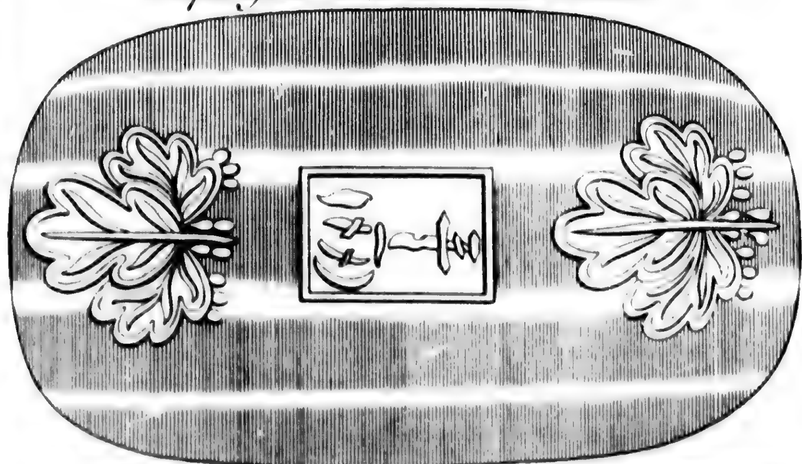


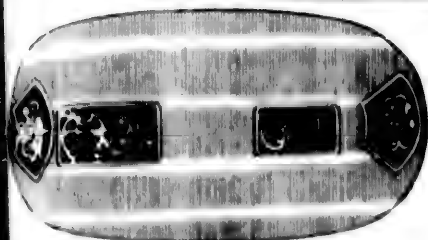
Silberne Lingots in Japon, die statt des Geldes gebrauchet werden

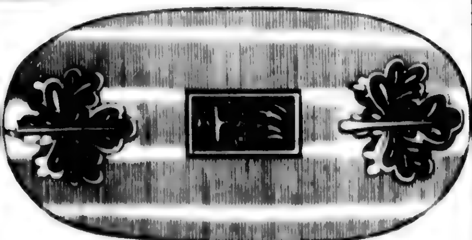




Japanische Gold-und Silbermünzen.

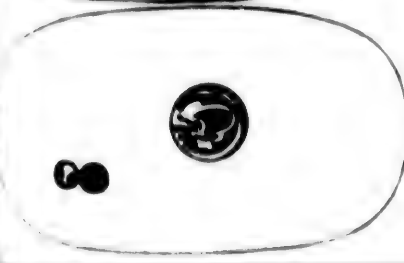














Die Scheide
Stücken, die durch
und zwanzig, fünf
darf, wenn die Za
Alles Gold,
höherm Gehalte, a
ng Franken bezahle
sieben und achtzig
großen, das ist, e
Sols und vier Den
bildet sind. Die S
eben so verschiedene
dreyßig Solsstücke,
dem Gehalte, als i
den Ländern des gro
zen, als Stangen
mehr giebt, als m
würde r).

Die japonische
die eben so mannichf
ten sind von sieben
eren halten etwan a

Die Kupferm
bet, bis auf sechsh
den in Japon. Die
... welche nach s

Die Goldmün
...lte, als die Louis
... hoch t), da
... mals da sie den
... hatten, den
... e, die sie schlag
... wurden; vo
... so gar nach Wei
... fast das einzige

... tehalb Realen her
... Stücke von der an
... von einer Reale ode
... von einem Ta
... ist wie bey den
... ken sind in Gehalt
... man wiegt und
... man zu dem Werth
... Man wickelt sie

Die Scheidemünze in China und Tunkin, ist von Kupfer. Es sind kleine runde Stücken, die durch ein Loch in der Mitten zusammen gereihet werden, und deren man fünf und zwanzig, funfzig oder hundert auf eine Schnur zieht, damit man sie nicht erst zählen darf, wenn die Zahl über zwölfe steigt. Münzen in Asien.

Alles Gold, woraus die Japoneser Geld machen, ist von eben dem, und noch etwas höherm Gehalte, als die Louis d'or. Es ist wie das Gold, wovon man die Unze mit funfzig Franken bezahlet. Die größten Stücke wiegen eine Unze sechs Drachmen, und gelten sieben und achtzig Livres zehn Sols. Das Gewicht der kleinsten ist ein Drittheil von den großen, das ist, eine halbe Unze acht und vierzig Gran, und gilt neunzehn Livres, drey Sols und vier Deniers. Alle diese Stücke haben verschiedene Kennzeichen, die hier abgebildet sind. Die Silberstücke sind von eben dem Gewichte untereinander, ob sie gleich auf eben so verschiedene Art gezeichnet sind. Ein jedes wiegt vier Gran weniger, als unsere dreyßig Solsstücke, ob sie gleich im Handel eben so viel gelten. Das Silber ist von eben dem Gehalte, als in den französischen Münzen. Dieses hindert aber nicht, daß man in den Ländern des großen Mogols, wohin die Holländer eben so wohl japonische Silbermünzen, als Stangen oder Klumpen, bringen, ihnen nicht stets zwey bis drey fürs Hundert mehr giebt, als man ihnen für französische Thaler, Reichsthaler und Piaster geben würde *s*). Münzen in Japen.

Die japonischen Klumpen oder Stangen sind eine Art sehr unförmlicher Silbermünze, die eben so mannichfaltig am Gewichte, als an Gestalt und Merkzeichen sind. Die größten sind von sieben Unzen, welche vier und zwanzig Livres zehn Sols machen, und die kleinsten halten etwan anderthalb Drachmen.

Die Kupfermünze in Japon wird wie in Tonkin in verschiedener Anzahl aufgereihet, bis auf sechshundert Stücken, die eine Telle ausmachen. Dieß ist die Art zu rechnen in Japon. Die Holländer schätzen eine Telle Silber auf viertehalb Gulden ihrer Währung, welche nach französischem Gelde vier Livres fünf Sous sind.

Die Goldmünze, welche die Portugiesen zu Goa schlagen lassen, ist von besserm Gehalte, als die Louis d'or, und wiegt ein Gran mehr, als die halben Pistolen. Sie setzen immer hoch *t*), damit sie nicht aus dem Lande gehen. Man nennet sie St. Thomas. Damals da sie den Handel von Japon, Macassar, Sumatra, China mit dem von Mogol hatten, den sie noch haben: so verwunderte man sich über die Menge dieser Goldmünze, die sie schlagen ließen, und über die Goldarbeiten, welche in allen ihren Städten gemacht wurden; vornehmlich aber über die goldenen Dratarbeiten, die sie in fremde Länder und so gar nach Westindien, vermittelst der Philippinen, schickten. Nachdem aber Mosambique das einzige Land ist, aus welchem Goa noch Gold bekömmt: so befürchten sie, es Portugiesische Münzen in Ostindien.

möchten

anderthalb Realen herauszubringen, und eben so ein Stücke von der andern machen erst fünf Achtel von einer Reale oder einen Tael und das sechzehntheil von einem Tael aus. Der Zusatz vom Silber ist wie bey den französischen Thalern. Die Stücken sind in Gestalt der Stäbe oder Klumpen, die man wiegt und wovon man so viel nimmt, als man zu dem Werthe von dreyßig Tael brauchet. Man wickelt sie zusammen in einen Sack und zählet die Säcke, ohne sie auszupacken. Es giebt daselbst auch noch eine kleine Silbermünze, Namens Maas, die kein festgesetztes Gewicht hat und von einem Schilling bis auf zehne wiegt. Kämpfers Reise nach Japon.

t) Tavernier saget, bey seiner Anwesenheit zu Goa habe der St. Thomas vier Silberrupien oder sechs Franken nach französischem Gelde gegolten.

Münzen in Asien. möchten die Goldstücke selbst außer Landes gehen. Außer den ausländischen Münzen haben sie auch noch Silberstücke, welche sie **Pardos** nennen, und welche dem Werthe nach sieben und zwanzig französische Sols sind. Die kupferne und zinnerne Scheidemünze ist auch sehr gemein in Goa, und wird sie, wie die in Tunkin und Japon angereihet.

Der II Abschnitt.

Wo Asien das Gold und Silber hernimmt.

Gold kömmt aus China, Macassar, Sumatra, dem Caucasus, Tipra u. a. Silberbergwerken in Asien. Gold und Silber aus Africa. Handlung der Indianer mit Africa. Goldener Baum, mit seinen Wurzeln und Zweigen. Erzählung der Indianer von Monomotapa.

Es ist hier nicht die Rede von der Handlung, vermittelst welcher ein großer Theil von den europäischen Reichthümern nach Indien kömmt. Man suchet in den Erzählungen der Reisenden dasjenige, was Asien aus seinem eigenen Schooße nimmt. Die gemeinste Meynung ist, daß unter allen Theilen dieses weitläuftigen Welttheiles, Japon das meiste Gold liefere. Einige glauben, daß man einen ansehnlichen Theil davon aus der Insel Formosa dahin bringe. Die Holländer aber, welche sich seit einiger Zeit in der Insel gesetzet, haben nicht entdecken können, was für einen Handel man an der Seite triebe, wo das Gold seyn soll.

Gold kömmt aus China; Es kömmt auch aus China Gold, welches die Chineser gegen das Silber umsetzen, das man ihnen bringt. Weil sie keine Silberbergwerke haben: so ziehen sie, eins gegen das andere gerechnet, das Silber dem Golde vor; und das um so vielmehr, weil das chinesische Gold unter allem asiatischen fast von dem schlechtesten Gehalte ist.

aus Macassar; Die Insel Celebes, oder Macassar, bringt auch Gold, welches aus den Flüssen geholet wird, wo es mit dem Sande fort schwimmt.

aus Sumatra; In der Insel Sumatra findet man nach der Regenzeit und wenn die Ströme verlaufen sind, Goldadern in den Kieselsteinen von verschiedener Größe, welche die Gewässer von den gegen Nordost liegenden Bergen herabgeschwemmet haben. Gegen Westen in eben der Insel bringen die Bauern denen Europäern, die daselbst Pfeffer laden wollen, eine Menge Goldes: es ist aber sehr schlecht, und noch unter dem chinesischen.

aus dem Caucasus; Gegen die tibetischen Gebirge, welche der alte Caucasus sind, in den Ländern eines Raja, über dem Königreiche Kachemir, kennet man drey Berge, nahe an einander, wovon der eine treffliches Gold, ein anderer Grenaten, und der dritte Lasurstein hervorbringt.

aus Tipra, Aus dem Königreiche Tipra kömmt Gold, aber fast von eben so schlechtem Gehalte, als das chinesische.

und andern. Mendez Pinto erzählet, zwischen den Königreichen **Camboja** und **Champa** kömmt ein Fluß, der sich im neunten Grade Norderbreite ins Meer ergieße, aus einem See, Namens **Binator**, zweyhundert und funfzig Meilen im Lande. Dieser See sey mit hohen Gebirgen umgeben, an deren Fuße man am Ufer des Wassers acht und dreyßig Dörfer finde: neben einem der größten, welches **Chincaleu** heißt, habe die Natur ein sehr reiches Goldbergwerk gesetzet, aus welchem man jährlich auf zwey und zwanzig Millionen am Werthe zoge; es wäre die Ursache zu einem beständigen Kriege zwischen vier Herren von

einer

s) Reisen des Mendez Pinto im X Bande dieser Sammlung a. d. 367 S.

einerley Familie, denen die Geburt gleiches Recht dazu gegeben: einer von ihnen, Namens Raja Hitau, hätte in dem Hofe seines Hauses unter der Erde sechshundert Bahar Goldstaub; endlich brächte man nahe bey einem andern von diesen Dörfern, Namens Buaquurun, aus einer Steingrube eine Menge schöner Diamanten, die kostbarer wären, saget er, als die von Lave und Tajampure *u*).

Münzen in Asien.

Silberbergwerke in Asien.

Was das Silber betrifft: so kennet man in ganz Asien keine andere Bergwerke davon, als die japonischen, von welchen alle Nachrichten rühmen, daß sie sehr ergiebig sind. Indessen redet doch der Reisebeschreiber, dessen Zeugniß man erst angeführet hat, von denjenigen, die sich an den Ufern des Sees Chiamnay in Ueberflusse finden, von welchen man, wie er saget, das Silber, Kupfer, Zinn und Bley auf Elephanten nach den Königreichen Sornau, welches die Europäer Siam nennen, nach Passiloca, Savadi, Tangu, Bim, Calaminham, und andern Provinzen verführet, welche zwey oder drey Monate Reisen von den Seeküsten entfernet sind. Er setzet hinzu, diese gebirgichten Länder wären in Königreiche eingetheilet, die von mehr oder weniger weißen Menschen bewohnet würden, welche ihre Metalle gern gegen Gold, Diamanten und Rubinen umsetzeten *x*).

Gold und Silber aus Africa.

Wenn aber Asien gleich nicht fruchtbarer an Golde ist: so zieht es doch sehr viel in Staub und Klumpen für seine Zeuge an sich, die es nach Africa gehen läßt. Die ganze östliche Küste versieht es mit solchem. Man muß sich nicht einbilden, daß die Portugiesen es jemals so weit gebracht haben, daß sie alle Reichthümer dieses großen Landes in ihre Kasten allein einstreichen können.

Es ist wahr, der Statthalter von Mozambik hat die Befehlshaber zu Sofala, und Chepon-Gura unter sich, welches die beyden reichsten Goldquellen sind. Die erste von diesen beyden kleinen Statthalterschaften ist an dem Flusse Sena sechzig Meilen von dessen Mündung; und die andere ist zehn Meilen höher. Von der Mündung dieses Flusses bis an diese beyden Plätze trifft man viele Negerwohnungen an, deren jede von einem Portugiesen regieret wird. Diese Befehlshaber, welche seit langer Zeit Herren des Landes sind, leben daselbst als Fürsten, und bekriegen einander zuweilen. Einige haben auf fünf tausend Caffren in ihrem Gebiethe: dem ungeachtet sind sie doch dem Statthalter zu Mozambik unterworfen, der sie mit Zeugen und andern Kaufmannswaaren versieht. Ein Statthalter zu Mozambik, der von Goa abgeht, um von seiner Statthalterschaft Besitz zu nehmen, nimmt eine Menge Waaren mit sich; vornehmlich schwarzgefärbte Zeuge. Seine Correspondenten in Goa schicken ihm auch jährlich zwey wohl beladene Schiffe, wovon er die Güter nach Sofala und Chepon-Gura gehen läßt. Durch alle diese Wege sind die Portugiesen im Besitze, einen Theil von den Reichthümern aus Africa an sich zu bringen.

Handlung der Indianer mit Africa.

Viele Völker aber, deren Namen wir kaum kennen, sind von Alters her wider die Portugiesen eingenommen, und wollen lieber ihre Zeuge gerade von den Indianern holen; vornehmlich diejenigen, die mit ihnen durch den muhammedanischen Glauben verknüpfet sind. Einige führen ihr Gold bis in die abyssinischen Häfen am rothen Meere; andere, an den morgenländischen Küsten. Selbst der Kaiser von Monomotapa, dessen Herrschaft sich bis an die Gränzen von Abyssinien erstrecket, nimmt einen oder den andern von diesen beyden Wegen, und enthält sich, so viel er kann, zu der Vergrößerung der Portugiesen etwas beyzutragen. Aus seinen Staaten kömmt das reineste und feinste Gold in ganz Africa.

 Man

x) Ebendaselbst a. d. 381 Seite.

Minen in Asien.

Man darf daselbst nur zween oder drey Fuß tief in die Erde graben, um es herauszubringen. Man giebt sogar vor, in vielen Gegenden, die wegen ihrer Dürre wüste sind, fände man auf der Oberfläche der Erde Stücken Gold von allerhand Gestalt bis auf zwo Unzen schwer. Tavernier erzählet, bey seiner Anwesenheit zu Surata, habe er einen Gesandten des abyßinischen Monarchen ankommen gesehen, mit dem er einige Bekanntschaft hatte. Dieser Staatsbediente, dessen Freundschaft er dadurch erhalten, daß er ihm ein Paar mit Silber ausgelegte Pistolen geschenket, lud ihn eines Tages zur Tafel, nebst einem andern Franzosen, Namens Ardiliere und wies ihnen die Geschenke, die er dem großen Mogol überreichen sollte. Dieses waren vierzehn schöne Pferde, die noch von dreyßigen übrig waren, welche er mitgenommen und wovon er sechzehn auf dem Meere eingebüßet hatte; viele junge Sclaven von beyderley Geschlecht; und was am meisten bewundert zu werden verdienete, ein goldener Baum zween Fuß vier Zoll hoch, und fünf bis sechs Zoll im Stamme dick. Dieses kostbare Werk der Natur hatte zehn oder zwölf Zweige, wovon einige fast einen halben Fuß lang, und von Daumensdicke waren. Andere waren kleiner. Der Verfasser, welcher ihn mit Augen gesehen zu haben saget, setzet hinzu: „an verschiedenen „Orten der dicken Zweige sah man etwas höckerichtes, welches einigermaßen den Knoten „gleich kam. Die Wurzeln des Baumes waren klein und kurz. Die längsten hatten „nicht über fünf bis sechs Zoll *y*).„

Goldener Baum mit seinen Wurzeln und Zweigen.

Die Völker von der östlichen Küste in Africa, welche wissen, zu was für einer Jahreszeit die indianischen Fahrzeuge in diesem Meere ankommen, nähern sich dem Ufer, um sich mit Zeugen und andern Waaren zu versehen. Sie bringen das Gold, welches sie gesammelt haben; oder wenn sie in einem Jahre keines haben, so verbinden sie sich, das Jahr darauf zu bezahlen; und die Kaufleute machen keine Schwierigkeit, sich auf dieses Versprechen zu verlassen. Ohne dieses Vertrauen würde der Handel mit den Portugiesen so wohl, als mit den Indianern bald ein Ende haben. Unter eben den Bedingungen bringen die Völker aus Aethiopien jährlich Gold nach Groß-Cairo. Man vernimmt von den Indianern so wohl, als von den Portugiesen, daß die Negren in Monomotapa nicht lange leben, welches man dem schlechten Wasser in ihrem Lande zuschreibt. Von ihrem fünf und zwanzigsten Jahre an, empfinden sie schon die Wassersucht; und die meisten schätzen sich für sehr glücklich, wenn sie vierzig Jahre erreichen. Die Provinz, in welcher der Fluß Sena seinen Ursprung nimmt, heißt Mankaran, und fängt ungefähr hundert Meilen unter der von Gura an. Die Einwohner darinnen finden in den meisten Flüssen, die sich mit der Sena vereinigen, Goldstaub: dieses Gold aber ist weit schlechter, als das andere. Das Land ist sehr gesund und man lebet daselbst so lange, als in Europa. In gewissen Jahren sieht man auf der Küste Caffren von weit her, und so gar aus der Nachbarschaft des Vorgebirges der guten Hoffnung ankommen. Diejenigen, die sich nach ihrem Lande und ihrem Namen erkundiget haben, melden uns nur, ihr Land hieße Sabia; sie lebeten unter der Herrschaft eines Königes; und braucheten gemeiniglich vier oder fünf Monate, um der Küste zu kommen. Das Gold, was sie bringen, ist vortrefflich, und in Stücken, wie das

Erzählung der Indianer von Monomotapa.

y) Im II Th. a. d. 355 S.

z) Man sehe die Nachrichten von Africa im II und III Bande dieser Sammlung.

a) Taverniers Reisen II Th. a. d. 356 und vorherg. S.

b) Man sehe die ersten Reisen der Holländer im VIII Bande dieser Sammlung.

c) Wir haben die Erzählungen von den ersten Reisen nach Norden, und ihre Stelle ist in dieser Sammlung angekündiget.

das aus Monomotapa. Sie finden es, wie sie sagen, auf hohen Gebirgen, wo sie die Erde nur zehn oder zwölf Fuß tief aufscharren z). Man sieht sie niemals ohne eine Menge schöner Elephantenzähne ankommen. Diese Thiere sind auf ihren Gefilden in so großer Anzahl, daß alle Pallisaden der Festungen und Verzäunungen aus ihren Zähnen gemacht sind. Ihr Fleisch ist die gemeinste Speise der dasigen Einwohner. Die Gewässer im Lande aber sind schlecht, so daß die meisten von diesen Caffren geschwollene Beine haben, und diejenigen selbst bewundern, welche sich davor hüten können a).

Münzen in Asien.

Das XXX Capitel.

Reisen nach Ostindien durch Südwest.

Einleitung.

Man wiederholet es zur Ehre der Holländer: nichts ist ihrer Nation so rühmlich, als der Eifer und die Beständigkeit, womit sie die ersten Hindernisse überstiegen, welche sich ihrem Handel entgegen stelleten. Die vereinigten Niederlande hatten noch nicht die Kraft, welche sie in den Stand setzen konnte, ihre Seemacht mit der portugiesischen und spanischen zu messen. Ihre Kaufleute wageten es nicht, sich einen Weg nach Ostindien durch die Waffen zu eröffnen, sondern waren nur bedacht, sich durch heimliche Unternehmungen und durch krumme Wege daselbst einzuschleichen. Nach einigen Reisen, da sie es gewaget hatten, der Spur ihrer Feinde nach zu gehen, das ist, vor dem Vorgebirge der guten Hoffnung vorbey b), wandten sie ihre Segel gen Norden, unter Balthasar Moucherons Anführung, welcher im Jahre 1594 unternahm, auf dieser Fahrt einen Weg nach den Königreichen Cathay und China zu entdecken. Da aber dieser große Anschlag nicht den Erfolg gehabt, den sie sich davon versprochen hatten: so entschlossen sie sich, ohne ihn gänzlich fahren zu lassen c), noch einen andern Weg zu ihrer Hoffnung durch die Straße zu nehmen, welche Magellan den Spaniern eröffnet hatte, und bey welcher sie sich wenigstens schmeichelten, es würden die Schwierigkeiten und die Länge durch die Freyheit der Schiffahrt vortheilhaft ersetzet werden.

Obgleich Magellans Unglück, welcher in dem Laufe seiner rühmlichen Unternehmung umkam, uns des Tagebuches dieses berühmten Reisenden beraubet hat: so findet man dennoch die Erklärung seiner Absichten, bey den spanischen und portugiesischen Geschichtschreibern, und die meisten Umstände seiner Reise in einer kurzen Erzählung des Ritters Pigafetta, welchen bloß die Lust zu außerordentlichen Abentheuren bewogen hatte, mit ihm zu Schiffe zu gehen. Dieses kleine Werk, welches in des Ramusio Sammlung italienisch herausgekommen, ist durch eine sehr alte Uebersetzung ins Französische gebracht worden d), die aber nur ein Auszug aus seiner Reisebeschreibung ist e). Weil er der einzige Augenzeuge

d) Das einzige Exemplar, welches ich davon auftreiben können, findet sich in der Bibliothek der Barnabiten zu Paris, und ist mit gothischen Buchstaben in 12mo ohne Ort, Jahr und Namen des Buchdruckers gedruckt.

e) Auf der letzten Seite liest man: „hier endiget sich der Auszug des besagten aus dem Italienischen ins Französischen übersetzten Buches.

zeuge ist, den man jemals von einer so großen Begebenheit gehabt hat: so muß solches dem Verfasser wegen einiger übermäßigen Leichtgläubigkeit oder Unwissenheit Nachsicht erwerben; und man darf ihm nicht eine ansehnliche Stelle in dieser Sammlung versagen. Indessen setzet man ihn doch nur gleichsam zur Einleitung, weil er keine leidliche Beschreibung von den Entdeckungen seines Helden giebt.

Ferdinand Magalhanes oder Magellans R.

Magellan. 1519.

Ursprung von Magellans Anschlägen. Er wendet sich nach Castilien; bringt Carln den Fünften auf seinen Sinn; geht mit fünf Schiffen ab; entdecket die Straße. Sein Muth durchzufahren. Er nennet das Südmeer das stille; kömmt nach der Insel Sebu; stirbt. Aus seinen Schiffen werden nur zwey. Sie gehen nach den Molucken. Wirkung der magellanischen Entdeckung.

Ursprung von Magellans Anschlägen.

Einige Jahre nach Entdeckung der moluckischen Inseln, faßte Magellan, ein Portugiese von Geburt, welcher unter Don Alfonso von Albuquerque die Waffen geführet hatte, und im Jahre 1511 zu Malaca war, als dieser erlauchte Unterkönig von Indien die Eroberung desselben vollendete, den Entschluß, wieder nach Europa zu gehen, in der Hoffnung, die Einsicht, welche er durch seine Erfahrung erlangt hatte, zu seinem Glücke zu brauchen. Er war ein Anverwandt vom Franz Serrano, welcher in den Molucken Befehlshaber war, nachdem er diese Eylande für Portugall entdecket hatte. Verschiedene Kenntnisse, die er aus seinen Reden und Schriften gesammelt hatte, schienen ihm an dem Hofe des Königes Emanuel Gnadenbezeugungen zu versprechen, welche er aber zu seinem Verdrusse nicht erhielt. Sein Unwille darüber machte, daß er an den castilianischen Hof gieng, wo der Kaiser Carl der Fünfte besser von der Wichtigkeit seiner Anerbiethungen urtheilete, und seinen Verdiensten mehr Gerechtigkeit wiederfahren ließ *f*).

Er wendet sich nach Castilien.

Bringt Carln den V auf seinen Sinn.

Er hatte tiefsinnige Unterredungen mit den Sternsehern und Erdbeschreibern an diesem Hofe. Der Schluß davon war, dem Rathe vorzustellen, daß, nach des Pabstes Alexanders des Fünften Entscheidung zwischen den Kronen Castilien und Portugall *g*) die moluckischen Eylande, in deren Besitze die Portugiesen geblieben waren, für westliche Inseln müßten gehalten werden, und folglich in den Gränzen der castilianischen Eroberungen begriffen wären. Magellan bewies seine Meynung nicht allein durch mathematische Gründe, sondern auch durch Franz Serrans Schreiben selbst, welcher diese Eylande für den König Emanuel entdecket hatte. Darauf schlug er dem Rathe vor, man möchte ihm ein[illegible] ausgerüstete Schiffe geben, mit welchen er, wie ihn seine Einsicht hoffen ließe, einen Weg von

f) Pigaphetta erzählet, was er im Jahre 1521 im Vorbeygehen auf den Molucken erfahren. „Es „waren noch nicht sieben Monate, daß Franz „Serran, ein Portugaler, Generalcapitän des „Königes von Ternate wider den König von Tidor, „gestorben war. Er hatte so viel gethan, daß er „den König von Tidor gezwungen, eine von sei„nen Töchtern dem Könige von Ternate zur Frau „zu geben, und gleichsam alle Kinder der Vor„nehmsten zu Geiseln; und nach gemachtem Frie„den unter ihnen kam eines Tages Franz Serran „nach Tidor, Nägelein zu kaufen; und der König „ließ ihn mit Betreblätter (vermuthlich Betel) „vergeben, und da lebete er nur noch vier Tage. „Der König wollte ihn nach seinem Gesetze be„graben: drey Christen aber, seine Diener, gaben „es nicht zu. Er ließ einen Sohn und eine kleine „Tochter von einer Frau, die er in Java der gro„ßen genommen. Dieser war ein großer Freund „und Anverwandter des Oberhauptmanns Maga„lhanes und war Ursache, ihn zu seiner Unterneh„mung zu bewegen. Denn er hatte ihm vielmals „da

von dem mittäglichen America nach eben den Inseln entdecken könnte. Carl der Fünfte, welcher sich eine hohe Vorstellung von seiner Fähigkeit gemacht hatte, und welcher seine Gründe von einem so berühmten Portugiesen, als Serrano war, unterstützet sah, trug kein Bedenken, ein völliges Vertrauen auf ihn zu setzen. Er ließ in dem Hafen St. Lucar eine Flotte von fünf Schiffen ausrüsten, deren Anführung er ihm anvertrauete.

Magellan. 1519.

Magellan gieng anfänglich nach Brasilien. Er fuhr lange Zeit an unbekannten Küsten hin, worauf er seine Fahrt nach Süden nahm, und die Mündung eines großen Flusses entdeckete *h*), nahe bey welchem er bemerkete, daß die Küste anfing, sich zu erheben. Darauf wurde er Gebirge gewahr, deren Spitzen sich in den Wolken verloren, und mit Schnee bedeckt zu seyn schienen. Eines von diesen fünf Schiffen, welches abgeschickt wurde, von der Küste Erkundigung einzuziehen, litt zwischen den Klippen Schiffbruch. Das Volk darauf wurde gerettet. Dieser Unfall und die strenge Kälte aber setzeten die vier andern Schiffe in Bestürzung, auf welchen die meisten Soldaten verbannete Portugiesen waren. Es entstund ein Murren, welches bald in eine Meuterey ausbrach; und die Aufrührer erhoben die Stimme, und riefen, der Weg, den man sie suchen ließe, wäre unmöglich; und sie wollten wieder nach Europa zurück gehen. Magellan, welcher sich nichts von der Güte versprach, war genöthiget, einige zum Tode zu verdammen, und andere durch die Verlassung *i*) zu bestrafen. Eine so gerechte Schärfe hielt die Unordnung auf. Man setzete die Schiffahrt noch ungefähr funfzig Meilen weit fort, worauf man eine Vertiefung entdeckte, welche allen Schein einer Straße hatte.

Er geht mit fünf Schiffen ab; verliert eins.

Der Oberhauptmann nahm alle seine Einsicht zusammen. Die Beschaffenheit der Winde und Ströme und der Anblick einiger Wallfischbärte, welche die See ans Ufer geworfen hatte, waren die ersten Gründe, worauf er seine Muthmaßungen stützete *k*). Da nun endlich alles zusammen kam, sie zu bestätigen: so zweifelte er nicht mehr, daß er nicht am Eingange eines Canals wäre, welcher das mitternächtliche Meer mit dem mittäglichen vereinigte. Diese angenehme Vorstellung setzete das Schiffsvolk auf den vier Schiffen in die größte Entzückung, welche durch allerhand Lustbarkeiten gefeyret ward. Sie nannten die Straße die magellanische, welchen Namen sie beständig führen wird. Allein, die Lebensmittel waren ziemlich vermindert. Man sah auf einem unbekannten Wege keine Hülfe voraus. Die Klagen fingen mit solcher Heftigkeit wiederum an, daß sie nicht anders, als durch neue Strafen konnten gestillet werden. Magellan ließ eins von seinen Schiffen voraus gehen, um die Durchfahrt zu suchen. Dieses Schiff selbst nahm, zur Verachtung des Befeh-

Wie er die Straße entdeckt, der er seinen Namen giebt.

„da er Hauptmann auf den Molucken war, geschrieben, daß er da wäre. Und weil Don Emanuel, König in Portugall, den Gehalt des Magallanes nicht um einen Groschen monatlich wegen seiner guten Thaten erhöhen wollte, so gieng „er nach Spanien und erhielt von dem Könige alles, was er verlangete.„ A. d. 57 und 58 S.

g) Man sehe die Haupteinleitung vorn im Iten Bande dieser Sammlung.

h) Der Fluß St. Julian, funfzig Grad Süderbreite.

i) Man hat bereits bemerket, daß zur See, einen Menschen verlassen, nichts anders heißt, als ihn an einen wüsten Ort aussetzen.

k) Pigaphetta belehret uns; „der Oberhauptmann wußte, daß er seine Schiffahrt durch eine „sehr unbekannte Straße nehmen mußte, wie er „in dem Schatze des Königes in Portugall aus einer Karte gesehen hatte, die von einem vortrefflichen Manne, Namens Martin de Bohemia, „war gemacht worden.„ A. d. 11 S.

Magellan. 1519.

Befehles des Generals, bey der Nacht seinen Lauf nach Sevilien, von da man vor acht Monaten abgesegelt war.

Sein Muth durchzufahren

Eine so offenbare Treulosigkeit setzete Magellan in einen tödtlichen Verdruß: sie hielt ihn aber nicht ab, mit den noch übrigen dreyen Schiffen in die Straße einzulaufen. Er gieng den 21sten des Weinmonats 1520 hinein; und den 28sten des Wintermonats, wieder heraus, um in dem mittäglichen Meere fortzusegeln. Ehe er wieder durch die Linie gieng, entdeckte er zwo Inseln, welche er die Unglücklichen nannte; weil er bey der großen Bedürfniß, die er an allerhand Sachen litt, nichts als Vögel und Bäume daselbst antraf. In einer Zeit von drey Monaten und zwanzig Tagen, legete er viertausend Meilen in einer See zurück, welche er das friedfertige oder stille Meer nannte; weil er keinen Sturm auf demselben ausstund, und kein anderes Land sah, als diese beyden Inseln *l*). Den 6ten März entdeckte er zwo kleine, welche von der Zahl derjenigen waren, die man nachher die Marianischen genannt hat, und er Räuberinseln nannte, weil er die Neigung erfahren, welche die Einwohner zum Diebstahle hatten. Den 10ten stieg er am Ufer eines hohen Landes, Namens **Zamal**, dreyßig Meilen von den Räuberinseln, aus. Man sah darauf andere Eylande, deren eines **Zuloan** hieß, und von einem sanftmüthigen und geselligen Volke bewohnet ward. Er näherte sich dem Eylande **Humunu**, welches er die Insel der guten Zeichen nannte; weil sie daselbst zwo Quellen sehr klares Wasser, eine Menge weißer Corallen, und verschiedene Bäume mit Früchten gefunden hatten. Diese Insel, welche nahe am Vorgebirge **Guigan** liegt, heißt itzo **la Encantada**. Magellan nannte diesen Archipelagum St. Lazarus, weil er den Sonnabend vor dem Passionssonntage daselbst angekommen war, den man im Spanischen den St. Lazarussonntag nennet *m*).

Das friedfertige oder stille Meer.

Er kömmt nach der Insel Sebu.

Da er das Vorgebirge gegen Norden liegen ließ: so kam er glücklich nach Sebu, einer wohlbevölkerten Insel, ungefähr zwölf Meilen im Umfange, welche heutiges Tages nichts merkwürdiges weiter hat, als daß sie sein Grab gewesen *n*). Der König, welcher mit dem Könige von **Mathar**, seinem Nachbar, Krieg führete, nahm nicht allein die drey fremden Schiffe wohl auf, sondern nahm auch mit der Königinn seiner Gemahlinn, ihren Kindern, und achthundert von seinen Unterthanen, die christliche Religion an. Das Kreuz wurde am Pfingsttage aufgerichtet; man hielt Messe, und Magellan nahm, im Namen des unüberwindlichen Carls des Fünften, Besitz von der Insel. Er schlug die Feinde des Königes von Sebu zweymal: er hatte aber das Unglück, daß er in dem dritten Treffen blieb. Den meisten Spaniern und Portugiesen, die ihm gefolget waren, gieng es eben so.

Sein Tod.

Kaum

l) Carreri, welcher des Pigaphetta Nachricht zu Rathe gezogen zu haben scheint, begeht hier so viel Irrthümer, als er Worte schreibt. V Th. a. d. 24? u. f. S. Andere Schriftsteller, die ihm gefolget sind, haben eben die Fehler begangen. Es nöthiget mich nichts, sie zu vergrößern. Ich berufe mich aber auf unsere gemeinschaftliche Quelle. „Sie kamen den 28sten November aus der Straße „1520, und blieben drey Monate zwanzig Tage ohne „etwas einzunehmen. Und aßen Zwieback. „Und da sie keinen mehr hatten, aßen sie die Bröckchen davon mit den Würmern eine Hand voll, „welches von dem Mäuseharn sehr stank. Sie tranken gelbes Wasser, welches schon seit vielen Tagen verdorben war. Und aßen gewisse Häute die „von der Sonne, dem Regen und Winde sehr hart „waren. Eine Maus wurde für einen halben „oder ganzen Ducaten verkaufet. Einigen wuchs „das Zahnfleisch oben und unten über die Zähne, „so daß sie nicht essen konnten und also starben. „In diesen drey Monaten und zwanzig Tagen fuhren sie vier tausend Meilen in einem Striche auf „dem friedfertigen Meere.„ A. d. 13 S. Weiter oben a. d. 10 S. saget Pigaphetta ausdrücklich es habe sich Magellan fast fünf Monate in dem Hafen des **Flusses St. Julian** aufgehalten. Wie kann

Magellan. 1519.

Kaum blieben noch einige übrig, die den Schiffen die Zeitung von ihrem Verluste bringen konnten. Der König, welcher das Christenthum nur aus einer niederträchtigen Staatslist angenommen hatte, entsagete seinen Verbindungen so gleich. Da ihm sein Feind den Frieden anboth, unter der Bedingung, daß alle die Ausländer erwürget würden: so ließ er sie zu einem Feste einladen; und vier und zwanzig von den Vornehmsten der Flotte, die ohne Mistrauen dahin giengen, wurden mitten unter der Lust ermordet. Duarte Barbosa, Magellans Anverwandter und Nachfolger, war unter dieser unglücklichen Zahl. Die Spanier schreiben diesen Unfall einem Neger zu, welcher vom Barbosa übel gehalten worden, und den König bewogen hatte, daß er seinem Anschlage zur Rache beytrat.

Aus seinen Schiffen werden nur zwey.

Die Leute auf den drey Schiffen, waren bis auf hundert und achtzig Mann geschmolzen, welche sich nicht für stark genug hielten, die drey Schiffe zu führen, und daher den Entschluß fasseten, eins zu verbrennen, und sich mit den beyden andern nach den Molucken zu begeben. Juan de Carvallo, den sie für ihr Oberhaupt erkannt hatten, segelte gen Ostsüdost. Als er aber an die Spitze Bool und Panglao kam: so machte die Furcht vor den Inseln der Schwarzen, die er an ihrer Beschreibung zu erkennen glaubete, daß er sich gen Quipit an der Küste von Mindanao wandte. Von da begab er sich nach Borneo, wo er moluckische Lootsleute annahm. Er fuhr vor Los Cagayanes, Xolo, Taguima,

Sie gehen nach den Molucken.

Mindanao, Sarragan und Sanguil vorbey, und legte den 8ten des Herbstmonats zu Tidor an. Er wurde daselbst sehr höflich aufgenommen; weil die portugiesische Flotte damals noch nicht bey den Molucken war. Der König erlaubete ihm, daselbst ein Comptor anzulegen, und Nägelein zu laden. Die beyden Schiffe giengen wieder in See. Eines davon aber, die Dreyeinigkeit, fand sich nicht vermögend, den Wellen zu widerstehen, und kehrete also wieder nach den Molucken, wo es den Portugiesen bald in die Hände gerieth. Das andere, der Sieg, nahm, nachdem es Amboina, die Inseln Banda, Solor und Timor gesehen, den Lauf nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und entfernete sich stets von den indischen Küsten, damit es die spanischen Feinde vermiede. Als indessen der Mangel an Lebensmitteln o) es genöthiget hatte, zu St. Jago anzulegen, eine von den Inseln des grünen Vorgebirges: so verlor es daselbst dreyzehn Mann, die von den Portugiesen weggenommen wurden. Dieses hinderte es aber nicht, den 8ten des Herbstmonats 1522 nach einer Schiffahrt von drey Jahren und einigen Tagen, zu Seville anzukommen, in welcher Zeit es vierzehntausend vierhundert und sechzig Seemeilen gefahren war p).

Eines kömmt nach Seville zurück.

kann ihn nun Carreri nur drey Monate und zwölf Tage bis zu seiner Ausfahrt aus der Straße brauchen lassen? Er verwirret aber alles, und setzet das hinterste zuvörderst.

m) Pigaphetta a. d. 19 S.

n) Man sehe oben die Beschreibung der philippinischen Inseln.

o) Pigaphetta machet eine ziemlich seltsame Anmerkung bey Gelegenheit des Sterbens vieler Matrosen, die vor Hunger und Krankheit umkamen. „In dieser Zeit, saget er, starben ihnen ein und „zwanzig Mann; und wenn ihnen Gott nicht gute „Zeit gegeben, so wären sie alle vor Hunger gestorben. Und wenn Christen ins Meer geworfen werden, so gehen sie mit dem Gesichte oben „zu Grunde, und die Indianer mit dem Gesichte „unten.„ A. d. 73 S.

p) Von sechzig Mann, die es noch hatte, als es von den Molucken abfuhr, behielt es nur achtzehn übrig. Dieses glückliche Schiff wurde zu Seville kostbar aufgehoben, bis es vor Alter zerfiel. Sebastian Cano, der es führete, ein Mann von vollkommener Erfahrung in dem Seewesen, erlangete zugleich mit dem Magellan die Unsterblichkeit, weil er die Zeitung von seiner Entdeckung nach Spanien brachte, indem er mit den Ueberbleibseln seiner

Magellan. 1519.

Wirkung der magellanischen Entdeckung.

Die Entdeckung der magellanischen Meerenge wurde von allen europäischen Nationen als ein allgemeiner Vortheil angesehen, an welchem alle Schiffahrer gleiches Recht hatten, und die Mühe, welche sich die Krone Spanien zu verschiedenen Zeiten machte, die Fremden davon auszuschließen, lief auf nichts, als übermäßige Unkosten hinaus, deren Unnützlichkeit sie endlich erkannte q). Man sah die Engländer diesen Weg mit desto größerer Kühnheit versuchen; weil sie nebst den Gefahrlichkeiten, welche zu überwinden Magellans Beyspiel sie gelehret hatte, auch noch den Widerstand fürchten mußten, womit sie von den Spaniern bedrohet wurden. **Franz Dracke** und **Johann Winter** r) giengen im Jahre 1577 glücklich ins Südmeer. **Thomas Candish** that im 1586 Jahre eben die Reise, **Andreas Merrick** aber 1589 mit wenigerm Glücke s).

Die Holländer dachten nicht eher daran, den Spuren ihrer Nachbaren zu folgen, als nachdem sie andere Wege durch Norden versuchet hatten: und die ostindische Compagnie öffnete ihnen nicht einmal diesen Weg. **Georg Spilberg** und **Sebastian von Wert**, die ersten von ihrer Nation, welche durch die magellanische Straße gegangen waren, führeten die Flotte einiger besondern Kaufleute. **Olivier van Noort**, dessen Nachricht man hernach lesen wird, war auch nur von einer besondern Gesellschaft abgeschickt. Aus le Maires Berichte aber, welcher Noorts seinem folgen soll, wird man ersehen, durch was für Gesetze und aus was für Ursachen der Handel in den vereinigten Niederlanden damals gehemmet war t).

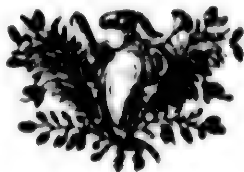
seiner Flotte wieder zurück kam. Er starb 1526 den 4ten August auf dem Südmeere, wo er eine neue Reise mit einer Flotte von sieben Schiffen unternommen, welche Don Jofre de Loaysa, Malteserritter, führete. Da dieser General den letzten des Brachmonats gestorben war: so genoß Cano, welcher ihm folgen sollte, die Ehre der Anführung nur vier Tage. Carreri V Th. a. d. 244 S. Man sehe die Folgen von der Entdeckung der Philippinen in der Beschreibung dieser Eylande.

q) Sie ließen, wie man in dem Verfolge sehen wird, eine Stadt an dem Ufer der Straße bauen, um die Durchfahrt zu sperren.

r) Hakluyt bemerket: daß **Winter**, nachdem er im Jahre 1579 wieder durch die Straße gegangen, der erste Christ gewesen, welcher diese Ehre gehabt, ungeachtet der falschen Erzählungen der Spanier, welche vorgaben, es wäre unmöglich aus dem mittäglichen in das mitternächtliche Meer durch die magellanische Straße zu kommen. Hakluyts Sammlung a. d. 748 S.

s) Im Hackluyt hat man die Beschreibung aller dieser Reisen. Einige aber verdienen nicht die Ehre, übersetzet zu werden, und die andern werden unter den Reisen um die Welt ihren Platz finden.

t) Man ziehe hier Noorts Tagebuch Spilbergs und Werts seinem vor, weil es lehrreicher ist, und natürlicher Weise zu den folgenden Beschreibungen führet.



Das

van Noort. 1598.

Das XXXI Capitel.

Reise des Olivier van Noort nach Ostindien, durch Südwesten.

Der I Abschnitt.

Einleitung. Abreise von Rotterdam. Ursprung des Hasses der Holländer gegen die Portugiesen. Holländer werden verrätherischer Weise ermordet; sie können sich nicht rächen. Alte Spuren der Holländer auf dem Prinzen-Eylande. Die Flotte läuft in den Rio Janeiro. Insel St. Sebastian. Kraut wider den Scharbock. Clareneyland. Die Flotte läuft in den Sehnsuchtshafen ein. Des Candish Bericht wird wahr befunden. Grabmaal der Wilden. Die Holländer werden überfallen. Vorgebirge U. L. F. Die Holländer laufen in die Straße ein. Vorgebirge Nassau. Sie landen an einer Insel. Nachricht von dem Lande. Riesen, welche Menschen fressen. Hungerschanze oder Philippeville. Vorgebirge Forward; und Olivierbay. Sebald Werth kommt zu ihnen; er machet sich strafbar; wird gefangen gesetzet; und bestrafet

Einleitung.

Eine in dem 1598sten Jahre entstandene Handlungsgesellschaft u) rüstete in der nur erwähnten Absicht zwey Schiffe aus, nämlich den Moritz und den Heinrich Friedrich, nebst zwo Jachten, die Eintracht und die Hoffnung, welche zusammen mit zwey hundert acht und vierzig Köpfen bemannet waren. Olivier van Noort x) wurde zum Anführer dieser kleinen Flotte ernennet, und bestieg den Moritz mit dem Titel als Admiral. Jacob Claas von Ulpendamm legte sich den Viceadmiralstitel auf dem Heinrich Friedrich bey; Peter von Lind wurde Hauptmann auf der Jacht, die Eintracht, und Jan Huydecooper auf der Hoffnung.

Abreise von Rotterdam.

Den 13ten des Herbstmonats gieng man von Rotterdam unter Segel: zuvor aber wurde dem sämmtlichen Schiffsvolke der sogenannte Artikelsbrief, oder die berufene, und vom Prinz Moritz unlängst bestätigte Verordnung vorgelesen, und jedermann auf selbige in Eid und Pflicht genommen. Der einzige Wegweiser, auf welchen die Holländer ihr Vertrauen setzen konnten, war ein Steuermann, welcher eben diese Reise mit dem Thomas Candish, gethan hatte. Den 10ten des Christmonats kamen sie auf die Höhe des Prinzeneylandes. Sie stiegen daselbst aus, und suchten sich mit einigem frischen Vorrathe zu versorgen; und wir erwähnen dieses Umstandes nur deswegen, weil er zu Erläuterung einiger andern weit wichtigern dienet, indem die Weise, wie ihnen die Portugiesen bey dieser Gelegenheit begegneten, beynahe den allerersten Grund zu dem Hasse der Holländer gegen diese Nation legete.

Ursprung des Hasses der Holländer gegen die Portugiesen.

Sie warfen den Anker auf sechzehn Faden Grund Nordwest von der Insel. Man schickete den Daniel Gerrits, einen der vornehmsten Handlungsfactore, in einer Schaluppe ans Land: er kam aber wiederum zurück, ohne daß er eine lebendige Seele gesehen hatte. Auf seinen Bericht besetzete der General zwo Schaluppen und ein Canot mit vierzig Mann, und ließ sie mit aufgesteckter Friedensflagge frey in den Hafen einlaufen. Sogleich kam ihnen eine Barke mit eben dergleichen Freundschaftszeichen entgegen, und both ihnen die Freyheit an, nicht nur für baare Bezahlung Lebensmittel zu kaufen, sondern auch ans Land zu treten,

u) Die vornehmsten darunter waren van Beveren, Huys Gerrits, und Jan Bennig.

x) Er war von Utrecht gebürtig.

van Noort. 1598.

ten, und ihren Handel in aller Sicherheit zu schliessen. Gerrits, welcher die weisse Flagge wehen ließ, stieg zuerst aus, wurde von einigen Portugiesen bewillkommet, und nebst noch drey andern Officieren nach der Festung geführet. Hier wurden sie mit der größten Höflichkeit bewirthet, und nichts unterlassen, was sie sicher machen konnte; ja man ließ so gar den Befehlshaber über die Schaluppen ersuchen, er möchte gleichfalls kommen, und Theil an der Lustbarkeit nehmen. Er entschuldigte sich aber, wiewohl bloß aus der Ursache, weil er vermöge seines Amtes sich nicht entfernen durfte. Weil nun die Portugiesen sahen, sie könnten weiter niemand mehr ins Netz locken: so fielen sie unversehens über die vier Officiere, die sie in ihrer Gewalt hatten, her, und ermordeten sogleich den Factor nebst dem vorerwähnten englischen Steuermanne Melis, welcher der Flotte den Weg weisen sollte: der dritte wurde mit dem Degen in der Faust niedergestoßen: aber der vierte kam glücklich davon. Als ihn die Holländer, die am Strande stunden, dergestalt in vollem Rennen auf sie loskommen sahen: so dachten sie gleich, es müßte hier nicht richtig seyn, und begaben sich ohne Verzug in ihre Schaluppen. Allein, sie wurden noch im Wasser verfolget, und zween Mann, darunter des Generals Bruder, Cornelius van Noort war, in der Schaluppe todt geschossen y).

Holländer verrätherischer Weise ermordet.

Können sich nicht rächen.

Sobald man dieses Unglück auf der Flotte erfuhr, gerieth jedermann in heftigen Umwillen. Man ließ die vier Schiffe in die Bay einlaufen, und setzte achtzig Mann ans Land, ohne den geringsten Widerstand zu verspüren. Aber als diese Mannschaft in Hoffnung das Schloß wegzunehmen, und die Portugiesen ihre Rache nachdrücklich spüren zu lassen, weiter fortrückte: so wurde sie gar bald einer grossen Anzahl bewaffneter Leute gewahr, die jenseits eines Baches im Gebüsche lagen, und den Argwohn erweckten, es möchte vielleicht ein noch stärkerer Hinterhalt in Bereitschaft stehen. Nach einem kurzen Gefechte, darinnen die Holländer sechzehn Verwundete bekamen, mußten sie leer wieder abziehen, und konnten ihr Vorhaben nicht weiter ausführen, als daß sie einige Zuckermühlen, und einzelne Häuser in Brand steckten. Indem sie nun beschäfftiget waren, alles, was sie erreichen konnten, zu verwüsten, so sahen sie an unterschiedlichen Merkmaalen, es müßten ehedem Holländer auf diese Insel gekommen, und Willens gewesen seyn, eine Schanze anzulegen: denn es lagen noch auf einem gewissen vom Gebüsche gereinigten Platze, die zu besagter Unternehmung bestimmet gewesenen Zimmerhölzer, Steine und Kalk. Der General ließ die Insel rings herum durch seine Schaluppen besichtigen. Man fand zwar einige sehr gute Bayen: sie waren aber dermaßen genau verwahret, daß es unmöglich zu seyn schien, ohne der Insulaner Willen einiger Lebensmittel habhaft zu werden. Prinzeneyland liegt nur anderthalb Grad nordlich z). Es bringt Zucker, Taback und Ingwer hervor. Es stund ein Baum darauf, der unten am Stamme vier und zwanzig Klafter dick war. Die ursprünglichen Landeseinwohner laufen nackend, und führen kein anderes Gewehr, als runde Schilder, Spiesse und breite Schwerdter. Die Weiber binden ein Stück Cattun um den Leib, und lassen es bis an die Knie hinab hängen. Selten begegnet man einer, die nicht ein krummes Messer in der Hand trüge a).

Alte Spuren der Holländer auf Prinzeneyland.

1599.

Die Flotte läuft in den Rio Janeiro.

Weil der General van Noort endlich sah, er könnte seine Rache für diesesmal nicht höher treiben: so gieng er den 16ten des Christmonats, nach der brasilianischen Küste zu

Segel.

y) Reisebeschreibung Oliviers van Noort, a. d. 5 S.

z) Andere setzen sie auf drey Grade.

a) A. d. 6 S.

van Noort. 1599.

Segel. Den 9ten des Hornungs 1599 kamen seine vier Schiffe auf den Rio Janeiro *b*). Er hoffte dem dasigen portugiesischen Schlosse wenigstens doch eine Furcht einzujagen: allein es war selbiges in so gutem Vertheidigungsstande, daß er sich endlich nach einigen vergeblich eingebüßeten Leuten, den 13ten wieder aus dem Flusse wegmachte. Den 16ten warf er zwischen zween wüsten Inseln Anker. Eine davon hieß er das Muschelenland, weil die Muscheln in größter Menge daselbst anzutreffen sind; die andere bekam den Namen Palmenenland, weil man keine andere als Palmbäume darauf sieht. Den 21sten entdeckte er die Sebastianinsel. Hier legte er sich in eine sehr große, und gegen alle Stürme gesicherte Rhede, zwischen der Insel und dem festen Lande, und barg sich gegen einen aus Süden kommenden Sturm darinnen. Die Insel selbst steht voll wilder Bäume, und versorgte ihn mit allerley Nothwendigkeiten. Ihre Bayen haben großen Ueberfluß an Fischen, und das Gehölze an Mowen und Papagayen. Auch fanden die Holländer ein Kraut, mit weidenähnlichen und sehr saftigen Blättern. Wird es gekocht, und mit Eßig gegessen, so ist es ein vortreffliches Mittel gegen den Scharbock *c*).

S. Sebastian Insel, und was man darauf findet.

Kraut gegen den Scharbock.

Weil man wegen der häufigen Stürme, und des einbrechenden Winters unüberwindliche Schwierigkeiten bey der magellanischen Straße zu finden besorgte: so schien es dem Schiffsrathe nöthig zu seyn, auf einen sichern Zufluchtsort zu gedenken, da man die Wiederkunft der bequemen Jahreszeit abwarten könnte. Der widrige Wind trieb sie einmal über das andere wieder an die brasilische Küste zurück, und nöthigte sie endlich, in einen gewissen Fluß, Namens Rio dolce einzulaufen. Allein, zum Unglücke waren abermals Portugiesen bey der Hand, die sie nicht ans Land ließen. Den folgenden Tag erblickte man Clarenenland, und segelte darauf zu. Die Schaluppen fuhren zwar ans Land, fanden aber kaum so viel Wasser, als das Schiffsvolk zum täglichen Gebrauche nöthig hatte. Es quall aus einigen Felsenritzen heraus. Der General ließ die Kranken ans Land bringen. Die meisten waren so schwach, daß man die Takel zu Hülfe nehmen, und sie in den Hängebetten über Bord heben mußte *d*). Einige starben, sobald sie auf das Land kamen. Uebrigens war auf der Insel nichts anzutreffen, als Palmbäume, und ein gewisses grünes Kraut, Meerpetersilien genannt, welches jedermann mit ungemeiner Begierde genoß. Unter der großen Menge Bäume fand man nicht mehr als zween voll saurer Pflaumen. Ungeachtet dieses äußerlichen armseligen Zustandes, wurden dennoch alle mit dem Scharbocke beladene innerhalb vierzehn Tagen völlig gesund, nur fünfe ausgenommen, die sich schon seit langer Zeit damit schleppeten, und endlich nach langwierigem Siechen daran starben. Um die Kranken dahin zu bringen, daß sie sich eine Bewegung machen möchten, ließ der General in einiger Entfernung vom Strande eine Hütte aufschlagen, und sehr schmackhaftes Gebackenes darinnen austheilen. Jedweder, der selbst dahin gieng, empfing zween kleine Kuchen. Clarenenland hat nicht mehr als eine französische Meile im Umkreise, und liegt nur eine Meile vom festen Lande. Diese Nähe erweckte bey dem Generale die Sorge, die Portugiesen möchten ihn unversehens überfallen *e*). Weil er nun keinen Augenblick recht davor sicher, und über dieses gezwungen war, die Eintracht, weil es ihr an genugsamer Mannschaft zum Segeln fehlete, zu verbrennen: so beschloß er, nach dem Sehnsuchtshafen *f*) zu gehen, welcher seinen Namen daher hat, weil Thomas Candish nicht anders als

Clareneyland.

Die Flotte läuft in den Sehnsuchtshafen ein.

b) Auf drey und zwanzig und ein Viertheil Südbreite.

c) A. d. 10 S.

d) A. d. 11 S.

e) A. d. 11 S.

f) Auf sieben u vierzig u ein Viertheil Gr. Süderb.

van Noort. 1599.

als nach langem und heftigen Sehnen dahin gekommen war. Die drey Schiffe erblickten ihn den 20sten des Herbstmonats. Sie liefen um Mitternacht hinein, und beobachteten dabey, daß ein sehr heller Strom hinein und heraus lief, imgleichen daß die Fluth ungefähr um zween Faden steigt und fällt.

Des Candish Bericht wird wahr befunden.

Noort hatte in des Candish Reisebeschreibung gelesen, man fände in diesem Hafen einige Inseln, und auf solchen eine große Menge Seehunde von ungemeiner Größe, und häßlicher Gestalt. Ihr Vorderleib könnte mit nichts besser verglichen werden, als mit dem Vordertheile eines Löwen. Ihr Hals und das ganze Untertheil wäre mit langen und harten Borsten bewachsen; ihre Füße, die sie statt der Flossen gebrauchen, hätten ungefähr die Gestalt einer Menschenhand; sie würfen alle Monate Junge, und säugten sie. So lange sie jung wären, schmeckten sie wie Schöpsen- oder Schaffleisch, man möchte sie sieden oder braten. Die Alten wären so groß und stark, daß kaum drey bis vier Kerl vermögend wären, einen zu tödten, und daß man sie wirklich auf keine andere Weise umbringen könnte, als durch einen derben Schlag mit dem Prügel oder Schiffhaken auf den Kopf.

Diese ganze Nachricht wurde von den Holländern bey Besichtigung der Insel aus eigener Erfahrung für wahr befunden. Ihr General begab sich aus Neugierigkeit einigemal auf das feste Land. Hier sah er zwar keine lebendige Seele, wohl aber oben auf den höchsten Felsen einige Grabmaale. Sie waren mit roth angestrichenen Steinen zugedecket, innen und außen mit Bogen, Pfeilen und anderm Gewehre behangen, und unter den Köpfen der Todten lagen schöne Muscheln. Die Pfeile bestunden aus Rohre, wo an statt des Eisens ein harter und spitziger Stein sehr künstlich angestoßen war. Besagte Bogen und Pfeile, imgleichen die übrigen Zierrathen, ja die todten Körper selbst, waren gleich den Steinen roth angestrichen *g*).

Grabmaale der Wilden.

Königsinsel.

Den 29sten rückten sie weiter in den Hafen hinein, bis an eine Insel, welche den Namen Königsinsel bekam. Sie schien sehr bequem zu seyn, die Schiffe zu säubern, weil an diesem Orte die Fluth kaum mehr zu spüren war, und man guten Lettengrund fand. Den 2ten des Weinmonats fuhr Noort in zwoen wohlbemanneten Schaluppen herum, und besichtigte den ganzen Umfang des Hafens. Er wagete sich währender Fluth so weit, daß die Schaluppen bey der Ebbe auf dem Strande sitzen blieben. Auch hier kam niemand zum Vorscheine; hingegen sah man wiederum einige Grabmaale. Auf einem derselbigen lagen zwo große eiserne Stangen, die man für spanisches Eisen hielt, und an Bord schaffte. Das Land ist öde, flach und kahl, ohne alle Bäume. Das einzige, was man findet, ist das Gefährte von Hirschen und Büffelochsen. Straußen sind in großer Menge da: sie sind aber ungemein scheu. Man fand ein Nest, darinnen neunzehn Eyer lagen. die alte aber flog davon.

Noch andere Grabmaale.

Die Holländer werden überfallen.

Den 20sten glaubte man auf der Nordseite einige Leute zu sehen. Noort fuhr mit den beyden Schaluppen sogleich dahin, begab sich ziemlich weit ins Land hinein, fand aber niemanden. Er hatte nicht mehr als fünf Mann in den Schaluppen gelassen, und denjenigen befohlen, sie sollten in einiger Entfernung vom Ufer vor Anker liegen bleiben. Weil es aber sehr kalt war: so näherten sie sich, wiewohl nur mit einer Schaluppe, dem Lande, und wollten sehen, ob sie sich erwärmen könnten. Auf einmal kam eine Rotte Wilden, aus ihrem Schlupfwinkel zum Vorscheine, drückten eine Menge Pfeile auf sie ab, wovon drey auf der

g) A. d. 15 S.

h) A. d. 18 S.

der Stelle todt blieben, und machten sich nachgehends aus dem Staube. Sie waren sehr lang von Person, hatten lange Haare, eine ziemlich weiße Haut, bemalte Gesichter, und ein grimmiges Ansehen. Der General ließ die Erschossenen öffnen, und fand, daß ihnen die Pfeile durch das Herz, durch die Leber und die Lunge gegangen waren *i*). Ungeachtet sich nun die Holländer alle ersinnliche Mühe gaben, so konnten sie doch nicht die geringste Spur von diesen wilden Kerlen finden. van Noort. 1599.

Nachdem sie soviel Pinguinen und Seehunde gefangen hatten, daß ihnen ihr ganzer Salzvorrath über dem Einsalzen aufgieng: so verließen sie den 29sten diesen Hafen, und befanden sich mit dem Abende des 4ten des Wintermonats bey dem Vorgebirge unserer lieben Frau. Es ist weiß, sehr hoch, und gleicht dem bey Douvres so ziemlich. Gleichfalls ist die ganze Küste vom Sehnsuchtsvorgebirge, bis an dieses, weißlicht. Man warf bey diesem Vorgebirge Anker, auf zehn Faden Grund, und unter zwey und funfzig Grad vierzig Minuten südlicher Breite. Die Fluth stieg sieben bis zehn Faden hoch *k*). Vorgebirge U. L. F. und seine Küste.

Endlich erreichten sie die berufene Durchfahrt des Magellans, nachdem ihnen die Reise vierzehn Monate Zeit, und ungefähr hundert Mann gekostet hatte, darunter man in kurzem auch den Hauptmann der Hoffnung, den Huydecooper, gezählet hatte. Man ernennete den Lint, ehemaligen Hauptmann auf der Eintracht, zu seinem Nachfolger, gab auch der Jacht den Namen Eintracht. Endlich beschloß man, in die Straße, welche an der Mündung eine Breite von sieben französischen Meilen hat, einzulaufen, weil doch die Gefahr, die man etwa dabey zu besorgen hatte, nicht größer seyn konnte, als das Uebel, welches ein längeres Verzögern verursachen mußte. Doch der erste Versuch lief schlecht ab, und gab über dieses Gelegenheit zu einem heftigen Verdrusse zwischen dem Admirale und Viceadmirale *l*). Den 13ten versuchte man es abermal, aber mit gleichschlechtem Erfolge. Kaum hatten die drey Schiffe vier Meilen zurück geleget, so mußten sie wegen des widrigen Windes umkehren, und sich hinter dem Vorgebirge unserer lieben Frau bergen, indem da diese Rheede gegen die Westnordwest Winde ziemlich gedecket ist. Den 15ten schleppte die Eintracht ihre Anker, und mußte drey Tage unter Segel bleiben, bis sie endlich unter beständigem Laviren das Feuerland erreichte. Der Hauptmann lag heftig krank am Scharbocke, und ihre Anker griffen eben so wenig Grund, als wenn sie von Leder gewesen wären. Der dritte Versuch wurde am 21sten gewagt, lief aber eben so fruchtlos ab. Dem ungeachtet wurde er den folgenden Tag wiederholet; man kam auch des widrigen Windes ungeachtet, mit beständigem Laviren durch die Mündung, bis an die erste Gat, oder die Durchfahrt, welche nur eine halbe Meile breit ist, und vierzehn Meilen Westsüdwest, und [illegible] vom Vorgebirge unserer lieben Frauen liegt. Der Admiral lief in die Straße, konnte aber nicht fortkommen, sondern wurde von dem widrigen Winde zurück gejaget. Darauf steuerten die drey Schiffe gegen die Südküste, in Hoffnung, daselbst vor Anker zu kommen: allein, die Gewalt der Ströme riß sie mit sich fort. Die Thauen sprangen wie etwa eine Bergenfarte entzwey, und die Bartings fingen an zu brennen. Man mußte folglich mit verlohrnen Ankern die offene See wieder suchen. Weil sich die Macht über der Wind etwas legete: so wagte man einen neuen Versuch, in die Straße zu laufen, er war aber auch dießmal vergeblich.

Endlich

i) Ebendaselbst a. d. 19 S. *k*) A. d. 22 S. *l*) Ebendas.

van Noort. 1599.

Die Holländer laufen in die Straße.

Endlich den 24sten lief der Admiral nebst der Jacht, mit unbeschreiblicher Mühe durch das erste Gat; der Viceadmiral hingegen blieb weit zurück. Die Straße erweitert sich nachgehends, und hat eine Menge wie Säcke gestaltete Bayen, bis an das zweyte Gat, welches etwa anderthalb Meilen breit, und von dem ersten zehn bis eilf Meilen entfernet seyn mag. Den 25sten führete sie die Fluth in das zweyte Gat, und sie setzeten ihren Weg mit einem kühlen Winde in selbigem fort. An der südlichen Küste sah man eine Landspitze, von welcher die Küste sodann südwärts fortlief. Sie nenneten es das Vorgebirge Nassau m).

Vorgebirge Nassau.

Zwo Meilen weiter, gegen Westnordwest, sahen sie zwo Inseln, und auf der kleinesten, die am weitesten gegen Norden lag, einige Leute. Man schickte einige Matrosen in der Schaluppe dahin. Bey ihrer Annäherung stiegen die Wilden auf die Felsen, warfen ihnen Pinguinen hinab, winkten aber zugleich, sie sollten nun wieder ihrer Wege fahren. Als die Holländer dem ungeachtet weiter fortrückten: so kam sogleich eine Pfeilwolke auf sie losgeflogen. Allein, sie stiegen nichts destoweniger ans Land, und die Wilden wurden, bey Erblickung dieses kühnen Beginnens, im Augenblicke unsichtbar. Endlich ersahen die Holländer an dem Abschusse der Küste eine Höle, welcher zwar ungemein schwer beyzukommen war, sie kletterten aber doch über die steilen Felsen dahin, in der Vermuthung, die Wilden möchten vielleicht ihre Zuflucht dahin genommen haben. Man fand auch wirklich einige darinnen, die sich bis auf den letzten Mann mit ihren Pfeilen wehreten. Ungeachtet die meisten Holländer verwundet waren, drangen sie doch hierauf in die Höle, und fanden Weiber, die über einander und über ihren Kindern lagen, um solche gegen die Schüsse zu verdecken. Man nahm vier Jungen und zwey Mägdchen mit. Einer von den jungen Wilden begriff die holländische Sprache in weniger Zeit, und gab folgende Nachricht von seinem Lande n).

Steigen auf einer Insel ans Land.

Nachricht von dem Lande.

Dieses Volk heißt **Enoo**, und bewohnet ein Land, Namens **Cossi**. Die kleine Insel trägt den Namen **Talke**, und die größere **Castemme**. Man findet eine große Menge **Pinguinen** darauf, davon die Einwohner leben. Aus der Haut dieser Vogel machen sie sich ein mantel ähnliches Gewand, und darinnen besteht ihre ganze Kleidung. Ihre Wohnungen sind bloße Hölen, die sie in die Erde graben. **Noort** glaubet, sie wären von dem festen Lande auf diese Inseln herüber gekommen. Jedwede Haushaltung wohnet zwar besonders, doch wohnen alle Haushaltungen, die von einerley Stamm herspreßen, in einer Gegend beysammen, machen gleichsam ein kleines Volk aus, und haben mit den übrigen wenig zu schaffen. Der junge Gefangene nennete noch drey andere Stämme, nämlich die **Kemeneten**, welche das Land **Karai** bewohnen; die **Kennekas**, welche die Gegend **Karamai** inne haben, und die **Karaiquen**, denen ein anderer Strich, **Marina** genannt, zugehöret. Insgemein sind diese Leute so groß, als ein mittelmäßiger Holländer. Ihre Brust ist breit und hochgewölbet, das Gesicht und die Stirn bemalet. Die Männer lassen die Haare über den Rücken und die Stirn herab hängen, die Weiber hingegen schneiden sie ab. Die Häute, daraus ihr Gewand besteht, sind so künstlich zusammen genähet, als es unsere besten Kürschner kaum thun könnten. Tiefer im Lande, nämlich in dem Bezirke **Koin**, wohnet ein anders Volk, Namens **Tirimenen**. Diese Leute haben Riesengröße, und bekriegen ihre Nachbaren zum öftern. Der Verfasser machet sie zehn bis eilf Schuhe hoch, und hält sie für Menschenfresser o).

Riesen, welche Menschen fressen.

Den

m) A. d. 22 S.

n) Ebendaselbst.

Den 28sten gieng man wieder unter Segel, und näherte sich dem festen Lande. Auf diesem Wege sahen sie viele Wallfische. Von hier an findet man überall guten Ankergrund in der Straße. Man erblickte auf dem festen Lande ein schönes Bächlein, welches queer durch die Felder lief, man konnte aber nicht entdecken, an welchem Orte es in die See fällt. Die ganze Küste hat ein sehr lustiges Ansehen, indem sie mit einer großen Menge Bäume bewachsen ist, worauf unzählig viele kleine Papagayen sitzen. Den 29sten lichteten sie die Anker, und suchten den Hungerhafen auf, wo sie Holz und Wasser einnehmen wollten. Hier läuft die Küste gegen Norden, und hat eine große Landspitze. Zwo Meilen von solcher, nordlich, fanden die Holländer eine Bay, warfen darinnen Anker, und stiegen hernach ans Land, in Hoffnung, die Schanze Philippeville anzutreffen, welche die Spanier ehedem gebauet, und ihrem Könige zu Ehren also benennet hatten. Allein, sie fanden nicht die geringste Spur in diesem Gewässer davon. Die Straße hat an diesem Orte wenigstens vier Meilen in die Breite. Zu beyden Seiten stehen hohe und mit Schnee bedeckte Gebirge; indem solcher Sommer und Winter darauf liegen bleibt. Das Ufer ist mit Waldungen bewachsen. Man fällete einige Bäume, und bauete eine Schaluppe davon. Weil der General bemerkte, daß die Rinde dieser Bäume einen eben so starken Geschmack, als das beste Gewürz hatte: so nahm er einige an Bord, um sie nach Holland zu führen p).

van Noort. 1599.

Die Schanze, welche Thomas Candish, nach dem Namen, den er ihrem Hafen beylegte, die Hungerschanze nennet, lag auf drey und funfzig Grad, achtzehn Minuten. Als die Engländer in dem 1587 Jahre dahin kamen, hatte sie vier Bollwerke, und vier metallene Stücke: die letztern waren zwar vergraben: allein Candish grub sie aus, und nahm sie mit sich. Die Schanze lag nicht nur ungemein vortheilhaft, sondern auch sehr angenehm, nahe an einem Walde und an süßem Wasser, auch überhaupt an dem bequemsten Orte der ganzen Straße. Man hatte eine Kirche da aufgebauet, und die Spanier übten die Gerechtigkeit nach aller Schärfe aus, indem man einige Kerl von ihrer eigenen Nation am Galgen hängen fand. Sie hatten vierhundert Mann Besatzung in die Schanze geleget, und suchten dadurch die Straße vor allen andern Nationen zu versperren. Allein, der Ausgang zeigte es, daß ihr Anschlag dem Himmel misfiel. Die drey Jahre über, die sie auf Anlegung dieser Pflanzstadt wendeten, hatten sie beständigen Miswachs. Die Erde trug nicht das geringste; dagegen waren sie kaum in ihrer Schanze vor den wilden Thieren sicher. Endlich als der Vorrath aufgezehret war, und nichts mehr aus Spanien ankommen wollte, sturben die meisten vor Hunger. Die Engländer fanden die halbverfaulten Leichen noch völlig angekleidet in ihren Häusern liegen. Weil nun die große Anzahl der Todten, aus Mangel des Begräbnisses, die Luft ansteckte: so mußten die noch übrigen den Ort verlassen. Jedweder nahm seine Flinte nebst so vielem Geräthe mit, als er tragen konnte. Dergestalt zogen sie an der Küste herum, und lebten von was sie konnten. In diesem unglückseligen Zustande, welcher ein ganzes Jahr währete, hatten sie nichts anders zu essen, als Baumblätter, wild Obst und Wurzeln, zuweilen schossen sie einige Vögel. Als endlich von vierhundert nicht mehr als drey und zwanzig, und darunter zwo Weibespersonen noch übrig waren: so beschlossen sie, den Weg nach Rio de Plata zu nehmen, es mochte ihnen auch gehen, wie es wollte. Alles dieses erfuhr Candish von einem Soldaten,

Hungerschanze oder Philippeville.

Betrübtes Schicksal einiger Spanier.

* A. d. 24 S.

p) A. d. 25 S.

van Noort. 1599.

Namens Hernando, welcher mit unter der Anzahl dieser unglückseligen Leute gewesen, aber ganz allein am Ufer der Straße zurück geblieben war, in Hoffnung, es würde etwa einmal ein Schiff vorbey segeln. Er fiel auch wirklich den Engländern in die Hände. Wie es den übrigen ergieng, das hat man niemals erfahren q).

Vorgebirge Forward und Oliverbay.

Den 12ten des Christmonats lief Noort vor einer steilen Felsenspitze vorbey, die von den Engländern den Namen Forward bekommen, und die nördlichste in der ganzen Straße ist. Vier Meilen davon fand er eine große Bay, und versorgte sich mit frischem Waßer. Am Ufer stund ein gewisses, dem Wasserkreß sehr ähnliches Kraut, das treffliche Dienste gegen den Scharbock thut, in großer Menge. Einige Matrosen aßen aus Unverstande von einem Tollkraute, das ihnen auf einige Zeit den Gebrauch der Vernunft benahm. Diese ganze Küste ist mit Bäumen bewachsen. An eben diesem Tage entdeckte man noch eine andere große Bay, welche von dem Generale den Namen der Oliverbay bekam. Hier blieb man zwölf Tage vor Anker liegen, und unterdessen kam der Viceadmiral, welcher noch immer zurückgeblieben war, zu den übrigen beyden Schiffen. Allein, die Holländer erstauneten ungemein, als sie den 15ten ein fremdes Segel erblickten, und solches erst den folgenden Tag erkannten.

Begegnen dem Sebald Wert.

Es war ein Schiff von ihrer eigenen Nation unter dem Hauptmanne Sebald von Wert, und ungefähr zu einerley Zeit mit ihnen aus Holland ausgelaufen, auch nebst drey andern eben dieser Gesellschaft zugehörigen Schiffen schon bis in das Südmeer gekommen: allein Wert wurde durch das schlimme Wetter gezwungen, die Straße wieder zu suchen; dahingegen die übrige Flotte die See noch immer hielt. Den 18ten verließen sie ihre Bay, und segelten drey Meilen weiter in diejenige, darinnen Wert vor Anker lag.

Das galante Vorgebirge.

Hier warf Noort den Anker bey einem hohen Vorgebirge, welchem die Engländer den Namen des galanten beygeleget hatten. Es ist diese Bay die beste in der ganzen Straße. Sie begreift eine Insel in sich, und gerade vor selbiger, mitten in der Straße, liegen noch zwo andere Inseln.

Dreyeinzige Inseln in der Straße.

Diese drey Inseln sind die einzigen, die man auf dem ganzen Wege von der Pinguinsinsel, bis hierher, antrifft; und läuft man ohne die geringste Mühe und Gefahr vor ihnen vorbey: ferner findet man in dieser Bay eine Menge, theils gemeiner, theils runder Muscheln, welche letztern besser, als jene, schmecken. Unter denen Dornbüschen, damit das ganze Ufer bewachsen war, wuchs eine Art rother Johannisbeeren, damit sich das Schiffsvolk trefflich erlabte.

Der Viceadmiral machet sich strafbar.

Den 19ten kam Sebald an den Bord des Admirals; und auf sein Gutbefinden wurde beschloßen, mit dem ersten guten Winde in die Südsee zu laufen. Die sämmtlichen Schiffe waren mit Holze und Waßer auf das beste versorget. Die Insel Santa Maria, unweit der chilischen Küste, wurde zum Sammelplatze ernennet, wofern etwa die Schiffe zerstreuet würden; und man beschloß, wer am ersten dahin käme, der sollte zween Monate lang auf die übrigen warten. Allein, unterdeßen da man Schiffsrath hielt, so schlich sich der Viceadmiral unvermerkt davon weg, begab sich an seinen Bord, und gieng, zu größtem Erstaunen des Generals, ohne deßen Wißen und Willen, mit einem kühlen Winde unter Segel. Die beyden übrigen Schiffe, nebst dem Sebald von Wert, lichteten die Anker erst an folgendem Tage.

Veränderliche Ebbe und Fluth.

Weil ihnen die Fluth zuwider wurde: so mußten sie an der Nordküste, weit vom Lande, und in einer Gegend, wo sie nicht den geringsten Schutz hatten, vor Anker legen. Hier brachten sie zween Tage mit Beobachtung der Fluth zu, welche

q) A. d. 27 S.

van Noort. 1599.

ihnen sehr veränderlich zu seyn schien. Nicht nur die Zeit der Fluth, sondern auch der Ebbe war sehr ungewiß. Zuweilen stieg oder fiel das Wasser ganzer zwölf Stunden lang, zuweilen nur eine einzige Stunde, auch wohl zwo bis drey. Nachgehends geschah gerade das Gegentheil, und bey diesen ungleichen Bewegungen, entstunden sehr gefährliche Fluthstrudel. Den 22sten lavirte man bis unter ein Vorgebirge, das an der südlichen Küste der Straße liegt, und die Mündung einer geräumigen Bay machet. **Noort** warf in selbiger den Anker auf der westlichen Seite, bey einer kleinen runden Insel, dahinter man gegen die Westwinde gedecket ist. Die Rhede ist sehr gut, aber so tief, daß es schwer fällt, Grund zu finden. Weil Sebald von Wert dieses Vorgebirge nicht vorbey kommen konnte: so mußte er nach dem galanten umkehren. Noort that dieser Bay die Ehre, daß er sie nach dem Prinzen Moriz benennete. Den folgenden Tag fand er den Viceadmiral eine halbe Meile davon, in einer andern Bay, welche die Heinrichsbay genannt wurde, aber nicht so gut als jene war, indem sie fast gar keinen Schuß gegen die Westwinde hat r).

Moriz und Heinrichsbay.

Den 28sten sah man ein merkwürdiges Beyspiel von der Schärfe der holländischen Kriegeszucht. In einem an des Admirals Borde gehaltenen Kriegsrathe wurde beschlossen, der Viceadmiral sollte gefangen genommen, und vor das Schiffsrecht gestellet werden, um wegen einiger gegen die eingeführte Ordnung begangener Verbrechen, Rede und Antwort zu geben. Dieser Schluß wurde vollzogen. Man brachte die Beschuldigungspuncte zu Papiere. **Noort** stellete ihm eine Abschrift davon zu, und gab ihm drey Wochen Frist zu seiner Verantwortung. Während dieser Zeit, wurden die Schiffe von einem heftigen Sturme überfallen, und genöthiget, wieder nach der Morizbay umzukehren. Der General beschauete sie mit zwoen Schaluppen. Sie erstrecket sich durch verschiedene Canäle gegen Südost. Man fand eine große Menge Eis darinnen, und vermuthete, es möchte wohl das ganze Jahr über daran nicht fehlen, indem damals, ungeachtet es mitten im Sommer war, eine Linie von zehn Faden nicht bis auf den Grund kommen konnte. Als der Beynachen von des Generals Schaluppe sich an dem Ufer verweilete: so überfielen ihn die Wilden, tödteten zween Mann, und schleppeten sie mit sich davon, vermuthlich um sie zu fressen. Es waren diese Wilden mit großen Keulen bewaffnet, die sie mit einer Gattung von Tragebändern anhingen. Nebst dem führeten sie eine Art von Hassagayen oder Wurfspießen. An der Nordseite der Bay ist das Holz nicht so gut zum Verzimmern, als an der Ostseite. Die Schaluppen fuhren noch zwo Meilen weiter gegen Osten, bis an ein Vorgebirge, Namens **Boluto**, von welchem man das Land so weit übersehen kann, daß man die See gegen West-Nordwest gerade vor sich zu haben vermeynet, ungeachtet ein sehr beschwerlicher Weg von etwan zwanzig französischen Meilen darzwischen ist. Die Straße hat an diesem Orte nicht mehr als zwo Meilen zur Breite. Den 14ten des Abends entstund ein ungestümer Wind, und nöthigte die drey Schiffe, in eine gewisse Bay zurück zu weichen, welche den Namen Mennonistenbay davon trug, weil der Steuermann, der sie am ersten sah, zu gedachter Secte der Wiedertäufer gehörete: den 17ten liefen sie zwar wieder in die See, sie waren aber kaum drey Meilen weit gekommen, so mußten sie eine Rhede suchen. Die Bay, die sie fanden, wurde die Bettelbay genannt: der Ankergrund ist hier besser, als in allen vorigen. Es giebt hier eine Menge Gänse, die aber nicht über das Wasser auffliegen können. An Muscheln fehlet es noch weniger.

Der Viceadmiral wird gefangen gesetzt.

Vorgebirge Boluto.

Bettelbay.

r) A. d. 30 S.

van Noort. 1599.

Als endlich der Viceadmiral den 24sten vor dem Schiffsrechte erschienen war, und seine Verantwortung gethan hatte: so wurde er für überwiesen erkannt, daß er seines Admirals Flagge in der magellanischen Straße muthwillig verlassen habe. Zween Tage hernach brachte man ihn in einer Schaluppe nebst einigem Vorrathe von Wein und Brodte, damit er sich aber das Leben nicht lange fristen konnte, ans Land. Man glaubte, er werde entweder Hungers sterben müssen, oder die Wilden würden ihn fressen *s*). Nach Vollstreckung dieses Urtheils ließ der Admiral Bethstunde halten, und ermahnete das sämmtliche Schiffsvolk, sich an diesem Beyspiele zu spiegeln. Lint wurde hierauf Viceadmiral, und der Oberfactor, **Lambert Biesmann**, wurde an seiner Stelle Hauptmann auf der Eintracht.

Strafe des Viceadmirals

Der II Abschnitt.

Vorgebirge Desirado machet die Spitze der Straße. Länge und Lage der magellanischen Straße. Die Holländer laufen in die Südsee. Insel Mocka. Schafe, welche Eselsdienste thun. Die Holländer nehmen ein spanisch Schiff weg. Irrthum der alten Karten wegen St. Maria. Val-Paraiso. Bay Puerto Cagnaseo. Nachrichten eines spanischen Steuermanns; von der Küste von Chili und Peru. Oerter an denselben. Noort fängt Briefe auf. Weißer Staub in der offenbaren See. Reichthum, der den Holländern entzogen wird. Schicksal des Steuermanns.

Vorgebirge Desirado machet die Spitze der Straße.

Den 27sten des Hornungs gieng man mit günstigem Winde aus der Bettelbay unter Segel, und bekam des Abends das Vorgebirge an der südlichen Küste der Straße zu Gesichte, welches die Spanier **Desirado** nennen. Wegen seiner ungemeinen Höhe ist es nicht zu verkennen. Nicht weit davon liegen drey kleine Inseln. Die nördliche Küste läuft so gerade gegen Norden hin, daß man sie auf dieser Seite für kein Vorgebirge ansieht. Vier bis fünf Meilen davon, und auf eben selbiger Seite, liegen einige kleine Inseln, welche von den Spaniern **Annagadas**, oder die überschwemmeten genennet werden. Von dem Vorgebirge **Desirado** bis an die Nordspitze, ist die Straße ungefähr sieben französische Meilen breit *t*). **Candish** machet die Straße ungefähr neunzig englische Meilen lang, zwanzig auf einen Grad gerechnet. Noort hingegen giebt ihr hundert und zehn deutsche Meilen zur Länge, welches ein erstaunlicher Unterschied ist, wenn man dabey bedenket, daß beyde Theile ihre Beobachtungen für ungemein richtig ausgeben. Die Mündung der Straße an dem Südmeere, liegt unter eben der Polhöhe, als ihre Mündung an dem Nordmeere, das ist, sie liegt auf ungefähr zwey und funfzig und zwey Drittel Grad Süderbreite *u*).

Länge und Lage der magellanischen Straße.

Die Holländer laufen in die Südsee.

Endlich den 29sten des Hornungs kamen die drey Schiffe gleichsam in eine ganz neue Ordnung von Gedanken und Unternehmungen, und steuerten mit günstigem Winde Nordw... Den 8ten des März zählete man das sämmtliche Schiffsvolk, und fand es noch hundert und sieben und vierzig Mann stark. Allein, vier Tage hernach, wurde der Viceadmiral unsichtbar. Den 21sten entdeckten die beyden übrigen Schiffe Land, und erkenneten es sogleich für die Küste von Chili. Das Land dünkete ihnen sehr schön, auch hin und wieder wohl an-

gebau...

s) A. d. 31 S.

t) A. d. 34 S.

u) A. d. 4.. S.

x) **Nach des Verfassers Berichte**, geht es ... der Zubereitung dieses köstlichen Geträn... der Gestalt zu. „Die alten Weiber, denen meist ... „Zähne ausgefaulet sind, kauen den Mays, ...

gebauet zu seyn. Eine gewisse Landspitze, die sich weit in die See hinein erstreckte, hielten sie für diejenige, bey welcher die Stadt **Imperiale**, wiewohl tiefer im Lande, liegt. Von dieser Küste entferneten sie sich wieder, kamen bis an eine Insel, die nach ihrem Ermessen nicht über fünf bis sechs Meilen vom Lande lag, und ließen des Abends den Anker auf vierzehn Faden Grund fallen. Besagte Insel trägt den Namen **Mocka**, ist mittelmäßig groß, und hat in ihrem Mittelpuncte einen hohen Berg, der sich in der Mitte öffnet, und einem süßen Wasserflusse den Durchgang verstattet. Es fällt diese Oeffnung desto leichter in die Augen, weil das ganze übrige Land bis an die See ganz flach ist. Die Holländer ließen ihre Schaluppen am Ufer liegen, um die Gemüthsart der Einwohner desto besser kennen zu lernen; sie erhielten auch wirklich allerley Lebensmittel durch Tausch von ihnen. Innerhalb einigen Tagen wurden die Inseleinwohner so vertraulich, daß sie die Holländer mit nach ihrem Dorfe nahmen. Es bestund solches aus ungefähr fünfhundert Häusern von Strohe, welche nicht so breit als lang waren, und in der Mitte einen kleinen Vorsaal hatten. Aber obgleich die Einwohner ihre Gäste selbst hingeführet hatten: so erlaubten sie ihnen doch keinesweges, in die Häuser zu gehen, noch sich ihren Frauen zu nähern. Hingegen kamen letztere aus eigener Bewegung herausgetreten; sie schienen dem Befehle ihrer Männer sehr gehorsam zu seyn, und kauerten auf einem nicht weit entferneten Platze in zween oder drey abgetheileten Haufen hin. Hierauf wurden die Holländer von den Männern ersucht, sich auf einigen Holzklötzen, die auf der Erde da lagen, niederzusetzen. Ein altes Weib brachte einen großen Krug voll von ihrem gewöhnlichen Getränke herbey, welches sie **Cica** nenneten, und die Holländer sich wohl schmäcken ließen. Es wird von Wasser und **Mays**, als dem einzigen da zu Lande vorhandenen Getreyde gemachet *x*). Es berauschet sehr: allein die Inseleinwohner halten einen dichten Rausch für die größte Zierde ihrer Festtage. Es lebte ein gewisser Spanier, der sich aus einer gescheiterten Barke auf die Insel gerettet hatte, schon seit drey bis vier Jahren unter ihnen: allein, sobald seine Wohlthäter etwas warm vor dem Sterne wurden, so hielt er es für das Beste, in irgend einen Winkel zu kriechen, weil sie seiner Nation im Grunde äußerst gehäßig waren, folglich zu besorgen war, es möchten ihnen in solchen Umständen gefährliche Entschließungen wegen seiner Person in den Kopf kommen. Eine von den vornehmsten Jungfern auf der Insel hatte ihn die ganze Zeit über mit Lebensmitteln versorget, gleichwie sie ihn denn auch versteckte, wenn sie es für nöthig achtete *y*).

van Noort. 1599.

Insel Mocka.

Die Holländer besehen ihre Wohnungen.

Häßliches Gesöffe.

Jedweder nimmt so viel Weiber, als er ernähren kann. Sie leben sehr einig und friedlich unter einander: schlägt aber einer den andern todt, so können die Anverwandten des Entleibten den Mörder wieder todschlagen, es sey dann, er verspreche ihnen, alle Jahre eine gewisse Menge **Cica** zu liefern. Sie haben in ihrer Lebensart viel ähnliches mit denjenigen Einwohnern von Chili, die nicht unter spanischer Bothmäßigkeit stehen. Es giebt eine Gattung Schafe auf der Insel, denen die Wolle bis auf die Erde hinab hängt, und aus welcher machen sie sich Kleider. Eben diese Schafe werden auch zum Lasttragen gebraucht. Sind sie müde, so gehen sie keinen Schritt weiter, man mag auf sie losprügeln, wie man

Schafe, welche Eselsdienste thun.

…vermengen ihn wohl mit ihrem Speichel, welcher die Stelle der Hefen vertritt. Hernach thun sie das Gekauete aus dem Maule in Fässer, und gießen Wasser darauf. Je älter ein Weib „ist, desto höher schätzet man ihren zubereiteten „Trank. Ebend. a. d. 42 S.

y) A. d. 44 S.

van Noort. 1599.

man will: im Gegentheile drehen sie den Kopf herum, und blasen ihm einen sehr übel riechenden Athem ins Gesicht. Die Holländer konnten kein einziges solches Schaf zu kaufen bekommen, wohl aber andere sehr fette, und den europäischen ähnliche. Unter allen Waaren, die man ihnen vorlegte, suchten sie allemal Aexte, Messer und andere Eisenwaare aus, weil sie dergleichen Dinge bey den Einwohnern des festen Landes um einen sehr hohen Preis anbringen können z).

Die Holländer nehmen ein spanisches Schiff weg.

Endlich schieden die Holländer als gute Freunde von ihnen, und segelten von dieser a) nach der Marieninsel, die nur achtzehn Meilen davon liegt. Sie bekamen sie noch selbigen Abend zu Gesichte, und zugleich ein Schiff, das auf der dasigen Rhede lag. Anfänglich hielten sie es für ihren Viceadmiral, aber endlich sahen sie wohl, es sey ein Spanier, absonderlich, weil es Reißaus zu nehmen suchte. Sie mußten es nothwendiger Weise verfolgen; denn sonst hätte es ihre Ankunft in den benachbarten spanischen Häfen verrathen: nur entferneten sie sich darüber von dem gemeinschaftlich beliebten Sammelplatze auf der Insel Santa Maria. Sobald sie es aber erreicheten, ergab es sich. Weil der General sehr wohl begriff, wie vortheilhaft ihm dieser Fang sey: so befahl er, die Gefangenen wohl zu halten. Das Schiff hieß der liebe Heiland, war etwa sechzig Tonnen groß, und sollte Lebensmittel auf die Inseln Conception und Arauco b) bringen, wo die Spanier mit den Indianern Krieg führeten.

Irrthum der alten Karten wegen St. Maria.

Weil die Holländer wegen des widrigen Windes Santa Maria unmöglich wieder erreichen konnten: so beschlossen sie, nach dem Hafen Val Paraiso zu gehen, welcher an S. Jago und unter dem drey und dreyßigsten Grade liegt. Allein, dieses Unternehmen trennete sie völlig von ihrem Viceadmirale, den sie nicht weiter sahen, ja nicht das geringste mehr von ihm erfuhren. Sie vermutheten, er habe eben so wenig bey Santa Maria vor Anker legen können, als sie, weil diese Insel auf der Karte unter dem sechs und dreyßigsten Grade Süderbreite gezeichnet war, da sie doch nach ihren eigenen Anmerkungen auf sieben und dreyßig Grade funfzehn Minuten lag. Der General hätte sie in der That nicht gefunden, wenn er nicht die Schriften der Engländer bey sich gehabt, und seinen Lauf darnach eingerichtet hätte. Ein anderes holländisches Schiff, von des Sebald Werts Flotte, das von dem Hauptmanne Dirk Gerrits geführet wurde, fiel wirklich den Spaniern in die Hände, weil es besagte Insel am unrechten Orte aufsuchte. Noort erfuhr von seinen Gefangenen, besagtes Schiff, der Schroter genannt, sey zu Callao, welches der Hafen von Lima ist, aufgebracht worden.

Valparaiso, Hafen auf St. Jago.

Den 28sten kamen die Holländer bis nach Corona, welches nur drey Meilen von Valparaiso liegt. Die Stadt St. Jago, von welcher Valparaiso der Hafen ist, liegt achtzehn Meilen tiefer im Lande. Die ganze umliegende Gegend ist mit Weinstöcken angebauet, davon der Wein an Geschmacke und Farbe den französischen rothen Weinen gleicht. Auch wachsen da viele Aepfel und Quitten. Schafe giebt es in größter Menge; [illegible] ist vortrefflich, und man befrachtet ganze Schiffe damit. Mit einem Worte, das Land ist ungemein fruchtbar. Noort fand zwey indianische Schiffe im Hafen liegen, die ihnen Lebensmittel zukommen ließen. Am Strande war kein anderes Gebäude, als ein [illegible]

Fruchtbarkeit der Gegend.

z) A. d. 41 S.

a) Auf acht und dreyßig Grade oder etwas darüber.

b) Arauco liegt an der chilischen Küste [illegible] Meilen über Santa Maria.

Haus zu sehen, worinnen die Waaren bis zum Einschiffen verwahret wurden. Weil er nun an einem so einsamen Orte weiter nichts anzufangen wußte: so lichtete er den Anker: doch empfing er vorher ein Schreiben von dem Hauptmanne **Dirik Gerrits**, welches eine lebhafte Abschilderung seines armseligen Zustandes zu **Lima** in sich enthielt *c*). Den 1ten April lief er in eine große Bay, **Puerto Lagnasco** genannt, auf acht und zwanzig Grade dreyßig Minuten Süderbreite. Die dasige Rhede ist so gut, daß er sich daselbst mit Wasser zu versorgen beschloß, ungeachtet die dasigen Indianer unter spanischer Herrschaft stehen. Am Strande giebt es weder viel Bäume noch Häuser, aber inwendig ist das Land gut bewohnet. Es wachsen daselbst allerley Früchte in großer Menge, absonderlich Weintrauben, Feigen und Melonen, von einem weit bessern Geschmacke, als die europäischen. Weil **Noort** von seinem spanischen Gefangenen unterweges viele Dienste empfangen hatte, indem sie ihm manche gute Nachricht gaben, wie er seinen Lauf einrichten sollte: so setzte er sie an diesem Orte alle miteinander in Freyheit, doch behielt er um anderer Ursachen willen, den Steuermann und einige Negersclaven bey sich. Dem Hauptmanne des lieben Heilandes, Namens **Don Francisco d'Jvara**, erzeigte er beym Abschiede große Höflichkeit, ja er beschenkte ihn sogar, bloß deswegen, damit er aus einem Triebe der Dankbarkeit dem Hauptmanne **Dirik Gerrits** eine bessere Begegnung verschaffen möchte *d*).

Bey Puerto Lagnasco.

Ungeachtet nun dieses die Hauptursache war, warum er dem **Don Jvara** seine Freyheit schenkte, so kam doch noch ein anderer Bewegungsgrund dazu. Er hatte nämlich bemerket, daß der Steuermann ein verständiger und von Natur offenherziger Mann war, der aber in des Hauptmanns Gegenwart seine Worte sehr genau abwog. Er hoffte folglich, wenn er nur ihn allein am Bord habe, so werde er von ihm noch manche Nachricht auslocken, die er ihrer Nothwendigkeit ungeachtet, mit Gewalt nicht erpressen wollte. Es gestund auch besagter Steuermann, Namens **Juan de Santaval**, wirklich von freyen Stücken, es lägen drey Kriegesschiffe zu **Lima** fertig, auf die erste Nachricht, daß man ausländische Schiffe sähe, unter Segel zu gehen; und sie hätten, um die unumschränkte Herrschaft der Spanier über diese See zu behaupten, den gemessenen Befehl, alle und jede Schiffe ohne Unterschied anzugreifen. Besagte Kriegesschiffe wären ziemlich groß, auch jedwedes mit vier und zwanzig metallenen Stücken, und mehr als drey hundert Mann besetzet. Nebst dem lägen noch zwey andere Fahrzeuge in dem erwähnten Hafen, welche den königlichen Schatz an Bord nehmen sollten *e*).

Nachrichten eines spanischen Steuermannes.

Diese wichtige Nachricht bewog den holländischen General, die Segel sogleich nach dem Vorgebirge des heiligen Franciscus zu wenden, welches auf anderthalb Grade Norderbreite liegt, und vor welchem alle von **Lima**, **Panama** und **Acapulco** kommende Schiffe vorbey müssen. Die Passatwinde wehen das ganze Jahr auf dieser Küste. Weil aber **Juan de Santaval** glaubete, sein Schicksal verbinde ihn dazu, daß er den Holländern nichts verschweigen dürfe: so gab er ihnen unterschiedliche, die Küste von **Peru** und **Chili** betreffende Nachrichten, welche **Noort** seinem Buche einverleibet, und ihm dadurch einen besondern Werth beygeleget hat. Wollten wir sie bis in denjenigen Theil der gegenwärtigen

Seine Nachrichten, die Küste von Chili und Peru betreffend.

c) Der Verfasser meldet nicht, wer ihm den Brief gebracht habe.

d) A. d. 52 S.

e) A. d. 52 und 53 S.

van Noort. 1599.

gen Sammlung, welcher von America handeln wird, versparen: so würden wir unserm Reisenden den Ruhm, der ihm deswegen gebühret, entziehen; absonderlich da er seine Fahrt nach den besagten Nachrichten einrichtete, folglich dieselbigen als ein Stück seines Tagebuches anzusehen sind. Es wird folglich besser gethan seyn, wenn wir künftig bey dem Artikel von Peru den Leser erinnern, er werde an dem gegenwärtigen Orte eine ansehnliche Ergänzung der spanischen Berichte finden. Uebrigens halten wir uns ganz genau an Noorts Worte, und ändern weiter nichts daran, als hin und wieder einige Redensarten.

Insel Chibve.

Chibve liegt unter dem vier und vierzigsten Grade Süderbreite, in einem mit Inseln ganz besäeten Meerbusen. Es ist eine große Insel, wird am Ufer von Spaniern bewohnet, die keinen andern Herrn haben, als einen Befehlshaber von ihrer Nation. Damals wußte man auf dem festen Lande schon über Jahr und Tag nicht, wie es auf **Chibve** stehe. Es giebt viele Schafe auf der Insel; von ihrer Wolle werden die feinsten chilischen Zeuge gemacht, und diese Insel ist das äußerste Land, das zu **Chili** gerechnet wird.

Osorne.

Osorne ist eine Stadt auf dem festen Lande, liegt unter dem zwey und vierzigsten Grade, und ziemlich weit vom Ufer. Man verfertiget daselbst allerley Zeuge von Wolle und Baumwolle. Es ist ein spanischer Statthalter da.

Villa Ricca.

Villa Ricca liegt gleichfalls im Lande, zwanzig bis dreyßig Meilen ostwärts von **Baldivia**. Hier werden viel baumwollene Zeuge nach indianischer Art verfertiget, und durch das ganze Land verführet, absonderlich nach **Coquimbo** und in die benachbarten Orte.

Baldivia.

Baldivia liegt auf vierzig Grade an einem Flusse, der von der Stadt noch vier Meilen bis an die See zu laufen hat. Die Gegend hat viele reiche Goldbergwerke. Auch werden viele Bretter daselbst geschnitten, und sodann nach **Lima** und anders wohin verführet. Zwischen **Baldivia** und **Imperiale** findet man eine wilde Nation, die Tolupinen genannt.

Imperiale.

Als die Spanier **Imperiale** einnahmen: so hatte die Stadt mehr als dreyßig tausend Einwohner: es erwürgten aber zwanzig Spanier mehr als zwanzig tausend davon. Die armen Leute ließen sich ohne Widerstand hinrichten, weil sie ihre Feinde für unsterblich hielten. Seit ungefähr einem Jahre hatten sie das Joch abgeworfen, und es schien, als ob ihnen die Spanier ihre Freyheit gönnen wollten. Der Fluß, welcher durch ihre Stadt fließt, ist an seiner Mündung so seichte, daß keine Schiffe einlaufen können. Imperiale liegt fünf bis sechs Meilen tief im Lande, auf dreyßig Grad dreyßig Minuten Süder[illegible]

Angol.

Angol liegt dreyßig Meilen von **Imperiale**, und zwölfe von **Conception**. Es werden daselbst Zeuge gewebet, man findet auch Gold; damals aber versperrete der Krieg den Zugang zu den Bergwerken.

Tuccabel.

Tuccabel, eine Stadt in **Chili** zwischen den Inseln **Mocha** und **Santa Maria**; sie hat nur eine sehr kleine Rhede. Weil aber die Küste flach ist, so fällt es leicht, vor Anker zu legen. Die Indianer waren ganz allein Herren von diesem Platze, und bewachten ihn so genau, daß kein Spanier nur zum Thore hinein sehen durfte. Er liegt auf sieben und dreyßig Grad 30 Minuten.

Vorgebirge Lavapie.

Das Vorgebirge **Lavapie**, liegt gerade gegen der Insel **Santa Maria** über, und etwa zwo Meilen davon. Es ist unbewohnet, ungeachtet es eine Rhede hat, welche gegen die Südwinde Sicherheit verschaffet.

Conception und Silao.

Conception, eine am Ufer der See liegende Stadt, ist der Sitz eines spanischen Statthalters. Sie liefert mehr Gold, als kein anderer Ort in ganz America. Dreyßig Meilen davon, und tiefer im Lande, liegt **Silao**. Diese Stadt liefert wenig Gold, aber [illegible]

Wein und Getreyde im Ueberflusse. Die dasigen Spanier wurden öfters von den Indianern angefallen. **Silao** hat viel Aehnlichkeit mit **Sant Jago**, der Hauptstadt von Chili, und dem Sitze eines Bischofes.

Coquinibo.

Die Stadt **Coquimbo** liegt sechzig Meilen von **Sant Jago**. Hier giebt es zwar überflüßig viele Goldbergwerke, allein die Spanier hatten das Land dermaßen verödet, daß die übrige Anzahl der Einwohner nicht hinlänglich war, die Bergwerke zu bauen. Uebrigens wächst viel Wein und Getreyde da. Die Stadt liegt auf dreyßig Grad.

Moro Morreno.

Moro Morreno, eine Seestadt unter dem drey und dreyßigsten Grade, lag damals wüste. Die Einwohner der benachbarten Orte kamen des Fischens wegen dahin, und verkauften ihre gedörrten Fische an weiter entfernete Nationen. **Candish** nennet sie einfältige Leute, welche wie wahrhaftige Wilde leben. Ihre Wohnungen bestehen aus wilden Thierhäuten, die sie auf die Erde ausbreiten, rings herum Gabelhölzer einstecken, queer über Stangen, und auf solche Baumblätter legen, welche das Dach vorstellen.

Rio Loa.

Rio Loa, eine Stadt unter dem zwey und zwanzigsten Grade, ist bloß wegen der Fischerey bekannt, in welcher die einzige Nahrung der Einwohner besteht.

Terrapaca.

Terrapaca, liegt auf ein und zwanzig Grade. Der dazu gehörige Hafen heißt Icatsa. Man fängt hier viel Häringe.

Arica.

Arica, eine Seestadt, wo beynahe alles von **Potosi** kommende Silber eingeschifft, und nach **Lima** abgeführet wird. Sie liegt auf achtzehn Grade vierzig Minuten, und wird von einem spanischen Schlosse vertheidiget.

Punta de Hilo.

Punta de Hilo war ehedem der Hafen von **Potosi**. Vorjetzt stehen noch einige Häuser da, welche Mehl und andere Lebensmittel liefern.

Ciloca.

Ciloca ist ein Seehafen, dessen Mündung in einem sehr engen Canale besteht. Es gehöret dieser Hafen eigentlich zu **Arequipa**, einer großen und stark bevölkerten Stadt, unter siebenzehn Grad dreyßig Minuten. Man findet hier Wein, Weizen, allerley Gattungen Früchte, Schafe und Maulesel.

Camana.

Camana liegt sechs Meilen davon, an der Küste; es bringt viel Wein und Früchte. Man verfertiget hier allerley Waaren, und verführet sie nach **Chiloa**.

Oconge.

Oconge ist ein Seeplatz, mit einem Thale voll Weingärten.

Los Lomos.

Los Lomos de Attico, ist eine große Anhöhe, mit einer dahinter liegenden Rhede. Oben auf der Anhöhe liegt **Acari**, eine wohl bewohnte Stadt.

La Nasca.

La Nasca, ein guter Hafen, nicht weit von **Puerto San Nicolas**, hat eine Stadt gleiches Namens, wo man die besten Weine von ganz **Peru** und **Chili** findet.

Paraco und Pisco.

Paraco und **Pisco** sind zween sehr nahe beysammen liegende Hafen, auf ein und dreyßig Grad, dreyßig Minuten. Die dazu gehörige Stadt heißt **Ica**, und liegt achtzehn Meilen tiefer im Lande. Hier wird mehr Wein gemacht, als in keiner andern Gegend in ganz **Peru**.

Chinea.

Chinea, ist gleichfalls ein Seehafen an eben dieser Küste, mit einer Stadt, welche viel Quecksilber liefert.

Caguetta.

Die darauf folgende Stadt **Caguetta** liefert Weizen, Mays, Käse und allerley Früchte im Ueberflusse.

Callao de Lima.

Callao, oder der Seehafen von **Lima**, ist eine ansehnliche Stadt, auf zwölf Grad zwanzig Minuten, mit einem Hafen, dessen Rhede für die größte und sicherste in der ganzen Südsee gehalten wird. Der Ort liegt nicht weiter als zwo Meilen von **Lima**. Es reg-

van Noort. 1599.

net niemals in dieser Gegend, wenigstens erinnerten sich die Spanier nicht, daß es, seitdem sie im Lande sind, jemals geregnet hätte: dem ungeachtet ist der Boden ungemein fruchtbar. Jedwede Kornähre trägt noch einmal so viel, als in Spanien, und man erndtet alle Jahre zweymal.

Gavre.

Gavre, ist ein Seehafen, zwo Meilen unterhalb des Salzwerkes von **Lima**. Das letztere liegt an der Küste, zehn Meilen von besagter Stadt, und man findet das Salz in einem Thale ohne Wasser.

La Baranqua, und Guarmei.

La Baranqua, ein anderer Seehafen, auf eilf Grade, liefert viel Weizen, gleichwie auch der nicht weit davon liegende, **Guarmei** genannt, viel Steinkohlen liefert.

Santa.

Santa, ist eine von Spaniern stark bewohnte Stadt. Man findet daselbst Weizen, Mays, Honig, Zucker und andere Waaren. Vor einigen Jahren entdeckte man ein Silberbergwerk daselbst.

Trurillo.

Trurillo ist die Hauptstadt, von drey bis vier andern kleinen Städten, die an der Küste liegen. Sie haben zwar Häfen, sie sind aber mehr einer bloßen Bay ähnlich. Man ladet daselbst Honig, getrocknete Früchte, spanische Seife und Leder. Zu **Cherepe** wird am meisten abgeholet.

Paita.

Paita, ist auch eine Stadt mit einem Hafen, wo die Schiffe auf ihrem Wege von **Panama** nach dem Hafen von **Lima** vor Anker legen. Die Fischerey ist daselbst sehr ansehnlich. Die Engländer brannten unter des **Candish** Anführung die Stadt weg, mit allen daselbst niedergelegten Gütern.

Insel Puna und Guajaquil.

Die Insel **Puna** theilet die Mündung des Flusses **Guajaquil**, an welchem eine Stadt gleiches Namens liegt, wo ziemlich viel Schiffe gebauet werden. Die Spanier halten, zur Sicherheit der Werkleute, eine Besatzung darinnen. In der Insel **Puna** werden Thauen und allerley Takelwerk verfertiget. Die Rhede ist sowohl zum Ankerwerfen, als zur Arbeit sehr bequem. **Candish** erzählet, er sey bis an die Wohnung des Herrn der Insel gekommen, und habe zu seiner größten Verwunderung ein wohlangelegtes Haus mit schönen Höfen, vielen Zimmern und angenehmen Galerien, welche die Aussicht gegen die See hatten, angetroffen. In dem untern Stockwerke war ein räumlicher Saal, und an solchen stieß ein weitläuftiges Verrathsgewölbe voll Schiffpech und Theer. Die sämmtlichen Einwohner der Insel waren nur Leibeigene dieses **Cacique**. Er hatte eine sehr schöne Spanierinn geheirathet, welche außerordentliche Ehrerbiethung genoß, und ihren Mann nebst allen seinen Unterthanen zum christlichen Glauben bekehret hatte. Rings um den Pallast stunden ungefähr zweyhundert Häuser, und in den beyden Dörfern auf der Insel, etwa eben so viel. **Candish** schätzet sie meist eben so groß, als die engländische Insel **Wight**. Nicht weit davon liegt eine andere Stadt, Namens **Guajaquil Vechio** oder das alte **Guajaquil**, welches der Spanier erster Wohnsitz in **Peru** war. Von dieser Altstadt bis nach **Panama**, wird die Küste von lauter Indianern bewohnet, und hat keinen einzigen Hafen, der seiner Lage oder Handlung wegen berühmt wäre.

Panama.

Die berufene Stadt **Panama** f), dahin alle Schätze aus **Chili** und **Peru** zusammengebracht werden, liegt an der Bay gleiches Namens, zwo Meilen von ihrem Hafen. Damals wurden viele Schiffe daselbst gebauet. Ueberhaupt ist **Chili** von **St. Jago** bis nach

f) Dieses ist das alte Panama, welches im 1670 Jahre zerstöret wurde. Das neue liegt vierzig Meilen davon, auf acht Grad vierzig Minuten Breite.

van Noort. 1599.

nach **Baldivia**, eine von den fruchtbarsten Landschaften in der ganzen Welt. Alles, was man daselbst pflanzet, das trägt die reichlichsten Früchte. Die Luft ist so gesund, daß man wenig von Krankheiten höret, und so rein, daß ein benetzter Degen in der Scheide zwar trocken, aber niemals rostig wird *g*).

Noort fängt Briefe auf.

Noort machte sich diesen Unterricht zu Nutze, und besichtigte die ganze Küste. Bey dieser Gelegenheit fing er einige Briefe auf, welche ihm allerley Erläuterungen wegen des damaligen Krieges der Spanier mit den Indianern gaben. Ein Theil dieser Völker hatte das Joch abgeworfen. Den 24sten des Wintermonats des verwichenen Jahres, hatten sie die Stadt **Baldivia** eingenommen, unter ihren ehemaligen Ueberwindern ein schreckliches Metzeln verübet, und den Ort sodann geschleifet. Nach ihrem Abzuge erbaueten ihn die Spanier zwar von neuem, doch wurde damals **Imperiale** von eben diesen Indianern belagert. Es mangelte der Stadt an Lebensmitteln. Man hatte alles, auch die Pferde, aufgezehret, und es waren bereits viele Spanier Hungers gestorben. Weil man nachgehends keine Nachricht mehr aus der Stadt erhalten hatte: so war zu vermuthen, sie werde den Indianern in die Hände gefallen seyn *h*).

Santoval erzählte, diese Indianer wären sehr kriegerisch. Sie wissen ihre Pferde und Lanzen mit großer Geschicklichkeit zu gebrauchen. Sie trugen einen so tödtlichen Haß gegen die Spanier, daß sie den Erschlagenen das Herz aus dem Leibe schnitten, und mit den Zähnen zerrissen. Den Hirnschädel löseten sie gleichfalls ab, und machten Trinkgeschirre daraus. Als sie **Baldivia** eroberten, verbrannten sie Häuser, Kirchen und Bilder. Den Pfaffen hieben sie die Köpfe weg, und sagten dabey: **Es geht nun zu Ende mit den spanischen Göttern!** Einigen niedergesäbelten Officieren steckten sie Gold in den Mund, und sagten dabey, ihr Geizhälse! sättiget euch nun einmal mit diesem Metalle, deswegen ihr uns dermaßen gequälet habet. Als sie nach angefangenem Aufruhre ein Oberhaupt über sich wählen wollten: so suchten sie ein schweres Zimmerholz aus, und einer nach dem andern nahm es auf die Schultern. Einige trugen es fünf bis sechs Stunden lang herum: allein, endlich kam einer, der es ganzer vier und zwanzig Stunden lang, ohne Absatz, auf den Schultern behielt, und dieser wurde einmüthig zum Anführer erkohren *i*).

Weißer Staub in der offenbaren See.

Der Verfasser erzählet eine ganz besondere Begebenheit, die ihm auf dieser Reise begegnete. Als nämlich die holländischen Schiffe schon vor mehr als acht Tagen von **Puerto Lagnasco** abgesegelt, und auf der offenbaren See waren: so wurde die Luft so dick, daß man keinen Steinwurf weit sehen konnte, und was das wunderbareste war, so lag ein weißer und dem Mehle ganz ähnlicher Staub auf den Kleidern der Matrosen. Der spanische Steuermann versicherte, es wäre dieser Zufall etwas gewöhnliches in dieser See, und nennte man die Gegenden, da man ihn verspüre, **Arenales** oder Staubgewässer. Das Stäuben währete den ganzen Tag *k*).

Reichthum, der den Holländern entzogen wird.

Wegen so vieler freywillig ertheilten Nachrichten, glaubte man, dem **Santoval** nicht wenig Dank schuldig zu seyn: allein den 25sten April offenbarete einer von den Negersclaven, die man nebst ihm auf dem Schiffe behalten hatte, das Schiff der liebe Heiland, worauf **Noort** einen holländischen Hauptmann gesetzet hatte, habe drey Tonnen voll Gold am Borde gehabt, die er selbst darauf bringen helfen: als aber der Hauptmann **Ivara** gesehen, er

g) A. d. 63 und vorherg. S.
h) A. d. 64 S.
i) A. d. 65 S.
k) A. d. 66 S.

van Noort. 1599. er könnte den Holländern nicht entgehen: so habe er alle diese Schätze in die See geworfen, nur damit sie ihnen nicht zu Theile werden möchten. Sogleich verwandelte sich das bisherige höfliche Bezeugen gegen den Steuermann in Drohungen. Anfänglich wollte er nichts gestehen. Als man ihn aber nebst einem andern Negersclaven auf die Folter brachte: so bekenneten sie alle beyde, das Schiff habe zwey und funfzig Kistchen voll Gold, jedwedes vier Arroben schwer am Borde gehabt, imgleichen fünf hundert Goldstangen, von acht, zehn, bis zwölf Pfunden am Gewichte, welches alles zusammen zehn tausend zwey hundert Pfund Gold betragen habe, und ohne Ausnahme in die See geworfen worden wäre. Noort ließ sogleich das Schiff auf das genaueste durchsuchen, fand aber nicht das geringste Gold, ausgenommen bey dem Steuermanne etwan ein Pfund in einem Säckchen *l*).

Doch die Schärfe, damit man ihn nicht ferner angriff, pressete ihm ein weit richtigeres Geständniß aus. Er bekennete, der liebe Heiland habe das Gold auf der Insel Santa Maria an Bord genommen, er hätte auch bis in den März daselbst liegen bleiben, und noch mehr einnehmen sollen: allein, weil ihm dabey befohlen gewesen, bey Erblickung eines fremden Schiffes unverzüglich nach Lima unter Segel zu gehen, und Nachricht davon zu geben, so wäre er, ungeachtet seiner Geschwindigkeit im Segeln, den Holländern in die Hände gefallen. Außerdem hätte er im Märzen nach der Insel Arauco gehen, seine am Borde habende Lebensmittel daselbst ausladen, und dagegen das in Bereitschaft liegende Gold einnehmen, und nach Lima bringen sollen.

„Alle diese Anschläge, fährt der Verfasser fort, wurden durch die Ankunft unserer „Schiffe vernichtet: allein, ungeachtet die Spanier erstaunlichen Verlust dabey litten, so „wurden wir doch deswegen nicht um einen Häller reicher. Wir hatten zum Unglücke nicht „gewußt, daß die Insel Santa Maria Goldgruben hatte; denn sie waren erst vor dem „Jahren entdeckt worden. Unterdessen befanden sich nur sehr wenige Spanier darauf: sie „konnten auch von niemanden einigen Beystand erwarten, als etwan von einem paar hundert „Wilden, deren ganze Rüstung in Bogen und Pfeilen bestund *m*).„

Schicksal des spanischen Steuermanns.

Der spanische Steuermann gestund ferner, er und der Hauptmann Jvara hätten an eben dem Tage, da die Holländer dem letztern aus Großmuth seine Freyheit schenkten, die Abrede mit einander genommen, er für seine Person wollte die Holländer bereden, nach dem Vorgebirge des heiligen Franciscus zu segeln; der Hauptmann aber wollte es den Kriegsschiffen zu Lima berichten, damit sie die Holländer auf dieser Straße verfolgen möchten. Ueber diesem Geständnisse vergieng den Holländern alle Geduld. Sie beschlossen, den Steuermann über Bord zu werfen, absonderlich weil er, da man ihm aufs neue gütiger begegnet war, einen großen Grimm spüren ließ, ja sogar ungescheuet vorgab, man habe ihm Gift beygebracht; zu geschweigen, saget der Verfasser, daß er Gelegenheit zu entwischen suchte, und die Negersclaven aufhetzte, sie sollten mit ihm durchgehen. Er wurde demnach von dem Schiffsrechte verurtheilet, in die See geworfen zu werden. Dem Sclaven, welchen man nebst ihm peinlich befragt hatte, jagte man eine Kugel durch den Kopf. Weil auch ihr Schiff einen Leck bekommen hatte: so nahm man die Lebensmittel nebst dem Geschütze heraus, und ließ es dahin treiben *n*).

Der

l) Ebendaselbst. *m*) A. d. 67 S. *n*) A. d. 69 und vorherg. S.

Der III Abschnitt.

van Noort. 1600.

Weite Reise der Holländer. Sie kommen an die Diebesinseln. Anmerkungen von solchen. Sie kommen an die philippinischen Inseln; geben sich für Franzosen aus; werden erkannt; gehen nach der Insel Cabul; erschrecken die Leute. Nachricht des Candisch von ihren Gebräuchen. Die Holländer plündern. Beschaffenheit der manillischen Bay. Drohungen der Holländer. Die Spanier rächen sich. Wie es abläuft. Borneo. Gemeinschaft der Holländer mit diesen Eyländern. Landeswaaren der Insel Borneo. Lebensart der Einwohner. Ihr Gewehr; ihre Weiber; ihre Kleidung. Die Holländer gehen unter Segel. Schlechte Nachricht von einem holländischen Schiffe. Noort geht nach Joartam. Beschaffenheit dieser Stadt. Schiffbruch einer großen Gallion. Noorts Rückreise nach Amsterdam.

Weite Reise der Holländer.

Bey diesen Umständen vergieng den Holländern die Lust, bey dem Vorgebirge des heiligen Francisci auf die Spanier zu lauern. Im Gegentheile beschlossen sie, längst der Küste bis an die Cocosinsel zu segeln, welche unter dem fünften Grade Norderbreite liegt, und sich daselbst mit Cocos und Wasser zu versorgen. Allein, als sie bis auf den 20sten May vergeblich darnach ausgesehen hatten, ergriff Noort die Entschließung, seine Segel nach den philippinischen Inseln, welche zwey tausend vier hundert Meilen weit von Peru liegen o), zu richten, doch aber sonst nirgend vor Anker zu legen, als an den Diebesinseln, die man nachgehends die marianischen benennete p). Den holländischen Matrosen wurde die Zeit bey dieser Fahrt ungemein lang, indem sie bisher noch keinen rechten Begriff von der unermeßlichen Weite dieses Meeres gehabt hatten. Endlich den 15ten des Herbstmonats bekamen sie eine von besagten Inseln zu Gesichte.

Sie kommen an die Diebesinseln.

Den 16ten zu Frühe, da sie noch über eine Meile vom Ufer entfernet waren, kam ihnen eine große Menge Kähne entgegen, und brachten Cocos, Bananas, Zuckerrohre und Fische zu verkaufen. Sie tauscheten nichts als Eisen dagegen, wornach sie sehr begierig thaten, und es gleich den Spaniern Hierro nenneten, indem alle Jahre ein Schiff von dieser Nation in ihre Inseln kömmt. Beyde holländische Schiffe hielten sich immer an die Küste, und fuhren das südliche Vorgebirge vorbey, von welchem sie eine sehr niedrige, und ihres Bedünkens zum Ankern bequeme Spitze erblickten. Unterdessen kamen immer mehr Kähne herbey. Es schwärmeten wohl ein Paar hundert um das Schiff herum; in jedwedem saßen, drey, vier bis fünf Kerl, und schrien immer Hierro! Hierro! Bey dieser Unordnung übersegelten die Schiffe ein Paar Kähne; doch das war für die Inseleinwohner nur eine Kleinigkeit; sie konnten schwimmen wie die Fische, saßen im Augenblicke wieder in ihrem Kahne, und schrien Hierro, wie zuvor.

Anmerkungen von den Inseln und ihren Einwohnern.

Nach des Verfassers Urtheile, tragen diese Inseln ihren Ehrennamen mit allem Rechte; denn die Einwohner thun nichts lieber, als stehlen, sind auch rechte ausgelernete Meister in dieser Kunst. Sie überlisteten die Holländer gar öfters. Einige brachten ihnen Reiß in Körben von Cocosblättern; und dem äußerlichen Ansehen zu Folge, war viel Reiß im Korbe, aber nach geschehenem Tausche, fand man, daß er mit Muscheln oder Blättern angefüllet, und oben darüber etwas Reiß gestreuet war. Dieser Betrug war im Anfange um so weniger zu verhüten, weil man genöthiget war, das Eisenstückchen, damit man sie bezahlen wollte, an eine Schnur zu binden, und in ihren Kahn hinab hängen zu lassen, damit sie es beschauen, abnehmen, und ihren Korb, den sie aus dem Nachen herzeigeten, dagegen

o) A. d. 68 S.

p) Nach der spanischen Königinn Maria Anna von Oesterreich.

van Noort. 1599.

dagegen anknüpfen konnten. Ein Paar kamen an Bord. Man both ihnen Essen und Trinken an: allein, sie waren bloß auf die Mauserey bedacht. Ein Holländer hatte gleich damals einen Degen in der Hand. Ehe er es sich versah, riß ihm der eine selbigen aus der Hand, sprang über Bord, und schwamm unter dem Wasser davon. Zwar schoß man so wohl nach ihm, als nach unterschiedlichen andern, welche gleichfalls einer dieses, der andere jenes Geräthe wegholeten: allein, sie tauchten so tief unter, daß ihnen keine Kugel etwas schadete. Diejenigen, welchen es an Gelegenheit zu Ausübung ihrer Geschicklichkeit fehlete, stunden so gelassen da, als ob sie sich um alles, was vorgieng, nicht das geringste bekümmerten. Man hätte diese Leute für halbe Seethiere ansehen sollen, die im Wasser eben sowohl leben könnten, als auf dem Lande. Noort ließ ihnen fünf Stücke Eisen in die See werfen, damit er die Lust genießen möchte, ihr Tauchen recht anzusehen. Sie holeten das Eisen in der That in so kurzer Zeit heraus, daß man sich allerdings darüber verwundern mußte. Ihre Kähne sind ungemein gut gemacht, und hatten die Holländer dergleichen noch nirgend angetroffen. Sie sind aus einem Baumstamme gehauen, funfzehn bis zwanzig Schuh lang, einen breit, zum Segeln ungemein bequem und hurtig. An statt bey dem Laviren zu wenden, bringen sie nur das Steuer an das andere Ende, und lassen die Segel wie sie sind. Ein solches Segel sieht einem Bezaansegel ähnlich, und wird aus Schilfe geflochten. Es kamen auch einige Weiber an Bord. Sie liefen aber eben sowohl nackend, als die Männer, mit der einigen Ausnahme, daß die Mitte ihres Leibes mit einem bloßen Baumblatte bedecket war. Sie trugen lange Haare, die Männer hingegen sehr kurze. Ihre Farbe ist braun. Vom Leibe sind sie fett, dabey größer und von stärkern Gliedern, als die Europäer, hingegen im Gesichte meistentheils sehr verunstaltet. Einige hatten durch eine häßliche Krankheit die Nase eingebüßet, wenigstens gaben sie es doch durch Zeichen zu verstehen: der Mund war dermaßen eingeschrumpelt, daß nur noch ein klein Löchelchen offen stund *q*). Nach der Holländer Ermessen, hatte diese Insel etwa zwanzig Meilen im Umkreise, und glaubten sie, es sey Guana *r*). Sonst bekamen sie keine zu Gesichte *s*).

Die Holländer kommen an die philippinischen Inseln.

Nachdem sie sich mit einigen Nothwendigkeiten versorget hatten: so steuerten sie wieder nach den philippinischen Inseln. Den 14ten des Weinmonats entdeckten sie das Land, welches ungemein hoch war, und aus dieser Ursache von ihnen für das unter dem dreyzehnten Grade der Breite liegende Heiligegeistvorgebirge, angesehen wurde. Nach dieser Rechnung nun, wäre eine Mündung, die sie bald darauf an der Südseite fanden, die manilische Straße gewesen. Sie segelten demnach gegen diese Seite immer fort, bis an die Landspitze, und warfen gegen Norden, hinter einem Felsen auf zwölf Faden Anker. Die Mündung war an diesem Orte ungefähr drey Meilen breit. Den folgenden Tag verließen sie diese Spitze, welche eine Insel ist, und rückten gegen West zu Norden, acht Meilen weiter. Nachgehends steuerten sie gegen die Südküste. Gegen über stund ein sehr hoher und spitziger Berg, hingegen die Westseite zeigte lauter niedriges Land, ohne die geringste Oeffnung. Hier ließ man den Anker fallen, und die Schaluppe in einen schönen Fluß einlaufen, der an beyden Ufern mit Bäumen besetzt war. Die Holländer fanden hier einige armselige Indianer, denen sie einige Messer und etwas Cattun verehreten, wiewohl die lumpichten

q) A. d. 72 und vorherg. S.

r) Ist vermuthlich eben diejenige, welche der Geschichtschreiber der marianischen Inseln Guahan nennet.

van Noort 1600.

pichten Kerl thaten, als ob ihnen das Geschenk zu schlecht wäre. Gleichwohl brachten sie einige Früchte an des Admirals Bord. Den 16ten kam ein großer Kahn zum Vorscheine. Es saß ein Spanier darinnen, und lösete sein Gewehr dreymal nach einander. Man dankete ihm mit dreyen Schüssen: allein, er schien im Zweifel zu stehen, ob er trauen und näher herbey kommen dürfe. Doch da der General die spanische Flagge wehen, und einen Matrosen, in Mönchskleidung, zum Vorscheine kommen ließ, faßte er Muth. Man empfing ihn sehr höflich. Noort gab vor, seine beyden Schiffe wären zwar französische, und hätten vom Könige in Spanien Befehl, nach Manilla zu segeln: allein, die weite Reise habe ungemeinen Mangel an Lebensmitteln bey ihnen verursachet. Der Spanier gab zur Antwort, sie befänden sich gegenwärtig in einer großen Bay, la Baya genannt, sieben bis acht Meilen nördlich, von der manillischen Straße, und sey hier zu Lande kein Mangel an Lebensmitteln: er befahl auch so gleich den Indianern in seinem Kahne, sie sollten Reiß, Hühner und Schweine vom Ufer abholen, und an Bord bringen. Dieses geschah, doch mußte alles mit baarem Gelde bezahlet werden. Dergestalt regierete der Ueberfluß einige Tage lang auf beyden Schiffen. Die meisten Indianer waren ganz nackend. Einige trugen Röcke von Cattun, ja einige waren so gar auf spanisch gekleidet, und stutzeten in Hosen und Wammes einher. Die Vornehmsten, welche von den ehemaligen Landesfürsten herstammeten, hatten sich allerley künstliche Figuren in die Haut geritzet. Uebrigens sind diese Leute von einem verzagten und knechtischen Gemüthe. Sie tragen kein Gewehr, sondern lassen sich von den Spaniern nach Belieben hudeln, müssen auch drey Realen Kopfgeld an sie bezahlen. Noort bezeuget, die Spanier zwängen ihnen den Gehorsam im geringsten nicht mit Gewalt ab. „Ihre Anzahl ist in diesen Inseln sehr geringe; statt der Soldaten halten sie in jedwedem Bezirke einen Priester, gegen den die Einwohner ungemeine Ehrerbietung hegen; nur fehlet es ihnen zum Unglücke auch an Priestern, sonst würden sie das ganze Land in der Sclaverey halten können„ t).

Sie geben sich für Franzosen aus.

Beschaffenheit der Einwohner.

Indem die Holländer dergestalt beschäfftiget waren, sich unter einem falschen Namen mit Lebensmitteln zu versorgen, kam unvermuthet ein spanischer Hauptmann nebst einem Priester an des Admirals Bord. Nach den gewöhnlichen Höflichkeiten, verlangte der Hauptmann, des Noorts Bestallungsbriefe zu sehen, weil es den Landeseinwohnern nicht erlaubet sey, mit einem ausländischen Schiffe Handlung zu treiben: dieses Begehren setzte den holländischen General in ziemliche Verlegenheit. Endlich, weil er überlegte, daß man seine Leute nicht der geringsten Ungebühr beschuldigen könnte, so nahm er ohne weitere Umstände seinen Bestallungsbrief vom Prinz Moritzen zur Hand, und gab ihn dem Hauptmanne zu lesen. Allein dieser, welcher steif und fest geglaubt hatte, die beyden Schiffe kämen von Acapulco, bezeugte sich dermaßen erstaunt darüber, daß Noort aus Besorge, es möchte denen am Lande befindlichen Holländern schlecht ergehen, den Herrn Hauptmann, wiewohl ungern, in Verhaft nehmen mußte. Unterdessen wahrete seine Gefangenschaft nur so lange, bis das Schiffsvolk wieder an Bord kam; hernach ließ er ihn nicht nur im Friede, sondern auch sogar mit einigen Geschenken von sich. Unterdessen kamen die Indianer ohne Unterlaß an Bord, wie vorhin, und brachten Lebensmittel zu verkaufen. Der General hatte zween in Dienste genommen, weil sie sich für gute Steuerleute ausgaben, und zu Capul große Bekannt-

Der Holländer Betrug wird offenbar.

S. unten die Beschreibung der marianischen Inseln.

t) A. d. 77 und vorherg. S. unten die Beschreibung der philippinischen Inseln.

van Noort. 1600.

Segeln nach der Insel Capul.

kanntschaft haben wollten. Den 20ten gieng er mit ihnen nach der manillischen Straße, welche auf vierzehn Grade liegt, unter Segel. Beyde Schiffe liefen glücklich in die Mündung ein. Sie fanden hier so viele Gegenfluthen, als wenn wer weis wie viele Sandbänke da wären, ungeachtet man nicht einmal Grund finden, geschweige denn Anker werfen konnte. Mit einbrechendem Abende warfen sie den Anker an der Westseite der Insel Capul hinter einem Vorgebirge, nicht weit von einem Dorfe. Allein, weil sie einen außerordentlich reißenden Strom in dieser Bay antrafen: so suchten sie eine andere nur eine halbe Meile weit davon liegende. Denn der Ankergrund ist an dieser Insel, welche vier bis fünf Meilen im Umkreise hat, überhaupt gut *u*).

Erschrecken die Leute.

Weil die Einwohner ungemein schüchtern thaten, und mit den beyden Lootsmännern, ungeachtet sie ihre eigenen Landesleute waren, nicht einmal reden wollten: so sah Noort wohl, es wäre hier mit der List weiter nichts zu thun. Einer von seinen Leuten ließ sich von einem Lootsmanne bereden, daß er mit ihm ans Land gieng: allein, Noort bekam weder einen noch den andern mehr zu Gesichte *x*). Die folgende Nacht sprang der zweyte Lootsmann über Bord, ungeachtet man ihn durch alles mögliche gute Begegnen zu gewinnen gesucht hatte. Er hieß nach seinem Pathen, dem Statthalter zu Manilla, Francisco Tello. Endlich wurde Noort über die Inseleinwohner ungehalten, setzte Leute ans Land, und ließ einige Dörfer, aus welchen die Leute in den Wald gelaufen waren,

Brennen viele Dörfer weg.

wegbrennen. Die Häuser waren Manns hoch, von Matten und Strohe zusammen geflickt: man fand aber nicht die geringste Habseligkeit darinnen. An den ringsherum stehenden Bäumen hing eine Menge Cocosnüsse, darinnen, wie es schien, der größte Theil ihrer Lebensmittel bestund. Doch fanden die Holländer an einem abgelegenen Orte mehr als dreyßig Metzen Reiß. Weil niemand zum Vorscheine kommen wollte: so brannten sie vier Dörfer weg, jedes von funfzig bis sechzig Häusern *y*).

Nachricht des Candish von ihren Gebräuchen.

Noort erinnerte sich, daß damals, da Candish an der Küste dieser Insel vor Anker lag, einer von den sieben Herren der Insel, aus eigener Bewegung an Bord gekommen war. Er hatte gleichfalls allerley Figuren in die Haut geritzet, wie die Vornehmen an der Baya. Die Insel Capul ist die letzte von den philippinischen. Die meisten Einwohner sind nackend, und sehr braun von Farbe *z*). Sie bethen den Teufel an, und Candish erzählet in aller Einfalt, sie pflegten öftere Unterredungen mit ihm zu haben, wobey er in Gestalt eines schrecklichen Ungeheuers erscheine *a*).

Die Holländer plündern.

Weil man den Holländern so schlecht begegnete: so brauchten sie Gewalt, und hielten sich für befugt, ungescheut zu rauben und zu plündern. Sie nahmen alle kleine Fahrzeuge weg, sie mochten Spanier, Indianer oder Chinesen seyn. Einige bohreten sie in den Grund, nahmen aber zuvor die Lebensmittel und Waaren heraus. Ihr Glück machte sie

endlich

u) A. d. 79 Seite.

x) Es war ein Engländer, Namens Caleway, ein Spielmann.

y) A. d. 81 S.

a) Der Verfasser gedenket eines seltsamen Gebrauches, der bey diesen Leuten im Schwange gehe. „Sie stecken, saget er, jedwedem Kinde männlichen „Geschlechts einen zinnernen Nagel durch die Ei„chel der Ruthe. Die Spitze des Nagels ist ge„spalten und umgebogen, sein Kopf aber einer „kleinen Krone ähnlich. Die Wunde, welche das „Kind von dem Nagel bekömmt, heilet ohne gro„ße Mühe. Sie stecken ihn aus und ein nach „Belieben. Candish erzählet, seine Leute hät„ten, um die Sache zuverläßig zu erfahren, einem „zehnjährigen Knaben, und Sohne des Prinzen, „der an seinen Bord gekommen war, den lang„ten Nagel ausgezogen, und nachgehends wieder

„an

endlich so verwegen, daß sie den 24sten des Herbstmonats an der Spitze der manil'schen Bay erschienen. Hier sahen sie nun eine große Mündung, welche Nordostwärts sich erstrecket, und wenigstens vier bis fünf Meilen breit ist. Durch diese Mündung läuft man in die Bay, und gleich an der Einfahrt liegt eine länglichte Insel, **Mirabilla**, oder die Wunderbare genannt. Unweit von ihr ist noch eine andere, runde und wie ein Hut gestaltete Insel. Acht Meilen davon liegt die Stadt **Manilla** *b*). van Noort. 1660. Beschaffenheit der manilischen Bay.

Die beyden Schiffe konnten nicht an die wunderbare Insel kommen. Sie liefen die Mündung vorbey, und warfen den Anker auf der Westseite der Bay, hinter einer zwölf Meilen von der Stadt liegenden Landspitze. Das Land war in dasiger Gegend ganz öde und ungebauet. In dem Schiffsrathe wurde beschlossen, man wolle sich in diesem Gewässer bald unter Segel, bald vor Anker aufhalten; weil um diese Jahreszeit die Nordostwinde ohne die geringste Aenderung beständig fortblasen. Die Insel Manilla wird von ihren Einwohnern **Lucon** genennet, und ist größer, als England und Schottland zugleich. Rings herum liegen andere, gleichfalls ansehnliche Inseln, welche zwar an sich selbst keine Reichthümer hervorbringen, aber von den Kaufleuten stark besuchet werden, und der Handlung wegen berühmt sind *c*). Unter denen Schiffen, welche die Holländer wegnahmen, begegneten sie den chinesischen und japanischen *d*) mit eben so großer Gelindigkeit und Freundschaft, als den Spaniern mit Schärfe. Ja sie waren so verwegen, und droheten dem Statthalter zu **Manilla** in einem Briefe, sie würden ihn in seiner Hauptstadt besuchen. Sie hatten von einigen Gefangenen erfahren, es lägen in dem Hafen besagter Stadt, welcher den Namen **Cavite** trägt, zwey große Kaufschiffe aus Neuspanien, auch sey in den beyden Schlössern, die den Hafen vertheidigen sollen, weder Geschütz noch Volk vorhanden *e*). Diese fette Beute nun stach ihnen gewaltig in die Augen. Drohungen der Holländer.

Allein, die Spanier waren für so viel Beleidigungen auf Rache bedacht. Unterdessen daß ihre Feinde Schlösser in die Luft baueten, rüsteten sie die beyden Schiffe, wornach die Holländer so begierig waren, zum Kriege aus. Der Statthalter zu **Manilla** hatte einen Haufen Landeseingebohrne zusammengebracht, die meistens seit langer Zeit zum Gebrauche des Schießgewehres und anderer Waffen angeführet waren. Von diesen Leuten setzte er hundert auf jedes Schiff, gab ihnen aber spanische Officier und zehn gute metallene Stücke mit. Als nun die Holländer den 14ten des Christmonats im Begriffe waren, von einer neuerlich ausgeführten Kriegesthat ein wenig auszuruhen, sahen sie zwey Segel aus der manilischen Straße laufen. Anfänglich glaubten sie, es wären Fregatten: bey ihrer Annäherung aber merketen sie, es wären große Schiffe, die vermuthlich eines mit ihnen wagen wollten. Sie machten folglich ihre Segel und ihr Gewehr zu rechte. Die Spanier rächen sich.

Aaa 2 Das

„an seinen Ort gesteckt. Man sagte ihm, die Wei„ber wären auf diese listige Erfindung gerathen, „und hätten es dahin gebracht, daß man sie im „ganzen Lande eingeführet habe, um das unna„türliche Laster, welches sehr im Schwange gieng, „abzuschaffen. A. d. 82 S. In der Beschreibung von Pegu, ist eben ein so seltsamer Gebrauch mit den Mägdchen zu finden.

a) A. d. 83 S.

b) A. d. 90 S.

c) A. d. 91 S.

d) Der Verfasser hält sich für berechtiget, an diesem Orte eine weitläuftige Beschreibung von **Japon** einzurücken, die er vermuthlich aus der Aussage seiner Gefangenen verfertigte. Wir verweisen aber den Leser auf den künftig folgenden Artikel von diesem Reiche.

e) A. d. 109 S.

van Noort. 1660.

Wie es abläuft.

Das manillische Admiralschiff rückte bis auf einen Stückschuß herbey, und machte nicht die geringste Anstalt, der Lage des holländischen Admirals auszuweichen. Aber kaum war solche gegeben: so enterte es, und ein Theil von seinem Schiffsvolke sprang den Holländern wie rasend über Bord *f*); bey diesen Umständen machten sich die Holländer unter das erste Verdeck, und die Spanier dachten, das Schiff sey schon ihr. Allein, es wurde ihnen mit Piken und Musqueten so tapfer zugesprochen, daß ihre Hitze bald verrauchte. Hätte ein Geschichtschreiber von ihrer eigenen Nation dieses Gefecht beschrieben, so würde er von ihrer Tapferkeit vermuthlich um ein ziemliches mehr Wesens gemacht haben *g*). Noort saget erstlich, er habe nicht mehr als fünf und funfzig Mann noch gehabt; gleich darauf aber hat er seine Feinde nicht nur überwunden, sondern sie sinken auch, und ersaufen alle mit einander. Zwar giebt er zu verstehen, seinem zweyten Schiffe sey es nicht so gut gelungen; doch auch dieser Bericht ist ziemlich undeutlich abgefaßt. „Als die Holländer unter Segel „waren, saget er, sahen sie den manillischen Viceadmiral und die Eintracht, wohl zwo „Meilen weit von sich. Es dünkte ihnen, die Spanier hätten diese Jacht übermeistert, „indem es ihnen so vorkam, als wenn ihre Flagge, die sie auf dem Fockemast führete, ab„genommen, die Flagge des manillischen Schiffes hingegen, noch an ihrem Orte wäre. „Nebst dem hielten sie nicht wohl für möglich, daß die Jacht, als ein schwaches Fahrzeug, „und das mit Inbegriffe der Jungen *h*), nicht mehr als fünf und zwanzig Köpfe an Bord „hatte, dem manillischen von ungefähr sechshundert Tonnen, hätte widerstehen „sollen„ *i*).

Weil der Admiral sich ausbessern mußte: so nahm er seinen Lauf nach der Insel Borneo, welche hundert und achtzig Meilen von **Manilla** liegt. Den 16ten des Christmonats befand er sich an der Küste einer großen Insel, Namens **Bolaron**, die wenigstens hundert und achtzig Meilen in die Länge hat, und unter spanischer Hoheit steht. An dieser Küste segelte er in einer Entfernung von fünf bis sechs Meilen unter Anführung zweener chinesischen Steuerleute, die er am Borde hatte, fort. Den 26sten lief er in die Bay der Insel **Borneo** ein.

Borneo Hauptstadt der Insel gleiches Namens.

Weil die Hauptstadt, welche eben diesen Namen trägt, nur drey Meilen weit von der Küste liegt: so schickte **Noort** einen von seinen Chinesen mit einem Geschenke an den König der Insel, und ließ um Erlaubniß bitten, Lebensmittel einzukaufen. Sogleich kam eine Menge Piroguen zum Vorscheine, und brachten Früchte, Hühner, Fische und Wasser an Bord. Dieser gesammte Vorrath wurde mit allerley Zeugen bezahlt. Absonderlich waren

f) A. d. 111 S. Sie schrien dabey wie die tollen Leute, saget der Verfasser: Amaina, Perros, Amaina; d. i. Streicht die Segel, ihr Hunde, streicht die Segel!

g) Wir müssen seiner Seltenheit wegen, wenigstens die Hauptumstände beybringen. Der manillische Admiral, saget er, blieb den ganzen Tag an die Holländer angeklammert, weil sein Anker sich in die Thauwand von dem Maste jenes Schiffes verwickelt hatte. Besagter Anker riß die Wand an unterschiedlichen Orten entzwey, welches dem holländischen Schiffsvolke große Gefahr brachte. Die Spanier gaben ihnen zum öftern die Lose, worauf man aus gleichem Tone antwortete. Endlich als Noort sah, daß seine Leute nachlässiger fochten, so stieg er unter das Verdeck, und drohete Feuer an das Pulver zu legen, wenn sie nicht hitziger fechten würden. Diese Drohung that erwünschte Wirkung. Sogar einige Verwundete sprangen wieder auf, und fochten wie zuvor. Die Spanier hingegen suchten statt des weitern Angriffes, sich nur wieder loszumachen, welches

schwer

van Noort. 1600.

ren die chinesischen bey den Einwohnern sehr beliebt, dergleichen Noort in dem manillischen Gewässer erobert hatte, hingegen die holländischen Zeuge wollten sie nicht.

Gemeinschaft der Holländer mit den Eyländern.

Den folgenden Tag kam der chinesische Steuermann zurück nebst einem Officier von des Königs Hofe, und einem Chinesen aus Patan, welcher in großer Gunst bey dem Könige stund. Er berichtete, die Landeseinwohner wären gegen die Ausländer sehr mistrauisch, weil sie mit den Spaniern Krieg hätten und in beständiger Furcht wegen eines Ueberfalles von den spanischen Schiffen lebten. Ueberdieses hatte der König von einer portugiesischen Barke erfahren, die Holländer wären nichts weniger, als Kaufleute. Nichts destoweniger sah es ihnen der Officier sogleich an, daß sie keine Spanier wären, und versprach, es dem Könige zu berichten; nur bath er, einen aus ihrem eigenen Mittel mit ihm gehen zu lassen, damit sich der König mit eigenen Augen überzeugen könnte. Noort willigte zwar darein, behielt aber Geißel zurück. Man gab dem Holländer, welcher sich bey Hofe zeigen sollte, Flinten und anderes Gewehr mit, weil nach dem eingeführten Gebrauche der Insel, kein Ausländer leer vor dem Fürsten erscheinen durfte. Gleichfalls wurde ihm der chinesische Steuermann zugesellet, damit selbiger bey den Kaufleuten von seiner Nation Nachricht einholen möchte, ob man sich Hoffnung zur Handlung machen könnte, oder nicht.

Landeswaaren der Insel Borneo.

Zwar hat die Natur Borneo mit keinem Gewürze begabet, hingegen bringt die Insel Lebensmittel in größtem Ueberflusse hervor, imgleichen Campher, welcher für den besten in ganz Ostindien gehalten, aber auch am theuresten bezahlet wird; ferner hat sie etwas weniges Muscatennüsse und Bluhmen, wohl aber Wachs und Sapanholz zum Färben, wenige Diamanten, aber eine Menge Bezoar. Die auf der Insel befindlichen chinesischen Kaufleute waren keine Unterthanen ihres Kaisers, sondern sie wohneten zu Patan auf der chinesischen Küste, lebten nach ihrer angebohrnen Landesweise, erkannten aber übrigens den Fürsten, der sie in Schutz genommen hatte, für ihren Oberherrn. Die meisten waren aus ihrem Vaterlande verwiesen worden, oder vorher Seeräuber gewesen, und hatten sich nach langem herumschwärmen an diesem Orte nieder gelassen. Einige kamen an des Admirals Bord, und verkauften ihm eine ansehnliche Menge Pfeffer, den sie auf der Rhede im Vorrathe liegen hatten.

Lebensart der Einwohner.

Der holländische Abgeordnete brachte weiter nichts, als höfliche Worte, nebst der Erlaubniß, Lebensmittel einzukaufen, zurück. Auf geschehenes Nachfragen hatte er erfahren, Borneo sey eine von den größten Inseln in ganz Ostindien, und stark bevölkert. An der Küste herrsche der mahometanische Glaube, hingegen die Einwohner mitten im Lande, wären Götzendiener. Die Stadt Borneo selbst liegt mitten in einem Moraste, und hat

schwer zugieng, indem die Holländer ihr grobes Geschütz brauchten. Endlich machten sie sich von dem Holländer los: allein, gleich darauf sanken sie, und zwar so geschwind, daß sie gleichsam in einem Augenblicke verschwanden, und man nicht einmal die Mästen mehr sah. Hingegen schwammen noch ein paar hundert Gesunde, ohne die Todten und Verwundeten in der See herum, und schrien Misericordia! die Holländer waren damals beschäfftiget, das Feuer zu löschen, welches sich von der Vielheit ihrer eigenen Lagen, zwischen beyden Borden entzündet hatte. Als sie mit Löschen fertig waren, fuhren sie zwischen ihre noch herumschwimmende Feinde hinein, und druckten ihnen die Köpfe unter das Wasser. Noort verlohr nicht mehr als sieben Mann.

h) A. d. 111 und 112 S.

i) Der Verfasser saget nicht, wohin die hundert und sieben und vierzig Mann gekommen waren, woraus das Volk beyder Schiffe vor einigen Monaten, und nachdem des Lincs Schiff verschwunden war, noch bestund.

van Noort. 1600.

eine Mauer von Werkstücken, welche nicht mehr als etwa dreyhundert Häuser in sich begreift; hingegen stehen sehr viele, und meistens mit Gärten versehene Häuser, außerhalb derselbigen. Der Hafen ist sehr geräumig, gegen alle Winde gesichert, und durch die Mündung eines großen Flusses, und einen Theil seiner eigenen Inseln, die er in sich begreift, verschlossen. Er war in der Spanier Gewalt gewesen, sie hatten ihn aber sowohl wegen der ungesunden Luft, als wegen des wenigen Nutzens, den ihre Handlung von ihm hatte, freywillig verlassen *k*).

Die Einwohner der Insel **Borneo** sind große starke Leute, von gutem Verstande, aber heftig auf das Stehlen, und absonderlich auf das Seerauben erhitzt, welches sie sogar an der peguanischen Küste, das ist vierhundert Meilen weit von ihrer Insel, treiben. Zum

Ihr Gewehr.

Gewehre haben sie Schwerdter, gewisse Schilde, **Cossos** genannt, Lanzen und Hassagayen von einem gewissen Holze, das zwar ungemein hart ist, aber gern bricht, und durch seine Splitter die Wunde unheilbar machet. Nebst dem führen sie Bogen und lange Pfeile mit eisernen und vergifteten Spitzen. Ihr Köcher ist gemeiniglich mit zwanzig bis dreyßig solchen Pfeilen angefüllet. Blutet die Wunde, die sie machen: so muß man unfehlbar daran

Ihre Weiber.

sterben. Sie nehmen so viel Weiber, als sie ernähren können, und lassen ihnen viele Freyheit: allein die Eifersucht ist nichts destoweniger eine von ihren stärkesten Leidenschaften. Es kamen einige Weiber auf des **Noorts** Schiff, kauften und verkauften: allein, die geringste Freyheit, die sich die Holländer heraus nahmen, ja ein bloßer Wink, erregete den Grimm der Männer so sehr, daß man vermeynte, sie würden ihnen den Spieß oder die Hassagay durch den Leib rennen. Sowohl Männer als Weiber, sind wie alle Indianer,

Kleidung.

braun an Farbe. Ihre Kleidung hat keine gewisse Gestalt. Sie besteht aus einem Stücke Zeug, das man bald so, bald anders um den Leib windet. Doch tragen sie Turbane von feinem Baumwollenzeuge. Die Vornehmen, absonderlich die Anverwandten des Königes, oder seine vornehmsten Beamten, gehen sehr kostbar gekleidet, und treiben großen Pracht. Wenn sie in ihren Piroguen ausfahren, welche in solcher Maße bedecket sind, daß sie ihnen genugsamen Schutz gegen die Sonnenstralen schaffen: so haben sie einige silberne Gefäße auf einem Tische vor sich stehen. Einige sind mit Räucherwerke, andere mit Betel gefüllet, den sie beständig kauen. Ihre Palläste können für schöne Häuser gelten, ungeachtet sie von bloßem Holze sind, auch so wenig auf festen Pfählen stehen, daß man sie ohne sonderliche Mühe auf die andere Seite des Flusses bringen kann, wenn etwa ein Sturm oder ein anderer Zufall zu befürchten steht *l*).

1601.

Die Holländer gehen unter Segel.

Weil den Holländern eines und das andere ziemlich verdächtig vorkam: so stunden sie sorgfältig auf ihrer Huth. Einstens kam ein Chinese, der sich vor seinen Schuldnern nicht zu

k) A. d. 122 und vorherg. S. Der Hauptmann Cowley, welcher im 1685sten Jahre diese Gewässer durchstrich, meldet dagegen, der spanische Statthalter zu **Manilla**, habe sich so sehr in die Schätze der Insel **Borneo** verliebt, daß er die bisherigen langwierigen Streitigkeiten mit dem Könige durch einen ewigen Frieden endigte, und unter andern dieses dabey bedung, der König sollte alle gegen Spanien feindlich gesinnte Nationen bekriegen. C. Cowleys Reisebeschreibung a. d. 134 S. Eben dieser Reisende machet von der Insel Borneo folgenden Abriß. Es ist, saget er, eine sehr große eyrunde Insel, sie erstrecket sich vom vierten Grade Süderbreite, bis an den neunten Grad Norderbreite, und bis an den zwölften Grad der Länge. (Dieses Zeugniß vernichtet die Meynung, als ob die Insel ungeheuer groß wäre und bis zwo tausend ein hundert Meilen im Umfange habe.) Vor alten Zeiten herrschten zween Könige darinnen, der nördliche und der südliche [illegible] [illegible]

van Noort. 1601.

zu retten wußte, an ihren Bord, und bath, sie möchten ihn verbergen, er wollte sich dagegen an dem ersten besten Orte für einen Leibeigenen verkaufen lassen. Zugleich berichtete er, man ziehe in der Gegend um die Stadt viele Soldaten zusammen, und die Sache scheine auf sonst niemand, als auf sie, gemünzet zu seyn. Indem sie sich nun hierauf ohne Unterlaß fleißig umsahen: so erblickten sie an dem 1sten des Jenners 1601 mehr als hundert Piroguen hinter einer Landspitze liegen. Eine davon kam an Bord, hatte einige Säcke voll Pfeffer bey sich, und verlangte Gewehr dagegen zu tauschen. Noort willigte zwar darein, ließ aber nicht mehr als zween Mann auf sein Schiff. In diesem Augenblicke kam eine andere Pirogue mit achtzig Mann, die aber meistentheils unter den Matten, damit die Indianer ihre Schiffe im Nothfalle bedecken, versteckt lagen. Sie hatten allerley Früchte nebst einem Ochsen bey sich, und gaben vor, ihr König beschenkete den Admiral damit. Sogleich kam die sämmtliche in der Pirogue befindliche Mannschaft zum Vorscheine, und verlangte in das Schiff zu steigen, damit sie den Ochsen herauf ziehen, und die Früchte übergeben möchten. Allein, weil dem Noort das Geschenk verdächtig vorkam: so hieß er sie bleiben wo sie wären. Als sie dem ungeachtet, so gar mit Gewalt ins Schiff steigen wollten: so hielt man die Lunten zum Aufhauen fertig. Dieser Anblick machte sie auf einmal ganz gelassen. Ihre Officier eröffneten mit vieler Höflichkeit die Ursache, warum eine solche Menge bewaffneter Piroguen zugegen wäre. Es habe sie nämlich des Königes Oheim, der zugleich auch sein Vormund, und oberster Staatsrath sey, zusammen gebracht, in der Absicht, seinen Frauen eine Ergetzlichkeit zu machen. Noort beantwortete alles mit gleicher Höflichkeit, und blieb ihnen in diesem Stücke nicht das geringste schuldig: allein, den 3ten desselbigen Monats, lief er aus der Bay, und suchte das weite *m*).

Schlechte Nachricht von einem holländischen Schiffe.

Unvermuthet fiel ihm eine Champane in die Hände, die ein Sturm von ihrem Wege aus Japan nach Manille verschlagen hatte. Der Hauptmann war ein gebohrner Portugiese, Namens Emanuel Luis, wohnete aber zu Nangasaki, einer berühmten japonischen Seestadt. Diesen ließ er an Bord kommen, und erfuhr von ihm, es sey ein großes holländisches Schiff, aber in einem höchstelenden Zustande zu Bungo angekommen; indem es seine Straße verfehlet, und darüber den größten Theil seiner Leute durch Hunger und Krankheiten eingebüßet gehabt. Es wären nicht mehr, als vierzehn Personen noch übrig gewesen, welche man gütig aufgenommen, und ihnen nicht nur die Freyheit gelassen, sondern über dieses auch die Erlaubniß gegeben habe, ein kleineres Fahrzeug zu bauen, weil sie für das ihrige zu schwach gewesen: auf dem neuerbaueten Schiffe sollten sie nachgehends absegeln, und sehen, wohin sie der Himmel führen werde. Das alte Schiff sey fünfhundert Tonnen groß, mit vielem Geschütze versehen, auch theils an Waaren, theils an Stücken

oder wurde jener von dem letztern bezwungen, und es kam die ganze Insel unter ein einziges Oberhaupt. Sie hat Lebensmittel und kostbare Waaren in Menge. Man kann auch Nelken um einen billigen Preis bekommen, weil sie aus den benachbarten Inseln heimlich dahin gebracht werden. An Thieren giebt es große Elephanten, Tieger, Panther, Leoparden, Antilopen und wilde Schweine. Die Landeseinwohner brachten uns Fische im Ueberflusse, Pomeranzen, Limonien, Mangos, Plantanen und Tannzapfen. Ueberdieses findet man treffliche Bezoarsteine, Biesam und Zibeth im Lande. Ebendas. Es gedenken zwar viele Holl und Engländer der Insel Borneo: allein, weil sie nicht viel weiter gekommen sind, als in die beyden darauf befindlichen Handelsplätze, Succadana und Benchar massin, so läßt sich aus ihren Nachrichten keine völlige Beschreibung machen.

l) A. d. 123 und vorherg. S.

m) A. d. 117 S.

van Noort. 1601.

cken von Achten, reich beladen gewesen. Aus dieser Beschreibung erkannte Noort den Admiral von der Flotte des Verhagens und Sebald von Wert. Er begegnete dem portugiesischen Hauptmanne sehr höflich, kaufte ihm Lebensmittel ab, und bezahlte sie sehr reichlich, alles in der Hoffnung, er werde es, nach seiner Rückkunft nach Japon, die vierzehn Holländer wiederum genießen lassen. Ja, er gab ihm so gar eine Flagge von dem Prinzen Moritz, und einen Paß. Allein weder diese Sorgfalt, noch das Versprechen des portugiesischen Hauptmanns konnte die erwähnten unglückseligen Holländer vor dem Schicksale bewahren, welches dem Leser aus einer von den vorigen Reisebeschreibungen bekannt seyn wird *n*).

Noort geht nach Joartam.

Noort hatte viele Mühe, bis er den Weg durch die gewaltige Menge Inseln fand, welche in diesem Meere gleichsam mit voller Hand ausgestreuet sind. Zum Glücke fiel ihm eine Junke von Johor in die Hand, die einen sehr versuchten Steuermann hatte. Vermöge des Rechtes, das der Stärkeste über den Schwächesten hat, behielt er den Steuermann nebst seinem Sohne am Borde, erlaubte aber doch, daß ihre Junke hinten dreinfahren durfte. Dergestalt kam er ohne Schaden bis nach Joartam auf Java, und warf daselbst Anker. Die Beschreibung dieser Stadt hat man ihm ganz allein zu danken, indem kein einiger anderer Reisender das geringste davon meldet. Sie ist mit keiner Mauer umfasset, und besteht aus ungefähr tausend, wiewohl lauter hölzernen Häusern. Der König befand sich damals zu Passarvan, als seinem gewöhnlichen Sitze, und war eben derjenige, welcher fünf Jahre zuvor, das ist, gleich damals, da die ersten holländischen Schiffe bis nach Indien durchgedrungen hatten, Balambuam belagerte *o*), eroberte und den ganzen Stamm ausrottete. Seine Eroberungen hatten ihn zum Könige von Surbaja, Joartam, Passarvan und Balambuam gemacht.

Beschaffenheit dieser Stadt.

Wollüstiges Alter eines heidnischen Hohenpriesters.

Der Hohepriester der Götzendiener auf dieser Insel hatte seinen Sitz zu Joartam. Ziemlich weit von der Stadt stund sein Lusthaus. Er war bereits hundert und zwanzig Jahre alt: dem ungeachtet hielt er verschiedene Weiber, die ihn wärmen, und mit ihrer Milch ernähren mußten. Er für seine Person war ein heftiger Christenfeind: der König hingegen gönnete ihnen in seinem ganzen Lande alle ersinnliche Freyheit, weil sie demselbigen große Vortheile schafften. Ja, er beschwerte sie nicht einmal mit der geringsten Abgabe *p*).

Schiffbruch einer großen Gallion.

Nach einem etlichtägigen Verweilen in dieser Bay, giengen die Holländer wieder unter Segel. Den 5ten des Hornungs erblickten sie ein großes Schiff, das an den Klippen gescheitert hatte. Ein Portugiese, den sie zu Joartam an Bord genommen hatten, gab ihnen die Nachricht, es wäre die große Gallion von Malacca, welche tausend bis tausend zweyhundert Tonnen führte, und mit sechs bis sieben hundert Mann besetzt war. Man sah noch einige Matrosen auf dem Verdecke. Dieses ungeheure Schiff war für die Insel Amboina ausgerüstet worden, indem die Landeseinwohner das dasige portugiesische Schloß bela-

n) A. d. 124 S. S. Adamsen Reisebeschreibung.

o) S. die erste Reise der Holländer im VIII Bande dieser Sammlung.

p) A. d. 128 S.

q) A. d. 129 S.

r) A. d. 130 S.

s) In der folgenden Reise des le Maire wird man neuere Nachrichten von der magellanischen Straße finden, und aus selbigen des Noortame verbessern können.

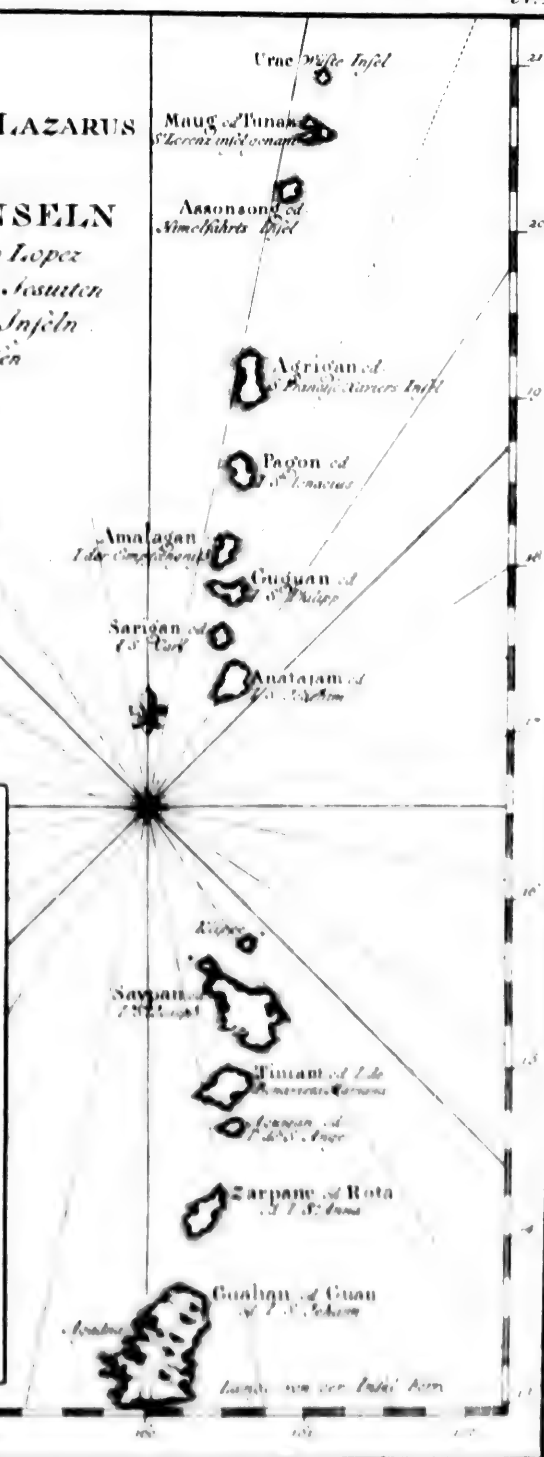
t) Die bisher bekannten Inseln haben nach des Carreri Berichte folgende Namen: Pinana, Sarpana, Bunavista, Saypana, Anatano, Sarigan, Guagan, Almaguan, Pagon, der brennende Berg Griga, Cinar und Maug

KARTE
VON DEM ARCHIPELAGUS St. LAZARUS
ODER DEN
MARIANISCHEN JNSELN

Nach den Karten des P. Alonso Lopez
und der Nachricht des P. Morales Jesuiten
Spanischer Missionarien in diesen Inseln
Zur allgemeinen Geschichte der Reisen
Von dem
Hrn Bellin Ing. de la Marine
1752.

Maass-Stab.
Gemeine Französ. Meilen







belagerten. Vo[illegible]
zu befestigen, daß
schen Inseln segeln
tigen Anschläge w[illegible]

Uebrigens fiel [illegible]
zu Rotterdam endi[illegible]
unsterbliches Ande[illegible]
geber bey, weil sie
der erste Versuch d[illegible]
nen, gewesen sey [illegible]

Lage derselben. Ihr[illegible]
Evangelium dahin
bekehrer. Spanis[illegible]
sel. Häfen. Ebe[illegible]
ner. Sie wissen
maßungen von ihr[illegible]
Einwohner. Sie
der Frauen. Ihr[illegible]
ten. Verschiedene
Edelleute und ihre

Seit mehr als
schen Inse[illegible]
Süden na[illegible]
gegen neu Guinea
dreyßigsten Grad.
in einer Entfernung
den Wendekreis de[illegible]
nen Raum von etw[illegible]
lichsten unter ihnen,
zu rechnen ist *t*).

Mang, Urat; drey
der erste unter drey
Minuten, der andere u[illegible]
und der dritte unter
Grade. Ferner: Par[illegible]
de [illegible]; la Guadalu[illegible]
[illegible] de den [illegible]
[illegible] Joseph genann[illegible]
Allgem. Reisel[illegible]

belagerten. Von Amboina sollte die Gallion nach Banda gehen, diese Insel dermaßen zu befestigen, daß sie allen Ausländern unzugänglich wäre, und sodann nach den moluckischen Inseln segeln, um sich derselbigen nicht weniger zu versichern. Allein, alle diese wichtigen Anschläge waren nebst der Gallion zugleich gescheitert q). — *van Noort. 1601.*

Uebrigens fiel auf des Noorts Reise, die sich den 26sten des Augstmonats mit seiner Ankunft zu Rotterdam endigte r), nicht das geringste besondere vor, oder was einer Reise, die unsterbliches Andenken verdienet, gemäß wäre. Denn diesen Titel legte ihr der Herausgeber bey, weil sie nicht nur die dritte, welche jemals um die Welt geschehen, sondern auch der erste Versuch der Holländer, sich einen Weg nach Ostindien durch das Südmeer zu öffnen, gewesen sey s). — *Noorts Rückreise nach Rotterdam*

Das XXXII Capitel.

Beschreibung der marianischen Inseln.

Marianische Inseln.

Lage derselben. Ihre Benennung. Wenn das Evangelium dahin gekommen. Erster Heidenbekehrer. Spanischer Hauptsitz auf dieser Insel. Häfen. Ehemalige Einfalt der Einwohner. Sie wissen nichts vom Feuer. Muthmaßungen von ihrem Ursprunge. Menge der Einwohner. Sie werden sehr alt. Schmuck der Frauen. Ihre Sprache und Wissenschaften. Verschiedene Stände. Ehrentitel der Edelleute und ihrer Güter. Ihre Höflichkeiten. Geschäffte der Einwohner. Beschreibung ihrer Schiffe. Ihre Gebäude. Sonderbare Ununterwürfigkeit. Ihr Gewehr. Rachgierigkeit. Sie sind schwer zu bekehren. Zeitvertreib der Weiber. Deren große Herrschaft. Sie hatten keinen Gottesdienst. Ihre Weise zu trauern. Landesfrüchte der Inseln. Seltsame Abweichung der Magnetnadel. Ankergrund bey Guahan. Wichtige Anmerkungen des Dampiers.

Seit mehr als zweyhundert Jahren, da die Spanier ihren Weg nach den philippinischen Inseln durch diese Eylande nehmen, haben sie bemerket, daß sie eine von Süden nach Norden fortlaufende Kette machen, das ist, sie nehmen ihren Anfang gegen neu Guinea über, und erstrecken sich bis gegen Japon, und an den sechs und zwanzigsten Grad. Sie werden folglich an dem äußersten Ende des stillen Meeres, und in einer Entfernung von ungefähr vierhundert Meilen von den philippinischen Inseln, durch den Wendekreis des Krebses, und durch die Linie beschränket. In dieser Lage füllen sie einen Raum von etwa hundert und funfzig Seemeilen, welcher von der größesten und südlichsten unter ihnen, Namens Guahan, bis nach Urac, als der nächsten am Wendekreise, zu rechnen ist t). — *Lage dieser Inseln.*

Will

[illegible] Urac; drey andere brennende Berge, [illegible] unter drey und zwanzig Grad dreyßig Minuten der andere unter dem vier und zwanzigsten, und der dritte unter dem fünf und zwanzigsten Grade. Ferner: Paron, la Desconosida, Mala[illegible]; la Guadalupe; die drey Eylande Tula, [illegible] den [illegible] 1664 von der Gallion der heiligen Joseph genannt, entdecket werden, liegen vom vier und dreyßig bis an den sechs und dreyßigsten Grad. Der nur besagte Schriftsteller versichert zugleich, es wären von dem dreyzehnten Grade bis an die Linie, und bis an neu Guinea noch viele andere Inseln vorhanden, die man aber noch nicht kenne. Eben so wenig kennet man auch eine gewisse andere Inselnreihe, welche unter der Linie drey hundert Meilen von Callao de Lima an-

Marianische Inseln.

Will man die Größe und Lage dieser Inseln beurtheilen: so darf man sich im geringsten nicht auf unsere alten Karten verlassen, indem man ihre Lage und ihren wahren Namen, nur erst seit wenigen Jahren kennet u). **Magellan**, der sie im 1521sten Jahre zuerst entdeckete, nennete sie die Diebesinseln, weil ihm die Einwohner einige Stückchen Eisen, und andere Dinge von geringer Wichtigkeit entwendet hatten.

Woher die Benennung rühret.

Nachgehends brachte ihnen die Menge der Fahrzeuge, welche den europäischen Schiffen mit ausgespanneten Segeln entgegen kommen, die Benennung **de las Velas** zuwege; doch auch diese wurde zu Ende des vorigen Jahrhundertes abgeschaffet, und ihnen dagegen der damaligen spanischen Königinn und Gemahlinn Philipp des Vierten, **Maria Anna von Oesterreich** zu Ehren, der Name der marianischen Inseln gegeben.

Wenn das Evangelium dahin gekommen.

Diese Inseln nun hatte **Michael Lopez Legaspi** schon im 1565sten Jahre für die Krone Spanien in Besitz genommen. Weil er aber nicht soviele Bequemlichkeiten daselbst fand, als er gewünschet hätte: so verweilete er sich nicht lange daselbst, sondern ließ es dabey bewenden, daß er den Einwohnern sehr leutselig begegnete, übrigens aber setzete er seinen Weg nach den philippinischen Inseln fort, und brachte sie unter spanische Botmäßigkeit, seit welcher Zeit auch die Sorge der Spanier ganz allein auf dieselbigen gerichtet gewesen. An die marianischen hingegen dachte kein Mensch mehr, bis sie der Eifer der Heidenbekehrer endlich aus der Vergessenheit hervorzog.

Erster Heidenbekehrer.

Ein berühmter Jesuit, nämlich der Pater **Sanvitores** x), ermunterte die königliche Witwe Philipps des Vierten, und Mutter Carls des Zweyten dazu, daß sie das Licht des Evangelii in diesen wilden Ländern möchte aufgehen lassen. Besagte Prinzeßinn ertheilete auch wirklich, als damalige Regentinn der spanischen Königreiche, dem Statthalter zu **Manilla** die nöthigen Befehle deswegen. Die Spanier übermeisterten erstlich die Insel **Guahan**, ohne die geringste Schwierigkeit, we-

gen

anfängt und nach Westen fortläuft, ohne daß man bisher das Ende davon hätte finden können. Die bekanntesten darunter sind noch nicht bewohnet, und haben auch kein einziges vierfüßiges Thier. Man findet keine andere Thiere darauf, als Vögel, die man mit Stecken todtschlagen kann. Alle Seeräuber, welche durch die Straße des Magellans oder le Maire in die Südsee laufen, calfatern ihre Schiffe an diesen Inseln. Man nennet sie **Los Galappados**, weil es eine große Menge von diesen Thieren, die einer großen Schildkröte sehr ähnlich sehen, daselbst giebt. **Carreri** V Theil a. d. 295 und 296 S.

u) Man hat keine andere Karten, darauf man sich verlassen könnte, als diejenigen, welche der Pater Alonso Lopez, ein spanischer Jesuit, an dem Orte selbst verfertiget hat. Noch ein anderer nach diesen Inseln verschickter Heidenbekehrer, nämlich der Pater **Morales**, hat eine Nachricht von ihrer eigentlichen Lage, und von denen Namen, die ihnen die Spanier neuerlich beygeleget haben, aufgesetzt. Wir theilen sie hier aus dem Pater Gobien mit.

1. **Guahan** oder **Guan**, die größte und südlichste unter den marianischen Eylanden, hat vierzig Meilen im Umkreise. Die Spanier nennen sie das heilige Johanneseyland. Sie liegt auf dreyzehn Grade fünf und zwanzig Minuten Norderbreite, und sieben Meilen von der Insel Sarpan.

2. **Sarpan** oder **Rota**, von den Spaniern die Insel der heiligen Anna genannt, hat funfzehn Meilen im Umkreise, liegt unter dem vierzehnten Grade, und dreyzehn Meilen von der Insel Aguiguan.

3. **Aguiguan**, oder die heilige Engelsinsel, hat drey Meilen im Umkreise, liegt auf vierzehn Grad drey und vierzig Minuten, und eine Meile weit von der Insel Tinian.

4. **Tinian** oder die Insel de Buenavista Mariana, hat funfzehn Meilen im Umkreise. Sie liegt auf vierzehn Grad funfzig Minuten, und drey Meilen weit von der Insel Saypan.

5. **Saypan**, oder des heiligen Josephs Insel hat fünf und zwanzig Meilen im Umkreise. Sie liegt unter funfzehn Grad zwanzig Minuten, und [illegible] und dreyßig Meilen weit von der Insel Anatajan.

6. **Anatajan**, oder die Insel des heiligen Joachims, hat zehn Meilen im Umkreise. Sie liegt

ten Heidenbekehrer dahin, und brachten mit der Zeit alle die übrigen Inseln stufenweise unter das Joch.

Spanischer Hauptsitz auf diesen Inseln

Weil die Insel **Guahan** die vornehmste war: so baueten sie ein festes Schloß auf selbiger, in welchem bisher allezeit eine Besatzung von etwan hundert Mann gelegen ist. Die Jesuiten haben zwey Collegia erbauet, darinnen sie die Jugend von einem wie vom andern Geschlechte unterweisen; und der spanische Hof hat zu dieser gottseligen Unternehmung jährlich dreytausend Stücke von Achten angewiesen. Gleichfalls wird alle Jahre ein Schiff mit Zeugen und andern Nothwendigkeiten von **Manilla** dahin abgeschicket. **Carreri** irret sich, wenn er der Insel **Guahan** nicht mehr als zehn Meilen zum Umkreise giebt; denn es beträgt selbiger vierzig. Die Insel ist angenehm und fruchtbar. Ihre Häfen sind bequem, und der Ankergrund vortrefflich. Die vornehmsten sind: **Hati**, gegen Westen; **Umatay**, wo die Holländer, wenn sie diese Meere durchstreichen, zuweilen ihre Schiffe calfatern; und endlich **Iris** und **Pigpug**, welche nur durch eine Erdzunge von einander unterschieden sind. Alle diese Häfen haben süßes Wasser im Ueberflusse, indem innerhalb ihres Schoosses eine Menge Bäche in die See fallen. Unterdessen ist der zu **Agadna** dennoch der beste, weil man nicht nur auf zehn bis achtzehn Faden vortrefflichen Ankergrund, sondern auch völlige Sicherheit gegen alle und jede Winde daselbst findet *y*). Die Insel **Zarpan** hat zweene vortreffliche Häfen, einen gegen Süden, den andern gegen Nordwest. Den letzten nennen die Spanier des heiligen Peters Hafen, die Landeseinwohner hingegen bleiben bey der alten Benennung, und heißen ihn **Socanrayo** *z*). **Aguigan** erhebt sich mitten aus der See, wie etwa eine Festung. Sie ist dermaßen hoch und steil, daß man nicht anders als vermittelst einiger schmalen Steige darauf kommen kann *a*). **Saypan** ist wegen ihres Hafens, **Catanhuda** genannt, berühmt, welcher auf der Westseite

Häfen

unter siebenzehn Grad zwanzig Minuten und drey Meilen von der Insel **Sarigan**.

7. **Sarigan**, oder die Insel des heiligen Carls hat vier Meilen im Umkreise. Sie liegt unter siebenzehn Grad fünf und dreyßig Minuten und sechs Meilen von der Insel **Guguan**.

8. **Guguan**, oder des heiligen Philipps Insel hat drey Meilen im Umkreise. Sie liegt unter siebenzehn Grad fünf und vierzig Minuten und viertehalb Meilen von der Insel **Alamagan**.

9. **Alamagan** oder die Empfängnißinsel, hat sechs Meilen im Umkreise. Sie liegt auf achtzehn Grad zehn Minuten und zehn Meilen von der Insel **Pagon**.

10. **Pagon**, oder des heiligen Ignatius Insel, hat vierzehn Meilen im Umkreise. Sie liegt unter neunzehn Grad, und zehn Meilen von der Insel **Agrigan**.

11. **Agrigan**, oder des heiligen Franciscus Xavier Insel, hat sechzehn Meilen im Umkreise. Sie liegt unter neunzehn Grad vier Minuten, und zwanzig Meilen von der Insel **Assonsong**.

12. **Assonsong** oder die Himmelfahrtsinsel, hat sechs Meilen im Umkreise. Sie liegt unter zwanzig Grad funfzehn Minuten, und fünf Meilen von der Insel **Maug**.

13. **Maug** oder **Tunas**, besteht aus dreyen Felsen, davon jedweder etwan drey Meilen im Umkreise hat. Die Spanier haben ihr den Namen des heiligen Lorenzen beygelegt. Sie liegt unter zwanzig Grad fünf und dreyßig Minuten, und fünf Meilen von **Urac**, der letzten und nördlichsten unter diesen Inseln. Die neun letzten, das ist, die am weitesten gegen Norden liegen, haben den Namen **Gani**.

x) Er war aus einem berühmten spanischen Hause. Der Trieb zum Heidenbekehren äußerte sich schon in seiner Kindheit an ihm, und erwarb ihm endlich die Ehre, ein Märtyrer zu heißen, welches den 2ten April 1672 durch die Hand eines indianischen Herrn, dessen Tochter er gleich zuvor getauft hatte, geschah. Histoire des Isles Marianes a. d. 165 S.

y) Histoire des Isles Marianes par le Pere Gobien, Pariser Ausgabe 1701. in 12mo a. d. 75 S.

z) Ebendas. a. d. 77 S.

a) Ebendas. a. d. 383 S.

Marianische Inseln.

und zu Ende einer tiefen, ringsherum mit Waldungen umgebenen Bay, befindlich ist b). Ueberhaupt ist der Himmel in den marianischen Inseln sehr heiter, ungeachtet sie in dem heißen Erdstriche liegen. Die Luft ist sehr rein, und die Hitze niemals übermäßig. Die Berge stehen voll Bäume, die beynahe das ganze Jahr über grünen; nebst dem fällt eine Menge Bäche von ihnen in die Thäler herab, bewässern die Ebene, und legen dem Lande eine ungemeine Anmuth bey.

Ehemalige Einfalt der Einwohner.

Ehe die Spanier in diese Inseln kamen, lebeten die Einwohner in einer gänzlichen Freyheit. Sie wußten von keinem andern Gesetze, als das sie sich selbst aufzulegen beliebten. Weil sie durch ungeheuer große Meere von allen übrigen Völkern abgesondert waren: so wußten sie nicht das geringste Wort davon, daß es noch weit mehrere Länder gebe, sondern sie hielten sich für die einzigen Bewohner des Erdkreises. Unterdessen fehlete es ihnen an den meisten Sachen, die wir als höchstnöthig zum Lebensunterhalte ansehen. Sie hatten keine andere Thiere, als einige Vögel. Ja auch diese waren beynahe nur von einer einzigen, und unsern Turteltauben ziemlich ähnlichen Gattung. Sie aßen sie nicht, sondern machten sie nur zahm, und lehreten sie zum Zeitvertreibe reden. Das erstaunlichste ist,

Sie wissen nichts vom Feuer.

daß sie niemals Feuer gesehen hatten. Ungeachtet man vermeynen sollte, der Mensch könne ohne dieses Element im geringsten nicht leben, so war es ihnen doch auf alle Weise unbekannt; ja sie konnten sich nicht einmal die geringste Vorstellung von seiner Beschaffenheit machen, als sie es bey einer Landung des Magellans zum erstenmale sahen. Denn als er, um ihre Verwegenheit zu bestrafen, einige Häuser in Brand steckte c): so dachten sie, es sey ein Thier, das Holz fresse, und nicht davon wegzubringen sey. Als nun die ersten, welche der Flamme zu nahe kamen, sich verbrannten, und heftig schrien: so jagete dieses den übrigen eine solche Furcht ein, daß sie das Feuer nicht anders, als von weitem ansahen. Sie furchten die Bisse dieses schrecklichen Thieres, und sie glaubten, es könne ihnen durch die bloße Heftigkeit seines Athems schaden: denn diesen Begriff machten sie sich von der Flamme und Wärme. Unterdessen war diese wunderliche Einbildung von kurzer Dauer. Sie lerneten gar bald das Feuer eben so gut gebrauchen, als wir.

Muthmaßungen von ihrem Ursprunge.

Ungeachtet man nicht weis, zu welcher Zeit die marianischen Eylande bevölkert worden, noch aus welchem Lande ihre Einwohner dahin gekommen, so haben sie doch in ihren Gemüthsneigungen viel ähnliches mit den Japanern, absonderlich aber was die Einbildung ihrer Edelleute betrifft, als welche den japanischen an Stolz und Hochmuth nichts nachgeben. Es ist also glaublich, ihre Vorfahren möchten aus diesen weitläuftigen Inseln hergekommen seyn, absonderlich da die beyderseitige Entfernung kaum sechs bis sieben Tagereisen beträgt. Unterdessen sind doch einige vielmehr der Meynung, sie wären aus den philippinischen und andern benachbarten Inseln entsprossen, indem nicht nur ihre Gesichtsfarbe, sondern auch ihre Sprache, ihre Gebräuche und ihre Regimentsform mit demjenigen, was wir von den Tagalen oder ehemaligen Bewohnern der philippinischen Eylande, beybringen werden, viele Aehnlichkeit hat. Doch vielleicht haben sie ihren Ursprung sowohl einem als dem andern von beyden Völkern zu danken; und vielleicht sind diese Inseln von einigen verunglückten Japanesen und Tagalen, welche an der Küste Schiffbruch litten, bevölkert worden.

Menge der Einwohner.

Die marianischen Inseln sind sehr volkreich. Man zählet auf der einzigen Insel Guahan über dreyßigtausend Einwohner. Auf der Insel Saypan ist die Anzahl geringer, und

b) A. d. 304 S.

Marianische Inseln.

und so ist sie ferner in einer jedweden nach dem Verhältnisse ihrer Größe beschaffen. Die sämmtlichen Inseln sind mit Dörfern ganz angefüllet; sie stehen nicht nur auf der Ebene, sondern auch auf den Bergen, und manche begreifen hundert, ja hundert und funfzig Häuser in sich. Die Einwohner sind zwar braun, doch aber von einer hellern Farbe, als die Einwohner der philippinischen Inseln. Sie sind von stärkern Leibeskräften, als die Europäer, groß von Person, und wohl gebildet. Ungeachtet sie nichts anders essen, als Wurzeln, Früchte und Fische, so sind sie dem ungeachtet so kugelrund, als wenn sie aufgeblasen wären. Unterdessen benimmt ihnen dieses nichts an ihrer Hurtigkeit. Bey ihnen ist ein Alter von hundert Jahren etwas sehr gemeines. Der Geschichtschreiber versichert, man habe das erste Jahr, da man ihnen das Evangelium predigte, mehr als hundert und zwanzig getaufet, die alle mit einander über hundert Jahre alt gewesen, ungeachtet man sie kaum für funfziger angesehen hätte. Die meisten erreichen ein ungemeines Alter, ohne daß sie jemals die geringste Krankheit ausgestanden hätten. Wird ja einer krank, so hilft er sich mit Kräutern, deren Tugend ihnen bekannt ist.

Sie werden sehr alt.

Schmuck der Frauen.

Die Mannspersonen gehen wie sie Gott erschaffen hat. Die Weibespersonen aber nicht gänzlich. Ihre Schönheit suchen sie in geschwärzten Zähnen, und weißgefärbten Haaren. Daher besteht ihre wichtigste Beschäfftigung bloß darinnen, daß sie sich die Zähne mit gewissen Kräutern schwarz färben, die Haare hingegen mit gewissen zu dieser Absicht bereiteten Wassern, weiß zu beizen suchen. Sie tragen sehr lange Haare, dahingegen die Männer selbige fast völlig abscheeren, und nur einen einigen Schopf eines Fingers lang nach japanischer Gewohnheit oben auf dem Wirbel stehen lassen.

Ihre Sprache und Wissenschaften.

Ihre Sprache hat mit der tagalischen, die auf den philippinischen Inseln geredet wird, eine große Aehnlichkeit. Sie ist angenehm, auch sehr leicht und sanft auszusprechen. Eine von ihren Anmuthigkeiten bestehe darinnen, daß man die Worte, ja zuweilen auch die Sylben eines Wortes versetzet, und dergestalt der Rede einen zweydeutigen Verstand beyleget, woran die Einwohner ein besonderes Gefallen tragen. Ungeachtet sie weder von Wissenschaften noch Künsten die geringste Kenntniß haben: so fehlet es ihnen doch nicht an Geschichten, mit darunter gemischten Fabeln, noch auch an Gedichten, damit sie sich insonderheit breit machen. Ein Dichter wird von der ganzen Nation in Ehren gehalten. Aber es wird wohl in der ganzen Welt kein Volk anzutreffen seyn, das einen so lächerlichen Stolz und so thörichte Einbildung von sich selbst besäße, als dieses. Sie hören alles, was ihnen von andern Ländern erzählet wird, mit Verachtung an; und machen währender Erzählung allerley Gebärden, daß ihnen der Inhalt derselbigen elend und einfältig vorkomme. Sie sind unter sich in drey Stände abgetheilet, in den Adel, Pöbel, und den Mittelstand. Der Adel thut so stolz, daß der Geschichtschreiber besorget, man werde es nicht glauben. Er hält den gemeinen Mann in einer solchen Erniedrigung, daß man es sich, wie er meynet, in Europa nimmermehr vorstellen wird. Ein Edelmann vermag keine größere und halsbrechendere Unthat zu begehen, als wenn er ein Mägdchen aus dem Pöbelstande heirathet. Schweigt seine Anverwandtschaft stille dazu, so bringt sie sich um alle Ehre. Hatte sich ein Edelmann, zu der Zeit als das Christenthum noch nicht eingeführet war, durch eine so verächtliche Heirath beschimpfet: so kamen alle seine Anverwandten zusammen, und wischeten ihrem Geschlechte den Schandfleck einmüthig mit seinem Blute ab. Ja es geht

Verschiedene Stände.

c) Reisebeschreibung des Pigaphetta a. d. 15 S.

Marianische Inseln.

dieser thörichte Stolz so weit, daß kein gemeiner nahe zu einem adelichen Hause kommen darf, sondern wenn einer etwas mit dem andern zu sprechen hat, so muß es von ferne geschehen.

Ehrentitel der Edelleute und ihre Güter.

Diese Edelleute nun führen zum Unterschiede den Titel **Chamorris**. Sie besitzen gewisse, jedwedem Geschlechte eigene Stammgüter. Es fallen aber diese Güter nicht an die Söhne, sondern an die Brüder und Bruderskinder des Verstorbenen, gleichwie sie auch entweder desselbigen, oder des Hauptes von ihrem Geschlechte Namen annehmen. Diese Gewohnheit ist dermaßen fest gestellet, daß niemals der geringste Streit deswegen entsteht. Keine Edelleute werden höher geschätzet, als die zu **Adgadna**, der Hauptstadt auf der Insel **Guahan**. Weil die Stadt eine vortheilhafte Lage und vortreffliches Wasser hat, so haben sich mehr als funfzig adeliche Geschlechter darinnen niedergelassen, und stehen sie auf der ganzen Insel in besonderm Ansehen. Ihre Geschlechtshäupter haben bey allen Versammlungen den Vorsitz. Man begegnet ihnen zwar eherbiethig und vernimmt ihre Meynung: unterdessen ist doch niemand gezwungen, denselbigen blindlings zu folgen. Jedweder thut was ihm beliebet, ohne daß jemand das geringste dagegen einzuwenden hätte, indem diese Leute, eigentlich zu reden, weder einen Oberherrn, noch andere Gesetze als einige Gebräuche haben, von welchen sie einige wenige, wiewohl aus keiner andern Ursache, als weil sie einmal daran gewöhnet sind, auf das unverbrüchlichste beobachten.

Ihre Höflichkeiten.

Ungeachtet dieses wilden Wesens, bemerket man dennoch den Schein einer Artigkeit an den **Chamorris**. Begegnen sie einander, oder es geht einer vor dem andern vorbey: so begrüßen sie sich mit einigen höflichen Redensarten *d*). Sie bitten einander zu Gaste. Sie biethen einander ein gewisses Kraut an, das sie ohne Unterlaß im Munde haben, und das bey ihnen die Stelle des Tobacks vertritt. Eine sehr gewöhnliche Höflichkeit bey ihnen ist, daß sie der Person, die sie beehren wollen, mit der Hand über die Brust fahren. Hingegen ist es eine schreckliche Unhöflichkeit, in Gegenwart einer Person, die Ehrerbiethung verdienet, auszuspucken. Sie treiben den Wohlstand in diesem Stücke bis zum Aberglauben. Sie spucken sehr selten, und allezeit mit großer Vorsichtigkeit aus: niemals aber nahe bey eines andern Hause, noch auch des Morgens. Die nachdenksamsten unter ihnen geben gewisse Ursachen an, warum es nicht geschehen dürfe. Sie sind aber schwer zu begreifen.

Geschäffte der Einwohner.

Ihre gewöhnlichste Beschäfftigung ist die Fischerey. In dieser üben sie sich von Kindheit an. Daher schwimmen sie auch wie die Fische. Ihre Kähne sind erstaunlich leicht, und so wohl aufgeputzet, daß man in Europa selbst Wohlgefallen daran tragen würde.

Beschreibung ihrer Schiffe.

Carreri giebt eine genaue Beschreibung davon. Sie bestehen nicht wie in Africa und anderswo aus einem einigen Baumstamme, sondern aus zweenen, die mit spanischem Rohre zusammen gebunden und geheftet sind. Ihre Länge beträgt funfzehn bis achtzehn Schuh, die Breite hingegen nur vier Spannen. Weil sie nun eben deswegen leicht umschlagen könnten, so werden auf beyden Seiten Zimmerhölzer daran gemachet, um den Kahn im Gleichgewichte zu halten. Indem auch nicht wohl mehr als drey Bootsgesellen Platz in einem solchen Fahrzeuge haben: so machen sie in der Mitte einen bretternen Boden, der aber breiter ist, als der Kahn, und auf beyden Seiten über das Wasser hinaus steht. Auf solchem nehmen die Reisenden ihren Platz. Unter den dreyen Bootsgesellen thut der eine

nicht

d) Ati Arinmo, das ist: erlauben sie, dero Füße zu küssen.

Marianische Inseln.

nichts anders, als daß er ohne Unterlaß das Wasser ausschöpfet, welches nicht nur oben, sondern auch durch die Ritzen hineindringt; die übrigen beyden regieren das Fahrzeug. Das Segel gleicht einem Stag- oder sogenannten lateinischen Segel, besteht aus Matten, und ist eben so lang, als das Fahrzeug selbst, welches um dieser Ursache willen sehr leicht umschlagen kann, wofern man nicht das Segeln vor dem Winde sorgfältig vermeidet; hingegen ist die Schnelligkeit dieser Schiffe erstaunlich. Man leget alle Stunden zehn bis zwölf Meilen damit zurück. Wollen sie von einem Orte wiederum nach Hause fahren, so drehen sie nur das Segel herum, ohne den Nachen zu wenden; sodann wird das Vörderzum Hintertheile. Haben sie nöthig, etwas daran auszubessern, so setzen sie die Güter nebst den Reisenden auf das Segel; übrigens wissen sie mit Segel und Steuer dermaßen hurtig umzugehen, daß es die Spanier kaum glauben können, ungeachtet sie es alle Tage mit ihren eigenen Augen sehen. In dergleichen gebrechlichen Flickwerke legen sie nicht selten vierhundert Meilen auf offenbarer See zurück, indem sie sich bis in die philippinischen Inseln wagen.

Ihre Gebäude. Marienholz.

Ihre Gebäude sind nicht ohne Anmuth: man bauet sie von Cocosbäumen, und einem diesen Inseln nur allein eigenen Holze, Maria genannt: jedwedes Haus besteht aus vier Gemächern, und die Wände zwischen selbigen aus Palmblättern, die man wie Matten durcheinander flicht. Das Dach besteht aus eben dergleichen Materie. Die sämmtlichen Gemächer werden sehr reinlich gehalten, und es ist jedwedes zu einem besondern Gebrauche bestimmt. In dem ersten schläft man, das zweyte ist das Tafelgemach, das dritte die Speise- und Vorrathskammer, in dem vierten arbeitet man.

Sonderbare Ununterwürfigkeit der Einwohner.

Man weis von keinem Volke, das in einer dermaßen vollkommenen Ununterwürfigkeit lebte, als dieses. Jedermann ist Meister von seiner Person und von seinen Handlungen, sobald er nur zur Vernunft kömmt. Sogar die Ehrerbiethung und Unterthänigkeit gegen die Eltern, die uns ein Trieb der Natur zu seyn bedünket, gehöret bey ihnen unter die unbekannten Regungen. Sie haben mit Vater und Mutter keine andere Verbindung, als so weit sie ihre Hülfe bedürfen. Geräth einer mit dem andern in Streit, so schaffet er sich selbst Recht. Entstehe zwischen ganzen Dorfschaften und Bezirken eine Streitigkeit, so wird sie durch den Krieg ausgemacht. Sie erzürnen sich ungemein geschwind: eben so geschwind greifen sie auch zum Gewehre. Allein, sie legen es auch eben so geschwind wieder von sich. Ihre Kriege sind niemals von einer langen Dauer. Sie ziehen mit einem erschrecklichen Geschreye gegen den Feind, nicht sowohl um ihm eine Furcht einzujagen, als vielmehr sich selbsten Muth zu machen; denn die Natur hat in ihnen keine Helden gebildet. Sie ziehen ohne Anführer, ohne Ordnung und Glieder zu Felde. Eben so wenig nehmen sie Vorrath an Lebensmitteln mit sich. Sie bleiben zween bis drey Tage ungegessen, lauern bloß auf die Bewegungen des Feindes, und suchen ihn unversehens in das Netz zu locken. In dieser Kunst werden ihnen schwerlich viele Völker beykommen. Der Krieg ist nach ihrem Begriffe nichts anders, als die Geschicklichkeit einander zu überlisten; denn vom Handgemenge sind sie keine große Liebhaber. Hat man ein paar Feinde erlegt, so hat man den Sieg schon erfochten: denn die Gegenparten erschrickt, sobald sie Blut siehet, wirft das Hasenpanier auf, und läuft aus einander. Nachgehends schicket der überwundene Theil dem siegenden Geschenke, welcher sie nach der alten Gewohnheit furchtsamer Seelen, wenn sie ihre Gegner zu ihren Füßen sehen, mit übermüthigem Frohlocken annimmt,

Sind keine große Helden.

die

Marianische Inseln.

die Ueberwundenen verspottet, höhnische Verse über sie machet, und solche bey seinen öffentlichen Lustbarkeiten absingt, oder hersaget.

Ihr Gewehr.

Ist vergiftet.

Noch ist dieses etwas ganz besonderes, daß sie weder Bogen, Pfeile noch Schwerdter haben, sondern ihr ganzes Gewehr besteht in einem Stocke, an welchen die Röhre von einem Schienbeine oder Arme gestoßen ist. Sie bearbeiten diese Knochen sehr artig, geben ihnen auch eine sehr zarte Spitze; übrigens sind dergleichen Spieße, kraft ihrer eigenen Natur, giftig; denn das allergeringste Knochensplitterchen, das in einer Wunde bleibt, verursachet den unausbleiblichen Tod, und zwar unter unglaublichen Zückungen, Erschüttern und Schmerzen, ohne daß man bisher einiges Gegenmittel gegen ein so starkes Gift hätte erdenken können. Jedweder Inseleinwohner hat eine Menge von dergleichen fürchterlichen Waffen. Die Steine gehören gleichfalls mit in ihr Zeughaus; sie werfen dermaßen gewiß und stark damit, daß der Stein zuweilen bis in das Holz der Bäume eindringt. Schutzwaffen haben sie nicht. Sie wenden die feindlichen Streiche bloß durch geschwinde Wendungen und hurtiges Ausweichen ab. Sind sie aber gleich schlechte Kriegesleute, so sind sie desto größere Meister in der Verstellungskunst, und ehe ein Ausländer sie recht kennen lernet, wird er allemal betrogen.

Rachgierigkeit.

Die Rachgierigkeit gehöret mit unter ihre allerstärkesten Neigungen. Werden sie beleidiget: so lassen sie sich nicht im geringsten merken, daß es sie verdrieße, sondern sie behalten den völligen Groll im Herzen. Sie erwarten die Gelegenheit, sich zu rächen, wohl ganze Jahre lang, ohne daß man ihnen äußerlich das geringste ansehen sollte, womit sie umgehen; so sehr wissen sie sich zu meistern! Erscheint aber der längstverlangte Augenblick, so halten sie sich wegen dieser langwierigen Bezähmung ihres Grimmes rechtschaffen schadlos, und kühlen ihr Müthchen mit aller ersinnlichen Wuth, deren ein heimtückisches und rachgieriges Gemüth fähig ist.

Sie sind schwer zu bekehren.

Ihr leichtsinniges unbeständiges Wesen hat seines Gleichen nicht. Weil sie von dem geringsten Zwange nichts wissen, sondern gewohnt sind, alles zu thun, was ihnen einfällt: so fallen sie, ehe man daran gedenket, vom Weißen aufs Schwarze. Jtzt wollen sie etwas durchaus haben; den folgenden Augenblick sehen sie es nicht mehr an. Diese unbeständige Gemüthsart wird von den Heidenbekehrern für die hauptsächlichste Hinderniß angesehen, welche der Bekehrung dieser ungezogenen Leute im Wege liegt. Nebst dem lieben sie die Lustbarkeiten allzusehr. Sie sind von Natur aufgeräumt. Sie wissen einander artig aufzuziehen, und allerley lustige Possen vorzubringen, darüber die Zeit vergeht. Wenn sie mäßig leben, so geschieht es fürwahr mehr aus Noth, als aus Vorsatze. Sie kommen öfters zusammen, und bewirthen einander mit Fischen, Früchten, Wurzeln, und einem gewissen aus Reiße und klein geriebenen Cocosnüssen bereiteten Getränke. Bey dergleichen Gastereyen belustigen sie sich mit Tanzen, Wettelaufen, Ringen, und mit Erzählungen von den Thaten ihrer Voreltern; zuweilen sagen sie einige Verse ihrer Dichter her, welche voll ungereimter und unglaublicher Fabeln sind.

Zeitvertreib der Weiber.

Die Weiber haben gleichfalls ihren eigenen Zeitvertreib. Sie erscheinen prächtig geschmücket, so prächtig nämlich, als es seyn kann, wenn man Muscheln, Agatkügelchen und Stückchen von Schildkrotenschalen über die Stirne herab hängen läßt, und zwischen diese wunderliche Zierrathen allerley Bluhmen flicht. Ihre Leibgürtel bestehen aus angereiheten kleinen Schneckenhäuschen, die sie aber weit höher schätzen, als wir in Europa unsere Perlen und Edelgesteine. An die Gürtel hängen sie kleine, aber sehr artig ausgearbeitete Cocosnüsse. Zu diesem Schmucke kömmt noch ein

Marianische Inseln.

Gewebe von Baumwurzeln, das weiter zu nichts hilft, als sie zu verstellen; denn ein solches Gewebe sieht eher einem Käfichte ähnlich, als einem Gewande.

Bey ihren Zusammenkünften schließen etwan zwölf bis dreyzehn einen Kreis, bleiben aber aufgericht stehen, ohne sich zu rühren. In dieser Stellung singen sie die fabelhaften Verse ihrer Dichter mit solcher Anmuth und Richtigkeit, daß man ihnen in Europa mit Vergnügen zuhören würde. Ihre Töne stimmen unvergleichlich wohl zusammen, und geben dem schönsten Concerte nicht das geringste nach. In der Hand haben sie kleine Muscheln, und klappern damit, wie wir mit den Castagnetten. Was aber die Weise betrifft, wie sie mit der Stimme aushalten, und ihrem Gesange den Nachdruck geben, so wird ein Europäer ganz entzückt, wenn er dergleichen höret. Ja die Heidenbekehrer gestehen selbst, es wüßten diese Sängerinnen den Inhalt ihres Liedes durch ihre Geberden und Stellungen so lebhaft vorzustellen, daß man ihnen nicht genug zusehen und zuhören könne *e*).

Niemals erhörte Herrschaft der Weiber über ihre Männer.

Die Männer nehmen sich so viele Weiber, als sie Lust haben; und es hindert sie weiter nicht das geringste daran, als die Nähe der Anverwandschaft. Gleichwohl ist der gemeine Gebrauch, nicht mehr als eine zu nehmen. Die Weiber haben sich in den marianischen Inseln in den Besitz aller Gerechtsamen, die anderswo den Männern zugehören, gesetzet. Die Frau ist Herr im Hause, was sie saget, das muß geschehen, der Mann kann ohne ihre Bewilligung nicht das geringste vornehmen. Erzeiget er seiner Frau nicht so viel Unterwürfigkeit, als sie nach ihrer Meynung mit Rechte fordern kann; lebet er nicht ordentlich und züchtig, oder will viel brummen: so prügelt ihn die Frau tüchtig herum, oder sie läuft von ihm, und tritt von nun an in alle Rechte des ledigen Standes. Die Ehe der Marianer ist folglich keinesweges unzertrennlich. Unterdessen mag die Ehescheidung herrühren, von wem sie will, so verliert die Frau deswegen nicht das geringste von ihrem Heirathsgute; die Kinder bleiben gleichfalls bey ihr, und sehen den neuen Gemahl, den sie sich aussuchet, als ihren Vater an. Hat eine Frau einen wunderlichen eigensinnigen Kopf: so hat der Mann vielleicht ehe er es sich versieht, weder Frau noch Kinder mehr im Hause.

Wie sie deren Untreue bestrafen.

Doch, das ist noch lange nicht alles. Der Mann muß sich noch weit mehr gefallen lassen. Giebt ihm die Aufführung seiner Frauen Ursache zum Misvergnügen: so kann er sich zwar an ihrem Liebhaber rächen, ihr selbst aber darf er nicht das geringste zu Leide thun, sondern sein einiger Trost ist die Scheidung. Allein, mit der Männer Untreue ist es ganz anders beschaffen. Sobald eine Frau gewiß weis, ihr Mann halte es mit einer andern: so giebt sie allen Weibern des Ortes Nachricht davon, und es wird sogleich Zeit und Ort zu einer allgemeinen Versammlung bestimmt. Hier erscheinen sie nun mit den Spießen in der Hand, und der Mütze ihrer Männer auf dem Kopfe, und rücken in voller Schlachtordnung auf die Wohnung des Schuldigen an. Der erste Grimm wird an seinem Garten oder Baufelde ausgelassen, das Getraide ausgerissen, mit Füßen getreten, das Obst von den Bäumen geschüttelt, mit einem Worte, alles geplündert und verheeret. Hernach geht es über das Haus her, und zuletzt über seine eigene Person. Sie peinigen ihn so lange, bis er das Haus räumet. Andere Frauen lassen es dabey bewenden, daß sie von ihrem Manne weglaufen, und ihren Anverwandten die Ursache ihrer Beschwerung über ihn eröffnen. Sogleich kömmt das ganze Geschlecht zusammen; denn die Gelegenheit, anderer Leute Gut zu plündern, erscheint nicht alle Tage. Sie verderben oder nehmen folglich alles

e) Der Pater Gobien a. d. 59 S.

Marianische Inseln.

les weg, was ihnen unter die Hände fällt, und der Mann muß froh seyn, wenn sie nicht überdieses noch das Haus niederreißen. Unterdessen verursachet diese Herrschaft der Weiber, daß manche junge Leute die Lust zum Heirathen gar verlieren. Einige miethen sich ein Mägdchen; andere kaufen sich eins, und geben den Eltern etwan ein paar Stückchen Eisen oder Schildkrötenschaale dafür. Hernach halten sie diese Person an irgend einem abgesonderten Orte, und begehen die größten Ausschweifungen mit ihr. Hingegen andere Laster sind ihnen meistens unbekannt. Morden und Stehlen wird von der ganzen Nation verabscheuet. Ihr Geschichtschreiber versichert, man habe ihnen das größte Unrecht gethan, daß man ihr Land die Diebesinseln benennet habe *f*). Wenigstens sind sie doch gegen einander selbst so ehrlich, daß kein Mensch sein Haus verschließt, und man höret niemals, daß einer seinen Nachbar bestohlen habe.

Die Marianer hatten keinen Gottesdienst.

Vor Ankunft der Heidenbekehrer hatten sie nicht den geringsten Begriff von einer Gottheit, noch von einem Gottesdienste, folglich hatten sie weder Tempel, Anbethung noch Priester. Doch gab es einige, wiewohl wenige Betrieger unter ihnen, welche den Titel Macanas führeten, und vorgaben, sie könnten alle Elemente meistern, die Kranken gesund machen, das Wetter ändern, und eine reiche Erndte oder glückliche Fischerey verschaffen. Gleichwohl legten sie der Seele gewissermaßen eine Unsterblichkeit bey, ein anderes Leben, und in selbigem Belohnung und Strafe. Die Hölle nenneten sie Zazarraguan, oder Wohnung des Chaifi, das ist eines Geistes, welcher nach ihrem Vorgeben das Vermögen besitzt, diejenigen, die in seine Hände fallen, zu peinigen. Ihr Paradies machten sie zwar zu einem vollkommenen Lustorte, gleichwohl setzten sie statt der ganzen Herrlichkeit weiter nichts hinein, als Cocosbäume, Zuckerrohre, und andere Früchte, die sie gern aßen. Nichtsdestoweniger war es weder die Tugend noch das Laster, das sie an einen unter den den Orten brachte, sondern es beruhete alles auf der bloßen Todesart. Wer eines gewaltsamen Todes starb, der bekam den Zazarraguan zum Antheile, wer aber eines natürlichen Todes verblich, der kam in das Paradies, und aß von den süßen Früchten.

Ihre Weise zu trauern.

Es giebt wenige Nationen, die sich so wehmüthig anstellen können, als die Marianer. Man kann sich nichts betrübteres vorstellen, als ihre Leichenbegängnisse. Das Weinen und Heulen überschreitet alle Maße. Sie genießen nicht das geringste; sie scheinen vor Weinen und Fasten ganz abgezehret zu werden. Die Trauer währet sieben bis acht Tage, auch zuweilen länger: denn sie messen dieselbige nach ihrer Zuneigung gegen den Verstorbenen ab. Diese ganze Zeit wird mit Wehklagen und Trauergesängen zugebracht. Der gemeine Gebrauch ist, bey dem Grabmaale einige Gastereyen zu halten; denn es wird allemal an dem Orte, wo der Verstorbene begraben ist, ein Grabmaal aufgerichtet, mit Bluhmen, Palmzweigen, Schneckenhäuschen und andern marianischen Kostbarkeiten ausgezieret. Die Mütter thun noch weit kläglicher, wenn ihnen ein Kind stirbt. Sie heulen und schreyen nicht nur lange Zeit, sondern bringen auch eine noch weit längere in der schmerzlichsten Betrübniß zu. Sie schneiden dem verstorbenen Kinde das Haar ab, und verwahren es als eine höchstschätzbare Sache. Zuweilen tragen sie einige Jahre lang eine Schnur am Halse, und knüpfen so viel Knoten darein, als Nächte seit ihrem erlittenen Verluste vergangen sind. War der Verstorbene ein Chamorris, oder eine vornehme Frau, so leidet die Betrübniß gar keine Schranken mehr, sondern sie verwandelt sich in eine wirkliche Raserey. Man zeigt die

Gebeine

f) Gleichwohl klagen alle und jede Reisende, sie wären bestohlen worden.

Marianische Inseln.

Bäume aus, brennet die Häuser weg, schlägt die Fahrzeuge in Stücke, zerreißt die Segel, und hängt die Lappen an die Häuser. Man bestreuet die Gassen mit Palmzweigen, und richtet, dem Verstorbenen zu Ehren, große Gerüste auf. Hat er sich in der Fischerey oder im Kriege hervorgethan: so werden entweder Ruder oder Lanzen über seinem Grabmaale aufgerichtet. War er in beyden Künsten gleich berühmt: so werden Ruder und Lanzen durch einander gemischet, und gleichsam ein Siegeszeichen davon errichtet.

Beyspiele ihrer Trauergedanken.

Wenn der Pater Gobien von den Weheklagen der Marianer redet, so saget er, es sey selbiges nicht nur heftig und herzbrechend, sondern auch ungemein sinnreich. Er bringt einige von ihren Redensarten in der Uebersetzung bey. „Mein Leben hat nun ein „Ende, saget irgend einer; denn was mir noch davon übrig ist, das ist Gram und Kummer. „Die Sonne, welche mich belebte, ist verfinstert. Der Mond, welcher mir leuchtete, hat „den Schein verlohren. Der Stern, der mich leitete, ist verschwunden. Ich versinke in „einer düstern Nacht, ich gehe in einem Meere von Thränen und Traurigkeit unter.„ Kaum ist dieser mit seiner Klage fertig, so fängt ein anderer an: „Wehe mir! mit mir „ist es aus! Ich werde das nicht mehr sehen, was die Glückseligkeit meines Lebens, und „die Freude meines Herzens war. Was! die Bluhme unserer Krieger, die Ehre unseres „Geschlechtes, der Ruhm unseres Landes, der Held unseres Volkes ist nicht mehr vorhan„den! Er hat uns verlassen! Wie wird es uns ergehen, und was sollen wir ohne ihn „anfangen g)?

Landesfrüchte der Inseln.

Andere Reisende haben nicht sowohl von der Lebensart der Einwohner, als von der Beschaffenheit des Landes und von seinen Früchten eine umständliche Nachricht ertheilet. Zwar wachsen die Bäume daselbst weder so hoch, noch so dick, als in den philippinischen Inseln; nichts destoweniger trägt der Boden alles, was seinen Einwohnern nöthig fällt. Ehemals, saget Carreri, hatten sie keine andere Lebensmittel, als einige Hühner, und was von Natur im Lande wuchs: allein die Spanier haben den Reiß und die Hülsenfrüchte dahin gebracht. Ein gleiches haben sie mit Pferden, Rindviehe und Schweinen gethan, und diese Thiere haben sich im Gebirge sehr vermehret. Sonst war nicht einmal eine Maus in allen Inseln, sondern die europäischen Schiffe brachten sie zuerst dahin. Giftige Thiere aber sind gar nicht vorhanden.

Runa, eine wunderbare Frucht.

Der Boden ist röthlicht, und dürre, dem ungeachtet aber fruchtbar. Die Fichtenäpfel, die Wasser- und die Muscatmelonen, die Pommeranzen, Citronen und Cocusnüsse, wachsen im Ueberflusse. Doch die wunderbareste und diesen Inseln eigene Frucht, heißt Runa. Dampier nennet sie die Brodtfrucht, weil sie den Einwohnern statt des Brodtes dienet, auch in der That sehr nahrhaftig ist. Die Pflanze ist dick, mit Aesten und schwärzlichen Blättern wohl versehen. Die Frucht wächst an den Aesten, wie die Aepfel, ist rund und so groß, als ein Menschenkopf. Sie stecket in einer starken und stachlichten Schaale. An Farbe gleicht sie den Datteln. Man ißt sie entweder gesotten, oder im Ofen getrocknet, und in diesem Zustande bleibt sie vier bis sechs Monate gut. Frisch hingegen kann sie nicht über vier und zwanzig Stunden verwahret werden, sondern sie wird runzlicht und bekommt einen übeln Geschmack. Sie hat weder Kern noch Stein, sondern ist durchaus markicht, und der weißen zarten Brosame unserer Semmeln ähnlich.

g) Ubi supra a. d. 69 und vorherg. S.

Marianische Inseln.

Carreri saget, sie schmecke wie die indianische Feige oder Plantanen h). Dampier hingegen meldet nur, frisch schmecke sie sehr gut, und er habe sie sonst nirgend, als in den marianischen Inseln, angetroffen i).

Ducdu.

Noch ist auf diesen Inseln ein Baum Ducdu genannt, dessen Früchte die Gestalt einer langen Birne, und äußerlich eine grüne Farbe haben. Das Mark ist weich und weiß. Es liegen funfzehn Steine darinnen, welche gebraten, wie Castanien schmecken. Was die Wurzeln betrifft, so sind sie eben dieselbigen, die man auf den philippinischen Inseln findet.

Seltsame Abweichung der Magnetnadel.

Carreri redet mit Erstaunen von einer seltsamen Abweichung der Magnetnadel, die man in diesem Meere verspüret, und davon, wie er saget, die Seeleute schon seit zweyhundert Jahren nicht die geringste Ursache anzugeben wissen. Sie beginnt bey dem Vorgebirge Saint Bernardin, unter dem zwölften und dreyzehnten Grade und steigt beständig bis auf den achtzehnten und zwanzigsten Grad, in einem Striche von mehr als tausend Meilen. Sodann nimmt sie allmählich wieder ab, bis an das Vorgebirge Mendocino, wo sie nur noch zween Grade beträgt. Allein, weil sie bald gegen Nordost, bald gegen Nordwest, auch bald größer bald kleiner beobachtet wird: so fällt es der besagten Ungleichheit und des vielfältigen Unterschiedes wegen schwer, einen deutlichen Begriff davon zu geben. Die Steuerleute erkennen sie bey Untergange der Sonne. Denn weil sie sodann den wahren

h) Carreri ubi supra a. d. 300 S.

i) Dampier ubi supra a. d. 336 S.

k) Carreri ubi supra a. d. 304 S.

l) Dampier ubi supra a. d. 330 S.

m) Es ist diese Tafel in sieben Spalten abgetheilet. Die erste bemerket den Monatstag, die zweyte den Weg oder den Strich auf dem Compasse, den er hielt; die dritte die Länge des Weges, den das Schiff an jedem Tage zurück legte, in italienischen oder geometrischen Meilen, sechzig auf einen Grad gerechnet. Weil man aber nicht allemal den ganzen Tag einerley Strich hielt: so zeigte die vierte und fünfte Spalte, wie viel Meilen er täglich gegen Süden, und gegen Westen fortrückte. Die beyden letzten zeigen die Breiten, und die Winde. Die ganze Summe aller Meilen ist sieben tausend drey hundert und drey und zwanzig, welche zusammen hundert und fünf und zwanzig Grad eilf Minuten der Länge betragen. Am Ende füget er eine wichtige Anmerkung bey, die man aus einer Reisesammlung keinesweges weglassen darf. „Hat dasjenige seine Richtigkeit, „saget er, was gleichwohl alle Seeleute einmüthig „zugestehen, nämlich daß sechzig italienische Mei„len einen Grad der Linie oder des Aequators be„tragen, so folget daraus, es müßte das Südmeer „um fünf und zwanzig Grade breiter seyn, als es „die Seekarten insgemein machen, indem sie vom „nicht mehr als ungefähr hundert Grade, etwas „mehr oder weniger, geben; denn da es gewiß ist, „gleichwie es denn Dampier auf seiner Reise aus „eigener Erfahrung also befand, daß die Entfer„nung der Insel Guaham von dem östlichen Thei„le Asiens durchaus dieselbige ist, welche die „meine Rechnung angiebt: so folget unwidersprech„lich daraus, daß fünf und zwanzig Grade oder „doch beynahe, die man für die Entfernung zwi„schen America und dem westlichen Theile von „Ostindien rechnet, an der Breite von Asien und „Africa, vom atlantischen Meere, oder vom fe„sten Lande von America, oder auch an der Brei„te aller dieser Landschaften zusammen genom„men, zu viel wären, und daß man folglich die „Erdkugel um so viel abkürzen müsse. Um die „Wahrheit in ihr volles Licht zu sehen, saget er „weiter, das äthiopische oder indianische Meer „müßte bey weitem nicht so breit seyn, als man „es gemeiniglich machet, wofern anders dasjenige „seine Richtigkeit habe, was ihn geschickte Seeleu„te wohl tausend und abermal tausend mal versi„cherten, nämlich daß die Schiffe, welche von dem „Vorgebirge der guten Hoffnung nach Neuholland „fahren, als welches die Breite ist, die alle Schif„fe nach Java und die dasige Gegend wollen „zu halten pflegen, entweder stranden oder gar in „Gefahr zu scheitern gerathen, wenn sie noch weit „vom Lande zu seyn, vermeynen. Daher kommt „es vielleicht, daß die Holländer diesen Theil der „Küste mit einem Worte benennen, welches von

„Anye

Marianische Inseln.

ren Abendpunct wissen, so können sie sehen, ob er mit dem Nordpuncte und den übrigen Hauptgegenden genau übereintrifft *k*).

Ankergrund bey Guahan.

Dampier bemerket, die Insel Guahan sehe von ferne ganz flach und platt aus, je näher man aber an sie komme, desto deutlicher sehe man, sie hänge gegen die Ostseite, welches die höchste ist, und werde durch steile Felsen gegen das Anschlagen der tobenden Wellen beschützet, als welche von den Passatwinden unaufhörlich gegen das Ufer getrieben werden. Daher kann man auch auf derselbigen Seite nicht Anker werfen. Hingegen an der Westseite ist sie ziemlich niedrig, und hat eine Menge sandige Bayen, die durch eben so viele Felsenklippen von einander abgesondert sind *l*).

Wichtige Anmerkungen des Dampiers.

Eben dieser Seefahrer, welcher damals von dem Vorgebirge Corrientes, an der americanischen Küste herkam, bemühete sich, die Längen fest zu setzen, gab auch nach seiner Ankunft zu Hause zum Nutzen der Erdbeschreibung oder Schiffahrt eine eigene Tafel von seinem täglichen Laufe oder Selling heraus *m*).



„Anziehen herkömmt, nicht anders als ob ein Magnet da wäre, welcher die Schiffe an sich zöge, „und als ob die Benennung jedermann warnen „sollte, weg zu bleiben. Allein, der Verfasser ist „vielmehr der Meynung, es übereile sie die Nähe „des Landes, nicht aber ein Abgrund oder der- „gleichen etwas. Was die Breite des atlantischen „Meeres betrifft, so weis er nach seinem Sagen „ganz zuverläßig, daß man ihm sechs, sieben, „acht bis zehn Grade zu viel gebe: denn zuge- „schweigen, daß er selbst aus den Nachrichten vie- „ler erfahrenen Personen eine Karte davon verfer- „tiget, so versicherte ihn auch der Herr Cambin, „ein sehr verständiger Mann, welcher die Reise „vom Vorgebirge Lopez nach Barbados sehr „oft als Hochbootsmann gethan hatte, er habe „diese Insel allemal zwischen sechzig und zwey und „sechzig Graden gefunden, ungeachtet sie die ge- „wöhnlichen Karten auf acht und sechzig neun und „sechzig, siebenzig und zwey und siebenzig Grade „zu setzen pflegen.„

Was den Satz betrifft, da man sechzig wälsche Meilen auf einen Grad rechnet, so wußte Dampier gar wohl, wie heftig man darüber gestritten hatte, und daß diejenigen endlich Recht behielten, welche siebenzig ja noch mehr dergleichen Meilen auf einen Grad rechneten; allein, weil er von der genauen Richtigkeit der zu Lande angestellten Versuche des Herrn Norwoods und anderer nicht überzeugt war, und ihm überdieses ihre Ausmessung wegen der ungleichen Oberfläche des Erdbodens und der dabey gebrauchten Methode verdächtig vorkam, so wollte er unterdessen, und bis man eine bessere anzugeben weis, lieber bey der zur See gewöhnlichen Rechnung bleiben, indem solche, so viel das Hauptwerk betrifft, durch die tägliche Erfahrung bestätiget wird. Wenn er von Norden gegen Süden segelte: so erreichte er, nach seinem Vorgeben, den vorgesetzten Ort allemal in einer solchen Zeit, welche nach Abzug dessen, was man auf die unvermeidlichen kleinen Umwege gegen Osten oder Westen vernünftiger Weise rechnen kann, mit dem insgemein angenommenen Satze gut genug übereinstimmte. Da nun die Rechnung eintrifft, wenn man nach der Länge der Mittagszirkel fortschiffet, warum sollte man sie nicht ebenfalls gebrauchen, wenn man quer über sie hinfähret? was insonderheit seine Reise nach Guahan betrifft, so wollte er wegen der Ostwinde und reißenden Ströme, ihre durch Rechnung gefundene Länge lieber vermehren als vermindern. Hätte er die Sellung des Minutenfadens auf den Fuß, da selbiger zurück blieb, mit in Rechnung gebracht, gleichwie man gemeiniglich zu thun pfleget, und welches bey sehr kuhlem Winde drey bis vier Meilen vom hundert betragen kann: so hätte er noch mehr als fünf und zwanzig Grade anziehen müssen. Es geschah aber dieses auf besagter Reise nicht. Dampier ubi supra a. d. 327 und 328 S.

Philippinische Eylande.

Das XXXIII Capitel.

Beschreibung der philippinischen Eylande.

Einleitung.

Unsere Wegweiser bey dieser Beschreibung sind, die Nachrichten des Amiranten Dom Hieronymo de Baficolos y Carillo, und des Ferdinands von Las Rias Coronel; ferner des Dom Juan Grau y Montfalcone, Generalprocurators der philippinischen Inseln, Anmerkungen das Handelswesen betreffend; sodann, die Reisebeschreibung eines spanischen Mönches, welcher achtzehn Jahre im Lande gewesen war: eine spanische Beschreibung der Insel Mindanao, und endlich die Beobachtungen des Dampiers, des Gemelli-Carreri, und einiger andern Seefahrer, die man in den Anmerkungen namentlich anführen wird.

Der I Abschnitt.

Allgemeine Beschreibung dieser Eylande.

Ursprung ihres Namens. Stellung dieser Inseln. Ihre Anzahl und Benennungen. Ihre Lage. Ehemaligen Einwohner. Malayen und Tagalen. Die Bisayas oder Pintados. Schwarze im manillischen Gebirge. Noch andere Wilde.

Ursprung ihres Namens.

Der Urheber der Natur hat in das ungeheure indianische Meer, jenseits des Ganges eine große Menge Inseln gesetzet, welche den Küsten der Königreiche Malacca, Siam, Camboja, Chiampa, Cochinchina, Tunquin und China gegen über liegen, und heutiges Tages bloß unter dem Namen der philippinischen Eylande bekannt sind. Der berühmte Magellan hatte sie den Archipelagum des heiligen Lazarus benennet, weil er den Sonnabend vor dem Palmsonntag, welcher bey den Spaniern den Namen des heiligen Lazarus trägt, im 1521sten Jahre den Anker bey denselbigen warf. Zwey und zwanzig Jahre hernach, nennete sie Ludwig Lopez von Villalobos, dem spanischen Kronprinzen zu Ehren, die philippinischen Eylande. Unterdessen sind andere der Meynung, sie hätten diesen Namen erst über zwanzig Jahre hernach, und unter Philipps des Zweyten Regierung bekommen, das ist zu der Zeit als Michael Lopez Legaspi sie unter den Gehorsam der spanischen Krone brachte.

Ihre ehemalige Benennung ist unbekannt. Doch behaupten einige, sie hätten von der vornehmsten unter ihnen, nämlich Luzon oder Manilla, die luzonischen geheißen. Weil nun Luzon in der tagalischen Sprache einen Mörser bedeutet, so hätte man durch diese Benennung so viel sagen wollen, als das Mörserland. Es verfertigen auch die Einwohner wirklich gewisse hölzerne Mörser, einen halben Schuh tief und breit, darinnen sie ihren Reiß stoßen, und ihn nachgehends durch gewisse Siebe Biloas genannt, [illegible]. Jedweder hat einen solchen Mörser vor seiner Thüre, ja einige machen in einem einzigen [illegible] drey neben einander, damit sie drey Personen zugleich an die Arbeit stellen können. Wiederum andere Schriftsteller geben vor, sie hätten zu allen Zeiten keinen andern Namen gehabt

n) Ptolomäus zählet auch nicht mehr, als zehn



KARTE VON DEN PHILIPPINISCHEN JNSELN

nach der Spanischen Karte des P. Murillo de Velarde

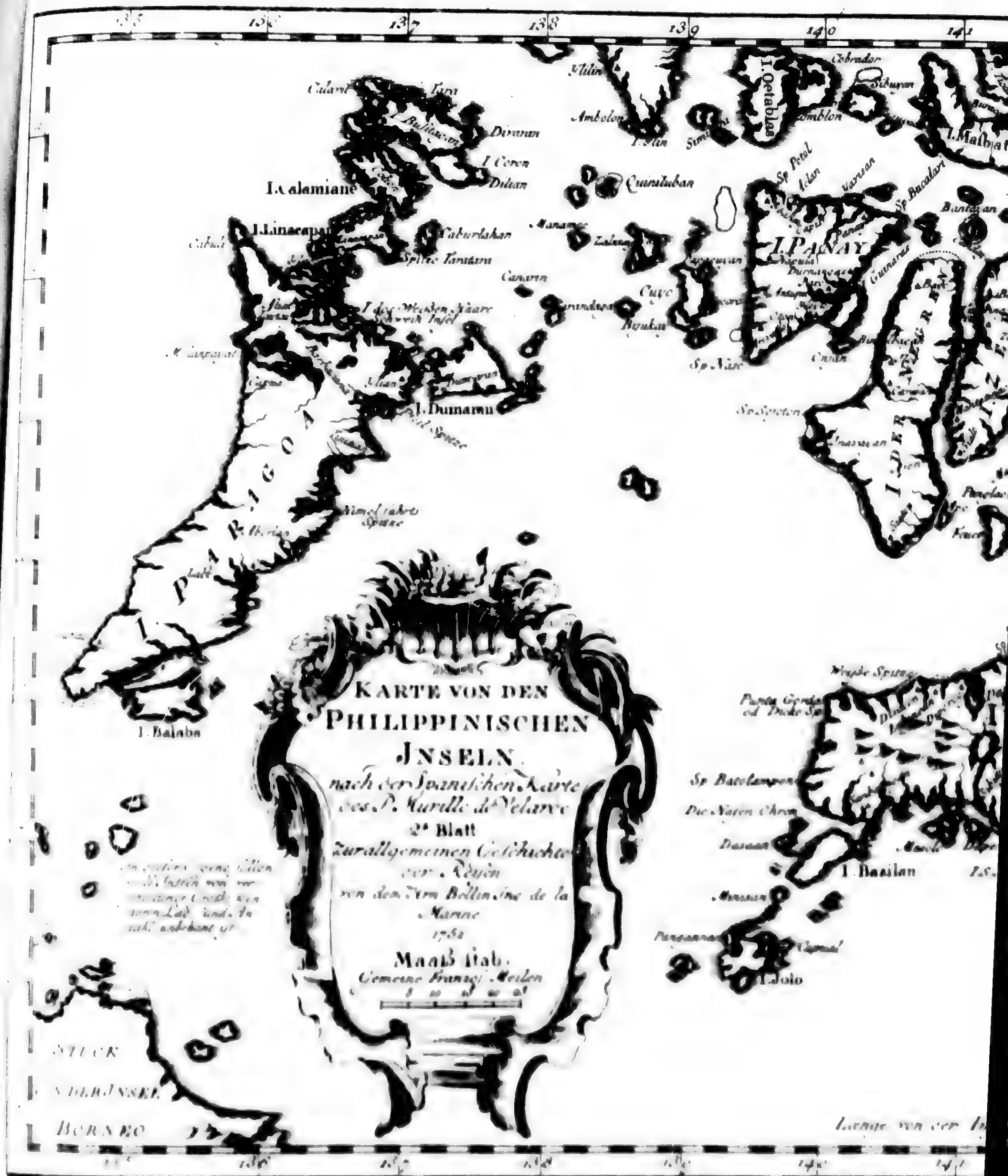
I.r Blatt

Zur allgemeinen Geschichte der Reysen von dem Hrn Bellin Ingen. de la Marine


STÜCK



135
136
143
144
145
Vorgeb. des H. Geistes
Palapag
Sulat
Guigan
I. Cabusao
I Panaon
Bohol
I. S. Johann
Quiblat
I. Balabo
Stück
von der Insel
Borneo
12
11
10
9
8


KARTE VON DEN
PHILIPPINISCHEN
JNSELN
2e Blatt
Maass stab.
I. Calamiane
I. Linacapan
I. Dumaran
I. PARAGOA
I. Balabo
I. Panay
Cuyo
I. Basilan
I. Jolo
BORNEO
Quiniluban
Cobrador
Sibuyan
Ambolon
I. Coron
Dilian
Sp Batolampon
135
136
137
138
139
140
141

N.º 20.


Vorgeb. des H. Geistes.
I. Masbate
I. Panay
I. Bohol
I. S. Johann
Quiblat
I. Basilan
I. Jolo
I. Cabusao

habt, als den ihnen
selbiger schon seit dem
Jedwedes Schi
der philippinischen E
Inseln, nämlich Mi
gebirge an zu rechne
sechshundert Meilen
und Leyte in Südos
welche nach Manill
dessen gegen Borne
Könige von Spanien
fünf Inseln, noch fü
Schwarzeneyland
nicht mehr, als zehn
nen, auf dem Wege
doch aber bewohnet s
blon, Sibugan,
enge. Nebst dem g
die noch niemand ge
indem sie Früchte da
nilla über, an der
Vorgebirgen Borea
unter welchen die ein
wohnet wird, die a
Insel Formosa ent
drey Inseln, die Ca
wohnte. Wendet
weit über den Calan
über die Inseln Tag
den Calamianes un
nicht weit von dem
beynahe gar an Bo
liegen zwischen Min
Menge andere, di
Hieraus erhellet, sa
schen Inseln auf vie
Verstehen sie abe
wenig o).

Alle diese Eyla
und dem Wendekrei
den Namen Sarra
dreyßig Minuten W

o) Reise des Geme

habt, als den ihnen die Portugiesen noch itzt geben, nämlich die manillischen, und wäre selbiger schon seit dem Ptolomäus im Schwange gegangen. *Philippinische Eylande.*

Stellung dieser Inseln.

Jedwedes Schiff, das von America in den Archipelagum des heiligen Lazarus oder der philippinischen Eylande kömmt, muß nothwendiger Weise eine von den folgenden vier Inseln, nämlich Mindanao, Leyte, Ibabao und Manilla von dem heiligen Geistvorgebirge an zu rechnen, zuerst erblicken; indem selbige gleichsam einen halben Kreis von sechshundert Meilen in die Länge ausmachen. Manilla zeiget sich in Nordosten, Ibabao und Leyte in Südost, und Mindanao in Süden. Gegen Westen findet man Patagua, welche nach Manilla und Mindanao die größte ist, und ein Dreyeck mit ihnen machet, dessen gegen Borneo gerichtete Spitze dem Könige dieses Namens, die andere aber, dem Könige von Spanien gehöret. Mitten in diesem Dreyecke liegen ohne die bereits genenneten fünf Inseln, noch fünf andere große, und stark bevölkerte, Namens Mindoro, Panay, Schwarzeneyland, Sebu und Bool. Man zählet demnach in diesem Archipelago nicht mehr, als zehn Inseln von einer beträchtlichen Größe *n*). Doch liegen zwischen ihnen, auf dem Wege nach Neuspanien, noch andere zehn, die zwar von geringerer Größe, doch aber bewohnet sind. Sie heißen Luban, Marinduca, Isla de Tabaco, Romblon, Sibugan, Masbate, Ticao, Capul, und Catanduanes, außerhalb der Meerenge. Nebst dem giebt es noch eine Menge kleinerer, theils bewohnter theils unbewohnter Inseln, die noch niemand genau beschrieben hat, wiewohl sie den Indianern sehr wohl bekannt sind, indem sie Früchte daselbst abholen. Nur weis man überhaupt, es liegen gleich gegen Manilla über, an der Nordseite, vier und zwanzig wälsche Meilen vom Lande, zwischen den Vorgebirgen Boreador und Enganno, zwo kleine Inseln, los Babuyanes genannt, unter welchen die eine von indianischen Christen, welche den Spaniern Steuer bezahlen, bewohnet wird, die andere aber von Wilden, die nicht weit von den beyden Lequios und der Insel Formosa entfernet sind. Bey Patagua und Manilla gerade gegen über, liegen drey Inseln, die Calamianes genannt, und bey solchen noch acht bis neun andere und bewohnte. Wendet man sich von hier gegen Mittag: so findet man neunzig wälsche Meilen weit über den Calamianes und dem Vorgebirge Caldera auf Mindanao gerade gegen über die Inseln Taguima, Xolo und viele andere kleine. Die Inseln Cuyos sind zwischen den Calamianes und Panay in der Landschaft Otton und Maras. Die Feuerinsel liegt nicht weit von dem Schwarzeneylande. Bantayan, liegt bey Sebu. Pangla stößt beynahe gar an Bool. Panamao, Maripipi, Camiguin, Siargao und Pannon liegen zwischen Mindanao und Leyte. Ueber alle diese, sehen die Seefahrer noch eine Menge andere, die man schwerlich zählen kann, und deren Namen man nicht weis. Hieraus erhellet, saget Carreri, wie sehr diejenigen irren, welche die Anzahl der philippinischen Inseln auf vierzig setzen. Denn verstehen sie nur die großen, so zählen sie zu viel. Verstehen sie aber die sämmtliche Menge dieser Eylande, so zählen sie weit zu wenig *o*). *Ihre Anzahl und Benennung.*

Ihre Lage.

Alle diese Eylande mit einander, liegen in dem heißen Erdstriche, zwischen der Linie und dem Wendekreise des Krebses. Denn dasjenige Vorgebirge auf Mindanao, welches den Namen Sarrangan oder des heiligen Augustins trägt, liegt unter fünf Graden, dreyßig Minuten Breite; die Babuyanes hingegen, nebst dem Vorgebirge Enganno, unter

n) Reise des Gemelli Carreri, Pariser Ausgabe 1719. V Theil a. d. 60 S.

Philippinische Eylande.

unter dem zwanzigsten Grade. L'Embocadero de St. Bernardin ist unter dem dreyzehnten Grade, die Stadt Manilla aber, unter dem vierzehnten und einigen Minuten. Ihre Länge ist, zu Folge der besten Karten, zwischen dem hundert und zwey und dreyßigsten und hundert und fünf und vierzigsten Grade p).

Zwar giebt es verschiedene Meynungen, wie die philippinischen Inseln entstanden seyn möchten: allein es ist keine einige darunter, die man nicht auf alle Inseln überhaupt ziehen könnte. Unterdessen bemerket man doch, daß unsere Eylande sehr viele Feuerschlünde und heiße Wasserquellen auf den Gipfeln der Berge haben. Die Erdbeben sind etwas sehr gemeines, und zuweilen so gewaltsam, daß kaum ein Gebäude stehen bleibt. Die Orcane, oder von den Einwohnern also genannten Baguyos, reißen die stärksten Bäume mit der Wurzel aus, und treiben eine solche Menge Wasser auf das Land, daß ganze Gegenden überschwemmet werden. Zwischen den Inseln ist das Wasser voll Sandbänke, absonderlich nahe am Lande, und es kostet gewaltige Mühe, die Durchfahrten zu finden, welche zur Wechselgemeinschaft gleichwohl vorhanden sind. Aus allen diesen Beobachtungen folget, wofern etwa diese Inseln oder auch nur einige darunter, zur Zeit der Schöpfung einen Theil des festen Landes ausgemachet haben sollten, so könne man gar wohl erklären, wie sie von selbigem hätten getrennet werden können, ohne daß man die Sündfluth zu Hülfe nehmen dürfte.

Ehemalige Einwohner.

Als die Spanier dahin kamen, fanden sie dreyerley Völker darauf. An der Küste wohneten malayische Mohren, welche nach ihrem eigenen Geständnisse von Borneo und von dem festen Lande Malacca hinüber gekommen waren. Von diesen stammeten die Tagalen her, welche die Landeseingebohrnen der manillischen und benachbarten Inseln sind. Man erkennet ihren Ursprung an ihrer der malayischen sehr ähnlichen Sprache, an ihrer Farbe, Leibesgestalt, Kleidung, absonderlich aber an ihren Gebräuchen, die sie von den Malayen und andern indianischen Nationen entlehnet haben. Die Ankunft dieser Völker in unsern Inseln, mag irgend einem Sturme aufgebürdet werden. Im 169. Jahre führte ein ähnlicher Zufall einige Japaner dahin, welche den christlichen Glauben annahmen. Carreri, welcher im 1696 Jahre zu Manilla war, sah einige solche Neubekehrte in zweenen einem Priestergewande an Länge gleichenden Röcken mit runden weiten Ermeln einhertreten. Um den untern trugen sie zween Gürtel, einer wurde an der rechten, der andere an der linken Seite zugeschnallet. Ihre Hosen waren ungemein lang, und ihre Schuhe den Socken der sogenannten büßenden Franciscanermönche ähnlich. Die Haare waren kurz, und vorn bis an den Wirbel mit dem Scheermesser abgeschoren q).

Malayer und Tagalen.

Allein, könnten die Malayer nicht eben sowohl um der Handlung willen, und in Hoffnung eines guten Gewinnes, freywillig in die philippinischen Inseln gekommen seyn?

Die Bisayas oder Pintados.

Die sogenannten Bisayas oder Pintados auf den camerinischen Inseln, auf Leyte, Samar, Panay und vielen andern, sind vermuthlich von der Insel Celebes oder Macassar hergekommen, indem die Einwohner einiger dasigen Landschaften sich gleich ge-

nen

p) Nach Dampiers Berichte liegen die philippinischen Inseln der Länge nach, ungefähr innerhalb dreyzehn Graden der Breite, erstrecken sich fast vom fünften Grade Norderbreite bis an den zwölften, und ihre Breite beträgt ungefähr sechs Grade der Länge. Ptolomäus setzet die maniolischen oder manillischen Inseln auf den hundert und zwey und vierzigsten Grad der Breite [illegible], es fängt nicht jedermann von einerley Punkte an zu zählen. Nach des Dampiers Berichte [illegible] zwo f bis vierzehn von Spaniern bewohnt [illegible] dem Eylande Luzon oder Manilla gegen Süden [illegible]

nen am Leibe zu bemalen pflegen *r*). Was **Mindanao**, **Xolo**, **Bool**, und einen Theil von **Sebu** betrifft: so schienen diejenigen, welche bey der Spanier Ankunft Herren davon waren, aus **Ternate**, welches nicht weit davon liegt, hergekommen zu seyn. Man schließt es daraus, weil sie eben dieselbige Handlung treiben und Religion haben, am allermeisten aber, weil sie mit den Ternatern noch immer ein genaues Verbündniß unterhalten.

Philippinische Eylande.

Schwarze im manillischen Gebirge.

Die Schwarzen, die sich auf den manillischen Gebirgen, und in den dicken Wäldern, daran es dieser Insel nicht fehlet, aufhalten, haben mit den übrigen Einwohnern nicht die geringste Aehnlichkeit. Es sind wilde Kerl, die sich von den Früchten und Wurzeln nähren, die sie auf ihrem Gebirge finden, und von dem Wilde, das sie auf der Jagd erlegen. Sie fressen Affen, Schlangen und Ratten. Ihre ganze Kleidung besteht aus einem Stückchen Bast mitten vor dem Leibe; gleichwie ihrer Frauen Gewand aus einem gewissen Gewebe von Holzfasern, bey ihnen **Tapisse** genannt, imgleichen aus einigen Armbändern von Binsen und gespaltenem Riethe besteht. Dieses wilde Geschlecht weis weder von Gesetzen noch Künsten etwas, hat auch keinen Oberherrn. Jedweder gehorchet dem Oberhaupte seines Geschlechtes. Die Weiber tragen ihre Kinder in Schnappsacken von Baste, oder binden sie an sich. Wo die Nacht sie überfällt, da bleiben sie, und schlafen entweder in einem hohlen Baume, oder in Matten von Baste, daraus sie etwas wie eine Hütte gestaltetes aufrichten. Ihre Neigung zur Freyheit geht so weit, daß die Schwarzen von diesem Berge, denen von jenem nicht erlauben, einen Fuß in ihr Gebieth zu setzen; und diese wechselseitige Ununterwürfigkeit stiftet blutige Kriege unter ihnen. Gegen die Spanier hegen sie eine tödtliche Feindschaft. Haben sie einen todtgeschlagen: so stellen sie ein Freudenfest an, und trinken einander aus seinem Hirnschädel eines zu. Ihre Waffen sind Bogen und Pfeile. Die letztern sind vergiftet, auch am Ende durchbohret, damit sie in des Feindes Leibe abbrechen. Nebst dem führen sie eine Hassagay, einen Dolch am Gürtel, und einen kleinen hölzernen Schild. Weil sich nun diese Schwarzen mit einer andern indianischen, wiewohl eben so wilden Art, verschwägert haben: so ist ein anderes schwarzes Geschlecht daraus entstanden, das den Namen **Manghians** trägt, und die Inseln **Mindoro** und **Mundos** bewohnet. Einige haben eben dergleichen wollichte Haare, als die Schwarzen von Angola. Andere hingegen haben ziemlich lange Haare. An der Gesichtsfarbe gleichen sie den Aethiopiern. Alles dieses hat **Carreri** von Jesuiten und andern Heidenbekehrern erfahren; und er berichtet auf ihre Verantwortung noch ferner, man habe einige dergleichen Wilde mit vier bis fünf Zoll langen Schwänzen gesehen *s*).

Noch andere Wilde.

Noch findet man auf diesen Inseln einige andere Gattungen Wilde, als zum Beyspiele die **Zambales**, welche lange Haare tragen, wie die bezwungenen Indianer; ferner, die **Ilayas**, die **Tinghianen**, und die **Igolotten**. Einige bezahlen den Spaniern ein Schatzgeld, ungeachtet sie von ihnen nicht bezwungen worden sind. **Carreri** konnte nicht erforschen, was für einen Glauben die Schwarzen haben mögen. Die Heidenbekehrer versi-

Ohne diese giebt es auch noch eine unsägliche Menge andere kleine, die keine Achtung verdienen, ja es giebt auch große, die nicht vielmehr werth sind. Viele haben nicht einmal einen Namen, oder sie haben so mancherley, daß die Erdbeschreiber sehr uneinig darüber werden. S. Dampiers Reisen, Amsterdam 1701. I Th a. d. 324 S.

q) Carreri a. d. 64 S.

r) Aus den Reisebeschreibungen des Noort, des le Maire u. s. w. erhellet, daß dieser Gebrauch in allen Inseln des Südmeeres eingeführt war.

s) Ebendaselbst a. d. 58 S.

Philippinische Eylande.

versicherten ihn aber einmüthig, sie lebten wie die wilden Thiere; und hätten sie keine andere Spur eines Gottesdienstes im Gebirge finden können, als einen runden Stein oder einen Holzkloß, gegen den sie einige Ehrerbiethung bezeugen *t*). Die drey andern Völker, die wir vor den Schwarzen benennet haben, hegen wegen ihrer Gemeinschaft mit den Einwohnern auf Ternate und den Malayen noch einige Neigung zum muhammedanischen Glauben.

Die gemeinste Meynung ist, die Schwarzen wären die allerersten Einwohner dieser Inseln gewesen, welche aber nach ihrer angebohrnen Freyheit das Herz nicht gehabt, ihre Küste gegen die aus Sumatra, Borneo, Macassar und andern Orten ankommenden Fremdlinge zu vertheidigen, sondern sich lieber auf das Gebirge begeben. Es besitzen die Spanier auch wirklich von allen Inseln, darauf das schwarze Geschlecht anzutreffen ist, weiter nichts, als die Küste, ja auch diese nicht einmal völlig. Auf der Insel Manilla selbst untersteht sich, aus Furcht vor den Schwarzen, als der Europäer abgesagten Feinden, kein Mensch, die Küste zwischen Maribeles, und dem Vorgebirge Bolinea zu bereiten, welches einen Strich von funfzig Meilen beträgt. Das Inwendige der Insel besitzen sie ganz allein, indem sie in den dicken Wäldern gegen das stärkste Heer sicher sind. Die Spanier gestehen in ihren eigenen Nachrichten, es wäre unter zehn Einwohnern der Inseln kaum einer ihrer Bothmäßigkeit unterworfen. Doch, wir wollen mit Carreri und Dampier jedwede Insel insbesondere besichtigen.

Der II Abschnitt.

Beschreibung der Insel Luson, sonst auch Manilla genannt.

Gestalt der Insel. Ursprung ihrer Hauptstadt. Bay Bahia oder Manilla. Landschaft und Bay Balayan und Bombon. Landschaft Calilaja oder Tabayas. Camariner Landschaft. Stadt und Bisthum Caceres. Landschaft Parecola. Neu Segovien. Landschaft Ilocces; Pangasinan; Pampangan; Bahi; Bulacan; Inselvogtey. Insel Canduanes. Beschreibung der Stadt Manilla. Namen der vermischten Abkömmlinge. Tracht der Spanier daselbst. Weitläuftige Vorstädte. Die Sangleys treiben allein die Handlung. Ihre Obrigkeit. Namen der Vorstädte. Jesuitercollegium. Unterschied zwischen den Studenten. Schloß zu Manilla. Sonderbare Obliegenheit des Königs von Spanien. Klöster. Philippsschanze. Beschreibung des Hafens. See Bahi. Große Fledermäuse. Ungemein heiße Quelle.

Diese Insel hat unter allen philippinischen den ersten Rang. Ihr östliches Ende liegt unter dreyzehn Grad dreyßig Minuten, das nordliche erreichet beynahe den neunzehnten Grad. Man vergleicht sie, was die Gestalt betrifft, mit einem gebogenen Arme. Unterdessen ist doch ihre Breite sehr ungleich. Denn an der Ostseite kann man sie in einem einzigen Tage durchreisen; an der Nordseite hingegen, breitet sie sich dermaßen aus, daß ihre geringste Breite von einem Meere zum andern, dreyßig bis vierzig Meilen beträgt. Ihre ganze Länge beträgt hundert und sechzig spanische Meilen, und der Umkreis ungefähr dreyhundert und funfzig.

Gestalt der Insel.

Bey dem Ellenbogen dieses Armes, fällt ein großer Fluß in die See, und machet eine Bay von dreyßig Meilen im Umkreise. Die Spanier geben ihr den Namen Bahia, weil sie aus einem großen und achtzehn Meilen weit von ihrer Hauptstadt gelegenen See, Namens Bahi, entspringt: eben an diesem Orte, das ist in dem Winkel, den das Meer und der Fluß mit einander machen, lag der vornehmste Wohnplatz der Einwohner, von einem

Ursprung ihrer Hauptstadt.

t) A. d. 69 S. Doch saget er nachgehends: man habe in ihren Hütten einige unförmliche Bilder gefunden.

etwan dreytausend achthundert Häusern. Er war mit verschiedenen Morästen umgeben, die ihm eine natürliche Festigkeit beylegten: gleichwie hingegen die umliegende Gegend ihn mit allem, was das menschliche Leben erfordert, im größten Ueberflusse versorgte. Eben diese gedoppelte Ursache bewog den Lopez Legaspi, die spanische Hauptstadt mit Beybehaltung des alten Namens Manilla daraus zu machen u). Dieses Vorhaben ward nun zwar an dem Johannestage des 1571sten Jahres, fünf Tage nach der Eroberung vollzogen. Weil aber die spanischen Waffen den Sieg am Tage der heiligen Potentiana, das ist am 19ten desselbigen Monats, erfochten hatten: so wurde besagte Heilige zur Schutzgöttinn der Insel auserkohren. — Philippinische Eylande.

Die Bay ist beynahe allenthalben tief genug, sehr fischreich, und am Ufer mit Dörfern und einer großen Menge Bäume besetzet. Drey Meilen von Manilla hat sie einen guten Hafen, Cavite genannt. An seiner Mündung, acht Meilen weit von Manilla, liegt die Insel Mirabilla, welche sehr hohes Land, und ungefähr drey Meilen im Umkreise hat. Die Spanier halten eine Wache von sechs Soldaten und einem Officier darauf. Der letztere versieht zugleich das Amt eines Corregidors in einem gleich gegen Manilla über liegenden Dorfe von funfzig Häusern. Man zählet drey verschiedene Einfahrten, dadurch man in die Bay kommen kann. Die erste ist wenigstens eine halbe Meile breit, liegt zwischen der Insel und der sogenannten Teufelsspitze, und wird am meisten gebrauchet, weil sie die tiefste ist. Die zweyte hat eine Viertheilmeile zur Breite, und liegt zwischen der gegenüberstehenden Küste, und der sogenannten Roßklippe. Sie ist ziemlich seichte, auch wegen einiger unter dem Wasser verborgenen Klippen, unsicher. Die dritte hat drey Meilen zur Breite, liegt zwischen der Roßklippe, und der Spitze Marigondon. Man muß aber, wegen ihrer vielen Sandbänke, ungemeine Behutsamkeit bey dem Einlaufen gebrauchen. — Bay Bahia, oder Manilla.

Segelt man aus der Bay, so findet man linker Hand, auf dem Wege, den die Schiffe aus Neuspanien nehmen, nach zurückgelegten vierzehn Meilen, die Bay Balayan und Bombon, von drey Meilen im Umkreise. Hinter ihr findet man einen See, nebst einer Menge Dörfer. Geht man gegen Osten: so kömmt man die Schwefelspitze vorbey, und in die Bay Batangas, welche nur von Indianern bewohnet wird. Nicht weit von besagter Spitze liegt das Inselchen Caza, welches mit Wildpräte ganz angefüllet ist. Zwischen diesem Inselchen und der gemeldeten Spitze, findet man den Hafen Malcaban. — Landschaft und Bay Balayan und Bombon.

Ist man vor der Bay Batangas vorbey, so findet man die Dörfer Lovo und Galban. Die umliegende Gegend giebt einige Anzeigen von Erzten. Hier endiget sich die Landschaft Balayan, welche bey der Insel Mirabilla anfängt, und ungefähr zweytausend fünfhundert zinsbare Indianer in sich begreift. Hierauf kömmt man in die Insel Calilaja, oder Tayabas, welche sich an der Küste bis an das Vorgebirge Bondo, und sodann ins Land hinein, bis nach Mauban an der jenseitigen Küste der Insel erstrecket. Sie ist größer und stärker bewohnet, als jene Landschaft. Aus ihr kömmt man in die camarinische Landschaft. Diese begreift in sich, Bondo, Passacao, Ibalon, die Hauptstadt der catanduanischen Vogtey; ferner Bulan, den Hafen Sorsokon, da man die großen Schiffe für den König bauet, sodann die Bay Albay, welche außerhalb der Meerenge — Landschaft Calilaja oder Tabayas. — Camarinische Landschaft.

u) Man versparet die Beschreibung davon bis zu Ende des Artikels.

Philippinische Eylande. ge liegt, und einen sehr hohen Feuerberg in der Nähe hat, den die aus Neuspanien kommenden Schiffe in einer großen Entfernung schon erblicken. Besagter Feuerberg hat viele heiße Quellen, absonderlich eine, welche das Holz, die Knochen, die Blätter, ja so gar

Versteinernde Quelle. die Zeuge, die man hinein wirft, in Stein verwandelt. Carreri bezeuget, man habe dem Statthalter der philippinischen Eylande, Dom Francisco Tello, einen Krebs verehret, welcher nur zur Hälfte versteinert gewesen, weil man, um die Sache desto merklicher zu machen, seine gänzliche Versteinerung verhütet hatte. In dem Dorfe Trui, zwo Meilen von dem Fuße des Berges, findet man eine starke Quelle von laulichtem Wasser, das eben diese Eigenschaft zeiget, absonderlich an dem Holze von Molaje, Bimanno und Naga x).

Jenseits Albay, gegen Osten, findet man das Vorgebirge Buysagay. Hier wendet sich die Küste gegen Norden, und läßt die catanduanischen Eylande auf der rechten Hand, zwo Meilen weit von sich liegen. Segelt man weiter neben der Insel her: so findet man den Fluß Bicor, welcher aus einem See entspringt, und neben den Mauren der Stadt Caceres vorbey fließt. Besagte Stadt wurde von dem zweyten Statthalter, Dom

Stadt und Bisthum Caceres. Franz de Sande, der die catanduanischen Inseln zu eigen besaß, gegründet. Der Bischof von Neucaceres hat seinen Sitz daselbst, und es stehen die Landschaften Calilaja, Camarine und Ibalon unter seinem Sprengel.

Landschaft Paracala. Bergwerke. Aus der camarinischen Landschaft kömmt man in die paracalische. Hier sind reiche Gold- und andere Metallgruben, absonderlich vortreffliche Magneten. Sie begreift ungefähr siebentausend Indianer in sich, welche der Krone Steuer bezahlen. Der Boden ist eben und fruchtbar. Absonderlich bringt er viele Cacao und Palmbäume hervor, welche viel Oel und Wein geben. Nach einer dreytägigen Reise an der Küste, findet man die Bay Mauban, und zwar recht in dem Buge des Armes. Außen vor dieser Bay ist der Hafen Lampon, welcher dem maubanischen gleicht.

Neu Segovien. Von Lampon bis an das Vorgebirge del Engaño, wird die Küste von lauter Ungläubigen und Wilden bewohnet. Sodann beginnt die Landschaft und Provinz Cagayan, als die größte unter allen. Sie erstrecket sich auf achtzig Meilen in die Länge, und vierzig in die Breite. Die Hauptstadt heißt Neusegovien, und wurde nebst einer Domkirche, an welcher Michel de Benavides, der erste Bischof gewesen, im [illegible] Jahre von dem Statthalter Dom Consalvo de Ronquillo erbauet. Die Stadt liegt an dem Ufer eines Flusses, welcher eben denselbigen Namen führet, auf dem santorischen Gebirge in Pampanga entspringt, und beynahe die ganze Landschaft queer durchströmet. Sie hat einen Alcade Major nebst einer Besatzung. Auch wird sie von einem mit Werkstücken aufgeführeten Schlosse, und andern Festungswerken, gegen die Gebirgswilden beschützet. Die Pfarren in dieser Landschaft sind den Dominicanern anvertrauet. Der Erfahrung zu Folge, ist das Vorgebirge Engaño, als das nordlichste auf der Insel, wegen der Nordwinde, und reißenden Ströme, sehr gefährlich. Hat man der Küste [illegible] Meilen weit von Osten gegen Westen gefolget: so findet man die zweyte Spitze, Bojeador genannt. Jenseits dieses Vorgebirges wendet sich die Küste gegen Süden, und man reiset noch zwanzig Meilen weit in der Landschaft Cagayan, wornach man in die Landschaft Ilocos gelanget. Die steuerbaren Cagayaner belaufen sich ungefähr auf neuntausend.

Das

x) Carreri a. d. 77 S.

Das Land selbst ist aller Orten fruchtbar; die Einwohner sind von starken Leibeskräften, und theils dem Ackerbaue, theils dem Kriegeswesen zugethan; dahingegen ihre Weiber mit der Baumwolle beschäfftiget sind. Das Gebirge liefert eine erstaunliche Menge Wachs; und wird es wegen des ungemein geringen Preises von den Armen statt des Oeles gebrennet. Gleichfalls findet man in dieser Gegend viel kostbares Holz, zum Beyspiele Brasilien und Ebenholz. Die Wälder laufen voll wilder Schweine, wiewohl sie den unserigen an Geschmacke nicht beykommen. Die Hirsche schießt man bloß um der Geweihe und der Haut willen, indem sie von den Chinesen theuer bezahlet werden. Philippinische Eylande.

Die Landschaft **Iloccos** ist eine von den volkreichesten und fruchtbaresten in allen diesen Inseln. Sie erstrecket sich vierzig Meilen weit an der Küste weg, und liegt an dem Flusse **Bigan**. Der spanische Statthalter **Guido von Laccazaris** erbauete im 1574 Jahre eine Stadt daselbst, und nennete sie **Fernandine**. Ins Land hinein erstrecket sie sich nicht über acht Meilen; denn sodann beginnt das Gebirge und die Wälder, darinnen die Igolotten, ein kriegerisches Volk, von ungemeiner Leibesgröße, wohnen; imgleichen die Schwarzen. Weder diese noch jene hat man bisher bezwingen können. Im 1623sten Jahre wurde ein spanisches Heer gegen die Igolotten ausgeschicket, welches ein und zwanzig Meilen weit ins Gebirge fortrückete, aber sieben Tage damit zubrachte. Die Spanier zogen beständig zwischen wilden Muscatbäumen und Fichten fort, und erreicheten die vornehmsten Wohnungen der Igolotten nicht eher, als bis sie den Gipfel des Gebirges erstiegen hatten. In dieser Wildniß finden besagte Völker Gold, und vertauschen es gegen Reiß, Toback und andere Bequemlichkeiten, an die zinsbaren Unterthanen in den Landschaften Iloccos und **Pangasinan**. Landschaft Iloccos.

Hierauf tritt man in die Landschaft **Pangasinan**. Sie hat an der Küste eine Länge von vierzig spanischen Meilen, und ungefähr eben die Breite, als die Landschaft Iloccos. Auf dem Gebirge wächst das von den Indianern also genannte Sibucauholz in großer Menge, welches der rothen und blauen Farbe wegen berühmt ist. Das Inwendige dieser Landschaft ist von Wilden bewohnt, welche im Walde und Gebirge herum schwärmen, und weder besser gekleidet noch menschlicher sind, als die wilden Thiere. Gleichwohl säen sie etwas Getraide in ihren Thälern; ihre übrige Beschäfftigung besteht darinnen, daß sie in den Flüssen Goldstückchen aufsuchen, wofür sie ihre Bedürfnisse von den zinsbaren Indianern erhandeln. Die Anzahl der letztern beläuft sich in der Landschaft Iloccos auf etwan neun tausend, in **Pangasinan** aber auf sieben tausend. In der letztern liegt der Hafen **Bolinao**, und **la Plaga Onda**, welcher Ort auf den philippinischen Inseln wegen des Sieges, den die Spanier über die holländische Flotte des **Olivier Noort** daselbst erfochten, sehr berühmt ist. Pangasinan.

Auf **Pangasinan** folget die Landschaft **Pampangan**, welche den neusegovischen Sprengel von dem manillischen Erzbisthume scheidet. Sie ist nicht nur groß, sondern auch da sie den Spaniern ungemeinen Vorschub zu Behauptung der Insel thut, von äußerster Wichtigkeit für sie. Denn sie haben die Einwohner an die spanische Lebensart gewöhnt, und gebrauchen sie nicht nur zu ihrer Vertheidigung, sondern auch überhaupt bey allen ihren Unternehmungen. Ueber dieses ist der Boden ungemein fruchtbar, absonderlich an Reiß, und versorget die Stadt **Manilla** mit Lebensmitteln. Ja er liefert auch Holz zum Schiffbaue; und man hat die Bequemlichkeit dabey, daß die Wälder gleich an der Bay liegen, folglich in einer geringen Entfernung von dem Hafen **Cavite** anzutreffen sind. Die Landschaft Pampangan.

Philippinische Eylande

Anzahl der unterthänigen Indianer beläuft sich auf acht tausend, und bezahlen sie ihre Abgaben mit Reiße. Das Gebirge wird von den Zambalen, einem wilden Volke, und von Schwarzen mit wollichten Haaren bewohnet, die sich wegen der Gränzen ihrer Wildnissen unaufhörlich untereinander herumbalgen, indem kein Theil dem andern vergonnen will, nur den geringsten Tritt in sein Gehäge zu thun.

Landschaft Babi;

Die Landschaft Babi liegt an der Ostseite der Babia, und ist wegen des Schiffbaues von großer Wichtigkeit für die Spanier. In der Gegend des Sees, der eben diesen Namen trägt, und in den Fluren der benachbarten Dörfer, wachsen die besten Früchte auf der ganzen Insel, absonderlich die Arecca, welche bey den Einwohnern Bonga heißt; und der Betel, den sie Buys benennen. Der manillische Betel ist der beste von ganz Indien. Die Spanier kauen von Morgen bis auf den Abend daran. Die gehuldigten Einwohner dieser Landschaft betragen etwan sechs tausend Köpfe, und müssen ohne Unterlaß für den Hafen Cavite Holz hauen und sagen. Dafür giebt der König jedwedem Manne monatlich einen Piaster, und seinen Reiß.

manillischer Betel.

Landschaft Bulacan.

Zwischen Pampanga und Tondo liegt die kleine Landschaft Bulacan, welche Reiß und Palmwein im Ueberflusse giebt. Sie wird von Tagalen bewohnet, darunter nicht mehr, als etwan dreytausend, Steuer entrichten.

Inselvorster.

Endlich so rechnet man auch einige an der Mündung des Canales liegende Inseln mit zu den Landschaften der Insel Luzon oder Manilla. Dergleichen Eylande sind die Catanduanische, Masbat und Burias. Die erste hat dreyßig Meilen im Umkreise und eine dreyeckigte Gestalt. Sie ist eine von den ersten, die man zu Gesichte bekommt, wenn man sich den philippinischen Eylanden nähert, und liegt sie dermaßen nahe an dem Embocadero de Saint Bernardin, daß schon mancher Steuermann dadurch betrogen worde, und in Meynung er treffe die Mündung der Meerenge, zwischen die gefährlichen Sandbänke lief, damit die ganze Insel bis auf einen Büchsenschuß weit, umringt ist. Sie steht den Nordwinden offen, und kann man vor ihnen bis in die Mitte des Herbstmonates nicht an sie kommen. Ihre Fruchtbarkeit an Reiße, Palmöle, Cocosnüssen, Honig und Wachs, ist etwas ungemeines. Sie hat viele Flüsse; es fällt aber schwer, darüber zu setzen; hingegen wäscht man aus ihrem Sande viel Gold, welches durch die [illegible] vom Gebirge abgeschwemmet wird. Der größte Fluß heißt Catandangan. Die Spanier haben aus diesem Worte Catanduan gemacht, und daher rühret der Name der ganzen Insel. Die Hauptbeschäfftigung der Einwohner besteht in Erbauung kleiner [illegible], die sie nach Mindoro, Calelaja, Balayan, und anderswohin verkaufen. Erstlich machen sie eine große, die nach ihrer Gewohnheit ohne einigen Nagel mit bloßem [illegible] gearbeitet ist, und noch weniger einen Ueberlauf hat. Nachgehends machen sie immer kleinere, setzen eine in die andere, und verführen sie dergestalt wohl hundert Meilen weit. Diese Leute sind kriegerisch. Sie bemalen sich wie die Bisayas, tragen aber dabey auch eine Art einer Weste, die ihnen bis an die Knie reichet. Die Weiber sind nach Art der Bisayas ganz erbar gekleidet, nämlich mit einem Rocke und langen Mantel. Die Haare binden sie auf dem Wirbel in einem rosenförmigen Knoten auf. An der Stirne tragen sie ein Goldblech zween Finger breit, mit Taffend gefüttert, und an jedem Ohre drey goldne Gehänge, eines eben so wie man sie in Europa trägt, die beyden übrigen [illegible]. Nebst dem haben sie Ringe an den Beinen, die man schon von weitem klappern hört. Die

wo

ses Schmuckes ungeachtet haben sie ein männliches Gemüth, ackern und fischen so gut, als ihre Männer.

Beschreibung der Stadt Manilla.

Nachdem wir nun die Insel Luson oder Manilla rings um bereiset haben: so fehlet zu einer vollkommenen Nachricht von ihr sonst nichts mehr, als eine Beschreibung von ihrer Hauptstadt. Die Stadt Manilla hat ihrer Lage wegen fast das ganze Jahr über Gleichtag *y*). Denn der Unterschied zwischen der Tages- und Nachtlänge beträgt nicht einmal eine Stunde. Hingegen ist die Hitze unleidlich. Sie liegt auf einer Erdzunge, welche der Fluß bey seiner Vereinigung mit dem Meere machet. Ihr Umfang beträgt beyläufig zwo wälsche Meilen, und ihre Länge ein Drittheil; ihre Gestalt hat gar nichts regelmäßiges; denn an beyden Enden ist sie sehr schmal, in der Mitte hingegen breit. Man zählet sechs Thore an ihr, nämlich das Dominicus-, Parians-, Lucia-, und königliche Thor, wozu noch ein sogenannter Ausfall kömmt. An der Seite der Cavite hat die Mauer nicht mehr als fünf kleine mit eisernen Stücken besetzte Rundele; an der Spitze aber wird sie von einem berühmten Bollwerke vertheidiget, welches den Namen della Fundizione trägt. Nicht weit davon steht noch eines, und zwischen ihnen das Königsthor, welches von vielen metallenen Stücken und einigen Außenwerken vertheidiget wird. Hierauf folget das Parians Bollwerk, welches den Namen von einer davor liegenden Vorstadt bekommen hat, und gleichfalls mit vielen metallenen Stücken besetzet ist. Geht man von solchem immer weiter an dem Flusse hin: so sieht man das Dominicusrundel, nicht weit von dem Kloster dieses Ordens, und man ist, wofern man bey dem Schlosse angefangen hat, als wenn es die Länge begränzet, um die ganze Stadt herumgekommen. Dergestalt wird Manilla an der Südseite von der See, an der Nord- und Ostseite von dem Flusse benetzet. Ueber dem letzten sind Zugbrücken angeleget, welche den Eingang zu dem königlichen und Pariansthore vergönnen.

Obgleich die Häuser vom untersten Stockwerke bis an den Gipfel, bloß von Zimmerwerke gebauet sind: so legen ihnen doch ihre schönen Gallerien eine ziemliche Anmuth bey. Die Straßen sind breit, aber durch den Schutt vieler vom Erdbeben eingeworfenen Häuser sehr verunstaltet, indem niemand großen Eifer spüren läßt, sie wieder aufzubauen. Aus eben der Ursache sind sie auch meistentheils nur von Holze. Zu Ende des vorigen Jahrhundertes zählete man mehr als dreytausend Einwohner zu Manilla: sie bestunden aber aus so mancherley Vermischungen, daß man eigene wunderliche Namen für sie erdenken mußte. Wer von einem Spanier und einer Americanerinn, oder von einem Americaner und einer Spanierinn herstammet, der trägt den Namen eines Creolen. Der Metif kömmt von einem Spanier und einer Indianerinn her; der Terceron oder Castiz, von einem Metif und einer Metifinn; der Quarteron von einem Schwarzen und einer Spanierinn; der Mulatte von einer schwarzen Mutter, und weißem Vater: der Griso von einer Schwarzen und einem Mulatte; der Sambo von einer Mulattinn und einem Indianer, und der Cabra von einer Indianerinn und einem Sambo.

Namen der vermischten Abkömmlinge.

Tracht der Spanier auf Manilla.

Die vornehmen Frauen zu Manilla gehen spanisch gekleidet; aber die gemeinen winden nur ein Stück Cattun um sich, das Saras heißt, und statt eines Rockes vom Gürtel herab hängt; noch ein anderes Stück, Chinina genannt, dienet ihnen statt des Mantels. Strümpfe und Schuhe haben sie wegen der großen Hitze nicht nöthig. Die spanischen Einwohner der

y) Ebendaselbst a. d. 18 S.

Philippinische Eylande.

der Stadt tragen sich zwar im übrigen spanisch, dabey aber gebrauchen sie des Regens wegen hohe hölzerne Schuhe. Wer Vermögen besitzt, läßt sich durch einen Bedienten einen breiten Sonnenschirm über den Kopf tragen, um die Sonnenstralen abzuhalten. Die Frauen bedienen sich schöner Tragsessel, oder eines Hamacs, welcher hier, gleich anderswo, ebenfalls aus einem bloßen Netze an einer langen Stange besteht. Es wird von zween Kerlen getragen, und man befindet sich sehr gemächlich darinnen.

Weitläuftige Vorstädte.

Zwar ist die Stadt weder in Absicht auf den Umfang ihrer Mauern, noch auf die Anzahl ihrer Einwohner groß zu nennen; sie wird es aber, wofern man die Vorstädte dazu rechnet. Hundert Schritte weit vor dem Pariansthore, liegt die Vorstadt gleiches Namens, und wird von den chinesischen Handelsleuten bewohnet, die man Sangleys nennet.

Die Sangleys treiben ganz allein Handlung.

Diese Vorstadt hat unterschiedliche Gassen, welche auf beyden Seiten mit Kaufläden voll Seidenzeuge, schönen Porcellan und andern Waaren angefüllet sind. Man findet hier alle Handwerksleute und Künstler, die man nur verlangt. Weil die Spanier aus Hochmuth weder kaufen noch verkaufen wollen: so ist ihr ganzes Vermögen in den Händen der Sangleys, indem sie diesen Leuten die Sorge überlassen, etwas damit zu gewinnen. Man zählet ihrer nur allein in Parian über drey tausend, ohne diejenigen, welche hin und wieder auf der Insel wohnen, und wenigstens eine gleichmäßige Anzahl betragen. Ehedessen belief sich ihre Anzahl bis auf vierzig tausend: allein, die meisten kamen durch verschiedene Empörungen, die sie selbst angezettelt hatten, um das Leben; und verursachten, daß sie der spanische Hof alle mit einander aus der Insel verbannete. Unterdessen wird [illegible] Geboth schlecht beobachtet. Es kommen alle Jahre vierzig bis funfzig Champanen [illegible] nach Manilla, und bringen allerley Waaren dahin, weil sie an diesem Orte mehr daran gewinnen können, als in China. Sie halten sich, um dem wörtlichen Inhalte des Gesetzes auszuweichen, eine Zeitlang verborgen. Nachgehends verursachet die bisherige Gewohnheit, sie beständig vor Augen zu haben, nebst dem eigenen Vortheile der Spanier, daß man zu ihrer Verwegenheit durch die Finger siehet.

Ihre Obrigkeit.

Die Sangleys zu Parian stehen unter einem Alkade oder Ammanne, dem sie eine ansehnliche Summe bezahlen. Eben so freygebig sind sie auch gegen den Fiscaladvocaten, als ihren eigentlichen Beschützer; ingleichen gegen [illegible] Intendanten und die [illegible] Beamten, ohne die Auflagen und Steuern, die sie dem Könige entrichten, zu erwähnen. Sie bezahlen dem Könige nur allein für die Erlaubniß z), an ihrem Neujahrstage [illegible] zu spielen, zehn tausend Stücke von Achten. Denn man läßt ihnen diese Freyheit nur einige wenige Tage lang, damit sie nicht anderer Leute Gut verspielen. Ueberdieses werden sie auch sonsten sehr scharf in der Zucht gehalten. Sie dürfen niemals über Nacht in einem Christenhause bleiben, und in ihren Läden muß beständig Licht brennen. Carreri [illegible] es geschähe, um sie von einem gewissen schändlichen Laster abzuhalten, dazu sie sehr geneigt sind a).

Manilla hat funfzehn Vorstädte.

Geht man über die Pariansbrücke, so findet man die Vorstädte, Tondo, Minondo, zum heiligen Kreuze, Dilao, zum heiligen Michael, zum heiligen Johann, Bagumbayan, zum heiligen Jacob, zu U. L. F. vom Einsiedler, Malati, Chiapo [illegible]

z) Ihr Spiel heißt la Metua, und ist das gerade oder ungerade. Sie legen kleine Münze auf einem Haufen; wer es errath, der gewinnt das Geld. Die Spielhalter sind so abgeführt, daß sie die Zahl der Münzstücke aus der Länge und Höhe des Häufchens zu urtheilen wissen. [illegible]

Philippinische Eylande.

noch andere mehr, an der Zahl funfzehn, welche sämmtlich von Indianern, Tagalen und andern Landesleuten unter Aufsicht eines Alkade bewohnet werden. Die meisten Häuser sind von Holze gebauet, und stehen neben dem Flusse hin, auf Pfählen. Das Dach besteht aus Nipas, oder Palmblättern. Die Wände sind mit Rieth ausgeflochten. Man steigt auf einer Leiter ins Haus, weil es wegen des nassen und vom Strome gar öfters überschwemmten Bodens nicht anders seyn kann. Tondo hatte ehemals einen eigenen kleinen König, und war vor Zeiten mit einem Walle und einigen Stücken befestiget: allein, er vermochte den spanischen Waffen keinen langen Widerstand zu thun. In dem Raume zwischen den erwähnten Vorstädten findet man auf beyden Seiten des Flusses bis an den See Bahi eine Menge Gärten, Vorwerke und Landgüter.

Jesuitercollegium.

Carreri besichtigte alle Gebäude zu Manilla, die ihm der Mühe werth zu seyn bedünketen. Das Jesuitercollegium ist sehr groß mit ungemein langen und hohen Gewölben gezieret, und mit räumlichen Schlafsälen versorget. Allein, es ist dem ungeachtet aus Furcht vor den Erdbeben vom untersten Stocke bis an die Spitze, alles von bloßem Holze gebauet. Um eben dieser Ursache willen ist auch der ganze obere Theil des Gebäudes mit hohen Säulen unterstützet, damit seine Last der Mauer nicht zu schwer falle, sondern sie den gewaltigen Stößen widerstehen könne. In dem Mittelpuncte des Collegii ist ein prächtiger Kreuzgang, und eine nicht minder prächtige Kirche, mit einem ungemein herrlich ausgeschmückten Hauptaltare. Ueber diesen sind noch sechs andere kostbar vergoldete Altäre darinnen. Das Portal besteht aus einem kostbaren und künstlich ausgehauenen Steine. Dieses nach dem heiligen Ignatius benennete Haus wurde, unter dem ersten manillischen Bischofe, von dem Pater Sedigno Alonso gebauet. Nicht weit davon steht ein anderes Gebäude, zum heiligen Joseph genannt, welches den Namen eines Collegii mit größerm Rechte führet, indem die Jesuiten damals vierzig junge Leute darinnen hatten, welche die Humaniora, die Weltweisheit und Gottesgelahrheit begriffen. Man kann in diesem Collegio alle Gradus annehmen. Nebst seinen eigenen Einkünften, und den königlichen Stiftungen, giebt es auch Kostgänger darinnen, welche jährlich hundert und funfzig Stücke von Achten Kostgeld bezahlen. Sie sind in Purpurfarbe gekleidet, und tragen lange Röcke von solchem Zeuge. Damit sich die graduirten Personen von den Humanisten unterscheiden mögen, so tragen sie ein Gekröse von eben diesem Zeuge.

Unterschied zwischen den Studenten.

Klöster.

An dem Clarenkloster ist weiter nichts merkwürdiges, als daß vierzig Nonnen darinnen sind, die vom bloßen Allmosen, ohne Mitgift und ohne Bedienung leben. Ihre Stifterinnen kamen im 1601 Jahre aus Neuspanien herüber, und sie sind bey der eingeführten strengen Lebensart bisher unverbrüchlich geblieben.

Die königliche Capelle steht vor dem Schlosse, und ist mit vielen Vergoldungen gezieret. Es sind acht Capläne dazu bestellet. Der König giebt jedwedem monatlich funfzehn Stück von Achten, dem Dechant aber funfzig. Sie müssen die Soldaten für ein gewisses begraben, schämen sich auch nicht, dieses Geld bey jedwedem Begräbnisse zu empfangen.

Misericordia ist ein der heiligen Elisabeth gewidmetes Kloster, darinnen man spanische und mestizische Waisenmägdchen aufzieht. Finden solche mit der Zeit eine anständige Heurath, so werden sie mit drey bis vierhundert Stück von Achten ausgesteuert.

Das

...[illegible] sie nur unvermerkt ein Stück weg, so ...st die Zahl da, die sie sich vorgesetzt hatten.

a) Ubi supra a. d. 22 S.

Philippinische Eylande

Das Augustinerkloster ist sehr geräumig. Die Schlafsäle sind gewölbet. In der Kirche stehen funfzehn vergoldete Altäre. Einige haben Zierrathen von gediegenem Silber. Die Sacristey verdienet der vielen Kostbarkeiten wegen wohl, daß man sie besichtige.

Schloß zu Manilla.

Das Schloß trägt den Namen des heiligen Jacobs, und liegt an der östlichen Spitze der Stadt. Auf einer Seite wird es von dem Meere, und auf der andern von dem Flusse benetzet. Der Graben, der es von der Stadt absondert, ist sehr tief, und wird zur Fluthzeit mit Wasser angefüllet. Man geht auf einer Zugbrücke darüber. An beyden Enden stehen zwey mit vielem Geschütze versehene Bollwerke. Die andere gegen Abend liegende Spitze des Dreyeckes wird von einem Rundele vertheidiget, welches nicht nur die Einfahrt in den Fluß, sondern auch in einen sehr kleinen Hafen, in welchen nicht wohl andere, als die kleinsten Schiffe einlaufen können, verwahret. Die übrigen Festungswerke bestehen in zwey kleinen Ravelinen, welche dem Wasser gleich stehen. Man geht erstlich über zwo Zugbrücken, und kömmt sodann in die Hauptwache, auf welche ein großer Lärmplatz folget. Zu Ende desselbigen findet man noch eine Hauptwache, des Statthalters Wohnung und einen zweyten Lärmplatz.

Kirchen.

Die erzbischöfliche Kirche ist zwar groß, und auf jeder Seite von sechs Pfeilern unterstützet: allein sie ist schlecht ausgezieret. Gleichwohl beträgt das gewisse Einkommen des Erzbischofes nur allein jährlich sechstausend Stücke von Achten; unter den zwölf Domherren bekommt mancher vierhundert, mancher fünfhundert dergleichen Stücke, welches alles aus dem königlichen Schatze bezahlet wird. **Manilla** bekam seinen ersten Bischof im 1581 Jahre, und wurde 1598 zum Erzbisthume erhoben *b*).

Die Kirchen der Augustiner Barfüßer, und der Dominicaner, haben keinen Mangel an Auszierungen. Die Dominicaner haben zwey Collegia; eines hat den Namen des heiligen **Thomas**, und seine Einkünfte werden auf die Unterhaltung von funfzig Studenten verwendet, welche ein grünes Kleid mit einem Rocke von fleischfarbenem Satine tragen, übrigens aber Spanier seyn müssen. In dem andern werden sowohl spanische, als mestische Kinder, ohne Unterschied aufgenommen. Ihre Kleidung ist blau, und vermöge der Stiftung sind sie verbunden, alle Festtage dem Gottesdienste in der königlichen Capelle beyzuwohnen. In dem **Thomascollegio** werden eben sowohl alle Gradus ertheilet, als in dem **Josephscollegio.**

Sonderbare Obliegenheit des Königes von Spanien.

Etwas besonderes ist es, daß der König von Spanien gehalten ist, alle auf den philippinischen Inseln liegende Kirchen mit Oele für die Lampen, und Wein für die Messen zu versorgen. Doch sind die Kirchen der Standesherrschaften davon ausgenommen, indem der Standesherr oder Freyherr für die Unterhaltung des Pfarrers, und für das Oel in der Kirche sorgen muß.

Noch andere Klöster.

Die manillischen Pfarrkirchen werden von Observantinern oder Franciscanern verwaltet. Sie haben eine stark vergoldete Kirche, welche des heiligen Francisci Namen trägt. Eine gewisse, zwo Meilen von **Manilla** gelegene Augustinerpfarrkirche, unserer lieben Frauen Hülfe genannt, ist auswendig an der Mauer und am Portale mit lauter Austern und andern

b) Der erste Bischof war der Pater Salvat ein Dominicaner, und der erste Erzbischof der Pater Banetz

andern Fischschaalen ungemein künstlich überzogen, und meldet unser Verfasser, dieser Anblick verdiene die Neugierigkeit eines Reisenden. Das Kloster der heiligen Potentiana ist ein königliches Stift für sechzehn arme Waisenmägdchen, welche darinnen erzogen, und wenn sie heirathen, gut ausgestattet werden. Auch kommen auf der Obrigkeit Befehl, die Frauen, welche von ihren Männern geschieden werden, und die lüderlichen Schwestern hinein, wiewohl sie mit den Waisen nicht den geringsten Umgang haben dürfen, über dieses auch ihr Brodt mit ihrer Hände Arbeit verdienen müssen. Das königliche Hospital liegt zwo wälsche Meilen von der Stadt. Es ist aber nichts besonderes daran, als die Vertheilung der beyden Geschlechter, indem eines die Zimmer in dem obern, und das andere in dem untern Stockwerke inne hat. Noch eine Meile weiter liegt eine kleine Schanze; sie wird durch kleine Rundele bestrichen, ist mit Falkonetten besetzt, und es wird Pulver zu königlichen Diensten darinnen gemachet.

Philippinische Eylande.

Mit gleicher Aufmerksamkeit besichtigte Carreri auch den Hafen, welcher den Namen Cavite trägt, eigentlich aber der manillische ist, ungeachtet er drey spanische Meilen von dieser Stadt liegt. Er gieng durch die Philippsschanze dahin, welche auf einer von der Bay formirten Erdspitze liegt. Diese Schanze oder dieses Schloß wurde erst nach dem Manillischen erbauet, ist ein regelmäßiges Viereck, und mit einer ziemlichen Anzahl kleiner Stücke besetzt. Damals war man gleich beschäfftiget, rings herum Casernen für die Soldaten, imgleichen Vorrathsgewölber und Cisternen zu erbauen. Auch saß Dom Fernand Valenzuola, Grand von Spanien und Premierminister, schon seit 1679, folglich zehn ganzer Jahre gefangen darinnen c).

Philippsschanze.

Die Stadt Cavite liegt der Stadt Manilla gegen Süden, auf einer ziemlich schmalen Erdzunge, welche auf einer Seite das Meer, auf der andern den Hafen hat. Wegen dieser Lage gieng es nicht an, sie mit einer Mauer zu umfassen, hingegen hat sie unten am Ende der Erdzunge ein gutes Schloß zu ihrer Vertheidigung. An dem andern Ende ist eine Mauer queer über, von einem Meere bis zum andern gezogen, auch mit einigen Stücken besetzet. Vor der Mauer ist ein Graben, der zur Fluthzeit mit Wasser angefüllet wird, auch eine Zugbrücke hat. Man könnte Cavite mit wenigen Unkosten zu einer völligen Insel machen. Der Hafen stellet einen halben Kreis vor, wie der zu Trepani in Sicilien. Man genießt zwar gute Sicherheit gegen die Südwinde darinnen, gegen die Nordwinde hingegen sehr schlechte, dergestalt, daß die großen Schiffe sehr nahe am Lande liegen müssen, wenn ihnen der besagte Wind nicht schaden solle. Alle Gebäude zu Cavite, auch die Kirchen nicht ausgenommen, sind nur von Holze oder von Riethe aufgeführet, doch mit Ausnahme der Augustinerkirche und des Jesuitercollegii, als welche von Steinen gebauet sind. Das Zeughaus machet die Spitze vom Schlosse. Hier sieht man beständig zwey bis dreyhundert Indianer, ja zuweilen wohl sechshundert, welche von den Spaniern genöthiget werden, an Ausrüstung ihrer Kriegesschiffe und Galionen zu arbeiten. Das Holz auf dieser Insel ist nicht nur an sich selbst hart und schwer, sondern es werden auch die Bretter so dick gemacht, und so gut gefüttert, daß keine Stückkugel durchdringen kann. Es werden Schiffe von ungeheurer Größe in diesem Zeughause gebauet. Unterdessen hält es der Verfasser den Spaniern für übel, daß sie ihr Vermögen in diesen ungeheuren unbethunli-

Beschreibung des Hafens.

Eee 2

Banetz ein Franciscaner.

c) Ebendas. a. d. 260 S.

Philippinische Eylande

thunlichen Maschinen auf ein so stürmisches Meer wagen, auf welchem mittelmäßige Schiffe allezeit kleinere Gefahr auszustehen haben, als große *d*).

Die Vorstadt zu dem heiligen **Rochus** ist die einzige, welche **Cavite** hat; sie läuft außerhalb der besagten Mauer, von einem Ufer bis zu dem andern, und besteht aus lauter hölzernen, mitten in einem Walde gelegenen Häusern. Die Pfarrkirche ist sehr schön. Die Vorstadt ist volkreicher, als die Stadt selbst, und hat theils Spanier, theils Indianer und Sangleys zu Einwohnern.

See Bahi.

Der See **Bahi**, davon sowohl der Fluß als die Bay ihren Namen bekommen haben, ist zwar sehr lang, aber auch sehr schmahl. Sein Umkreis beträgt ungefähr neunzig wälsche Meilen. Seine Ufer werden von einer großen Anzahl unterthäniger Indianer bewohnet und angebauet, auch stehen einige den Jesuitern, Augustinern und Franciscanern zugehörige Häuser daselbst. Der Fischfang ist in diesem See zwar allezeit ergiebig, aber auch wegen der großen Menge Crocodillen, die Menschen und Vieh antasten, höchstgefährlich. Hingegen fehlet es auch nicht an Schwerdtfischen, und diese beyden Ungeheuergattungen, verfolgen einander mit äußerstem Grimme. Weil der Schwerdtfisch die harten Schuppen seines Feindes nicht zu durchbohren vermag: so tauchet er unter, und schlitzet ihm den Bauch auf; er trägt auch gemeiniglich den Sieg davon. Das Gewehr, damit ihn die Natur versorget hat, und das ihm seinen Namen giebt, hat eine Länge von sechs Spannen, und ist an beyden Seiten mit einer Reihe gleich den Nägeln spitziger Zacken, eingefasset, dergestalt, daß es die Eigenschaften eines Schwerdtes und einer Säge zugleich besitzt, folglich auch auf einmal stößt, schneidet und zerreißt. Auf dem Wege von Manilla nach dem See **Bahi**, welcher achtzehn wälsche Meilen weit davon im Lande liegt, trifft man einige schöne Vorwerke und viele Klöster an.

Ein anderer kleiner See.

Nicht weit von diesem großen See liegt ein anderer zwar kleiner, aber tiefer, auf einem Berge. Sein Wasser ist gesalzen, das im großen hingegen sehr süße. Die Ursache schrieb man auf einige an seinem Boden vermuthlich vorhandene Mineralien. Auf den rings um ihn stehenden Bäumen findet man eine unzählige Menge große Fledermäuse.

Große Fledermäuse.

Bey Tage hängen sie immer eine an der andern von den Bäumen herab, aber bey der Nacht fliegen sie in weit davon entlegene Wälder nach dem Raube aus. Zuweilen fliegen sie in so großer Menge und so dichte beysammen, daß sie mit ihren großen und oft wohl sechs Spannen langen Flügeln die Luft verdunkeln *d*). Der Wald mag so düster seyn, als er will, so kennen sie doch die Bäume, welche reife Früchte haben, unter allen übrigen heraus. Die ganze Nacht über sind sie mit Fressen beschäfftiget, und machen ein solches Getöse dabey, daß man es auf zwo wälsche Meilen weit höret. Mit anbrechendem Tage kehren sie an ihren gewöhnlichen Ort zurück. Weil sie nun den Indianern ihre besten Früchte wegfressen, so stellen sie ihnen nach, nicht nur um sich zu rächen, sondern auch sie zu essen; indem ihr Fleisch wie Kaninchenfleisch schmecken soll. Jedweder Pfeilschuß stürzet unfehlbar einige zu Boden.

Ungemein heiße Quelle.

Bey einem gewissen Kloster, das man auf diesem Wege antrifft, ist eine wunderns-würdige Quelle. Denn das Wasser ist dermaßen heiß, daß man keine Hand darinnen leiden kann. Hält man ein Huhn hinein, so fallen ihm nicht nur die Federn, sondern sogar das Fleisch von den Knochen ab; kömmt ein Crocodill dazu, so muß es sterben, und

es

d) Ebendas. a. d. 26. S. Man erbauet an diesem Orte zuweilen Schiffe, davon der Kiel zwey und sechzig Ellen in der Länge hat. Ihre Breite ist verhältnißmäßig, und nicht weniger sehr groß

Philippinische Eylande

es fallen ihm seine Schuppen, auch die allerhärtesten vom Leibe. Es geht ein Dampf und Rauch davon, wie aus einer Schmiedeesse. Diese Quelle, welche nicht weit von einem Kloster auf einem Berge entspringt, ergeußt sich in einen großen Bach, der durch das Kloster rinnet; und an allen Orten, darinnen er zurück gehalten wird, eine außerordentliche Wärme mittheilet. Wenn das Wasser erkaltet, so ist es ein vortreffliches Getränk. Eine halbe Meile von dieser Quelle entspringt aus eben diesem Berge ein kleines Flüßchen, das ein ungemein kaltes Wasser führet: gräbt man aber an dem Ufer nur ein klein wenig in den Sand hinein, so quillt siedheißes Wasser heraus *f*).

Der III Abschnitt.

Insel Capul, Ticao, Burias, Masbat, Marinduque, Mindoro, Luban, Babuyanes, Paragua, Calamianes, Cuyo, Panay, Imaras, Sibuyau, Romblu, Batan und Tablas.

Capul. Ticao. Burias. Masbate. Marinduque. Mindore. Luban. Die babuyanischen Eylande. Paragua. Calamianische Landschaft. Vogelnester und Perlen. Landschaft Panay. Fruchtbarkeit der Insel dieses Namens. Insel Imaras. Andere Inseln.

Capul.

Gleich bey dem Einlaufen in die Meerenge, findet man die Insel Capul, und einige andere kleine Eylande, welche den Canal sehr enge, und dadurch die Ströme so ungestüm machen, daß sie alle, auch die allergrößten Schiffe, etlichemal im Kreise herum drehen. Capul hat drey Meilen im Umkreise. Ihr Boden ist angenehm und fruchtbar. Die Indianer haben feine Wohnplätze, nach Art der Bisayas, darauf angelegt. Die Insel Ticao liegt acht Meilen weit von der Mündung der Meerenge gegen Nordost, hat ungefähr acht Meilen im Umkreise, und wird gleichfalls von Indianern, wiewohl meistens nur von Wilden, bewohnet. Sie ist mit einem guten Hafen versorget, da man frisch Wasser und Holz findet, und ist sie das letzte Land, das die Schiffe auf ihrer Fahrt nach Neuspanien berühren.

Ticao.

Burias.

Masbate.

Burias liegt vier Meilen weit von Ticao gegen Westen. Ihr Umkreis beträgt fünf Meilen. Die Einwohner sind unterthänige Indianer, wiewohl in geringer Anzahl, und gehören sie zu dem Kirchspiele Masbat, welche Insel südlich von Burias liegt, und von den Spaniern erst im 1569sten Jahre erobert wurde. Ihre Häfen sind für alle Gattungen Schiffe bequem. Sie wird von zweyhundert und funfzig indianischen Haushaltungen bewohnt, welche ihre Steuer an Wachs, Zibeth und Salze bezahlen. Hingegen ist die Anzahl der Gebirgwilden sehr groß. Ungeachtet die in den philippinischen Inseln wohnenden Spanier für unstreitig halten, es gäbe Goldbergwerke auf dieser Insel: so verlangen sie doch dieselbigen nicht zu bauen. Denn da sie alle Jahre einige hunderttausend Stücke von Achten für Neuspanien anschaffen müssen, und dabey zehn vom Hundert Gewinn finden: so wollen sie keine Kosten auf etwas ungewisses wagen. Nebst dem sind die natürlichen Einwohner dieser Insel so gesinnet, daß sie lieber mit einer Schüssel voll Reiß, der ihnen schlechte Mühe kostet, vorlieb nehmen, als mit saurer Arbeit nach großem Reichthume streben. Kaum mögen sie das Gold auflesen, das sie zuweilen in ihren Bächen finden. Am

e) Ebendas. a. d. 42 S.

f) Ebendaselbst.

Philippinische Eylande

Strande findet man zuweilen Ambra, welcher von den Strömen der Meerenge dahin geführet wird.

Marinduque.

Jenseits **Tikao**, **Masbat** und **Burias**, funfzehn Meilen weit von **Manilla**, liegt die Insel **Marinduque**, und hat ungefähr achtzehn Meilen im Umkreise. Sie hat hohes Land, und großen Ueberfluß an Früchten, absonderlich an Cocosnüssen, davon die Einwohner, weil sie wenig Reiß haben, meistentheils leben. Es werden auch viele Erbsen da gebauet; hingegen zeuget die Insel nicht so viel Wachs, als die übrigen Eylande. Es wohnen etwan fünf hundert Haushaltungen, von einem friedfertigen und stillen Gemüthe, darauf, wie sie sich denn unter der Tagalen Oberherrschaft bequemt haben, ungeachtet die beyderseitige Sprache bewähret, daß sie keinesweges von einerley Ursprunge sind.

Mindoro.

Mindoro liegt acht Meilen von **Manilla**, und fünfe von **Marinduque**, hat siebenzig Meilen im Umkreise, ist aber schmal. An dem südlichen Vorgebirge ist sie am breitesten, erstrecket sich an diesem Orte bis nahe an eine kleine aber hohe Insel, Namens Ebin, und läßt zwischen ihren beyderseitigen und der Insel **Panay** Ufern eine Meerenge. Diese Meerenge trägt den Namen **Potol**. Noch ist eine andere zwischen **Mondoro** und Luban, welche **Calabit** heißt. **Mindoro** selbst hat ein hohes und bergichtes Land, Ueberfluß an Palmbaumen und Früchten, aber an vielen Orten Mangel an Reiße. An den Ufern der Meerengen, und an den Mündungen der Flüsse, wohnen friedfertige Indianer; auf der Ost-Nordost, und auf der gegen Manilla gewendeten Seite, wohnen Tagalen; aber auf der Seite gegen **Panay**, **Bisagas**; und mitten im Lande wohnen **Manghienen**. Diese letztern laufen nackend, leben vom Waldobste, und verändern ihre Wohnungen nach der Jahreszeit. Ungeachtet **Manilla** in der Nähe liegt, so bleiben sie doch bey ihrer einfältigen Lebensart, und vertauschen das Wachs, das sie in ihrem Gebirge sammeln, gegen Nägel, Messer, Nadeln und Schüsseln. Einige Jesuiten versicherten den Carreri in größtem Vertrauen, diese Leute hätten vier bis fünf Zoll lange Schwänze g). Sie sind herzhaft, bezahlen auch ihre Auflage sehr ordentlich: allein, vom Christenthume wollen sie nichts hören, nur einige wenige im nauhanschen Bezirke ausgenommen. Die Hauptstadt der Insel und der Sitz des spanischen **Alkade** heißt **Bako**, und der dazu gehörige Bezirk hat eine Menge Gesundbrunnen. Es entspringen solche auf unterschiedlichen Bergen, worauf auch eine große Menge **Salsaparilla** wächst. Nicht weit von **Bako** steht das alte **Mindoro**, davon die Insel den Namen hat. Das Vorgebirge **Varadero** erstrecket sich gegen **Tale**, einem Dorfe auf der manillischen Küste zwischen den Bayen **Bombon** und **Butengoo**; die darzwischen liegende kleine Insel **Verte** schränket die Durchfahrt bis auf eine wälsche Meile in der Breite ein, und verursachet dadurch unaufhörliche Wirbel und Ströme, welche einem Schiffe sehr gefährlich seyn können, wenn es sich hinein waget, ohne daß ihm Wind und Strom günstig wären. Man zählet auf **Mindoro** und **Luban** tausend sieben hundert steuerbare Einwohner, die ihre Abgaben an Wachs und einer gewissen Gattung schwarzem Hanfe entrichten. Aus dem letztern spinnt man Thauen für den königlichen Schiffswerft zu **Tal**.

Luban.

Luban ist eine kleine niedrige Insel von [illegible] Meilen im Umkreise, nicht weit von der kleinen Insel **Ambil**, auf welcher letztern ein brennender Berg steht, dessen Flamme man in einer sehr großen Entfernung sieht.

Reise

g) Ubi supra a. d. 42 S.

Philippinische Eylande

Die babuyanischen Eylande.

Reiset man von Luban gegen Norden, so trifft man nicht die geringste merkwürdige Insel an; wohl aber findet man acht Meilen über dem Vorgebirge Boxeador und der Stadt Neusegovien gleich gegen über, die kleinen niedrigen babuyanischen Eylande, welche sich bis gegen Formosa und die Lequios hin erstrecken. Die nächste steht unter spanischer Herrschaft, und hat fünfhundert zinsbare Einwohner. Sie liefert Wachs, Ebenholz, Bananas, Cocosnüsse, Platanen und andere zum Lebensunterhalte dienliche Sachen. Der Name babuyanische Eylande rühret von gewissen in großer Menge darauf befindlichen Thieren her. Vierzehn bis funfzehn Meilen von Luban gegen Südwesten, findet man siebenzehn kleine, den Spaniern unterworfene Inseln, welche unter dem Namen Las Calamiones, eine eigene Landvogtey vorstellen. In der Nähe liegen noch viele andere noch nicht bezwungene Eylande. Die größte von jenen heißt Paragua, und gehöret theils den Spaniern, theils dem Könige von Borneo. Sie ist an Größe unter den philippinischen Eylanden die dritte, und gleicht ihrer länglichten Gestalt wegen, einem Arme, den Manilla und Mindoro gleichsam gegen die große Insel Borneo ausstrecken. Ihr Umfang beträgt zweyhundert und funfzig Meilen, die Länge mehr als hundert, die Breite nur zwölf bis vierzehn. Ihre Mitte liegt unter dem zehnten Grad, und ihre äußerste Spitze gegen Nordwest, das Vorgebirge Taguso genannt, ist kaum funfzig Meilen von Borneo entfernet.

Las Calamiones.

Paragua.

Dieser ganze Zwischenraum ist mit einer großen Menge niedriger Inseln angefüllet, welche die beyden großen gleichsam mit einander verknüpfen. Die Küsten besagter niedrigen Eylande, und ihre Einwohner stehen unter dem Könige von Borneo, einem Muhammedaner, aber mitten im Lande wohnen wilde unbändige Indianer ohne Oberhaupt und Gesetze, welche alle ihre Gedanken nur darauf richten, wie sie sich des Joches der Spanier und des borneischen Königes erwehren mögen. Etwa zwölfhundert an der Küste wohnende Insulaner sind den Spaniern steuerbar. Sie sind eben so schwarz, als die africanischen Neger, und bleiben niemals beständig an einem Orte. Zu Taytay auf dem Vorgebirge Bornei, welches dem Tagusischen gerade gegen über steht, haben die Spanier eine mittelmäßige Schanze, nebst einer Besatzung. Hingegen der Lampon oder Statthalter des Königes von Borneo, hat seinen Sitz zu Lavo. Die Insel ist gebirgicht, voll Bäume und Thiere, reich an Wachs, aber arm an Reiße.

Calamianische Landschaft

Vogelnester und Perlen.

Nicht weit von dem nordlichen Vorgebirge der Insel Paragua, gegen Osten findet man die drey calamianischen Eylande, welche der ganzen Vogtey, dazu sie gehören, ihre Benennung mittheilen. Es werden sowohl diese drey, als noch neun andere dabey liegende Inseln, von sehr friedfertigen Indianern bewohnet. Die Berge liefern jährlich zweymal eine große Menge Wachs. Auf den Felsen an der Küste findet man eine Menge solcher Vogelnester, die man im ganzen Morgenlande für ein köstliches Leckerbißchen hält: ingleichen werden sehr schöne Perlen da gefischet. Jenseits der calamianischen Inseln, und dem hohen Berge auf Mindoro gegen über liegen die fünf Inseln Cuyo sehr nahe beysammen; es wohnen etwan fünf hundert zinsbare, und den Spaniern sehr geneigte Haushaltungen darauf. Die Spanier machen sich diese Gesinnung trefflich zu Nutze, und erhalten eine große Menge Reiß, Hülsen- und Baumfrüchte von ihnen. Das Gebirge ist mit Vögeln und allerley Thieren angefüllt.

Landschaft Panay.

Mit diesen Inseln endiget sich die calamianische Landschaft; man kömmt dagegen in die Panayische, und zwar erstlich in den potolschen Bezirk. Panay ist unter allen Eylanden

den



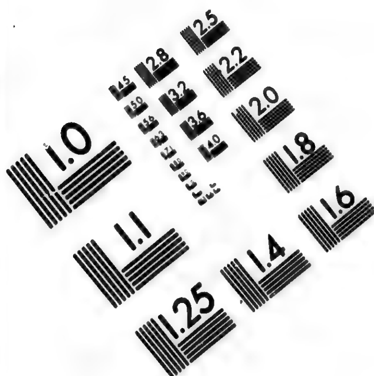
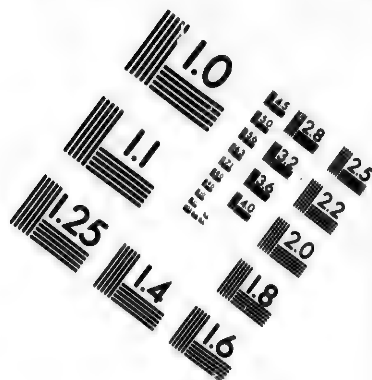
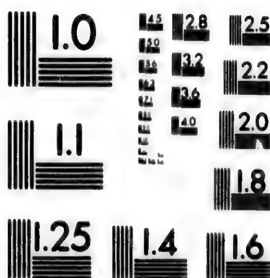
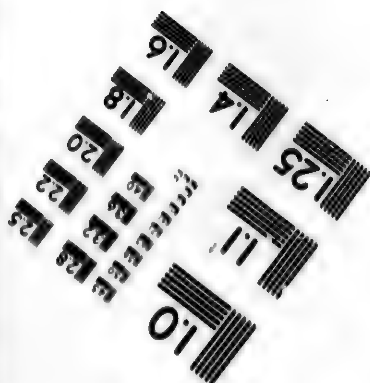
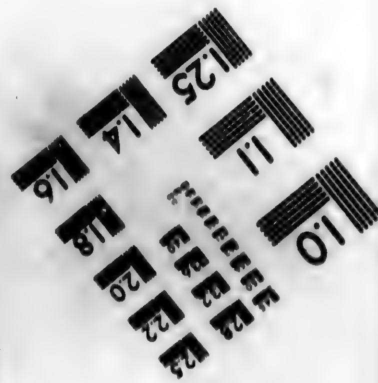



IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)



Philippinische Eylande

den dieses Inselstriches die fruchtbarste, und am stärksten bewohnet. Sie hat eine dreyeckichte Gestalt, und einen Umkreis von hundert Meilen. Ihre ansehnlichsten Vorgebirge sind Potol, Naso, und Bulacabi. Von Bulacabi bis an Potol läuft die Küste von Osten nach Westen; von Potol bis Naso läuft sie von Norden gegen Süden, von Bulacabi bis an das Vorgebirge Iloilo, welches niedriger ist, als die drey vorigen, streicht sie noch immer von Norden gegen Süden, aber von Iloilo bis Naso von Osten gegen Westen. Die Mitte der Insel liegt unter dem zehnten Grad der Breite. An der Nordseite mitten zwischen dem Vorgebirge Bulacabi und Potol, der kleinen Insel Lutaya gegen über, fällt der berufene Fluß Panay in die See. Die außerordentliche Fruchtbarkeit der Insel Panay rühret von ihren vielen Flüssen her. Kaum ist man eine Meile weit gegangen, so findet man wieder einen Bach, absonderlich in der Nähe bey dem großen Flusse, von welchem die Insel den Namen hat, und auf vierzig Meilen weit bewässert wird. Die Spanier behaupten, wenn es auf dieser Insel donnert, so fielen statt der Donnerkeile kleine dunkelgrüne steinerne Kreuzchen herab, welche ungemeine Kräfte haben sollten. Nun haben zwar verschiedene Seefahrer dergleichen Steine wirklich gesehen: ob aber nicht die Spanier selbst das Kreuz darauf machen, das scheint eine andere Frage zu seyn. Die Regierung trägt besondere Sorgfalt für diese Insel. Sie ist in zwo Vogteyen getheilet. Die erste oder panaysche begreift den ganzen Strich zwischen dem Vorgebirge Potol, und Bulacabi. Der übrige Bezirk steht unter dem ottonischen Alcade, der seinen Sitz in der Schanze Iloilo hat, welche im 1681 Jahre auf dem Vorgebirge gleiches Namens angeleget wurde. Besagtes Vorgebirge raget gegen Süden, zwischen den Flüssen Tig, Bavan und Jaro hervor, und machet nebst der Insel Imaras eine Meerenge von etwa einer halben Meile breit, oder vielmehr einen offenen Hafen. Man zählet ein tausend sechs hundert ein und dreyßig zinsbare Indianer auf der Insel. Sie trägt jährlich tausend spanische Scheffel Reiß. Die Einwohner sind untersetzt von Leibe, gute Jäger und fleißige Ackerleute. Wilde Schweine und Hirsche sind hier im Ueberflusse. Die Weiber verstehen sich gut aufs Zeugweben, und die Farben artig abzuwechseln. Es sind vierzehn Pfarrkirchen auf Panay, welche sämmtlich von Augustinern besorget werden; an drey andern Kirchen sind weltliche Priester, und sodann ist noch ein Jesuitercollegium da. Nebst den zinsbaren Indianern giebt es noch eine Menge schwarze Indianer, welche die Insel zuerst bewohneten, von den Bisayas aber genöthiget wurden, in die dicken Wälder zu entweichen. Sie haben weder so wollichte Haare, noch eine solche Größe, als die guineischen Schwarzen. Sie halten sich an den unzugänglichsten Orten im Gebirge auf, und leben daselbst mit ihren Weibern und Kindern ganz geruhig. Sie tragen nicht die geringste Kleidung, und können dermaßen schnell laufen, daß sie die wilden Schweine und Hirsche gar oft ohne Verhülfe ihrer Pfeile fangen, sodann bleiben sie wie die Raben so lange um das Thier herum sitzen, bis sie es aufgefressen haben.

Fruchtbarkeit der Insel dieses Namens.

Imaras.

Unter andere rings um Panay liegende Inseln, rechnet man auch das Eyland Imaras, gerade gegen Iloilo über. Es ist lang, niedrig, und im Umkreise nicht über zehn Meilen groß: dem ungeachtet wächst eine Menge fruchtbarer Bäume und Salsaparilla darauf. Das Wasser ist unvergleichlich; die Gebirge laufen voll Hirsche und wilde Schweine. Sein Hafen, zur heiligen Anna genannt, ist nur drey Meilen von Iloilo entfernet.

Andere Inseln.

Zehn Meilen nördlich von Bulacabi liegt die Insel Sibugan, welche viele Aehnlichkeit mit der Insel Imaras hat. Zwo Meilen weiter, gegen Norden findet man endlich

lich Rombino und Batan, hernach aber das Eyland Tablas, welches jene beyde an Größe übertrifft, und nur fünf Meilen vom Vorgebirge Potol liegt. Alle auf diesen Inseln wohnende Indianer reden eben dieselbige Sprache, als die auf Panay; sie beobachten auch eben dergleichen Gebräuche und Lebensart. Philippinische Eylande

Der IV Abschnitt.

Die Inseln Samar, Leyte, Bool, Sibu, Bantayan, Camotes, Negros, Fuegos und Panamao.

Gestalt der Insel Samar. Amazoneninsel. Köstliche Frucht. Insel Leyte. Sie hat Winter und Sommer zugleich. Ihre natürlichen Reichthümer. Insel Bool. Sibu oder Sagbu. Ihre Hauptstadt. Was das Land trägt. Inseln umher. Schwarzeninsel. Insel Fuego und Panamao.

Zwischen den beyden Hauptinseln Manilla und Mindanao, liegen die Eylande Leyte, Samar und Bool, darunter die erste am nähesten bey Manilla liegt. Die zweyte heißt auf ihrer gegen die Inseln gewendeten Seite Samar, auf der Seite gegen die offenbare See hingegen, Ibabor. Ihre Gestalt gleicht nicht uneben dem Rumpfe eines Menschenleibes ohne Kopf und Beine: ihre größte Länge wird von dem Vorgebirge Baliquaton, unter dreyzehn Grad dreyßig Minuten bis an das Vorgebirge Guiguan, und den eilften Grad gerechnet. Das erstere machet nebst der manillischen Landspitze die Meerenge des heiligen Bernardins. Zwey andere Vorgebirge stellen die Ellenbogen an dem Rumpfe vor, und beschränken die größte Breite der Insel. Das erste heißt zum heiligen Geiste, und fällt seiner Höhe wegen den Schiffen, die aus Neuspanien kommen, schon von Ferne in die Augen; das andere und östliche hingegen liegt Leyte gerade gegen über, und machet mit dieser Insel eine Meerenge, darüber man mit einem Steine werfen kann. Ihr Umkreis beträgt ungefähr hundert und dreyßig Meilen. Zwischen beyden Vorgebirgen Guiguan, und zum heiligen Geiste findet man das Inselchen Bin, die catarmanische Küste, und den Hafen Borongon, auf welchen in einer mäßigen Entfernung die Häfen Palapa und Laduvig, folgen. Gestalt der Insel Samar.

Jezuweilen werden durch die Stürme unbekannte Fahrzeuge auf die palapische Küste verschlagen. Zu Ende des abgewichenen Jahrhunderts kamen einige Wilde dahin, welche zu verstehen gaben, die Eylande, aus welchen sie herkämen, wären nicht sonderlich weit entfernet; eines darunter werde bloß von Weibern bewohnet; zu bestimmter Zeit statteten die Mannspersonen aus den benachbarten Eylanden ihren Besuch bey ihnen ab, und nähmen hernach die Kinder, männlichen Geschlechtes, mit sich nach Hause. Sogleich empfing diese Insel von den Spaniern den Amazonentitel, ungeachtet sie übrigens im geringsten nicht wissen, wo sie eigentlich liegen mag. Ferner sagten die erwähnten Wilden, die See führe ihnen so viel Ambra zu, daß sie ihre Fahrzeuge damit verpichten; es ist auch dieses um so viel wahrscheinlicher, weil die Stürme nicht weniger viel Ambra an die palapische Küste werfen. Auf den philippinischen Inseln stehen viele Jesuiten in der Meynung, besagte bisher noch nicht entdeckte Inseln wären die salomonischen, welche von den Spaniern schon seit langer Zeit aufgesucht, und für ungemein reich an Gold und Ambra geschätzet werden. Amazoneninsel.

Läuft man in der Meerenge des heiligen Bernardins ein, und ist vor Baliquaton vorbey, so kömmt man an die samarische Küste, und findet an selbiger die Dorfschaften

Philippinische Eylande

Ibatan, Bongahon, und Carbalogan; an welchem letztern Orte so wohl der Alcade Major, als der Befehlshaber der spanischen Soldaten, ihren Sitz haben; ferner Paranos, und Calviga. Nachgehends läuft man durch die Meerenge vom heiligen Juanillo; hat man endlich das Vorgebirge und das Inselchen Guiguan erreichet, so hat man die Reise um die Insel vollendet. Zwar ist sie mit einer Menge steiler Felsen angefüllet, gleichwohl aber sind die Ebenen höchst fruchtbar. Unter andern darauf wachsenden Früchten, welche die benachbarten Inseln gleichfalls liefern, thut sich absonderlich eine hervor, welche von den Chinesen sehr hoch geschätzt und Seyzu genennet wird. Die Spanier legen ihr den Namen Chicoy bey. Auch wächst in der Gegend um Carbalogan eine Pflanze, welcher man erstaunliche Kräfte zuschreibt. Die Holländer auf Batavia zahleten anfänglich für jedes Stück von der Frucht eine Pistole. Einige nennen sie Carbalogansäpfel, andere Ignatiusäpfel, darum, weil die Jesuiter sehr glückliche Versuche damit anstelleten. Ihr indianischer Name ist Bisay Isagur. Die Pflanze selbst gleicht dem Epheu, und schlinget sich um den nächsten besten Baum. Die Frucht wächst an den Knoten und Blättern, hat die Farbe und Größe unserer Pfirsiche. Es liegen acht, zehn, oder sechzehn grüne und gelbe Steine, in der Größe einer Haselnuß darinnen. Werden sie zeitig, so fallen sie von selbst ab. Zwar wachsen in den Inseln Bentajan, Ilabao, Igasur, und Caragos eben dergleichen Früchte: allein die besten sind doch die auf Panamao und Leyte. Sie erzeigen eine desto vortrefflichere Wirkung, wenn man ihnen eine gewisse andere Frucht beysetzet, welche von den Indianern Ligazo, von den Spaniern aber Pepinillo de S. Gregorio genennet wird, und sowohl als ihre Pflanze selbst, der Balsampflanze und ihrer Frucht sehr ähnlich sieht, aber statt des Markes mit einer dem Werke vom Hanfe sehr ähnlichen Materie ausgefüllet ist *h*).

Köstliche Frucht.

Insel Leyte.

Die Insel Leyte hat ihren Namen von dem Dorfe Gleyte, das Panamao gegen über an einer Bay liegt. Von der Spitze dieser Bay erstrecket sich die Küste zwanzig Meilen weit gegen Norden bis an die Meerenge des heiligen Juanillo. Kehret man hernach von Norden gegen Süden zurück, so findet man in einer Entfernung von dreyßig Meilen, die Insel Panahan, welche zwey Vorgebirge, eines drey Meilen weit vom andern hat. Das erste heißt Cabalian, das andere Motaran: welcher Name von einem gegenüber liegenden Felsen, der aber itzt Sogor heißt, herrühret. Als Ferdinand Magellan im 1521 Jahre diese Inseln entdeckete: so lief er in die panahanische Meerenge ein.

Geht man von Sogor, welches vor diesem Dimasivar hieß, gegen Westen: so findet man abermals eine Küste, die sich vierzig Meilen weit bis an das Vorgebirge Leyte erstrecket. Es beträgt demnach der ganze Umkreis der Insel ungefähr neunzig bis hundert Meilen. An der Ostseite, das ist von der Straße bey Panamao bis an die Straße bey Panahan, ist sie ungemein stark bewohnet, und der Boden giebt für eins zweyhundert wieder. Die hohen Gebirge, welche die Insel in zween Theile unterscheiden, verursachen zugleich auch einen dermaßen großen Unterschied in der Witterung, daß man auf einer Seite Winter hat, wenn die andere der allerangenehmsten Jahreszeit genießt. Die eine Hälfte der Einwohner säet erst, wenn die andere schon erndet, und daher kömmt es, daß sie jährlich eine zweyfache, und jedesmal sehr reiche Erndte haben. Ueber dieses sind die Gebirge voll Hirsche, wilde Schweine,

Hat Sommer und Winter zugleich.

h) Carreri hat alles, was er von den Eigenschaften dieser Frucht beybringt, von den Jesuiten gehöret, absonderlich was ihre Wirkung gegen Gift und die rothe Ruhr betrifft. A. d. 106 u. f. S.

Philippinische Eylande

Schweine, Ochsen und Hühner. Gelbe und blaue Steine findet man da im Ueberflusse. Die Hülsenfrüchte, Wurzeln und Cocos wachsen ohne die geringste Pflege. Zimmerholz für Häuser und Schiffe ist eben so häufig vorhanden; und endlich so ist die See den Einwohnern nicht weniger günstig, als das Land, indem sie mit vortrefflichen Fischen in größter Menge versorget. Ungefähr neuntausend Einwohner bezahlen den Spaniern Steuer an Wachs, Reiße und baumwollenen Zeugen. Man rühmet nicht nur überhaupt ihre sanftmüthige Gemüthsart, sondern auch absonderlich zwo bey ihnen im Schwange gehende Gewohnheiten: erstlich daß sie die Gastfreyheit gegen Reisende aus ihrem Mittel auf die allervollkommenste Weise beobachten; zweytens daß sie den Preis der Lebensmittel niemals erhöhen, es mögen Misjahre einfallen oder nicht. Alle diese ungemeinen Vortheile werden noch durch die gesunde Luft vermehret, indem sie auf Leyte und Samar weit kühler ist, als auf Manilla.

Ihre natürlichen Reichthümer.

Insel Bool.

Auf der Seite von Baybay und Ogmua, und der Insel Leyte gerade gegenüber, liegt die Insel Bool. Es erstrecket sich selbige sechzehn Meilen von Norden gegen Süden in die Länge, und acht bis zehn in die Breite. Ihr südlicher Theil, nämlich von ihrer Hauptstadt Obog bis an die Halb- oder kleine Insel Panglao, ist am stärksten bewohnet. Hingegen die drey daran liegenden Eylande sind nicht so stark bevölkert. Reiß wächst nicht auf der Insel Bool, wohl aber hat sie Goldgruben, und übrigens wird der Reißmangel durch die Früchte ihrer Palmbäume, und durch allerley Wurzeln ersetzet. Ihre Gebirge sind voll wilder Thiere, und die benachbarten Inseln versorgen sie mit Baumwolle. Die Einwohner haben zwar mit den Bisayas einerley Sprache: sie sind aber weißer und besser gestaltet, erzeigen auch größere Herzhaftigkeit sowohl zu Lande, als zu Wasser.

Sibu oder Sogbu.

Wären wir Willens gewesen, diese Inseln in eben der Ordnung zu beschreiben, in welcher sie erobert worden: so hätte der Insel Sibu, Cebu oder Sogbu *i*), der Rang vor allen übrigen gebühret. Denn sie war die erste Insel, auf welcher die Officier des Magellans im 1521 Jahre die spanische Fahne pflanzten, und aus welcher sie im 1564 Jahre auszogen, und sowohl Manilla als die übrigen Eylande besagter Krone unterwarfen: allein, wir haben die natürliche Ordnung erwählet, in welcher sie von Osten gegen Westen auf einander folgen. Sibu erstrecket sich funfzehn bis zwanzig Meilen in die Länge, und hat ungefähr vier und achtzig im Umkreise. Ihr ansehnlichstes Vorgebirge liegt gegen Nordost, und heißt Burulak. Von solchem läuft die Küste auf einer Seite von Nordost gegen Südwesten bis an die Meerenge Tanay, und auf der andern Seite von Norden gegen Süden bis an das Inselchen Matta, und bis an die Stadt vom Namen Jesus. Nur erwähnte Stadt liegt ungefähr mitten in der Insel auf einer Anhöhe, unter dem zehnten Grade. An der Ostseite ist sie von der kleinen Insel Matta kaum einen Büchsenschuß, an der Westseite aber einen Stückschuß weit entfernt. An diesem Orte verlohr Magellan nebst seinem Schwiegervater, und dem Hauptmanne Juan Serrano sein Leben durch die Hände der Indianer *k*). Zwischen den beyderseitigen Ufern ist ein Hafen, darinnen man gegen alle Winde Sicherheit genießt, und in welchen man sowohl von der Ost- als Westseite kommen kann: nur geben seine Sandbänke den Lootsmännern nicht wenig zu schaffen. Seitdem Manilla in Aufnahme gekommen ist, hat diese Stadt ihren ehemaligen Glanz verlohren. Unterdessen sitzt doch ein Bischof da, ein Statthalter, zween Alcaden und

Ihre Hauptstadt.

 einige

i) Pigaphetta nennet sie Zubu.

k) Eben dieser Seefahrer gedenket des Schwiegervaters mit keinem Worte, saget auch, den Juan Serrano

Philippinische Eylande

einige andere Beamte. Sie wird von einem guten Schlosse vertheidiget; die Besatzung besteht aus zwo Compagnien, theils Spaniern, theils Pampanghien und Cagayanen. In dem Augustinerkloster, welches gleich der Stadt im 1598 Jahre gebauet wurde, verwahret man ein Bildniß des Jesuskindleins, welches an dem Tage der Eroberung unter der übrigen Beute der Ueberwundenen angetroffen wurde, und vermuthlich zur Zeit der ersten Entdeckung von irgend einem Soldaten des Magellans verlohren worden war. Die Indianer hatten ihm eben die Ehre bezeuget, als ihren übrigen Götzenbildern. Man zählet bis fünf tausend Häuser in der Stadt von dem Namen Jesus. Es steht auch ein Jesuitercollegium darinnen. Nebst der Stadt liegen noch zween Marktflecken auf der Insel; die erste Namens Payran, wird von Kaufleuten und chinesischen Handwerksleuten bewohnet: die andere aber von Landeseingebohrnen der Insel, welche, weil sie sich den Spaniern am allerersten unterwarfen, und ihnen zur Entdeckung der übrigen Inseln behülflich waren, von allen Auflagen befreyet sind. Das beste, was der dasige Boden trägt, ist eine Gattung von Getraide Borona genannt, welches bey den Einwohnern die Stelle des Reißes vertritt. Es hat die Farbe des Hirsen, ist aber kleiner, schmecket auch anders. Nebst dem zeuget Sibu viel weißen Abaca, davon man nicht nur Thauen, sondern auch sehr feine Zeuge machet. Man säet diese Pflanze; ist sie reif geworden, so wird sie um die Fäden los zu kriegen, eben also gebrochen, wie der Gamuto, welcher gleichfalls ein flachsartiges Wesen ist, das man aus dem Kerne der Palmbäume bereitet, und schwarze Seile daraus machet, die aber der Nässe nicht so lange als jene widerstehen. Ferner wächst auf dieser Insel viel Baumwolle und Toback; das Gebirge hingegen liefert viel Wachs und Zibeth. Die Indianerinnen weben ungemein schöne Zeuge aus ihrer Baumwolle. Auch verfertigen sie dergleichen von Palmrinde, wiewohl sie zu dem Zeddel Baumwolle nehmen.

Was das Land trägt.

Auf der Nordostseite der Insel Sibu liegen viele andere Inseln, als zum Beyspiele Bantayan, welche ihres Ortes wiederum fünf bis sechs kleinere um sich hat. Es wohnen in selbigen nicht mehr als drey hundert zinsbare Indianer, die sich bloß mit Fischen und Zeugweben ernähren. Gegen Osten, zwischen Sibu und der Küste von Ogmuch und Leyte liegen die kleinen camotischen Inseln, darunter die vornehmste Poro heißt und unter Sibu steht. Ihr Vorgebirge, Namens Tanion, gränzet an die Schwarzeninsel, welche hundert Meilen im Umkreise hat, und von jenen nur durch einen kleinen Canal abgesondert wird. Er ist kaum eine Meile breit, aber wegen seiner Ströme sehr gefährlich. Es erstrecket sich diese Insel vom neunten Grade, bis auf zehn Grad dreyßig Minuten. Der Reiß geräth daselbst so gut, daß die Einwohner nicht nur ihre Steuer damit bezahlen, sondern auch Sibu und die benachbarten Inseln damit versorgen können. Auf dem Gebirge schwärmen Schwarze mit wollichten Haaren herum; und von ihnen hat die Insel den Namen bekommen. Sie haben ihre Wildnisse in gewisse Bezirke unterschieden, und unter sich getheilet. Einige wohnen oben auf dem Gipfel, andere auf dem Abschusse der Berge: allein die Streitigkeiten zwischen ihnen nehmen kein Ende, nicht nur der Gränze wegen, sondern auch, weil sie keine andere Weiber haben können, als die sie einander entführen: daher nimmt auch das Blutvergießen unter diesen Wildfängen kein Ende. Noch wohnet eine andere Schwarzengattung an der Mündung der Flüsse. Diese hat mit jener nicht das geringste zu schaffen, und trägt einen unsäglichen Haß gegen die Spanier. Zwar machen sie

Rings herum liegende Inseln.

Schwarzeninsel.

Serrano hätten seine Cameraden lebendig in der Insel im Stiche gelassen. A. d. 48 S.

sie alle gemeinschaftliche Sache mit einander, wenn die Insel von den Seeräubern von Mindanao und Xolo angefochten wird: allein nachgehends begiebt sich jedweder in seinen gehörigen Bezirk. Auf dem flachen Lande wohnen die Bisayas, und zwar meistens an der Westseite der Insel, unter der Jesuiter Regierung. Man zählet dreytausend spanische Unterthanen auf der Insel. Ihre hauptsächliche Beschäfftigung besteht im Zubereiten des Cacao, den man aus Neuspanien in die philippinischen Inseln gebracht hat. Das Gebirge trägt Reiß, welcher von Natur ohne Wasser wächst. Philippinische Eylande

Die Insel Fuegos oder Siquior, liegt unweit der letztern, und Sibu. Ungeachtet ihrer geringen Größe, werden ihre Einwohner dennoch ihrer Tapferkeit wegen zu Mindanao, und Xolo gefürchtet. Die gegen Westen gelegene Insel Panamao ist von Leyte nur einen Büchsenschuß weit entfernet. Ihr Umfang beträgt sechzehn Meilen; ihre Länge vier, und ihre Breite ist verhältnißmäßig. Sie ist gebirgicht, wird von vielen Flüssen bewässert, hat auch viele Schwefele und Quecksilbergruben. Sie ist erst seit wenigen Jahren bevölkert worden, und gehöret unter die Gerichte der Insel Leyte. Insel Fuego und Panamao.

In allen diesen bisher benenneten Inseln beläuft sich die Anzahl der spanischen Unterthanen, Spanier und Indianer zusammen gerechnet, auf zwey hundert und funfzig tausend Seelen, ungeachtet man bisher kaum noch den zwölften Theil der Einwohner bezwungen hat. Ein verheiratheter Indianer bezahlet zehn Piaster, alle übrige aber, vom achtzehnten Jahre bis ins funfzigste, fünf. Der König selbst hat nicht mehr als hunderttausend unmittelbare Unterthanen, indem die übrigen unter andere Herrschaften gehören, und aus dieser Ursache betragen die königlichen Einkünfte nicht mehr als viermal hunderttausend Stücke von Achten, welche nicht einmal zu Bezahlung der hin und wieder auf den Inseln einquartierten viertausend Soldaten, und zu den übermäßigen Besoldungen der Beamten hinreichen, sondern der Hof ist genöthiget, alle Jahre noch zwey hundert und funfzig tausend Stücke von Achten aus Neuspanien dahin zu schicken.

Der V Abschnitt.

Die Inseln Mindanao und Xolo.

Lage und Größe der Insel Mindanao. Was sie besonders hervorbringt. Zimmet auf Mindanao. Schwefel aus den Feuerbergen. Perlen und Vogelnester. Einwohner. Ihre Religion. Wüste Lebensart. Regierung und Adel. Insel Xolo. Vogel, dessen Nest man ißt. Königesäpfel. Insel Basilian, der Garten von Sambrangan genannt.

Man rechnet diese beyden Inseln noch mit zu den philippinischen, ungeachtet die erste über zwey hundert Meilen gegen Südost von Manilla entfernet ist. Sie erstrecket sich vom sechsten Grade Norderbreite bis auf zehn Grade dreyßig Minuten, und liegt zwischen den Vorgebirgen des heiligen Augustin, Suliago und Samboengan. Dergestalt machet sie gleichsam ein Dreyeck, daran besagte Vorgebirge die Winkel sind. Zwischen Suligo und Augustin, das ist, von Norden gegen Süden findet man ein streitbares Volk, das man Los Caragos nennt. Die unter Dapitan gehörige Landschaft Illigan, und die Landschaft Subanos haben ihren Platz zwischen Suliago, welches gegen Nordost liegt, und zwischen Samboangan. Die Landschaft, welche sich von dem letztbesagten Vorgebirge bis an des heiligen Augustins von Osten gegen Westen erstrecket, geht in einer Lage und Größe der Insel Mindanao.

Philippinische Eylande.

einer geraden Linie fort, und gränzet an beyden Seiten mit den Landschaften **Buhayen** und **Mindanao**. Der Umkreis der ganzen Insel beträgt ungefähr drey hundert Meilen; allein, sie hat dermaßen viele weit auslaufende Vorgebirge, und tief ausgeschnittene Bayen, daß man sie in anderthalben Tagen von einem Ende bis zum andern durchreisen kann. Rings herum liegen viele Inseln, darunter absonderlich **Xolo**, dreyßig Meilen von **Samboangan** merkwürdig ist; imgleichen **Basilan**, **Sangail**, und die Halbinsel **Santrangan**.

Indem nun die Landschaften dieser Insel dermaßen weitläuftig und zertrennet auseinander liegen: so spüret man nicht nur einen großen Unterschied in der Witterung auf ihr, sondern sie ist auch mit einem sehr stürmischen Meere umgeben, absonderlich an der Seite der **Los Caragos**. Der Bezirk, welcher unter der Regierung von **Samboangan** steht, ist sehr gemäßiget; die Winde sind erfrischend, die Stürme selten, und der Regen erquickend. Die Landschaften **Mindanao** und **Buhayen** stehen unter zween mahometischen Königen. Ihr Boden ist morastig, und man ist daselbst, wegen einer gewissen höchstbeschwerlichen Mückenart, einer großen Verdrießlichkeit unterworfen. Man zählet in dieser Insel zwanzig schiffbare Flüsse, und zwey hundert kleinere. Die berühmtesten heißen **Buhayen** und **Batuan**, und entspringen aus einer gemeinschaftlichen Quelle; unterdessen nimmt jener seinen Lauf gegen **Mindanao**, dieser hingegen stürzet sich den Inseln **Bool** und **Leyte** gegenüber in die See. Der dritte, Namens **Sibuguey** entspringt unweit **Dapitan**, und dienet den beyden Landschaften **Mindanao** und **Sambiongan** zur Gränze. Ferner begreift die Insel zween Seen in sich; einer davon hat eine gewaltige Größe, und die Ehre, daß die ganze Insel seinen Namen trä[illegible] Der andere heißt **Malanao**, hat etwan acht Meilen im Umkreise, und liegt an je[illegible]ite der Insel. Das Land ist mit Ausnahme der Gegenden an der See, allenthalb[illegible] voll Berge, dem ungeachtet hat es weder an Reiß noch an allerley nahrhaftigen Wurzeln nicht den geringsten Mangel. Man findet überall, absonderlich aber an der Caragosküste und an dem Flusse **Butuan**, eine gewaltige Menge dergleichen Palmbäume, deren Frucht den Namen **Sagu** trägt, und hier eben sowohl als auf den moluckischen Inseln gemahlen, zu Brodte und Zwiebacke verbacken wird.

[illegible]as sie be[illegible] her[illegible] [illegible]gt.

Nebst andern Früchten, welche **Mindanao** mit den übrigen Inseln gemeinschaftlich besitzt, hat sie noch insbesondere den **Durion**, davon man auf der ganzen indianischen Küste großes Wesen machet. Inwendig hat diese Frucht ein weiches und weißliches Mark, und in solchem drey bis vier Mandeln mit einem den Pflaumenkernen ähnlichen Steine, den man wie eine Castanie brät und ißt. Der **Durion** hat eben die Eigenschaft, als alle andere morgenländische Früchte, das ist: man muß ihn erst nach dem Abbrechen zur völligen Reife kommen lassen. In dem Striche von **Dapitan** bis nach **Samboangan**, das ist in einem Striche von sechzig Meilen groß, und absonderlich in hoch gelegenen Gegenden, findet man diese Frucht sehr häufig, vor andern aber auf den Inseln **Xolo** und **Basilan**. Der Baum soll, wie man versichert, im zwanzigsten Jahre zum erstenmale tragen. Die Zimmetrinde ist der Insel **Mindanao** gleichfalls eigen. Der Baum wächst ohne die geringste Pflege auf dem Gebirge, und gehöret dem ersten, der ihn haben will. Daher rühret es vermuthlich, daß die Rinde abgeschälet wird, ehe sie noch ihre völlige Reife erlanget

Zimmt auf Mindanao.

l) Mindanao heißt in der Landessprache ein Seemann.

Philippinische Eylande.

get hat, indem nämlich jedweder befürchtet, es möchte ihm ein anderer zuvor kommen. Allein, obgleich der xoloische Zimmet, so lange er frisch ist, dem ceylanischen an Geschmacke nicht das geringste nachgiebt: so hat er doch, ehe zwey Jahre vergehen, weder Geschmack noch Kraft mehr. Auf der samboanganischen Küste, und zwar in der Gegend bey Dapitan, sind fünf und zwanzig Dörfer, da man Zimmetrinde einsammelt; in der Landschaft Cagayan aber ist nicht mehr als ein einziges.

Schwefel aus den Feuerbergen.

Die Einwohner der Insel finden ziemlich weit ins Land hinein recht schönes Gold, wenn sie darnach graben. Auch finden sie Gold in den Flüssen, wenn sie vor Ankunft der Fluth Gruben darinnen machen. Die Feuerberge liefern ihnen viel Schwefel, absonderlich der zu Sanxil, welcher nicht weit von Mindanao liegt. Im 1640 Jahre stieg daselbst auf einmal ein sehr hoher Berg aus der Erde empor, und warf eine dermaßen erstaunliche Menge Asche aus, daß man besorgte, dieser Ausbruch möchte die ganze Insel verwüsten.

Perlen und Vogelnester.

Aus dem benachbarten Meere fischet man sehr große Perlen. Der Pater Combes, ein Jesuit, welcher die Geschichte von Mindanao herausgegeben hat, berichtet, man wisse, daß an einem gewissen sehr tiefen Orte, eine Perle von der Größe eines Hühnereyes vorhanden sey, man habe aber vergeblich versuchet, sie zu finden. Ferner hat Mindanao nicht nur alle übrige Vögelgattungen, die man in den übrigen Inseln antrifft, sondern sie hat insbesondere auch eine Art Baumhäckel, (Charpentier) welche dem Vorgeben nach, ein gewisses Kraut, das Eisen zerbricht, (oder die sogenannte Springwurzel) zu finden wissen. Wilde Schweine, Ziegen und Kaninchen, giebt es in erstaunlicher Menge, absonderlich aber gewisse ungemein geile Affen, vor denen sich die Weiber kaum aus dem Hause wagen dürfen.

Einwohner.

Die Einwohner der Insel werden in vier Hauptvölker abgetheilet, nämlich in die Mindanaos, Caragos, Lutaos und Subanos. Die Caragos rühmet man wegen ihrer Herzhaftigkeit. Die Mindanaos sind ihrer Treulosigkeit wegen berufen. Die Lutaos haben sich nur erst seit kurzer Zeit in den dreyen Inseln, Mindanao, Xolo und Basilan niedergelassen, und bauen ihre Häuser an das Ufer der Flüsse auf Pfähle. Ihr Name bedeutet Schwimmer. Sie machen sich so wenig aus dem Erdboden, daß sie nicht einmal das geringste aussäen wollen, sondern bloß vom Fischfange leben. Nichts desto weniger verstehen sie die Handlung ungemein gut; und weil sie mit den Einwohnern zu Borneo starkes Verkehr treiben, so tragen sie gleich selbigen einen Turban. Die Sabanos, deren Name so viel als Flußleute bedeutet, sind verachtete Leute. Sie werden als Unterthanen der Lutaos angesehen. Sie bauen ihre Häuser auf dermaßen hohe Pfähle, daß man ein solches Nest kaum mit einer Pike erreichen könnte. Sobald es finster wird, klettern sie statt der Leiter an einer langen Stange hinauf. Die Dapitans machen ebenfalls gleichsam ein besonderes Volk aus, übertreffen aber die übrigen alle zusammen an Muth und Klugheit. Sie halfen nicht wenig dazu, daß die Spanier die benachbarten Inseln unter sich brachten.

Ihre Religion.

Das inwendige Land wird von Gebirgleuten bewohnet, welche niemals an die Küste herab kommen. Auch giebt es einige Schwarze daselbst, denen ihre Wildheit weiter zu nichts hilft, als daß sie sich im Besitze ihrer Freyheit erhalten. Alle diese Inseleinwohner sind entweder Götzendiener, oder haben gar keine Religion: hingegen von Sanxil bis nach Samboangan, herrschet der mahometanische Glaube ohne Ausnahme, absonderlich auf den

Philippinische Eylande

den Inseln Basilan und Xolo, welche letztere gleichsam der Sitz dieser Glaubenslehre, und das Mecha in diesem Inselstriche ist, indem derjenige, welcher die sämmtlichen Inseln mit dem muhammedanischen Aberglauben ansteckte, auf Xolo ein Grabmaal hatte, wiewohl es die Spanier bey ihrer Ankunft zerstöreten. Wenn man es bey Lichte besieht, saget Carreri m), so glauben die meisten gar keinen Gott, und diejenigen, welche noch eine Art von Gottesdienste haben, sind gottlose Hexenmeister. Die dasigen Muhammedaner lassen sich an dreyen Stücken ihres Gesetzes begnügen, an dem Verbothe Schweinefleisch zu essen, an der Beschneidung, und an der Erlaubniß mehr als eine Frau zu haben. Außerdem leben sie sehr mäßig. Sie essen nichts, als ein wenig Reiß in Wasser gekocht, oder Wurzeln, ohne das geringste Gewürz. Ja sie kochen sogar Fleisch und Fische nur mit bloßem Wasser und Salze. Ihre Kleidung ist eben so ungekünstelt. Hosen, Hemd, und Wammes ist bey ihnen nur ein einiges Ding. An der Seite tragen sie einen Cris oder Dolch mit einem vergoldeten Griffe, und über den Hosen einen Gürtel, oder vielmehr eine dermaßen breite Leibbinde, daß sie bis an die Knie hinabhängt. Der Weiber Schmuck besteht aus einem Sacke, welcher bey Tage die Stelle eines Rockes vertritt, beym Schlafengehen aber wird er auf eine lüderliche Matte hingebreitet, und bedeutet so viel als Bettücher und Madrazze zugleich. Ihre Häuser sind von Holz, und mit Binsen gedeckt. Die liebe Erde brauchen sie zum Stuhle, Baumblätter zu Schüsseln, die Rohre zu Gefäßen, und die Cocosnüsse zu Schalen.

Wüste Lebensart.

Die Bergeinwohner leben weit ungezogener, als die Muhammedaner. Kaufet ein Vater seinen Sohn aus der Leibeigenschaft los, so machet er ihn dafür zu seinem eigenen Leibeigenen. Nicht besser gehen die Kinder mit ihren leiblichen Eltern um. Bey ihnen giebt die allergeringste Gutthat einen Anspruch auf des andern Freyheit. Hat einer etwas gesündiget, so verdammen sie sein ganzes Geschlecht zur Leibeigenschaft. Die Leutseligkeit gegen Fremde gehöret bey ihnen unter die unerhörten Dinge. Das Stehlen verabscheuen sie auf das äußerste. Hingegen ein Ehebruch will so viel nicht sagen; man erleget eine leidliche Strafe, damit ist es gut. Blutschänderey im ersten Grade wird mit dem Leben gestraft; man stecket den Kerl in einen Sack, und schmeißt ihn in die See. Zwo ganze Nationen ergreifen die Waffen niemals gegeneinander: ist aber einem für seine eigene Person ein Unrecht wiederfahren, so trachtet er seinem Beleidiger auf alle nur ersinnliche Weise nach dem Leben; indem sie von keinem andern Gesetze zu Entscheidung ihrer Streitigkeiten wissen, als welches die Macht oder Stärke des Gegners vorschreiben will. Wer sich nicht auszukommen getrauet, suchet seines Lebens Sicherheit durch Geschenke zu erkaufen. Ist einer Willens, irgend einen vor den Kopf zu schlagen; der zukünftige Todte aber hat eine mächtige Freundschaft: so suchet er vor allen Dingen ein Stück Geldes zusammen zu scharren, damit er sie befriedigen kann. Dagegen wird er nach verrichteter That unter die braven Kerl gezählet, und darf einen rothen Turban tragen. Diese verruchte Gewohnheit ist unter den Subanos eingeführet: allein, bey den Caragos ist das nicht einmal genug, sondern es gehöret weit mehr dazu, wenn man das Heldenzeichen, das ist einen bunten Turban Baracho genannt, tragen will; denn man muß sieben Menschen erleget haben.

Regierung und Adel.

Die beyden muhammedanischen Könige auf der Insel Mindanao lassen ihren Unterthanen durch einen Statthalter, welcher den Titel Zarabandel trägt, Recht sprechen. Es

m) Ubi supra a. d. 214 S.

Es ist dieses Amt sowohl an einem als dem andern Hofe das allervornehmste. Der Adelstand hat seine verschiedenen Stufen. Die Großen führen den Titel Tuam; die Orancayos sind vermögende Personen, welche eine gewisse Anzahl Unterthanen haben. Die Prinzen vom königlichen Geblüte nennet man Caciten. Ueberhaupt aber wird der gemeine Mann von den Vornehmen unerträglich gedrücket, weil der Landesherr nicht Macht genug dazu hat, ihrem Muthwillen zu steuern. Philippinische Eylande.

Die Mahometaner auf dieser Insel begraben ihre Todten so prächtig, als sie immer können. Die Armen wenden ihr ganzes Vermögen daran, damit sie ihrem verstorbenen Vater oder Anverwandten ein Sterbekleid von dem besten Cattune anziehen können. Sie pflanzen Bäume und Bluhmen um sein Grab; sie zünden Rauchwerk dabey an, und wenn der Verblichene ein Prinz gewesen ist, so wird ein schönes Zelt über dem Grabe aufgeschlagen, und an den Ecken vier weiße Fahnen gepflanzet. Vor Alters erwürgten sie eine große Menge Leibeigene, damit es den Verstorbenen nicht an Bedienung fehlen möchte. Doch der sonderbareste unter allen ihren Gebräuchen ist dieser, daß jedweder, um desto fleißiger an seine Sterblichkeit zu gedenken, sich seinen Sarg noch bey Lebenszeit machen lassen, und ihn an einen solchen Ort im Hause, da er ihm am besten ins Gesicht fällt, hinstellen muß.

Ihre Weiber sind zwar ungemein erbar und keusch: es erleichtert ihnen aber ihre ungemeine Häßlichkeit die Ausübung besagter Tugenden um ein ziemliches. Das Hochzeitfest wird mit großem Prachte begangen, und währet vierzehn Tage. Nach Endigung desselbigen, behält die Frau das weiße Kleid, das sie am Vermählungstage trug, der Mann aber leget sich ein rothes zu.

Die Mahometaner lassen ihren Cris, oder Dolch mit einer geflammeten Klinge, keinen Augenblick von der Seite. Die vornehmen Herren lassen die Griffe ihrer Dolche von Gold oder Elfenbeine machen, und daran kennet man sie. Im Kriege führen sie Spieße und runde Schilde, woran man sie gleichfalls von den Einwohnern aller übrigen Inseln unterscheidet, als welche länglichte Schilde tragen. Zur See gebrauchen sie die Babacayos, das ist gewisse kleine und eines Fingers dicke Röhre, die aber so hart und spitzig sind, daß man sie statt der Pfeile gebrauchen, und durch ein Brett damit schießen kann. Zu Lande führen sie nebst der Lanze und dem Dolche noch einen scharfen Säbel. Einige unter ihnen leiten ihre Abkunft aus der Insel Borneo her, und beweisen dieses Vorgeben damit, daß sie ein gewisses auf besagter Insel übliches Gewehr gleichfalls gebrauchen. Dieses sind die Sarbacanes oder Blasröhre, woraus sie gewisse kleine vergiftete Bolzen blasen, welche den unausbleiblichen Tod verursachen, woferne man nicht auf der Stelle ein bewährtes Gegenmittel gebrauchet. Die Erfahrung hat gelehret, daß in diesem Falle der Menschenkoth die allersicherste Wirkung erzeige.

Rings um Mindanao liegt eine ziemliche Anzahl Dörfer, die ihren eigenen Fürsten haben. Er steht nicht unter dem mahometanischen Könige dieses Bezirkes, hat auch von demselben noch niemals können bezwungen werden. Der gemeine Mann in diesem Fürstenthume ist heidnisch, die Edelleute aber sind Mahometaner.

Dreyßig Meilen von Mindanao gegen Südosten liegt die Insel Xolo. Sie hat ihren eigenen König, und wird wegen der großen Menge mohrischer Schiffe, die ohne Unterlaß dahin kommen, nicht unbillig der Marktplatz aller umliegenden Inseln benennet. Man findet sonst auf keiner einigen philippinischen Insel Elephanten, als auf dieser; ja, da die Einwohner sie nicht zahm zu machen begehren, so haben sie sich ungemein vermehret. Insel Xolo.

Philippinische Eylande.

Vogel, dessen Nest man ißt.

Ferner giebt es getiegerte Ziegen, das ist, ihre Haut ist eben so sprenglicht, als eines Tiegers. Der allermerkwürdigste Vogel auf der Insel Xolo ist der Salangan, von dessen Neste seines vortrefflichen Geschmackes wegen, in ganz Indien viel Wesens gemacht wird. Unter den Früchten liefert die Insel absonderlich eine große Menge Pfeffer, den die Einwohner grün einsammeln; ferner Durions im Ueberflusse, und eine gewisse Gattung Aepfel, welche von den Spaniern die königliche genennet wird, weil man sie sonst nirgend als in dem königlichen Garten antrifft. An Größe gleicht ein solcher Aepfel einem gewöhnlichen; nebst dem hat er eine ziemliche hohe Purpurfarbe, und weiße Kerne, von sehr angenehmem Geschmacke, sie liegen aber in einer Schale, die so dick ist, als eine Schuhsohle. Außer dem schätzet man in dieser Insel ein gewisses Kraut, Namens Ubosbamban, sehr hoch, weil es Lust zum Essen machet. Die Perlen, die man an der Küste fischet, sind ihrer Schönheit wegen berühmt. Unter den Tauchern auf Xolo herrschet die wunderliche Gewohnheit, daß sie sich die Augen mit Blute von einem weißen Hahne bestreichen, ehe sie unter das Wasser fahren. Die See wirft viel Ambra an den Strand, absonderlich vom May an bis in den Herbstmonat, zu welcher Zeit in der dasigen Gegend, weder Süd- noch Südwestwinde blasen.

Insel Basilan, der Garten von Sambrangan genannt.

Die Insel Basilan liegt nur drey Meilen von Mindanao, und hat zwölfe im Umkreise. Weil sie der Landschaft Sambrangan gerade gegen über liegt, und sie mit Platanen, Zuckerrohre, Gaves und Lanzones versorget: so nennet man sie den Garten derselbigen. Die letztere Frucht trägt auf der Insel Pintadon den Namen Boaba, und gleicht an Größe einer Nuß. Unter der äußern Schale liegen drey bis vier dermaßen süße und zarte Kerne, daß man eine erstaunliche Menge essen kann, ohne die geringste Beschwerlichkeit davon zu verspüren. Sowohl hier als auf Leyte findet man eine Gattung Castanien, die auf der letztbesagten Insel den Namen Tugup trägt. Sie hat eine wollichte Schaale, und wird so groß, als eine Melone. Das Mark ist weich und von angenehmem Geschmacke. Inwendig liegen kleine Kerne, welche den Atas und Cirimayas, die man in Neuspanien findet, gleichen. Der Balono gleicht äußerlich einer Quitte, hat aber inwendig ein markiges Wesen eines Fingers dick, darinnen ein Kern liegt, den man, ehe er noch völlig reif wird, mit Weinessig einmachet. Basilan trägt viel Reiß, der aber nicht nur am Geschmacke und an der Farbe, sondern auch wegen seiner übrigen Eigenschaften etwas besonderes hat. Ungeachtet die Insel nur klein ist, so hat sie doch große Flüsse, durch welche zu setzen es schwer fällt. An wilden Schweinen und Hirschen fehlet es ihren Wäldern im geringsten nicht. Das Holz ist ungemein gut zum Bauen. Zum Beschlusse, so ist die See gegen die Einwohner dieses Eylandes nicht weniger freygebig, als die Erde; denn sie liefert ihnen nicht nur alle in Europa bekannte Fische, sondern auch noch viele andere dieser Gegend eigene, und darunter viele Schildkröten von der zweyten Gattung, das ist von derjenigen, die man ihrer Schaale wegen aufsuchet. Zu allen diesen Reichthümern kommen noch zweyerley Gattungen Agathe.

Philippinische Eylande.

Der VI Abschnitt.

Eroberung der philippinischen Eylande.

Langes Zaudern der Spanier. Unternehmung des Lopez Legaspi. Er erobert Sibu und bauet eine Stadt. Urbanetta thut der Schiffahrt Dienste. Vergrößerung der Spanier in den Philippinen. Ihre Eroberungen in der Insel Mindanao. Sie machen mit dem Könige Friede. Einbildung der Einwohner von den Spaniern. Eroberung der Insel Xolo. Die Spanier werden hinaus gejagt.

Nachdem die Spanier die philippinischen Inseln entdecket hatten: so ließen sie es länger als zwanzig Jahre dabey bewenden, daß sie nunmehr einen neuen Weg nach Ostindien wußten, und durch Hülfe desselbigen in den Besitz der moluckischen Inseln gekommen waren: sie suchten also nur ihre in besagten Inseln gemachte Einrichtung auf einen dauerhaftigen Fuß zu setzen. Aber, indem sie sich daselbst mit den Portugiesen herum schlugen, gebrauchten beyde Höfe zu Hause ganz andere Waffen. Sie nahmen die Feder, die Astrolabia und die Landkarten zur Hand, und suchten ihre Ansprüche damit zu unterstützen. Endlich fiel der Ausspruch in dieser berufenen Streitigkeit zu der Portugiesen Vortheile aus; die wenigen Spanier, die sich noch in den moluckischen Eylanden befanden, räumeten sie freywillig, und bedungen sich nur die freye Ueberfahrt nach Spanien aus. Langes Zaudern der Spanier.

Von dieser Zeit an, richtete der madritische Hof die Augen im Ernste auf die philippinischen Inseln; und weil ihm kein Mensch das Vorrecht auf selbige streitig zu machen begehrete, so beschloß er, um von des Magellans Unternehmung doch wenigstens einigen Vortheil zu haben, selbige unter seine Bothmäßigkeit zu bringen. Es bekam demnach Ruys Lopez de Villalobos in dem 1542 Jahre den Befehl, mit fünf Kriegesschiffen aus Mexico unter Segel zu gehen. Nach einer zweymonatlichen Schiffahrt entdeckte er die Insel Los Coralos unter dem zehnten Grade, und nachgehends die Diebeseylande, welche mit der Zeit den Namen der marianischen erhielten. Aber als er weiter fort segelte, und die Steuerleute nicht einig mit einander waren: so konnte er die Inseln unter dem eilften Grade nicht antreffen. Er mußte folglich im Hornunge des 1543 Jahres in der Caragabay einlaufen. Daselbst verlohr er nicht nur den allermeisten Theil seiner Leute durch Hunger und Krankheit, sondern es giengen auch viere von seinen Schiffen durch heftige Stürme zu Grunde. Da ihn nun überdieses noch die Portugiesen von den moluckischen Eylanden zurück wiesen, und nicht einmal mit den geringsten Lebensmitteln versorgeten: so gieng er nach Amboina, und grämete sich daselbst zu Tode.

Durch diesen Unfall wurden die Spanier von einem weitern Versuche so sehr abgeschrecket, daß sie ganzer zehn Jahre lang weder an die Eroberung dieser Inseln noch an die daraus entspringenden Vortheile gedachten. Endlich brachte es der Pater Urbanetta, ein Augustinermönch bey Philipp dem II so weit, daß er dem Unterkönige von Mexico Befehl zu einer neuen Unternehmung ertheilete. Man rüstete hierauf ein Geschwader von vier Kriegesschiffen und einer Fregatte aus, besetzte es mit vier hundert Mann, und ließ es im 1564 Jahre unter Anführung des Michel Lopez Legaspi unter Segel gehen. Indem auch der ganze Entwurf der gegenwärtigen Unternehmung von den Anschlägen des Paters Urbanetta und einiger andern Mönche von seinem Orden herrührete: so wollten sie bey seiner Ausführung nicht zurück bleiben; sondern sie schifften sich gleichfalls auf der Flotte ein. Mit dem Anfange des folgenden Jahres erreichte selbige die Insel Leyta, lief glücklich Unternehmung des Lopez Legaspi.

Philippinische Eylande

lich durch die Straße, und legte den 27ten April am heiligen Pfingsttage im Hafen Sibu vor Anker. Sie hatte zu ihrem Wegweiser einen Mohren aus **Borneo** gehabt, den Legaspi, weil er alle diese Inseln auf das beste kannte, bey **Panaon** an Bord nahm. Die Spanier stiegen ohne den geringsten Widerstand ans Land; nachgehends aber schöpften sie einigen Argwohn gegen die Einwohner der Insel, und bemeisterten sich der indianischen Stadt **Sibu** mit stürmender Hand. Unter der Beute fand man das obenerwähnte Bild des Jesuskindleins, nach welchem man sowohl die Stadt selbst, als auch das erste von den Augustinern darinnen angelegte Kloster, benennete. Als die Spanier nunmehr einen festen Sitz im Lande hatten: so gieng **Urbanetta** nebst dem **Don Philippo de Salzedo** auf dem Admiralsschiffe unter Segel, um in diesem ungeheuren Meere, das man bisher nur auf ein Gerathewohl durchstrichen hatte, einen gewissen Weg nach Neuspanien auszufinden, und fest zu stellen. Seine Reise lief übrigens zwar ganz glücklich ab: allein, die Ehre der Erfindung trug **Don Alonso de Arellana** davon, welcher sich in einer **Patache** vor ihm auf den Weg gemacht, auch vor ihm nach Neuspanien gekommen war. Unterdessen gebühret dem **Urbanetta** nichts destoweniger der Ruhm, den seine besondere Einsicht und viele Bemühung billig verdienen, indem er den Weg genau beobachtete, und die nöthigen Karten zu dieser Seefahrt verfertigte.

Erobert Sibu, und bauet eine Stadt.

Was Urbanetta zum Vortheil der Schifffahrt thut.

Im 1570 Jahre, wurde **Legaspi** durch ein königliches Patent mit dem Generalstitel begnadiget, und ihm befohlen, seine Eroberungen weiter auszubreiten. Er rückte demnach das folgende Jahr vor die Stadt **Manilla**, bezwang sie ohne Blutvergießen, und legte den ersten Grund zu derjenigen, welche noch heutiges Tages da steht. Bald darauf wurde die Handlung mit dem chinesischen Reiche eröffnet. **Legaspi** selbst, gieng zwar im 1572 Jahre mit Tode ab: allein, sein Nachfolger in der Statthalterschaft, Namens **Guido von Labazarris** breitete sich immer weiter in der Insel aus, und beschenkte seine tapfersten Soldaten mit Landgütern. Es wurden diese Güter zu Rittersitzen erhoben, und mit allerley Vorrechten begabet, welches alles der spanische Hof ohne die geringste Schwierigkeit bestätigte. Im 1574sten Jahre waren die Spanier schon so mächtig, daß sie einen gewissen chinesischen Seeräuber, Namens **Limahon**, der sie mit einer Flotte von siebenzig Barken angriff, zurück schlagen konnten. Im folgenden Jahre brachte ihnen **Don Francesco de Sande** eine neue Verstärkung aus **Mexico**, und unternahm den berühmten Zug nach der Insel **Borneo**, auf welchem er den König dieser Insel aus dem Felde schlug, und seine Hauptstadt ausplünderte. Auch machte er die beyden Inseln, **Mindanao** und **Xolo**, der Krone zinsbar. Seine Nachfolger wandelten mit aller Macht in seinen Fußstapfen. **Stefano Rodriguez de Figueroa** unternahm im 1597 Jahre die Eroberung der Insel **Mindanao** auf seine eigenen Kosten, und machte den spanischen Namen in allen diesen Inseln fürchterlich, starb aber mitten in dem Laufe seiner Thaten. Nach ihm gelangte **Don Juan de Ronquillo** zur Regierung, und führete den Krieg lange Zeit, wiewohl mit abwechselndem Glücke fort. Endlich den 6ten April 1635 bezwang **Juan Chaves** die Landschaft **Samboangan**, und erbauete eine Festung darinnen, worauf der König, welcher diesen Theil der Insel beherrschete, um Friede bitten mußte. Es wurde selbiger auch wirklich, und zwar unter allerley Bedingungen geschlossen; doch die vornehmste darunter war, das Versprechen einer so vollkommenen Freundschaft, daß jedwede Klage wegen empfangener Beleidigung, und überhaupt alles, was einigen Anlaß zum Misvergnügen geben möchte, von beyden Höfen untersuchet, und das gute Verständniß

Vergrößerung der Spanier in den Philippinen.

Ihre Eroberungen in der Insel Mindanao.

Machen mit dem Könige Friede.

niß nicht eher als nach verlaufener sechsmonatlichen Frist aufgehoben werden sollte *n*). Zu selbiger Zeit konnte der König von diesem Theile der Insel dreyßigtausend Mann auf die Beine bringen, auch theils mit Schießgewehre, das er von den Holländern erkaufte, theils mit Pfeilen und anderm kriegerischen Handwerkszeuge ausrüsten. Sein gewöhnlicher Sitz war ein offener Ort, indem die ganze Befestigung desselbigen nur in Pallisaden und einigen Feldstückchen bestund. Endlich nachdem der manillische Statthalter lange Zeit im tiefsten Frieden mit ihm gelebet, und einstens einen Anfall der chinesischen Seeräuber zu befürchten hatte, räumete er diesem Könige die Schanze **Samboangan** ein, wiewohl mit der Bedingung, er sollte sie den Spaniern wieder abtreten, wenn es ihnen belieben würde, sie von neuem zu besetzen. In der Landschaft **Carrago** hingegen, ließen die Spanier einen Alcade Major, nebst einiger Mannschaft von ihrer Nation verbleiben, weil sie den dasigen Einwohnern nicht eben so gut, als dem nurerwähnten Könige trauen durften. Ueber dieses hatten sie noch die Schanze **Illigan**, in der Landschaft **Dapitan**, im Besitze, und ließen sie sorgfältig verwahren, ungeachtet die dasigen Landeseinwohner ihre den Spaniern versprochene Treue noch niemals im geringsten verletzet hatten. Allein, man wußte auch, daß diese Unterthänigkeit großen Theils von einer ziemlich kindischen Furcht herrührete. Denn da sie die Spanier mit dem Degen an der Seite Zwieback essen und Toback rauchen sahen: so gedachten sie, es wären schreckliche Ungeheuer mit einem langen Schwanze, die Steine fräßen, und Rauch ausspeyeten.

Philippinische Eylande

Einbildung der Einwohner von den Spaniern.

Man bemerket, daß die Jesuiten den 24sten des Hornungs 1624, auf die Insel Mindanao kamen, um die Einwohner zu bekehren, und alle geistliche Verrichtungen zu übernehmen. Der spanische Statthalter auf dieser Insel, **Don Ferdinand Tello** übertrug ihnen die Sorge für die sämmtlichen Kirchspiele. In dieser Austheilung wurde Illigan und Dapitan mit begriffen.

Eroberung der Insel Xolo.

Im 1638 Jahre eroberte der manillische Statthalter, **Don Sebastiano Hurtado de Corcuero** die Insel **Xolo** mit einer Flotte von achtzig Barken, worauf er eine große Menge Indianer, nebst sechshundert Spaniern eingeschiffet hatte. Der Friede, den er mit den Einwohnern traf, wurde durch die Einführung des Christenthums unter der Jesuiten Aufsicht, bestätiget, nachgehends durch den Unverstand einiger spanischen Officier zwar gebrochen, aber im 1646 Jahre unter der Bedingung wiederum erneuert, daß der König alle Jahre so viel Reiß, als man in drey, acht Klafter lange Barken einladen könnte, zum Tribute bezahlen sollte. Zwey Jahre hernach wurde die Insel von den Holländern angegriffen. Nun legte zwar die Tapferkeit der Spanier ihrem Vorhaben unübersteigliche Hindernisse in den Weg: allein der König von Xolo ergriff diese Gelegenheit, und schaffte sich seine Ueberwinder vom Halse. Die Noth zwang die Spanier, den vorigen Vergleich aufzuheben, und andere Bedingungen einzugehen. Sie genießen nämlich die Freyheit, in den Häfen der Insel Anker zu werfen, gleichwie es hingegen den Unterthanen des Königes erlaubet ist, in den philippinischen Inseln ihre Handlung zu treiben.

Die Spanier werden hinaus gejagt.

Als die Vereinigung der beyden Kronen Castillien und Portugall einen Theil der Morgenländer unter spanische Bothmäßigkeit gebracht hatte: so rüstete der manillische Statthalter eine ansehnliche Flotte aus, und wollte die letzte Hand an die gänzliche Eroberung dieser Eylande legen. Allein, als er sich an den Bord des Admiralschiffes, welches bereits

n) Diese Nachrichten findet man in des Pater Rablis Geschichte von Mindanao.

Philippinische Eylande.

reits unter Segel gegangen war, begeben wollte, und zu diesem Ende eine Galeere bestieg: so erregten seine Ruderknechte, welche lauter Sangleys waren, einen Aufstand, schlugen ihn nebst allen auf dem Schiffe befindlichen Spaniern tod, und ergriffen in ihrer Galeere die Flucht nach China. Sein Sohn Don Louis de las Marinas folgete ihm in der Statthalterschaft, und suchte die Unternehmung auszuführen. Alle folgende Statthalter ließen sich dieses Vorhaben nicht weniger angelegen seyn. Dem ungeachtet hat es bisher noch immer nicht nach dem Wunsche der Spanier glücken wollen, indem sie, wie alle Seefahrer berichten, kaum den zehnten Theil der Einwohner unter ihre Gewalt gebracht haben.

Der VII Abschnitt.

Regierung der Insel Manilla und der übrigen Eylande.

Geistliche Regierung. Landesregierung. Gehalt Vorrecht der Statthalter. Damit verknüpfter der vornehmsten Bedienten. Außerordentliches Verdruß. Betrübtes Schicksal der meisten.

Ungeachtet der erstaunlichen Entfernung des madridischen Hofes, ist die spanische Regierung auf diesen Inseln dennoch so weislich eingerichtet, und auf einen so dauerhaften Grund gebauet, daß auf einer Seite die Ausübung der nöthigen Gewalt im geringsten nicht gehindert, auf der andern aber allem Misbrauche derselbigen vorgebauet wird.

Geistliche Regierung.

Das Kirchenregiment ist in den Händen des manillischen Erzbischofes, den der König darzu ernennt. Er entscheidet nicht nur die Angelegenheiten seines eigenen Sprengels, sondern es wird auch von den geistlichen Gerichten der unter ihm stehenden Bischöfe an ihn appelliret. Stimmet aber sein Ausspruch mit dem vorigen nicht überein: so steht es einem jedweden frey, von selbigem an den Bischof der camarinischen Inseln zu appelliren, welcher zu diesem Ende mit besonderer Gewalt von dem heiligen Stuhle versehen ist. Nebst dem Erzbischofe und seinen drey Suffraganeis, nämlich dem Bischofe zu Sibu, dem vorhinerwähnten in den camarinischen Inseln und dem zu Cagayan, befindet sich zu Manilla allemal noch ein Titularbischof oder Coadjutor, welcher bey den Spaniern der Bischof mit dem Ringe heißt. Dieser übernimmt, sobald eine bischöfliche Kirche erlediget wird, das Regiment derselbigen, damit es ununterbrochen ausgeübt werde. Dieses war das beste Mittel, das man erdenken konnte, um sowohl dem Könige von Spanien sein Ernennungsrecht vorzubehalten, als das Wohl der Gemeine zu besorgen, indem sie außerdem sechs ganze Jahre auf die Ankunft eines neuen Hirten von Madrid hätte warten müssen. Der Inquisitions Commissarius wird von dem zu Mexico befindlichen Obergerichte ernannt.

Landesregierung.

Das Oberhaupt der Landesregierung und des Soldatenwesens ist der Statthalter, als welcher zugleich auch den Titel eines Generalcapitains führet. Sein Amt währet acht Jahre lang. Er ist Präsident des Oberappellationsgerichtes, welches aus vier Auditeurs oder Räthen, und einem Fiscaladvocaten besteht. Es wurde im 1584 Jahre errichtet. Nachgehends glaubte man, es sey unnöthig, und bestimmte im 1590 Jahre die Besoldungen der ehemaligen Räthe, zu Unterhaltung einer Anzahl Soldaten: allein, im 1598 Jahre wurde es nicht nur wieder eingeführet, sondern auch mit noch größern Vorrechten als zuvor begabet. An dieses Gericht ergehen die Appellationes von den Stadtgerichten; es untersuchet auch die Gewaltthätigkeiten, welche von Geistlichen begangen werden, gleich

wie

*) Carreri ubi supra a. d. 49 S.

Philippinische Eylande

Gehalt der vornehmsten Bedienten.

wie das Tribunal de la Force in Spanien. Der Statthalter sitzt als Präsident zwar mit im Rathe, hat aber keine Stimme: sind nun die Stimmen der vier Räthe gleich getheilet, so ernennet er einen Rechtsgelehrten, welcher den Ausschlag giebt. Jedweder Rath genießt jährlich viertausend und vierhundert Stücke von Achten zur Besoldung, und wird ihm alle vier Monate ein Drittheil davon ausgezahlet. Der Fiscaladvocat bekömmt eben so viel: allein es zahlen ihm über dieses noch die Sangleys dafür, daß er sie schützet, jährlich sechshundert Stücke, und zweyhundert zieht er als Beschützer der heiligen Crusada. Die gewöhnliche Besoldung des Statthalters steigt bis auf dreyzehntausend und dreyhundert Stücke von Achten, nämlich viertausend hat er als General, vier tausend als Präsident des Obergerichtes, und fünf tausend und drey hundert als Statthalter, oder wegen Besorgung der Landesangelegenheiten. Stirbt er währenden Amtes, so genießt der älteste Rath seine Besoldung, besorget alle Krieges- und Landesgeschäffte, und leget nachgehends dem neuen Statthalter Rechnung darüber ab.

Außerordentliche Vorrechte der Statthalter.

Man wird sich billig über die Größe der Besoldungen in einem solchen Lande verwundern, da Lebensmittel, Kleidung, und mit einem Worte, alles und jedes, sowohl was zum Prachte als was zur Nothdurft des menschlichen Lebens gehöret, weit wohlfeiler ist, als sonst an einem Orte in der ganzen Welt. Es bezeugen auch die Reisenden, wenn die philippinischen Inseln nicht so gar entsetzlich weit von Spanien lägen, so würde kein einiger Vornehmer am ganzen Hofe seyn, der nicht nach dieser Statthalterschaft streben sollte, indem der Vortheil dabey unermäßlich, der Gerichtsbezirk ungemein weitläuftig, die Gewalt ohne Schranken, die Bequemlichkeiten im Ueberflusse, die Vorrechte ansehnlich, und die Ehrenbezeigungen ausnehmend sind o). Denn der Statthalter besorget nicht nur die Regierungsgeschäffte, und verwaltet nebst den vorerwähnten Räthen die Gerechtigkeit; sondern er vergiebt auch alle Kriegesbedienungen, ernennet die Alcaden für die unter ihm stehenden zwey und zwanzig Landschaften, und besetzet, wenn der Statthalter auf den marianischen Eylanden mit Tode abgeht, seine Stelle so lange mit einem andern, bis der Hof anderweitige Verordnung machet. Ja er konnte mit den Statthalterschaften auf Formosa und Ternate ein gleiches thun, als diese Inseln noch unter spanischer Bothmäßigkeit stunden. Er belehnet die spanischen Soldaten, wenn er sie dieser Belohnung würdig hält, mit der Herrlichkeit über indianische Dörfer. Ein solches Lehen wird gemeiniglich auf doppelte Lebenslänge ertheilet, das ist mit dem Rechte der Nachfolge für Frau und Kinder. Nach ihrem Ableben aber fällt das Guth wieder an die königliche Kammer. Der Lehenman zieht die meisten Abgaben, welche sonst dem Könige entrichtet werden, absonderlich die Kopfsteuer von zehn Piasters für einen verheiratheten, und von fünf Piasters für die übrigen; hingegen muß er von jedem Kopfgelde zwey Piasters zu Unterhaltung der Soldaten abgeben, imgleichen muß er jedwedem in seinem Bezirke einquartierten Soldaten, vier Cavans p) Reiß liefern. Der König bekömmt aus seinen Kammergütern nicht nur die zehn Piaster, sondern auch noch zwey Cavans Reiß vom Kopfe.

Ferner genießt der philippinische Statthalter das Recht, alle erledigte Dohmherrenstellen an der erzbischöflichen Kirche zu vergeben. Nur muß er es dem Könige melden, welcher seine Ernennung allemal bestätiget. Soll eine weltliche Pfarre, oder eine königliche Pfründe vergeben werden: so schlägt der Erzbischof drey Personen vor, und der Statthalter

p) Ein Cavan beträgt funfzig spanische Pfunde.

Philippinische Eylande.

ter wählet eine davon. Hingegen die Ordenspfarren besetzet der Superior des Ordens, und bedarf seine Wahl keiner weitern Bestätigung. Unterdessen darf keine Ordensperson ohne Erlaubniß der Bischöfe sonst jemanden Beichte hören, als nur die Indianer. Endlich so ernennet der Statthalter auch den General über die Galione, welche jährlich nach Neuspanien abgeht; und ist dieses ein Amt, das über funfzigtausend Thaler einträgt. Er vergiebt ferner die Befehlshaberstellen in den befestigten Plätzen, und machet überhaupt mehr Hauptleute und Kriegesbediente, als in ganz Spanien vorhanden sind, indem er, um die Indianer zu desto größerer Treue gegen Spanien zu verbinden, die Macht hat, ihnen Obersten- Majors- und Hauptmannstitel zu ertheilen, wornach sie nur halb soviel Steuer als zuvor geben dürfen.

Damit verknüpfter Verdruß.

Doch diese ungemeine Herrlichkeit und weit ausgreifende Gewalt findet ihr Gegengewicht in der Untersuchung, welche die Einwohner der philippinischen Eylande nach verflossener Regierungszeit eines Statthalters mit seiner Aufführung vornehmen. Es hat sodann jedermann das Recht, seine Klagen vorzubringen; ja es wird die Erlaubniß dazu in jedweder Landschaft öffentlich kund gemacht. Besagtes Recht dauret sechzig Tage, und so lange wird jedermann angehöret. Gemeiniglich ist der neue Statthalter seines Vorfahrens Richter, und bringt er eine ausdrückliche Vollmacht vom Könige und vom indianischen Staatsrathe dazu mit. Unterdessen behält sich der Hof den Ausspruch über gewisse Klagen bevor; folglich läßt sie der Richter nur protocolliren, und schicket sie nach Spanien: die übrigen Fälle hingegen kann er selbst entscheiden. Die Räthe, welche die Regierung an eines verstorbenen Statthalters Stelle geführet haben, oder eine anderweitige Bedienung außerhalb Landes antreten sollen, sind einer gleichen Untersuchung unterworfen, doch mit dem Unterschiede, daß sie für ihre Person abreisen, und ihre Verantwortung durch einen Gevollmächtigten thun dürfen. Die Schärfe steigt bey diesen wunderlichen Processen ohne Ansehung des hohen Standes bis auf wirklichen Verhaft. **Don Sebastian Hurtado de Corcuera**, saß fünf ganzer Jahre auf dem Schlosse des heiligen Jacobs gefangen, und **Don Diego de Faxardo** beynahe eben so lange: man mußte ihnen aber, auf ausdrücklichen Befehl des Königes, alles unrechtmäßiger Weise entzogene wieder geben. Es ist zwar diese Schärfe von dem indianischen Staatsrathe nachgehends gemildert, und befohlen worden, man sollte den Statthaltern für ihre Person kein Leid anthun, sondern nur die Acten nach Spanien schicken: allein, wegen der weiten Entlegenheit wird dieser Befehl nicht allemal genau beobachtet. **Carreri** versichert, man wisse seit der Eroberung dieser Inseln nicht mehr als zween Statthalter, welche nach Spanien zurück gekommen wären, alle übrige wären entweder vor Verdruß, oder wegen der beschwerlichen Reise verstorben. Ferner saget er, die Untersuchung der begangenen Verbrechen eines Statthalters trage seinem Nachfolger allemal hundert tausend Thaler ein, und müßte der vorige, wolle er sich anders den Verdruß vom Halse schaffen, diese Summe schon in Bereitschaft halten q).

Betrübtes Schicksal der meisten Statthalter.

Der

q) Ubi supra a. d. 54 S.

Der VIII Abschnitt.

Witterung und natürliche Vortheile der philippinischen Inseln.

Wärme und Nässe hat die Oberhand. Winde. Beschaffenheit der Luft. Erdbeben. Feuerspevende Berge. Warum die Leute aus dem Gebirge beständig herumschweifen. Bequeme Lage dieser Eylande zur Handlung. Verlust des japanischen Handels.

Wärme und Näss hat die Oberhand.

Die Haupteigenschaften aller dieser Inseln ist Hitze und Nässe. Zwar ist die Hitze nicht so groß, als in Wälschland während der Hundestage: allein, sie ist weit beschwerlicher, indem sie beständigen Schweiß verursachet, und dadurch die allerstärksten Naturen schwächet. Die Nässe entsteht von der großen Menge Flüsse, Seen, Teiche, und von dem heftigen Regen, der die meiste Zeit des Jahres über fällt. Man bemerket es als eine ganz besondere Sache, daß auf den philippinischen Inseln das Ungewitter allemal mit Regen und Blitzen anfängt, der Donner hingegen erst nach geendigtem Regen gehöret wird. In dem Brach- Heu- und Augustmonate, ja bis in den Herbstmonat hinein, regieren die Süd- und Westwinde. Diese bringen dermaßen häufige Regen und große Wolkenbrüche mit sich, daß das ganze Land unter Wasser steht, und man auf keine andere Weise als vermittelst kleiner Nachen aus einem Dorfe in das andere kommen kann. Vom Weinmonate bis in die Mitte des Christmonats regieret der Nordwind, und überläßt hernach seine Stelle bis in den Mayen dem Ost- und Ostsüdostwinde. Dergestalt hat das Meer der philippinischen Inseln seine zween Mussons eben sowohl, als andere indianische Meere, einen trockenen und schönen, den die Spanier Brise nennen; und einen nassen stürmischen, der bey ihnen Vandaval heißt.

Winde.

Noch hat die Landesart dieses besondere, daß die Europäer niemals einiges Ungeziefer an sich spühren, ihre Kleider und Hemder mögen übrigens so unrein seyn, als sie wollen, da im Gegentheile die Indianer davon wimmeln. Von Schnee weis man daselbst eben so wenig, als vom Eise; daher fällt es nicht möglich, das Getränk auf andere Weise abzukühlen, als man werfe Salpeter ins Wasser, welches aber der Gesundheit wenig Nutzen bringt. Mit einem Worte, es bleibt in dieser Gegend ohne Unterlaß warm; da nun die beständige Gleichheit der Täge und Nächte noch dazu kömmt: so bleiben die zum Essen und zu Verrichtungen gewidmeten Stunden, das ganze Jahr über eben dieselbigen; eben so wenig verändert man die Kleidung, indem man aus keiner andern Ursache Tuch trägt, als um sich gegen den Regen zu verwahren. Diese Vermischung von Hitze und Nässe machet keine sonderlich gesunde Luft; sie verhindert die Dauung, und fällt überhaupt jungen Europäern beschwerlicher, als alten. Unterdessen sind auch die Speisen sehr leicht. Weil das gewöhnliche Brodt nur aus Reiß gebacken wird, so ist es nicht so schwer, als das europäische. Die Palmbäume, welche in feuchtem Boden haufenweise wachsen, liefern Oehl, Essig und Wein; und da man unter allerley Gattungen Speisen die Wahl hat, so pflegen vermögliche Personen des Mittags Wildprät, und des Abends Fische zu genießen. Arme Leute behelfen sich meistens mit schlechtgekochten Fischen, und sparen das Fleisch für die Festtage. Noch eine andere Ursache der schlimmen Luft ist der Thau, welcher alle Tage, auch bey dem heitersten Wetter fällt, und zwar in solcher Menge, daß er gleich einem Regen von den Bäumen herunter rieselt, wenn man sie schüttelt. Die Landeseingebohrnen empfinden nicht die geringste Beschwerlichkeit davon, sondern erreichen ein Alter von achtzig bis hundert Jahren; allein, die Europäer befinden sich meistentheils ziemlich schlecht dabey.

Beschaffenheit der Luft.

Philippinische Eylande

Zu **Manilla** kann man weder essen noch schlafen, ohne, daß einem der Schweiß beständig auf dem Leibe stünde: allein, unter freyem Himmel schwitzt man nicht so sehr, weil die Luft in stärkerer Bewegung ist. Aus dieser Ursache schaffen sich alle reiche Leute Landgüter an, und bringen die Zeit von der Mitte des Märzes bis zu Anfange des Brachmonates auf selbigen zu. Ungeachtet im Maymonate eine stärkere Hitze als zu jedweder andern Zeit verspühret wird, so fallen doch bey der Nacht zum öftern erstaunliche Wolkenbrüche, wobey es heftig blitzet und donnert.

Erdbeben.

Wir haben bereits angemerket, **Manilla** werde von schrecklichen Erdbeben heimgesuchet, absonderlich in der schönen Jahreszeit. Im Herbstmonate des 1627 Jahres ereignete sich ein dermaßen heftiges, daß von zween in der Landschaft **Cagayan** liegenden Bergen, die **Carvallos** genannt, der eine dem Erdboden gleich gemacht wurde. Im 1645sten Jahre gieng der dritte Theil der Hauptstadt durch einen ähnlichen Zufall zu Grunde, und es wurden über dreyhundert Personen unter dem Schutte der einstürzenden Häuser begraben. Die alten Indianer versicherten, es habe sich dergleichen Unglück schon öfters zugetragen, und eben daher rühre ihre Gewohnheit, die Gebäude nur von Holze aufzuführen. Die Spanier sind ihrem Beyspiele nachgefolget; wenigstens doch, soviel die obern Stockwerke betrifft.

Feuerspeyende Berge.

Sie müssen allerdings in unaufhörlicher Angst und Sorge leben, wenn sie die große Anzahl brennender Berge betrachten, die rings um sie unaufhörlich Feuer und Flammen ausspeyen, die ganze umliegende Gegend mit Asche bedecken, und die größten Steine unter dem fürchterlichsten Gekrache, wer weis wie weit auswerfen. Auf der andern Seite bilden uns alle Reisende den Boden als einen der angenehmsten und fruchtbarsten in der ganzen bekannten Welt ab. Das Gras wächst, und die Bäume blühen das ganze Jahr über, und man findet auf dem Gebirge eben sowohl als in den Gärten, Obst und Blüthe zugleich am Baume. Ehe die alten Blätter abfallen, sind gemeiniglich die neuen schon wieder da. Um dieser Ursache willen haben die Gebirgleute keine beständige Wohnung, sondern sie leben unter dem Schatten der Bäume, die ihnen Nahrung und einen angenehmen Aufenthalt zugleich verschaffen. Haben sie in einer Gegend oder in einem Walde alle Früchte aufgezehret: so ziehen sie anderswohin. Die Pommeranzen- Citronen- und alle in Europa bekannte Bäume überhaupt, tragen des Jahres über ordentlich zweymal Früchte. Pflanzet man ein Reiß in die Erde: so trägt es im folgenden Jahre schon. Sowohl **Villalobos** als **Dampier** und **Carreri** stimmen in diesem Stücke einhällig mit einander überein, sie hätten an keinem einigen Orte mehr Grünes auf dem Felde, noch ältere und dickere Stämme in den Wäldern, oder auch mehrerley zur Nothdurft und Bequemlichkeit des menschlichen Lebens dienende Baumfrüchte angetroffen, als hier.

Warum die Gebirgleute beständig herum schweifen.

Bequeme Lage dieser Inseln zur Handlung.

Hiezu kömmt, nach dem Geständnisse der nurerwähnten Schriftsteller, noch dieses, daß **Manilla** zwischen den allerreichsten Ländern in ganz Ost und Westen liegt, und durch eben diese Lage zu einem Orte wird, wo die Handlung so sehr als irgendwo in der ganzen Welt blühet. Indem die Spanier von Osten, gleichwie die übrigen europäischen und indianischen Völker von Westen in die philippinischen Eylande kommen: so werden sie gleichsam der Mittelpunct, in welchen alle Reichthümer zusammen fließen, und sich von neuem in andere Gegenden ausbreiten. Man findet da das Silber aus **Peru** und Neuspanien, die Diamanten aus Golkonda, die Topasen, Saphire und den Zimmet aus Ceylan, den Pfeffer aus Java, die moluckischen Nelken und Muscatnüsse; Rubinen und Campher aus Borneo,

Perlen und kostbare Tapeten aus Persien; Gummi Benzoe und Elfenbein aus Camboja; den Biesam aus Lequios; die bengalischen Seiden- und Baumwollenzeuge; Porcellan, Zeuge und andere Kostbarkeiten aus China. Solange die Handlung nach Japon noch erlaubet war, kamen alle Jahre zwey bis drey Schiffe mit dem feinesten Silber, Ambra, Seidenzeugen und lakirten Sachen nach Manilla, und tauscheten dagegen Leder, Wachs und allerley Landesfrüchte ein. Mit einem Worte, man kann sich die besondern Vortheile, welche Manilla hat, nicht leichter vorstellen, als wenn man erwäget, daß das Schiff, welches alle Jahre nach Acapulco abgeht, mit baarem Gelde und einem Gewinne von vier gegen eines wieder zurück kömmt.

Philippinische Eylande

Verlust des japanischen Handels.

Der IX Abschnitt.

Thiere, Pflanzen und Früchte der philippinischen Inseln.

Vielerley Thiergattungen. Ungeheure Affen. Besondere Eigenschaften der Zibethkatzen. Taguans. Mingo. Iguana. Entsetzliche Schlangen. Sonderbare Vogel. Tavon. Turteltauben. Der Kolin. Paloma Torcaz. Calangan. Herrero. Colocolo. Salpeter aus Fledermäusen. Der Douvon. Crocodille. Bubayas. Austern und Rochen. Allerley Früchte. Santor. Mabol. Bilimbins. Manuba. Noch andere Früchte. Mandeln auf Fichtenbäumen. Palmbäume. Casa und Nipa. Allerley Bäume. Blätter werden zu Thieren. Besondere Blumen. Andere treffliche Kräuter. Gift und Gegengift. Camandag und dessen gefährliche Wirkung. Maca Bubay. Fühlkräuter.

Weil sich die Fruchtbarkeit eines Landes auch so gar in der starken Vermehrung der Thiere äußert: so wimmeln die Felder in den philippinischen Inseln von einer so großen Menge wilder Büffel, daß ein guter Jäger in einem einigen Tage wohl zwanzig mit der Lanze erlegen kann. Die Spanier tödten sie bloß um der Haut willen, und überlassen das Fleisch den Indianern. Die Menge der Hirsche, wilden Schweine und Ziegen in den Wäldern, ist etwas erstaunliches. Man hat sowohl nach Manilla als in einige andere Inseln Rindvieh und Pferde aus Neuspanien gebracht, welche sämmtlich zu einer großen Menge angewachsen sind: allein das Schafvieh kömmt wegen des nassen Bodens nicht fort.

Vielerley Thiergattungen.

Der Affen gedenken wir nicht, ihrer Menge wegen, ungeachtet selbige, was das Gebirge betrifft, beynahe allen Glauben übersteigt, sondern weil sie von einer ungeheuern Größe, auch dabey so verwegen sind, daß sie sich gegen einen Mann zur Wehre setzen. Giebt es an dem Orte ihres Aufenthaltes keine Früchte mehr: so machen sie sich an den Strand, und nähren sich von Austern und Krabben. Es giebt daselbst allerley Austergattungen, absonderlich aber eine, Taclow genannt, welche viele Pfunde wiegt. Finden die Affen eine solche Auster geöffnet: so werfen sie erstlich einen Stein hinein, damit sie sich nicht schließen, und ihnen die Pfote einklemmen kann, und fressen sie hernach, ohne die geringste Sorge.

Ungeheure Affen.

An den Zibethkatzen der philippinischen Inseln, daran es gleichfalls nicht fehlet, bemerket man diese sonderbare Eigenschaft, daß man ihnen den Ziebeth alle Monate benehmen muß, weil er sie sonsten dermaßen brennet, daß sie die Blase an dem Erdboden aufschetten. Diese Inseln sind der einzige Ort in der ganzen Welt, da man eine Gattung Katzen in der Größe eines Hasens, und von der Farbe eines Fuchses findet, welche von den Ein-

Besondere Eigenschaft der Zibethkatzen.

Philippinische Eylande

Taguans oder fliegende Katzen.

Mango.

Iguana.

Einwohnern **Taguans** genennet werden. Sie haben eben dergleichen Flügel, als die Fledermäuse, nur sind sie mit Haaren bewachsen; vermittelst dieser Flügel, schwingt sich das Thier wohl dreyßig Spannen weit, von einem Baume zum andern. Auf der Insel Leyte giebt es ein eben so sonderbares Thier, **Mango** genannt. Es hat die Größe einer Maus, auch einen solchen Schwanz, allein der Kopf ist zweymal so groß, als der ganze Leib, und hat einen Katzenbart. Der **Iguana** ist auf den philippinischen Inseln eben sowohl anzutreffen, als in America. Seine Gestalt hat viel Aehnliches mit einem Crocodille: allein die Haut ist röthlich mit gelben Flecken gesprenget, die Zunge in zween Theile gespalten, die Füße rund, und mit einem Hufe versehen. Ungeachtet er unter die Landthiere gehöret, so schwimmet er doch ohne Beschwerlichkeit über die allergrößesten Flüsse. Sowohl die Indianer, als Europäer essen ihn, und legen seinem Fleische den Schildkrötengeschmack bey.

Entsetzliche Schlangen.

Weil die Nässe von der Hitze in eine beständige Gährung gesetzet wird: so giebt es auf diesen Eylanden Schlangen von erstaunlicher Größe. Die sogenannte **Ibitin** hängt sich mit dem Schwanze an einen Baum, und wartet so lange, bis ein Hirsch, ein wildes Schwein, ja wohl gar ein Mensch vorbey geht; was es nun ist, das verschlucket sie mit Haut und Haar; so dick und lang ist sie! Nachgehends schlingt sie sich fest um den Baum herum, damit ihr der Bissen desto leichter zu verdauen falle *r*). Eine gewisse andere Schlange, **Assagua** genannt, stellet bloß dem Geflügel nach. Die von den Einwohnern also genannte **Olopang**, speyet ein sehr gefährliches Gift aus. Die **Bobas** sind die allergrößten, und zuweilen bis dreyßig Schuhe lang.

Sonderbare Vögel.

Tavon.

Unter allerley andern sonderbaren Vögeln, die es auf diesen Inseln giebt, verdienet der **Tavon**, seiner Eigenschaften wegen, die meiste Bewunderung. Er ist ein Seevogel, schwarz, und am Leibe kleiner, als ein Huhn, an Füßen aber und am Halse ziemlich lang. Seine Eyer leget er in sandigen Boden, und haben sie beynahe eben die Größe als Gänseeyer. Was aber zu verwundern ist, so findet man nach dem Auskriechen des jungen Vögelchens zwar kein Weißes mehr im Eye, den Dotter aber noch eben so ganz, als zuvor; ja er ist auch noch eben so gut zu essen als vorhin; woraus denn der Schluß folget, daß die Fruchtbarkeit nicht allemal auf dem Dotter beruhe. Man brät und ißt die Jungen, ehe sie noch flücke sind. Sie schmecken eben so gut, als die beste Taube. Die Spanier essen gar oft das Junge und den Dotter aus seinem Eye zu gleicher Zeit. Doch das folgende verdienet eine weit größere Bewunderung. Das Weibchen leget seine Eyer an der Zahl vierzig bis funfzig in ein Grübchen, scharret Sand darüber, und überläßt der warmen Luft die Mühe, diesen Brütofen zu erhitzen. Sind die Jungen endlich im Stande, die Eyerschale zu öffnen, und aus dem Sande hervor zu kriechen: so setzet sich die Alte auf einen in der Nähe stehenden Baum, läuft auch zuweilen um das Nest herum, und schreyet dabey aus vollem Halse. Sobald die Jungen ihre Stimme hören, wenden sie alle ihre Kräfte daran, arbeiten sich los, und kommen zu ihr. Die **Tavons** machen ihre Nester im März, April und Maymonate, zu welcher Zeit das Meer am stillesten ist, und keine so hohe Wellen wirft, daß sie die Eyer beschädigen könnten. Die Bootsleute suchen diese Nester fleißig auf. Finden sie den Sand irgendwo aufgewühlet: so räumen sie ihn mit dem Stocke weg, und holen Eyer und Junge zugleich heraus, indem man eines so hoch schätzet, als das andere.

Es

r) Carreri ist der Meynung, die Schlange ziehe sie mit ihrem Athem an sich, und es wäre kein

Philippinische Eylande

Turteltauben.

Es giebt in den philippinischen Eylanden eine Turteltaubenart, welche auf dem Rücken graue, auf der Brust aber weiße Federn hat. Mitten auf selbiger hat die Natur einen hochrothen Flecken gezeichnet, den man für eine blutende Wunde ansehen sollte.

Der Kolin. Paloma Torcaz.

Der **Kolin** ist ein Vogel in der Größe einer Drossel, von schwarzer und Aschfarbe. Auf dem Kopfe hat er statt der Federn eine fleischichte Krone oder einen Kamm. Der **Paloma Torcaz** ist beynahe eben so groß. Sein Gefieder ist grau, grün, roth und weiß durcheinander gesprenget, mit einem hochrothen Flecken mitten auf der Brust; doch das schönste an ihm ist sein Schnabel und seine Füße, welche gleichfalls die vortrefflichste hochrothe Farbe zeigen. Der berufene Vogel, dessen Nest sowohl in China, als in ganz Indien für ein köstliches Leckerbißchen gehalten wird, heißt hier zu Lande **Salangan**. Er ist weder auf den calamianischen Inseln noch auf einigen andern, absonderlich aber auf **Xolo** etwas seltenes. An Größe gleicht er einer Schwalbe. Er bauet sein Nest auf die Klippen am Seestrande, und befestiget es ungefähr eben also daran, wie die Schwalbe das ihrige an eine Mauer. Der **Herrero** ist ein grüner Vogel, in der Größe eines Huhns, und von der Natur mit einem dermaßen harten Schnabel ausgerüstet, daß er in die allerdicksten Bäume ein Loch hauet, und sein Nest darein leget. Sein Name bedeutet auf spanisch einen Schmidt, indem er bey seiner Arbeit ein großes Getöse machet, das man von weitem höret. Man schreibt ihm auch die Eigenschaft zu, daß er ein gewisses Kraut, davon das Eisen zerspringen sollte, zu finden wisse. Noch ein anderer Vogel, **Colocolo** genannt, kann mit eben so großer Geschwindigkeit unter dem Wasser schwimmen, als durch die Luft fliegen. Seine Federn liegen so dicht beysammen, daß sie im Augenblicke wieder trocken sind, so bald er aus dem Wasser kömmt, und seine Fittige schwingt. Er ist schwarz, und kleiner als der Adler, hat aber einen zwo Spannen langen dermaßen starken und harten Schnabel, daß er alle beliebige Gattungen Fische damit fangen, und davon führen kann.

Der Salangan.

Der Herrero.

Der Colocolo.

Unterschied zwischen einigen dasigen und unsern Thieren.

Auf den calamianischen Inseln giebt es sehr viele Pfauen. Statt der Fasanen und Rebhühner, wimmelt das Gebirge von vortrefflichen wilden Hahnen. Die Wachteln sind nur halb so groß, als bey uns, haben rothe Füße und Schnäbel. Sämmtliche Inseln sind mit einer gewissen grünen Vogelgattung, **Volanos** genannt, angefüllet, imgleichen mit Papagayen von allerley Gattung, und mit weißen **Cacatus**, die einen Federbusch auf dem Kopfe haben. Die Spanier brachten wälsche Hühner auf die philippinischen Inseln: sie vermehreten sich aber nicht. Doch sie halfen diesem Mangel durch eine andere sonderbare Hünergattung ab, die sie aus **Camboya** dahin brachten, und deswegen auch also benenneten. Die Henne hat so kurze Füße, daß ihre Flügel auf der Erde streifen, die Hähne hingegen haben hohe Beine, und geben den wälschen Hähnen nichts nach. Noch machet man viel Wesens von einer andern Hühnergattung, welche schwarzes Fleisch und schwarze Knochen hat, aber vortrefflich gut schmecket. Die obenerwähnten großen Fledermäuse bringen der Insel **Mindanao** großen Vortheil, weil man aus ihrem Miste eine große Menge Salpeter bereitet.

Salpeter aus Fledermäusen

Der Duyon oder Pesce Muger.

Was die Fische betrifft, so nennet **Plinius** beynahe keinen einzigen, der nicht in diesem Meere zu finden wäre; ja es hat über dieselbigen noch einige andere ganz besondere, als zum Beyspiele den **Duyon**, welchem die Spanier den Namen **Pesce Muger** beylegen, weil er das Unterscheidungszeichen und die Brüste einer Frauensperson hat. Seine Knochen

anderes Mittel gegen diesen Zug, als daß man die Luft zwischen dem Menschen und der Schlange breche.

Philippinische Eylande

chen haben die Kraft, das Blut zu stillen, und den Schnupfen zu vertreiben. Das Fleisch schmecket wie Kalbfleisch. Das Männchen von dieser Fischgattung hat noch niemand gesehen. Die sogenannten Schwertfische sind von den unserigen nur durch die außerordentliche Größe ihres Hornes unterschieden, die sie für kleine Barken sehr gefährlich machet.

Crocodille.

Die Crocodillen wären ihrer Menge und Gefräßigkeit wegen die aller[illegible]schrecklichsten Feinde der Inseleinwohner, wofern es der Vorsehung nicht beliebet h[illegible] ihrer Vermehrung, und dadurch auch dem Unheile, das ihre allzugroße Menge st[illegible] könnte, auf eine doppelte Weise Schranken zu setzen. Ihre Weibchen sind ungemein fruchtbar; und legen bis funfzig Eyer zu einer einzigen Brut, wiewohl nur auf die bloße Erde hin. Kömmt nun die Zeit herbey, da die Jungen auskriechen sollen, so legen sie sich über den Weg, den selbige vermuthlich nehmen werden, und verschlingen eines nach dem andern, dergestalt, daß keine davon kommen, als welche zufälliger Weise einen andern Weg ergreifen. Zweytens haben diese Thiere keinen Gang zum Abführen, sondern geben dasjenige, was nach geschehener Verdauung im Magen übrig bleibt, durch den Rachen von sich. Indem nun auf diese Weise ihr Fraß desto länger im Magen liegen bleibt: so plaget sie der Hunger desto seltener. Wäre dieses nicht, so würde in diesen Inseln alle Tage eine große Menge Leute und Vieh darauf gehen. So oft man ein solches Ungeheuer öffnet, so oft findet man Knochen und Hirnschädel von Menschen bey ihm. Sowohl die Spanier, als die Indianer, essen junge Crocodille. Zuweilen findet man eine Blase voll vortrefflichen Muscus an ihren Kiefern.

Bubaras, gefährliche Ungeheuer.

Noch giebt es in den Seen der philippinischen Eylande eine andere Gattung ungeheurer Fische, welche von den Indianern **Buhayas** genennet werden, und wie es scheint, die **Caymans** der Portugiesen sind. Sie haben keine Zunge, daher können sie weder einen Laut von sich geben, noch so lange sie im Wasser sind, etwas verschlingen, sondern sie müssen ihren Raub am Strande verzehren. Fiele es ihnen nicht so äußerst schwer, sich von einer Seite gegen die andere zu wenden: so wären sie die fürchterlichsten unter allen Ungeheuern. Man schreibt ihnen vier Augen zu, zwey oben und zwey unten, mit welchen sie, wie man vorgiebt, alle Fischgattungen, die zu ihrem Raube dienen, im Wasser ungemein gut erblicken, obgleich sie auf dem Lande gar nicht weit sehen können. Nebst dem können auch, der gemeinen Sage zu Folge, die Männchen nicht weiter, als bis an den halben Leib aus dem Wasser kommen, folglich die Weibchen nur allein in der benachbarten Gegend etwas zu fressen suchen. Carreri scheint diese Meynung dadurch zu bestätigen, weil er versichert, wenn die Jäger ein solches Thier tödteten, so sey es allemal ein Weibchen. Nach seinem Berichte ist kein bewährteres Mittel, gegen alle Ueberfälle der **Buhayas** oder Caymans sicher zu seyn, als eine gewisse Frucht, Namens **Bonga** oder **Nang Rauvagan**, welche wie er saget, auf einer gewissen Gattung von Rohre wächst, und diese grimmigen Thiere, vermuthlich durch ihren Geruch, vertreibt. Unterdessen vermindert er das Vertrauen, das man auf diese Frucht setzen solle, um ein ziemliches, wenn er versichert, sie halte die Hexen eben so kräftig vom Leibe, als die **Caymans** r).

Austern und Rochen von gewaltiger Größe.

Bey **Mindanao** und **Xolo** ist die See voll großer Wallfische und Seepferde ohne Füße, mit einem Crocodillenschwanze. Austern giebt es in diesen Inseln von so ungeheurer Größe, daß man den Büffeln aus ihrer Schale zu saufen giebt. Die Chinesen machen ungemein schöne Arbeit daraus. Schildkröten findet man von zweyerley Gattung.

Von

r) Ubi supra a. d. 176 S.

Von einer ißt man das Fleisch, und wirft die Schale weg, von der andern hingegen hält man die Schale in großem Werthe, achtet aber das Fleisch im geringsten nicht. Die Rochen haben eine ungemeine Größe. Ihre Haut ist gewaltig dicht, und wird von den Japanern aufgekauft, welche Säbelscheiden daraus machen. *Philippinische Eylande.*

Allerley Früchte.

Wir kommen nunmehr auf die Früchte, welche entweder den philippinischen Inseln ganz allein eigen sind, oder doch sonst nirgend, als dort, eine merkwürdige Eigenschaft an sich zeigen. Man weis dergleichen Früchte zwo, und sind sie bey den Spaniern eben so beliebt, als bey den Indianern. Sie wachsen von Natur im Gehölze. Die eine davon haben wir oben schon gerühmet; sie heißt **Santor**, und man weis sie in diesem Lande, da der Zentner Zucker nicht einmal einen Thaler gilt, vortrefflich einzumachen. Carreri giebt eine genaue Beschreibung davon. Sie hat nicht nur die Gestalt, sondern auch die Farbe eines Pfirsings, ist aber etwas glatter. Die Schale ist ungemein zart. Bey dem Oeffnen findet man fünf weiße und säuerliche Kerne. Sie wird sowohl mit Weineßig, als mit Zucker eingemacht; was aber noch mehr ist, so giebt sie auch den Suppen einen vortrefflichen Geschmack. Der Baum sieht übrigens einem Wallnußbaume vollkommen gleich, nur sind seine Blätter etwas breiter. Sie sind gut zur Arzeney, das Holz aber zu Bildhauerarbeit *t*). *Santor.*

Mabol.

Die zweyte Frucht, davon wir reden, heißt **Mabol**, ist etwas weniges größer, als die vorige, aber wollicht, und pommeranzenfärbig. Der Baum hat die Größe eines Birnbaumes, an Zweigen und Blättern aber gleicht er dem Lorbeerbaume. Wird das Holz zu rechter Zeit gefället, so kömmt es an Schönheit dem Ebenholze ziemlich nahe.

Bilimbins oder Carambolas. *Macupa oder Jambo.* *Noch andere Früchte.*

Die **Chicoy** oder **Seizu** haben wir schon in einem der vorhergehenden Artikel gerühmet, und gemeldet, sie wachse auf der Insel **Guigan**. Die **Bilimbins**, oder von den Portugiesen also genennete **Carambolas**, sind in Ostindien von einem herben, hier aber, nämlich auf dem manillischen Boden, von einem sehr angenehmen Geschmacke. Man ißt sie roh, mit Weinessig und Zucker. Die **Macupa**, welcher die Portugiesen den Namen **Jambo** beylegen, ist in den philippinischen Inseln weit größer, als in der Gegend um Goa. Eben also ist es auch mit den **Banchilins** beschaffen, imgleichen mit den Jaccas, welche bey den Spaniern **Naucas** heißen, mit den **Tampuis**, und **Cassuis** oder **Cagius**. Die siamischen **Mangas**, oder nach ihrer portugiesischen Benennung, die **Papagallos**, und die **Camico**, welche den **Carambolas** gleichen, aber säuerlicher schmecken, und keine Kerne haben, erlangen in den manillischen Gärten eine neue Vollkommenheit. Der **Lumboy**, welcher im Walde wächst, und bey den **Tagalen** **Dobat** heißt, gleicht durchaus einem Birnbaume. Anfänglich treibt er eine schöne weiße Blüthe, und sodann eine Frucht in der Dicke einer Kirsche, aber von der Länge einer Olive. Die Portugiesen nennen sie **Jambulon**. Der **Dottoyan** ist weit seltsamer. Seine Frucht ist zwar roth, und hat keine Kerne, gleich der **Jambulon**, allein das Fleisch ist weiß, und hat einen von süß und sauer vermischten Geschmack. *Jambulon.* *Dottoyan.*

Panungian.

Der **Panungian** ist ein sehr großer Baum, trägt Früchte in der Größe eines Taubeneyes, mit einer rothen Schale, die an Gestalt und Härte unsern Fichtenäpfeln gleicht. Das Fleisch ist durchsichtig, schmecket gut, und befördert die Verdauung. Man leget auch dieser

t) Ebendaselbst a. d. 177 S.

Philippinische Eylande

dieser Frucht den Namen Licias bey, weil sie der chinesischen ähnlich sieht, wiewohl sie von selbiger im Grunde ganz unterschieden ist.

Carmon.

Die Carmon machet Lust zum Essen, und hat, wenn sie gekocht wird, keinen unangenehmen Geschmack. An Größe gleicht sie einem gemeinen Apfel, an der Schelfe aber einer Zwiebel; ihr Mark schmecket süß und sauer durcheinander. Der Baum gleicht einem Apfelbaume, und wächst gern am Wasser. In einigen Inseln findet man die

Durion.

Durions, und ist ihr Baum hier größer, als zu Paran und Camboya. Wir haben diese Frucht schon oben beschrieben, und gemeldet, sie wachse gleich den Fichtenäpfeln an demjenigen Orte des Astes, wo er am dickesten ist. Im Anfange dünket es einem, sie schmecke nach Zwiebeln: allein man gewohnet es bald, und die Ausländer essen sie nichtsdestoweniger mit Lust. Die Marans sind in unseren Inseln etwas sehr gemeines, haben einige Aehnlichkeit mit den Durions, werden aber weit größer. Die Lanzones oder Boasbas, sind sowohl wegen ihres Geschmackes, als ihrer übrigen Eigenschaften, unter die Weintrau-

Paros.

ben zu rechnen. Anstatt der Oliven findet man im Gebirge die Paros, eine Frucht, die ihnen an Gestalt ziemlich gleicht, und wenn sie völlig reif geworden ist, einen auserlesenen Geschmack hat. Sind sie noch grün und zart, so ißt man sie mit Weinessig.

Mandeln auf Fichtenbäumen.

Auf den hohen Gebirgen der Landschaften Iloccos und Cagayan, findet man wilde Fichten von ungemeiner Höhe, die aber keine Fichtenäpfel gleich den unsrigen, sondern eine von den Mandeln an Gestalt nicht sonderlich unterschiedene, am Geschmacke aber ihnen

Lumbon.

ganz ähnliche Frucht tragen. Auf dem Lumbon, einem andern Gebirgbaume, wachsen kleine Nüsse, mit einer harten Schale. Der Kern schmecket wie die Fichtenkerne, schwächet aber den Magen. Man machet ein Oel davon, und brauchet es statt des Talches, zum

Jamboas.

calfatern der Schiffe. Die Jamboas wachsen auf einem dem Citronbaume an Größe und Blättern ähnlichen Baume, sind rund, gelblich, und werden noch einmal so groß, als ein Menschenkopf. Ihr Geschmack hat wirklich etwas einer Citrone ähnliches. Einige haben rothe Kerne, einige gelbe, und noch andere weiße. Es giebt unterschiedliche Gat-

Pommeranzen.

tungen Pommeranzen in den philippinischen Inseln: sie sind aber sämmtlich größer, als die europäischen. Auch findet man daselbst sowohl große, als kleine, meistens aber ungemein süße Citronen. Die neuspanischen Früchte, als zum Beyspiele die Ates, Ananas, Zapotes-prietos, Papayas, Niamegas, und Gayavas-peruleras, kommen in allen unsern Inseln überhaupt gut fort. Insonderheit haben sich die Gayavas ungemein vermehret. Sie werden nicht nur eingemachet, sondern auch Wein daraus bereitet, welcher den Palmwein übertrifft. Ißt man diese Frucht, ehe sie reif ist, so stopfet sie: nach ihrer völligen Zeitigung aber öffnet sie. Ihre Blätter sind ein vortreffliches Wundkraut, und bewährtes Mittel für geschwollene Beine. Vom europäischen Obste hat man bisher noch keine einzige Gattung weder in Manilla, noch in irgend einer andern Insel aufbringen können. Ja sogar die Feigen, die Granaden, und die Muscatentrauben, die man dahin bringt, werden niemals recht reif.

Carreri

u) Man sehe den Artikel von diesen Inseln. In den philippinischen schneidet man den Sagu in Stücke, und löset nicht mehr als eine einzige Rindenschelfe ab, die übrigen läßt man daran, damit das inwendige Mark in desto besserm Zustande verbleibe, und läßt alles eine Zeit lang im Wasser weichen. Nachgehends schneidet man das weiße Mark in sehr kleine Stücke, wirft es in Körbe von Rohr, und tritt unter beständigem Zugießen frisches Wassers, zu welchem Ende man die Körbe an einen Fluß stellet, so lange mit den Füßen darauf herum, bis der Saft völlig her-

aus

Carreri redet nach aller Länge von einem gewissen Baumgeschlechte, welches den Einwohnern ihre hauptsächlichsten Einkünfte, und wie er zu reden beliebet, eben so viel Lust als Vortheil verschaffet. Man zählet wohl bis vierzigerley Baumarten, die er sämmtlich unter dem allgemeinen Geschlechte der Palmbäume begreift. Die Vornehmsten versorgen die Inseln mit Brodte. Der Baum, den die Tagalen Yoro, und die Gebirgwilden Landau nennen, heißt in den moluckischen Inseln Sagu. Er wächst von selbst und ohne die geringste Pflege an den Ufern der Flüsse. Sein ganzes Wesen von unten bis oben ist eben so weich, als eine Rübe. Seine Rinde ist zwar Fingers dick, aber weder sonderlich hart, noch glatt. Die Weise, wie man das Brodt daraus bereitet, ist in den philippinischen Inseln ganz anders beschaffen, als in den moluckischen u).

Philippinische Eylande

Palmbäume.

Eine andere Palmgattung giebt Wein und Essig. Ihr Name heißt Sasa und Nipa: sie kann aber ihrer geringen Größe wegen, für keinen Baum gerechnet werden. Die Frucht würde den Datteln gleichen, wenn man sie zeitig werden ließe: allein sobald die Blüthe zum Vorscheine kömmt, machen die Landleute einen Schnitt in den Zweig; den herausrinnenden Saft fangen sie in einem untergesetzten Gefäße auf, und bekommen nicht selten in einer einzigen Nacht wohl zehn Kannen voll. Dieser Saft wird mit der zimmetähnlichen Rinde des Calingabaumes zubereitet, und gegen das Versauren verwahret. Mit den Blättern eben dieses Palmbaumes decket man die Häuser. Sie werden mit zart gespaltenem Fadendünnem Rohre angeheftet, und dauern ungefähr sechs Jahre. Von den Cocos machet man nicht nur Wein, sondern auch Oel, welches, so lange es noch frisch ist, recht gut schmecket. Aus der äußern Rinde der Cocosbäume, oder ihrem Baste, machet man Taue und Stopfwerk zum Kalfatern der Schiffe: die innere Rinde dienet zu Gefäßen und andern Bequemlichkeiten.

Sasa und Nipa.

Der Burias ist die dritte Palmgattung der philippinischen Inseln, und hat denen an der Meerenge des heiligen Bernardins gelegenen Eylanden ihre Benennung gegeben. Der Baum ist größer, als derjenige, welcher die Cocos trägt. Seine Früchte sind eigentlich Datteln, aus deren Kernen man sehr artige Rosenkränze machet, und seine Blätter gleichen den africanischen Palmblättern. Man zapfet einen Saft aus ihm, und kochet ihn am Feuer zu einer Art vom Honige oder schwarzem Zucker, den man Pacascas nennet, in kleinen Schachteln verkauft und für etwas treffliches hält. Das Mark dieses Palmbaumes verwandelt sich ebenfalls in Brodt. Auch machet man ein Mehl davon, und vermischet es mit der Frucht, welche gleichfalls zerstoßen wird. Es ist aber diese Speise nicht so gesund, als der Sagu.

Burias

Carreri setzet sogar den Baum, der die Areca trägt, mit unter die Palmen. Besagter Apfel oder vielmehr besagtes Nüßchen hat die Größe einer starken Eichel, und wird nebst dem Kalche zum Zubereiten des Betels gebrauchet. Eigentlich heißt dieser Baum Bonga. Er hat eben so breite Blätter, als der Burias. Der Stamm ist hoch, geschmeidig, schnur gerade, und voll Knoten. Endlich, die vierte Gattung, davon die Einwohner

Bonga.

aus gepresset, und in ein untergesetztes Gefäße voll Wasser abgelaufen ist. Hernach nimmt man das zum Brey gewordene Mark heraus, streicht es in Formen von Palmblättern, und läßt es einigermaßen erharten, wornach es an den bloßen Sonnenstralen, ohne die geringste Beyhülfe des Feuers seine völlige Festigkeit bekömmt, und zu einem sehr nahrhaften Brodte wird, das lange Zeit gut bleibt. Carreri ubi supra auf der 183 S.

Philippinische Eylande.

Yonota.

wohner unserer Inseln besondere Vortheile genießen, heißt bey ihnen **Yonota**. Sie liefert ihnen nicht nur eine Art von Wolle **Bajos** genannt, damit man Matratzen und Hauptküssen ausstopfet; sondern auch schwarzen Hanf, **Jonor** oder **Gamuto** genannt zu Schiffthauen, und endlich kleine Cocosnüsse, wiewohl sie, die Wahrheit zu gestehen, den großen nicht gleich kommen. Die Fäden dieses Baumes sind so lang und so dicke, als Hanffäden, dabey schwarz wie die Pferdehaare, und dauern, wie man versichert, lange Zeit im Wasser. Sowohl die Wolle als das Hanfähnliche Wesen, wird rings herum am Stamme abgelöset. Aus den Zweigen zapfet man süßen Wein, und die Knospen ißt man, so lange sie noch zart sind. Es ist keine einzige Palmbaumgattung, mit dessen Blättern man nicht entweder das Dach decken, oder daraus man nicht Hüte, Matten, Schiffsegel und andere nützliche Sachen verfertigen könnte. Plinius hatte demnach vollkommen Recht, wann er schon vor sechzehn hundert Jahren schrieb, dieser Baum versorge den gemeinen Mann mit Speise, Trank, Kleidung und Wohnung.

Allerley Bäume.

Der Cassienbaum wächst auf den philippinischen Inseln dermaßen häufig, daß man im Mayen und Brachmonate mit seiner Frucht die Schweine mästet. Die Tamarinden, oder vielmehr die Sampalen, deren Frucht den Namen Tamarinde trägt, sind nicht weniger in größter Menge vorhanden. Aus dem Holze wird allerley Arbeit verfertiget, gleichwie aus dem Ebenholze. Auf dem Gebirge wachsen mancherley Gattungen hoher Bäume, mit beständig grünendem Laube. Ihr Holz ist gut zum Verzimmern, es sey nun zu Schiffen oder zu Gebäuden. Hieher gehöret das schwarze Ebenholz, der rothe **Balayon**, der **Asana** oder **Naga**, daraus man Gefäße machet, welche dem Wasser eine blaue Farbe beylegen, und es der Gesundheit verträglicher machen x). Ferner, der **Calinga**, welcher einen sehr angenehmen Geruch von sich giebt, und eine gewürzartige Rinde hat. Der **Tuga**, dessen Holz so hart ist, daß man es wie den Marmor mit einer Säge ohne Zähne schneiden muß, und um dieser Ursache willen das Eisenholz benennet. Wegen der großen Schwierigkeit, in den ungemein dicken Wäldern fortzukommen, wissen die eingebohrnen Einwohner dieser Inseln selbst nicht einmal, was für Schätze die Natur darein geleget haben mag. Einige manillische Gebirge sind mit einer großen Menge wilder Muscatenbäume bewachsen, sie tragen aber nichts. Daß auf **Mindanao** einige ungemein hohe Bäume mit einer zimmetartigen Rinde anzutreffen sind, das ist eben schon angemerket worden.

Blätter werden zu Thieren.

Was aber für eine ganz außerordentliche Seltenheit gelten mag, das ist die Verwandlung, welche mit den Blättern gewisser Bäume auf diesen Inseln vorgeht. Denn sobald

x) Ist der Baum, welcher das Drachenblut liefert.

y) **Carreri** erwähnet dieser Verwandelung, und erweiset sie nach seinem Ermessen mit den stärksten Gründen, nämlich mit dem Zeugnisse eines Bischofes und eines Franciscaner Mönches. Wir wollen seine eigene Worte hieher setzen: „der Pater Joseph von Orense, ein Franciscaner, und „Provincial der Provinz des heiligen Gregorius „auf den philippinischen Inseln hat mir erzählet, „als er in dem Dorfe **Camalie**, welches auf einer von den camarinischen Inseln liegt, Pfarrer gewesen, so habe er es mit seinen eigenen Augen „gesehen; ja er hat mir ein schriftliches Zeugniß „in bester Form darüber ausgestellt, welches ich „ihr noch vorzeigen kann. Auch hat mich der Bischof von **Troye**, und **Coadjutor** des manillischen Erzstiftes, **Dom Ginen Barrientos**, eines gleichen versichert. Dürfte ich es wagen, „meine Meynung darüber zu eröffnen, so wollte ich „sagen, man könnte dieses Wunder auf keine andere, „als nur die folgende Weise erklären, wenn man „nämlich erinnert, es wachse ein Wurm aus dem „Blatte, und bekomme hernach Flügel, gleichwie „solches

Philippinische Eylande

bald sie zu ihrer vollkommenen Zeitigung gelanget sind, wird ein lebendiges Thier daraus, welches sich vom Aste los machet, und in der Luft herum fliegt, doch aber die Farbe des Blattes behält. Der Leib entsteht aus den härtesten Blattfasern; der Kopf aus dem Stiele, oder aus dem Theile des Blattes, damit es am Baume hing, und der Schwanz aus dem andern Ende. Die Blattrippen geben die Füße ab, und das übrige die Flügel y).

Cacao.

Man hat die Cacaopflanze aus Neuspanien in die philippinischen Inseln gebracht; und sie hat sich daselbst so stark vermehret, daß man die americanische missen kann, wiewohl sie ihr an Güte weichen muß. Der sogenannte Aimirbaum ist nicht sowohl wegen seiner wohlgeschmackten und Traubenweise wachsenden Früchte, als wegen der besondern Eigenschaft berühmt, daß er sich mit einem ungemein hellen Wasser anfüllet, welches die Jäger und die Wilden abzapfen, indem sie nämlich ein Loch in den Stamm bohren. Mitten unter allen diesen Bäumen wächst die Rohrgattung, welche nach der Portugiesen Beyspiele, insgemein den Namen Manbu trägt, von den Spaniern aber Veruco genannt wird. Sie umfasset den Baum, wie der Epheu, und steigt bis an den Gipfel der allerhöchsten empor. Sie ist voll Dornen, die man weg nimmt und das Rohr glatt machet: ritzet man dieses Rohr auf, so rinnt ein helles Wasser, und in solcher Menge, als ein Mensch zum Durststillen nöthig hat, heraus. Da nun das ganze Gebirge voll dergleichen Rohre steht: so ist man vor allem Wassermangel darauf sicher. Die Nutzbarkeit dieser Rohre wird in allen Reisebeschreibungen erwähnet.

Aimir.

Manbu oder Veruco.

Wir übergehen die Platanen z), das Zuckerrohr, die Ananas, oder nach ihrem spanischen Namen, die Posias, imgleichen den Ingwer, den Indig, nebst einer großen Menge anderer Pflanzen und Wurzeln, welche man in dem größten Theile der Morgenländer eben sowohl, als hier findet. Aber die Camoten darf man sonst nirgend als in den philippinischen Inseln, suchen. Es ist eine große Rübenart, die eben so gut riecht, als schmecket. Ferner die Glabis, daraus die Einwohner eine Gattung Brode bereiten, wiewohl die Spanier diese Frucht gekocht essen, wie die Steckrüben; die Ubis, welche die Größe eines Kürbisses hat, und davon die Pflanze dem Epheue gleicht; die Xicamas, die man entweder eingemacht genießt oder auch roh, mit Essig und Pfeffer. Die wilden Rüben, welche wie Birnen schmecken, und die Taylan, welche einen Patatengeschmack hat. Diese sämmtlichen Wurzeln wachsen in so großer Menge, daß die meisten Wilden nicht einmal daran gedenken, sich eine andere Speise zu verschaffen.

Camoten.

Glabis.

Ubis.

Xicamas.

„welches alle Tage mit den Fliegen, Mücken, Seidenwürmern, und unzähligen andern geschieht „. Ubi supra a. d. 190 S.

z) Bey den Portugiesen heißen sie indianische Feigen. Ihre Beschreibung ist anderswo schon vorgekommen. Unterdessen bringt Carreri von denen auf den philippinischen Inseln noch folgendes bey. Sie sind von mehr als einerley Gattung und Geschmacke. Eine davon trägt den Namen Obispo, weil sie ihrer Vortrefflichkeit wegen eines bischöflichen Mundes würdig ist; eine andere Gattung heißt Plantano di Pipita, und wird von den Einwohnern um ihre Häuser gepflanzet, nicht nur des Schattens wegen, sondern auch, weil sie die Blätter zu Schüsseln und Tellertüchern gebrauchen; die dritte, Tandick genannt, ist so dick, als ein Arm, anderthalbe Spannen lang, wird gebraten, und mit Weine und Zimmet gegessen: Am Geschmacke gleicht sie einer Quitte; von der vierten Art, Vendicorol machet man eben so viel Wesens; von der fünften aber, oder der Dedo de Dama, noch weit mehr. Die Einwohner halten sie für ungemein gesund, und geben sie den Kranken.

Philippinische Eylande

Besondere Bluhmen.

Eben so wenig Mühe wenden sie auch auf die Wartung der Bluhmen, indem sie die Natur derselbigen überhebet, und ihre Felder das ganze Jahr über damit ausschmücket. Den vornehmsten Rang giebt man der sogenannten **Zampaga**. Sie gleicht der **Mogorin** der Portugiesen, und ist eigentlich eine weiße Rosenart mit einer dreyfachen Reihe Blätter am Kelche, riecht aber noch lieblicher, als unser Jasmin. Die **Solasi** und **Locoloco** werden gleichfalls hoch gehalten, und riechen wie Nelken. Die Bluhme, welche einen dreyfachen Namen hat, nämlich **Torongil**, **Balanoy** und **Damoro**, trägt kleine Samenkörner mit einem Balsamgeruche, welche dem Magen trefflich dienen, und von zärtlichen Personen unter den **Betel** gemischt werden. Die **Daso** riecht über und über gewürzartig, auch so gar an der Wurzel. Die **Cablin** riecht zwar ungemein schön, wenn sie frisch abgebrochen ist, aber noch weit besser, wenn sie dürre geworden ist. Die **Sarasa**, oder von den Spaniern also genannte **Oja de S. Juan**, ist eine recht schöne Bluhme, mit sehr breiten, grün und weiß gesprengeten Blättern. Der gemeine Jngwer wächst allenthalben auf dem Felde: man findet aber auch eine noch hitzigere und stärkere Gattung, welche den Namen **Langeovas** trägt.

Daso. Cablin. Sarasa.

Arzenenkräuter.

Dem Vorgeben nach sind keine Jnseln in der Welt, welche mehr Arzenenkräuter hervorbrächten, als die philippinischen. Die in Europa bekannten, haben hier zwar eben dieselbigen Kräfte, nur aber in einem weit höhern Grade. Gleichwohl werden sie von andern, welche dem dasigen Boden und der Landesart eigen sind, noch übertroffen. Die **Pollo**, ein sehr gemeines, und dem Portulack ähnliches Kraut, heilet alle Verwundungen, sie mögen seyn wie sie wollen, in kurzer Zeit. Noch besser ist die **Pansipana**. Sie trägt eine weiße Blüthe wie die Bohnen. Zerstößt man sie wohl, und leget sie auf die Wunde: so vertreibt sie das faule Fleisch. Die **Golondrina** stillet die rothe Ruhr beynahe im Augenblicke. Noch mancherley andere Kräuter heilen die Wunden, wenn man sie abkochet, und die Brühe trinkt. Ein gewisses anderes Kraut erzeiget bey einem Gefechte eben die Wirkung, als das **Opium**; es machet nämlich den Menschen toll, daß er blindlings auf den Feind losgeht: ja man versichert, er blute nicht einmal, wenn er verwundet werde. Wegen dieser besondern Kraft, führet **Carreri** einen portugiesischen Statthalter, und einige Heidenbekehrer, als Zeugen an. Ferner rühmet er die herrliche Eigenschaft zweyer andern Kräuter: das eine vertreibt alle Müdigkeit, wenn es um die Hüften geschlagen wird: das andere erhält den Menschen bey Kräften, wenn er es in den Mund nimmt, und kann er sodann zwey Tage lang in einem Stücke fortwandern, ohne etwas zu essen.

Pollo. Pansipana. Andere vortreffliche Kräuter.

Gift und Gegengift

Eben diejenige Beschaffenheit der Luft, welche eine große Menge giftiger Thiere auf diesen Jnseln hervorbringt, die verursachet auch, daß eine nicht geringere Anzahl schädlicher Kräuter, Bluhmen und Wurzeln daselbst wächst. Einige darunter führen ein dermaßen zartes Gift bey sich, daß sie nicht nur jedwedem, der sie berühret, den gewissen Tod bringen; sondern auch wenn sie blühen, die Luft in der ganzen Gegend anstecken und tödtliche Seuchen verursachen. Hingegen findet man auch, an eben denselbigen Orten, die bewährtesten Gegengifte. Ohne des **Bezoars** zu erwähnen, welcher in den philippinischen Jnseln eine recht

Bezoar.

a) Bey der Beschreibung, welche **Carreri** von den Kräften der philippinischen Kräuter und Bäume giebt, erzählet er zugleich, es habe ein deutscher Jesuiten Frater, Namens **Georg Carrol**, welcher in dem manillischen Collegio Apotheker gewesen, eine Beschreibung davon in zween Folio Bänden verfertiget, und die Gestalt eines jedweden so natürlich dazu gemalet, daß man es ohne Mühe auf dem Felde kennen konnte, wenn man nur das Buch bey sich hatte. Zu dem Bilde hatte er die

Philippinische Eylande

Manungal. Alipayon. Dilao. Culebras. Amuyon. Pandacaca. Camandag und dessen gefährliche Wirkung.

recht wunderbare Kraft hat, und in dem Leibe der Ziegen und Hirsche entsteht, so ist nichts vortrefflicheres gegen alle ansteckende und pestilentialische Fieber, als die Manungal zu Pulver gestoßen und in laulichtem Wasser, oder in Cocosöhle eingenommen. Die Blätter der Alipayon, welche dem Ahornlaube gleichen, reinigen eine Wunde vollkommen, und machen, daß frisches Fleisch wächst. Die Dilaowurzel, gestoßen und gesotten, heilet nebst dem Cocosöhle die Wunden von vergiftetem Geschosse oder giftigen Dornen. Ein anderes Kraut, das die Spanier Culebras, die Tagalen aber Carogtong nennen, ist dermaßen kräftig, entzweygehauene Gliedmaßen wieder zu heilen, daß eine Schlange, wenn sie entzwey gehauen worden ist, nur dieses Kraut gebrauchet, und sodann wieder ganz wird. Eben dergleichen Kraft hat auch ein gewisses Holz, Namens Doctan. Die Frucht des Amuyons hat die Größe einer Haselnuß, brennet auf der Zunge wie der Pfeffer, und bringt erfrorne Gliedmaßen wieder zu rechte. Die Pandacaca gestoßen und warm übergelegt, erleichtert die Geburth. Der Baum Camandag genannt, ist so giftig, daß auch seine Blätter schon den Tod verursachen. Mit dem Safte, der aus seinem Stamme tropfet, vergiften die Inseleinwohner ihre Pfeile. Soweit der Schatten des Baumes rings herum fällt, so weit vertrocknet auch alles Gras. Versetzet man ihn anderswohin, so verdorren alle in der Nähe stehende Bäume, nur eine einzige Staude ausgenommen, die sein Gegengift ist, auch allezeit neben ihm wächst. Wer durch Einöden reisen muß, der behält beständig ein Stückchen Holz, oder ein Blatt von besagter Staude im Munde, damit er gegen die schädliche Wirkung des Camandags sicher seyn möge.

Macca Bubay.

Die Maca Bubay, welcher Name soviel heißt als belebend, ist eine Art Epheu, so dick als ein Finger, und schlingt sich um irgend einen Baum. Es hängen gewisse Knöchen an dieser Pflanze, daraus die Insulaner Armbänder machen, und sie als ein bewährtes Mittel gegen allerley Gift an sich tragen. Nimmt man von der Wurzel Bubay das Stück, welches auf der Morgenseite steht, stößt, und leget es auf eine Wunde: so thut sie bessere Wirkung, als jedweder Balsam, es sey welcher es wolle. Der Baum dieses Namens wächst gern bey Gebäuden, und treibt seine Wurzeln mit solcher Gewalt durch ihren Grund, daß er nicht selten die allerstärksten Häuser zum Einstürzen bringt. Er wächst auch auf dem Gebirge, und wird von den dasigen Indianern in besondern Ehren gehalten a).

Fühlkräuter.

Es giebt auf den philippinischen Inseln unterschiedliche Fühlkräuter, welche gleichsam das Mittel zwischen den gemeinen Pflanzen und den Thieren ausmachen. Dasjenige, welches am meisten bewundert wird, gleicht durchaus dem Kohle. Es wurde im 1642 Jahre von einem Soldaten auf der Küste Jbabao entdecket; denn als er es abbrechen wollte, wich es seiner Hand aus, und zog sich unter das Wasser des Meeres. Das von den Spaniern also genannte Verguenzosa, oder Schämkraut, wächst auf den S. Petershügeln, nicht weit von Manilla. Man mag es anrühren zu welcher Stunde des Tages, und so zart, als man will, so weicht es aus, und schließt seinen Kelch mit großer Behendigkeit zusammen. Die Spugna und die Seenessel wird in diesen Inseln gleichfalls angetroffen.

Wirkung des Gewächses und die Weise, wie man es bereiten müßte, geschrieben; und an diese ganze Arbeit eine Zeit von funfzehn Jahren gewendet. Diese Kenntniß der Kräuter hatte er den Indianern zu danken, als welche große Kenner derselben sind. Carreri saget, dieses Werk verdiene wohl, daß man es zu Beförderung des gemeinen Bestens herausgebe, und habe er sowohl dem Superior als dem Frater Carrol selbst Vorstellungen deswegen gethan. a. d. 203 S.

Philippinische Eylande.

Der X Abschnitt.

Sprachen und Gebräuche der Einwohner.

Sechs besondere Sprachen. Art zu schreiben. Ihre Gerichtsform. Wie sie den Diebstahl entdecken und bestrafen. Weiber und Heirathsgebräuche. Vielweiberey. Seltsame Gewohnheit. Rang und Beschäfftigung der Einwohner. Andere sonderbare Gebräuche bey ihren Leichen. Ihre Trauer. Leibesgestalt und Kleidung. Weise zu grüßen. Ihre Speisen. Musik und Lustbarkeiten. Ihr Gottesdienst. Wunderliche Gottheiten. Alte Regierungsform. Dampiers Nachrichten von Mindanao. Artige Weise zu betteln. Hauptstadt Mindanao. Pallast des Sultans. Künstler zu Mindanao. Nachricht des Pater Clain von den Pintados. Entdeckung der Insel Palaos. Nachricht, die der Pater Clain davon erhalt. Zustand ihrer Inseln. Ihre Gebräuche. Eifer der Mißionarien.

Sechs besondere Sprachen.

Die Verschiedenheit der Völker, welche theils ein bloßer Zufall, theils ihr eigenes Belieben auf die philippinischen Inseln zusammen gebracht hat, zieht die Verschiedenheit der Sprachen, als eine unvermeidliche Folge, nach sich. Man zählet folglich auf der einzigen Insel **Manilla** sechs besondere Sprachen, nämlich der **Tagalen**, der **Pampangas**, der **Bisayas**, der **Cagayanen**, der **Joccos** und der **Pangasinanen**. Unter diesen sind die tagalische und bisayasche, am starkesten im Gebrauche. Die Sprache der Schwarzen, der **Zambalen** und der andern Wilden, versteht kein anderer, als sie selbst. Carreri behauptet, die alten Einwohner hätten ihre Sprache und Schrift von den **Malayen** auf dem festen Lande bekommen, wie sie ihnen denn nicht nur hierinnen, sondern auch an Dummheit gleich kämen. Im Schreiben gebrauchen sie nicht mehr, als drey Lautbuchstaben, wiewohl sie in der Aussprache fünf, ganz unterschiedene, haben. Mitlaute haben sie dreyzehn. Sie schreiben von unten hinaufwärts, setzen die erste Zeile zur linken, und die folgenden immer näher gegen die rechte Hand, da hingegen die Chinesen und Japonesen von oben herab, und von der Rechten gegen die Linke schreiben. Ehe die Spanier sie das Papier kennen lehreten, schrieben sie mit der Messerspitze auf die platte Seite eines Rohres, oder auf Palmblätter. Heutiges Tages haben die indianischen Mohren ihre ehemalige Schrift vergessen, und gebrauchen dafür die spanische.

Art zu schreiben.

Gerichtsformen.

Das vornehmste Gesetz bey ihnen ist, man sollte diejenigen ehren, welchen man das Leben zu danken hat. Alle Streithändel werden von dem Oberhaupte des **Baranguey** unter dem Beystande der Aeltesten geschlichtet. In bürgerlichen Sachen ladet man die Parteyen vor, und suchet sie mit einander zu vergleichen. Läuft der Versuch fruchtlos ab: so müssen sie schwören, daß sie es bey dem Ausspruche der Richter wollen bewenden lassen. Hierauf schreitet man zu dem Zeugenverhöre. Ist der Beweis auf beyden Seiten gleich stark: so wird die streitige Sache getheilet. Beschweret sich einer von den Streitenden darüber: so wird der Richter sein Gegentheil, behält die Hälfte der streitigen Sache für sich selbst, und vertheilet das übrige unter die Zeugen. In peinlichen Fällen wird kein rechtliches Urtheil ausgesprochen. Hat der Verbrecher kein Geld, damit er dem beleidigten Theile genug thun könnte: so jagen ihn das Haupt und die Vornehmsten des **Baranguey** durch die Spieße. War der Entleibte selbst einer von den Vornehmsten: so bekriegen seine Angehörigen die Verwandten des Todtschlägers so lange, bis sich ein Mittelsmann aufwirft, und vorschlägt, man sollte lieber so und so viel Geld zur Genugthuung annehmen. Die eine Hälfte davon bekommen die Armen; die andere Hälfte aber die Frau und Kinder des Entleibten.

Ist

Philippinische Eylande.

Wie sie den Diebstahl entdecken und bestrafen.

Ist etwas gestohlen worden, und man weis nicht von wem? so müssen alle verdächtige Personen etwas unter ein Tuch legen, in Hoffnung der Schuldige werde aus Furcht vor der üblen Folge, diese schöne Gelegenheit ohne Beschimpfung aus dem Spiele zu kommen, nicht vorbey gehen lassen. Findet sich das Verlohrne auf diese Weise noch nicht: so haben die Beschuldigten zween Wege zu ihrer Reinigung vor sich. Sie stellen sich mit dem Spieße in der Hand an einen tiefen Fluß, und springen zugleich hinein; wer nun die wenigste Zeit unter dem Wasser bleibt, der wird für schuldig geachtet. Daher ersäuft mancher weit lieber, als daß er Diebesstrafe ausstehen wollte. Die zweyte Probe besteht darinnen, daß jedweder einen Stein aus einem Becken voll heißes Wasser heraus langen muß. Wer es nicht wagen will, der muß den Werth der gestohlnen Sache ersetzen.

Weiber und Heirathsgebräuche.

Für den Ehebruch wird der Beutel gestraft. Die Aeltesten bestimmen, wieviel der Schuldige Strafe erlegen muß. Ist dieses geschehen, so hat der Beleidigte zwar seine Ehre wieder, allein er muß auch seine Frau wieder zu sich nehmen. Blutschande wird scharf gestraft. Alle diese Völker überhaupt sind den fleischlichen Lüsten gewaltig ergeben. Es giebt wenige Weibespersonen unter ihnen, welche die Keuschheit für eine sonderliche Tugend halten. Bey dem Heirathen verspricht der Mann das Heirathsguth, unter angehängter Strafe, wenn er die Frau nachgehends verstoßen wollte. Uebrigens wird die Scheidung weiter für nichts schimpfliches geachtet, wofern man sich nur den ausgemachten Bedingungen unterwirft. Die Hochzeitkosten sind übermäßig groß. Erstlich muß der Mann die Erlaubniß bezahlen, daß er zu seiner Braut ins Haus gehen darf, und dieses heißt Passava; nachgehends zahlet er das Patignog, und darf sodann mit ihr sprechen; hierauf folget das Passalog, für die Erlaubniß mit ihr zu essen und zu trinken; und endlich zahlet er den Eltern für die Freyheit, bey ihr zu schlafen, das Ghina-puang, welches nach ihrem Stande eingerichtet wird. Ehemals gehörte das Heirathsgut dem Schwiegervater, und er konnte bey seinem Absterben damit als mit seinem eigenen schalten und walten. War aber die Braut eine Waise: so nahmen ihre Anverwandten das Heirathsguth zu sich, und vertheileten es nachgehends unter ihre Kinder. Man begieng die Hochzeit durch ein Opfer bey der Priesterinn, welche den Titel Catalona trug, und die Neuvermählten einsegnete. Man schlachtete irgend ein vierfüßiges Thier, und machte das Hauptgericht bey dem Hochzeitmahle davon. Entstund nachgehends eine Uneinigkeit zwischen Mann und Frau, so wurde ein neues Opfer gebracht, welches der Mann abschlachten mußte.

Vielweiberey.

Die Vielweiberey war bey den Tagalen nicht im Gebrauche. Hatte aber der Mann keine Kinder von seiner Frau: so konnte er, mit ihrer Genehmhaltung, eine Leibeigene in sein Bette nehmen. Bey den Bisayas hingegen, konnte der Mann nicht nur zwey, sondern noch mehr Weiber nehmen; nur mit dem Unterschiede, daß die Kinder von der ersten Frau zwey Drittel, die von den übrigen aber, nur ein Drittel erbeten. Das Gold für das Heirathsguth wurde nicht gewogen, sondern gemessen. Das Annehmen an Kindesstatt war bey diesem Volke nichts ungewöhnliches. Schwehrlich aber wird an irgend einem andern Orte in der ganzen Welt ein so toller Gebrauch anzutreffen seyn, als die vor Zeiten bey ihnen übliche Gewohnheit, ordentliche Beamten darauf zu halten, daß sie den Mägdchen die Jungferschaft nehmen mußten, weil man selbige als eine den Ergetzlichkeiten eines Ehemannes ungemein hinderliche Sache ansah. Nun ist zwar, seitdem die Spanier Herren im Lande sind, von diesem häßlichen Gebrauche nicht die geringste Spur mehr übrig geblieben, gleichwohl aber versichert der Reisebeschreiber, welchem wir diese ganze Erzählung zu

Seltsame Gewohnheit.

danken

Philippinische Eylande.

danken haben, aus dem Munde der Heidenbekehrer, daß ein Bisayas noch bis auf den heutigen Tag ungemein schwehrmüthige Gedanken in den Kopf bekomme, wenn er seine Frau gegen allen Verdacht bewähret finde; indem er nämlich sich einbilde, sie müsse irgend einen Fehler an sich haben, der ihm an seinem Vergnügen hinderlich fallen werde, weil kein Mensch Lust zu ihr bezeiget habe b).

Rang und Beschäfftigung der Einwohner.

Der Adelstand war bey keinem einzigen unter allen diesen Völkern erblich. Man erwarb ihn entweder durch Geschicklichkeit oder durch Leibesstärke; das ist, man mußte sich in irgend einer Kunst hervor gethan haben. Der gemeine Mann hatte keine andere Uebungen als den Ackerbau, das Fischen und Jagen. Seitdem sie aber unter spanische Bothmäßigkeit gerathen sind: so haben sie von ihren Herren das Faullenzen gelernet, ungeachtet sie sonsten sehr geschickte Arbeiter sind. Absonderlich können sie ungemein zarte goldene Kettchen und Rosenkränze machen. In den calamianischen und noch einigen andern Eylanden verfertigen sie aus ihren schönen bis funfzig Spannen langen Rohren, allerley Schachteln, Kästchen und Futterale von mancherley Farben. Die Weibespersonen wirken Spitzen, die den brabantischen wenig nachgeben, und über ihr Seidensticken muß ein Europäer sich verwundern.

Andere sonderbare Gebräuche bey ihren Leichen.

Man hat seit langer Zeit bemerket, daß kein Landeseingebohrner jemals allein ißt, sondern allemal wenigstens eine Person zur Gesellschaft haben muß. Hat ein Mann seine Frau verlohren: so wird er drey Tage lang, von lauter Witwern bedienet. Hingegen wird einer Frauen nach ihres Mannes Absterben eben dieser Dienst von dreyen Witwen geleistet. Bey einer kreißenden Frau darf kein Mägdchen zugegen seyn, weil sie meynen, die Arbeit werde ihr desto saurer. Arme Leute werden ohne viele Weitläuftigkeit in ihrem eigenen Hause eingescharret. Reiche hingegen werden mit goldenen Armbändern und andern Zierrathen geschmücket, und in eine Kiste von kostbarem Holze geleget. Diese Kiste oder diesen Sarg stellet man in irgend einen Winkel des Hauses, in einiger Weite über der Erde, hernach umfasset man den Platz mit einem Gitterwerke, und stellet noch eine andere Kiste hinein, darinnen die besten Kleider und Waffen des Verstorbenen, oder wenn es eine Frau war, ihr Arbeitsgeräthe liegt. Vor Ankunft der Spanier konnte man einem Todten keine größere Ehre erzeigen, als wenn man den Leibeigenen, auf welchen er am meisten hielt, erstlich recht gut fütterte, und hernach erwürgte, damit er seinem Herrn Gesellschaft leisten möchte.

Sonderbare Trauer.

Bey den Tagalen trauert man in schwarzer Kleidung, bey den Bisayas in weißer. Zu solcher Zeit scheeren sie sich den Kopf und die Augenbrahnen. Vor Zeiten, wenn einer von den Vornehmsten starb, so durfte vor Ablaufe einiger Tage kein Mensch das geringste Wort reden; man durfte weder hämmern noch klopfen; ja man durfte in der ganzen Gegend nicht einmal auf einem Flusse fahren. Man richtete gewisse Warnungszeichen auf, daran jedermann sehen konnte, in diesem Bezirke sey dermalen eine stille Zeit, und er müsse wegbleiben. Ueberschritt er besagte Zeichen dennoch, so wurde er am Leben gestraft. War der Verblichene mörderischer Weise entleibet worden, so währete die Trauer und das Stillschweigen in seinem Baranguey so lange, bis seine Anverwandten die That gerächet hatten, und zwar nicht nur an dem Mörder, sondern überhaupt an allen Ausländern, als welche sie für Feinde hielten. Sie brachten ganze Tage damit zu, daß sie zu Wasser und Lande Schlachtopfer aufsuchten. Hatten sie so viele zusammengebracht, daß sie ihre Wuth genugsam

b) Carreri ubi supra S. 156.

genugsam daran auslassen konnten, so brachen sie das Stillschweigen, zogen ihre Feyerkleider an, und legten ihr Vergnügen durch ein heftiges Freudengeschrey und großes Frolocken an den Tag.

Philippinische Eylande

Leibesgestalt und Kleidung.

Die indianischen Mohren dieser Inseln sind von mittelmäßiger Größe, wohlgestaltet, und von einer röthlichten Farbe, die ins Schwarze fällt. Die **Tagalen** lassen ihre Haare bis an die Schultern hängen. Die **Cagyanen** tragen sie länger, die **Iloccos** kürzer, und die Bisayas noch kürzer, als die **Iloccos**. Die **Zambalen** schneiden sie vorn ab, und lassen sie nur hinten am Kopfe fliegen. Die Weibespersonen haben alle miteinander ungefähr einerley Farbe, nur findet man unter den **Bisayas** zuweilen einige ziemlich weiße. Sie flechten ihre Haare zwar nicht in Zöpfe, binden sie aber sehr artig zusammen. Weil sie meistentheils schwarz sind: so schminken sich diejenigen, die von Natur mit dieser anmuthigen Farbe nicht genugsam begabet sind, mit einer Salbe von gewissen Baumrinden und Cocosöle, nebst darunter gemischtem Muscus und andern wohlriechenden Dingen, und geben sich die beliebige Schwärze. Ihre größte Schönheit suchen sie darinnen, daß sie die Zähne sehr rein, und in gleicher Größe halten. Sie streichen eine gewisse schwarze Farbe daran, davon sie gut bleiben, und die vornehmsten schmücken sie überdieses noch mit kleinen Goldblättchen. Ehe die Spanier ins Land kamen, trugen die Männer weder Knebel noch lange Bärte, sondern rissen sich die Haare mit einem Zängelchen aus. Auf einigen Inseln trugen sowohl Manns- als Weibespersonen Ohrengehänge, ja zuweilen in jedwedem Ohre ein Paar; die alte Tracht der Mannspersonen ist ein leichtes Wammes, das kaum bis an die Hüften reichet, und sehr kurze Ermel hat. Um den übrigen Leib wickeln sie ein Stück Zeug, das zuweilen einige goldene Zierrathen hat, und stecken es zwischen den Beinen durch, wie die Indianer diesseits des Ganges zu thun pflegen. Um die Arme tragen sie Ringe von Gold oder Elfenbein, zuweilen auch Armbänder von Perlen, an den Beinen schwarze Riemen, und an den Fingern unterschiedliche Ringe: die übrige Kleidung besteht in einem Mäntelchen, das sie unter dem Arme durchziehen, und in einem Stücke Cattun, in Gestalt einer Mütze oder eines Turbans, daß sie **Manputon** nennen. Wer sehr artig thun will, läßt einen Zipfel davon auf die Schultern herab hängen. Einige tragen ein gewisses kurzes Gewand, **Chinina** genannt, gleichwie es denn auch das einzige ist, das die Weibespersonen tragen, dabey aber statt des Rockes noch den **Saras**, das ist ein langes Ende Cattun um sich hängen. Wollen sie ausgehen: so hängen sie ein kleines Mäntelchen um die Schultern. Uebrigens besteht ihr größter Pracht in Kleinodien, die sie an den Fingern, an den Ohren und am Halse tragen. Strümpfe und Schuhe verlangen sie nicht, damit ihnen die Beine desto kühler bleiben. Allein, die vornehmen Frauen erscheinen niemals barfüßig, indem sie die spanische Tracht ihrer Hoheit für gemäß achten.

Zierrathen ihrer Haut

Vor Zeiten machten sich die Einwohner dieser Inseln, ungeachtet ihrer Kleidungen, noch allerley Figuren auf die bloße Haut, und daher rühret der Name **Pintados**; den die Spanier der vornehmsten Insel der **Bisayer** beylegten, indem diese Leute aus dem besagten wunderlichen Zierrathe ein Merkmaal ihrer Tapferkeit und ihres Adels machten. Ja sie durften sich nicht einmal den ganzen Leib auf einmal dergestalt bezieren, sondern es mußte stufenweise, und nach Maaßgebung ihrer tapfern Thaten geschehen. Die Männer bemaleten sich überall, und sogar am Barte und den Augenbraunen, die Weiber hingegen bemaleten nur eine Hand ganz, und die andere zum Theile. Heutiges Tages geht dieser Gebrauch auf der Insel Manilla bey niemanden mehr im Schwange, als bey den **Iloccos**.

Philippinische Eylande.

Weise zu grüßen.

Sie grüßen sich unter einander sehr höflich, und nehmen dabey ihre Manputon oder Art von Mütze ab. Begegnen sie einer sehr vornehmen Person: so beugen sie den Leib sehr tief, legen eine oder auch wohl alle beyde Hände an die Backen, und halten zugleich einen Fuß mit gebogenem Knie in der Luft: geht aber ein Spanier vorbey, so nehmen sie nur die Mütze ab, neigen sich und legen die Hände zusammen.

Ihre Speisen.

Sie sitzen zwar bey Tische, allein sehr niedrig, gleichwie denn ihre Tische an sich selbst nicht hoch sind. Jedweder Gast sitzt, eben so wie in China, an einem besondern Tischchen. Es wird bey ihren Gastmahlen mehr getrunken, als gegessen. Das gewöhnlichste Gericht ist etwas Reiß im Wasser gekocht. Die meisten essen niemals Fleisch, als etwa an einem Festtage.

Ihre Musik und Lustbarkeiten.

Ihre Musik und Tänze sind gleichfalls nach chinesischer Art eingerichtet. Einer singt vor, die übrigen wiederhohlen den Vers, unter dem Klange einer metallenen Tremmel. Ihre Tänze stellen ein Gefecht vor, und es sind alle Schritte und Bewegungen daben abgemessen. Zuweilen gebrauchen sie bey ihren Vorstellungen nur die bloßen Hände, zuweilen nehmen sie eine Lanze zu Hülfe, die sie sehr geschickt zu führen wissen. Die Spanier selbst befinden diese Tänze für schön, und haben sie bey ihren Festen eingeführet. Ihren Versen mangelt es in ihrer Sprache weder an Zierlichkeit noch Anmuth. Doch ihre Hauptlust besteht im Hahnenkampfe. Sie bewaffnen den Hahn mit einem eisernen scharfen Sporn, und richten ihn ordentlich ab.

Ihr Gottesdienst.

Bisher hat man noch nichts entdecket, was dem Gottesdienste und der ehemaligen Regierungsforme der ursprünglichen Einwohner unserer Inseln ein Licht anzünden könnte. Alles, was man aus ihnen herausgebracht hat, besteht in einigen von ihren Voreltern mündlich erlerneten Liedern, zum Lobe der Herkunft und der Heldenthaten ihrer Götter. Einen hatten sie, wie man weis, gegen den sie eine sonderbare Ehrerbiethung trugen, und den die tagalischen Gesänge Barhala-May-Capal, das ist den wirkenden Gott nennen. Sie betheten Thiere und Vögel, Sonne und Mond an; da war kein Felsen, kein Stein, kein Vorgebirge noch Fluß, den sie nicht mit Opfern beehreten; absonderlich aber kein alter Baum, dem sie nicht einige göttliche Ehre erzeiget hätten, und war es eine höchstverruchte That, ihn umzuhauen. Dieser Aberglaube ist noch itzt nicht völlig ausgerottet. Man wird einen Eyländer nimmermehr dahin bringen, daß er gewisse alte Bäume, darinnen nach seinem Wahne, die Seelen seiner Voreltern wohnen, umhauen sollte.

Vorgegebene Erscheinungen.

Sie sehen in ihrer Einbildung auf dem Gipfel dieser Bäume gewisse Geister, die sie Tibalang nennen, und ihnen eine riesenmäßige Gestalt, lange Haare, kleine Füße, sehr weit ausgebreitete Flügel und einen bemalten Leib zuschreiben. Nach ihrem Vorgeben merken sie ihre Ankunft am Geruche. Das allerseltsamste dabey ist dieses, daß sie steif und fest dabey bleiben, sie sähen die Tibalangs mit Augen, ungeachtet die Spanier nicht das geringste erblicken e).

Wunderliche Gottheiten.

Noch betheten sie gewisse besondere Schutzgötter an, die bey den Bisayas den Namen Davatas trugen, bey den Tagalen aber Anitos hießen. Einer herrschete über das Gebirge, der andere über den Ackerbau, noch andere über das Fischen; einige beschützen die Häuser, andere die Kinder. Unter die Zahl der Anitos rechneten sie auch ihre Väter und Großvater, und riefen sie um Hülfe an, wenn sie in Nothen steckten. Gleichfalls wurde der zum Anitos, der durchs Schwert umkam, den der Blitz tödtete, oder den ein Croco-

e) Das tagalische Wörterbuch, welches ein Franciscaner verfertiget hat, handelt nach aller Länge von diesen Gespenstern.

Philippinische Eylande.

Crocodill auffraß. Aus diesem thörichten Wahne wähleten die alten Greisen irgend einen kenntlichen Ort im Gebirge, oder eine Felsenklippe, die weit in die See hinausragete, zu ihrer Begräbnißstelle, damit sie von den Fischern und Seeleuten angebethet werden könnten. Von der Schöpfung der Welt und von ihren ersten Einwohnern wissen sie, aus ihrer alten Sage, eine Menge Mährchen zu erzählen.

Ehemalige Regierungsform.

Die Spanier fanden in dieser ganzen Inselreihe, weder einen König, noch sonst einen Herrn von sehr hohem Stande. Die Einwohner verbanden sich bey ihren beständigen innerlichen Kriegen mit den verwegensten oder stärkesten. Jedweder kleiner Staat trug den Namen **Barangueh**, welches soviel als eine Barke bedeutet; vermuthlich deswegen, weil die ersten Einwohner zu Schiffe dahin gekommen waren. Sie blieben den Schiffshauptleuten gehorsam, welche vielleicht die Häupter der eingeschifften Geschlechte waren, und dieser Titel wurde nachgehends beybehalten.

Dampiers Nachrichten von Mindanao.

Als **Dampier** im 1686 Jahre nach **Mindanao** d) kam, und sich ziemlich lange daselbst verweilete: so beobachtete er eines und das andere, was billig verdienet, daß wir es an diesem Orte beybringen. Er beschreibt die Einwohner folgender Gestalt. „Die **Mindanayer**, saget er, sind von mittelmäßiger Größe; sie haben zarte Glieder, einen geraden Leib und kleinen Kopf; das Gesicht ist eyrund, die Stirne platt, die Augen schwarz und klein, die Nase kurz, der Mund ziemlich groß, die Lippen sind klein und roth, die Zähne schwarz und sehr gesund, die Haare schwarz und glänzend; ihre Gesichtsfarbe ist zwar dunkelbraun; sie fällt aber doch mehr ins Hellgelbe, absonderlich bey Weibespersonen, als in andern indianischen Gegenden. Den Daumennagel lassen sie ungemein lang wachsen, absonderlich am linken Daumen; sie befeilen ihn zwar zum öftern, schneiden ihn aber niemals ab. An gutem natürlichen Verstande fehlet es ihnen im geringsten nicht. Sie können auch hurtig und arbeitsam seyn, wenn sie wollen: allein meistentheils faulenzen und stehlen sie gern, und es bringt sie nichts zum Arbeiten, als der Hunger. Unterdessen ist doch nicht zu leugnen, daß ihre Trägheit großen Theils von dem harten Joche herrühre, das ihnen ihre Fürsten auflegen. Denn weil ihnen diese tyrannischen Oberherren alles wegnehmen, was sie erwerben, so verlangen sie nicht mehr zu haben, als sie gegenwärtig brauchen, das ist, was sie aus der Hand in den Mund bringen können. Dem ungeachtet sind sie meistentheils ungemein hochmüthig, und treten mit stolzen Schritten einher. Nichtsdestoweniger begegnen sie den Fremden sehr höflich, machen Bekanntschaft mit ihnen, und gehen ganz vertraulich mit ihnen um: allein gegen ihre Feinde sind sie unversöhnlich, im höchsten Grade rachgierig, und machen sich kein Bedenken aus dem Giftmischen, wenn sie nur ihr Müthchen kühlen können e).

Beschaffenheit der Insulaner.

„Ihre Kleidung besteht aus einer Weste und Hosen. Beine und Füße bleiben bloß; auf dem Kopfe hingegen haben sie einen Turban, dessen beyde Enden mit einer Franse oder Spitze besetzet, und mit einer Schleife zusammengebunden sind, das übrige lassen sie hängen. Die Weibespersonen sind wohlgebildeter, als die Mannspersonen. In ihre schwarzen langen Haare schlagen sie einen Knoten, und lassen sie übrigens über dem Rücken hinab hangen. Sie haben längere Gesichter, als die Männer, und eine hübsche Bildung, nur die Nase ausgenommen, welche nicht nur ungemein kurz, sondern auch zwischen den Au-

Abschilderung der Frauenspersonen.

d) Man sehe oben den Artikel von dieser Insel.

e) Wilhelm Dampiers Reisebeschreibung II Theil a. d. 367. 368 S.

Philippinische Eylande.

„gen so platt ist, daß man sie an selbigem Orte kaum wahrnimmt. Eben so wenig hat „ihre Stirne eine merkliche Erhöhung. Von ferne lassen sie ungemein schön, aber in der „Nähe erschrickt man über diese Unvollkommenheiten. Sie haben sehr zarte Gliedmaßen; „ihre Kleidung besteht in einer solchen Weste, dergleichen die Männer tragen, nebst ei„nem Unterrocke aus einem einzigen Stücke, indem beyde Enden zusammen genähet werden. „Ein solcher Rock ist zween Schuhe weiter, als der Leib; daher kann man ihn anziehen, wie „man will, und das unterste Theil zum obersten machen; nur muß man es falten, damit „es dem Leibe gerecht wird. Die Weste oder das Leibkleid steht offen, und reichet bis über „die Hüften. Die Aermel sind weit länger, als der Arm, und so enge, daß man kaum die „Hand durchstecken kann, hingegen falten sie sich unter der Hand zusammen„ *f*). Eben dieser Reisende leget dem mindanaischen Frauenzimmer eine besondere Neigung gegen Ausländer, absonderlich gegen Weiße bey. Sie würden bald Bekanntschaft mit ihnen machen, wenn ihnen der eingeführte Gebrauch diese Freyheit nicht eben deswegen abgeschnitten hätte, weil man weis, daß sie nach ihrem Geschmacke ist. Sie dürfen also mit Ausländern zwar reden, doch nur im Beysenn ihrer Männer.

Artige Weise zu betteln.

Es haben diese Indianer eine ganz besondere und ihren Inseln allein eigene Weise zu betteln, welche nach des Verfassers Meynung bloß daher rühret, weil so wenig Handlung im Lande getrieben wird. Kommen Ausländer dahin, so stellen sich die Einwohner an den Strand, heißen sie willkommen seyn, und fragen einen jedweden ins besondere, ob er lieber einen Cameraden oder eine Pagaly beliebe? Diese Wörter haben sie von den Spaniern gelernet, und bedeutet das erste einen guten Freund; das andere, eine vertraute Freundinn. Diese Höflichkeit muß man sich gefallen lassen, mit einem Geschenke erwiedern, und auf gleiche Weise zu unterhalten suchen. So oft der Ausländer aus Land tritt, ist er bey seinem Cameraden oder bey seiner Pagaly willkommen; er bekömmt in ihrem Hause für sein Geld zu essen und zu trinken, auch ein Nachtquartier, umsonst aber nichts als Toback und Betel, den er nicht schonen darf. Sogar die allervornehmsten Frauen genießen die Freyheit, mit ihrem Gaste in anderer Leute Beyseyn zu sprechen, ihn ihrer Gewogenheit zu versichern, und mit Toback und Betel zu beschenken.

Hauptstadt auf Mindanao.

Die Hauptstadt der Insel trägt gleichfalls den Namen **Mindanao**. Sie liegt in dem südlichen Theile der Insel, auf sieben Grade zwanzig Minuten Norderbreite an dem Ufer eines kleinen Flusses, nur zwo wälsche Meilen von der See. Die Häuser in dieser Stadt haben eine sehr wunderliche Gestalt. Man setzet sie nämlich auf Pfähle, die wohl zwanzig Schuhe hoch, und desto dicker sind, je prächtiger das Gebäude lassen soll. Sie bestehen folglich nur aus einem einzigen Stocke, der verschiedene Zimmer hat, in welche man von außen auf einer Treppe steigt. Das Dach ist breit, und mit Palmblättern gedeckt.

f) Ebendas. a. d. 369 S.

g) Also darf man zum Beyspiele, ihre Geschicklichkeit im geringsten nicht aus der Gestalt ihrer Blasbälge beurtheilen. Ein solcher Blasbalg ist ein runder, und gleich unsern Brunnenstocken durchbohreter Block, etwa drey Schuh lang, den man neben dem Feuer auf die Erde hinstellet. Unten, dem Feuer gegenüber, hat er ein kleines Loch, mit einer darein gesteckten Röhre, welche den Wind in die Gluth führet, vermittelst eines großen und oben an einem Stocke gebundenen Federbusches. Besagte Federn füllen das Loch im Blocke aus, treiben die Luft fort, und jagen sie in die Röhre. Uebrigens bringt die unten befindliche Röhre diese plumpe Maschine ohne Schwierigkeit in Bewegung. Ebendas. S. 374.

deckt. Es bleibt demnach unter jedwedem Hause ein großer offener, und unsern Hallen ungefähr ähnlicher Raum, dem es zwar nicht an Hellung, wohl aber gemeiniglich an Reinlichkeit fehlet. Die Armen, welche Enten oder Hühner halten, umzäunen ihn, und machen ihrem Geflügel einen Hof daraus.

Philippinische Eylande.

Pallast des Sultans.

Der Pallast des Sultans ist an seiner Größe kenntlich. Er steht auf hundert und achtzig dicken, und weit höhern Pfeilern, als man zu den gemeinen Häusern nimmt; so steigt man auch auf großen und breiten Treppen hinauf. In dem Vorgemache stehen zwanzig eiserne Stücke auf ihren Lavetten. Der Feldherr und die Großen des Hofes haben gleich dem Könige schwehres Geschütz in ihren Häusern. Zwanzig Schritte weit von dem Pallaste steht ein kleines Gebäude, zwar ebenfalls auf Pfählen, sie sind aber nur drey bis vier Schuhe hoch. Hierinnen wird Staatsrath gehalten, und den ausländischen Gesandten oder Kaufleuten Gehör ertheilet. Der Saal ist mit sehr saubern Matten belegt, worauf die sämmtlichen Räthe mit kreuzweise übereinander geschlagenen Beinen sitzen.

Künstler zu Mindanao.

Handwerker und Künstler giebt es zu Mindanao nicht sonderlich viele. Die vornehmsten sind die Goldschmiede, die Waffenschmiede, und Zimmerleute. Unterdessen beläuft sich die Anzahl der ersten kaum auf drey Personen. Sie verarbeiten sowohl Gold als Silber, machen auch alle Arbeit, die man bey ihnen bestellet, sehr sauber: allein sie haben weder offene Läden noch feile Waare. Die Schmiede verfertigen so saubere Arbeit, als es bey dem elenden Werkzeuge, das sie haben, immer möglich fällt. Dampier verwunderte sich, daß er so große Geschicklichkeit und so schlechte Erfindungskraft beysammen fand *g*). Sie haben weder Feilstock noch Amboß. Sie schmieden auf einem harten Steine, oder auf einem alten Trumme von einem alten Stücke. Nichts destoweniger ist an ihrer Arbeit nichts zu tadeln, absonderlich was das gewöhnliche Hausgeräth und das Eisenwerk für Schiffe betrifft. Zimmern kann beynahe ein jedweder, und versteht, die Art und das Gleichbeil zu führen. Sägen aber haben sie nicht. Wollen sie ein Brett machen: so spalten sie den Block nach der Länge, zimmern aus jedweder Hälfte ein einiges Brett, und gleichen es mit dem Beile ab. Diese Arbeit ist zwar mühsam, allein das Holz behält auf diese Weise seinen völligen Kern, und ersetzet durch seine Dauerhaftigkeit, alle daran gewendete Mühe und Kosten überflüßig.

Nachricht des Pater Clain von den Pintados.

Im 1697 Jahre durchreisete der Jesuit, Pater le Clain, als ein Heidenbekehrer, die Landschaft de los Pintados. Sie besteht, saget er, aus großen Inseln, die nur durch schmale Meerarme von einander abgesondert sind, welche man wegen der Ebbe und Fluth, nicht anders als mit vieler Beschwehrlichkeit und Gefahr durchschiffen kann. Damals befanden sich schon sieben und siebenzigtausend Christen unter der geistlichen Aufsicht von ein und vierzig Jesuiten darauf. Eben dieser Schriftsteller giebt uns Nachricht *h*) von Entdeckung gewisser anderer Inseln, die er Palaos nennet. Sie liegen nicht weit von den

h) In einem Briefe, welcher in der ersten Sammlung erbaulicher Briefe, und zwar in der zweyten Auflage steht. Eben diese Erzählung ist auch in der Einleitung zur sechsten Sammlung anzutreffen. In eben diesem Theile stehen auch päbstliche Breven und andere Schreiben, darinnen der Vorschlag zu Bekehrung der Einwohner gethan wird. Ja man findet auch seine Karte von diesen Inseln, welche aus den Nachrichten, und auf die Weise als wir sogleich erzählen wollen, verfertiget wurde. Unterdessen behaupten einige geschickte Seefahrer, wenn diese Inseln eben die Lage hätten, die man ihnen auf dieser Landkarte anweist, so müßten sie mit ihren Schiffen darüber weggefahren seyn.

Philippinische Eylande

den marianischen, wiewohl sie übrigens nicht die geringste Gemeinschaft mit ihnen haben.

Entdeckung der Inseln Palaos.

Als er die Klöster seines Ordens nach der Reihe besichtigte: so kam er in einen Flecken auf der Insel Samal, welches die südlichste und letzte unter den Pintadosinseln ist. Hier fand er neun und zwanzig Palaos; denn mit diesem Namen beleget er nicht nur die neuentdeckten Inseln, sondern auch die Einwohner. Sie waren von dem Ostwinde, welcher in diesen Meeren vom Christmonate bis in den May regieret, bey dreyhundert Meilen weit von ihren Inseln verschlagen, und in die Bay dieses Fleckens, welcher den Namen Guivam trägt, geworfen worden. Sie hatten sich in ihrem Vaterlande an der Zahl fünf und dreyßig, auf zwo Barken eingeschiffet, um in die nächste Insel überzusetzen: allein der ungestüme Wind trieb sie in die weite See. Weil sie nun aller angewendeten Mühe ungeachtet, das Land nicht wieder erreichen konnten: so mußten sie sich dem Willen des Windes überlassen, und dergestalt siebenzig Tage lang auf der See herum schweben. Weil sie wenig Vorrath bey sich hatten: so litten sie lange Zeit Hunger und Durst. Endlich kamen sie auf der Höhe der Insel Samal. Ein Mann, der eben am Strande stund, erblickte sie, und weil er sie an der Gestalt ihrer Fahrzeuge für Ausländer ansah: so winkte er ihnen, durch den Canal, den er ihnen zeigte, zu laufen, um die Sandbänke und Klippen, daran sie sonst scheitern müßten, zu vermeiden. Als die armen Leute einen unbekannten Mann vor sich sahen: so suchten sie die hohe See wieder zu gewinnen: allein der Wind trieb sie beständig nach dem Ufer. Indem nun der Guivamer sah, sie müßten auf diese Weise unfehlbar zu Grunde gehen: so sprang er aus Mitleiden in die See, schwamm auf die eine Barke zu, und wollte ihren Lootsmann abgeben. Allein, sie legten seine gute Absicht ganz verkehrt aus; nicht nur die Männer, sondern auch die Weiber sprangen nebst ihren kleinen Kindern ins Wasser, und retteten sich in die zweyte Barke. Er bestieg aber die von ihnen verlassene, setzte ihnen nach, und brachte sie gleichsam wider ihren Willen in Sicherheit und in den Hafen.

Zwo unbekannte Barken kommen zu Guivan an.

Dieses geschah den 28sten des Christmonats 1696. Die sämmtlichen Einwohner des Fleckens, darunter die meisten dem christlichen Glauben zugethan waren, empfingen sie mit großer Leutseligkeit. Die Cocosnüsse schmeckten ihnen überaus gut. Als man ihnen aber Reiß im Wasser gekocht, als die gewöhnliche Speise von ganz Asien vorsetzte: kam er ihnen sehr wunderlich vor; sie hielten die Körner für kleine Würmer, und wollten durchaus nicht davon essen. Am allermeisten behagten ihnen die großen Wurzeln, absonderlich die sogenannten Palavans. Man ließ hierauf zwo Frauen, welche der Wind ehemals an diese Küste verschlagen hatte, aus einem andern Flecken der Insel hohlen. Diese erkannten die neuen Ankömmlinge sogleich an der Sprache für ihre Landesleute; und da sie sich nachgehends gleichfalls zu erkennen gaben, so bewillkommeten beyde Theile einander mit Freudenthränen. Weil die Fremden sahen, daß man dem anwesenden Jesuiten besondere Ehre erzeigete: so hielten sie ihn für den König dieses Bezirkes, in dessen Macht ihr Leib und Leben stehe. Sie thaten ihm demnach einen Fußfall, und bathen um Gnade. Doch sein Mit-

i) Die übrigen heißen Panlok, Lamululutup, Saraon, Yarepie, Valayyay, Sataran, Cutac, Yfaluk, Piraulop, Yrai, Pic, Piga, Puc, Falait, Caruvaruvong, Ylatu, Lamuliur, Tavas, Saypen, Tacaulap, Rapiyang, Tavon,

Philippinische Eylande

Mitleiden wegen ihres ausgestandenen Unglückes, und die Liebkosungen, die er ihren Kindern erzeigte, erweckten gar bald ein gutes Vertrauen gegen diesen Mann bey ihnen. Er vertheilete sie in die Häuser des Fleckens, und befahl, sie mit Essen und Kleidern zu versorgen; daben sah er darauf, daß die Eheleute beysammen blieben, und überhaupt, allemal, wenigstens ein Paar, in eines und eben dasselbige Haus verleget wurden, aus Beysorge, es möchte ihnen allzuverdrießlich fallen, wenn sie gar keinen bekannten Menschen um sich hätten. Ihre Zahl hatte sich währender Reise von fünf und dreyßig, bis auf dreyßig vermindert; indem fünfe von ihnen, theils vor Hunger, theils wegen der Beschwehrlichkeiten ihrer langwierigen Schiffahrt, gestorben waren; ja es gieng wenige Tage nach ihrer Ankunft noch einer darauf, der aber zu allem Glücke vorher noch die Taufe empfing.

Nachricht, welche der Pater Clain von ihnen bekömt

Aus der Nachricht, welche sie dem Pater Clain gaben, verfertigte er eine Beschreibung von ihren Inseln. Die Anzahl derselbigen beläuft sich auf zwey und dreyßig. Nach seiner Meynung ist es sehr wahrscheinlich, daß sie den marianischen Eylanden gegen Süden, unter dem eilften oder zwölften Grade Süderbreite, und unter eben dem Parallele als Guiam liegen; indem diese Ausländer gerades Weges von Osten gegen Westen schifften, und endlich bey dem besagten Flecken ans Land kamen. Ferner glaubet der Pater, es gehörete eine gewisse Insel, welche man einige Jahre zuvor, wiewohl nur von Ferne gesehen hatte, mit unter diese Eylande. Es war nämlich ein Schiff aus den philippinischen Inseln, von dem gewöhnlichen Striche, den man unter dem dreyzehnten Grade von Osten gegen Westen zu halten pflegt, abgewichen, und etwas zu weit gegen Südwesten gekommen, da es denn diese Insel zum erstenmale erblickte. Einige nenneten sie dem Könige von Spanien, Carl dem Zweyten zu Ehren, Caroline; andere hingegen die Barnabasinsel, weil man sie an dem Tage dieses Heiligen gesehen hatte. Nachgehends war sie vor ungefähr einem Jahre von noch einem andern Schiffe wahrgenommen worden, als es durch einen Sturm von seinem Wege aus der Insel Manilla nach den marianischen verschlagen wurde. Hierauf hatte der Statthalter der philippinischen Inseln, dem Schiffe, welches diesen Weg beynahe alle Jahre machet, anbefohlen, sowohl diese nur besagte Insel, als die übrigen, die man in ihrer Nachbarschaft zu liegen vermuthet, aufzusuchen: es war aber alle Mühe vergeblich gewesen.

Zustand ihrer Inseln.

Die Fremden erzählten dem Pater, unter ihren zwey und dreyßig Inseln wären drey nur allein von Vögeln bewohnt, die übrigen aber alle mit einander hätten eine große Menge Einwohner. Fragte man, wie hoch diese Menge sich etwa belaufen möchte, so wiesen sie auf ein Sandhäufchen, und gaben ihre Landesleute durch dieses Gleichniß für unzählig aus. Die vornehmste von ihren Inseln heißt Lamurrec i), und ist der Sitz ihres Königes; wiewohl ihm die übrigen alle mit einander unterworfen sind. Es befand sich unter diesen dreyßig Ausländern ein sehr vornehmer Herr aus ihrem Lande, nebst seiner Gemahlinn, welche des Königes Tochter war. Ungeachtet sie kein ganzes Hemd am Leibe hatten, so verspührete man doch an den meisten ein gewisses hohes Wesen, und ein Bezeigen, das eine vornehme Abkunft verrieth. Der nur erwähnte vornehme Herr war am ganzen Leibe mit

ron, Mutacusan, Piylu, Olatan, Palu Cucumyat, Pyalucunung, Piculat, Hulatan, und Tagyan. Die drey letztern sind diejenigen, welche keine andere Einwohner, als Vögel haben.

Philippinische Eylande

mit einer großen Menge Striche bemalet, welche allerley Figuren vorstelleten; aber die übrigen Mannspersonen hatten nur einige wenige dergleichen Striche an sich; die Weiber und Kinder hingegen gar keine. An Farbe und Bildung des Gesichtes hatten sie einige Aehnlichkeit mit den Einwohnern der philippinischen Inseln: nur aber trugen die Mannspersonen keine andere Kleidung, als eine Binde, die sie etlichemal um den Leib winden, und damit die Hüften und Schenkel bedeckten. Um den Hals hatten sie wohl anderthalb Ellen groben Cattun gebunden, und daraus etwas wie eine Capuzinermütze gestaltetes gemacht, das ihnen auf dem Rücken hinab hing. Die Weiber waren im geringsten nicht besser gekleidet, ausgenommen daß ihre Leibbinde oder Schürze tiefer hinab hing; nämlich vom Gürtel bis an die Knie.

Ihre Sprache.

Ihre Sprache kömmt weder mit einer von den in den philippinischen Inseln üblichen, noch mit der marianischen Sprache im geringsten überein. Es dünkte dem Pater Clain, als ob ihre Aussprache viel ähnliches mit der arabischen habe. Die vornehmste unter den Frauenspersonen trug viele Ringe und viele Halsgehänge an sich; einige waren von Schildkrötschalen, andere von einer den Heidenbekehrern ganz unbekannten Materie, indem sie zwar sonsten dem Ambra nicht uneben glich, nur aber nicht gleich selbigem durchsichtig war.

Ihre Gebräuche.

Besagte Ausländer haben kein Rindvieh auf ihren Inseln. Sie erschracken, als sie zum erstenmale einige Stücke auf der Weide sahen; imgleichen als sie in dem Hause der Heidenlehrer ein Hündchen bellen höreten. Sie haben Hühner, essen sie auch, aber die Eyer nicht. Man merkte nicht an ihnen, weder daß sie eine Kenntniß von der Gottheit besäßen, noch auch daß sie Götzen anbetheten. Ihr ganzes Leben schien sinnlich zu seyn, das ist, sie ließen es bey der Sorge für Essen und Trinken bewenden. Gleichwohl haben sie keine festgesetzte Stunde zur Mahlzeit, sondern sie essen und trinken, wenn ihnen die Lust ankömmt, und sie was haben. Doch essen sie allezeit nur wenig auf einmal, und wäre ihre stärkeste Mahlzeit, auf keinen ganzen Tag hinreichend.

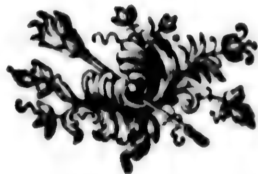
Ihre Höflichkeit oder ehrerbiethiges Bezeigen, besteht darinnen, daß sie die Person die sie ehren wollen, entweder bey der Hand oder bey dem Fuße ergreifen, nachdem sie nämlich entweder sitzen oder stehen, und ihr Gesicht damit berühren. Sie hatten unter anderm Geräthe, auch kleine Sägen von Schildkrotenschalen bey sich, die sie, wenn es nöthig war, an einen Stein strichen, und dergestalt wetzten. Sie schienen äußerst erstaunet zu seyn, als sie die große Menge Handwerkszeug sahen, das man zu Erbauung eines Kauffahrers, das eben dazumal zu Guvam ausgerüstet wurde, gebrauchte. Sie betrachteten ein Stück nach

k) Nachricht des Pater Clain, in einem Schreiben aus Manilla an seinen General, unter dem 10ten des Brachmonats 1697. Im 1710 Jahre versuchten zween Jesuiten, der Pater Cortil, und der Pater du Beron, das Evangelium in den Inseln Palaos zu predigen, und der spanische Hof unterstützte ihr Vorhaben auf allerley Weise. In der eilften Sammlung erbaulicher Briefe steht eine kurze, von dem Pater Joseph Somera abgefaßte Nachricht, den Ausgang dieser Unternehmung betreffend. Beyde Patres stiegen zwar in einer von besagten Inseln ans Land; allein das Schiff wurde unmittelbar darauf von den Strömen und der heftigen Brandung wieder auf die hohe See getrieben, und man mußte sie dem Willkühr der Einwohner überlassen. Weder Somera noch sonst jemand von dem Schiffsvolke stieg ans Land. Die ganze Erläuterung, die er von diesen Inseln beybringt, besteht darinnen, daß man eine Viertelmeile weit von der Insel die Höhe genommen, und sich auf fünf Grade sechzehn Minuten Norderbreite befunden habe. Die Abweichung

nach dem andern, mit der größten Verwunderung; denn in ihrem Lande sind die Metalle ganz unbekannt. Der Pater beschenkte einen jeden mit einem ziemlich großen Stücke Eisen, worüber sie größere Freude bezeugten, als wenn es das feinste Gold gewesen wäre. Denn damit sie dieses kostbare Geschenk ja nicht verliehren möchten: so legten sie es, wenn sie schliefen, unter den Kopf. Sie hatten kein anderes Gewehr als Spieße und Pfeile mit Menschenknochen vorgespitzt; unterdessen schienen sie eines sehr friedfertigen Gemüthes zu seyn. Wurden sie uneinig, so machten einige Kopfnüsse der ganzen Fehde ein Ende; ja es geschah dieses nicht einmal oft: denn sobald sich ein Paar im allergeringsten über einander ärgerten, so legten sich ihre guten Freunde ohne Verzug dazwischen, und stilleten die Sache. Nichts destoweniger sind sie keinesweges etwa dumm, oder von einem schläfrigen Wesen, sondern sie sind im Gegentheile aufgeweckt genug. Sie haben nicht soviel Fleisch an sich, als die Einwohner der marianischen Inseln; hingegen sind sie wohl gestaltet, und von eben der Größe als die Philippiner. Sowohl Männer als Weiber lassen die Haare wachsen, und über die Schultern hinab hängen. Wollten sie in ihrer größten Herrlichkeit erscheinen: so bestrichen sie sich den ganzen Leib mit einer gewissen gelben Farbe, die ein jeder zu machen wußte. Sie waren unaufhörlich vergnügt, daß sie an einem Orte waren, wo man alles, was zur Lebensnothdurft gehöret, nach Wunsche haben konnte. Sie versprachen, wieder zu kommen, und ihre Landesleute mitzubringen. Der manillische Statthalter munterte sie nach Vermögen dazu auf, in der Absicht ihre sämmtlichen Inseln unter die spanische Herrschaft zu bringen, und die Jesuiten stunden ihm aus allen Kräften bey, in der Absicht, ihrer Gesellschaft ein neues Thor zu Gewinnung der Seelen zu eröffnen k).

Philippinische Eylande.

Eifer der Missionarien



Das

weichung der Magnetnadel sey bey aufgehender Sonne fünf Grade gegen Nordost gewesen. Nachgehends hätten sie sich einer andern, funfzig Meilen weit von der vorigen Insel entlegenen genähert, und die Höhe auf eine Meile davon, sieben Grade und vierzehn Minuten nordlich befunden.

Das folgende Jahr versuchte der Pater Serrano diese Unternehmung noch einmal, und hatte nicht nur päpstliche Breven, sondern auch andere Urkunden bey sich, welche, wie oben schon erwähnet worden, im sechsten Theile der erbaulichen Briefe zu lesen sind. Er reisete den 11ten des Christmonats, nebst noch einem Jesuiten, und dem Kerne der jungen Leute aus der Insel, von Manilla ab. Allein gleich am dritten Tage ihrer Schiffahrt wurde das Schiff durch einen heftigen Sturm zerschmettert, und es kam kein Mensch davon, als zween Indianer, und ein Spanier, welche die betrübte Nachricht von diesem Unfalle nach Manilla brachten. Demnach ist alles, was die Inseln Palaos betrifft, noch in großer Dunkelheit.

Das XXXIV Capitel.

Fahrt nach Süden, oder Reise des Jacob le Maire, eine neue Durchfahrt südwärts unter der magellanischen Straße zu entdecken.

Der I Abschnitt.

Einleitung. Le Maire bekömmt von Schuten einige Nachricht. Goldsucher. Le Maire reiset ab. Man erreichet den Sehnsuchtshafen. Eyerlansbay. Seelöwen. Erstaunliche Menge Vogeleyer. Großes Menschengerippe. Holländer entdecken Land. Wallfische zu Tausenden. Entdeckung des Staatenlandes. Große Seemöven. Die Holländer glauben, die Straße gefunden zu haben; nennen sie le Maire. Inseln Juan Fernandez. Hundeseyland. Insel ohne Grund. Begebenheit der Holländer daselbst. Insel Waterland. Fliegeneyland. Es steht schlecht mit den Holländern. Sie begegnen einer indianischen Barke. Beschaffenheit derselben. Cocoseyland. Beschaffenheit der Einwohner. Ihr höfliches Bezeugen. Die Holländer werden betrogen.

Einleitung.

So lange den Holländern die Durchfahrt durch die magellanische Straße von sonst niemanden, als den Spaniern, streitig gemacht wurde, entstund bald in dieser bald in jener Stadt der vereinigten Provinzen eine Gesellschaft, welche der Spur des Olivier Noorts glücklich nachfolgte. Allein, als nachgehends die Staaten selbst, der allgemeinen indianischen Handelsgesellschaft ein neues Patent ertheileten, darinnen jedermann untersaget wurde, durch besagte Straße weder nach Indien noch nach einem andern Lande, es möge selbiges itzt schon entdecket seyn, oder künftig noch entdecket werden, zu fahren: so suchte ein gewisser aus Amsterdam gebürtiger Kaufmann, Namens Jacob le Maire, der aber in der kleinen Stadt Egmont wohnete, ein Mittel auszudenken, wie er einen neuen Weg dahin erfinden möchte, ohne einen Eingriff in das Vorrecht der allgemeinen indianischen Handelsgesellschaft zu thun.

Le Maire bekömmt von Cornelis Schuten einige Nachricht.

Er hatte Bekanntschaft mit einem gewissen Cornelis Schouten gemachet, einem vollkommenen Seemanne, welcher die Reise nach Ostindien dreymal gethan, und erstlich als Steuermann, nachgehends als Factor, und endlich als Schiffer alle Gegenden durchstrichen hatte, auch die alte Lust zu langwierigen Reisen noch immer an sich verspühren ließ. Dieser setzte dem le Maire in den Kopf, es müßte nothwendiger Weise noch irgend ein anderer Weg in die Südsee offen seyn, als die magellanische Straße, und weil das Verboth der Staaten von demselbigen nicht das geringste erwähne: so sey es folglich erlaubt, ihn zu gebrauchen. Ueber dieses hofften sie alle beyde, neue Länder zu entdecken, einen vortheilhaften Handel daselbst zu treiben, und ihre Schiffe mit einer reichen Ladung nach Hause zu bringen. Le Maire glaubte, diesen Punct insonderheit gut zu verstehen. Er meynte, wenn ja der Anschlag allenfalls mislingen sollte, so könnten sie doch heimlich durch die alte Straße laufen, und über das Südmeer nach Ostindien schiffen, von welcher Reise man allemal große Vortheile zu hoffen habe. Mit einem Worte, diese beyden durchtriebenen Kaufleute wurden

l) Tagebuch der Reise nach Süden, unternommen durch Jacob le Maire und Willems Cornelis Schou

den schlüßig, sie wollten sich in die südliche unter der magellanischen Straße gelegene, bisher noch unbekannte Gegend wagen, und mit Hülfe derer Beobachtungen, die man in der Nachbarschaft der Straße bisher gemacht hatte, einen neuen Weg in die Südsee auszufinden trachten. Vermöge des Vergleiches, den sie dießfalls mit einander errichteten, sollte le Maire alle Kosten der Reise, des Schiffes und der Ladung nur zur Hälfte tragen, die andere Hälfte aber nahm Schouten unter dem Beystande seiner guten Freunde über sich, und versprach über dieses noch, die Anstalten zur Ausrüstung und Bemannung vorzukehren. In kurzer Zeit hatten sie unterschiedene vornehme Personen auf ihre Seite gebracht, welche unter sich den Titel Bewindhaber annahmen, und durch ihren Credit große Summen auftrieben, doch ohne denen, die mit in Gesellschaft traten, das geringste davon zu eröffnen, worauf ihre Unternehmung eigentlich angesehen sey, noch was für Vortheile man davon hoffen könnte. Auf diese Weise rüsteten sie zu Horn zwey Schiffe aus. Das größte, die Eintracht genannt, führete dreyhundert sechzig Tonnen: das zweyte war eine bloße Jacht. Schouten, welcher die Schiffahrt verstund, nahm den Titel als Schiffer oder Hauptmann auf dem großen Schiffe an: le Maire hingegen begnügte sich mit dem Namen eines Factors. Sie hatten fünf und sechzig Mann am Borde, neun und zwanzig kleine Stücke, zwölf Steinstücke, eine Menge Schießgewehr, Kraut und Loth, zwo Schaluppen, eine mit Segeln, die andere mit Rudern, eine Barke und einen Beynachen, nebst doppeltem Vorrathe von Takelwerke.

Weil sie ihr eigentliches Vorhaben vor jedermann geheim halten mußten oder wollten: so war die Hauptbedingung, welche sowohl die Officier, als gemeine Matrosen eingehen mußten, diese, sie wollten gehen, wohin es dem Hauptmanne belieben würde. Eine so besondere Unternehmung erweckte mancherley Urtheile, und der gemeine Mann nennete die Theilhaber derselbigen, Goldsucher: allein die Bewindhaber selbst legten sich den Titel der Südgesellschaft bey 1). Niemals war etwas den allerersten Reisen des Gama und Magellans ähnlicher gewesen, als dieses Wagstück. Denn es wurde gleich jenem zwar aus wichtigen Ursachen, und mit großer Zuversicht, aber ohne einen gewissen Endzweck, ohne deutliche Einsicht, und ohne zu wissen, wie man sich im widrigen Falle helfen sollte; mit einem Worte, recht auf ein Gerathewohl vorgenommen. Es besteht auch wirklich die ganze Schönheit des gegenwärtigen Tagebuchs bloß in der beständigen Abwechslung unerwarteter Zufälle. Sein Verfasser war der Bootsmann der Jacht, Namens Aers Claeßen, und setzte er es aus seinen und der übrigen Officier Anmerkungen zusammen. *Gesellschaft der Goldsucher.*

Den 14ten des Brachmonats 1615 liefen beyde Schiffe aus dem Texel. Es fiel auf ihrer Reise nichts merkwürdiges vor, bis auf den 5ten des Weinmonats, da man zu Mittage auf der Höhe von vier Graden sieben und zwanzig Minuten nordlich, in dem Vordertheile der Eintracht, einen starken Knall vernahm. Als der Steuermann sich umsah, war das Meer ganz roth von Blute. Sein Erstaunen hierüber war ungemein, und niemand wußte, wie es damit zugienge: allein, nachgehends erfuhr man, daß die ganze Sache von einem ungeheuern Seethiere hergerühret hatte, welches mit seinem Horne in die Schiffsverkleidung stieß, und es darüber entzwey brach; denn als man das Schiff in dem Sehnsuchtshafen kalfaterte: so fand man in dem Vordertheile, sieben Schuh tief unter dem Wasser, ein Horn stecken, welches an Gestalt und Dicke einem Elephantenzahne gliche, aber nicht hohl,

Le Maire. 1615.

Dessen Abreise.

Seltsamer Zufall mit einem Seethiere.

Lll 2

1) Schouten, in der Sammlung der holländischen Gesellschaft, im IV Theile a. d. 57? und vorherg. S.

Le Maire 1615.

hohl, sondern ganz dicht, und der Materie nach, ein ungemein harter Knochen war. Es war durch drey Futterwände bis ins Kniestück, das ist über einen halben Schuh weit ins Schiff hinein gegangen *m*). Die Wunde hatte so sehr geblutet, daß die See rings um das Schiff roth davon wurde.

Den 20sten besagten Monates kam man über die Linie. Bisher hatte das Schiffsvolk noch nicht das geringste von ihrer Oberhäupter Anschlage gewußt. Aber den 25sten verlas **Schouten** einen Befehl der Bewindhaber, des Inhalts: beyde Schiffe sollten eine neue Durchfahrt in die Südsee ausfündig machen, und daselbst in Hoffnung etwas schönes zu gewinnen, gewisse südliche Länder zu entdecken suchen: sollte aber dieses Vorhaben Fehl schlagen, so müsse man den Weg nach Ostindien nehmen *n*). Diese Eröffnung erweckte bey jedermann unsägliche Freude, weil jedweder einigen Vortheil bey dieser wichtigen Unternehmung zu finden verhoffte.

Man erreichet den Sehnsuchtshafen.

Den 6ten des Christmonats erblickte man Land auf der Höhe von sieben und vierzig Grad dreyßig Minuten. Es war eine weißliche und nicht sonderlich hohe Küste, die man endlich für die Küste des Sehnsuchtshafens erkannte. Man blieb über Nacht vor Anker liegen, und lief den folgenden Vormittag gegen Süden. Hier nun befand man sich an der Einfahrt. Allein, weil man mit der Fluth, da sie am stärkesten war, fortrückte: so stunden damals diejenigen Klippen unter Wasser, davon **Olivier Noort** erwähnet, und gesagt hatte, man müsse sie nordlich liegen lassen, wenn man in den Hafen einlaufen wolle. Man sah sie folglich nicht, wohl aber einige andere weiter gegen Süden gelegene, hielt diese letzten für die rechten, und lief folglich, um sie zu vermeiden, noch weiter südlich. Hierüber kamen beyde Schiffe von der rechten Einfahrt ab, und dagegen in eine andere Bay, die sie nicht suchten, und wo sie auf fünftehalb Faden Wasser vor Anker legeten. Allein nach geendigter Fluth, blieben nicht mehr als vierzehn Schuh Wasser, übrig. Die Eintracht kam mit dem Hintertheile auf einen Felsengrund zu sitzen, und hätte unfehlbar scheitern müssen, wenn die See nicht mit Hülfe eines Westwindes ganz stille gewesen wäre. Die Klippen an dieser Bay lagen voll Eyer. Man fand auch sehr gute Muscheln und allerley Fische, absonderlich zwölf Zolle lange **Eperlans**, von welchen man dieser Bay den Namen beylegte.

Eperlansbay.

Man schickte eine Schaluppe nach den **Pinguinsinseln**, welche zwo Meilen ostsüdostlich vom Sehnsuchtshafen liegen. Diese brachte zween Seelöwen und hundert und funfzig Pinguinen zurück. Besagte Seelöwen, davon **Noort** mit großer Verwunderung redete, werden hier mit einiger Veränderung beschrieben. An Größe gleichen sie einem kleinen Pferde. Sie haben einen Löwenkopf, mit einer dicken wilden Mähne. Dem Weibchen aber fehlet diese Mähne: sie sind auch nur halb so groß, als die Männchen. Die Erfahrung bekräftigte, was **Noort** gesagt hatte, nämlich daß sie schwer zu tödten wären. Manche bekamen soviel Schläge mit Hebebäumen und Schiffshaken, daß ihnen das Blut zur Nase und zum Rachen heraus schoß: dem ungeachtet kamen sie davon, und retteten sich ins Wasser. Man mußte ihnen mehr als eine Kugel durch den Kopf oder Hals jagen, wenn sie fallen sollten *o*).

Seelöwen.

Den

m) Der Verfasser bemerket, es sey ein großes Glück gewesen, daß das Horn gerade in ein Kniestück an den Futterdielen getroffen habe; denn wofern es zwischen zweyen Kniestücken durchgegangen, folglich nichts als die Schiffverkleidung angetroffen hätte: so hätte es vermuthlich ein großes Loch darein

Le Maire. 1615.

Erstaunliche Menge Vogeleyer.

Den 9ten zur Frühe erreichte man die Insel, welche Olivier Noort das Königseiland benennet hatte. Einige Matrosen stiegen ans Land, und fanden es so voll Eyer von einer gewissen Seemöven Gattung liegen, daß man kaum davor gehen konnte. Man konnte ohne von der Stelle zu weichen, fünf und vierzig Nester mit der Hand erreichen, und in jedwedem lagen drey bis vier Eyer, etwas größer als Kiebitzeneyer p). Den zehnten fuhr eben diese Schaluppe an das jenseitige Ufer, und suchte süßes Wasser. Ungeachtet man aber bis vierzehn Schuhe tief in die Erde grub, so war das Wasser dennoch gesalzen, und zwar nicht nur in den Thälern, sondern auch auf den Anhöhen. Dagegen sah man Strauße, imgleichen einige den Hirschen ähnliche aber ungemein scheue Thiere, an denen der Hals eben so lang war, als der übrige ganze Leib. Man erblickte auf einer Anhöhe einige Steinhaufen. Als man nun nachsuchte, was doch darunter stecken möchte: so fand man Menschengerippe von zehn bis eilf Schuhen in die Länge. Die übrige Mannschaft war unterdessen beschäfftiget, beyde Schiffe zu kalfatern: allein, zum Unglücke fing die Jacht Feuer, und die Flamme ergriff das Thauwerk mit solcher Geschwindigkeit, daß kein Löschen mehr half; die Holländer mußten sich folglich alle mit einander in dem noch übrigen Schiffe behelfen.

Menschen Gerippe eilf Schuhe lang.

Holländer entdecken Land

Den 18ten ließ man die Sebaldsenlande drey Meilen gegen Südosten liegen, und fand zu Mittage die Höhe von ein und funfzig Graden. Die Fahrt war ruhig bis auf den 24sten. Man hatte bisher Süd gen Westen gesteuert, und am 24sten zur Frühe das Land zur rechten Hand eine Meile weit von sich gehabt, aber auf einmal fand man vierzig Faden Grund. Die Küste lief Ost zu Süden fort, und zeigte hohe mit Schnee bedeckte Gebirge. Um den Mittag fand man das Ende dieser Küste, sah aber zugleich eine andere gegen Osten, welche gleichfalls sehr hoch zu seyn schien. Man schätzte die Entfernung beyder Küsten von einander auf etwan acht Meilen, und glaubte, es müßte eine Durchfahrt zwischen ihnen vorhanden seyn. Diese Meynung wurde dadurch bestärket, weil die Ströme in diesem Raume südlich strichen. Zu Mittage befand man sich auf vier und funfzig Grade sechs und vierzig Minuten, und das holländische Schiff wurde von einem kühlen Nordwinde hurtig gegen die Oeffnung fortgetrieben. Allein, mit einbrechender Nacht wurde es von einer Windstille überfallen, und die ganze Nacht über bloß von den Strömen fortgeführet. Wallfische erschienen hier zu tausenden, und man mußte beständig wenden, und andere Vortheile zu Hülfe nehmen, nur um ihnen auszuweichen.

Wallfische zu tausenden.

Entdeckung des Staatenlandes.

Den 25sten des Morgens befand man sich bey der östlichen Küste, welche ungemein hoch und sehr unterbrochen war, auch soweit das Gesichte reichen konnte, gegen Ostsüdost fort lief. Man gab ihr den Namen **Staatenland**; hingegen die andere gegen Westen gelegene nennete man Moriz von Nassau. **Schouten** und **le Maire** hofften hier gute Rheden und sandige Bayen anzutreffen, weil man auf beyden Seiten sandige Ufer sah. Fische, Pinguins und Seehunde gab es da im Ueberflusse, aber keinen einzigen Baum. Man rückte mit einem Nordwinde ziemlich weit gegen Südsüdwesten fort, bis auf fünf und funfzig Grade sechs und dreyßig Minuten; hierauf steuerte man gegen Südwesten und bemerkte, daß die südliche Küste der Mündung, von dem westlichen Ende des Moriznassau Landes

o) A. d. 580 S.

p) A. d. 578 S.

Le Maire. 1615.

des gegen Westsüdwest, und gegen Südwesten fort lief, auch beständig hoch und unterbrochen blieb *q*).

Gegen Abend lief der Wind in Südwest um; die Wellen giengen die ganze Nacht durch sehr hoch, und das Wasser zeigte eine dunkel blaue Farbe, woraus man schloß, es müßte an diesem Orte eine gewaltige Tiefe haben. Man vermuthete, es müßte diese See das große Südmeer seyn, und man habe eine bis auf den heutigen Tag unbekannt gewesene Durchfahrt entdecket *r*). Bald darauf wurde aller Zweifel vollends gehoben. Man sah außerordentlich große Jans van Jenten, das ist, Seemöven, die am Leibe so groß als ein Schwan waren, und Flügel hatten, davon jedweder, wenn man ihn ausspannete, eine Klafter in die Länge betrug. Sie setzten sich auf das Schiff, und ließen sich von den Matrosen nach Belieben weghaschen *s*).

Große Seemöven.

Den 26sten mußte man auf der Höhe von sieben und funfzig Graden, einen gewaltigen Sturm aus Süden ausstehen, welcher vier und zwanzig Stunden dauerte; diese Zeit über fuhr man mit dem Schönfahrsegel, und rückte nichts destoweniger weiter gegen Süden fort. Die hohe Küste zeigte sich noch immer gegen Nordwest. Man steuerte darauf zu, und befand sich den 26sten zu Mittage auf sechs und funfzig Grad ein und funfzig Minuten. Die Kälte war hier ungemein groß. Es hagelte auch. Den 29sten zur Frühe entdeckte man zween Inseln in Westsüdwesten, nachdem man vorher den Lauf gegen Südwest gehalten hatte. Um den Mittag erreichte man sie. Es waren graue dürre Felsen auf sieben und funfzig Grade Süderbreite. Man nannte sie nach dem holländischen Großpensionarius Oldenbarnefeld. Hierauf hielt man gegen Westnordwest, und bekam auf den Abend das Land in Nordwesten und Nordnordwesten abermal zu Gesichte. Dieses Land ist eben dasjenige, welches der magellanischen Straße in Süden liegt, und immer in diesem Striche fort geht. Man sah nichts darauf, als hohe Gebirge voll Schnee, die sich unter sieben und funfzig Grad acht und vierzig Minuten mit einem ungemein spitzigen Vorgebirge endigten, das man Horn benennte. Von hier segelte man gegen Westen, und hatte einen sehr schnellen Strom zu Hülfe. Den 30sten setzte man eben diese Straße, und mit eben dergleichen Strömen fort. Das Wasser war blau, und die See beständig hohl, welche Merkmaale die geschöpfte Hoffnung, man werde die gesuchte Durchfahrt finden, destomehr verstärkten. Diesen und den folgenden Tag über war der Wind veränderlich. Unter dem acht und funfzigsten Grade war man vor das Vorgebirge Horn vorbeygelaufen, und man hatte das Land völlig aus dem Gesichte verlohren. Die Wellen rolleten aus Westen, und das Wasser blieb beständig dunkelblau. Nunmehr war man stärker, als jemals versichert, man wäre wirklich in der Südsee, und habe weiter kein Land mehr vor sich.

Insel Barnefeld.

Horns Vorgebirge.

Die Holländer glauben, die Straße gefunden zu haben.

1616.

Den 3ten Jänner, zu Mittage fand man die Höhe auf neun und funfzig Grad, fünf und zwanzig Minuten. Man sah weder einiges Land, noch konnte man das geringste Merkmaal spühren, daß eins gegen Süden liegen müßte. Beyde Anführer stelleten hierauf dieser glücklichen Entdeckung wegen ein Dankfest an. Eben an diesem Tage wurde Schiffsrath gehalten, und diese neue und glücklich gefundene Durchfahrt zwischen dem Moritz-Nassau und Staatenlande, die Straße le Maire benennet, ungeachtet es der Billigkeit gemäßer

Finden die Durchfahrt, und nennen sie le Maire.

q) A. d. 582 und vorherg. S.

r) Wir werden in der Folge neuere Nachrichten von dieser Durchfahrt beybringen.

s) A. d. 582 S.

s) A. d. 584 S.

gemäßer gewesen wäre, sie die Schoutenstraße zu nennen; indem Schouten nicht nur das Oberhaupt vorstellete, sondern auch durch seine Erfahrenheit das meiste zu dem glücklichen Fortgange der Reise beygetragen hatte *t*).

Le Maire. 1616.

Die ganze Zeit über, die man auf die Durchfahrt durch die neue Straße verwendete, hatte man fast unaufhörlich hohle See, Regen, dicke Nebel, und sehr oft Hagel und Schnee gehabt. Allein, die Holländer wurden durch die Freude über den erwünschten Fortgang, und durch die Hoffnung, die Früchte davon in kurzem zu genießen, so muthig gemacht, daß sie keine Beschwerlichkeit achteten.

Die folgenden Tage bis auf den 23sten lief man gegen Norden, und fand die südlichen Passatwinde unter sechs und vierzig Grad dreyßig Minuten. Man legte mit Hülfe des Süd- und Südsüdostwindes ein großes Stück Weges zurück. Den 28sten wurde Schiffsrath gehalten, und auf Gutachten der vier Steuermänner beschlossen, man wollte an den Inseln **Juan Fernandez** vor Anker legen, damit das Volk, welches vom Scharbocke heftig angegriffen war, sich wieder erholen möchte. Den 1sten März erblickte man diese Inseln. Es sind ihrer zwo; sie liegen unter drey und dreyßig Grad acht und vierzig Minuten, und haben ziemlich hohes Land *u*). Die kleinste, welche am weitesten gegen Westen liegt, ist dürre und unfruchtbar, voll kahler Berge und Klippen. Die große ist zwar auch gebirgig, aber voll Bäume und von Natur fruchtbar. Es giebt viel Vieh darinnen, als zum Beyspiele Schweine und Ziegen, und die Küste wimmelt von Fischen. Der Verfasser bemerket denen, welche künftig diesen Weg nehmen werden, zur dienlichen Nachricht: man habe einen sehr großen Fehler begangen, daß man nach der Westseite der Insel gesteuert habe; an statt an der Ostseite hinzulaufen, und in der Rhede, welche an der südlichen Spitze der großen Insel liegt, Anker zu werfen. Denn als man an der Westseite herum fuhr, wurde man von einer Windstille befallen, gleichwie an hohen Küsten gemeiniglich zu geschehen pfleget; und es fiel unmöglich, bis an den Ort zu kommen, da man vor Anker hatte legen wollen. Man schickte eine Schaluppe hin; diese fand auf dreyßig bis vierzig Faden, sehr nahe am Lande guten Ankergrund, der nachgehends auf einmal bis auf drey Faden abnimmt, und vortreffliche Bequemlichkeit beyzulegen schaffet *x*). Die Matrosen hatten ein schönes grünes Thal, viele Bäche, die von den Anhöhen herab flossen, viele Ziegen auf dem Gebirge, und noch eine Menge andere Thiere, die man in der Ferne nicht erkennen konnte, wahrgenommen. Kaum konnte man den Angel auswerfen: so hatte der Fisch schon angebissen, absonderlich der **Corcobado** und die **Brasse**. Man schickte sie wieder auf die Jagd und Fischerey zurück. Allein, sie konnten wegen des dicken Gesträuches und der vielen Dornbüsche, weder den Ziegen noch den Schweinen beykommen; hingegen fingen sie in weniger Zeit zwo Tonnen voll vortrefflich wohlgeschmeckte Fische; diesen einzigen Vortheil hatte man also von diesen Inseln, womit aber den Kranken nicht sonderlich gedienet war. Den 11ten fuhr man zum zweytenmale über den Wendekreis des Steinbockes, und steuerte mit einem guten Winde gegen Nordwesten. Endlich traf man die Passatwinde aus Osten und Ostsüdost wieder an. Den 15ten veränderte man den Lauf unter dem 18ten Grade nach Westen, und erblickte eine große Menge Vögel; absonderlich aber

Inseln Juan Fernandez.

Ihre Beschreibung.

Sie geben wieder über den Wendekreis des Steinbockes.

u) Eine genauere Beschreibung, und mehrere Entdeckungen sind unten in des Ansons Tagebuche zu lesen. Es wird nicht unangenehm fallen, sie gegen die Nachrichten des Maire zu halten.

x) Ebendas. a. d. 587 S.

Le Maire. 1616.

aber Pfeilschwänze, welche am Leibe schneeweiß, am Schnabel hoch roth, am Kopfe röthlich aussehen, und weiße gespaltene Schwänze ungefähr zween Schuhe lang, haben.

Unterdessen regierte der Scharbock heftig unter dem Volke, ja der Hauptmann von der Jacht war gar daran gestorben. Jedermann sehnte sich äußerst nach dem Lande. Den 10ten April entdeckte man eine sehr niedrige und kleine Insel, auf welcher man weiter nichts als Kräuter und Regenwasser fand, welches an eben demselben Tage gefallen war. Von Bäumen sah man nur eine einzige Reihe. Diese Insel nennte man das Hundeseyland, weil man drey Thiere darauf sah, die man für Hunde hielt; wiewohl sie weder belleten noch sonsten einigen Laut von sich gaben. Sie liegt unter dem zwölften Grade, und nach der Steuerleute Rechnung bey neun hundert und fünf und zwanzig Meilen von der peruanischen Küste. Die Brandung an den Klippen ist sehr ungestüm *y*).

Hundeseyland.

Insel ohne Namen.

Weil der Wind anhub, aus dem Norden zu blasen: so lief man gegen Westen, in Hoffnung die Salomonsinseln, zu finden. Den 14ten sah man eine große und sehr niedrige Insel. Gegen Abend, als man etwan noch eine Meile weit vom Lande war, kam ein Nachen mit vier Indianern zum Vorscheine. Sie waren nackend und überall roth bemalet, nur die Haare ausgenommen, welche schwarze Farbe und eine große Länge hatten. Sie kamen so nahe an das Schiff, daß man ihnen zurufen konnte, und hießen die Holländer theils mit Worten, theils durch allerley Zeichen willkommen. Allein, weil man sie nicht verstund, auch da man näher an die Insel kam, weder Grund fand noch einige Aenderung am Wasser merkte, wohl aber am Strande eine große Menge Indianer sah, von denen man nicht wußte, was sie etwan Willens seyn möchte: so setzte man den Weg weiter fort. Diese Insel hat zwar eine große Länge, aber eine geringe Breite. Man sah eine große Menge Bäume darauf, und hielt sie für Palm- und Cocosbäume. Ihre Höhe war funfzehn Grad funfzehn Minuten, und ihr Ufer weißer Sand *z*).

Insel ohne Grund.

Die Nacht über legte man ungefähr zehn Meilen gegen Südsüdwest zurück, und erblickte zu größter Verwunderung abermal eine Küste vor sich, worauf einige nackende Menschen herum hüpften. Drey unter ihnen fuhren der Schaluppe in einem Nachen entgegen. Man begegnete ihnen mit ersinnlicher Freundlichkeit, welches den einen so kühn machte, daß er sich ins Schiff wagte. Allein, an statt darauf Acht zu geben, was man ihm sagte, zog er die Nägel aus den Cajütefensterchen, und versteckte sie mit ungemeiner Geschicklichkeit in seinen Haaren. Die beyden andern schwärmten rings um das Schiff herum, zogen an den großen Bolten, und ärgerten sich darüber, daß keiner losgehen wollte. Man schloß daraus, sie müßten sich ungemein viel aus Eisen machen. Sie waren über den ganzen Leib mit allerley ungestalteten Figuren bemalet, welche, so viel man errathen konnte, Schlangen, Lindwürme, und andere gräßliche Ungeheuer vorstellen sollten. Der Grund der Farbe war blau, gleich den Brandmaalen, welche das Schießpulver auf der Haut zurück läßt. Man reichte ihnen einen Becher voll Wein in ihren Nachen: sie trunken auch den Wein ohne Weitläuftigkeit aus, gaben aber den Becher nicht wieder her. Unterdessen, wenn sie übrigens keine Eisenfresser zu seyn schienen: so schickte man die Schaluppe mit vierzehn Mann ans Land. Acht waren mit Kugelbüchsen bewaffnet, sechs aber nur mit Säbeln. Kaum hatten sie das Ufer betreten: so kamen dreyßig solcher Wilde mit großen Prügeln aus dem Walde heraus, und wollten den Holländern ihr Gewehr wegreißen, die Schaluppe aber auf den Strand ziehen. Ja

Liebe der Einwohner zu den Nägeln.

Ihre Gewaltthätigkeit wird bestrafet.

y) A. d. 589 und 590 S. *z*) A. d. 591 S.

Ja sie hatten bereits zween Holländer bey dem Leibe erwischet, und wollten mit ihnen zum Walde hinein: allein, die Büchsenschützen brenneten sie mit einigen Kugeln so zierlich auf den Pelz, daß verschiedene zu Boden stürzeten, und die andern Reißaus nahmen. Nebst den Prügeln hatten sie noch ein anderes Gewehr bey sich, das am Ende mit Zacken oder Dornen besetzt zu seyn schien. Auch hatten sie Schleudern, und warfen mit ziemlich großen Steinen um sich, trafen aber zum Glücke niemanden. Bogen und Pfeile erblickte man nicht bey ihnen. Zu diesem Gefechte kamen einige Weiber gerennet, packten diejenigen, welche sich großmüthig stellten, und nicht sogleich davon laufen wollten, bey der Gurgel, und schrien dabey, als ob sie toll wären. Die Holländer glaubten, sie thäten es, um die Menschen zu Rettung ihres schätzbaren Lebens zu vermögen a). — Le Maire. 1616.

Diese Insel bekam den Namen **Eyland ohne Grund**, weil man an ihrem Ufer wirklich keinen findet. Ihre Höhe ist funfzehn Grade, und ihre Entfernung von der Hundesinsel hundert Meilen. Der Strand war mit Palmbäumen bewachsen, aber inwendig schien das Land unter Wasser zu stehen. Bey dieser elenden Beschaffenheit des Bodens und seiner Einwohner, suchten die Holländer, des Winselns ihrer Kranken ungeachtet, das Weite. Sie fanden die See ziemlich eben und ohne Klippen, woraus sie schlossen, es müßte unweit davon gegen Süden Land anzutreffen seyn. Den 16ten zur Frühe erblickten sie in Norden eine andere Insel, und hielten, in dem guten Vertrauen, ihre Rechnung an diesem Orte besser zu finden, immer darauf zu. Allein, es war hier eben so wenig Grund anzutreffen, als bey der vorigen Insel, und in der Mitte war das Land gleichfalls überschwemmt. Am Strande stunden Bäume, es waren aber weder Palm- noch Cocosbäume. Man schickte die Schaluppe ans Ufer, um den Grund zu erforschen. Die Matrosen sahen zwar keine lebendige Seele, wohl aber nicht weit vom Strande eine große Pfütze mit süßem Wasser; unterdessen konnten sie wegen der starken Brandung nicht mehr als vier Tonnen voll wegbringen. Mit den Kräutern gieng es glücklicher; sie fanden eins, das dem Wasserkresse an Geschmacke glich, und die Kranken erlabten sich ungemein damit, als man einen Kessel voll für sie kochte. Es lag diese Insel funfzehn Meilen weit von der vorigen, und bekam den Namen **Waterland**. — Eyland ohne Grund. — Insel Waterland.

Den 18ten des Morgens entdeckte man schon wieder eine niedrige Insel in Südwesten, zwanzig Meilen weit von der vorigen, und fand zwanzig, fünf und zwanzig bis vierzig Faden Grund bey einer Landspitze, vor welcher eine schmale Sandbank auf einen Büchsenschuß weit in die See sticht. Diejenigen, die ans Land traten, kamen mit großer Mühe über die Brandung weg. Sie wagten sich ziemlich weit ins Land hinein, und bis in ein Gehölze: allein, der Anblick einiger Wilden verursachte, daß sie unverzüglich den Weg nach dem Ufer zurück nahmen. Auf dieser Flucht wurden sie von einem ungeheuern Fliegenschwarme verfolget, vor dem sie ihr Gesicht und ihre Hände kaum zu retten vermochten, ja das hungerige Ungeziefer fiel sogar über die Schaluppe her, also daß sie bis auf die Ruder, schwarz voll Fliegen saß. Man konnte sie ganzer vier Tage nicht los werden. Aber endlich erhub sich ein kühler Wind, und befreyete die Holländer in einem Augenblicke von dieser Quaal. Um dieser Ursache willen bekam diese Insel den Namen **Fliegeneyland**. — Fliegeneyland.

Nunmehr wurden die Holländer nicht nur vom Scharbocke, sondern auch vom Wassermangel geplaget. Sobald es nur im allergeringsten regnete, fing man das Wasser in den — Es steht schlecht mit den Holländern.

a) A. d. 593 S.

Le Maire. 1616.

den Bettlaken und Segeln auf. Den 23ten unter funfzehn Grad vier Minuten hatte das Schiff viel von einer ungestümen See auszustehen. Die Wellen kamen aus dem Süden, ungeachtet der Wind aus dem Osten, und absonderlich aus Ost und Ost zu Süden blies. Einige geriethen auf die Meynung, das Südland, welches man suche, liege noch auf zwey hundert und funfzig Meilen weit vor ihnen. Den folgenden Tag, imgleichen den 25ten rolleten die Wellen noch immer aus dem Süden, eben wie sie in der spanischen See gemeiniglich aus dem Nordwesten herrollen *b*). Den 3ten May, als man unter dem funfzehnten Grade drey Minuten gegen Westen fort lief, sah man zum erstenmale Dorados in der Südsee. Nach der Steuerleute Ueberschlage, war man damals ein tausend fünf hundert und zehn Meilen weit von Peru und Chili entfernet. Ungeheuere Weitschaft eines beynahe gänzlich unbekannten Meeres! die Kranken verlohren nunmehr alle Geduld. Endlich den 9ten May erblickte man ein Segel, und erkannte es bald darauf für eine indianische Barke. Sie kam aus dem Süden, hielt gegen Norden, und lief dem Schiffe gerade über den Weg. Schouten that einige Schüsse aus den Steinstücken nach ihr, damit sie die Segel streichen sollte: es war aber vergeblich, sie gewann ihrer Schnelligkeit wegen den Wind, und wollte entwischen; doch die Schaluppe konnte noch schneller segeln, hohlete sie endlich ein, und that auf einen halben Büchsenschuß weit vier Schüsse auf sie. Sogleich sprangen viele von den darinnen sitzenden Wilden über Bord, und die übrigen warfen allerley Sachen, als zum Beyspiele Matten und Hühner in die See. Weil sich nun niemand in der Barke zur Wehre setzte: so wurde sie von der Schaluppe unverzüglich an Bord gebracht, und hernach suchte man, diejenigen, die ins Wasser gesprungen waren, zu retten: es befanden sich nur noch zwo Mannspersonen und acht Weiber, mit drey säugenden Kindern, und einigen andern von neun bis zehn Jahren in der Barke. Die beyden Menschen ließ man aufs Schiff kommen; einer davon war ein alter Greis mit grauen Haaren. Sie thaten den Officieren einen Fußfall, und bathen vermuthlich um ihr Leben; denn man verstund sie nicht: unterdessen begegnete man ihnen auf das freundlichste.

Begegnen einer indianischen Barke.

Die Schaluppe konnte nicht mehr als zween Menschen retten, die noch auf einem Ruder in der See herum trieben. Sie zeigeten mit der Hand auf den Grund des Meeres, und gaben damit zu verstehen, ihre Cameraden wären untergesunken. Alle diese Indianer waren mutternackend und roth angestrichen; die Weiber hatten weiter nichts als ein Streifchen Cattun um den Leib gewunden. Gegen Abend erlaubete man den Männern wieder in ihre Barke zu steigen. Hier wurden sie von ihren Weibern, die sie für verlohren geschätzet hatten, mit inniger Freude umarmet. Man verehrte ihnen einiges Glaswerk, und bekam dafür zwo sehr feine Matten, und einige Cocosnüsse, so viel nämlich als sie noch hatten, gleichwie sie solches durch Zeichen zu verstehen gaben. Sie tranken in der That Seewasser, gaben es auch ihren Kindern zu trinken, welches die Holländer mit großer Verwunderung ansahen.

Wie sie beschaffen war.

Die indianische Barke war auf eine sehr besondere Weise gebauet. Sie bestund aus zween langen, und schönen Kähnen, zwischen welchen ein leerer Raum war. Mitten durch jedweden Kahn giengen zwey breite Bretter, von einem hochrothen Holze, worüber das Wasser ablaufen konnte; noch andere Bretter waren von einem Borde zum andern an jene befestigt. Sie waren alle sehr wohl in einander gefüget, giengen aber nicht bis an beyde Enden. Das

b) A. d. 594 S.

Das Hinter und Vordertheil war mit langen Spitzen oder Schnäbeln bedecket, welche nicht weniger bequem waren, sie vor dem Wasser zu bewahren. Einer von diesen Kähnen hatte einen Mast mit einem Besanssegel und seiner Rhaa. Oben am Ende des Mastes war ein hölzerner Haken, die Seile daran zu hängen. Das Segel war von Matten, und die Indianer wußten den Wind zu fangen, er mochte herkommen von welcher Seite er wollte. Sie hatten bey ihren Seefahrten weder einen Compaß noch andere Werkzeuge nöthig, nur Angeln zum Fischfangen ausgenommen, das obere Theil derselbigen war von Holz, das untere von schwarzen Knochen, oder auch von Schildkrötenschaale. Ja sie hatten sogar welche von Perlmutter. Ihre Seile waren gut, so dick als ein Thau, und aus einer gewissen den Binsenkörben, darinnen man die Feigen aus Spanien bringt, ähnlichen Materie, geflochten oder gesponnen. Als man ihnen erlaubet hatte, ihren Weg weiter fort zu setzen: so liefen sie gegen Südosten c). Le Maire. 1616.

Den 10ten steuerte man gegen Westen und Südwesten, und erblickte in einer Entfernung von etwa acht Meilen zur Linken des Schiffes, ein sehr hohes Land. Seine Farbe schien blau zu seyn. Man konnte es aber den ganzen Tag nicht erreichen. Die Nacht über lavirte man, und befand sich des Morgens an einer sehr hohen Insel, von welcher zwo Meilen weiter gegen Süden, noch eine andere lag. Das Schiff lief über eine Bank, wo das Wasser nicht tiefer, als vierzehn Faden, und der Grund steinigt war. Aber sobald man die Bank zurückgeleget hatte, konnte man keinen Grund mehr finden, ungeachtet man das Land nur auf zwo Meilen weit vor sich sah. Man setzte hierauf die Schaluppe aus. Nach einigem Suchen, brachte sie die Nachricht, sie habe an der Spitze der ersten Insel guten Sandgrund auf fünf und zwanzig Faden gefunden. Man legte demnach an diesem Orte ohne Schwierigkeit vor Anker, ungeachtet der Strand mit einer ziemlichen Anzahl Nachen besetzt war. Es ist diese Insel eigentlich nichts anders, als ein hoher Felsen. Man erblickte eine große Menge Cocosbäume darauf, welche den Kranken frischen Muth, und der Insel selbst den Namen des Cocoseylandes zuwege brachten. Die andere war länger und niedriger, als diese, und erstreckte sich von Osten gegen Westen d). Cocoseyland.

Sobald das Schiff vor seinen Ankern lag, kamen drey kleine wilde Fahrzeuge herbey, und besichtigten es rund um; ein Dutzend Kähne aber kamen gerade darauf zugefahren. Einige darunter ließen kleine weiße Fähnchen fliegen, dagegen die Holländer die weiße Flagge gleichfalls aufsteckten. In jedwedem Nachen saßen etwa drey bis vier Mann. Die Kähne waren vorne rund, hinten spitzig, und aus einem einzigen Stücke hoch rothen Holze verfertiget. Als die Indianer nahe genug am Schiffe waren: so sprangen sie ins Wasser, und schwammen an Bord. In beyden Händen hielten sie Cocosnüsse und Ubaswurzeln, und vertauscheten sie gegen Nägel und Glaswerk, nach welcher Waare sie ungemein begierig thaten. Für einen Nagel, oder für einige Glaskügelchen gaben sie vier bis fünf Nüsse. Allein es kam ein solcher Schwarm an Bord, daß man sich davor nicht rühren konnte. Schouten bedauerte, daß er an dieser Inselspitze gar keinen Schutz gegen die Winde fand; er befahl also, die Schaluppe sollte die Insel rings herum befahren, und sehen, ob sie nicht etwa einen sicherern Ort antreffen könnte? Allein, kaum war die Schaluppe vom Schiffe weg, so schwärmete eine gewaltige Menge andere Nachen um sie herum. Die darinnen sitzenden Wilden sahen sehr grimmig aus, und trugen große Prügel von einem ungemein harten

c) A. d. 599 S.

d) A. d. 601 S.

Le Maire. 1616.

ten Holze, und mit einer schneidenden Spitze. Sie versuchten, in die Schaluppe zu steigen, und wollten sie vermuthlich wegnehmen. Die Holländer waren folglich genöthiget, sich zu vertheidigen, und drey Schüsse unter sie zu thun. Es schien aber nicht, als wenn die Wilden weder nach der Flamme, noch nach dem Knalle sonderlich viel fragten. Als aber bey dem dritten Schusse die Kugel einem unter ihnen, durch die Brust hinein, und zum Rücken wieder hinaus gieng, der Kerl aber im Augenblicke todt zu Boden fiel: so suchten sie nur in aller Geschwindigkeit weit genug von der Schaluppe wegzukommen. Diese Leute haben eine ungemeine Neigung zum Stehlen. Ungeachtet des gewaltigen Schreckens, der sie befiel, tauchete dennoch einer unter, und mausete das Bley den Holländern vor der Nase von der Schnur hinweg. Auf dem Schiffe packten sie alles an, was sie nur erreichen konnten, und schwammen damit davon. Einige stahlen Kopfküssen und Decken, andere Messer; ja weil ihnen überhaupt das Eisen am meisten in die Augen stach: so streckten sie alle Kräfte daran, die Nägel und Bolten aus dem Schiffe zu reißen. Man hielt folglich, um besserer Vorsorge willen, für nöthig, die Schaluppe des Abends über Bord zu hohlen, und sie die Nacht daselbst zu lassen. Es waren diese Wilden große baumstarke und am Leibe wohlgewachsene Kerl. Ungeachtet einer so splitter nackend lief, als der andere, so trugen sie doch ihre Haare nicht auf einerley Weise. Einige hatten kurz abgestußte Haare, andere künstlich aufgekräuselte; noch andere flochten sie in Zöpfe, und zwar abermals auf unterschiedliche Weise. Die Lage der Insel ist unter sechzehn Grade, zehn Minuten *e*).

Beschaffenheit der Einwohner.

Unterdessen schien es, als ob sie aus der gestrigen Erfahrung eine heilsame Lehre gezogen hätten; denn sie thaten weit ehrbarer, und brachten Cocosnüsse, Bananas, Ubaswurzeln, einige Ferkel, und große Humpen frisches Wasser, mit aller Bescheidenheit an Bord. Sie übeten ihre Künste nur an einander selbst aus; denn es wollte immer einer dem andern zuvor kommen, sprang aus seinem Kahne heraus, schwamm zwischen den andern durch, oder unter ihnen weg, und hielt seine Waare, die er verkaufen wollte, in den Zähnen oder in der Hand. Hatte er sie an den Mann gebracht, so kehrete er wieder nach seinem Nachen zurück. Einige konnten die Stärke und Größe des Schiffes nicht genugsam bewundern. Sie ließen sich am Steuer ins Wasser herab, klopften mit der Faust unter dem Wasser an die Verkleidung des Schiffes, nicht anders als ob sie erkundschaften wollten, wie dicht es an diesem oder jenem Orte seyn möge. Noch ein anderer Nachen brachte ein schwarzes wildes Schwein, und man schloß aus denen Zeichen, welche sie bey dem Uebergeben machten, es sollte ein Geschenk ihres Königes vorstellen; absonderlich weil die Ueberbringer durchaus nichts annahmen, als man ihnen eine Gegenverehrung anboth. Bald darauf erschien der König in eigener Person, in einer großen Piroge, welche zwar Segel hatte, aber an Gestalt einem Schlitten glich, damit man in Holland zur Winterszeit auf dem Schnee zu fahren pflegt. Zur Bedeckung hatte er fünf und zwanzig Nachen bey sich. Der Titel, den er vermöge seiner Würde führete, und den man zum öftern erschallen hörete, hieß Latu. Man bewillkommete ihn mit dem Schalle der Trompeten und Pauken. Hierüber schien er dermaßen bestürzt zu seyn, daß man leicht merken konnte, er müßte dergleichen Klang Zeit Lebens noch nicht gehöret haben. Die Indianer von seinem Gefolge, erzeigten sich ungemein höflich und liebreich gegen die holländischen Matrosen, wenigstens nickten sie doch zum öftern mit dem Kopfe, schlugen sich mit der Faust an die Stirn, und machten noch allerley

Ihr höfliches Bezeugen.

e) A. d. 604 und vorherg. S.

allerley andere Gebärden, die man für nichts anders als für Höflichkeiten ansehen konnte. Der König selbst jauchzete, sobald er an das Schiff kam, mit aller Macht, und gab seine Freude durch allerley besondere Verwendungen des Leibes, und durch einige Luftsprünge zu verstehen, welche von seinem sämmtlichen Gefolge nachgemacht wurden. Er hatte nicht das geringste Merkmaal an sich, dabey man seine Würde erkennen konnte; er lief eben so nackend als seine Unterthanen, und bloß der Gehorsam, den man ihm leistete, legte seinen Rang an den Tag. Schouten ersuchte ihn durch Zeichen, an Bord zu kommen. Allein, er wollte seine Person nicht dermaßen in Gefahr setzen. Der Prinz aber kam an Bord, und wurde auf das beste bewirthet. Diejenigen, welche mit ihm auf das Schiff traten, fielen vor den holländischen Oberhäuptern auf die Knie nieder, küsseten ihnen die Füße, und bewunderten alles, was sie sahen. Man schloß aus denen Zeichen, die sie machten, sie ersuchten die Holländer, an den Strand zu kommen, und ihrer Seits aller treuen Freundschaft versichert zu seyn. Ihr Geschenk bestund in dreyen Angeln zum Fischfangen; sie waren etwas größer, als die unserigen, aus Perlmutter gemacht, und hingen an einem Rohre *f*).

Le Maire. 1616.

Die Holländer werden betrogen.

Den 13ten kamen noch andere Nachen an das Schiff, und bathen so inständig, man möchte doch an die zweyte Insel kommen, daß man endlich, aus bloßer Gefälligkeit gegen sie, den Anker lichtete. Denselbigen Tag über kamen ungefähr fünf und vierzig Nachen zum Vorscheine, und bald darauf ließ sich eine ganze Flotte von drey und zwanzig kleinen besegelten Fahrzeugen sehen. Jedwedes Fahrzeug war mit fünf und zwanzig Mann besetzt; jedweder Nachen aber, nur mit vier bis fünf. Anfänglich ließen sie im Handel und Wandel die größte Aufrichtigkeit spühren; doch das war nur ein Deckmantel, darunter sie ihre verrätherische Bosheit verbargen. Der König war in einem der besagten kleinen Fahrzeuge vorhanden. Man ersuchte ihn zum öftern, an Bord zu kommen, aber vergeblich. Sein hartnäckiges Weigern erweckte desto größern Verdacht, weil er das Schiff von seiner ganzen Flotte umringen ließ. Endlich begab er sich aus seinem Fahrzeuge und stieg in einen Nachen; sein Sohn stieg in einen andern, und alle seine Leute erhuben ein gräßliches Geschrey, welches die Losung zum Angriffe war. Sogleich kam das Fahrzeug, aus welchem der König gestiegen war, mit solchem Grimme auf das Schiff losgefahren, als wenn es dasselbige hätte in den Grund segeln wollen: doch dieses heftige Anprellen half weiter zu nichts, als daß die Vordersten der beyden Nachen, worauf das Schlittengerüst stund, in Stücken giengen, und die darauf befindlichen Indianer ins Wasser purzelten. Hierauf folgete aus den übrigen Fahrzeugen ein gewaltiger Steinregen, dafür die Holländer kaum sicher waren. Schouten beantwortete diese Höflichkeit durch einen Gegengruß aus dem kleinen Gewehre, und dreyen mit Flintenkugeln und alten Nägeln geladenen Steinstücken. Eine große Menge Indianer stürzete zu Boden, die übrigen retteten sich voller Angst über ein so schreckliches Würgen ans Ufer. Allem Vermuthen zu Folge, hatte der König seine ganze Macht zu dieser Unternehmung aufgebothen; denn man zählete über tausend Mann auf seiner Flotte, darunter man auch einen, der eben so weiß als ein Europäer war, erblickte *g*).

Schouten lichtete, um einem anderweitigen Ueberfalle vorzukommen, ohne langes Federlesen den Anker. Zwar bath das Schiffsvolk um Erlaubniß, daß es an das Land gehen, und

f) A. d. 606 S.

g) A. d. 607 S.

Le Maire. 1616.

und allenfalls Gewalt brauchen dürfte, weil es ihnen an Zeit gefehlet hatte, sich mit genugsamem Wasservorrathe zu versorgen: allein, seine kluge Vorsichtigkeit unterdrückte diese Hitze. Die erste Insel, welche sehr hoch ist, wurde das Cocoseyland, und die andere das Verrätherenland genennet *b*).

Der II Abschnitt.

Begebenheit der Holländer auf einer Insel. Ihre Ungewißheit wegen des Weges. Sie haben mit Wilden zu kämpfen: treiben Handel mit ihnen. Häuser derselben. Sie werden der Holländer Freunde. Ihrer Weiber Putz. Besuch der Holländer bey den Insulanern. Innere Beschaffenheit der Insel. Leibesgestalt der Einwohner. Ihre Religion und Sitten. Man nennet die Insel Horneyland. Insel St. Johann. Tolle Kerl. Ihre Gestalt und Sitten. Ihre Piroguen. Andere Inseln und Wilden. Sie halten viel auf ihren Bart. Dummer Betrug. Wilder Moses.

Begebenheit der Holländer auf einer Insel.

Den 14ten entdeckte man eine andere, funfzig Meilen weit von den letztern beyden entlegene Insel, und man legte ihr schon zum Voraus den Namen der Hoffnungsinsel bey, weil man daselbst Wasser einzunehmen verhoffte. Als man aber keinen Grund fand: so wurde die Schaluppe ausgesetzt, und die Küste mit dem Senkbleye untersuchet, wo man zwar auf vierzig, zuweilen auch auf zwanzig bis dreyßig Faden Grund, von kleinen weichen und schwarzen Steinen, aber allemal so nahe bey der Insel antraf, daß zweymal so weit davon als die Schaluppe lang war, nicht der geringste mehr gefunden wurde. Ueber dieses schlug die Brandung so ungestüm an die Küste, daß es eine gewagte Sache um das Landen zu seyn schien. Man erblickte sonst nichts auf der Insel, als braune Felsen mit begrünten Gipfeln, und schwarzes Land mit Cocosbäumen bepflanzet. In der Ferne sah man nicht nur einige einzelne Häuser, sondern auch einen ansehnlichen Flecken. Ueberhaupt ist diese Insel gebirgig, obgleich ihre Berge keine sonderliche Höhe haben. Unterdessen da die Schaluppe mit dem Bleywurfe zu thun hatte, kam etwa ein Dutzend Nachen herbey, und schienen mit gefährlichen Anschlägen schwanger zu gehen. Indem nun die Anzahl der Holländer nicht mehr als acht Mann betrug: so hielten sie um ihrer Sicherheit willen für nöthig, Feuer unter die verdächtigen Kerl zu geben, wovon zween Mann getroffen wurden; der eine fiel sogleich über den Haufen, der andere wischte erst ein wenig an der Wunde, und purzelte hernach gleich dem ersten in die See. Die übrigen spiegelten sich zwar an diesem Beyspiele: allein, das Schiff gieng nichts destoweniger unter Segel.

Ungewißheit wegen des Weges.

Den 18ten befand man sich unter sechzehn Grad und fünf Minuten, und hatte ungemein veränderliche Westwinde. Schouten stellete hierauf im Schiffsrathe vor, man habe nun schon bey ein tausend sechs hundert Meilen östlich von Peru und Chili zurück gelegt, aber noch nicht das geringste von dem Südlande, das man suche, gesehen; ja es wäre nicht einmal die geringste Wahrscheinlichkeit da, daß man es künftig noch finden werde; denn man wäre ohnedieß schon weiter gegen Westen fortgerücket, als man es Willens gewesen; wollte man auf diesem Wege bleiben, so werde man unfehlbar in die südliche Gegend unter Neu Guinea kommen: finde man nun daselbst keine Durchfahrt, gleichwie es denn eine sehr ungewisse Sache damit wäre, davon man nicht die geringste Nachricht habe: so werde Schiff und Volk verlohren gehen, indem die in dem dasigen Gewässer unaufhörlich

blasen

b) A. d. 608 S.

Le Maire. 1616.

blasenden Ostwinde den Rückweg nach Osten unmöglich machen würden. Zum Beschlusse, so gehe der Vorrath auf die Neige, und es wäre nicht einzusehen, woher man frischen nehmen wollte; man müßte folglich den Lauf ändern, und nach Norden steuern, damit man nordlich über Neu Guinea vorbey laufen, und die moluckischen Inseln erreichen könnte *i*).

Haben mit Wilden zu kämpfen.

Weil nun der gesammte Schiffsrath diesen Vorschlag einmüthig gut hieß: so wendete man die Segel ohne Verzug Nordnordwest, den folgenden Tag aber mit Hülfe eines Südwindes gerade gegen Norden. Den 21ten war man nahe bey einer Insel, aus welcher zwanzig Nachen an Bord kamen, und sich ungemein freundschaftlich und leutselig anstelleten. Nichts destoweniger zuckte einer von den Eyländern, der eine ungemein spitzige Hassagay führete, dieselbige über einen Matrosen. Zu gleicher Zeit erhuben die übrigen ein heftiges Geschrey, welches für die Losung zu einem Angriffe ausgelegt wurde. Man feuerte demnach mit zweyen Stücken und einigen Flinten unter sie, davon zween auf dem Platze blieben; die übrigen ergriffen die Flucht. Als nachgehends die Schaluppe mit dem Bleywurfe näher ans Land kam: so wurde sie von sechs bis sieben Kähnen umringet, und die darinnen befindlichen Indianer versuchten, in die Schaluppe zu steigen, und den Matrosen ihr Gewehr zu nehmen. Doch es trug ihnen diese Gewaltthätigkeit weiter nichts ein, als einen Gruß aus dem kleinen Gewehre, davon sechs zu Boden stürzeten, weit mehrere aber verwundet wurden. Wäre die Noth nicht so gar groß gewesen: so hätte man weiter an nichts gedacht, als sich unverzüglich zu entfernen, absonderlich da man schon so manches Beyspiel von der betrügerischen Gemüthsart der Eyländer gesehen hatte. Allein, vorigt stieg der Hauptmann vielmehr selbst in die Schaluppe, und fand in einer benachbarten Bay, nicht weit von einem Flusse, eine sehr bequeme Stelle, Anker zu werfen. Die See war an demselbigen Orte sehr eben. Man ließ den Anker vor der Mündung des Flusses fallen, also, daß das schwere Geschütz die Matrosen gegen alle Anfälle der Wilden in Sicherheit stellete, sie mochten nun auf dieser oder auf jener Seite ans Land treten.

Treiben Handel mit ihnen.

Noch eben diesen Tag kamen einige Nachen zum Vorscheine, und vertauschten allerley Lebensmittel gegen Nagel, Messer, und Glaskügelchen. Zwar blieben sie übrigens friedlich: allein, im Stehlen, und Untertauchen gaben sie den Einwohnern der vorigen Inseln nicht das geringste nach.

Häuser der Wilden.

Ihre Häuser, die man aus dem Schiffe erblicken konnte, waren mit Baumblättern ausgeflechten und gedeckt; übrigens im Umfange rund, und oben beynahe ganz spitzig. Jedwedes mochte etwa fünf und zwanzig Schuhe im Umkreise, und zehn bis zwölf in die Höhe haben. Statt der Thüre hatte das Haus ein niedriges Loch, durch welches man auf allen vieren hinein kriechen mußte. Inwendig sah man kein anderes Hausgeräth, als etwas Heu, oder doch Kräuter, die so dürre als Heu waren, und darauf die Leute schliefen. Das übrige bestund aus einem Paar Fischerangeln nebst den dazu gehörigen Ruthen, und wenn es hoch kam, aus einem hölzernen Prügel.

Weil man wegen der großen Menge Nachen, die sich von allen Enden der Insel versammelten, in beständiger Sorge leben mußte; absonderlich da kein einziger Wilder jemals an Bord kommen wollte: so kam der Hauptmann auf die Entschließung, er wollte drey von seinen Leuten als Geisel am Lande lassen, dahingegen er sechs von den vornehmsten Wilden am Borde behielt, und sie durch gute Bewirthung, und allerley Geschenke zu gewinnen suchte. Hingegen wiederfuhr den drey Holländern auf dem Lande nicht weniger Höflichkeit, der König

i) A. d. 610 und 611 S.

Le Maire. 1616.

nig selbst erzeigte ihnen alle ersinnliche Ehre. Er legte beyde Hände an einander, und an den Kopf, neigte sich beynahe bis auf die Erde, und blieb wohl eine halbe Stunde lang in dieser Stellung, weil er vermuthlich von den Holländern eine ähnliche Ehrerbiethigkeitsbezeugung erwartete. Endlich schritten sie wirklich dazu. Sogleich küssete er ihnen Hände und Füße. Ein gewisser anderer Indianer, der neben dem Könige saß, weinete unterdessen die heißen Zähren, und hielt eine lange Rede, wovon die Holländer zum Unglücke nicht das geringste verstunden. Endlich zog der König die Füße unter dem Hintern, worauf er saß, hervor, schlug sie sich um den Hals, und wälzete sich nach des Verfassers Worten, wie ein armer Wurm auf der Erden herum. Ueber die Geschenke, die man ihm brachte, ließ er zwar eine große Freude spühren: gleichwohl aber machte er so viel Wesens von einem weißen Hemde, das einer von den dreyen Holländern, Namens Aris, angezogen hatte, daß selbiger nicht umhin konnte, ein anderes Hemde vom Schiffe hohlen zu lassen, und es dem Könige zu verehren. Zur Wiedervergeltung schenkte er ihnen drey Ferkel k).

Sie werden der Holländer Freunde.

Als nun die Freundschaftstractaten auf diese Weise ihre Richtigkeit erlanget hatten: so konnten die Holländer ohne jemandes Einrede, so viel Wasser einnehmen, als sie beliebten; doch schickte man allezeit beyde Schaluppen zugleich ab, und besetzte die eine mit bewaffneter Mannschaft, um die andere, welche die Wassertonnen führete, zu beschützen. Zwar am Strande war das Gedränge von Wilden beständig so groß, daß sich die Matrosen kaum davor rühren konnten; unterdessen lief doch alles friedlich ab. Der König selbst hieß die ungestümen Zuschauer aus dem Wege gehen, oder ließ sie durch seine Officier wegjagen, und hielt mit vieler Standhaftigkeit über seinen Befehlen. Um das Schiff herum schwärmete es nicht weniger von Indianern. Einer von ihnen kletterte am Hintertheile herauf, stieg in die Cajüte, und mausete einen Säbel heraus, mit welchem er glücklich davon schwamm. Man ließ ihn zwar durch einige Leute in einem Nachen verfolgen: allein sie vermochten ihn nicht einzuhohlen. Schouten klagte hierauf bey den königlichen Beamten. Sogleich ließen sie den Dieb aufsuchen: er wurde ungeachtet er schon weit entfernet war, wieder herbeygebracht, und der Säbel denen, die seine Auslieferung verlangten, zu Füßen hingeleget. Sie fuhren dem Kerl mit dem Finger an der Gurgel vorbey, und gaben dadurch zu verstehen, wenn der König sein Verbrechen wüßte, so würde es ihm den Kopf kosten. Von dieser Zeit an, wurde den Holländern weder auf dem Schiffe, noch am Lande das geringste mehr gestohlen.

Furcht der Wilden vor dem Schießen.

Die Wilden fürchteten sich erstaunlich vor dem Schießgewehre. Man durfte nur eine Kugelbüchse losschießen, so liefen sie über Hals und Kopf davon. Aber noch weit mehr erschracken sie, als man ihnen zu verstehen gab, man könnte aus den großen Stücken ebensowohl Feuer geben. Der König bezeugte Lust, es einmal zu sehen. Man erzeigte ihm die Gefälligkeit. Allein, ob er es gleich zum Voraus wußte, was geschehen würde, und man ihn überdieses versichert hatte, es würde ihm kein Leides widerfahren: so nahm er doch mit allen seinen Leuten Reißaus, ja man hatte, als er endlich wieder zurück kam, noch große Mühe, bis man ihn von seinem Schrecken zurechte brachte. Hierauf ließ Schouten ihre Geisel wieder nach Hause gehen; und die drey Holländer kamen gleichfalls ungehindert an Bord zurück. Den folgenden Tag erschienen zu jedermanns Verwunderung einige von den Vornehmsten nebst ihren Weibern am Borde. Sie hatten zum Anzeigen ihres hohen Stan-

Ihrer Weiber Putz.

des

k) A. d. 615 und vorherg. S.

Le Maire 1616.

des frische Cocosblätter an dem Halse hängen, in der Hand aber trugen sie grüne Zweige und ein weißes Fähnlein, als ein Zeichen des Friedens und der guten Freundschaft. Vorläufig machten sie eben dergleichen Reverenze, als ihr König gemacht hatte. Hernach führete sie Schouten in die Cajüte, wo sie absonderlich eine Taschenuhr, eine Schelle, einen Spiegel, und die Pistolen bewunderten. Man gab ihnen einige Geschenke, sowohl für ihre eigene Person, als für ihren König mit nach Hause, und machte ihnen hernach einen Zeitvertreib mit Fischen.

Große Rochen

Unter andern Fischen, fand man zween Rochen, von einer ganz ungewöhnlichen Gestalt, im Netze. Sie waren nicht nur am Leibe ungemein dick, sondern sie hatten auch einen sehr dicken Kopf, eine gesprengte Haut, wie ein Sperber, weiße Augen, zwo große Flossen, einen schmalen und sehr langen Schwanz, und zwo kleine Schallen an den Seiten. Nimmt man den Schwanz aus, so waren sie überhaupt den Fledermäusen sehr ähnlich l).

Besuch der Holländer bey den Insulanern.

Die Holländer hielten sich für verbunden, die empfangene Höflichkeit zu erwiedern. Le Maire und Aris stiegen demnach ans Land, ließen die Trompeter voraus treten, und hielten einige Spiegel und andere Kleinigkeiten als Geschenke für den König, mit großer Zierlichkeit in der Hand. Am Strande fanden sie einen Mann mit gebücktem Leibe, dem Gesichte auf der Erde, und gefaltenen Händen über dem Kopfe liegen. Dieser Mann war der König, und diese Stellung eine Reverenz. Sie huben ihn auf, und giengen mit ihm nach seinem Hause, welches theils mit Zuschauern, theils mit seinen Hofbedienten ganz angefüllet war. Man breitete zwo kleine Matten auf den Boden, worauf der König nebst ihnen Platz nahm. Als nun bey diesem Vergange die Trompeter in ihre Trompeten stiegen: so gerieth die ganze Versammlung theils in Erschrecken, theils in Erstaunen. Hierauf kam noch ein anderer vornehmer Herr zum Vorscheine, den die Holländer für den zweyten König, oder für die zweyte Person nach ihm ansahen. Diese vornehme Person nun schlich

Lustige Reverenz.

ganz sachte herein, und behielt das Gesicht beständig nach den Fremden gewendet, wiewohl sie dabey immer seitwärts fortrückte. Sobald sie gerade vor ihnen war, that sie auf einmal einen gewaltigen Satz hinter ihre Matte, und sprach dabey einige Worte mit einem majestätischen Tone aus; nachgehends machte sie einen Luftsprung, fiel mit kreuzweise geschrankten Beinen aus der Luft auf dem Boden nieder, und saß damit auf einmal da. Indem nun das Zimmer mit Steinen gepflastert war: so wunderten sich die Holländer, daß die hohe Person ihre Beine nicht zerbrochen hatte. Auf diesen Voreingang folgte eine weitläuftige Rede, ein Tischgebeth, oder was es sonst vorstellen sollte, und nach Endigung derselben trug man eine Gattung Limonien auf, die beynahe wie Wassermelonen schmeckten. Der Trank bestund aus gesottenen Wurzeln. Nebst andern Ehrenbezeugungen, die man den Fremden erzeigte, breitete man auch viele Matten auf den Boden, und ließ sie darauf gehen. Beyde Könige beschenkten den le Maire und Aris mit ihren Kronen, und setzten sie ihnen mit eigenen Händen auf die Häupter. Eine solche Krone war eigentlich nur ein Kranz von weißen schlechten und langen Federn, darunter hier und dort einige kleine rothe und grüne gemischt waren, welche von den Papagayen der Insel herkamen. Es giebt noch eine Gattung anderer Vögel daselbst, davon die Einwohner, nach des Verfassers Erachten, viel Werkes machen; indem jedweder von des Königes Räthen einen dergleichen Vogel auf einem

l) Ebendas. a. d. 613 S.

Le Maire. 1616.

einem Stängelchen neben sich sitzen hatte. Sie sind den Tauben einigermaßen ähnlich, bis an die Flügel weiß, an dem übrigen Leibe aber schwarz, nur einige rothe Federn unten am Bauche ausgenommen. Le Maire übergab beyden Königen einige Geschenke von geringem Werthe, die aber in ihren Händen unschätzbar wurden.

Anmerkung wegen der innern Beschaffenheit der Insel.

Den 29sten nahmen sich einige Holländer vor, die Insel zu besichtigen. Der König und sein Bruder *m*) machten sich ein Vergnügen daraus, sie in eigener Person zu begleiten. Sie bestiegen eine Anhöhe, sahen aber nichts als Wildniß und einige unfruchtbare Thäler. Eine rothe Erde fanden sie, daraus die Weiber im Lande eine Farbe bereiten, und ihre Wangen damit schminken. Aber auf dem Rückwege kamen sie durch angenehmere und mit Cocosbäumen bepflanzte Gegenden. Die Bäume hingen voll Nüsse. Indem sie nun unter dem Schatten derselbigen frische Luft schöpften: so kletterte der Bruder des Königes ohne weitere Hülfe, als eines kleinen Bandes, das er sich um die Beine machte, mit unglaublicher Behendigkeit bis auf den Gipfel des allergrößten und geradesten. Er brach einige Nüsse ab, brachte sie den Fremden, und öffnete sie mit einem Hölzchen, ohne die geringste Schwierigkeit. Der König gab hierauf seinen Gästen zu verstehen, er werde mit den Einwohnern der zweyten Insel sehr oft in einen Krieg verwickelt. Er zeigte ihnen auch verschiedene Höhlen im Gebirge, und einige dichte Gebüsche, dahin seine Unterthanen entweder ihre Zuflucht nahmen, oder sich in Hinterhalt legten. Le Maire begriff aus diesen Zeichen wohl, er verlangte den Beystand ihres Schiffes zu einer Unternehmung gegen seine Feinde: allein, man gab ihm dagegen zu verstehen, daß man diesen Beystand unmöglich bewilligen könnte. Unterdessen gesteht der Verfasser doch, man hätte sein Begehren vielleicht bewilliget, wenn etwas dabey zu gewinnen gewesen wäre *n*).

Leibesgestalt der Einwohner.

Diese Leute waren von einer außerordentlichen Leibesgröße. Die meisten waren eben so groß, als der längste Holländer: allein, diejenigen, die man bey ihnen für lang hielt, hatte man in Europa für Riesen angesehen. Nebst dem besitzen sie ungemeine Stärke, sind wohl gestaltet, flüchtige Läufer und treffliche Schwimmer. Ihre Farbe ist braungelb. Sie schmücken sich gern mit ihren eigenen Haaren, und in diesem Stücke folget jedweder seinen eigenen Einfällen. Einige hatten kurze wollichte, andere recht schön aufgekräuselte Haare; noch andere flochten sie in fünf bis sechs artige Zöpfe: manche hielten straubichte Haare für schön, und ließen die ihrigen gerade zu Berge stehen. Der König hatte auf der linken Seite einen langen Zopf bis an die Hüften herab hängen, das übrige Haar war in zween Knoten aufgebunden. Seine Hofjunker hatten zween Zöpfe, das ist auf jedweder Seite einen. Uebrigens lief jedermann ohne Unterschied des Geschlechtes und Standes mutter-

m) Vermuthlich der zweyte König.

n) A. d. 626 Seite.

o) A. d. 627 S.

p) Die Einwohner brachten erstlich aus allen Orten der Insel eben dergleichen Kräuter zusammen, als ihre Nachbarn mit sich gebracht hatten. Hernach setzten sie sich hin, und kaueten sie mit gesammter Hand. Das Gekauete nahmen sie wieder aus dem Munde heraus, und warfen es in ein großes hölzernes Gefäße, gossen Wasser darauf, und rühreten alles wohl durcheinander. Mit diesem Getränke bedienten sie die beyden Könige und ihre Hofjunkern, denen es trefflich schmeckte. Sie bothen auch den Holländern davon an, die aber vom Zusehen schon genug hatten. Hierauf legte man den Gästen Cavawurzeln vor, welche reihenweise ausgetheilet wurden. Der fremde König nahm seinen gehörigen Platz ein. Seine Weiber und sein Gefolge ließ sich hinter ihm in einem Kreise nieder. Jedermann fing an zu essen. Als dieses erste Gerichte vorbey war, so brachte man große, zwanzig bis dreyßig Schuhe lange Tragbaren, voll Uban und andere Wurzeln, theils roh, theils gebraten, und theilete sie unter die Gäste aus

Le Maire. 1616.

mutternackend, nur ein Baumblatt in der Mitte des Leibes ausgenommen. Die Weibespersonen kamen den Holländern ungemein häßlich vor; sie waren schlecht gebildet, klein, und dermaßen geil, daß sie sich vor aller Leute Augen, ja allernächst bey dem Könige selbst mit ihren Liebhabern lustig machten. Sie tragen sehr kurze Haare; dagegen aber haben sie ein paar lange Dutten, wie ein paar lederne Säcke, auf den Nabel hinab hängen *o*).

Ihre Religion und Sitten.

Man konnte nicht merken, ob diese Leute Götzendiener waren, oder ob sie außerhalb der vorhin erwähnten Rede, die man für ein Tischgebeth hielt, noch andere andächtige Gebräuche ausübeten. Dieses aber merkete man ohne Schwierigkeit, daß sie eben also in den Tag hinein lebten, als die Thiere im Walde. Von der Handlung hatten sie nicht den geringsten Begriff. Sie beschenkten die Holländer, so oft es ihnen in den Kopf kam, und die Holländer richteten ihre Freygebigkeit nach Maaßgabe der ihrigen ein. Sie säen noch erndten nicht. Sie treiben weder Künste noch Handwerk. Sie essen nichts, als was von selbst wächst, welches meistens nur in Cocos, Ubas, Bananas, und in einer geringen Anzahl anderer Früchte besteht. Die Thiere, die sie essen, vermehren sich ohne ihre Sorge. Einige Weiber suchen die Fischgen auf, welche die Ebbe in den Sandgruben am Strange zurück läßt; andere fischen mit kleinen Angeln. Wie es um ihre Kochkunst bestellet sey, das ist aus der Beschreibung einer Gasterey abzunehmen, welcher le Maire, Aris, und einige andere Holländer beywohnen mußten. Sie kann aber hier nicht wohl einigen Platz finden, als etwa in einer Anmerkung *p*). Der König aus der zweyten Insel hatte einen Besuch bey seinem Nachbar abgestattet. Er brachte sechzehn Schweine mit, und sein ganzes Gefolge, welches aus dreyhundert Mann bestund, hatte eine Menge gewisser grünen Kräuter, daraus sie ihr Getränke bereiten, in dem Gürtel stecken. Sobald der Fremde seinen Nachbar von ferne erblickte, machte er ihm eine große Menge Neigungen und Reverenze. Er neigte sich mit dem Gesichte bis auf die Erde, und bethete mit vollem Halse. Der andere kam ihm entgegen, und sparete seines Ortes die Neigungen und Verdrehungen eben so wenig. Endlich erhuben sie sich beyde wieder von der Erde, und giengen mit einander in das Belez, mit welchem Namen die Einwohner ihres Koniges Wohnung belegen. Die Anzahl aller Anwesenden belief sich auf neunhundert Personen. Nachgehends begaben sie sich auf das holländische Schiff, und bezeugten ein Vergnügen darüber, als sie sahen, daß man sich zur Abreise gefaßt machte; indem sie alles bezeigten guten Vertrauens ungeachtet, dennoch in beständiger Furcht lebeten, man möchte ihre Inseln erobern wollen. Daher fielen auch, bey diesem Abschiedsbesuche, wichtige Geschenke vor. Sie hatten nämlich eine ziem-

Gasterey der Wilden.

 lich

aus. Endlich legte man sechzehn Schweine vor beyde Konige hin. Die ganze Zubereitung bestund darinnen, daß man sie ausgeweidet hatte, gewaschen aber waren sie nicht worden, sondern waren noch blutig. Doch hatte man die Borsten abgesenget, auch einige glüende Steine in den hohlen Leib gestecket, davon sie braten sollten. Nachgehends wurden die Schweine mit Kräutern ausgefüllet, und die Leber an einem Spießchen daran gestecket. Vierzehn solche Schweinsbraten wurden mit größter Gierigkeit verschlungen. Alles, was man den Konigen vortrug, wurde aus Ehrerbietung auf dem Kopfe herbey gebracht, und knieend vor sie hingesetzt. Die zwey übriggebliebene Schweine wurden durch einige Hofjunker an Bord geschickt. Man trug sie gleichfalls auf dem Kopfe, und legte sie den holländischen Oberhäuptern zu Füßen. Bey diesem Geschenke befanden sich noch eilf lebendige kleine und einige halbgewachsene Schweine. Zur Wiedervergeltung verehrte ihnen Schouten und le Maire drey kleine messingene Pfannen, vier Messer, ein Dutzend alte Nägel, und einiges Glaswerk. Ebendas. a. d. 624. und folg. S.

Le Maire. 1616.

lich große Anzahl Schweine mitgenommen, ja es brachte jedweder König eines in eigener Person auf dem Kopfe getragen.

Man nennet sie die Hoorneylande.

Bey der Abreise gaben die Holländer beyden Inseln den Namen der Hoorneylande, weil ihr Schiff in dieser Stadt ausgerüstet worden, und ihr meistes Volk aus selbiger gebürtig war. Die Bay trug von dem Schiffe den Namen der Eintrachtsbay davon. Sie liegt in einem Meerbusen auf der südlichen Seite der Insel. Der Grund ist so scharf, daß man große Mühe hatte, den Anker loszuwinden. Auf einer Seite liegt eine Sandbank, die zur Zeit der größten Ebbe über dem Wasser zu sehen ist; auf der andern Seite liegt die Küste, welche längst dem Ufer sehr unrein ist. Diese Bay liegt auf vierzehn Grade, sechs und funfzig Minuten *q*).

Die Holländer schifften wohlgemuthet davon, weil sie nicht nur ohne Gefahr ausgeruhet, sondern auch einen großen Vorrath an Wasser bekommen hatten. Sie steuerten den ganzen Tag gegen Westen, und befanden sich den 1sten des Brachmonats, auf der Höhe von dreyzehn Grad ... Minuten. Den 3ten verwunderte man sich, daß man nirgend Land erblickte, und die Steuerleute besorgeten, sie möchten weit hinter Neuguinea fortgerücket seyn. Um aus diesem Zweifel zu kommen, wendete man die Segel gegen Norden. Die folgende Nacht, war man auf zwölf und einen halben Grad. Die vornehmsten Officiere besorgeten, man sey schon weiter gegen Westen gekommen, als man meynete, und Neuguinea läge ihnen noch zur Seite. Sie beschlossen demnach mit den Steuerleuten, noch einmal aus der Sache zu sprechen, und das Vorgemerke ihres von Peru bis in diese Gegend gehaltenen Laufes auf der Seekarte nochmals zu überschlagen. Schoutens Ueberschlag betrug eintausend siebenhundert und dreyßig Meilen; ein anderer, eintausend sechshundert und fünf und sechzig, und sofort die andern immer weniger, bis auf eintausend sechshundert und zehn. Als man die sämmtlichen Rechnungen mit einander verglichen hatte: so schloß man, die ganze Reise müsse ungefähr eintausend sechshundert und sechzig Meilen betragen. Weil man nun noch immer nichts vom Lande sah: so änderte man den Lauf, und hielt gegen Westen. Den 13ten zu Mittage schloß man aus der Sonnenhöhe, man sey ungefähr hundert Meilen weit von den Hoorneylanden entfernet: es änderte sich auch die Farbe des Wassers. Endlich ließ die Menge der Boniten und anderer Fische, ja so gar einige Vögel, die allgemach zum Vorscheine kamen, an der Nähe eines Landes nunmehr nicht weiter zweifeln. Gleichwohl rückte man bis auf den 20sten fort, ohne es zu sehen. Endlich, an dem Abende des erwähnten Tages, erblickte man eine Küste auf vier Grade funfzig Minuten. Die Vorsichtigkeit erforderte, daß man, um das Stranden zu vermeiden, die Anker ausbrachte. Am folgenden Morgen erblickte man etwa ein halb Dutzend kleine Inseln voll Bäume, und einige große Sandbänke, die sich gegen Nordwest erstreckten. Der Grund war hier so schlecht, daß man das Schiff gegen Westen wendete, und die Inseln unter dem vierten Grad sieben und vierzig Minuten verließ. Den 22sten erblickte man abermal wohl zwölf bis dreyzehn Inseln unter dem vierten Grade fünf und vierzig Minuten. Man ließ sie zur Linken des Schiffes liegen. Ströme sah man in diesem Gewässer im geringsten nicht *r*).

Den 24sten kamen drey niedrige Inseln voll Bäume und Grünem, im Südwesten zum Vorscheine. Allein, die Küste war allenthalben mit Klippen besetzt, und nirgend einiger Ankergrund zu finden. Man nannte sie die grünen Inseln. Noch vor Endigung des Tages

q) A. d. 629 S.

Le Maire. 1616.

ges erblickte man ein anderes und dermaßen hohes Land, daß man es in der Ferne wegen der gegen Südwest hinter ihm liegenden, und eben so hohen Küsten, für das Vorgebirge von Neuguinea hielt. Allein, als man näher dazu kam, glaubte man das Gegentheil, und daß es nur eine Insel seyn müßte, zu bemerken, welcher man den Namen der Johannesinsel beylegte, weil sie an diesem Festtage entdecket worden war. (Insel St. Johann.) Man fuhr lange Zeit neben dem Ufer hin, ohne jemals Grund zu finden; endlich auf den Abend kam man um das Vorgebirge herum, und lief in eine Bay, da man auf fünf und vierzig Faden Sand und Kieselgrund Anker warf. Die See war eben, und das Wasser dunkelblau. Hierauf näherten sich zwo Piroguen beym Mondscheine dem Schiffe. Es saßen einige schwarze Kerl darinnen, welche zwar vieles mit den Holländern reden wollten, allein man verstund sie nicht. Man bemerkete, daß die Einwohner die ganze Nacht über, sowohl an der Küste, als absonderlich an der Mündung des Flusses, bey welchem man vor Anker lag, Wache hielten. Gegen Morgen, als der Himmel sehr heiter, und heller Mondschein war, rückten einige Piroguen bis unter die Galerien ans Schiff. Man warf ihnen Glasschnüre zu, redete so freundlich mit ihnen, als man konnte, und suchte sie durch allerley Zeichen zu bedeuten, man verlange sonst nichts, als Cocosnüsse, Schweine, Ochsen, und Ziegen, von ihnen. Allein sie ihres Ortes schwärmeten so lange, bis es völlig Tag wurde, mit einem wüsten Geschreye um das Schiff herum, und thaten sonst noch erstaunlich wild. Nach dem Ueberschlage der Steuerleute, lag diese Küste eintausend achthundert und vierzig Meilen weit von der peruvianischen s).

Den 26sten zu Frühe, erschienen acht andere Piroquen. In einer saßen eilf Kerl, in dem übrigen nur sechs bis sieben. (Tolle Kerls.) Sie fuhren etlichemal um das Schiff herum, und droheten den Holländern mit ihren Hassaganen, Steinen, Prügeln, Säbeln und Schleudern. Man redete zwar auf das freundlichste mit ihnen, ja man warf ihnen sogar allerley Waare zu: aber anstatt der Antwort, warfen sie mit Steinen und Hassaganen nach den Holländern. Dieser Frevel verdroß das Schiffsvolk: man gab aus dem großen und kleinen Geschütze zugleich Feuer auf sie. Die große Pirogue sank sofort mit einigen Kerlen zu Grunde; ungefähr ein Dutzend andere stürzten zu Boden. Man setzte ohne Verzug die Ruderschaluppe aus, welche zwischen die übrigen, die sich mit Schwimmen zu retten suchten, hineinfuhr, und noch einigen das Garaus machte. Drey hart verwundete wurden gefangen, und vier Piroguen an Bord geschleppet, um Brennholz daraus zu machen. Einer von den Verwundeten starb nach Verlaufe einer Stunde.

Mit den übrigen beyden fuhr die Schaluppe ans Land. Weil man ihnen alles gutes erzeiget, und durch Zeichen zu verstehen gegeben hatte, man verlangte sonst nichts, als Lebensmittel: so redeten sie vermuthlich ihren Landesleuten zu, einige Früchte an Bord zu bringen; denn bald darauf kam ein kleiner Nachen in aller Eile herbey, und überlieferte zwey Spanferkel und ein Gebund Bananas. Hierauf gab man einen Gefangenen, welcher heftig verwundet war, wieder los, und forderte für den andern zehn Schweine als ein Lösegeld. Weil der Losgelassene nicht im Stande war, vom Ufer wegzugehen, so kamen einige bewaffnete aus dem benachbarten Walde zum Vorscheine, und führeten ihn unter den Armen unter einige Bäume, satzten sich um ihn herum, und waren sehr bemühet, ihm beyzubringen.

 Diese

r) A. d. 632 S.

s) A. d. 634 S.

Le Maire. 1616.

Ihre Gestalt und Sitten.

Diese Barbarn durchbohren sich die Ohren und die Nasenlöcher; einige sind damit noch nicht zufrieden, sondern durchbohren auch die Scheidewand in der Nase, und stecken in alle diese Löcher Ringe. Sie tragen ziemlich lange Bärte, aber keine Knebel. Unter dem Ellenbogen und an dem Gelenke der Hand, hatten sie Armbänder von Perlmutter. Ihr ganzes Gewand besteht in einem Baumblatte vor der Mitte des Leibes, und einem Gürtel von Bast, an welchem das Baumblatt hängt. Sie scheinen sehr stark zu seyn, sind auch ganz wohlgestaltet. Ihre Zähne sind schwarz, die Haare gleichfalls, dabey aber kurz und kraus, wiewohl bey weitem nicht so wollicht, als der Aethiopier ihre. Sie haben Mützen, von gemaltem Baste, setzen zwo bis drey übereinander auf, und schnüren sie mit einer Art von Bande aneinander, welches ihnen das Ansehen einer Weiberhaube beyleget. Die meisten hatten ein kleines Binsenkörbchen voll Kalk an der Seite hängen; mit dem Kalche bestreueten sie dasjenige, was der Verfasser ihren Pinang nennet. Ihre Höflichkeit bestund darinnen, daß sie ihre Mütze abnahmen, und die Hände auf den Kopf legeten. Sie legten auch Baumblätter darauf, welches ein sonderbares Zeichen der Gewogenheit zu seyn schien. Man hielt sie für Papus t). Wenn sie an Bord kamen, so stimmeten sie einen Gesang mit einander an, welcher nicht übel klang. Ihre Säbelgriffe sind zierlich gemacht. Sie gebrauchen aber weder die Säbel, noch das übrige vorhin erwähnte Gewehr, als nur gegen die Feinde ihrer Nation. Werden sie unter einander selbst uneinig, so beißen sie sich nur wie die Hunde.

Ihre Pirogen

Ihre Nachen haben nicht einerley Größe. Auf den größten zählete man wohl siebenzehn paar Ruderer, und auf den kleinern, von zweyen Paaren bis zehn. Sie steuern an dem Vordertheile eben sowohl, als an dem hintern; und es haben ihre Fahrzeuge, der wenigen Größe ungeachtet, dennoch eben sowohl ein Castel, als die Gallionen. Doch können nicht mehr als zwo Personen neben einander darinnen sitzen. An einer von ihren größten Piroquen waren alle Stücke aneinander geheftet, und die Hasten gut verpicht, oder mit Terpentin bestrichen.

Andere Inseln und Wilden.

Man versorgte sich ohne jemandes Hinderniß mit Wasser. Als aber den folgenden Tag einige Nachen an Bord kamen, und weder sonst etwas, noch das Lösegeld für den Gefangenen mitbrachten: so hielt man für das beste, ihn ans Land zu setzen, und mit diesen wilden Menschen sich nicht weiter zu vermengen. Von dieser Küste erblickte man in Norden noch eine andere Insel. In der Nacht des 29ten gieng Schouten wieder unter Segel, und man konnte den ganzen folgenden Tag die Landspitze, die man verlassen hatte, nicht zu Gesichte bekommen. Sie lief Westnordwest, und Nord zu Westen, und zeigete verschiedene Baien. Hingegen erblickte man an eben diesem Tage zwo hohe, und alle beyde der großen gegen Norden liegende Inseln; den 30ten des Morgens kamen einige Nachen herbey. Es saßen schwarze Menschen darinnen, und zerbrachen, als sie sich dem Schiffe näherten, ihre Hassagayen über dem Kopfe. Vermuthlich sollte dieses ein Friedenszeichen vorstellen: allein, sie hatten außerdem nicht das geringste zu Bestätigung der Freundschaft mitgebracht, ungeachtet sie alles, was ihnen nur in die Augen fiel, unverschämter Weise geschenket haben wollten. Doch waren sie noch etwas bescheidener, als alle ihres Gleichens, die man bisher gesehen hatte. Mitten vor dem Leibe hatten sie einige Blätter hängen. Ihre Nachen waren nicht nur besser gezimmert, als die andern, sondern auch sowohl hinten als vorne mit einiger Bildhauerarbeit ausgezieret. Man bemerkete, daß sie auf ihren Bart und auf ihre

Halten viel auf ihren Bart.

t) A. d. 637 S.

ihre Haare ungemein viel hielten, und die letztern mit Kalche bestreueten. Sie kamen aus einigen Inseln her, welche, wie es schien, voll Cocosbäume stünden. Allein, man mochte winken, wie man wollte: so waren nicht die geringsten Lebensmittel von ihnen herauszubringen. Ja, man gerieth den folgenden Tag gar auf den Verdacht, das Zerbrechen der Hassagayen wäre eine bloße List gewesen, dadurch sie die Holländer sicher zu machen vermeynten. Weil das Schiff bey der Windstille, welche die ganze Nacht über anhielt, durch die Ströme fortgeführet wurde: so befand es sich des Morgens zwischen einer zwo Meilen langen Insel, und einer andern Küste. Sogleich kamen fünf und zwanzig Pirogues voll Wilde zum Vorscheine. Man sah einige unter ihnen für die gestrigen an, und Schouten ließ sie ohne Bedenken herbey kommen. Man hatte vorne zween Anker ausgebracht, und zum Werfen fertig gemacht. Diese bestiegen zween Negers, jedweder einen, mit einem Ruder in der Hand, ohne Zweifel in der thörichten Meynung, sie könnten das Schiff auf diese Weise ans Ufer bringen. Die übrigen schwärmeten um das Schiff herum, und sahen sich, wie es schien, nach einem bequemen Orte um, da sie hinein steigen könnten. Endlich als sie meynten, nun könnte es ihnen nicht mehr entwischen, begonnten sie auf einmal mit Steinen, und Hassagayen um sich zu werfen, und zwar mit solcher Gewalt, daß sie an den Masten und an der Verkleidung in Stücke sprangen, und kleine Splitter los rissen. In der ersten Bestürzung wurde ein Matrose verwundet, und die übrigen mußten den Ueberlauf räumen. Allein, da die Wilden erst recht hitzig wurden, und das Schiff besteigen wollten: so gab man ihnen die Lage von dem obersten Verdecke, und feuerte zugleich aus dem kleinen Gewehre. Dieser unvermuthete Gruß, tödtete und verwundete eine große Menge, und jagte die übrigen in die Flucht. Die Schaluppe, welche wohl bewaffnet war, jagte ihnen nach, und eroberte noch einen Nachen mit drey Wilden; einer davon wurde getödtet, der andere gefangen, der dritte sprang ins Wasser. Der Gefangene war ein junger Mensch von achtzehn Jahren; man gab ihm den Namen Moses, weil der verwundete Matrose Moses hieß: ja es wurde die ganze Insel Moseseyland benennet. Die gewöhnliche Nahrung dieser Inselwilden, war eine Gattung von Brodte, aus Baumwurzeln gemacht.

Le Maire. 1616.

Dummer Betrug.

Wilder Moses.

Moseseyland.

Der III Abschnitt.

Große Menge Inseln. Feuerinseln. Wilde, die man für Papus hält. Die Holländer stehen in Sorge. Sie sind bey neu Guinea, ohne es zu wissen. Inseln Moa, Insu und Arimon. Wilde, welche die Europäer kennen. Schouten Eyland. Die Holländer sehen zum öftern Land. Erdbeben wird in der See verspühret. Sie wissen wieder nicht, wo sie sind. Sie kommen an die moluckischen Inseln; treffen eine Flotte von ihrer Nation an. Zusatz zu Claessens Tagebuche. Das Schiff kömmt um einen Tag zu kurz. Vortheil von des le Maire Entdeckung.

Hierauf entfernete man sich von diesem treulosen Geschmeiße. Man nahm des Mittages die Sonnenhöhe, und fand drey Grad zwanzig Minuten. Gegen Abend lief man gegen Nordwest an der Küste hin, und erblickte zwar eine schöne Sandbay, wollte sich aber nicht hinein wagen. Den 2ten des Heumonats erblickte man auf der Höhe von drey Graden zwölf Minuten, zur linken Seite des Schiffes, niedriges Land, mit einem dazwischen liegenden hohen Berge, gerade vor dem Schiffe aber eine niedrige Insel. Den 3ten wurde man von dem Winde gezwungen, Westnordwestlich zu halten, und man sah auf zwey

Große Menge Inseln.

Le Maire. 1616.

Grade vierzig Minuten, abermal hohes Land in Westen. Als man den 4ten von diesen Inseln wegzukommen suchte: so entdeckte man von zwey Grad fünf und zwanzig bis auf dreyßig Minuten, noch zwey und zwanzig bis drey und zwanzig andere, kleine und große, hohe und niedrige, in verschiedenen Entfernungen von einander. Die einbrechende Nacht ließ den Holländern nicht soviel Zeit, eine Rhede aufzusuchen: aber den folgenden Mittag erblickten sie einen hohen Berg in Südwesten, und fuhren in guter Hoffnung darauf zu. Die Steuerleute wußten so wenig, wo sie waren, daß sie durch die Aehnlichkeit dieses Berges mit dem Gunapi auf der Insel Banda, auf die Gedanken gebracht wurden, sie hätten besagte Insel vor sich; absonderlich, weil die Höhe meistens damit übereinstimmete. Allein, als man bald darauf in Norden und in einer Entfernung von sechs bis sieben Meilen von diesem Berge noch drey oder vier andere liegen sah: so war die Falschheit dieser Meynung zur Gnüge bewiesen. Hinter dem ersten Berge erschien sowohl gegen Osten als gegen Westen, ein gewaltig großer Strich, theils hohes theils niedriges Land, davon man auf beyden Seiten kein Ende absehen konnte; und weil es sich gegen Ostsüdost erstreckte, so glaubte man endlich, es sey Neuguinea u).

Feuerinsel.

Den 7ten schiffte man vor Tages auf den Berg los, welcher aus seinem Gipfel Feuer spenete, und dem Schiffe durch diese, wiewohl mit Rauch und Asche vermischete Flamme den Weg wies. Bey Tage sah man, daß es eine starkbewohnte, und mit Cocosbäumen angefüllte Insel war, welche den Namen Feuereyland davon trug x). Die Einwohner schickten dem Schiffe einige Piroguen entgegen. In jedweder befanden sich fünf bis sechs Kerl, nebst einem Gerüste, das auf Stangen stund, und dem Fahrzeuge zur Decke dienete. Weil diese neue Weise ziemlich verdächtig schien: so ließ man den Neger Moses mit ihnen sprechen: allein sie verstunden ihn nicht. Sie waren am ganzen Leibe, nur die Mitte ausgenommen, mutternackend. Einige hatten kurze Haare, andere lange. An Farbe waren sie gelber, als Moses. Man konnte keine Ankerstelle an ihrer Küste finden; und weil man in Norden und Nordwesten noch viele andere Inseln vor sich liegen sah, so steuerte man nach einer gewissen platten Landspitze, welche dem Vordertheile des Schiffes gerade gegen über stund. Das Wasser hatte allerley Farben, grün, weiß und gelb; indem es nun auch überdieses süßer schmeckte, als das Seewasser ordentlicher Weise zu schmecken pfleget, so vermuthet man, es müßte aus einem Flusse herkommen, welcher unweit davon in die See falle. Es kamen viele Bäume und Aeste angetrieben; auf einigen sah man Vögel und Krebse. Diese Nacht über lavirte man mit kurzen Schlägen, und steuerte des Morgens gegen Westsüdwest, zwischen einer hohen Insel, die man dem Schiffe zur Rechten, und zwischen einem etwas niedrigem Lande, das man ihm zur Linken ließ. Gegen Abend fand man nicht weit vom Ufer auf siebenzig Faden Grund, und legte daselbst vor Anker. In den Kähnen, die an Bord kamen, saßen seltsame Kerl, die man für Papus ansah.

Wilde, die man für Papus hält.

Sie hatten kurze krause Haare, Ringe in der Nase und in den Ohren, kleine Federn auf dem Kopfe und an den Armen, und Halsketten von Schweinszähnen. Ihre Weiber sahen scheußlich aus. Der Verfasser vergleicht ihre Bäuche mit Tonnen, und ihre Brüste mit Blutwürsten, die bis auf den Nabel hinab gehangen hätten. Dabey hatten sie dünne Arme und Beine, Affengesichter und kurze Haare. Die Mitte des Leibes war so obenhin bedeckt, alles übrige aber nackend. Ueber diese allgemeine Häßlichkeiten hatte jedwede noch einen besondern Fehler. Eine hinkte, die andere schielte, die dritte war bucklicht,

u) Ebendaselbst a. d. 641 S.

x) Ebendaselbst.

Le Maire. 1616.

bucklicht, die vierte sah sonst aus, als ob es ihr irgendwo fehlete. Man schloß hieraus, die Luft müßte hier zu Lande sehr ungesund seyn, absonderlich weil die Häuser acht bis neun Fuß hoch über der Erde auf Pfählen stunden. Die Höhe dieser Küste ist drey Grade drey und vierzig Minuten. Einige Wilden, denen man an Bord zu kommen erlaubte, brachten Jngwerproben mit, woraus man schloß, sie müßten schon gewohnt seyn, Handlung zu treiben. Man suchte hierauf eine bequemere Ankerstelle, fand sie auch nicht weit davon in einer Bay, da man den Anker auf sechs und zwanzig Faden Sandgrund mit Letten vermischt, warf. Aus den benachbarten beyden Dörfern kamen ein Paar Kähne mit Cocosnüssen zum Vorscheine. Sie hielten aber ihre Waaren ungemein theuer. Vier Nüsse bothen sie um eine Elle Cattun; und nach dieser Waare strebeten sie am eifrigsten. Weil nun an diesem Orte der Handel so schlecht, und die Lebensmittel sehr selten waren; indem man nicht mehr als einige Schweine auftreiben konnte: so verweileten die Holländer nicht lange daselbst. Den folgenden Tag befanden sie sich unter dem vierten Grade; und weil man nicht wissen konnte, wie es noch etwa gehen möchte, so wurde ausgemacht, wieviel jedweder den Tag zu seinem Unterhalte bekommen sollte. Sie wußten im allergeringsten nicht, in welchem Theile der Welt sie waren; noch weniger ob sie von den ostindischen Jnseln noch weit entfernet wären, und ob das Land, das sie beständig im Gesichte behielten, Neuguinea sey oder nicht. Jn allen ihren Charten war nicht die mindeste Spuhr von denen Ländern, die sie täglich entdeckten, zu sehen, sie mußten sich folglich mit bloßen Muthmaßungen behelfen y).

Die Holländer stehen in Sorge.

Den 11ten liefen sie meistentheils Westnordwest an der Küste hin, und blieben beständig auf drey Meilen weit davon. Um den Mittag kamen sie ein hohes Vorgebirge vorbey. Das Land, welches in der That Neuguinea war, erstreckete sich meistens Nordwest zu Westen, zuweilen aber etwas weiter gegen Westen, oder etwas weiter gegen Norden. Den 12ten trafen sie, unter zwey Grad acht und funfzig Minuten, günstige Ströme an, welche ihrer gewöhnlichen Richtung an der neuguineischen Küste gemäß, gegen Westen strichen. Den 13ten und 14ten schiffte man wie bisher an der Küste hin. Den 15ten fand man drey niedrige, bewohnte und mit vielen Cocosbäumen bewachsene Jnseln. Weil man nun auf eine halbe Meile vom großen Lande guten Ankergrund von vierzig Faden bis auf sieben fand: so legte man daselbst vor Anker. Wären die Holländer mit größerer Vorsichtigkeit ans Land getreten: so hätten sie ihrer ganzen Noth auf einmal abhelfen können: allein, weil sie mit ihrer Schaluppe gerade zu fuhren, so schickten ihnen die Jnseleinwohner, die am Strande auf ihrer Huth stunden, übrigens aber von einer leutseligen Gemüthsart waren, einen Pfeilregen zu, und verwundeten sechzehn Matrosen. Dem ungeachtet stieg man in der kleinsten Jnsel ans Land, und brennete in der ersten Hitze einige einzelne Häuser weg. Hierüber stelleten sich die Wilden in der benachbarten Jnsel äußerst grimmig an, und verübten ein fürchterliches Geheule, getraueten sich aber doch nicht, in die andere Jnsel überzusetzen, indem das Schiff das ganze Ufer bis in den Wald mit einigen Stücken bestrich, und die Kugeln mit schrecklichen Rasseln und Krachen durch die Bäume fuhren. Des Abends bathen sie um Friede, und hierauf näherten sich einige Nachen dem Schiffe, bis auf eine gewisse Weite, blieben aber, weil sie aus Furcht nicht näher kommen wollten, allezeit über dem Winde, und warfen ihre Cocosnüsse von Ferne ins Wasser, damit sie der Strom den Holländern zufüh-

Sie sind bey Neu Guinea, ohne es zu wissen.

y) A. d. 643 und vorherg. S.

Le Maire. 1616.

zuführen sollte. Endlich nach vielem Winken und Freundschaftszeichen wagten sie sich näher herbey, und brachten eine große Menge Nüsse und **Bananas**, grünen Ingwer, und gelbe Wurzeln, die sie statt des Saffrans gebrauchen. Man gab ihnen dagegen allerley Glaswerk, Nägel und rostige Messer. Diese Leute giengen durchaus nackend. Man sah einige eiserne Töpfe bey ihnen, die sie unfehlbar von den Spaniern bekommen hatten. Die Gestalt des Schiffes schien ihnen nichts neues zu seyn. Sie fürchteten sich zwar wohl vor dem Geschütze; unterdessen jagte ihnen weder das Knallen noch der Anblick desselbigen einiges Schrecken ein. Die östlichste von ihren Inseln nenneten sie **Moa**, die andere Insu, die letzte und höchste aber, welche nur fünf oder sechs Meilen von Neuguinea lag, hießen sie **Arimon** z). Es führeten sich diese Wilden beständig sehr bescheiden auf, und man bekam alle beliebige Lebensmittel um einen sehr geringen Preis von ihnen. Sie backen zwar Brodt und Kuchen aus der **Cassavawurzel**: sie ist aber hier zu Lande weit schlechter, als in Westindien.

Inseln Moa, Insu und Arimon.

Den 20sten gieng man wieder unter Segel, und fuhr beständig gegen Westnordwest neben der Küste hin. Unter dem dreyzehnten Grade wurde man durch die Ströme gegen einige Inseln getrieben; und weil man des Abends einen guten Ankergrund auf dreyzehn bis funfzehn Faden fand, so legte man um soviel lieber daselbst vor Anker, weil man auf der benachbarten Insel kein Feuer sah. Nichts destoweniger kamen bey anbrechendem Tage sechs große Nachen mit Flügeln, auch einem Vorder- und Hintercastelle zum Vorscheine. Die darinnen befindlichen Wilden näherten sich dem Schiffe mit großer Furcht, ungeachtet sie gewaffnet waren. Sie zeigten ihre Waare nur von ferne, nämlich dürre Fische, Cocosnüsse, Toback, und eine gewisse unsern Pflaumen ähnliche Frucht. Man suchte ihnen durch freundliches Zuwinken ein gutes Zuvertrauen beyzubringen. Noch andere Nachen, welche aus eben dieser Insel herzukommen schienen, brachten Lebensmittel und chinesisches Porcellan. Weil sie weder das Schiff noch das Geschütz bewunderten: so schloß man, sie müßten schon öfterer europäische Schiffe gesehen haben. Diese Wilden hatten eine gelbere Farbe und grössere Leibesgestalt, als die Einwohner der vorigen Inseln. Die meisten trugen gläserne Ringe in den Ohren, die sie von niemanden als den Spaniern haben konnten. Alles dieses machte den Holländern zwar frischen Muth, gab ihnen aber nicht das geringste Licht von ihrer Fahrt. Den 24sten befanden sie sich auf der Höhe von dreyßig Minuten. Sie liefen Nordwest und Westsüdwest an einer schönen und großen Insel hin, die sie nach ihrem Hauptmanne, **Schouteneyland**, nannten. Die östliche Spitze dieser Insel nannten sie das Vorgebirge der guten Hoffnung; denn weil sie in ihren Karten einige Inseln östlich von **Banda** gezeichnet fanden: so hofften sie, dieses Vorgebirge werde vielleicht zu einer solchen Insel gehören; folglich der Weg nach **Banda** auf der Südseite offen stehen. Unterdessen da sich das **Schouteneyland** bis unter die Linie erstreckte: so besorgten sie, es möchte etwa eine von denen Inseln seyn, die auf ihrer Karte an der Westseite von Guinea, und von selbiger bis an die Linie gezeichnet stunden. Sollte nun diese letztere Muthmaßung gegründet seyn: so stunden sie in Gefahr, in irgend einen von den guelischen Meerbusen zu verfallen. Weil dem **Schouten** dieser Zweifel sehr im Kopfe herum gieng: so beschloß er ohne Verzug, entweder gegen Norden oder gegen Süden zu laufen. Der Wind kam damals aus dem Osten, und trieb eine erstaunliche Menge Fische, Kräu-

Wilde, welche die Europäer kennen.

Schouteneyland.

Neues Vorgebirge der guten Hoffnung.

ter

z) Ebendaselbst.

ter und Baumblätter auf das Schiff zu. Allein, ob man gleich die Küste beständig im Gesichte behielt, so fand man doch nirgend Grund. Bey diesen Umständen tröstete sich das Volk damit, daß es an frischer Kost auf dem Schiffe nicht fehlete. Man hatte aus den letzten Inseln einen ziemlichen Vorrath an allerley Früchten mitgenommen; absonderlich eine, welche inwendig gelb oder pommeranzenfärbig, und außen grün, dabey aber hohl, voll Kerne und kleiner als eine Melone war, welcher sie auch an Geschmacke nicht übel glich. Sie wurden in großer Anzahl mit Salze und Pfeffer verspeiset, und bekamen den Kranken sehr wohl.

Le Maire. 1616.

Den 25sten erblickte man auf der linken Seite des Schiffes einen langen Strich Landes, von ungleicher Höhe, und ließ ihn gegen Südsüdwesten liegen. Den 26sten sah man drey Inseln; den 27sten aber sowohl hohes, als auch anderes niedriges Land im Süden, an welchem man beständig gegen Westnordwest hinlief. In der Nacht, zwischen dem 28sten und 29sten, verspürete man mitten in der See ein starkes Erdbeben. Die Bootsknechte sprangen voll Entsetzen aus ihren Koyen heraus, und konnten nicht begreifen, woher die heftigen Stöße kämen, davon das Schiff auf das gewaltsamste erschüttert wurde; absonderlich in einer Gegend, da nicht der geringste Grund zu finden war. Den 30sten lief man in einen großen Seebusen ein, welcher auf allen Seiten mit Land umfaßt zu seyn schien. Dieser Tag war wegen eines entsetzlichen Gewitters merkwürdig. Es donnerte und blitzte unaufhörlich mit solcher Heftigkeit, daß das Schiff in vollen Flammen zu stehen schien. Hierauf erfolgte ein unmäßiger Wolkenbruch, dergleichen die alleraltesten Matrosen noch niemals gesehen hatten *a*). Die Gefährlichkeiten dieser Gegend, und die Besorge, es möchte dieser Seebusen keine andere Oeffnung haben, als durch welche man hinein gekommen war, verursachten, daß man den Lauf nördlich richtete. Den 31sten des Abends lief man zum zweytenmale über die Linie, und warf an einer wüsten Insel, nicht weit vom festen Lande, auf zwölf Faden Anker. Den folgenden Tag war man funfzehn Minuten nördlich. Den dritten nahm eine sehr breite Sandbank auf fünf und vierzig Minuten, den Anblick des Landes beynahe gänzlich weg. Man schloß aus dieser Höhe, man befände sich an der äußersten Spitze von Neuguinea, nachdem man bisher mehr als zwey hundert und achtzig Meilen weit an der Küste hingesegelt war. Die Ströme liefen gegen Westsüdwest. Doch war der Ankergrund von vierzig bis auf zwölf Faden, recht vortrefflich. An eben diesem Tage sah man Wallfische und Schildkröten. Gegen Abend sah man zwo Inseln im Westen *b*).

Die Holländer sehen zum östern Land.

Erdbeben wird in der See verspühret.

Den 4ten bemerkete man, daß die Ströme gegen Westen strichen: man richtete den Lauf gegen Südsüdwest. Weil man aber sieben bis acht Inseln erblickte: so mußte man aus Besorge, auf den Strand zu laufen, die ganze Nacht über die raume See halten. Den folgenden Tag lief man gegen Süden und Südost: allein, der widrige Wind nöthigte die Steuerleute, sich einer Insel zu nähern, woselbst die Schaluppe keinen Grund als ganz nahe am Ufer, auf fünf und vierzig Faden finden konnte. Hier kamen drey Piroguen mit weißen Flaggen zu ihr, und fuhren in ihrer Gesellschaft ohne Bedenken nach dem Schiffe. Sie hatten Proben von indianischen Bohnen und Erbsen bey sich, imgleichen Reiß, Taback und zween Paradiesvögel. Zwar erschracken die Indianer ihres zuversichtlichen Annähern ungeachtet einigermaßen, als sie wahrnahmen, daß ihre Gäste Holländer wären, unter-

Wissen wieder nicht wo sie sind.

Die Holländer kommen an die moluckischen Inseln

a) A. d. 650 S. *b*) A. d. 651 S.

Le Maire. 1616.

unterdessen war es doch kein solches unbändiges Gesindel mehr, das weder Treu noch Glauben hielt, und mitten unter den freundschaftlichsten Liebkosungen mit Morde und Todschlage schwanger gieng. Sie trugen Leibbinden von ziemlich feinem Cattune. Ja einige hatten sogar seidene Beinkleider, Turbane, goldene und silberne Ringe an den Fingern, und Haare von einer wundersamen Schwärze. Man wußte nicht, zu welcher Nation sie etwan gehören möchten. Als man aber genau auf ihre Sprache Achtung gab, so dünkte es dem Aris, welcher das malayische einigermaßen verstund, er hörte sehr viele ternatische Wörter, und einige spanische Redensarten. Was für ein Trost war dieses nicht für das abgemattete Schiffsvolk, welches zwar noch aus fünf und achtzig Köpfen bestund, aber durch die ausgestandene Mühseligkeit und Krankheiten ganz entkräftet, und wegen seines Schicksals äußerst bekümmert war. Man befragte die Indianer unverzüglich wegen des Namens ihrer Insel und Nation. Es war aber nichts aus ihnen zu bringen; doch eben diese Weigerung erweckte nebst noch einigen andern Umständen die Vermuthung, man befände sich an der äußersten Spitze von Gilolo, welche Insel eine dreyfache Erdzunge gegen Osten von sich ausstrecket. Die gegenwärtigen Indianer selbst, die mit der Sprache nicht heraus wollten, hielt man für Unterthanen des Königes von Tidor, eines guten Freundes der Spanier. Diese Muthmaßung wurde auch wirklich als gegründet befunden. Man legte ziemlich nahe am Ufer vor Anker, und erfuhr in einem dasigen Flecken, Namens Soppi, die benachbarte Insel, aus welcher die drey Piroguen hergekommen waren, heiße Maba, und gehöre dem Könige von Tidor. Vier Tage hernach kam eine ternatische Pirogue in die Bay zu Soppi, und gab dem Schouten aus eigener Bewegung die Nachricht, es lägen dermalen wohl zwanzig holländische und engländische Schiffe bey Ternate vor Anker c). Wenige Tage hernach befand er sich wirklich mitten unter einer zahlreichen Flotte von seiner Nation d).

Treffen eine Flotte von ihrer Nation an.

Zusatz zu Claessens Tagebuche.

Uebrigens fehlet bey diesem Tagebuche die Erläuterung über zween wichtige Puncte. Der erste betrifft das Schiff des Schoutens, welches der holländische Generalgouverneur, im Namen der indianischen Gesellschaft in Besitz nahm. Doch, diesem Mangel kann durch eine merkwürdige Stelle abgeholfen werden, welche in des Georg Spilbergs Reisebeschreibung anzutreffen ist. Besagter Spilberg war durch die magellanische Straße nach Ostindien gekommen, und befand sich damals auf der Insel Java. Hier bekam er von dem Generalgouverneur den Befehl, das weggenommene Schiff nach Holland zu führen, den le Maire und Schouten aber an seinen eigenen Bord zu nehmen e). Der zweyte Punct, von welchem man keine hinlängliche Nachricht findet, betrifft das Lebensende des le Maire selbst.

c) A. d. 634 und vorherg. S.

d) A. d. 528 S.

e) „Den 2 sten des Herbstmon. 1616, kam „das Schiff die Eintracht von Hoorn genannt, „nach Jacatra, welches von Jacob le Maire „geführet wurde; den 14ten des Brachmonats „1615 von Holland ausgelaufen, und durch die süd„liche Straße des Magellans gekommen war. „Als man aber erfuhr, es wäre nicht für die all„gemeine Handelsgesellschaft befrachtet, auch oh„ne ihre Bewilligung ausgelaufen, so confiscirte es „der Präsident Jan Peterfl Coen zum Vortheile der Gesellschaft, und vertheilete das Volk auf „die übrigen Schiffe. Diese Leute hatten auf ih„rer langen Fahrt weder neues Land, noch eine „neue Nation, mit der man handeln könnte ent„decket. Nur sagten sie, sie hätten eine neue, „und von der gewöhnlichen, ganz unterschiedene „Durchfahrt entdecket; ungeachtet dieses Vorgeben wider alle Wahrscheinlichkeit lief. Denn „sie hatten mit ihrer Reise bis nach Ternate ge„rade funfzehn Monate und drey Tage zugebracht, „auch ihrem eigenen Geständnisse zu Folge, be„ständig guten Wind gehabt, zugeschweigen, daß „sie bey ihrem einzigen Schiffe der Verzögerung „nicht unterworfen waren, welche bey einer Flotte

„nicht

selbst. Denn es ereignete sich selbiges auf seiner Rückreise nach Holland, und beraubte ihn der Belohnung, die er mit dem größten Rechte verdienet hatte. Der einzige Trost, den er mit aus der Welt nehmen konnte, war dieser: daß er seinen und seines Vaters Namen verewiget hatte. Zu verwundern ist es, daß beyde Tagebücher nicht einmal wegen seines Sterbetages einig sind. Claessen giebt den 31sten des Christmonats an *f*). Der andere den 22sten *g*). Le Maire. 1616.

Bey der Gelegenheit, da Claessen die Confiscation des Schiffes erzählet, bemerket er: man wäre mit Verfertigung des Güterverzeichnisses, der Rechnung des Schiffsvolkes zu Folge, an einem Montage den 1sten des Wintermonats zu Stande gekommen; aber, nach der Rechnung des Raths von Indien wäre es schon Dienstag, und der zweyte besagten Monates gewesen. Die Ursache dieses Unterschiedes rührete, gleichwie anderswo schon erwähnet worden, daher, weil das Schiff, die Eintracht, beym Auslaufen aus Holland, den Weg gegen Westen genommen hatte. Indem es nun dergestalt mit der Sonne um die Erde gelaufen war, so hatte es eine Nacht weniger gehabt, als diejenigen, welche aus Westen gegen Osten gereiset waren, und im Gegentheile hatten diese letztern so viel Zeit, als ein Tag beträgt, gewonnen. Dieser auf einer Seite gewonnene Tag, und diese auf der andern Seite verlohrne Nacht, betrugen nothwendiger Weise einen Unterschied von vier und zwanzig Stunden; damit nun das Schiffsvolk der Eintracht mit der Rechnung der Holländer auf Java übereinstimmen möchte, ließ es einen Tag fallen; das ist, es zählete nach dem Montage sogleich den Mittwochen, und hatte folglich in derselbigen Woche nicht mehr als sechs Tage *h*). Das Schiff, die Eintracht kam um einen Tag zu kurz.

Zum Beschlusse müssen wir zum Angedenken des Isaacs le Maire, und seines Sohnes Jacob *i*), noch dieses erwähnen, daß ihr Vaterland den Nutzen von ihrer Bemühung sehr bald genoß. Sechs oder sieben Jahre nach Entdeckung der Straße, welche den mairischen Namen verewiget, fasseten die Generalstaaten, und der Prinz Moriz von Nassau den Entschluß: besagte Straße genauer untersuchen zu lassen, und schickten zu diesem Ende eine Flotte von eilf Schiffen unter dem Admirale Jacob le Hermite dahin. Alles, was Jacob le Maire und Schouten davon angegeben hatten, wurde vollkommen richtig befunden, und es ist diese berufene Straße die allgemeine Durchfahrt für alle Seefahrer geworden, welche die Gefährlichkeiten der magellanischen wissen, und mit geringerem Zeitverluste und größerer Sicherheit in das große Südmeer einlaufen, oder ihren Weg über Südwest nach Ostindien nehmen wollen *k*). Vortheile von le Maire Entdeckung.

Das

„nicht wohl vermeidlich fällt, indem ein Schiff auf „das andere warten muß. Diese angeblichen Erfinder, die sich rühmeten, durch eine neue Straße „gelaufen zu seyn, verwunderten sich ungemein dar„über, daß die Flotte des Admiral Spilbergs so „lange vor ihnen zu Ternate angekommen war, „George Spilbergs Reise a. d. 564 und 565 S.

f) A. d. 661 S.

g) Als den 14ten des Christmonats 1616 der Admiral Spilberg nach Holland unter Segel gieng, nahm er den Jacob le Maire an seinen Bord, welcher Präsident auf dem confiscirten Schiffe, die Eintracht von Hoorn genannt, gewesen war. Besagter le Maire verstarb den 22sten eben dieses Monates auf der Reise. Jedermann bedauerte seinen Verlust, indem er ein sehr verständiger und erfahrner Mann in der Schiffahrt war. Ebend. a. d. 565 S.

h) A. d. 661 S.

i) Zu bemerken ist hierbey, daß des Jacobs le Maire Vater Isaac hieß, und daß diese Reise von ihm entworfen, von dem Sohne aber ausgeführet wurde. Unsere Geschicht- und Landbeschreiber haben gar oft einen mit dem andern verwechselt.

k) Der Verfasser des Tagebuchs von Jacob le Hermite, welches gleichfalls in der Sammlung

der

Beschreib. der Insel Celebes.

Das XXXV Capitel.

Beschreibung der Insel Celebes oder Macassar.

Einleitung.

Le Maire und viele andere Schiffahrer, die man ohne Unterlaß an der Insel Celebes anländen oder vor ihr vorbey fahren gesehen, haben aus unbekannten Ursachen sich beflissen, nur mit vieler Zurückhaltung von ihr zu reden. Indessen hat sie doch einen so ansehnlichen Rang in den morgenländischen Meeren, daß man, in Ermangelung einer ordentlichen Beschreibung, es für seine Schuldigkeit gehalten, die zerstreuten Beobachtungen vieler Reisenden zu sammeln; vornehmlich von den Holländern, die daselbst ein Fort und vortreffliches Waarenlager haben, welches sich auf die Trümmern des alten portugiesischen Sitzes gründet. Nach ihrem Beyspiele hat man sich gewöhnet, sie ohne Unterschied, Celebes oder Macassar, nach dem Namen ihrer Hauptstadt, zu nennen.

Der I Abschnitt.

Physicalische und geographische Beschreibung des Landes.

Lage und Umfang. Eigenschaft der Himmelsluft. Was das Land hervorbringt. Verschiedene Arten von Holze. Schönheit einiger Provinzen. Treffliche Bluhme. Schöner Vogel. Früchte. Europäische Nüsse. Wein. Baumwollenbäume. Hülsenfrüchte. Opium. Thiere. Affen. Einziger Fluß. Crocodile und Sirenen darinnen. Hafen Jompandam. Holländische Niederlassung. Hauptstadt Mamacara. Andere Städte in Celebes.

Lage und Umfang.

Dasjenige Königreich, welches seine Einwohner Mancazar nennen, und welches seit den Eroberungen eines seiner Könige zu Ende des letzten Jahrhunderts in der That den größten Theil des Eylandes in sich begreift, erstrecket sich von der Aequinoctiallinie bis auf den sechsten Grad südlicher Breite. Seine Länge geht von Norden gen Süden, und ist ungefähr hundert und dreyßig Meilen, nach der Breite aber giebt man ihm gemeiniglich achtzig Meilen l). Mandar und Bonguis waren zwey andere Königreiche, die es gegen Norden begränzeten; die aber mit Toraja und einigen andern Provinzen, welche

itzo

der holländischen Gesellschaft und zwar im vierten Theile befindlich ist, machet gar kein Geheimniß daraus, warum die Holländer diese Durchfahrt hauptsächlich untersuchen, und zur Gewißheit bringen ließen. Er saget: alle Staatsverständige stimmten darinnen überein, es wäre kein besseres Mittel, Spanien auf den alten Fuß zu setzen, und die Tyranney, die es hin und wieder in Europa ausübte zu hemmen, als daß man ihm seine americanischen Länder wegnehme, oder doch wenigstens die Einkünfte davon vernichtete. Dieses ist die wahre Absicht von allen Versuchen, die auf Entdeckung einer Durchfahrt, es wäre nun in Norden oder in Süden, abzieleten. Auf der 663 Seite.

l) Dampier geht von diesem Maaße etwas ab. „Die Insel Celebes, saget er, ist sehr groß. Ihre Länge erstrecket sich von Norden nach Süden, „ungefähr sieben Grad lang; breit aber ist sie etwan drey Grad. Die Mittagslinie geht durch, „und hebt sich die Insel nordwärts derselben, der „gemeinen Rechnung nach, auf einen Grad dreyßig Minuten an, und strecket sich gegen Mittag „auf fünf Grad dreyßig Minuten hinaus. An „dem Nordertheile ist ein langer enger Strich Landes, der ungefähr dreyßig Meilen lang ist. Dreyßig Meilen vor diesem Striche, und gegen Osten

„liegt

N°. 23.

[KAR]TE VON DER JNSEL CELEBES ODER MACASSAR.

Zu der allgemeinen Geschichte der Reisen.

[..]om Spitze
Condi Sanga
Camanga
Manado
Tetoli
KÖNIGR BOULON
Dondo
KÖNIGR. LAYO
Caidupa
Der Aequator
Unbekannter Meerbusen
138
139
141
142
Turate
KOENIGR. BADING
KÖNIGR. BANCALA
Gorontan
I. Oubi
I. Panou
Sederem
Tomine
Gebirge Mamplia
Babu
BONGUIS
N. TORAJA
Toraya
Gabr
MACASSAR
NIGR. MANDAR
Bone
Vaguou
Soppeng
Renuou
KÖNIGR. LINQUES
Tabuco
KÖNIGR. POPPON
Wancoui
KÖNIGR
KÖNIGR CONRON
KÖNIGR. GRESSE
Macassar
Mancacara
KÖNIGR. CATAPAN
Bonganne
Meerbusen Sehawer voller Sandbänke
Buli
I. Bouton
I. Pancasane
Saleier

MAASS-STAB

Französische und Englische See meilen

5 10 20 40

Tom. XI. [..]

KARTE VON DER JNSEL CELEBES ODER MACASSAR.

Zu der allgemeinen Geschichte der Reisen.

Stroom Spitze
Condi Sanga
Camanga
Manado
Tetoli
KÖNIGR. BOULON
KÖNIGR. LAYO
Dendo
Caidupa
Der Aequator
Unbekannter Meerbusen
Turate
KOENIGR. BADING
KÖNIGR. BANCALA
Gorontano
I. Ouby
I. Panoui
Sederem
Tomine
Babas
BONOUIS
KON. TORAJA
Toraja
Gabe
KÖNIGR. MANDAR
Bone
Mandar
Soppen
KÖNIGR. LINQUES
Cap Mandar
KÖNIGR. POPPOR
KÖNIGR. MACASSAR
KÖNIGR. CONRON
KÖNIGR. GRESSE
Macassar od. Mancacara
KÖNIGR. CATAPAN
I. Bouton
I. Pancana
I. Batanoa

MAASS-STAB
Franzoesische und Englische See meilen
5 10 20 40 60

itzo den Königen vor
rechnen diese große
meilen entfernet ist.

Weil sie mitte
selbst eine ungemeine
ge Hitze nicht durch
sechs Tage vor und
daselbst in ihrem Lau
Auf der andern Sei
die beständig aus de
zahl in diesem Lande
Stürme und die für
wenn sie nicht durch
res hindurch daselbst
de sehr selten ist, so
Wenn sie aber mit i
vollkommenen Gesun
zwanzig Jahre leben

Unter allen P
ne, welche die Natu
nothwendig machet.
tragen durch ihre S
In dem einen findet
den Gold- Kupfer- un
Menge Goldstaub;
gen herabstürzen, v
gen. Gervaise erzä
chen wohl eines Arm

Die Insel Cel
ger andern Arten, d
hart und schön wird
ches viel gemeiner ist

„liegt die Insel Gilolo
„was gegen Westen d
„tagseite der Insel Ce
„mehr ein Meerbusen,
„Meilen in der Breite
„der Länge, welcher
„lade gegen Norden z
„Mitten, so lang er i
„An der Westseite der
„gegen Süden liegt di
„den Holländern zugeh
„wo große Handlung
„Ostseite sind große ste

itzo den Königen von Macassar unterworfen sind, einerley Schicksal gehabt haben. Einige rechnen diese große Insel mit unter die Moluccken, von denen sie nur ungefähr achtzig Seemeilen entfernet ist.

Beschreibung der Insel Celebes.

Eigenschaft der Himmelsluft.

Weil sie mitten in dem heißen Erdgürtel liegt: so bildet man sich leicht ein, daß daselbst eine ungemeine Hitze sey. Vielleicht wäre sie nicht bewohnet, wenn diese übermäßige Hitze nicht durch ziemlich starke Regen gemäßiget würde, welche gemeiniglich fünf oder sechs Tage vor und nach dem Vollmonde und die zween Monate über, welche die Sonne daselbst in ihrem Laufe durch die Zeichen des Thierkreises brauchet, das Erdreich erfrischen. Auf der andern Seite erreget diese Vermischung von Regen und Hitze, nebst denen Dünsten, die beständig aus den Gold- und Kupferbergwerken aufsteigen, deren eine ziemlich große Anzahl in diesem Lande ist, daselbst fast alle Tage bey Untergange der Sonnen, entsetzliche Stürme und die fürchterlichsten Donnerwetter. Die Luft würde daselbst sehr ungesund seyn, wenn sie nicht durch die Nordwinde gereiniget würde, welche sich den besten Theil des Jahres hindurch daselbst heftig spühren lassen. Sobald sie aufhören, welches zum guten Glücke sehr selten ist, so wird das Land von verschiedenen ansteckenden Krankheiten verheeret. Wenn sie aber mit ihrer ordentlichen Stärke wehen: so genießen alle Einwohner einer so vollkommenen Gesundheit, daß man sie ohne Krankheit bis auf hundert oder hundert und zwanzig Jahre leben sieht.

Was das Land hervorbringt.

Unter allen Provinzen, aus welchen das Königreich Macassar besteht, findet sich keine, welche die Natur nicht mit etwas Besonderm begnadiget hat, welche sie allen andern nothwendig machet. Diejenigen, die nur aus Felsen und unersteiglichen Bergen bestehen, tragen durch ihre Steinbrüche und Bergwerke, etwas zu dem Reichthume des Landes bey. In dem einen findet man sehr schöne Steine, welches in Indien selten ist. Die andern haben Gold- Kupfer- und Zinnbergwerke. Die Landschaft Toraja liefert allein eine ziemlich große Menge Goldstaub; und wenn sich die kleinen Wässer, welche sich von den mamojischen Gebirgen herabstürzen, verlaufen haben, so entdecket man oft in den Thälern kleine Goldklumpen. Gervaise erzählet, auf glaubwürdige Zeugnisse, wie er saget *m*), daß man dergleichen wohl eines Armes dick gefunden.

Gold in Staub und Klumpen.

Mancherley Holz.

Die Insel Celebes ist voller Ebenholz, Calambuc, Calamba, Sandelholz und einigen andern Arten, die zum grün und scharlach färben dienen; und wovon die Farbe so lebhaft und schön wird, daß sie unsere meist übertrifft. Das Bau- und Zimmerholz, welches viel gemeiner ist, als in Europa das Brennholz, setzet die Einwohner in den Stand, viel

„liegt die Insel **Gilolo**, nahe aber an dieser, etwas gegen Westen die Moluccken. An der Mittagsseite der Insel Celebes ist ein See oder vielmehr ein Meerbusen, von ungefähr sieben oder acht Meilen in der Breite, und vierzig bis funfzig in der Länge, welcher zwischen dem Lande fast gerade gegen Norden zu, hinein geht, und in der Mitten, so lang er ist, viele kleine Inseln hat. An der Westseite der Inseln fast an der Spitze gegen Süden liegt die Stadt Macassar, welche den Holländern zugehöret und ein fester Platz ist, wo große Handlung getrieben wird. An der Ostseite sind große stehende Seen, wie auch viele kleine Inseln und hier und da Sandbänke. An der Nordseite sahen wir einen hohen Berg, gegen Morgen zu aber ist das Land überall niedrig. Auf dieser Seite ist der Erdboden schwarz und tief, auch gar vortrefflich fett, fruchtbar und voll sonderbar hoher und starker Bäume, daß die Insel einem lautern Walde ähnlich sieht. Es sind auch unterschiedliche Bäche süßes Wassers da, welche sich in die See stürzen. Dampiers Reise um die Welt. II Th. a. d. 501 und 502 S.

m) Histoire de Macassar a. d. 21 S.

Beschreib. der Insel Celebes.

viel wohlfeiler Fahrzeuge zur See zu bauen, als in irgend einem Hafen. Ihre Bambus sind so hart und fest, daß sie nicht allein Hütten, sondern auch kleine Fahrzeuge und Pfeile daraus machen. Es ist fast kein Land in Indien, wo dieses Rohr besser wächst. Anstatt eines Fußes im Durchschnitte, welches seine gewöhnliche Größe ist, hat es in der Insel Celebes oft mehr, als drey; und weil es von Natur hohl ist, so machen die Macassarer Trummeln daraus, die nicht weniger lärmen, als die unserigen.

Schönheit einer Landschaften.

Andere Landschaften scheinen nur bloß zum Vergnügen ihrer Einwohner gemacht zu seyn. Eine Menge kleiner Flüsse, wovon sie gewässert werden, giebt ihnen vortreffliches Fischwerk, welches das ganze Jahr hindurch ihre vornehmste Speise ist. Nichts aber kömmt dem Gemälde bey, welches man uns von der Aussicht des Landes machet. Die Veränderung ist unendlich. Da sind Hügel und Felder mit immer grünen Bäumen angefüllet, Früchte und Bluhmen zu allen Jahreszeiten; Vögel, die nie aufhören zu singen. Unter dem Jasmin, den Rosen, [illegible]en, Nelken, und einer Menge anderer Bluhmen, die das Land von selbst hervorbringt, giebt man derjenigen einen sehr hohen Vorzug, die man Bugna-Genay-Maura nennet.

Treffliche Bluhme Bugna-Genay-Maura.

Sie hat etwas von der Lilje an sich; ihr Geruch aber ist unendlich weit süßer, und läßt sich weit von ferne empfinden. Die Eyländer machen eine Essenz daraus, womit sie sich bey ihrem Leben parfumiren, und die nach ihrem Tode dienet, sie einzubalsamiren. Ihr Stengel ist etwan zween Fuß hoch. Sie kömmt nicht aus einer Zwiebel, wie die Lilie, sondern aus einer dicken sehr bittern Wurzel, die man wider viele Krankheit, vornehmlich aber Fleckfieber und andere giftige Fieber brauchet. Die gemeinsten Bäume auf diesen angenehmen Gefilden sind die Citronen und Orangenbäume. Unter den Vogeln, deren Anzahl so groß ist, daß die Luft zuweilen davon verdunkelt wird, es sey nun, daß sie entweder alle daselbst ausgebrütet werden, oder die Schönheit des Landes sie dahin zieht, ist derjenige, den man am meisten rühmet, nur so groß, als eine Lerche.

Ten-ru-julon, ein sonderbar schöner Vogel.

Sein Schnabel ist roth; die Federn auf seinem Kopfe und Rücken sind ganz grün; die auf dem Bauche fallen ins Gelbliche, und sein Schwanz hat das schönste Blau von der Welt. Er ernähret sich von einem kleinen Fische, den er an gewissen Orten auf dem Flusse, wohin ihn nur bloß der Trieb führen kann, aufjaget. Er schwebet daselbst dicht auf dem Wasser so lange herum, bis dieser Fisch, welcher sehr leicht ist, in die Luft springt: als ob er seinen Feind überwältigen wollte. Allein der Vogel hat stets die Geschicklichkeit, ihm zuvor zu kommen. Er fängt ihn mit seinem Schnabel, und trägt ihn in sein Nest, wo er sich ein oder zween Tage davon nähret, in welcher Zeit er sonst nichts thut, als daß er singt. Wenn ihn der Hunger darauf plaget, so geht er wieder auf die Jagd, und kömmt nie ohne eine neue Beute zurück. Dieser wundersame Vogel heißt Ten-ru-julon.

Lurys

Der Lurys ist eine Art von fast ganz rothen Papageyen: vornehmlich ist sein Hals von einem recht brennenden Roth, das durch kleine schwarze Stralen erhöhet wird. Man nennet ihn unter den vielen andern Arten von grünen und bunten Papagayen nur bloß deswegen, damit man eine sonderbare Eigenschaft an ihm bemerke, vermöge welcher er ein trauriges und melancholisches Stillschweigen beobachtet, unterdessen daß die andern sehr lustig zu seyn scheinen, welches den Papageyen gewöhnlich ist *n*).

Früchte.

Alle indianische Früchte, vornehmlich die Mangues, die Bananas, die Pomeranzen und Citronen wachsen in der Insel Celebes vortrefflich. Die Manguesbäume sind daselbst so groß

n) Man bleibt nur bey den besondern Eigenschaften der Insel.

groß und so dick, daß man an hellem Mittage eine Kühle unter ihren Zweigen findet, und vor dem stärksten Regen daselbst bedeckt seyn kann. Die Blätter sind eben so lang, als die Nußblätter. Sie geben einen sehr schönen Geruch, wenn man sie nur ein wenig reibt. Ihre Früchte, welche länglicht rund und von der Größe unserer Birnen sind, hängen an langen Fäden von den Bäumen. Sie haben eine goldgelbliche Schaale, fast wie die Art von Sommerbirnen, Bons chretiens, aber viel härter. Das Fleisch ist sehr zuckerhaft und röthlich, mit einem ziemlich harten Kerne, worinnen die Mandel sehr bitter ist. Man erkennet es daran, daß sie reif sind, wenn man sie mit den Nägeln wie die Orangen abschälen kann. Die Melonen auf der Insel Celebes sind so erfrischend, daß, ungeachtet sie klein sind, dennoch eine halbe genug ist, den heißesten Durst zu löschen und einen Reisenden bey der größten Hitze einen ganzen Tag lang davor zu verwahren. Der stärkste Mensch kann keine Traube von den Bananas tragen, welche die Feigen des Landes sind. Sie sind nicht viel dicker, als unsere; die meisten aber haben fast einen Fuß Länge, und der Geschmack davon ist sehr lieblich. Die Insulaner nennen sie Ontis. Man bemerket, wenn man sie von einander schneidet, viel stärkere Kreuze darinnen, als sie in eben der Frucht in den andern Theilen von Indien sind; daher sich auch die Portugiesen ein Gewissen machten, sie mit einem Messer zu öffnen, aus Furcht, sie möchten vor dem geheiligten Zeichen des Christenthums nicht Ehrerbiethung genug haben. — Beschreib. der Insel Celebes.

Von allen europäischen Früchten trägt die Insel Celebes nur Nüsse. Sie sind bey weitem nicht so weiß, als unsere, und die Schaale ist ungleich weit härter. Sie sind auch nicht von so gutem Geschmacke. Man würde sichs aber schwerlich einbilden, was für eine Menge Oel die Einwohner daraus bekommen. Unter vielen Hülfsmitteln, zu welchen sie es nebst verschiedenen Zubereitungen brauchen, machen sie eine Salbe daraus, welche so gut ist, als der beste Balsam, und zur Heilung der Wunden noch mehr dienet. Sie machen auch Fackeln daraus, indem sie es mit dem weißen Fleische vom Coco kochen lassen. Dieses wird zu einem Teige, womit sie sehr trockene Stäbe überziehen, die sie einige Stunden an die Sonne setzen. Diese Fackeln sind eben so schön, dauren eben so lange, und geben nicht weniger Licht, als diejenigen, die man hier von dem besten Wachse machet; und wenn sie recht angebrannt sind, so hat man weit mehr Mühe, sie auszulöschen. — Europäische Nüsse.

Der Ueberfluß der Palmbäume ersetzet den Mangel der Weinreben, die niemals in dieser Insel haben wachsen wollen; und giebt beständig ein Getränk, welches die Holländer ohne Schwierigkeit mit den trefflichsten französischen Weinen vergleichen, ob sie es gleich nicht für so gesund halten. Man kann nicht gar zu viel davon trinken, ohne sich der Gefahr auszusetzen, daß man den Durchlauf davon bekömmt. — Wein.

Man sieht in dem Königreiche Macassar große Ebenen, die nur mit Baumwollenbäumen bedecket sind; und dieses Gesträuch hat auch seine besonderen Eigenschaften. Anstatt daß seine Bluhmen, wie in andern asiatischen und africanischen Ländern gelb seyn sollten: so sind sie von einer rothen Feuerfarbe, lang, wie die Lilie eingeschnitten, und dem Gesichte sehr angenehm, aber ohne den geringsten Geruch. So bald die Bluhme abgefallen ist, wird der Knopf so dick, als eine grüne Nuß, und giebt eine Wolle, die für die feinste in Indien gehalten wird. — Baumwollenbäume.

Man bewundert es, daß unter der Linie, nicht allein viele Hülsenfrüchte, sondern auch die Rüben, Cichorien, Portulack, ja der Kohl selbst so gemein in der Insel Celebes ist, als in Europa. Man findet daselbst Rosmarin, Balsaminen, Seebluhmen und viele andere — Hülsenfrüchte.

Beschreib. der Insel Celebes.

andere heilsame Kräuter, deren Kraft die Einwohner bey verschiedenen Krankheiten kennen. Das Opium, welches die Portugiesen Ophyon nennen, wird am höchsten geschätzet. Es ist eine Art von Gestäude, welches gemeiniglich auf den Gräbern, in den Hölen der Berge, oder an gewissen steinichten und wilden Orten wächst, die nur den Insulanern bekannt sind.

Opium.

Seine Blätter sind sehr blaß grün. Man zieht einen Saft aus seinen Zweigen durch einen Einschnitt, an welchen man ein Gefäß von Bambus anhängt, welches davon voll wird. Wenn es aber voll ist: so beobachtet man sorgfältig, daß keine Luft hinein komme. Der Saft verdicket sich in einigen Tagen. So bald er eine gewisse Festigkeit erhält: so schneidet man ihn in Stücke, um kleine Kugeln daraus zu machen, welche die Malayen und alle Muhammedaner nach der Schwere des Goldes kaufen. Mit dem Wasser, in welchem sie eine von diesen Kugeln haben zergehen lassen, nachdem sie solches durch zwey verschiedene Tücher durchgeseiget, besprengen sie den Toback, den sie rauchen wollen. Dieses giebt ihm einen Geschmack, den sie vortrefflich finden. Sie geben vor, daß solches die Dauung befördere und den Magen stärke. Seine gewisseste Wirkung aber ist, daß es berauschet; und der Schlaf, den es ihnen verursachet, hat so viel Reizungen für sie, daß sie solchen allen andern Vergnügungen vorziehen.

Gefahr dabey

Die Erfahrung aber hat sie doch gelehret, daß die Gewohnheit, das Opium zu gebrauchen, nicht ohne Gefahr ist. Es wird denjenigen, die sich daran gewöhnet haben, so nothwendig, daß, wenn sie solches lassen, sie bald mager werden, in eine abscheuliche Mattigkeit verfallen, und vor Schwachheit und Entkräftung sterben. Es ist aber noch gefährlicher, wenn man es übermäßig brauchet. Der munterste Mensch, welcher in vier und zwanzig Stunden mehr als vier- oder fünfmal davon rauchet, fällt unfehlbar in eine Schlafsucht; oder wenn er mehr als ein halb Gran davon nimmt, so schläft er augenblicklich ein; und so lieblich dieser Schlaf auch zu seyn scheint, so führet er dennoch zum Tode. Ein Körnchen, wie ein Reißkorn groß, ist eine heftige Purganz. Wenn man es mit Theriac vermischet: so hat es eine ganz gegenseitige Wirkung; und der hartnäckigste Durchfall kann ihm nicht lange widerstehen. Die Macassarer mischen es unter den Toback, den sie rauchen, ehe sie ins Treffen gehen, um ihren Muth zu erhitzen, und sich bey den stärkesten Wunden unempfindlich zu machen. Sie haben über dieses noch eine erstaunliche Menge von allerhand Gifte und giftigen Kräutern, woraus sie einen so durchdringenden Saft machen, daß man ihn nur anrühren oder riechen darf, um so gleich, wie man saget, des Todes zu seyn. Sie bestreichen damit die Spitzen ihrer Pfeile, die denn auch lauter tödtliche Wunden machen; und wenn sie gleich vor zwanzig Jahren schon vergiftet wären, so würde die Wirkung deswegen doch noch eben so schädlich seyn. Man versichert, nur bloß der Rauch könne ihnen diese unglückliche Kraft benehmen. Einige von diesen fürchterlichen Pflanzen sind dem Ophyon sehr gleich, und die Insulaner haben zuweilen das Unglück, sich darinnen zu versehen. Die Thiere auf dem Eylande aber, welche von einem weit sicherern Triebe, als die Vernunft, geleitet werden, entfernen sich ungemein schnell von allem Gifte, welches ihnen vorkömmt.

Thiere.

Celebes hat eben so viel Vieh, als Europa. Die Ochsen sind daselbst eben so stark, und die Kühe geben keine schlechtere Milch, als unsere. Es finden sich Pferde und Büffel daselbst. In den Wäldern trifft man Heerden Hirsche und wilde Schweine an. Die Insel hat keine Tyger, noch Löwen, noch Elephanten, noch Nashörner: die Affen aber sind

Affen verschiedener Art.

daselbst sowohl wegen ihrer Größe und Wildheit, als auch wegen ihrer Menge gleichsam in dem Besitze der Herrschaft. Einige haben ganz und gar keinen Schwanz. Andere haben einen

Beschreib. der Insel Celebes.

einen sehr langen, und ihrem Leibe gemäß dicken. Man unterscheidet sie in zwo Hauptgattungen. Die eine sind diejenigen, die stets auf vier Pfoten laufen; die andere, diejenigen, die wie die Menschen aufgerichtet sind, und nur auf den Hinterbeinen gehen. Die weißen, unter denen man einige so große sieht, als die größten englischen Doggen, sind viel gefährlicher, als die Schwarzen. Insbesondere fallen sie die Frauenspersonen an. Der erste, welcher eine wahrnimmt, ruft sogleich durch ein Geschrey seine Gefährten zusammen. Sie bemächtigen sich derselben; sie thun ihr allerhand Schande an, sie erwürgen sie und reißen sie in Stücke. Die einzigen Feinde, wovor sich die Affen auf der Insel Celebes zu fürchten haben, sind abscheuliche Schlangen, die ihnen Tag und Nacht nachstellen. Einige sind von einer so ungeheuren Größe, daß sie auf einmal einen Affen verschlingen, wenn sie ihn erhaschen können. Andere, die nicht so groß, aber behender sind, verfolgen sie bis auf die Bäume. Diejenigen, die sich nicht für stark genug halten, sie offenbar zu bekriegen, wenden verschiedene Arten von List an. Sie beobachten die Zeit, wenn die Affen schlafen, und ein jeder Tag bringt ihnen eine neue Beute. Andere, deren Zischen, dem Pfeifen einiger Vögel gleicht, steigen auf die Bäume, verbergen sich unter die Blätter und fangen ruhig an zu zischen. Dieses Geräusch zieht die Affen hinzu, die von Natur neugierig sind; und die Schlange, welche gleichsam die Wahl unter ihnen hat, schießt auf denjenigen, den sie verzehren will, hält ihn mit ihrem Schwanze an einem Aste fest, zerreißt ihm das Eingeweide, und sauget sein Blut aus bis auf den letzten Tropfen. Dieser Widerwille, oder vielmehr diese Lust der Schlangen in Celebes zu den Affen verwahret die Städte und Felder vor dem Ungemache, das sie von ihrer übermäßigen Vermehrung würden auszustehen haben. Es sind doch noch genug übrig, den Eyländern beständige Unruhe zu verursachen, welche ihre Weiber und Felder wider eben so geile als gefräßige Thiere ohne Unterlaß zu vertheidigen haben. Die bloße Bewegung eines Stockes in der Hand eines Menschen ist auch schon genug, sie zu erschrecken. Man setzet hinzu, es würden diejenigen, die sie verfolgeten, oft durch einen andern Vortheil belohnet. Weil die Affen, so wie die Ziegen, die Knospen von gewissen Gesträuchen fressen, aus welchen durch die Verdauung der Bezoarstein wird: so findet man solchen mitten in ihrem Unrathe, den sie aus Furcht auf ihrer Flucht von sich lassen. Dieser Bezoar ist der theuerste, und wird am höchsten geachtet. Die Steine sind viel runder und dicker, als die von den Ziegen; und die Erfahrung hat oftmals bewiesen, daß ein Gran von den ersten eben so viel wirke, als zwey von den andern.

Ihnen wird von den Schlangen nachgestellet.

Einziger Fluß.

Das ganze Königreich Macassar wird nur durch einen großen Fluß gewässert, der es von Norden gegen Süden durchströmet. Er fällt in den Meerbusen oder in die Meerenge, in dem fünften Grade südlicher Breite. Bey seiner Mündung ist er über eine halbe Meile breit. Weiter hinauf hat er nur ungefähr drey hundert Schritte; und von da bis fast an seine Quelle ist er nicht breiter, als die Seine zu Paris. Auf seinem ganzen Laufe aber theilet er sich in unzählige Arme, die sich in allen Theilen des Königreiches ausbreiten, und viel beytragen, es zu bereichern, indem sie Canäle zur Handlung machen. Zum Unglücke giebt es eine große Anzahl Crocodile darinnen, die hier viel gefährlicher sind, als in irgend einem andern morgenländischen Flusse. Diese Ungeheuer begnügen sich nicht, allein wider die Fische Krieg zu führen; sondern sie versammeln sich zuweilen auch haufenweise, und halten sich unter dem Wasser versteckt, um auf kleine Fahrzeuge zu warten. Sie halten solche an; und da sie sich ihres Schwanzes wie eines Haken bedienen, werfen sie solche um,

Crocodile und Sirenen darinnen.

Beschreib. der Insel Celebes.

um, und fallen über die Menschen und Thiere her, die sie in ihre Schlupfwinkel ziehen. Man findet in eben dem Flusse auch Sirenen o), von ungeheurer Größe, deren Floßfedern vorn recht wie Hände gestaltet sind.

Hafen Jompandam. Holländische Niederlassung.

Obgleich das Bette des Flusses Macassar für die größten Schiffe tief genug ist: so ist es doch mit einer so großen Anzahl Sandbänke besetzet, daß eine Barke von funfzig Tonnen, nicht über eine halbe Stunde fortfahren kann, ohne zu stranden. Viele Provinzen aber haben sehr schöne Häfen, die den großen Schiffen zur Zuflucht dienen. Man rühmet den Hafen zu Jompandam sehr, welcher in der Meerenge selbst ist, und dessen Stadt am Ufer steht. Die Holländer, welche Meister davon sind, haben nichts verabsäumet, sich den Besitz desselben zu versichern. Sie haben ein Fort daselbst gebauet. Außer denen Reichthümern, die sie aus dieser Insel an Gold, Seide, feiner Baumwolle, Ebenholz, Sandal und Calambaholze ziehen, welches die Einwohner gegen europäische Zeuge und Eisen, das der Insel fehlet, bey ihnen umsetzen, haben sie auch aus diesem Sitze eine sehr vortheilhafte Niederlage für ihre Handlung, mit andern nicht weit davon entferneten Ländern gemacht. Von Macassar nach dem Eylande Borneo, woher sie Gold, Diamanten, Pfeffer und andere Waaren bekommen, ist die Ueberfahrt nur eine Tagereise. Nach den Inseln Amboina, Banda und Buton, die ihnen Muscaten und Würznelken geben, brauchet man nur zween oder drey Tage. Nach den Eylanden Terlattes und Timor, woher man viel Wachs und Sapanholz bringt, sind es nicht mehr als viere. Die Molucken sind, wie man schon angemerket hat, nur vier und zwanzig Seemeilen davon. Die Königreiche, Siam, Cambona, Cochinchina und Tonquin, das Reich China und die philippinischen Inseln sind nicht über dreyhundert Seemeilen. Jompanda ist also, in den Händen der Holländer, einer von den größten und wichtigsten Plätzen in dem Königreiche Macassar, und folglich der ganzen Insel geworden.

Hauptstadt Mancacara.

Mancacara, welches die Hauptstadt darinnen ist, und von den Königen zu ihrem Sitze erwählet worden, ist eine ältere schöne und große Stadt, deren Festungswerke nicht zu verachten sind, obgleich die Holländer diejenigen zerstöret haben, welche die Portugiesen gemacht hatten. Sie liegt etwas über der Mündung des Flusses, gegen den sechsten Grad Süderbreite, in einer an Reiße, Früchten, Bluhmen und Küchengewächsen, fruchtbaren Ebene. An ihren Mauren auf der einen Seite fließt der große Fluß. Sie hat viele und meistens sehr breite Straßen. Vom Pflaster weis man da nichts: allein, der Sand, womit sie von Natur bedecket sind, machet, daß es auf denselben sehr reinlich ist. Sie sind mit einer doppelten Reihe sehr buschichter Bäume besetzet, welche die Einwohner sorgfältig unterhalten, weil ihre Häuser Schatten davon bekommen, und sie bey der Hitze des Tages eine beständige Kühle darunter finden. Man sieht keine andere steinerne Gebäude, als den königlichen Pallast und einige Moscheen. Allein, obgleich alle andere Häuser nur vom Holze sind: so sehen sie doch, wegen ihrer mancherley Farben, eben so angenehm aus. Das Ebenholz, welches besonders dazu gebraucht worden, hat einen Glanz, worüber die Fremden erstaunen; und die Stücken sind so künstlich in einander gefüget, daß man die Verbindungen nicht sieht. Das größte Gebäude ist nicht über vier oder fünf Toisen lang, und eine oder zwo breit. Die Fenster sind sehr enge; und das Dach ist von großen Blättern, deren Dicke dem Regen widersteht. Die meisten stehen in der Luft erhaben, auf Säulen von

Schöne Straßen und Gebäude.

o) Oder Lamantinen.

von so hartem Holze, daß es für unvergänglich gehalten wird. Man steigt vermittelst einer Leiter hinauf, die ein jeder sorgfältig nach sich zieht, wenn er hinein ist; aus Furcht, es möchte ihm ein Hund nachkommen. Dieses Thier wird für unrein gehalten; und diese Eyländer, welche die abergläubigsten unter allen Muhammedanern sind, würden sich des Tagelichts unwürdig halten, wenn sie sich nicht so gleich in dem Flusse wüschen, so bald ein Hund sie angerühret hätte. Auf dem Dache, welches flach und sehr niedrig ist, hat ein jedes Haus stets drey halbe Monde, wovon zween recht stehen, und die beyden Enden ausmachen. Der mittelste aber ist umgekehrt. Man findet zu Mancacara in vielen Buden alles, was man zur Bequemlichkeit einer großen Stadt verlangen kann. Man sieht daselbst schöne Plätze, wo zweymal des Tages Markt gehalten wird; nämlich des Morgens vor der Sonnen Aufgange, und des Abends eine Stunde vor ihrem Untergange. Man trifft lauter Weibespersonen darauf an. Eine Mannsperson würde sich verächtlich machen, wenn sie sich darauf blicken ließe, und sich den größten Beschimpfungen der Kinder aussetzen, die in der Meynung erzogen werden, das männliche Geschlecht hätte ernsthaftere und wichtigere Geschäffte. Man stellet es uns als ein angenehmes Schauspiel vor, täglich alle junge Mägdchen aus den benachbarten Flecken und Dörfern ankommen zu sehen, deren einige mit Fischen aus süßen Wassern beladen sind, welche fünf oder sechs Meilen von der Stadt in einem großen Flecken, Namens Galezon, wo die Fischerey angelegt ist, gefangen werden; andere mit Seefischen, die sie aus verschiedenen Häfen bringen; oder mit Früchten und Palmweine, der vornehmlich von Bantaim, einem Dorfe zwo Meilen weit, kömmt; mit Geflügel, Rind- und Büffelfleische, welches eben so wie die Früchte und Fische auf diesen Märkten verkaufet wird. Vordem giengen die Einwohner in ihrem Eifer für das muhammedanische Gesetz so weit, daß sie sich ein Gewissen machten, von irgend einer Art von vierfüßigen Thieren zu essen. Allein, heutiges Tages enthalten sie sich nur des Schweinefleisches. Indessen verkaufet man doch kein Wildbrät auf den öffentlichen Plätzen, weil das Recht zu jagen dem Könige und den Großen vorbehalten ist. Ueberdieß gehöret das wilde Schwein, welches das gemeinste Wild auf der Insel ist, mit unter die verbothenen Thiere; und der König selbst pfleget diejenigen, die er auf der Jagd fängt, den Fremden zu schenken.

Beschreib. der Insel Celebes.

Männer dürfen nicht zu Markte gehen.

Vor denen Kriegen, welche alle Theile von Celebes unter die Herrschaft eines einzigen Herrn gebracht haben, zählete man nicht weniger, als hundert und sechzig tausend Einwohner in der Hauptstadt des Königreichs Macassar und den benachbarten Dörfern, ohne die Weiber und Kinder mit darunter zu rechnen. Mit dieser zahlreichen Mannschaft erweiterte einer von den letztern Königen seine Eroberungen. Es sind aber heutiges Tages nicht mehr als ungefähr achtzigtausend Mann übrig, welche die Waffen tragen können.

Anzahl der Einwohner.

Bone, die Hauptstadt der Provinz Bongnis, ist eben so schön und so volkreich, als Mancacara, von welcher sie neun oder zehn Tagereisen entfernet ist. Pagiu, Soppen und Renuguy, sind andere ansehnliche Städte in eben der Provinz. Mandar und Mamoya, die vornehmsten Städte der Provinz Mandar, sind sieben Tagereisen von Mancacara; und Toraja die Hauptstadt in der Provinz gleiches Namens, ist nicht weiter entfernet.

Andere Städte in Celebes.

Die größten Städte von der zweyten Ordnung, besonders in der Provinz Macassar, sind etwa sieben oder acht Seemeilen von einander entfernet. Die vornehmsten heißen Tallu, Turate, Borobassu, welche alle dreye wegen ihrer Manufacturen berühmt sind, woselbst man verschiedene Arten von baumwollenen und seidenen Zeugen machet.

Beschreib. der Insel Celebes.

Der II Abschnitt.

Beschreibung der Einwohner in Macassar, ihrer Sitten und Religion.

Eigenschaft und Gestalt der Macassarer. Ihre Erziehung; Neigung zun Waffen. Ihre Kleidung. Sonderbare Mode mit ihren Nägeln und Zähnen. Kleidung der Frauenspersonen. Wenig Sclaven in Celebes. Verschiedene Ordnungen des Adels. Kriegeswesen. Das Sonderbare in ihrer Religion. Ihr Begriff vom Ursprunge der Welt. Einführung des Christenthums daselbst. Es wird durch die muhammedanische Lehre vertrieben. Sonderbare Geschichte davon.

Eigenschaft und Gestalt der Macassarer.

Alle Reisende stimmen darinnen überein, daß unter den indianischen Völkern keine von Natur mehr Geschicklichkeit zu den Künsten, Wissenschaften und Waffen bekommen hätten, als die Macassarer. Sie können leicht etwas begreifen, haben einen guten Verstand, und ein so glückliches Gedächtniß, daß sie dasjenige fast niemals vergessen, was sie einmal gefasset haben. Die Eigenschaften des Körpers stimmen mit den Eigenschaften der Seele überein. Sie sind groß und stark, arbeitsam, und fähig, den größten Beschwerlichkeiten zu widerstehen. Ihre Gesichtsfarbe ist nicht so schwärzlich, als der Siamer ihre: sie haben aber eine plattere und mehr eingebogene Nase. Diese Nase, welche sie in unsern Augen verstellet, ist bey ihnen eine Schönheit, die man von Kindheit an zu bilden sie befleißiget. So bald sie auf die Welt kommen, leget man sie nackend in einen kleinen Korb, wo ihre Mütter bedacht sind, ihnen zu allen Stunden des Tages die Nase platt zu machen, indem sie solche mit der linken Hand sanft drücken, da sie unterdessen mit der andern sich mit Oele oder laulichtem Wasser reiben. Man reibt sie auch auf eben die Art an allen Theilen des Leibes, damit sie desto besser wachsen. Daher kömmt es auch vermuthlich, daß sie alle einen geraden und [illegible]ten Wuchs haben, und man keine Bucklichte noch Hinkende auf der Insel sieht. Man sauget sie nur ein Jahr lang nach ihrer Geburt, in der Meynung, sie würden nicht so viel Verstand bekommen, wenn sie länger mit der Muttermilch ernähret würden. Im fünften oder sechsten Jahre werden alle Knaben, von was für einem Stande sie auch seyn mögen, zu einem Anverwandten oder Freunde gethan, aus Furcht, ihre Herzhaftigkeit möchte durch die Liebkosungen ihrer Mutter, und durch die Gewohnheit einer gegenseitigen Zärtlichkeit erweicht werden. Vor dem funfzehnten oder sechzehnten Jahre kommen sie nicht wieder zu ihrer Familie; und das Gesetz giebt ihnen alsdann die Erlaubniß, sich zu verheirathen. Es geschieht aber selten, daß sie sich dieser Freyheit eher [illegible]enen, als bis sie sich in allen Kriegesübungen vollkommen gemacht haben.

Ihre Erziehung.

Ihre Neigung zun Waffen.

Weil sie fast insgesammt von Natur eine Neigung zun Waffen haben: so erlangen sie so viele Geschicklichkeit darinnen, daß man keine Indianer kennet, welche hurtiger zu Pferde steigen, einen Pfeil forttreiben, eine Flinte losschießen, und sogar ein Stück abfeuern können. Es führen auch keine den **Kries** und den Säbel besser. Der Kries oder Cri, den man in diesem Werke so oft genannt hat, ist ein Gewehr, welches den Malayen, Javanen und andern Eyländern in Indien gemein, nirgend aber so fürchterlich ist, als in dem Königreiche Macassar. Es ist anderthalb Fuß lang und wie ein Dolch gestaltet, nur mit dem Unterschiede, daß die Klinge schlangenmäßig läuft, so wie die Maler etwan eine Flamme oder einen Sonnenstral malen. Die Macassarer bedienen sich desselben vornehmlich bey ihren Zweykämpfen, die auf zweyerley Art geschehen. Bald schlagen sie sich mit dem Säbel und einem Schilde; bald sind sie mit zweenen Kries bewaffnet. Mit dem

Beschreibung eines Kries und dessen Gebrauch.

in

Beschreib. der Insel Celebes.

in der linken Hand schlägt man die Streiche aus; und mit dem andern versetzet man einige Stöße, die den Streit bald endigen; denn die geringste Schramme von einem Gewehre, welches gemeiniglich vergiftet ist, wird eine so tödtliche Wunde, daß man keine Hülfe dawider weis. Bey diesen Schlägereyen kommen auch gemeiniglich beyde um. Ihre Art die Pfeile abzudrücken, ist ebenfalls außerordentlich. Sie machen sie von sehr leichtem Holze, an dessen Ende sie einen Zahn vom Requin p) anstoßen. Statt der Bogen haben sie ein Blasrohr von Ebenholze, ungefähr sechs Fuß lang, und sehr glatt inwendig. Sie stecken einen Pfeil hinein, und blasen solchen nach der Stärke ihres Athems mehr oder weniger weit; insgemein aber trägt solcher auf sechzig oder achtzig Schritt, und so gerade, daß, wenn man dem Urheber dieser Erzählung glauben darf, sie dasjenige, wornach sie zielen, nicht um einen Nagelbreit verfehlen.

Blasröhre statt der Bogen.

Ihre Kleidung, bey den Mannspersonen.

Die Macassarer sind weit besser gekleidet, als irgend eine andere indische Nation. Die Kleidung der Vornehmen ist eine lange Weste, die ihnen fast bis auf die Knie geht, gemeiniglich von goldenem oder silbernem Stücke, oder einem schönen Scharlache, den sie von den Holländern kaufen. Die Knöpfe, womit sie solche vorn zumachen, sind Goldschmiedarbeit. Die Aermel daran sind sehr eng, und werden bis an die Knöchel zugeknöpfet. Die Hosen, welche sie darunter tragen, gleichen den unserigen: sie sind aber nur von einem dünnen seidenen Zeuge, und bunt gestreift. Ihr Gürtel ist von Brocade, von einer andern Farbe, als die Weste. Er ist sehr breit, und die beyden Enden, die man bis über die Knie hinab hängen läßt, sind reich mit Gold und Silber gestickt, fast eine halbe Elle hoch. Wenn sie öffentlich erscheinen, so nehmen sie einen kleinen musselinen Mantel nachläßig darüber. Der Kries stecket an der rechten Seite in dem Gürtel. Das Gefäß und die Scheide desselben sind gemeiniglich von gediegenem Golde. Auf der andern Seite tragen sie in ihrem breiten Gürtel ein kleines Messer, Toback, Betel, und ihren Geldbeutel, weil sie keine Tasche haben. Im Felde haben sie nebst dem Kries, auch einen Sabel auf der rechten Seite, dessen Gefäß gemeiniglich von Gold oder Silber ist. Der gemeinen Soldaten ihre sind von Elfenbeine, oder kostbarem Holze. Die gemeine Gewohnheit des Landes ist, daß sie baarfuß gehen. Indessen ziehen doch vornehme Personen, welche die Beschwerlichkeit der Hitze nicht so sehr scheuen, als daß sie den Sand fühlen möchten, kleine morische Sandalien an, die mit Golde und Silber gestickt sind, fast wie unsere Frauenzimmerschuhe. Der Hut ist bey den Macassaren ein Abscheu; und ihre Ehrerbiethung gegen den Turban geht so weit, daß sie sich desselben nur an Festtagen und bey öffentlichen Lustbarkeiten bedienen. Sie tragen aber beständig eine kleine Mütze, von der Gestalt eines Hutes, und von einem weißen Zeuge, welches nach dem Range oder dem Reichthume der Person mehr oder weniger kostbar, und mit einem kleinen Aufschlage von Golde oder Silber besetzet ist. Ihr Turban ist nicht wie der Türken ihrer gestaltet. Es ist nur eine breite Binde von Zeuge oder Leinwand, die sie sich sehr geschickt um den Kopf winden. Der Priester und Alten ihre ist weiß: junge Leute aber haben sie von allerhand Farben, meistens roth, grün oder gestreift. Es ist für Personen vom Stande nicht allein eine Zierlichkeit, sondern auch eine unumgängliche Gewohnheit, auf ihren Nägeln ein rothes Malwerk zu erhalten, welches man von ihrer Kindheit an darauf machet. Eben so sorgfältig malen sie sich auch ihre Zähne entweder grün oder roth. In ihren ersten Jahren lassen sie sich dieselben

Sonderbare Mode mit ihren Nägeln und Zähnen.

p) Ein bekannter Fisch, sonst auch Seewolf genannt, welcher spitzige und scharfe Zähne hat.

Beschreib. der Insel Celebes.

ben glätten und feilen; darauf reiben sie solche mit Citronensafte, welches machet, daß sie die Farbe annehmen, die man ihnen geben will. Dieses geschieht nicht ohne Schmerzen und ohne Blut. Allein, die Mode herrschet in Celebes eben so sehr, als in Europa. Oftmals lassen sich die macassarischen Herren ihre besten Zähne herausreißen, um dafür goldene, silberne oder tombackene zu tragen.

Kleidung der Frauensper-sonen.

Die Frauenspersonen haben noch mehr Neigung zum Putze, als die Mannspersonen: sie sind aber nicht so prächtig. Sie tragen Hemden von schönem Musseline, die ihnen bis auf die Knie gehen. Die Aermel sind daran enge, und so kurz, daß sie nicht über den Ellbogen gehen. Der Hals daran ist hoch genug, die Brust ganz zu bedecken. Sie tragen darunter Hosen von goldenem oder silbernem Stücke, die von der Männer ihren nur darinnen unterschieden sind, daß sie länger sind und stets meist übers Bein gehen. Weil sie ungemein geschickt sind, so ist nichts schöner, als die goldene oder silberne Stickerey, womit diese Hosen an den Enden besetzet sind. Sie haben ein Röckchen darüber, wie der französischen Weiber ihre sind, das nur von Leinwand oder einigem leichten Zeuge im Hause ist. An Festtagen aber nehmen sie einen von gestreiftem Musseline, durch welchen die Hosen von goldenem oder silbernem Brocade, deren Boden gemeiniglich roth ist, in ihrer ganzen Schönheit durchschimmern. Ihre Haare sind ihr einziger Kopfputz, und hinten zierlich zusammen gebunden. Sie haben solche von Natur sehr schwarz, und da sie dieselben mit wohlriechendem Wasser benetzen, welches deren Glanz noch mehr erhebt, so machet die Art, wie sie solche in Locken legen, einen angenehmen Putz. Man sieht wenig Ringe und Edelgesteine an ihnen. Das ist der Männer Zierrath. Sie haben zu ihrem Halsbande nur eine kleine goldene Kette, welche ihre Männer ihnen den Morgen nach der Hochzeit geben, damit sie sich erinnern, daß sie die obersten unter ihren Sclaven sind *q*).

Wenig Sclaven in Celebes.

In der That haben sie auch oftmals alle häuslichen Verrichtungen auf sich. Es giebt in Celebes wenig Sclaven. Die Gesetze erlauben daselbst den Eltern nicht, wie in andern indianischen Ländern, ihre Kinder zu verkaufen, noch zu Jahren gekommenen Personen, ihre Freyheit aufzugeben; und die Furcht, man möchte die öffentliche Ruhe durch die Kriegesgefangenen gestöhret sehen, bewegt den Hof, sie in die benachbarten Lande versetzen zu lassen. Gervaise erzählet, als er im 1685 Jahre zu Siam gewesen, so habe er zwey damit angefüllte macassarische Schiffe ankommen sehen. Der König in Siam und der berühmte Constanz, damaliger Staatsbedienter dieses Herrn, kauften einen Theil davon. Der Ritter von Chaumont, französischer Gesandter an diesem Hofe, und der Abt Choisy, nahmen auch einige, die ihnen nach Frankreich folgeten. Sie waren ursprünglich aus der Provinz Toraja, welche der König von Macassar vollends erobert hatte.

Der

q) Man übergeht alle die Gebräuche, welche die Macassarer mit den andern indianischen Muhammedanern gemein haben. Daher hält man sich nicht bey ihren Hochzeitceremonien auf. Das nachstehende aber ist dabey etwas sonderbares. „Nach den angenommenen Gebräuchen führet man „die Neuverheiratheten in eine sehr dunkele Kammer, worinnen kein anderes Licht ist, als von „einer kleinen Lampe, die in einem Winkel brennet. Man läßt sie daselbst drey Tage und drey „Nächte allein, ohne daß sie herausgehen oder „andere hineingehen dürfen. Es steht bloß eine „alte Frau an der Thüre, die ihnen dasjenige reichen muß, was sie nöthig haben. Diese Einsamkeit wird so strenge beobachtet, daß, um ihnen allen Vorwand zu benehmen, hinaus zu gehen, in dem Zimmer selbst ein kleines zu der natürlichen Nothdurft bestimmtes Cabinetchen ist. „Die drey Tage, die sie mit einander zubringen, „werden von den Anverwandten und Freunden

Beschreib. der Insel Celebes.

Angesehener Adel in Celebes.

Erste Ordnung.

Der Adel in Macassar ist nicht, wie in dem größten Theile des Morgenlandes ein überhingehendes Ansehen oder ein Vorzug, welcher nach dem Einfalle des Fürsten, nur auf derjenigen Person haftet, die er damit hat bekleiden wollen, und welcher nicht stets auf seine Nachkommen kömmt. Er gründet sich auf Gerechtsamen, die ihn beständig machen. Die Edelleute sind daselbst auch viel stolzer, als an irgend einem Orte in der Welt. Man unterscheidet sie in viele Arten. Die vornehmsten sind diejenigen, deren Adel auf Ländereyen haftet, die ehemals von den Königen zum Besten einiger Unterthanen, die dem Staate ansehnliche Dienste geleistet hatten, geadelt worden. Dergleichen Verwilligungen machen, daß ein Gut nicht darf veräußert werden. Sie verbinden die Besitzer, der Krone eine gewisse Summe zu bezahlen, und dem Könige in seinen Kriegesheeren auf ihre eigenen Kosten zu dienen, wenn sie Befehl erhalten, ihm zu folgen. Dieser Adel kömmt ohne Ende auf die Nachkommen aus eben dem Geschlechte; und wenn sie ohne Kinder sterben, so werden ihre Ländereyen wieder zu den Krongütern geschlagen. Er giebt um so viel mehr Macht und Ansehen, weil alle Vasallen einer Herrschaft verbunden sind, ohne Unterschied des Geschlechts, ihrem Herrn zu fröhnen; oder sich durch eine gleichgültige Summe Geldes von dem Frohndienste loszukaufen. Diese alten Edelleute und ihre Nachkommen, werden durch den Titel Dacus, von andern unterschieden, welcher mit dem Titel Herzog unter uns überein kömmt. Sie erscheinen nicht anders, als mit einem zahlreichen Gefolge, am Hofe. Sie gehen unmittelbar nach den Prinzen von Geblüte. Sie bekleiden die obersten Bedienungen und die besten Statthalterschaften des Königreichs. Der Name Dacus ist so ansehnlich, daß man ihn auch den Prinzen aus dem königlichen Hause giebt. Weil aber die Vermehrung eines Adels, der keinen neben sich von gleichem Rangeleiden will, die andern Edelleute erniedrigen, und dem Staate nachtheilig werden könnte: so ist die Anzahl dieser Edelleute festgesetzet. Heutiges Tages ist sie nicht größer, als die Zahl unserer Herzoge. Die alten würden sich widersetzen, wenn man neue wählen wollte, und der König begnüget sich nur, diese erlauchten Geschlechter durch neue Gnadenbezeugungen zu unterstützen, die er ihnen bewilliget, indem er ihnen entweder die geadelten Ländereyen ertheilet, die ihm nach Abgange derjenigen, die sie besessen haben, anheim fallen, oder ihnen die Einziehungen der Güter und andere Vortheile überläßt.

Zweyte Ordnung.

Die zweyte Ordnung des Adels ist der Carres ihre, welche den Marquis und Grafen gleich kommen, und sich nicht weniger vermehret haben. Diese Ehre kömmt einzig und allein auf den Willen des Königes an. Ein Macassarer, welcher dem Hofe gefällt, erhält leicht, daß sein Dorf zu einem Carre erhoben wird. Seine Kinder folgen ihm. Ob

„mit Schmausen und Fröhlichkeit zugebracht. Den „Morgen des vierten Tages nimmt der neue Ehemann von den Anverwandten seiner Frau Abschied, um das Haus zu beziehen, welches er „einnehmen soll. Ehe er aber noch aus der dunkeln Kammer geht, bringt ein Diener mit Anbruche des Tages eine Stange Eisen, worauf „einige geheimnißvolle Charactere stehen, und einen Eimer frisch Wasser hinein. Der älteste „von der Gesellschaft kömmt gleich hinter ihm nach, „nähert sich dem Bette, heißt die neuen Eheleute „aufstehen, und beyde mit bloßen Füßen auf die „Stange Eisen treten. Darauf gießt er ihnen „den ganzen Eimer Wasser über den Leib und saget einige Gebethe dabey her. Nach diesem gehen die Bedienten hinein, um ihre Herrschaft „abzutrocknen, und ihr ankleiden zu helfen. Gervaise am angeführten Orte auf der 220 und verherg. S.

Beschreib. der Insel Celebes.

Ob aber gleich in dieser Ordnung die Gleichheit herrschet: so genießen die Alten dennoch eines Ansehens, dessen sich die andern nur von der Länge der Zeit zu versehen haben.

Dritte Ordnung.

Die Lolos, welche die dritte Classe ausmachen, sind der bloße Adel. Sie werden durch besondere Briefe, oder durch einige Geschenke, die ihren Diensten gemäß sind, oder auch nur durch die Hoffnung dazu geadelt. Oftmals geben die Freunde eines reichen Kaufmanns ihm aus Schmeicheley den Namen Lolo. Allein die Dacus, die Carren und die wahren Lolos, nehmen sich wohl in Acht, daß sie diese Titel nicht so verschwenden.

Regierungsform und Erbfolge.

Die Regierung in Macassar ist ganz monarchisch. Die Könige, welche den Thron seit fast neunhundert Jahren besitzen, sind auf solchem stets sehr unumschränkt gewesen, und ihre Unterthanen haben sie gefürchtet und geliebet. Die Krone ist erblich: die Brüder aber folgen einander mit Ausschließung der Söhne; entweder weil man sie für nähere Anverwandten hält, oder weil man befürchtet, es möchte die Minderjährigkeit der Oberherren zu bürgerlichen Kriegen Anlaß geben, welche die Ordnung und Ruhe des Staates stöhren würden. Craen Biser, welcher im 1685 Jahre regierete, war der zwanzigste König aus seinem Geschlechte. Dieser Herr, einer der größten, welche den macassarischen Thron bekleidet hatten, genoß einer unumschränkten Hoheit. Außer den Besatzungen der Seehäfen, der Städte, und Gränzplätze, hatte er stets ein Heer von zehntausend Mann im Vorrathe, denen er keinen Sold gab, die er aber in Kleidung und Waffen erhielt. In denen Kriegen, welchen er seine Eroberungen zu danken hatte, bestund sein Heer aus acht und achtzig tausend Mann zu Fuße, und zwölftausend zu Pferde.

Kriegeswesen der Macassarer.

Die königliche Standarte zu Celebes ist entweder weiß oder roth. Eine alte Gewohnheit verbindet den König, eine von diesen beyden Farben zu wählen. Sie ist mit halben Monden besäet, zwischen welchen goldene Blätter und Vögel sind. Im Felde fliegt sie stets unter der Wache vieler Compagnien Fußvölker, an der Seite des Monarchen. Die großen Herren und vornehmen Befehlshaber haben auch ein jeder seine Fahne, die vor ihren tapfersten Soldaten bewachet wird, weil ihr Verlust sie um ihren Ruhm und ihre Bedienung bringt. Diese Gewohnheit ist um so viel weislicher, weil, da eines jeden Bedienten Fahne ihr besonderes Kennzeichen hat, es dem Könige, der sie insgesammt kennet, leicht fällt, diejenigen zu bemerken, welche ihre Schuldigkeit [illegible]. Er ist stets an einem solchen Orte gelagert, wo er alles sehen kann, was um [illegible] vorgeht; und auf den Märschen hält er sich mitten in seinem Heere, wo die Fürsten und Dacus mit ihren Völkern nach dem Grade ihres Adels und ihrer Würde mehr oder weniger von seiner Person entfernet sind. Die Macassarer haben so große Stücke, daß ein Mensch ohne Mühe hineinkriechen und sich ganz darinnen verstecken kann. Ihr Pulver aber hat so wenig Kraft, daß diese ungeheuren Stücke oft unnütz werden r). Man lagert sich alle Tage des Abends, und der Marsch fängt mit der Sonnen Aufgange wiederum an. Obgleich die Hitze ungemein groß ist: so geschieht es doch selten, daß man sich eher, als an dem zum Lager bestimmten Orte aufhält; und das Frühstück ist das einzige, was man vor dem Ende des Tages zu sich nehmen darf. Wann zwey Heere auf einander stoßen: so sind die ersten Augenblicke des Treffens hitzig; vornehmlich wenn sie ihr Pulver verschossen haben, und nun zum Sabel und Kri[illegible] greifen, welche ein entsetzliches Blutbad anrichten. Allein, diese Art von Wuth, worein sie das Ophyon bey Erblickung ihrer Feinde setzet, ist gemeiniglich von keiner langen Dauer.

r) Gervaise, wie oben a. d. 159 S.

Beschreibung der Insel Celebes.

Dauer. Ein Widerstand von zwo Stunden machet, daß die Feigheit auf die Wuth folget. Diejenigen, die ihre Gemüthsart kennen, suchen ein Mittel, sie aufzuhalten, damit ihr erstes Feuer verrauche, und alsdann fällt es ihnen nicht schwer, sie in Unordnung zu bringen.

Die meisten von ihren andern Gewohnheiten haben viel Gleichheit mit der benachbarten Eyländer und aller indianischen Muhammedaner ihren, und brauchen hier nicht weitläuftiger vorgestellet zu werden. Man kann aber nicht Umgang nehmen, etwas von ihrer Religion zu sagen, und wie die Holländer sich auf dieser Insel gesetzet haben.

Das Sonderbare in ihrer Religion.

Noch vor nicht zwey hundert Jahren steckten die Macassarer noch in der finstern Abgötterey. Sie kannten nichts größeres und nichts ehrwürdigers in der ganzen Welt, als Sonne und Mond, die sie allein anbetheten. Der Aufgang und Untergang dieser beyden Gestirne war die Zeit ihres Gottesdienstes. Sie bathen solche um die Gewogenheiten, von denen sie glaubeten, daß sie ihnen dieselben erzeigen könnten. Entzog von ungefähr bey ihrem Gebethe ein Wölkchen sie ihrem Gesichte: so glaubeten sie, daß solche erzürnet wären. Sie eileten in ihre Häuser und warfen sich vor ihren Bildern nieder, die sie ehrerbiethigst an einem besondern Orte verwahreten. Solche waren von Gold, Silber, Kupfer oder vergoldeter Erde und von einer Größe, die ihrem Eifer gemäß war. Der erste und funfzehnte Tag des Mondes waren der Ehre dieser Gottheiten gewidmet. Sie opferten ihnen Ochsen, Kühe und Ziegen. Da die Meynung von der Seelenwanderung damals unter ihnen eingeführet war, wie in dem größten Theile von Indien: so würden sie es für ein großes Verbrechen gehalten haben, wenn sie eins von diesen Thieren zu ihrem besondern Gebrauche geschlachtet hätten. Sie hielten es aber für ihre Pflicht, solche der Sonne und dem Monde zu opfern, weil sie glaubeten, daß sie der glücklichen Fruchtbarkeit ihrer Einflüsse das Daseyn derselben und alles, was sie besaßen, zu danken hätten. Diese Opfer geschahen ordentlich auch in den allerkleinsten Dörfern; und man sah Väter, welche ihrer eigenen Kinder nicht schoneten, wenn sie alle ihr Vieh schon geopfert und sonst nichts weiter mehr darzubringen hatten. Sie würden geglaubet haben, ihre Götter zu beschimpfen, wenn sie ihnen Tempel auf der Erde gebauet hätten, weil sie daselbst nichts so kostbares fanden, ihre Wohnung daraus zu machen. Alle ihre Opfer wurden also mitten auf den öffentlichen Plätzen von Pfaffen verrichtet, die auf Unkosten des Volkes unterhalten werden. Die besondern Opfer wurden von den Hausvätern, vor der Thüre ihrer Häuser, und den Augen der ganzen Nachbarschaft dargebracht.

Nach der Einführung des Alcorans in der Insel Celebes erlaubet die Aufmerksamkeit der Türken, alle Spuren der alten Religion zu zernichten, aus Furcht, sie möchten nur dienen, die Eyländer wieder in ihre alte Abgötterey zu stürzen, den Reisenden nicht, bis zu der Quelle eines so einfältigen Gottesdienstes hinauf zu gehen, noch die andern Alterthümer der Insel zu ergründen. Da aber der angeführte Schriftsteller Gelegenheit gehabt hat, zu Siam mit einer großen Anzahl Macassarer umzugehen: so erfuhr er von ihnen, daß ihre Vorfahren, ungeachtet der Lehre von der Seelenwanderung, sich doch kein Bedenken gemacht, Schweinefleisch und Vögel zu essen. Sie glaubeten, es sey keine Seele so sündig, daß sie verdienete, in den Körper eines so unflätigen Thieres verwiesen zu werden, als ein Schwein wäre; und der Vögel ihrer schien ihnen viel zu klein zu seyn, oder wenigstens aus viel zu schwachen und viel zu übel eingerichteten Gliedmaßen zu bestehen, eine menschliche Seele aufzunehmen, und ihr zu ihren Verrichtungen Freyheit zu lassen. Sie hatten

 auch

Beschreib. der Insel Celebes.

auch den Grundsatz: weil die Seele unsterblich wäre: so müßte man sie in den Stand setzen, daß sie mit Ehren in allen denen Stellen, die nach ihrer Trennung von dem Körper auf sie warteten, erscheinen könnte; und diese Meynung machte, daß sie ihre Todten mit ihren besten Kleidern und dem größten Theile ihres Vermögens begruben. Man findet zuweilen in ihren alten Gräbern eine Menge Gefäße, Armbänder, goldene Ketten und Stangen.

Ihr Begriff vom Ursprunge der Welt.

Ihre Lehrer lehreten, der Himmel hätte keinen Anfang gehabt; Sonne und Mond hätten stets eine unumschränkte Herrschaft in demselben ausgeübet; und sie hätten in gutem Vernehmen mit einander gelebet, bis auf den Tag, da ein unglücklicher Zank unter ihnen entstanden, wo die Sonne den Mond verfolget hätte, in der Absicht, ihm übel zu begegnen; da nun solcher vor ihr geflohen, so hätte er sich gestoßen und die Erde hervorgebracht, welche von ungefähr dahin gefallen wäre, wo sie noch stünde: dieser schwere Klumpe hätte sich bey seinem Falle ein wenig geöffnet, und es wären zweyerley Riesen herausgekommen: die einen hätten sich des Meeres bemeistert, wo sie über die Fische herrscheten; in ihrem Zorne erregeten sie auf demselben Ungewitter, und sie nießten niemals, ohne einen Schiffbruch zu verursachen: die andern Riesen hätten sich bis in den Mittelpunct der Erde begeben, um daselbst nebst der Sonne und dem Monde an Hervorbringung der Metalle zu arbeiten: wenn sie sich gar zu sehr bewegeten, so verursachten sie Erdbeben, und würfen oft ganze Städte um: übrigens gienge der Mond noch mit vielen andern Welten schwanger, welche eben so groß wären, als die unserige; und welche er nach und nach gebähren würde, um den Untergang derjenigen zu ersetzen, welche von der Sonnenhitze sollten verzehret werden: es würde aber der Mond natürlicher Weise damit niederkommen, weil die Sonne, und der Mond erkannt, daß die Erde ihrer Einflüsse brauchte, und sich daher endlich versöhnet hätten, unter der Bedingung, es sollte die Herrschaft über den Himmel unter ihnen beyden gleich getheilet seyn, das ist, die Sonne sollte die eine Hälfte des Tages, und der Mond die andere regieren.

Einführung des Christenthums daselbst.

Dieses war das Lehrgebäude der Macassarer, als zween Kaufleute von der Insel des Handels wegen nach den Molucken geführet wurden. Sie wurden zu Ternate wohl aufgenommen, wo die Portugiesen, die sich seit einigen Jahren daselbst niedergelassen hatten, ihren Gottesdienst öffentlich ausübeten. Diese beyden Fremden schienen von den Ceremonien des Christenthums, und von dem Begriffe, den man ihnen von dem Schöpfer der Welt beybrachte, gerühret zu werden. Anton Galva, welcher damals in der Festung seiner Nation Befehlshaber war, machte sich eine Ehre daraus, sie zu unterrichten. Sie verlangeten, getaufet zu werden; die Insel hatte keinen Priester; und sie erhielten also die Taufe von den Händen dieses frommen Befehlshabers, welcher den einen Anton, und den andern Michael nannte. Bey ihrer Zurückkunft in ihrem Vaterlande predigten sie das Evangelium mit einem Eifer, welcher ihnen eine große Anzahl Schüler zuzog. Die Könige der Insel aber, bezeigeten wenig Lust zu einer Lehre, welche die süßesten Neigungen der Natur bestreitet. Der einzige König von Soppen machte, nachdem er lange ungewiß gewesen, sich der Ankunft eines großen portugiesischen Schiffes zu Nutze, welches Sandelholz laden wollte; und verlangete neue Unterweisung von dem Hauptmanne. Er wurde mit seiner Familie und einem Theile seines Hofes öffentlich getaufet.

Es wird durch die muhammedanische Lehre vertrieben

Einige Geschichtschreiber erzählen, daß ein König von Zion, der von diesem Beyspiele gerühret worden, sich mit dem Könige von Soppen taufen lassen. Gervaise

viel

versichert, wenn jemals ein König von Zion in Indien gewesen, so hätte er sich doch nicht auf der Insel Celebes befunden, wofern man nicht wenigstens voraussetzen wolle, daß das Gedächtniß von ihm in dem Gemüthe der Inselelnwohner verloschen sey. „Dieses Land, „saget er, kennet kein Macassarer; und die geschicktesten Erdbeschreiber wissen nichts von „dessen Daseyn.„ Es scheint viel gewisser zu seyn, daß der heilige Franz Xavier, der kurz darauf nach Indien gekommen, von diesem glücklichen Fortgange des Evangelii unterrichtet gewesen, und sich entschlossen habe, durch seinen brünstigen Eifer etwas dazu beyzutragen. Alle seine Bemühungen aber konnten ihm keine Gelegenheit verschaffen, nach der Insel Celebes zu gehen; und andere Heldenbekehrer, welche die Portugiesen, auf Bitte des Königes von Soppen vielmals abgehen ließen, kamen daselbst eben so wenig glücklich an. Dieser Verzug hielt das Werk des Himmels auf. Einige Muhammedaner von der Insel Sumatra, die sich an dem Hofe des Königes von Macassar befanden, nahmen daher Gelegenheit, ihm den Koran vorzutragen. Es fiel ihnen schwer, ihn aus seiner langen Ungewißheit herauszubringen. Indessen fassete er doch den Entschluß, zu gleicher Zeit viere von seinen vornehmsten Beamten in einander ganz entgegen gesetzten Absichten abzuordnen; zween nämlich nach Malacca, um sich von dem portugiesischen Statthalter einige christliche Prediger auszubitten, welche ihm seine Schwierigkeiten auflösen könnten; und zween nach dem Hofe zu Achem, um von da muhammedanische Priester zu holen, die ihm eben den Beystand leisten könnten. Er hatte sich eingebildet, es würde ihm, wenn er beyde Religionen sorgfältig untersuchet hätte, leicht seyn, sich für die beste zu erklären. Sein Rath lobete diesen Entschluß: allein, aus Furcht, es möchten die christlichen und muhammedanischen Lehrer die Gemüther des Volkes theilen, stelleten sie ihm vor, er sollte des Friedens wegen die Religion derjenigen ergreifen, die am ersten ankommen würden, und zwar dieses um so vielmehr, weil er hoffen könnte, daß ihm der Himmel dadurch zeigen würde, was er wählen sollte. Er hatte die Schwachheit, sich dazu anheischig zu machen, und alle seine Unterthanen thaten eben den Schwur mit ihm. Der Hof zu Sumatra, welchem solches gemeldet wurde, verlor nicht einen Augenblick, seine Lehrer abreisen zu lassen. Sie kamen vor den Portugiesen zu Macassar an; und der König ließ sich beschneiden. Um seine Verbindung noch feyerlicher zu machen, verpflichteten sie ihn, eine prächtige Moschee bauen zu lassen, die er mit seinen größten Kostbarkeiten bereicherte. Der Prinz, sein Bruder, und einige Große, die eine Neigung zur christlichen Religion hatten, ließen ihren Unwillen darüber ausbrechen. Sie ließen des Nachts Schweine in die neue Moschee laufen; und nachdem sie solche an eben dem Orte geschlachtet, so beschmiereten sie mit deren Blute die Mauren und Thüren. Nach einem so kühnen Unternehmen hatten sie kein anderes Mittel, als daß sie sich in das Königreich Bouguis flüchteten, welches mit Macassar noch nicht vereiniget war; und in Monatsfrist erstickete die muhammedanische Religion vollends allen Samen des Christenthums.

Beschreib. der Insel Celebes.

Sonderbare Geschichte von dieser Veränderung.

In diesen Umständen sah man zu Jompandam portugiesische Schiffe und Missionarien, unter der Anführung der beyden Abgeordneten ankommen, welche nach Malacca waren geschickt worden. Ihr Schmerz war ihrem Erstaunen gleich. Sie wandten alle ihre Kräfte an, dem Könige wegen seines Irrthums die Augen zu eröffnen, und ihn wenigstens zu bewegen, daß er sie nur anhörete: allein, dieser Herr ließ ihnen melden, die Nachläßigkeit der portugiesischen Statthalter wäre nicht mehr gut zu machen. Indessen war er doch gütig gegen sie. Nachdem er denen Kaufleuten, die sie hergebracht, erlaubet hatte,

Beschreib. der Insel Celebes.

ihren Handel in allen seinen Landen zu treiben: so nahm er von dieser Gnade selbst Anlaß, ihnen auf seine eigenen Kosten eine sehr schöne Kirche in einer Stadt bauen zu lassen, die er ihnen zu ihrer Wohnung bewilliget hatte; und die Missionarien hatten die Erlaubniß, sich daselbst niederzulassen, unter dem Vorwande, den Portugiesen ihre Dienste zu leisten. Er ließ so gar denen unter seinen Unterthanen, die noch nicht beschnitten waren, die Freyheit, sich taufen zu lassen, und den neuen Christen, bey ihrem Glauben zu beharren. Vielleicht hatte er keine andere Absicht, als der Portugiesen zu schonen, vor deren Macht er sich fürchtete, welche er von Tage zu Tage zunehmen sah. Allein, die Missionarien, welche seine Gesinnungen besser erkläreten, beweineten die Saumseligkeit der Beamten zu Malacca; und verschiedene Unglücksfälle, die fast zu eben der Zeit über diese Stadt kamen, wurden als eine gerechte Strafe dafür angesehen *s*).

Der III Abschnitt.

Geschichte der holländischen Niederlassung in Celebes.

Vorwand der Holländer. Historie von einer seltsamen Veränderung. Anschlag der Holländer. Ausführung desselben. Sie vergiften einen Fluß; hungern eine Hauptstadt aus; bemächtigen sich des Forts; machen sich Celebes unterwürfig. Friedensvertrag mit dem Könige und seinen Nachfolgern. Die Jesuiten und Portugiesen werden verjaget. Geschichte des Daens Ma Alle. Abbildung seiner Frau. Er muß sich nach Siam flüchten. Sein Tod.

Die Eroberung der ganzen Insel, welcher von obgedachtem Herrn *t*) unternommen, und von seinem Nachfolger zu Ende gebracht ward, eröffnete der muhammedischen Lehre darinnen einen leichten Weg. Nichts aber hat mehr gedienet, sie daselbst zu befestigen, als die Niederlassung der Holländer zu Jompandam, nachdem sie Mittel gefunden, die Portugiesen daraus zu verjagen *u*). Tavernier erzählet im zweyten Theile seiner Reisen, es hätte die holländische Compagnie es den portugiesischen Jesuiten nicht vergeben können, daß sie Ursache gewesen, daß der Kaiser in China die Gesandten, welche sie zu Ende des 1658 Jahres an ihn geschickt, beurlaubet, und ihnen die Freyheit des Handels abgeschlagen hätte; und sie hätte daher den Entschluß gefaßt, sich dieserwegen nicht allein an allen Jesuiten, sondern auch an allen portugiesischen Kaufleuten zu rächen. Als sie daher vernommen, daß die Schiffe, welche sie jährlich nach Celebes schickten, in dem Hafen zu Jompandam, mit den reichsten chinesischen Waaren eingelaufen wären: so hätte sie eine ansehnliche Flotte von Batavia auslaufen lassen, um sie wegzunehmen, oder in Grund zu bohren; „und sie hätte diesen Anschlag mit Rechte fassen können, um sich wegen der fünf hundert tausend Thaler schadlos „zu halten, die sie auf die chinesische Gesandtschaft vergebens gewandt hatte.„ Allein, andere sagen, es sey solches nur ein scheinbarer Vorwand gewesen, womit die Holländer ihre Besitznehmung bemanteln wollen. Wenn ihre Gesandten an dem chinesischen Hofe übel aufge-

Vorwand der Holländer.

s) Sie wurde von der Pest, dem Hunger und Kriege heimgesuchet. Gervaise am angeführten Orte a. d. 258 S.

t) Ein unvermutheter Tod hielt den Lauf seiner Siege auf. Er hatte die Gemahlinn eines der größten Herren an seinem Hofe entführet. Dieser grimmige Ehemann fand Mittel, sich deswegen zu rächen. Eines Tages, da der König seiner Liebsten eine Lust mit Fischen machen wollte, und mit ihr allein in eine Barke gestiegen war, machte er sich unter die Ruderbursche, fiel über den König her, und stieß ihn mit fünf oder sechs Dolchstichen zu Tode. Darauf stürzete er sich ins Meer, und

aufgenommen worden; so darf man keine andere Ursache davon, als das natürliche Mistrauen der Chinesen, suchen. Ein angesehener Reisender machet uns eine einfältigere Erzählung davon, „nach dem Zeugnisse vieler uneigennützigen Personen von bekannter Redlichkeit, welche die Umstände davon selbst aus dem Munde derjenigen erfahren, die an diesem Unternehmen den meisten Antheil gehabt hatten„ x).

Beschreib. der Insel Celebes.

Geschichte einer seltsamen Veränderung.

Um das 1560 Jahr schickte die holländische Compagnie einige von ihren vornehmsten Beamten zum Sombanco, welcher damals in Macassar regierete, um ihn um Erlaubniß zu bitten, mit seinen Unterthanen handeln zu dürfen. Es wurde ihnen solche um so viel leichter bewilliget, weil dieser Herr, der bereits große Vortheile aus dem portugiesischen Handel gezogen hatte, sich aus dem batavischen nicht weniger versprach. Die Abgeordneten der Compagnie wurden mit vielen Ehrenbezeugungen angesehen, und reiseten vergnügt ab. Einige holländische Schiffe, welche zu Vollziehung des Vertrages bald abgeschickt wurden, kamen in dem Hafen zu Jompandam glücklich an. Sie machten daselbst einen ansehnlichen Gewinnst, daß sie den Vorsatz faßten, in größerer Anzahl wieder dahin zu kommen. Da sie aber gleich das erstemal erkannt hatten, daß ihr Gewinnst noch einmal so groß seyn würde, wenn sie ihn nicht mit den holländischen Kaufleuten theilen müßten: so faßten sie den Entschluß, alle ihre Kräfte anzuwenden, sich diese gefährlichen Nebenbuhler vom Halse zu schaffen. Das Unternehmen mußte ihnen schwer vorkommen. Die Portugiesen hatten sich eingenistelt. Sie waren bey dem Volke beliebt, und bey dem Könige im Ansehen. Der Rath zu Batavia aber gründete alle seine Hoffnung auf die Mittel, die er anwenden wollte. Man verabredete, es sollten die Schiffe, die nach Macassar gehen sollten, jährlich eine gewisse Anzahl auserlesener Soldaten mitnehmen, die sich auf eine geschickte Art unter dem ordentlichen Vorwande des Handels ausbreiten sollten; vornehmlich aber in der Provinz Buguis, wo es am leichtesten seyn würde, eine Empörung anzuspinnen, weil solche erst kürzlich erobert worden: unter diesen Ausgeschickten sollten in jeder Provinz drey oder viere seyn, denen man das Geheimniß anvertrauen sollte, nachdem man sie durch den allerschrecklichsten Eid zur Treue verbunden hätte: man sollte so lange warten, bis ihre Anzahl groß genug wäre, daß man die Maske sicher abnehmen könnte: unterdessen sollte man ein zureichendes Capital zu den beständigen Geschenken aussetzen, womit man den König und seine Staatsbedienten hinhalten müßte; endlich so sollte man den Jesuiten und Portugiesen in allem nachgeben, damit man ihnen keine Ursache zum Mistrauen und Klagen gäbe.

Listiger Anschlag der Holländer.

Dieser seltsame Anschlag hatte allen Fortgang, den sich die Holländer davon versprochen hatten. Ihre Soldaten, welche gut unterhalten und einige Jahre lang in den Provinzen zerstreuet waren, versammelten sich in einem Augenblicke, da man sichs am wenigsten versah, und schlugen sich zu den Misvergnügten in Buguis. Sie näherten sich in einem Heereszuge der Hauptstadt des Königreichs. Ihr Marsch war so eilfertig, daß, ehe noch der

Ausführung derselben.

und man hat niemals erfahren können, wo er hingekommen.

w) Ohne sie, saget eben der Schriftsteller, würde man daselbst noch drey schöne Kirchen, die sie niederreißen lassen, und eine gute Anzahl Christen sehen, welche viel zur Bekehrung dieser Völker hätten beytragen können. Man weis, daß, nachdem sie durch ihre Ränke und Verleumdungen die Missionarien und Katholiken daraus verjaget, sie lieber den Mahomet daselbst haben wollen herrschen, als Christo Jesu nachfolgen sehen. Am angeführten Orte a. d. 262 und 263 S.

x) Ebendas. a. d. 61 S.

der König Nachricht davon erhielt, sie bereits über den Fluß gegangen waren, welcher beyde Provinzen von einander absonderte. Dieser Herr brachte so gleich einige Truppen zusammen, mit denen er sich den Aufrührern muthig entgegen stellete; und nachdem er sie herzhaft angegriffen hatte, so zwang er sie, ihr Heil in der Flucht zu suchen. Sie giengen wieder über den Fluß, und erwarteten an dessen Ufern den Beystand, den man ihnen von Batavia versprochen hatte. Der König, welcher Zeit hatte, ein Heer zusammen zu bringen, sparete nichts, sie zu einem allgemeinen Treffen zu bewegen. Da er sie aber nicht aus ihrem Posten ziehen konnte: so ermüdete er sie nur durch beständige Angriffe einer großen Anzahl kleiner Fahrzeuge, welche so gar bis in ihr Lager Lärm machten.

Die Holländer, welche in Verzweiflung waren, daß sie sich so schlecht unterstützet sahen, und anfingen, zu befürchten, es möchten sich ihre Anhänger ingeheim mit dem Könige vergleichen, bedieneten sich einer List, die, wie der Verfasser versichert *y*), noch in Indien verfluchet wird. „Nachdem sie wahrgenommen, daß das königliche Heer des Nachts „zu dem Flusse kam, zu trinken und sich zu erfrischen: so suchten sie unter ihren Truppen eini„ge Gebirger aus, welche die giftigen Kräuter kannten, und in einigen Tagen ließen sie „sich deren so viel bringen, daß sie das ganze Wasser damit vergifteten. Dieser Anschlag „erforderte eine genaue Abmessung. Sie hatten die Stunde angemerket, da sich ihre Fein„de erfrischeten. Sie warfen also die Kräuter einige Meilen oberhalb des königlichen Lagers „zu so bequemer Zeit ins Wasser, daß sie gerade zu eben der Zeit ankommen mußten, da „sich diese Unglückseligen für ganz sicher hielten, ihren Durst frey löschen zu können. Ei„nige starben so gleich von der Stärke eines Giftes, welches nirgend so durchdringend ist, „als zu Celebes. Andere krochen noch mit Mühe zu ihren Zelten, um in den Armen ihrer „Spießgesellen zu sterben, und sie zu Zeugen von einem Unfalle zu machen, wovon sie die „Ursache noch nicht erkannten. Als endlich der König und diejenigen, die dem Tode ent„ronnen waren, die Augen eröffneten und sahen, was auch ihnen für ein Schicksal drohete: „so entferneten sie sich von diesem unglücklichen Flusse. Es geschah aber nicht ohne ein ent„setzliches Geschrey, welches für sie eine neue Quelle des Unglücks wurde. Die Holländer „vernahmen dieses Lärmen, und giengen eiligst über den Fluß. Sie verfolgeten sie bis einen „Stückschuß weit von der Hauptstadt, in welche sich der König versperren mußte. Sie „hatten nicht die Kühnheit, ihn darinnen zu belagern. Doch schlossen sie solche ein, und „bemüheten sich, ihr die Zufuhr von Lebensmitteln abzuschneiden; da unterdessen zwey „Schiffe von ihrer Nation den Hafen besetzet hielten, und die Zufuhr von der See versperreten. Zu gleicher Zeit steckten sie den Reiß in Brand, den man eben einernten wollte. „Sie plünderten alle benachbarte Dörfer aus, und zwangen die Einwohner, in die Gebir„ge zu fliehen. Die Truppen, welche der König noch übrig hatte, thaten unter der An„führung seines Bruders, Daen Ma Alle, viele Ausfälle. Ihre Feinde aber, die sich „Rechnung darauf machten, daß sie dasjenige bald durch Hunger erlangen würden, was „sie durch Gewalt zu erlangen nicht gewiß waren, fochten stets im Zurückziehen. Die Le„bensmittel, welche sich in der Stadt befanden, waren auch wirklich bald aufgezehrt. „Der Reiß wurde mit Gold aufgewogen; und man lebete viele Monate lang daselbst nur „von verschiedenen Thierhäuten, die man in bloßem Wasser aufkochen ließ.

Sie vergiften einen Fluß.

Zwingen die Hauptstadt durch Hunger.

Die

y) Ebendas. a. d. 71 S.

Beschreib. der Insel Celebes.

Ankunft einer holländischen Flotte.

„Die Hoffnung des Königes gründete sich auf die portugiesischen Schiffe, die jährlich „in dem Hafen zu Jompandam Anker warfen, und die er alle Tage erwartete. Sie ka„men endlich an: allein, wie groß war nicht das Erstaunen der Macassarer bey Erblickung „dreyßig anderer Segel, die fast eben so bald mit der holländischen Flagge erschienen, und „die kleine Flotte umringeten, von welcher sie Beystand hofften! Zwey von den größten „holländischen Schiffen setzeten einige Compagnien Soldaten ans Land, welche Befehl hat„ten, zu den Aufrührern von Buguis zu stoßen. Fünf andere griffen die portugiesische „Festung an; und da sie vieles Geschütz hatten, so brauchten sie nur einen Tag, solche in „einen Steinhaufen zu verwandeln. Viele tapfere Leute kamen dabey um; und die noch „lebeten, als der Feind in den Platz einzog, wollten lieber mit den Waffen in der Hand ster„ben, als den angebothenen Vergleich annehmen. Der Statthalter war gleich anfangs „geblieben. Seine Gemahlinn, die ihn nicht überleben mochte, that etwas, wovon das „Andenken noch erhalten wird. Sie nahm allen ihren Reichthum, ihre Kleinodien, und „Goldstangen zusammen, ließ vor ihren Augen eines der größten Stücke aus der Festung „damit laden; und damit sie den Holländern das Vergnügen benähme, eine so kostbare „Beute zu besitzen, so brannte sie solches Stück, welches nach dem Meere zu gerichtet war, „mit ihrer eigenen Hand ab. Darauf stellete sie sich herzhaft an den gefährlichsten Ort, „woselbst sie auch bald ihren Tod fand.

Sie bemächtiget sich des portugiesischen Forts.

Muth eines Frauenzimmers.

„Unterdessen daß die fünf holländischen Schiffe die Festung und die Stadt Jom„pandam vollends beschossen, waren die andern mit der kleinen portugiesischen Flotte im „Gefechte, welche sich gezwungen sah, der ungleichen Anzahl nachzugeben. Allein dieses „geschah erst nach einem sehr rühmlichen Gefechte. Von sieben Schiffen, woraus sie be„stund, wurden drey verbrannt, zwey in Grund geschossen, und die beyden übrigen kamen „in des Feindes Hand. Die sieben Hauptleute und vornehmsten Befehlshaber hatten bey „einer so schönen Vertheidigung das Leben verloren, und es so theuer verkaufet, daß sie mehr „Ruhm von ihrer Niederlage, als die Holländer von ihrem Siege hatten.

Eine Mine unterwirft Celebes den Holländern.

„Sogleich näherte sich die siegreiche Flotte der Hauptstadt des Königreiches, die nur „fünf oder sechs Seemeilen von dem Hafen entfernet ist. Sie liegt ein wenig über der „Mündung des Flusses in einer sehr angenehmen Gegend, die aber nichts zur Vertheidi„gung hat. Sie wurde also nunmehr zu Wasser und zu Lande angegriffen. Die Hollän„der fanden darinnen noch mehr Widerstand, als sie sichs vermuthet hatten. Der König, „welcher sich von Jugend an im Kriege geübet hatte, vertheidigte sich mit so vieler Klug„heit, als Herzhaftigkeit. Sein Bruder, Daen Ma Alle, that sich durch so tapfere „Thaten hervor, daß die Holländer eifersüchtig darüber wurden, und ihm den Untergang „schwuren. Endlich aber stürzete der Einfall der vornehmsten Zimmer des Pallastes, des „Zeughauses und des besten Stückes von der Stadtmauer, die durch eine Mine in die Luft „sprangen, ohne daß die Macassarer, denen eine solche Art des Angriffes unbekannt war, „die Ursache davon errathen konnten, den König in eine heftige Unruhe, daß er um Frie„de bitten ließ. Er konnte nur einen Waffenstillstand erhalten, da man sich denn wegen „folgender Bedingungen verglich.

Friedensbedingungen mit dem Könige.

„Die Stadt, Festung und der Hafen Jompandam sollten mit allem, was dazu „gehörete, welches die Sieger auf drey bis vier Meilen umher ausdehneten, der holländi„schen Compagnie eigenthümlich verbleiben; und der König sollte für sich und seine Nach„kommen allen seinen Rechten darauf entsagen.



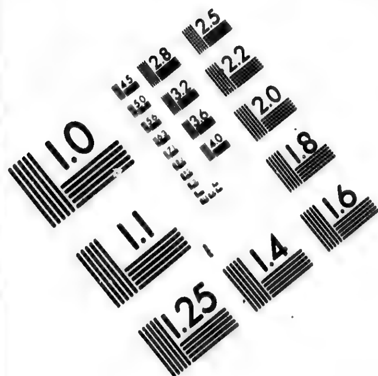
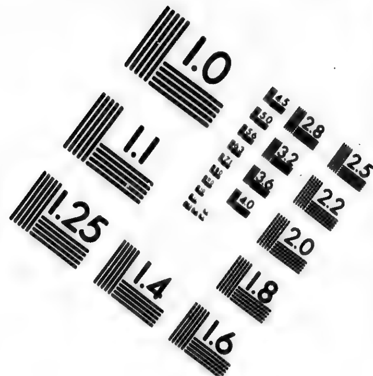
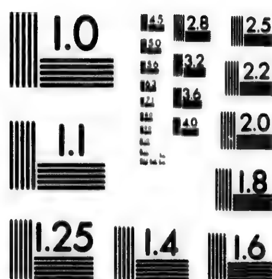
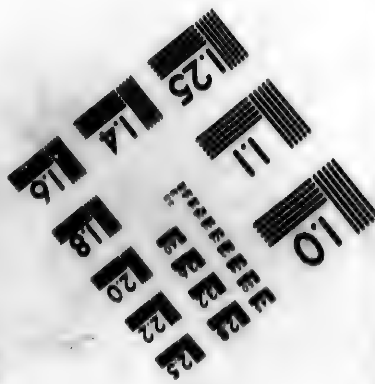



IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)





Beschreib. der Insel Celebes.

„Die Jesuiten sollten aus dem Königreiche verjaget, alle ihre Güter für die Gesellschaft der Holländer, zur Vergütung der Unkosten ihrer fruchtlosen Gesandtschaft nach China, woran sie Schuld gewesen, eingezogen, ihre Häuser geschleift und ihre Kirchen abgebrochen werden.

„Die Portugiesen sollten der Statthalterschaften, der Würden und Bedienungen beraubet werden, womit der König sie beehret hätte. Ihre Vorrathshäuser sollten geschlossen und ihre Festungswerke zerstöret werden. Sie sollten unverzüglich aus dem Königreiche gehen, wofern sie nicht lieber unter der Bedingung, keinen Handel daselbst zu treiben, darinnen bleiben wollten; und damit man ihnen die Mittel dazu benähme, so sollten sie in ein von den Städten entferneter Dorf verwiesen werden.

„Der König sollte unverzüglich eine Gesandschaft mit Geschenken, die seinem Reichthume gemäß wären, nach Batavia schicken, um von dem Rathe die Genehmhaltung des Friedens zu erlangen.

„Die Holländer verbänden sich dagegen, so lange der König und seine Nachfolger ihr Versprechen treulich halten würden, sie in dem ruhigen Besitze ihrer Staaten nicht zu stören, sich ihres Besten anzunehmen, und ihnen in ihren auswärtigen und einheimischen Kriegen benzustehen; die mit ihren Unterthanen angefangene Handlung fortzusetzen, das ist, die Waaren, die sie brächten, oder in dem Hafen fänden, ihnen um den gewöhnlichen Preis zu verkaufen, oder von ihnen einzukaufen.

Die Portugiesen werden aus der Insel gejagt.

„Daen Ma Alle weigerte sich, einen Vertrag zu unterzeichnen, welcher ihm für sein Vaterland nachtheilig vorkam. Der König aber nahm dem ungeachtet alle Bedingungen an, und ernannte die vornehmsten Herren seines Hofes, solchen nebst zweyhundert Goldbrodten und andern eben so reichen Geschenken nach Batavia zu bringen. Nach der Genehmhaltung zogen die Jesuiten und meisten Portugiesen aus dem Königreiche. Diejenigen, die aus Armuth oder andern Ursachen darinnen blieben, sahen sich schimpflich in ein Dorf verwiesen, Namens Borobassu, woselbst sie noch unbekannt und mäßig leben.

Aufführung der Holländer.

„Seit dieser Veränderung haben die Holländer denen Gesetzen getreulich ein Genügen geleistet, welche sie sich aufgeleget haben. Sie haben ihre Verbindungen, wegen des Vortheils, den sie beständig bey dem Handel auf der Insel finden, und aus Furcht, sie möchten einen der besten Häfen in Indien verlieren, fest gehalten z).

Geschichte des Daen Ma Alle.

Es würde aber an dieser ausführlichen historischen Erzählung etwas fehlen, wenn man nicht des Ma Alle Begebenheiten hinzu setzete. Die Erzählung derselben wird um so viel merkwürdiger seyn, weil dadurch eine Begebenheit aufgekläret wird, die in den Nachrichten von dem Königreiche Siam dunkel ist. Die Holländer fanden gar bald Mittel, diesen Prinzen bey dem Könige seinem Bruder verhaßt oder verdächtig zu machen. Sie zogen ein Hoffrauenzimmer mit in ihren Anschlag, welches der König seit langer Zeit mit einer thörichten Leidenschaft liebete, und gegen welches er ein übermäßiges Vertrauen hatte, wovon ihm Ma Alle oftmals die Gefahr vorgestellet hatte. Dieses Frauenzimmer, welches auf einmal durch ihre Empfindlichkeit und durch die Geschenke der neuen Bundesgenossen von Celebes gereizet ward, nahm von der Weigerung des Prinzen, den Frieden zu unterzeichnen, Gelegenheit, dem Könige die Furcht beyzubringen, er sönne auf eine Empörung. Sie

z) Am angeführten Orte a. d. 57 und vorhergehenden Seite.

Sie beredete ihn unvermerkt, daß das Volk, welches für den Prinzen eingenommen wäre, nur auf einen günstigen Augenblick wartete, ihn auf den Thron zu heben. Die Holländer unterstützeten solches durch falsche Berichte, die sie für Zeugnisse ihrer Ergebenheit wollten angesehen wissen. Sie redeten von einer Verschwörung, wovon sie die Umstände angaben. Da sie nun nichts gesparet hatten, dem Könige begreiflich zu machen, daß sein Untergang unvermeidlich wäre, wofern er solchem nicht durch seines Bruders seinen zuvor käme: so trieben sie endlich ihren Eifer so weit, daß sie die Ausführung davon über sich nahmen; und ihre Dienste wurden angenommen a). — Beschreib. der Insel Celebes. — Die Holländer wollen ihn umbringen.

Ma Alle, welcher in seiner Unschuld gelassen war, beseufzete nur das Unglück seines Vaterlandes. Er würde demjenigen, was ihm selbst drohete, nicht entgangen seyn, wenn er nicht eiligst von einem Hofbedienten wäre gewarnet worden, welcher die letzte Unterredung mit angehöret hatte, worinnen sein Tod war beschlossen worden. Sein erster Entschluß war, er wollte zum Könige, seinem Bruder gehen, und sich bey demselben rechtfertigen: seine Freunde aber, welche befürchteten, er möchte bey dem ersten Schritte denjenigen in die Hände fallen, die ihn tödten wollten, nöthigten ihn, ingeheim aus dem Königreiche zu gehen. Bey dem Einbruche der Nacht hielt sich eine wohlausgerüstete Barke fertig. Er trat mit zweenen Bedienten, welche sein ganzes Gefolge ausmachten, hinein, ohne daß es die holländischen Soldaten wahrnahmen, welche den Hafen bewachten. Der eine trug seinen Schild, seinen Helm und seinen Säbel; und der andere seine Edelgesteine und alles, was er vom Golde und Silber hatte zusammen bringen können. Sie entferneten sich mit so gutem Glücke von der Küste, daß sie durch Segel und Ruder innerhalb zween Tagen in der Insel Java ankamen. Man meldet uns nicht, in welchem Hafen: er befand sich aber in den Staaten eines Fürsten von seinem Geblüte, der ihn mit allen Ehrenbezeugungen aufnahm. Er vermählete sich daselbst mit der Tochter eines der vornehmsten Herren an diesem Hofe. Der Verfasser nennet sie Anceque Sapia. Weil er sie nachher in Siam gesehen: so muß die Abschilderung, die er von ihr machet, für kein Gemälde der Einbildungskraft gehalten werden. „Sie war eben nicht die schönste Frauensperson in Indien: sie hatte „aber viel Verstand, und einen aufgeweckten Geist, nebst einer erhabenen Gemüths„art, welche des Prinzen seiner ziemlich gleich kam. Das Gerücht von seinen verrichteten „großen Thaten hatte mehr Antheil an ihrer Neigung gegen ihn gehabt, als sein Rang. „Indessen hielt es ihre Familie doch für eine besondere Ehre, daß sie von einem Prinzen gesuchet ward, der, ob er gleich flüchtig und unglücklich war, dennoch für den vermuthlichen Erben einer reichen Krone gehalten wurde; und der vernünftiger Weise hoffen konnte, „daß, wenn er dereinst wieder bey dem Könige, seinem Bruder, in Gnaden käme, er auch „wieder in den Besitz aller seiner verlassenen Güter kommen würde.„ — Er entflieht. — Kömmt nach Java und verheirathet sich. — Abschilderung seiner Gemahlinn.

Die beyden ersten Jahre ihres Ehestandes verflossen glücklich. Kaum aber hatten die Holländer erfahren, daß ein so furchtbarer Prinz einen nicht weit von ihrem Hauptsitze entlegenen Hof zu seinem Aufenthalte erwählet hatte: so fanden sie solchen viel zu nahe bey Macassar und Batavia. Sie ließen dem Könige, der sich für seinen Beschützer erkläret hatte, drohen, sie würden ihm den Krieg ankündigen, wenn er ihn länger in seinen Landen behielte. Ma Alle wurde vor dem Sturme gewarnet, der sich über seinem Haupte zusammenzog. Er wollte seine Freunde nicht der Gefahr aussetzen, sie in seiner Widerwärtigkeit mit verwi- — Er muß nach Siam flüchten.

a) Ebendas. a. d. 93 S.

Beschreib. der Insel Celebes.

verwickelt zu sehen. Er widerstund allem ihrem Anhalten, und begab sich zu dem Könige von Siam, der ihm schon verschiedenemale eine Zuflucht und einen Unterhalt unter seinem Schutze angebotyen hatte. Er reisete mit der Prinzeßinn, seiner Gemahlinn, und einigen treuen Dienern von Java ab. Darauf entschlossen sich über sechzig macassarische Familien, die sich bey seiner Ankunft in dieser Insel befunden hatten, aus bloßer Hochachtung und Zuneigung gegen ihn, ihm zu folgen, und wünscheten, sein Glück und Unglück mit ihm zu theilen.

Seine Aufnahme daselbst.

Er kam im 1664 Jahre auf einem Schiffe, das ihm der König geschickt hatte, in Siam an. Dieser Monarch ließ ihm einen mit der schönsten chinesischen Arbeit geschmückten Pallast erbauen. Er schenkete der Prinzeßinn eine Menge Edelgesteine und goldene Gefäße. Zu ihrem Unterhalte setzete er ein ihrem Stande gemäßes Jahrgeld aus; und bekleidete zu mehrerer Gnade den Prinzen Ma Alle mit der Würde eines Krongroßschatzmeisters, unter dem Titel Doya Paedi, welcher mit den französischen Herzogen und Pairs gleich kömmt. Allen denjenigen, die ihm gefolget waren, ließ er zu ihrem Unterhalte Ländereyen und Ochsen geben, sie zu bauen, nebst dem Befehle, ihrem Prinzen alle die Ehre zu bezeugen, und eben den Tribut zu bezahlen, den sie ihm auf dem Throne schuldig zu seyn würden geglaubet haben.

Sein Tod.

Viele Jahre lang schien seine Erkenntlichkeit so vielen Wohlthaten gemäß zu seyn. „Niemals, saget ein Schriftsteller, der es mit seinen Augen gesehen, hat man ein Beyspiel „von einer aufrichtigern und getreuern Ergebenheit gesehen. Weil er sich aber zum muhammedanischen Glauben bekannte: so machte seine Religion, welche seiner Meynung nach „durch einige übele Begegnungen war beleidiget worden, welche die Moren von dem Könige in Siam leiden müssen, daß er einer Verschwörung beytrat, die ihm das Leben kostete„ *b*). Die Prinzeßinn Anque Sapia, welche einige Jahre vorher gestorben war, hatte ihm zween Söhne hinterlassen, welche sich die französischen Missionarien von dem Könige in Siam ausbathen, und welche nach Frankreich geführet wurden, um daselbst in dem Collegio Ludwigs des Großen, auf eine christliche Art erzogen zu werden *c*).

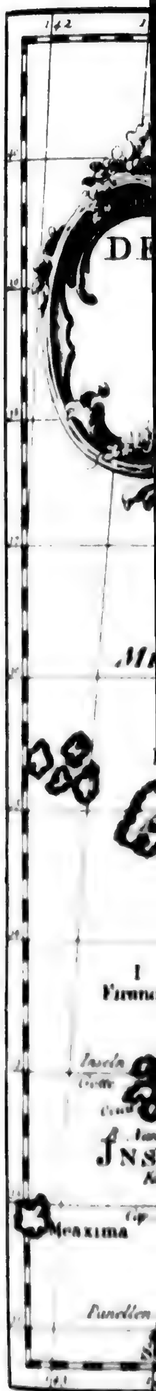
❧

Das

b) Man findet alle Umstände von dieser Begebenheit in den Nachrichten des Grafen von Fourbin.

c) Sie wurden daselbst unter dem Schutze Ludwigs des XIV und des Dauphins getaufet, welche ihnen die Ehre thaten und ihre Namen gaben. Der älteste wurde Ludwig Daen-Ruru; und der andere Ludwig Dauphin Daen-Tulalo genannt. Man hat die Folge von ihren Schicksalen nicht bekannt gemacht. Es ist aber gewiß, daß noch vor ihres Vaters Daen Ma Alle Tode die Krone von Macassar, die ihm nach den Grundgesetzen des Landes zugehörete, auf seines Vetters Craen Biset, des Königes Sombanco einzigen Sohnes Haupt gekommen ist. Am angeführten Orte a. d. 109. 110 und 111 S.

d) Seine Reise ist anfangs deutsch geschrieben worden, und von dem Herrn Naude einem



Könige von
einem Schu-
nigen treuen
amilien, die
ng und Zu-
mit ihm zu

ft hatte, in
eit geschmück-
goldene Ge-
; und beklei-
roßschatzmei-
n und Pairs
nterhalte län-
e die Ehre zu
uldig zu seyn

mäß zu seyn.
n ein Beyspiel
zum muham-
Nennung nach
von dem Köni-
en kostete „ b).
r, hatte ihm
Könige in Si-
dem Collegio

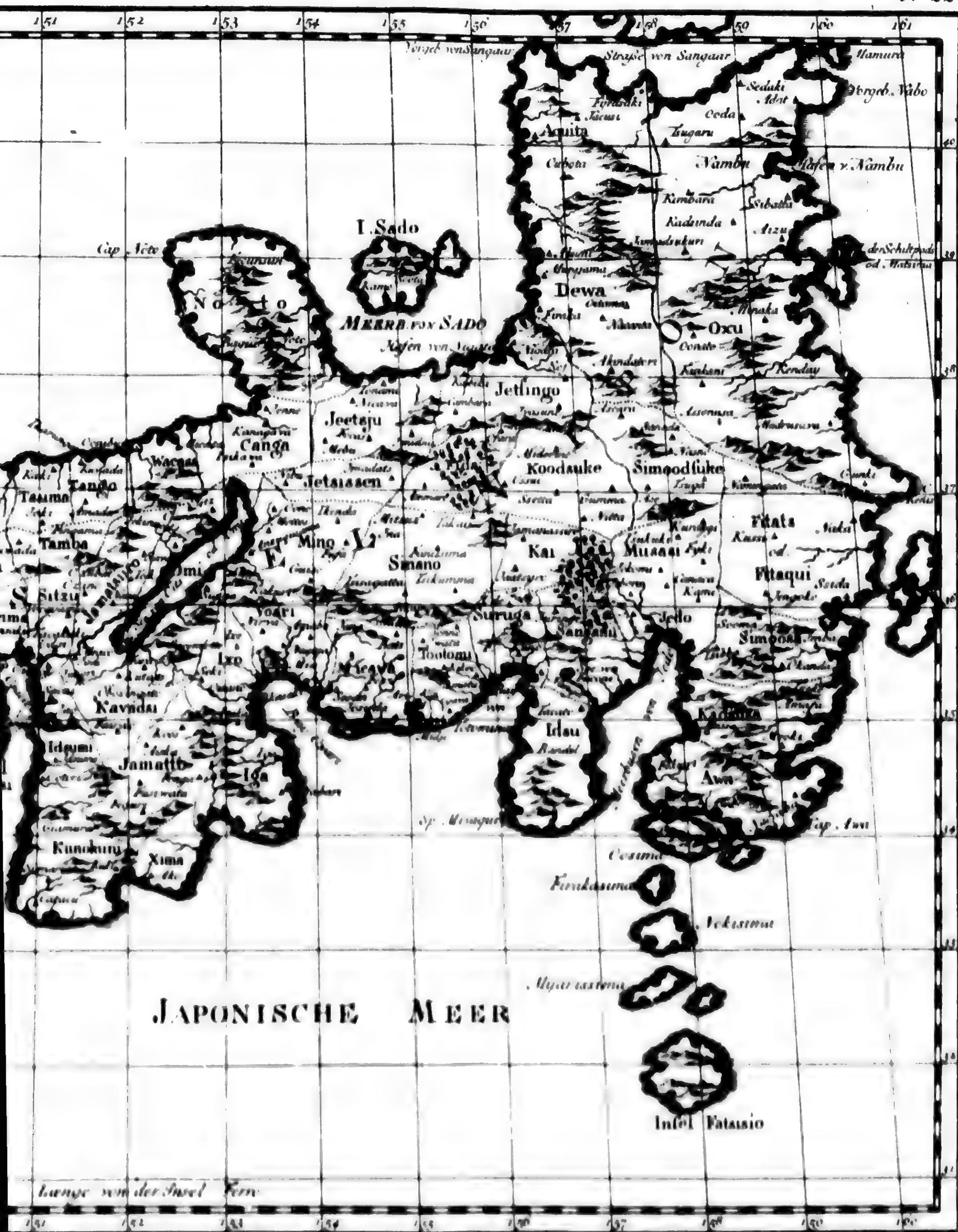
Das

st aber gewiß,
Ma Alle Tode
ach den Grund-
seines Vetters
banco einigen
m angeführten

tesch ge chrieben
Naude einem




KARTE VON
DEM REICHE JAPON
Zur allgemeine Geschichte
der Reisen
Von dem Hrn Bellin Ing. de la Marine.
Maaß stab
MEER VON COREA
I. Oki
Idzumo
Iwami
Aki
Bingo
Naugato
Swo
Fooki
Jmaba
Mimasaca
Tango
Tamba
Farima
Bigen
I. Tsussima
I. Iki
Buygen
Chicugen
Fisen
Tsicungo
Bungo
Fingo
Fiunga
Saxuma
Vosumi
Jnsel Amacusa
Iyo
Sanoki
Tosa
Awa
Insel Awaai
Idzumi
Kawadsi
Jamatto
Kunokuni
Xima
Iga
Ixo
Omi
Canga
Noto
Cap Noto
JNSEL
NIMO
I. Nixoco
I. Tacuxima
Iquifeuqui
STRASSE von DIEMEN
Stück von den Inseln Liqueio
Lange von der Insel Ferr
JAPONISC


Strasse von Sangaar
Aquita
Tsugaru
Nambu
Hafen v. Nambu
Kimbara
I. Sado
Cap Noto
Noto
MEERB. VON SADO
Dewa
Oxu
Jetsingo
Jeetsju
Canga
Wacasa
Tango
Tasima
Tamba
Jetsissen
Koodsuke
Simoodsuke
Fitats
Fitaqui
Mino
Smano
Kai
Musasi
Omi
Sitzu
Owari
Suruga
Sangami
Jedo
Simoosa
Ixe
Tootomi
Mikawa
Kavudsi
Idsu
Kadsusa
Awa
Idsumi
Jamatto
Iga
Kunokuni
Xima
Cosima
Firakasima
Vekisima
JAPONISCHE MEER
Insel Fatsisio
Laenge von der Insel Ferro

✦✦✦✦✦✦

C

Auszug aus Kä

Alle Reisen
sind nur
theilen n
würden denen B
sehr wenig gemäß
morgenländischen
Stufen zu erfoder
fang mit gehörige
werden *d*).

Sein Ueber
nats 1651 zu Lemg
und sein Vater, e
seit seiner ersten J
schaften hervorge
Naturgeschichte.
mit R.hme gewic
tern, die man ihm
cretärs einer Gesc
Er reisete den 20
bricius, von Stoc
hen, und langte
der Landschaft S
mußte *e*), so bed
gier werth zu seyn
lung von Beobach
nennet, zu danke

Franzosen, der der
geflüchtet war, ins
aber nach Herr Sch
chen Gesellschaft zu S
Sie führet den Tite
Kirchengeschichte
1732 zu Haag bey G
de in 12.

Kämpfer.

Das XXXVI Capitel.
Engelbert Kämpfers Reise nach Japan.

Einleitung.

Auszug aus Kämpfers Leben. Beurtheilung seines Werkes. Kämpfer vertheidiget sich selbst. Charlevoix Urtheil von ihm.

Alle Reisen in dieser Sammlung, welche bisher Japan einigermaßen betroffen haben, sind nur eine kleine Vorbereitung zu derjenigen gewesen, die wir itzo abgekürzt mittheilen wollen. Einige in den bisherigen Bänden zerstreuete Abschilderungen würden denen Begriffen, die man sich von einem so reichen und schönen Lande zu machen hat, sehr wenig gemäß seyn. Seine Lage aber, vermöge deren es mit gleichem Rechte zu den morgenländischen und abendländischen Reisen gehöret, scheint die Ordnung und die Stufen zu erfodern, die man sich hier zu beobachten bemühet hat. Wir wollen den Anfang mit gehörigen Erläuterungen wegen des Verfassers machen, dessen wir uns bedienen werden *d*).

Auszug aus Kämpfers Leben.

Sein Uebersetzer meldet uns, daß Engelbert Kämpfer den 16ten des Herbstmonats 1651 zu Lemgo, welches ein Städtchen im westphälischen Kreise ist, gebohren worden, und sein Vater, ein Geistlicher daselbst, nichts an seiner Erziehung gesparet; daher er sich seit seiner ersten Jugend durch seine Kenntniß in fremden Sprachen, und in allen Wissenschaften hervorgethan. Seine vornehmste Beschäfftigung war die Arzneykunst und die Naturgeschichte. Nachdem er sich in vielen großen Städten Deutschlandes und Pohlens mit Ruhme gewiesen hatte: so begab er sich nach Schweden, wo er von verschiedenen Aemtern, die man ihm anboth, ihn zum Dienste der Nation zu verpflichten, die Stelle eines Secretärs einer Gesandtschaft annahm, die König Carl der XI an den persischen Hof schickte. Er reisete den 20sten des Märzmonats 1683 mit dem schwedischen Abgesandten, Herrn Fabricius, von Stockholm ab, um durch Rußland, auf dem caspischen Meere zu Schiffe zu gehen, und langte glücklich zu Nisabad an, von dar er sich nach Siamachi, der Hauptstadt der Landschaft Schirvan, begab. Weil man die Befehle vom persischen Hofe erwarten mußte *e*), so bediente er sich dieser Zeit, alles da herum zu untersuchen, was seiner Neugier werth zu seyn schien. Diesen gelehrten und mühsamen Reisen hat man seine Sammlung von Beobachtungen *f*) über das, was er die sieben Wunder der Halbinsel Okesra nennet, zu danken *g*). Während seines Aufenthaltes in Persien setzte er sich nachgehends in

Franzosen, der der Religion wegen nach London geflüchtet war, ins Französische übersetzet worden; aber nach Herr Scheuchzers, Mitglieds der königlichen Gesellschaft zu London, englischer Uebersetzung. Sie führet den Titel: Natürliche Staats- und Kirchengeschichte des Kaiserthums Japon, 1732 zu Haag bey Gosse und Neaulme drey Bände in 12.

e) Man sehe die vorigen Reisen dieser Sammlung.

f) Unter dem Titel Amœnitates exoticae 1712. heraus gekommen.

g) Unter andern die Stadt Baku am caspischen Meere. Die Denkmaale der Alterthümer, die in der Nachbarschaft übrig sind, die Napthaquellen, das brennende Feld, den kochenden See, den Berg, der eine zarte Erde für die Töpfer enthält &c.

Kämpfer.

in den Stand, in eben demselben Werke einen vollkommenen Begriff von diesem großen Königreiche zu geben. Als der schwedische Gesandte seine Unterhandlungen gegen den Schluß des 1685 Jahres geendiget hatte: so veranlaßte Kämpfern seine Lust zu reisen, daß er Abschied von ihm nahm, als Oberschiffsbarbier auf eine holländische Flotte zu gehen, die damals im persischen Meerbusen kreuzte. Diese Stelle war nicht so ansehnlich, als die, welche er verließ, und schickte sich auch nicht so gut für seinen Rang als eines Arzenengelehrten, aber sie stimmte mit seiner Neigung zu reisen besser überein. Er gieng sogleich nach Bander Abassi ab, wo ihn einige Unpäßlichkeit bis an das Ende des Brachmonats 1688 zurück hielt. Auch die Zeit, welche er seiner Krankheit entziehen konnte, wandte er zu lehrreichen Untersuchungen an *b*).

Die Flotte, zu der er endlich gelangte, hatte Befehl, bey verschiedenen Plätzen, wo sich die Holländer gesetzet hatten, anzulanden, im glücklichen Arabien, in den Ländern des Großmogols, auf der Küste von Malabar, im Eylande Ceylan, im bengalischen Meerbusen, und in der Insel Sumatra; wobey er eifrig alle Gelegenheit, etwas zu sehen, ergriff. Batavia, wo er im Herbstmonate 1685 anlangte, öffnete ihm noch ein ander Feld. Nach seiner japanischen Reise, die etwan drittehalb Jahr betrug, kam er im Weinmonate 1693 wieder in Europa. Das Jahr darauf ward er zu Leyden Doctor der Arzneykunst. Bey dieser Gelegenheit machte er zehn der sonderbarsten Beobachtungen von seinen Reisen bekannt *i*). Er kehrte in sein Vaterland zurück, wo er 1700 seine Reisen endigte, und eine glückliche Heirath that. Da sich seine Gesundheit gegen 1715 sehr verschlimmerte: so starb er zu Lemgo, den 2ten des Wintermonats 1715, ungefähr fünf und sechzig Jahr alt. Man beehrte ihn mit einer Leichenrede, die daselbst gedruckt ist.

Beurtheilung seines Werkes.

Wir wollen sein Lob und seine Beurtheilung einem unserer guten Schriftsteller abborgen, dessen Ausspruch, wie jedermann zugestehen muß, in einer Sache besondere Achtung verdienet, die ihn lange Zeit beschäfftiget hat.

„Man kann es Kämpfern nicht streitig machen, saget der Pater de Charlevoir, daß „seine Nachrichten voll lehrreicher Untersuchungen, den Ursprung der Japaner, die Reichthümer des Landes, die Regierungsart und Policey betreffend, sind, daß er die verschiedenen Lehrgebäude ihrer Religion besser als sonst jemand aus einander gesetzet hat, daß er „uns chronologische Nachrichten von diesem Lande gegeben, wichtige Beschreibungen, eine „ziemlich genaue Naturgeschichte dieser Inseln geliefert hat, und gute geographische Beobachtungen mittheilet: aber, alles dieses erfüllet noch lange nicht den Titel einer Geschichte „von

b) Wir haben derselben, saget der Uebersetzer seiner Beschreibungen des Berges Benna, in der Landschaft Laar, zu danken, auch die Beschreibungen der dasigen Pflanzen und Thiere; des Bezoar, des Thieres, in dessen Magen man ihn findet, der warmen Bäder, eines besondern Balsams, und tausend anderer Merkwürdigkeiten, die man auf diesem Berge antrifft; der natürlichen Mumie, nämlich des kostbaren Balsams, der aus einem Felsen in der Landschaft Doar tröpfelt, und jährlich einmal mit viel Pracht und Feyerlichkeit, allein zum Gebrauche des Königs von Persien gesammlet wird. Seine Beobachtungen über die Assa Fötida, und die Pflanze, welche diese Waare hervorbringt, nebst der Art, sie zu sammlen, und zuzubereiten. Seine Anmerkungen über die Vena Medinensis der arabischen Schriftsteller, oder über den besondern Wurm, den er Dracunculus nennet, welcher sich in den Zwischenräumchen oder Mäuslein in verschiedene Theile des menschlichen Leibes nähret: seine Beschreibung des morgenländischen Drachenblutes, das von einem zapfentragenden Palmbaume kömmt; seine merkwürdige Geschichte der persischen Dattelpalme. derselben verschiedene Arten, Baues und Gebrauches, endlich viel andere Beobachtungen, die noch

„von Japan, den man seinem Werke gegeben hat; man findet darinnen nur einzelne Stü„cke aus der alten und neuen Geschichte in sehr geringer Anzahl, und meist aus sehr unsi„chern Quellen: kurz, fast alles, was den vorigen Geschichten fehlet, findet sich hier, aber „man trifft nichts von dem an, was sie enthalten. Es ist das Tagebuch eines lehrbegie„rigen, geschickten, aufrichtigen Reisenden, der gemeinen Erzählungen etwas zu viel getrauet „hat, aber keine Geschichte. Kämpfer.

„Der englische Uebersetzer hat seiner Arbeit eine Vorrede voll sehr gründlicher und „lehrreicher Anmerkungen über alles Nordliche von Japon vorgesetzet, und die Karte, die er „beygefüget hat, ist unter allen, welche man bisher von diesem Reiche gehabt, am wenig„sten unvollkommen *k*).

Da der stärkste Vorwurf des Pater Charlevoix die Quellen des Werkes trifft, die zu unsicher, wie der Verfasser gegen gemeine Erzählungen zu leichtgläubig, gewesen seyn sollte: so ist es billig, daß man Kämpfern, mit dem Vortheile, daß ihn sein Gegner selbst für einen geschickten und aufrichtigen Reisenden erkennt, sich selbst vertheidigen läßt.

„Ich kann versichern, saget er, daß meine Beschreibungen und Nachrichten, vielleicht „unvollkommen, und ohne Zierrath, aber der Wahrheit vollkommen gemäß, ohne Ver„schönerung, und so wie mir die Sachen vorkamen, beschaffen sind. Von den geheimen „Geschäfften des Reiches habe ich keine umständlichen und weitläuftigen Berichte erhalten „können. Seit der Ausrottung der römischen Religion, sind die holländischen und chinesi„schen Kaufleute wie Gefangene. Das Reich ist vor allem Handel mit Fremden verschlossen, „und gegen die, welche im Reiche geduldet werden, müssen sich die Landeseinwohner unge„mein behutsam aufführen. Die Japaneser, welche das meiste mit uns zu thun haben, müssen „feyerlich schwören, sich mit uns von keinen Staats- und Religionssachen zu unterreden. „Eben durch diesen Eid, den man jährlich wiederhohlet, verbindet man sie, daß einer den „andern beobachten, und verrathen muß. So große Schwierigkeiten sind doch nicht un„überwindlich. Erstlich machet sich diese Nation wenig aus Eidschwüren im Namen gewis„ser Götzen oder Geister, welche viele nicht anbethen, und die meisten nicht kennen. Or„dentlich hält sie nur die Furcht vor der Strafe zurück. Setzet man auf der andern Seite „den Stolz und die kriegerische Gemüthsart der Japaner bey Seite: so sind sie höflich, gesit„tet, lehrbegierig, so sehr als ein Volk in der Welt; sie lieben Handel und Umgang mit „den Fremden, und wünschen eifrig, ihre Geschäffte, Wissenschaften und Künste zu lernen. „Da wir aber nichts als Kaufleute sind, denen sie die letzte Stelle unter den Menschen „ein-

Kämpfer vertheidiget sich selbst.

noch ungedrucket sind. Leben des Verfassers a. d. 13 und 14 S.

i) Ueber das berühmte scythische Lamm oder Borromez, welches für eine Thierpflanze ausgegeben wird, und wie er erweist, eine Erdichtung ist, die vielleicht die Aehnlichkeit des Namens Borrometz, mit dem rußischen Boranneтz, und polnischen Boranek veranlasset hat, welches eine besondere Art Schöpse um das caspische Meer, in der Bulgarey und in Korasan bedeutet; über den bittern Geschmack des caspischen Meerwassers, die wahre persische Mumie, Muminabi, den Fisch Torpedo, welcher die Finger der ihn anrührenden einschlafend machet, das Andrum, einen Wasserbruch, und Perical eine Geschwulst an den Schenkeln, welche beyde Krankheiten bey den Malabaren gemein sind. Die japanische Art, durch Stechen mit einer Nadel die Colik zu heilen, die Moxa, der Chineser und Japaner gewöhnliches Brennmittel. Ebendas. a. d. 17 S.

k) Sie enthält auch ein Verzeichniß derer, die von Japan geschrieben haben, nebst einer Beurtheilung ihrer Werke, und den Namen verschiedener japanischen Bücher, die Kämpfer mitbrachte.

Kämpfer.

„einräumen, und da ihnen außerdem der äußerste Zwang, in dem man uns hält, nichts
„als Eifersucht und Mistrauen gegen uns eingeben kann: so können wir ihre Freundschaft
„nur durch unsere Freygebigkeit, Höflichkeit und alles, was ihrer Eitelkeit schmeicheln kann,
„erwerben. So erlangte ich mehr Gewogenheit bey unsern Dollmetschern, und den Be-
„amten, die täglich zu uns kamen, als jemand, nach denen Verfassungen, denen wir unter-
„worfen sind, hätte hoffen dürfen. Ich gab ihnen Rathschläge, Arzeneyen, Unterricht in
„der Sternkunde und Meßkunst, Herzstärkungen und andere Getränke aus Europa, und
„so durfte ich alle Fragen an sie thun, die mir einfielen. Sie versagten mir keine Nach-
„richt: auch nicht wenn wir allein waren, von Sachen, die sie höchst geheim halten sollten.
„Diese besonderen Nachrichten sind mir sehr dienlich gewesen, die Sachen zur Geschichte von
„Japan zu sammlen, die ich vor hatte. Vielleicht aber hätte ich mich nie im Stande
„gesehen, meine Unternehmung auszuführen, wenn ich, unter andern vortheilhaften Ge-
„legenheiten, nicht das Glück gehabt hätte, einen verständigen und verschwiegenen jungen
„Menschen anzutreffen, durch dessen Vermittelung ich das erfuhr, was mir noch mangelte.
„Er war etwa vier und zwanzig Jahre alt, und verstund das Japanische und Chinesische voll-
„kommen. Bey meiner Ankunft gab man ihn mir, mich zu bedienen, und zugleich unter
„mir die Medicin und Wundarzney zu lernen. Er hatte das Glück, dem Ottona, dem
„vornehmsten Beamten unserer Insel, unter meiner Anführung, mit gutem Erfolge bey
„einer Krankheit beyzustehen, dadurch er die Erlaubniß erhielt, so lange ich in Japan blieb,
„welches fast zwey Jahre war, in meinen Diensten zu verharren. Der Herr verstattete
„ihm sogar, mich auf unsern beyden Reisen nach Hofe zu begleiten, daß er also von ei-
„nem Ende des Reiches zum andern reisen durfte, welche Gewogenheit man Leuten von
„diesem Alter selten verstattet, und niemals jemanden auf eine so lange Zeit vergönnet
„hatte. Da ich zu meinem Endzwecke nicht gelangen konnte, ohne ihn holländisch zu leh-
„ren: so brachte ich ihm diese Sprache dergestalt bey, daß er sie innerhalb eines Jahres
„besser redete, und schrieb, als ein einziger unserer Dollmetscher. Ich setzte zu dieser Ge-
„fälligkeit, den besten Unterricht in der Zergliederungskunst und Arzneywissenschaft, zu dem
„ich vermögend war, und gab ihm noch starken Sold. Dagegen ertheilte er mir so aus-
„führliche Nachrichten, als man nur haben kann, vom Zustande des Reiches, der Regierung,
„dem kaiserlichen Hofe, der Religion, die in jedem Staate eingeführet ist, der Geschichte
„der ersten Zeiten, und allen Merkwürdigkeiten, die täglich vorgiengen. Es war kein
„Buch, von was für Sachen es auch handeln mochte, das er mir nicht sogleich brachte, und
„mir erklärte, was ich daraus wissen wollte. Da er hierzu öfters etwas borgen oder kaufen
„mußte: so ließ ich ihn niemals ohne Geld ausgehen, damit er mir allezeit etwas bringen
„konnte *l*).

Diese Erklärungen eines geschickten und aufrichtigen Mannes, verdienen wohl hier als eine Schutzschrift angesehen zu werden, ob sie wohl älter sind, als die Anklage ist. Auch hat der Pater Charlevoix ohne Bedenken, das nützlichste und sonderbareste im Kämpfer gebrauchet, und es völlig, nur in einer andern Ordnung, geliefert. Daß er ihm den Titel eines Geschichtschreibers versaget, ist eine bloße Schwierigkeit über den Namen, weil die Gestalt einer Geschichte oder wenigstens Ordnung und Vollständigkeit nach seinem Vorwurfe Käm-
pfern

l) Vorrede des Verfassers.

m) Kämpfer 1 Th. a. d. 1 S.

n) In der Beschreibung wird man sehen, was für Demuthsbezeugungen sie sich unterwerfen müssen.

pfern fehlen soll. Vielleicht haben bloß die Uebersetzer diesen Titel Kämpfers Werke beygeleget; denn er redet allezeit nur, wie in einem Tageregister. Hier wird man sich nicht darüber beklagen; denn ihm den Titel eines Geschichtschreibers absprechen, heißt es mit völligem Rechte unter die Reisebeschreibungen zählen.

Kämpfer. 1690.

Der I Abschnitt.

Kämpfers Reise von Batavia nach Japon und dabey vorkommende Umstände.

Abreise von Batavia. Die einzige Zeit, da Europäer in Japon kommen dürfen. Von den Unruhen in Siam. Eine siamische Pyramide. Kämpfers Ankunft in Japon. Hafen zu Mangasaki. Verdrießliche Umstände bey der Aufnahme der Holländer.

Seit länger als einem Jahrhunderte, da der Eingang in Japon allen Europäern untersagt ist, nur die Holländer ausgenommen, denen man, wie der Verfasser glaubet, mehr Redlichkeit als den andern zutrauet *m*), schicket die holländische ostindische Gesellschaft jährlich eine Gesandschaft dahin, bey welcher Gelegenheit ihre Gesandten die Freyheit haben, bey Hofe zu erscheinen, um dem Kaiser für seine Wohlthaten zu danken *n*). Nur diese Zeit kann ein Reisender wählen, ein Land zu besuchen, welches durch seine natürliche Lage so sehr, als durch die Strenge der Gesetze, allen Ausländern verschlossen ist. Kämpfer befand sich 1690 zu Batavia, und nahm das Amt eines Wundarztes an, das man ihm bey der Gesandschaft auftrug. Sie traten den 7ten May zu Schiffe, und die Fahrt daurete etwa vier Monate. Sie hatte nichts merkwürdigers, als was wir schon von verschiedenen Reisenden, die eben diesen Weg gesegelt sind, erzählet haben. Aber das holländische Schiff, der Waalstroom genannt, landete zu Siam an, einige Waaren einzuladen, welcher Gelegenheit Kämpfer sich bediente, die Umstände einer berühmten Begebenheit zu erfahren, die damals in frischem Andenken war, und vielleicht von unsern Geschichtschreibern nicht so vollkommen erläutert worden ist *o*).

Abreise von Batavia.

Die einzige Zeit, da Europäer in Japon kommen dürfen.

Das Jahr zuvor hatte Herr Constance *p*), der berühmte Staatsbediente in Siam, dessen Glück und Verdienste wir in andern Reisebeschreibungen dieser Sammlung vorgestellet haben, sein Leben durch eine Unruhe verlohren; welche auch die Franzosen aus Siam vertrieb. Ist Kämpfers Aufrichtigkeit dem Ruhme, den man ihm ertheilet, gemäß: so hat man seine Erzählung so hoch zu schätzen, daß man sie mit seinen eigenen Worten anführen muß. Aber man muß sich erinnern, daß bey der Abreise der französischen Gesandten, Desfargues, ein ansehnlicher Kriegsbedienter, Befehlshaber der Festung Bancock, mit einer Besatzung von etwa vierhundert Mann geblieben war *q*).

Von den Unruhen in Siam, und Hrn. Constance Schicksale.

Kämpfer läßt im Zweifel, ob Herrn Constancens Absichten nicht bis auf die königliche Macht gegangen. Doch scheint es, als höben andere Erläuterungen diesen Verdacht auf. Der König lag an einer tödtlichen Wassersucht darnieder. Herr Constance suchte mit den Franzosen und einigen Kronbedienten den Moupitorso, des Fürsten Eidam und angenommenen Sohn, auf den Thron zu setzen. „Man wollte den Petraatia, des Königs Schwestersohn, aus dem Wege räumen, auch seine beyden Söhne, und zween „Brü-

o) Denn die Franzosen waren damals aus dem Reiche vertrieben, und des Herrn Constance Geschichtschreiber, der Pater d'Orleans hat nicht so gute Nachrichten haben können.

p) Kämpfer nennt ihn Constantin.

q) Man sehe den X Band dieser Sammlung.

Kämpfer. 1690.

„Brüder des Monarchen, die als Kronerben angesehen wurden; kurz, alle, die der Ver-
„bundenen Absichten zuwider waren. Des Moupi Vater und Verwandten hatten schon
„vierzehntausend Mann aufgebracht, die hie und da zerstreuet waren; und die Ausführung
„zu erleichtern hatte Herr Constance ein Mittel gefunden, heimlich in des Königes Zimmer
„zu kommen, und ihn beredet, es wäre Zeit seiner Krankheit, zur Sicherheit seiner Per-
„son dienlich, den französischen General und einen Theil der Besatzung nach Louvo kommen
„zu lassen r), wo sich der König damals befand. Diese Stadt liegt funfzehn Meilen
„nordwärts von der Hauptstadt. Indem aber Desfargues auf dem Wege war: so wurde
„das Bündniß durch des Petraatia Sohn entdecket, der sich mit zwo Beyschläferinnen des
„Königes in einem Zimmer befand, das an dasjenige stieß, wo die Verbundenen sich be-
„rathschlagten, und aus Neugier an der Thüre horchte. Er berichtete solches so gleich sei-
„nem Vater, und dieser dem Könige, wie denn auch Petraatia den Moupi, den Herrn
„Constance, und die Mandarinen, die auf ihrer Seite waren, eiligst nach Hofe fodern,
„und in Ketten schlagen ließ, so viel Verdruß auch diese Kühnheit dem Könige zu machen
„schien. Herr Constance hatte sich einige Zeit von Hofe entfernet. Da er aber wieder da-
„hin gefordert wurde: so konnte er sich nicht entschuldigen, ob er wohl etwas Uebels befürch-
„tete. Man saget, er habe niedergeschlagen und traurig von den Seinen Abschied genom-
„men. Bald darauf kam die silberne Sänfte, in der er sich tragen ließ, leer zurück; da-
„her seine Freunde und Bedienten sein Unglück schlossen, und solches mit ihm zu theilen
„sich bereiteten. Es war den 19ten May 1689. Zweene Tage darauf, verhinderten alle
„Einwendungen des Königes den Petraatia nicht, dem Moupi den Kopf abschlagen zu las-
„sen. Er warf solchen dem Herrn Constance vor die Füße, der in Ketten geschlossen war,
„und sagte: da ist euer König. Des Moupi trauriges Ende rührte den König sehr, weil er ihn
„zärtlich liebte. Er hielt inständigst an, daß man seinen Leichnam nicht beschimpfen, sondern
„solchen anständig beerdigen sollte, wie auch geschah. Nachgehends bemächtigte man sich des
„Vaters des Moupi auf seinen Gütern, zwischen der Hauptstadt und Louvo mit List, und
„alle ihre Anhänger wurden zerstreuet. Herr Constance ward gefoltert, und vierzehn Tage mit
„Wasser und Brodte gespeiset, worauf man ihn des Abends in eine schlechte Sänfte setzte, ohne
„ihn von seinen Schicksalen zu benachrichtigen. Man führte ihn anfangs in sein Haus, das
„er geplündert fand. Seine Frau war in einem Stalle gefangen. Anstatt von ihm Ab-
„schied zu nehmen, spie sie ihm ins Gesicht, und wollte ihn nicht einmal seinen einzigen vier-
„jährigen Sohn umarmen lassen. Ein anderer Sohn, den er mit ihr gehabt hatte, war
„vor kurzem gestorben, und noch nicht begraben. Von dar ward er außer der Stadt, auf
„den Richtplatz gebracht, wo ihm, seines Widerstrebens ungeachtet, der Kopf abgeschlagen
„ward. Sein Leichnam ward in zwey Stücken zerhauen, und mit ein wenig Erde bede-
„cket, aber die Hunde rissen ihn bey Nachte heraus und frassen ihn bis auf die Knochen.
„Ehe er starb, nahm er sein Petschaft, zwey silberne Kreuze, eine in Gold gefaßte Reli-
„quie, die er auf der Brust trug, und vom Pabste hatte geschenkt bekommen, wie auch
„den Orden St. Michaelis, der ihm aus Frankreich war geschickt worden, und übergab
„alles einem Mandarin, mit Bitte, solches seinem Sohne zuzustellen. Aber diese Geschenke
„schickten sich nicht für das unglückliche Kind, das bisher mit seiner Mutter, sein Brodt hat
„vor den Thüren betteln müssen, ohne daß sich jemand unterstanden hätte, für sie zu bitten.
„Als

r) Der Verfasser schreibt allezeit Livo.

s) Man sehe den X Band dieser Sammlung.

„Als **Desfargues** in dieser Zeit zu **Louvo** mit einigen Franzosen anlangte: so er- **Kämpfer. 1690.**
„staunte er, alles so unverhofft so sehr verändert zu finden. Man empfing ihn sehr höflich, „und beschenkte ihn im Namen des Königes mit einer mit Gold ausgelegten Büchse von „Pinang: aber ehe man ihm die Freyheit ließ, wieder nach **Bancock** zu kehren, mußte er „versprechen, daß er diesen Platz den Siamesern überliefern wollte, und man behielt seine „beyden Söhne mit zwölf Franzosen als Geiseln zu Louvo. Sobald er aber zurück war, „ließ er aus Wuth wegen seiner betrogenen Hoffnung, die Schiffer, die ihn hingebracht hatten, „ins Gefängniß setzen, und auf die siamesischen Schiffe feuern, die sich der Festung näher- „ten. Als er bemerkte, daß zween Siameser von seiner Besatzung, seine Befehle nicht ei- „frig genug bewerkstelligten: so ließ er sie im Angesichte ihrer Landesleute auf den Wall „henken. Kurz, er begieng alle Arten Feindseligkeiten. Dieses Verfahren mußte natürli- „cher Weise die Siameser erzürnen, und schien ihm und seinen Söhnen ein trauriges Schicksal „zu drohen. Sie fingen auch wirklich an, längst des Flusses Schanzen aufzuwerfen, um „ihm den Weg abzuschneiden und zu verhindern, daß er nicht zu Wasser zurück könnte. „Er kam aber wieder zu sich selbst, schob das Vorgegangene auf seine Soldaten, die seinem „Befehle nicht hätten gehorchen wollen, und erhielt bald die Erlaubniß, sich mit allen sei- „nen Leuten weg zu begeben. Die Geiseln hatten unternommen, von Louvo zu entfliehen: „sie wurden aber gefangen und zu Pferde zurück gebracht. Da ihre Wache nach dem Lan- „desgebrauche ihnen Stricke um den Hals gethan hatte; so entsetzte sich einer davon, ein „Ingenieur, so heftig darüber, daß er todt hinfiel. Alle die andern Franzosen zu Siam „bezahleten die aufrührerischen Unternehmungen Herrn **Constance**, und die Hitze ihres Ge- „nerals sehr theuer. Sie wurden lange Zeit sehr hart gefangen gehalten. Herr **Louis**, „Metropolitanbischof, ward in dem Hofe der Magazine des Königes eingeschlossen, nebst sie- „ben oder acht Jesuiten. Ich besuchte sie daselbst. Sie lebten ganz vergnügt, in kleinen „Häusern von Bambus und Schilfe. Drey andere Jesuiten, die sich zu **Louvo** gesetzet, „und ihre Wohnung bey dem Tempel des **Watniaak Prani Waan** genommen hatten, „unter dem Vorwande, das siamesische **Pali**, oder die Sprache ihrer heiligen Bücher zu „lernen, und sich von den Priestern unterrichten zu lassen, deren Kleidung und Art zu le- „ben sie auch nachahmten *s*), verschwanden plötzlich, und man hat nie erfahren, wo sie hin- „gekommen sind *t*).

„**Petraatia** bemächtigte sich darauf der beyden Brüder des Königes unter dem Vor- „wande, daß sie dem Herrn **Constance** ergeben wären, und ließ sie außer **Louvo** in ei- „nen benachbarten Tempel bringen, wo man sie aus Hochachtung für das königliche Blut, „das nicht soll vergossen werden, durch Schläge mit Sandelholze hinrichtete. Der König „starb vor Schmerzen über alles dieses Verfahren selbst, zween Tage nach seinen Brüdern, „fünf und funfzig Jahr alt, im zwey und dreyßigsten Jahre seiner Regierung *u*).

„**Petraatia**, der sich solchergestalt den Weg zum Throne geöffnet hatte, nahm den Ti- „tel eines Königes von **Siam**, **Tenasserim**, **Suckera** und **Poiselucke**, und Beschü- „tzers von **Camboya**, **Johor**, **Patane** und **Queda** an *x*).

Die Holländer hatten nur Vortheil von dieser Veränderung, und Kämpfer bekam die Erlaubniß, die Hauptstadt von **Siam** zu besehen, die er beständig **India** nennet. Alle seine Anmerkungen stimmen mit des Pater Tachard und des de la Loubere Beobachtungen sehr wohl

Eine siamische Pyramide, welche die französischen Reisenden nicht bemerket haben.

t) Des Pater Mauduit Reise im X Bande. *u*) Den 11ten des Heumonats 1689.
x) Dieses sind lauter Königreiche auf der Küste.

Kämpfer. 1690.

wohl überein: doch machet er eine, die man bey jenen nicht findet, und die dieserwegen sowohl als wegen ihrer eigenen Wichtigkeit Achtung verdienet. In einer Ebene nur eine Meile von der Hauptstadt nordwestlich, sieht man eine berühmte Pyramide Pkah-Then oder Pukah-Thon genannt. Die Siameser richteten sie daselbst zum Andenken eines großen Sieges über den König von Pegu auf, der sie vom Joche der Peguaner befreyete. Dieses Denkmaal ist von einer starken aber prächtigen Bauart, mehr als zwanzig Klaftern hoch; es befindet sich mit in einem Vierecke von niedrigem Mauerwerke. Es besteht aus zwey Stücken, eines über das andere gesetzet. Das untere ist viereckicht, jede Seite hundert und funfzehn Schritte lang, und mehr als zwölf Klaftern hoch, mit drey ausspringenden Winkeln von der Länge einiger Schritte, die auf jeder Seite bis an den Gipfel hinauf gehen. Das Gebäude besteht aus vier Stockwerken, davon das höchste enger zugeht, und auf dem obern Theile dessen, das sich darunter befindet, einen leeren Platz läßt, da man herum gehen kann. Jedes Stockwerk hat eine angenehme Mannichfaltigkeit von Zierrathen. Alle Galerien, die unterste ausgenommen, sind in Mauern eingeschlossen, die so hoch sind, daß man sich darauf lehnen kann, und an jedem Winkel schöne Säulen haben. Der mittlere Winkel eines jeden Stockwerkes stellet das Vordertheil des Gebäudes vor, und übertrifft die andern an Schönheit, besonders an seiner Spitze, die dem Verfasser prächtig zu seyn schien. In der Mitte zeiget sich die Treppe, die zu der obern Fläche führet, darauf sich das zweyte Stück befindet. Sie hat vier und siebenzig Stufen, jede neun Zoll hoch und vier Schritte lang. Der Pyramide zweytes Stück ist auf die Fläche des ersten gesetzet, welche viereckicht und auf jeder Seite sechs und dreyßig Schritte lang ist. In der Mitte rücket es der Zierlichkeit wegen heraus, und ist sowohl als das übrige in eine schöne Mauer von halber Mannshöhe eingeschlossen, mit einem fünf Schritte breiten Gange herum. Die Treppe endiget sich an diesem Gange, und jede Seite des Einganges ist mit Säulen gezieret. Der Untersatz des zweyten Stückes ist achteckicht, aber die acht Seiten sind von verschiedener Länge. Es hat auch seine Zierrathen, die von den Zierrathen des ersten nicht sehr unterschieden, und einige Klaftern hoch sind. Nachgehends erhebt es sich wie ein Glockenthurm, und auf der Höhe sieht man verschiedene kurze Säulen in einigen Entfernungen von einander mit leeren Räumen dazwischen. Diese Säulen tragen eine Menge Kugeln, die sich in Spitzen erheben, und je höher sie liegen, desto kleiner werden. Endlich schließt sich das Denkmaal in eine sehr lange Spitze, die so dünne ist, daß man sich wundern muß, wie sie der Zeit hat widerstehen können. In der Nachbarschaft sind einige Tempel und Häuser der Talapoinen mit Ziegelmauern umgeben. Die Tempel sind sehr schön, und mit verschiedenen Dächern auf Säulen, bedeckt y).

Es ist wunderbar, daß so neugierige Reisende, als Tachard und la Loubere, diese besondere Pyramide gar nicht gekannt haben.

Kämpfers Ankunft in Japon.

Wir wollen Umstände, die nicht so wichtig sind, übergehen, um mit dem Verfasser sogleich in dem berühmten Hafen zu Nangasaki anzulangen. Nachdem sie linker Hand des Schiffes die ersten Inseln von Japon, Gotho genannt, entdecket hatte, welche von Landleuten bewohnet werden: so kam er den 24sten des Herbstmonats in einen Haven, der von hohen Bergen, Inseln und Klippen umgeben ist, die ihn vor Stürmen bedecken.

Auf

y) Ebendaselbst auf der 49 und folgenden Seite. Kämpfer beschreibt noch einige Gebäude, welche aber die, die Tachard beschrieben hat nicht übertreffen. Außerdem wollte auch der Jesuite

Kämpfer. 1690.

Hafen zu Nangasaki.

Auf den Gipfeln der Berge hat man Wachhäuser angelegt, aus welchen man mit Ferngläsern alles beobachtet, was auf dem Meere vorgeht, um der Obrigkeit der Stadt Nachricht davon zu geben. Es kamen auch zwanzig japanische Ruderschiffe denselben Tag dem Schiffe entgegen. Sie schleppten es bis auf zweyhundert Schritte vom holländischen Kaufhause hinauf. Das Ufer, welches durch den Fuß der Berge verschlossen wird, hat zu seiner Vertheidigung verschiedene runde Bollwerke, deren Pallissaden roth gemalet sind; und von der Seite der Stadt, ganz nahe beym Ufer, sieht man auf zwo Höhen zwey Wachhäuser mit Tuche umgeben, um den Fremden die Zahl des daselbst befindlichen Geschützes und der Mannschaft zu verdecken.

Verdrießliche Umstände bey der Aufnahme der Holländer.

Die Holländer begrüßeten jeden dieser beyden Posten mit zwölf Canonenschüssen, und ankerten dreyhundert Schritte von der Stadt bey Desima, einer Insel, die man besonders zum Aufenthalte ihrer Kaufleute eingerichtet hat. Darauf kamen zween Bediente der Regierung an Bord, und brachten ihre schriftliche Commißion mit; sie wurden von einer großen Menge Bedienten, Dollmetscher und Soldaten begleitet. „Sie riefen nach dem Verzeichnisse, das man ihnen in die Hände gab; alle die, welche neuangekommen waren, ließen sie einen nach dem andern durch die Musterung gehen, untersuchten sie vom Kopfe bis „auf die Füße, und schrieben ihre Namen, ihr Alter und ihre Geschäffte sorgfältig auf. „Nach diesem wurden fünf oder sechs Personen des Schiffes besonders über die Umstände der „Reise gefraget, woher sie kämen, wenn sie abgereiset wären, wie lange Zeit sie unterwegens „zugebracht hätten, ob sie in keinen andern Hafen eingelaufen wären? Man schrieb ihre Antworten auf. Man that auch verschiedene Fragen, wegen eines Beamten auf dem Schiffe, „der den Tag zuvor gestorben war. Man beobachtete seine Brust, und das übrige seiner „Haut sorgfältig, um zu sehen, ob kein Kreuz oder andere Merkmaale der römischen Religion an „ihm zu finden wären. Die Holländer erhielten, daß sein Leichnam noch selbigen Tag „weggenommen wurde; aber man verstattete niemanden, ihn zu begleiten, noch zu sehen „wo er beerdiget ward. Nach dieser Musterung stellte man Soldaten und Beamte in jeden Winkel des Schiffes, welches so zu reden, mit aller seiner Ladung in die Hände der „Japaner kam. Man ließ die Schaluppe und das Boot noch den holländischen Matrosen, „aber nur für diesen Tag, und um ihre Anker zu besorgen. Gegentheils forderte man ihnen die Pistolen, Messer und alle Waffen ab, die in Sicherheit gebracht wurden, den „folgenden Tag ließ man sich auch alles Pulver geben.„ Kämpfer gesteht, ein so seltsames Verfahren würde ihm sehr bange gemacht haben, wenn er es nicht zuvor gewußt hätte. Auch saget er, verbinde ihn die Wahrheit, zu bekennen, „daß beym ersten Anblicke der Küste von Japon, jeder, nach dem Befehle der Obern, und alten Gebrauche, dem Capitän sein „Gebetbuch und andere geistliche Bücher geben müssen, wie auch alles europäische Geld. „Der Capitän habe aufgezeichnet, was jedem besonders gehöre; alles in ein altes Faß gethan, und es vor den Japanern bis zur Abreise des Schiffes verstecket z).

Sobald diese tyrannischen Beamten fort waren, ließ das holländische Kaufhaus allerley Erfrischungen an Bord bringen. Die Directoren fanden sich daselbst den Tag darauf ein, und versammleten alles Schiffsvolk, um verlesen zu hören, was für erniedrigenden Umständen die Abgeordneten der Gesellschaft unterworfen wären, wenn sie in diesen Hafen auf-

suite nicht eben alle Gebäude des Königreiches Siam beschreiben.

z) Ebendaselbst a. d. 91 S.

Kämpfer. 1691.

aufgenommen würden. Das Papier, welches diese Verordnung ertheilet, ward nach japanischem Gebrauche öffentlich ausgehangen. Kämpfer wollte zu Desima aussteigen, und mußte deswegen, wie der schlechteste Bootsmann einen Paß von dem japanischen Wachschiffe nehmen, ihn der Wache auf dem Lande zu zeigen. Wiederum durfte man nicht vom Lande abgehen, ohne einen Paß von der dasigen Wache dem Schiffe zu zeigen a).

Der II Abschnitt.

Kämpfers Reise in Japon bis nach Osacka.

Zubereitung zur Reise. Anmerkung über die Wege in Japon. Allgemeiner Begriff von dem Wege nach Jeddo. Zug des Gesandten. Weg von Nangasaki nach Kokura. Dsisos, der japanische Weg- und Reisegötze. Gezwungene Höflichkeit der Fürsten von Omura. Bay und Stadt Omura. Warme Bäder von Urisiqnio. Siwota und andere Oerter, wo man Porcellan machet. Reiß von Omura für den Kaiser. Weibesbilder von sonderbarer Gestalt. Fruchtbarkeit der Landschaft Fisen. Annehmlichkeit des Weges. Fuhrwerk Cangos. Dorf voll Kinder eines einigen Vaters. Kokura. Das Volk beuget die Knie vor den Holländern. Ebene Jamasima. Begebenheiten, die sie berühmt machen. Hafen Simonoseki. Beschreibung der Stadt. Weg von Simonoseki nach Osacka. Caminoseki. Dsino Camiro. Tsiwa und ihr Hafen. Herr von Firesima. Insel, wie eine Pyramide. Tempel des Abuto. Höhle, wo Kobodais angebethet wird. Muru und seine Beschreibung. Verschiedene merkwürdige Oerter auf der Küste von Nipon. Hafen Fiogo. Amangasai und Sakai. Einzug in Osacka.

Zubereitungen zur Reise nach Jedo.

Der holländische Gesandte van Butenheim, wandte einige Monate an, sich nach dem Gebrauche zur Reise nach Jedo anzuschicken, wo sich der Kaiser von Japon ordentlich aufhält. Kämpfer hält sich bey diesen Zubereitungen weitläuftig auf b), und giebt anfangs einen allgemeinen Begriff von diesem Wege. Seit vielen Jahrhunderten, da das japanische Reich in sieben große Landschaften getheilet ist, hat man die Reisen durch einen Weg, der jede dieser Landschaften begränzet, bequemer zu machen gesuchet; und wie dieselbe noch kleinere Abtheilungen haben, so hat man auch in jeder dieser Abtheilungen besondere Wege gemachet, die sich in die große Straße ziehen, wie kleine Flüsse in einen großen fallen. Alle diese Wege werden von der Landschaft oder Gegend, nach der sie führen, genannt.

Anmerkungen über die Wege in Japon.

Die großen Straßen sind so breit, daß zween Haufen Reisende, so stark sie auch seyn mögen, ohne Hinderniß zugleich daselbst gehen können. Derjenige Haufen, welcher aufwärts steigt, das ist, nach der dasigen Art zu reden, welcher nach Meaco geht, hält sich auf der linken Seite des Weges, und der niederwärts gehende, oder der von der Seite von Meaco herkömmt, auf der rechten. Alle große Straßen, sind zur Nachricht für die Reisenden in gemessene und abgezeichnete Meilen eingetheilet, die von der großen Brücke zu Jedo als dem gemeinschaftlichen Mittelpuncte aller Wege, gerechnet werden. Man heißt diese

a) Ebendas. a. d. 93 S.

b) Diese japonischen Gebräuche sollen in der allgemeinen Beschreibung erzählet werden.

c) Kämpfer III Th. a. d. 304. 305 S.

d) Die japonischen Meilen sind nicht alle gleich lang. Die Landmeilen in der Insel Kiusiu und Landschaft Jsje bestehen jede aus funfzig Tsio, die andern gemeinen nur aus sechs und dreyßig, die ersten werden zu Pferde in einer Stunde zurück geleget, die andern in drey viertel Stunden. Das Tsio ist das Maaß der Länge einer Gasse. Es enthält sechzig Kins oder Naten, das ist ungefähr eben so viel Toisen. Die Seemeilen betragen

Kämpfer. 1691.

se Brücke vorzüglich Niponbas, d. i. die Brücke von Japon. Ein Reisender mag sich also im Reiche befinden, wo er will, so kann er allezeit wissen, wie viel japanische Meilen er von der Residenz entfernet ist. Die Meilen sind durch zwo kleine Erhöhungen bemerket, die auf jeder Seite des Weges, einander gegen über gesetzet sind, und oben auf derselben hat man einen oder mehr Bäume gepflanzet. Am Ende jeder Landschaft, und jedes kleinen Bezirkes, findet man einen Pfeiler von Holz oder Steine in die große Straße gesetzet, auf dem eingegraben ist, was für Provinzen und Länder sich hier endigen, und so gar, wem sie zugehören. Die Queerstraßen leiten die Reisenden auch durch Schriften e).

Allgemeiner Begriff von dem Wege nach Jeddo.

Auf der Reise von Nangasaki nach Hofe bringt man die Holländer über zween solche große Wege, und von einem zum andern zu Wasser. Also ist der ganze Weg in drey Theile getheilet. Sie begeben sich anfangs zu Lande quer über die Insel Kiusju, nach der Stadt Kokura, wozu fünf Tage erfordert werden. Von Kokura an, gehen sie erstlich über die Meerenge in kleinen Schiffen bis nach Simonoseki, welches etwa zwo Meilen davon ist, und wo eine Barke ihre Ankunft zu erwarten vor Anker liegt. Dieser Hafen ist so sicher, als bequem. Der Weg von Nangasaki nach Kokura, führet in Japon den Namen Si Kaido: Weg der Abendländer. Zu Simonoseki treten sie zu Schiffe, um nach Osacka zu kommen, wo sie, wenn die Zeit günstig ist, innerhalb acht Tagen anlangen. Manchmal geht das Fahrzeug nur bis Fioray, wovon Osacka noch dreyzehn japonische Seemeilen entfernet ist. Sie verrichten diese Fahrt in kleinen Schiffen, nachdem sie ihre Barken zu Fioray bis zu ihrer Rückkunft gelassen haben. Von Osacka durchreisen sie zu Lande ein Stück der großen Insel Nipon, bis nach Jedo, welches etwa vierzehn Tage wegnimmt. Der Weg von Osacka nach Jedo heißt Too Kaido; Weg der See, oder der Küste. Die Holländer halten sich zwanzig Tage zu Jedo auf, kehren eben den Weg nach Nangasaki zurück, und brauchen zur ganzen Reise etwa drey Monate. Sie beträgt wenigstens dreyhundert und drey und zwanzig japonische Meilen, nämlich vier und funfzigstehalb von Nangasaki nach Kokura, dreyzehn bis von Kokura nach Osacka, hundert und drey und dreyßig von Osacka nach Jedo, welches zweyhundert deutsche Meilen ausmachet. Auf diesem Wege durchreiset man, oder sieht wenigstens in einiger Ferne, drey und dreyßig große, und sieben und funfzig kleine Städte, nebst unzähligen Dörfern und Flecken.

Zug des Gesandten.

Der Zug des Gesandten bestund aus einer Menge Bedienten, die folgende Ordnung hielten: erstlich ein Dosin oder Lieutenant des Bugio, darnach sein eigener Lieutenant; ein Amtmann von Nangasaki; der holländische Gesandte; der oberste Dollmetscher, der den Namen Josemon oder Brasimon führete; ein Kaufmann, Namens Abouas; Kämpfer und sein Gehülfe Dubbels, alle zu Pferde. Der zweyte Dollmetscher Trojemon.

Sein

...zu drittehalb eine deutsche Meile außer dem Lande, aber im Lande, wie sich die Japoner ausdrücken, das ist, zwischen den Inseln, und daherum reisen sie solche nach der Länge der Küsten, ohne eine gewisse Rechnung zu haben. Kämpfer konnte von ihrem Verhältnisse zu den andern Meilen nicht urtheilen, er schätzet sie aber kürzer. Ebendas. a. d. 306 S. Montan in seiner japonischen Gesandschaft a. d. 104 S. rechnet fünf und zwanzig japonische Meilen auf einen Grad, und drey hundert und vier und funfzig von Nangasaki nach Jedo, nämlich zwey und zwanzig von Nangasaki nach Osacka, und hundert und vier und dreyßig von Osacka nach Jedo.

Sein Sohn, der mit dazu angeführet ward, und ein anderer Beamter zu Nangasaki. Endlich der Joriki oder Bugio, das ist, der oberste Befehlshaber, welcher Assagona-Pandaa-Nasin hieß, und in seiner Sänfte getragen wurde, vor ihm ward ein Handpferd geführet, und ein Officier trug vor ihm seine Staatspique, die oben mit einer silbernen Kugel und Platte, als den Merkmaalen seines Ansehens, gezieret war. Die Köche, das Küchengeräthe, die beyden Secretäre des Weges, reiseten allemal einige Zeit vor diesem Zuge; die ersten das Essen bey des Gesandten Ankunft bereit zu haben; die andern, alle die Reisekosten, die holländischen Waaren, die Zahl der Menschen und Pferde, die man sie zu tragen brauchte, die Menge der Meilen, die man jeden Tag zurück legte, die Namen der Wirthshäuser, und alles Merkwürdige, was auf der Reise vorgieng, aufs genauste aufzuzeichnen. Den Köchen folgeten die Bedienten, Stallknechte, und einige Träger, die einander ablöseten, alle zu Fuße. Die Pferde trugen außer ihren Reutern, jedes zween Kuffer, und die Matten, auf denen man die Nacht schlief, darüber gebreitet. Die Reuter sitzen mit kreuzweis gelegten Füßen, oder wie es ihnen am bequemsten ist.

Weg von Nangasaki nach Kokura.

Der Weg durch Nangasaki ist rauh und beschwerlich, weil man immer aufwärts gehen muß. Bey dem Ausgange aus der Stadt trifft man einen Flecken an, Namens Mangoin, der nicht weit von dem Orte ist, wo man die Verbrecher hinrichtet. Es bewohnen ihn nur Gerber, die in Japan das Amt der Scharfrichter verwalten. Etwa zwo Meilen weiter, gelanget man an den Flecken Urakami; fünf Meilen darüber sahen die Holländer das erstemal eine steinerne Säule, anderthalbe Toisen hoch, auf welcher die Gränzen der Bezirke von Nangasaki und Omura durch eingegrabene Schriftzüge angedeutet waren. Eine Stunde darnach langten sie im Flecken Tockitz an der Bay von Omura an. Daselbst speiseten sie. Ob sie aber gleich ihr Essen selbst mitgebracht hatten, und sich von ihren eigenen Köchen bedienen ließen: so mußten sie doch für einige andere Erfrischungen, die sie nicht angerühret hatten, ziemlich viel bezahlen. Der Weg von Nangasaki, bis an diesen Flecken, ist sehr uneben, bergicht und steinicht, wie alles Land da herum. Zwischen den Bergen strecken sich fruchtbare Thäler, und durch den Fleiß der Einwohner sind die Berge selbst, bis an den Gipfel angebauet. Kämpfer sah auf diesem Wege nichts merkwürdigers, als das Götzenbild Dsisos, welches den Wegen und Reisenden vorsteht, und hier an neun verschiedenen Orten in Felsen gehauen war. Er sah ein anderes von eben der Art, etwan drey Fuß hoch, mit Bluhmen gezieret, auf einer steinernen Säule. Dieses Götzenbild hatte vor sich zween andere kleine Pfeiler, die oben hohl waren, daß Lampen darinnen brennen konnten, welche von der Reisenden Freygebigkeit unterhalten wurden. Nicht weit davon sah man ein Becken voll Wasser, wo sich diejenigen, welche dem Götzenbilde etwas opfern wollen, zuvor die Hände waschen müssen. Als sie zu Urakami anlangeten, so erstauneten die Holländer über ein prächtiges Toori, das ist einen großen Thorweg, der nach einem Tempel des Cami führet, und den Aufenthalt dieses Götzens durch eine Aufschrift anzeiget.

Dsisos, der japanische Weg- und Reisegötze.

Gezwungene Höflichkeit des Fürsten von Omura.

Zu Tockitz fand der Gesandte des Fürsten von Omura Haushofmeister, der aus Ehrerbiethung gegen den Kaiser, und ohne einige andere Betrachtung, wie er sich erklären ließ, ihm alle Beyhülfe zu Fortsetzung der Reise anboth. Man hielt zween Feissenurs oder Lustschiffe bereit, ihn über die Bay bis Sinongi zu bringen, das nur achthalb Meile von Tockitz ist. Diese Feissenurs sind stark, aber sehr zierlich. Jedes hatte vierzehn Ruderer in blau und weiß gestreifte Röcke gekleidet. Auf dem Hintertheile befand sich

die

die Flagge des Fürsten, mit seinem Wappen, welches eine fünfblätterichte Rose im blauen Felde war. Vor der Flagge stund das ordentliche Zeichen der obersten Macht, ein Busch zerschnittenes Papier an das Ende eines langen Stabes gebunden, neben welchem der Bugio seine Picke stellte. Einer der Secretäre des Fürsten setzte sich auf eine Seite, und der Steuermann auf die andere. Der Bugio und der Gesandte nahmen die beyden Cajüten ein.

Kämpfer. 1691.

Den Abend langte man zu Sinongi an, nachdem man den ganzen Tag zehn Meilen zurück gelegt hatte, ob man wohl zu Lande funfzehn von Tockitz zählet, weil man alsdenn um die Bay herum reiset. Es befindet sich sehr wenig Wasser in ihr. Sie erstrecket sich nach Westsüdwest, hat mit dem Meere durch eine kleine Enge Zusammenhang, und daher ordentliche Ebbe und Fluth. Die Holländer sahen die Stadt Omura, des Fürsten Residenz an Hafen gelegen, etwan zwo Meilen weit rechter Hand. Hinter der Stadt bemerkten sie einen Berg, der rauchte. In der Bay findet man Perlenmuscheln; vor alters sammlete man daselbst einen sehr schönen Goldsand, längst der Küsten, die itzo überschwemmet sind. Omura steht unter der großen Provinz Fisen, wie Nangasaki, Firando, Gotho, Urissigino, Ficasseri, und andere kleine Bezirke, die vormals besondere Könige hatten.

Bay und Stadt Omura.

Man reisete den 14ten von Sinongi ab, und gieng über einen Berg, bis an die Gränze von Omura, zwo Meilen weit, wo man in den kleinen Bezirk von Urisipino kömmt. Hier kehrten zehn Leute den Weg vor den Holländern, bis an den Flecken, der diesem Bezirke den Namen giebt. Nahe bey dem Flecken, am Ufer eines kleinen Flusses, der von einem benachbarten Berge herunter fällt, trifft man warme Bäder an, die ihrer verschiedenen Tugenden wegen berühmt sind. Das ganze Gebäude ist mit Geländern von Bambus eingeschlossen, die sehr künstlich gearbeitet sind. Jedes Bad hat zween Hähne, einen zum kalten und einen zum warmen Wasser. Die Quelle ist nicht tief, aber das Wasser brauset mit so viel Gewalt hervor, und scheint so heiß zu seyn, daß kein Holländer sich unterstund, die Finger hinein zu halten. Kämpfer fand keinen Geruch und Geschmack daran, und schrieb daher alle seine Kräfte nur der Wärme zu. Aber ihn zu überzeugen, daß sich etwas außerordentlichers darinnen befände, riß ein Japaner einen Ast von einem Baume ab, und tunkte ihn hinein, worauf er ihm ein Blatt zu kauen gab, welches ihm Mund und Zunge machte, als wenn sie grün und gelb gemalet wären e).

Warme Bäder von Urisipino.

Drittehalb Meile über den Bädern, gelanget man zu einem Flecken Swota, nachdem man linker Hand des Weges sehr viel Häuser gefunden hat. Die Einwohner von Swota machen eine Art großer irrdener Töpfe, die statt der Tonnen dienen, das Wasser auf den Schiffen darinnen zu verwahren; die Europäer nennen Gefäße, die diesen ziemlich ähnlich sind, Martabanes, von einem indianischen Königreiche, das diesen Namen führet, wo man deren viel machet, und von daraus in ganz Indien verführet. Ein großer und schöner Fluß, der von Swota nach Morgen, durch eine weite Ebene läuft, fällt in den Meerbusen von Simabara. In diesen Flecken, wie in Urisipino auf den benachbarten Bergen, und verschiedenen andern Oertern der Provinz Fisen, machet man das japanische Porcellan aus einem weißlichten Thone, der sich daselbst häufig findet.

Swota, und andere Oerter, wo japanisches Porcellan gemacht wird.

Bey der Abreise von Swota mußten die Holländer über viel Flüsse setzen, deren einige schiffbar sind: sie giengen durch die Städte Narissi und Wenvaki, und legten eine Tage-

e) A. d. 395 und vorherg. S.

Kämpfer. 1691.

Tagereise von eilf Meilen, bis Ooda, zurück, wo sie die Nacht zubringen sollten. Den ganzen Tag waren sie in angenehmen und fruchtbaren Thälern, und den schönsten Feldern gezogen, die einige Schritte vom Wege mit Theebäumen besetzt waren. Diese Bäumchen sind nicht über sechs Fuß hoch, und haben ein schlechtes Ansehen, wenn sie, wie damals, ihrer Blätter beraubt sind. Die Reißfelder schienen Kämpfern schöner zu seyn, als in einigem andern Lande der Welt. Die ganze Landschaft Fisen ist ihres Ueberflusses an Reiße wegen berühmt, und man zählet dessen sechs verschiedene Arten. Der beste wächst in den Gegenden von Omura, und wird für den Kaiser nach Jeddo gebracht.

Reiß von Omura, der dem Kaiser vorbehalten wird.

Den folgenden Tag gieng man durch Sanga, die Hauptstadt der Landschaft Fisen, um die Nacht zu Todoroki nach einer Tagereise von eilf Meilen zuzubringen. Das ganze Land, wodurch dieser Weg gieng, ist flach, voll Flüsse, und Reißfelder. Die merkwürdigen Oerter sind erstlich Totmatz, ein großer Flecken eine halbe Meile von Ooda.

Weibesbilder von sonderbarer Leibesgestalt.

Kämpfer sah da das erstemal Weibesbilder von Fisen, und das Schauspiel kam ihm sehr seltsam vor. Sie sind so kurz, daß man sie für junge Mägdchen ansehen sollte, aber daben wohlgebildet, und meistens artig. Sie schminken sich, und das machet sie vollends zu Puppen; wenn sie verheirathet sind, so reißen sie sich die Augenbraunen aus. Eine Meile über Torimatz findet man einen andern großen Flecken, Namens Kongawamatz. Ein trüber Fluß, welcher dadurch geht, und sich im Meere verliert, nachdem er vier oder fünf Meilen tiefer gekommen ist, zeiget hier eine sehr schöne hölzerne Brücke, und ist nie von Lustschiffen leer, die daselbst auf und abfahren. Eine viertel Meile weiter geht man durch den Flecken Ursinsin, wo man Träger und Fuhrwerk verändert, und eine halbe Meile davon durch Botack, worauf man unweit des letzteren den Krasignomas antrifft, welcher aus drey Theilen besteht; der erste dießseits eines großen Flusses, der südostwärts läuft, heißt Fooknamas; der zweyte, welcher mit dem ersten durch eine Brücke hundert und funfzig Schritte lang zusammen hängt, Jakimootzmas; der dritte, Fasenomas. In den beyden ersten sieht man Papiermühlen, und verschiedene gute Manufacturen zu seidenen Zeugen.

Aus eben der Materie, welche die Japaner zum Papiere brauchen, ziehen sie eine Art Wolle, die Faden hat, und zu Seegeln dienet.

Noch eine viertel Meile weiter langeten die Holländer in den Vorstädten von Onsijmatz, und bald zu Sanga an, wo sich der kleine König der Landschaft Fisen aufhält. Diese Stadt ist groß und sehr bevölkert, aber mehr lang als breit. Sie hat breite und gerade Gassen, mit Canälen und Flüssen, die durch sie gehen, und in das Meer Arima, bey einer Stadt, die eben so heißt, fallen. Die Häuser sind da niedrig, und die Läden zur Zierde schwarz bekleidet. Kämpfer bewunderte hier noch mehr die kleine Gestalt und Artigkeit der Weibesbilder, die nicht sowohl lebenden Geschöpfen, als Wachsbildern ähnlich sehen, obgleich die rothe Farbe ihrer Lippen ihr Wohlbefinden beweist *f*). Das Feld ist viele Meilen um Sanga sehr fruchtbar, eben, und mit Flüssen oder Canälen durchwässert, die eine große Menge Schleusen haben, daß man dieses so weitläuftige Land auf einmal unter Wasser setzen kann. Daher wächst auch der Reiß hier vollkommen; Kämpfer würde dieses schöne und fruchtbare Land Medien selbst vorziehen *g*), wenn er es besser mit Viehe und Obstbäumen versehen gefunden hätte. Sonst ist es die größte Landschaft von Saikokf.

Fruchtbarkeit der Landschaft Fisen.

f) A. d. 390 S.

g) Ebendaselbst.

Kämpfer. 1691.

Saikokf. Der Fürst von Fisen hat nicht weniger als vier hundert tausend Flecken oder Dörfer unter sich.

Die Holländer brauchten anderthalb Stunde durch Sanga zu ziehen, ob sie gleich ziemlich geschwind giengen. Außer dem Thore, durch welches sie hinaus giengen, sahen sie eine lange Allee von Tannen, Störche auf den Bäumen, aber nicht so groß als in Europa, und verschiedene Falken, welche einige Leute auf den Händen trugen, wie in Japon gebräuchlich ist. Nachdem sie durch den Flecken Farnamatz eine Meile von Sanga, und über einige Flüsse gegangen waren: so langten sie zu Mittage in dem großen Flecken Kansacki an, der zwo Meilen von Farnamatz ist. Die Wege waren schön, eben, und mit frischem Sande bedecket. Vier Meilen weiter endigten sie diese Tagereise in einem andern großen Flecken Todorocki genannt, waren aber zuvor über einige Flüsse, und durch verschiedene Dörfer gegangen, davon die vornehmsten Haddi oder Faddi, (denn in der Aussprache der Japaner lassen sich h und f nicht wohl unterscheiden), Nittanvah und Nagabar sind. Sie waren durch ein Gehölze, voll sehr großer Fichten, gegangen, und hatten rechter Hand vier Meilen von Nagabar, das Schloß Kurume gesehen, in welchem prächtigen Gebäude der Fürst von Tsikungo sich aufhält.

Annehmlichkeiten des Weges.

Den 16ten begaben sie sich nach Taisero, das nur eine halbe Meile von Todoriki ist. Diesen großen Flecken hatte der Kaiser seit kurzem den Fürsten von Fisen genommen, und ihn dem Herrn von Tsussima und Simababan gegeben, der bisher nichts auf dem festen Lande von Japon besessen hatte, da ihm nur zwo Inseln, Iki und Tsussima zugehöreten; die nach Corea zu liegen. Von Taisno giengen sie über einige Flüsse, und durch die Dörfer Ruamatz, Farda, und Osusanka, und hielten das Mittagsmahl zu Jamaijo, welcher Ort sehr volkreich ist. Bey Osusanka theilet sich der Weg in zweene; einer wendet sich zur rechten, nach de Seite von Kurine, und der andere zur linken, längst einigen Bergen hin, nach Fakatto zu. Nachmittage setzten sie ihren Weg in Cangos durch die Gebirge fort, über die man nicht gut zu Pferde kommen kann. Diese Fuhren, welche wie ein kleiner viereckichter Korb sind, der auf allen Seiten offen, und nur mit einem kleinen Dache auf einem Stabe bedeckt ist, sind für den Reisenden sehr unbequem. Indem man den Berg Fiamitz hinauf steigt, trifft man einen kleinen Flecken ohne Namen an, dessen Einwohner alle von einem einzigen Manne hergekommen waren, der noch lebte. Kämpfer erstaunete, als er sie alle wohlgebildet, und so höflich fand, als sie die beste Auferziehung hätte machen können *b*). Der Gang über den Berg beträgt etwa zwo Meilen, worauf man anderthalb Meile nach Ursijino hinab steigt, und daselbst wieder Pferde bekömmt, den Abend zu Itz anzulangen, das an einem Flusse liegt. Kämpfer bemerkte, daß die Felder mit Theebäumen bedecket waren. Die Einwohner, saget er, gehen mit dem Erdreiche so sparsam um, daß sie selbst diesen Bäumen nur das Aeußerste ihrer Felder eingeben.

Fuhren Cangos genannt.

Dorf voll Kinder eines einzigen Vaters.

Den folgenden Morgen reisete man noch vor Anbruche des Tages ab, weil man dreyzehn Meilen zurück legen wollte. Der Flecken Tabukro, zweene tiefe Flüsse, die nahe bey einem andern Dorfe zusammen kommen, das Kujanossa heißt und Kusiraki, anderthalb Meile von welchem man zween steinerne Pfeiler findet, welche die Bezirke von Tsikusen und Kokura absondern, zogen allein Kämpfers Aufmerksamkeit auf sich, bis nach Kokura selbst, wo man erst nach einer Reise von zehn Meilen anlangte. Die Holländer ruhten

b) A. d. 393 S.

Kämpfer. 1691.

Kokura.

ruhten daselbst in einem sehr schönen Gasthofe aus. Die Stadt liegt in der Landschaft Busen. Vordem war sie reich und stark bewohnt; aber seitdem die benachbarten Gegenden unter verschiedenen Fürsten sind getheilet worden, hat sie viel von ihrem alten Glanze verlohren. Ihre Länge beträgt ungefähr eine japanische Meile, und ihre Gestalt ist ein länglichtes Viereck. Sie besteht aus vier Theilen, einem großen Schlosse, wo der Fürst sich aufhält, und drey Städten, oder vielmehr so viel Theilen einer Stadt, die von einander abgesondert sind. Das Schloß nimmt einen großen viereckichten Platz ein, der mit Graben und Mauren umgeben ist, und jeder Theil der Stadt hat eben die Gestalt. Die Häuser sind niedrig und klein; die Gassen breit und ordentlich. Man sieht daselbst große Wirthshäuser, viel Brathäuser, die erhabene Heerde und Roste, wie in Deutschland haben, öffentliche Bäder und schöne Spatziergärten. Ein Fluß, der von Süden nach Norden durch die Stadt geht, sondert den dritten Theil von den beyden andern und dem Schlosse ab, worauf er ins Meer fällt. Damals waren über hundert Barken auf ihm; denn die größten Schiffe können nicht über **Simonoseki** hinauf. Er hat nur eine Brücke, etwa zweyhundert Schritte lang, worauf sich an jeder Seite ein eisernes Geländer, auf hölzernen, sehr schön gearbeiteten Säulen befindet.

Das Volk beuget die Knie vor den Holländern.

Hier ruheten die Holländer einige Stunden aus. Nach diesem führte man sie den Weg der Küste, sich in **Kabajas** oder kleine Fahrzeuge zum Uebersetzen zu begeben, die sie nach **Simonoseki** bringen sollten. Sie reiseten aus **Kokura** durch eine Menge Zuschauer, die in tiefem Stillschweigen knieten. **Kämpfer** will eben nicht behaupten, daß es aus Ehrfurcht für die holländische Gesandschaft geschehen. Indessen setzet er hinzu: „so nahmen wir „unsern Abschied aus der Insel **Kiusju**, oder wie das Volk sie nennet **Nisijno Kuni**, „das ist, **das Land von Neun**, weil es in neun große Provinzen eingetheilet ist. Sie heißt auch **Saikokf** oder **das westliche Land**, weil sie westwärts des großen Eilandes **Nipon** liegt.„ **Simonoseki** ist nur drey Meilen von **Kokura**. Diese kleine Ueberfahrt geschieht über eine Meerenge, die von einem Eylande **Kikusicua** und **Finosama** und die Küsten der Provinz Busen gemacht wird, aber doch wegen großer Begebenheiten berühmt ist. **Kämpfer** mag sie erzählen.

Ebene Jamasima.

Zu unserer Rechten saget er, auf den Küsten der Landschaft Busen, unter der Gerichtsbarkeit von **Kokura**, sahen wir eine große grüne Ebene, mit Bäumen bepflanzet, die man **Jamasima**, das ist, Perleninsel nennet. Bey dieser Ebene befindet sich ein Schloß, **Dairi**, wo sonst der **Dairi**, ein erblicher geistlicher Kaiser herrschte. Zwischen diesem Schlosse und der benachbarten Insel, die nicht über eine viertheil Meile davon ist, entdecket man einen Felsen, der sich über das Meer erhebet, nebst einem steinernen Pfeiler darauf, den die Einwohner **Jorike** nennen.

Begebenheit, die sie berühmt machen.

Dieses Denkmaal ward einem Piloten, der diesen Namen führete, zu Ehren aufgerichtet, welcher unternommen hatte, einen berühmten japanischen Kaiser, **Tasko**, zu führen: als selbiger die westlichen Länder zu überwältigen, und ihnen die itzo im ganzen Reiche eingeführte Regierungsart aufzulegen kam. Der Pilote, **Jorike**, hatte diesen Fürsten der äußersten Gefahr gegen die Felsen ausgesetzet, und kam der Strafe zuvor, die er verdient zu haben glaubete, indem er sich den Bauch auf japonisch aufhieb. Eine so schöne Verzweifelung zu verewigen, befahl der Kaiser, daß man ihm dieses Denkmaal aufrichten sollte. Eben dieser Felsen ist auch wegen des Todes eines kaiserlichen Kronprinzen berühmt. **Fegue**

oder

i) A. d. 400 und vorherg. S.

oder Feki, ein Herr von großem Muthe, befand sich in einem blutigen Kriege wider Gego verwickelt. Er war so unglücklich, daß er überwunden ward, und seine ordentliche Residenz, Osacka, verlassen mußte. Fijuago, wohin er seine Zuflucht nahm, schützte ihn nicht lange. Er floh wieder, und verlohr bald sein Leben. Er hatte einen Sohn, der kaum sieben Jahre alt war. Die Wärterinn dieses jungen Prinzen unternahm, mit ihm über das Meer zu entfliehen: als sie aber an diesen Felsen gekommen war, und sah, daß man sie so genau verfolgte, daß es unmöglich wäre, zu entfliehen, umarmte sie den Prinzen, und warf sich vor Schmerz und Liebe mit ihm ins Meer. Man liest in der japanischen Geschichte, nachdem Fegue sein Verderben für unvermeidlich gehalten, so habe er sieben Schiffe mit Gold und Silber nach China geschickt, wo man nach seinem Tode einen prächtigen Tempel zu seinem Andenken erbauet. Die Japoner richteten auch einen zu Simonoseki auf, das Unglück des jungen Prinzen zu verewigen.

Kämpfer. 1691.

Simonoseki ist ein berühmter Hafen, am Fuße eines Berges in der Landschaft Nagatto, welches die ostlichste der großen Insel Nipon ist. Die Gestalt dieser Insel gleicht einer Kinnbacken, und sie ist durch zwo große Straßen durchschnitten, die sich von einem Ende zum andern strecken. Einer geht von Westen nach Osten, von Simonoseki an, durch Osacka und Meaco nach Jeddo, längst der Küsten. Sein erster Theil von Simonoseki bis Osacka, wird zu Wasser zurück geleget, weil die Küsten sehr bergicht sind. Der andere Weg geht von Jeddo nach Norden und Nordost, bis an das Aeußerste der Landschaft Osiu, ungefähr vierzig Meilen lang.

Hafen Simonoseki.

Die Stadt Simonoseki enthält nicht über vierhundert oder fünfhundert Häuser, meist auf die beyden Seiten einer Gasse gebauet, die ihre ganze Länge ausmacht, und von einigen kleinen durchschnitten wird. Sie ist voll Läden, in denen man vornehmlich Lebensmittel und Vorrath für die Schiffe verkauft. Hier ist der gemeinschaftliche Hafen aller Schiffe, die von den westlichen Provinzen nach den ostlichen gehen, oder daher zurück kommen. Kämpfer zählte deren über zweyhundert vor Anker, von allerley Größe. Zu Simonoseki machet man Schreibzeuger, Büchsen, Teller, und andern Hausrath, aus einem grauen und schwärzlichen Serpentinsteine, der nahe dabey bricht. Der widrige Wind hielt die Holländer den ganzen folgenden Tag daselbst zurück, und sie vertrieben sich den Nachmittag mit Besichtigung der Läden, des Tempels des Amadais, dieses jungen Prinzen, des Sohnes des Kaisers Fegue. Sie wurden von zween Beamten der Stadt dahin begleitet. Ein junger Priester, der sie am Thore empfing, führte sie in einen mit schwarzen Crep bezogenen Vorsaal. Der Fußboden war mit einer Tapete belegt, die mit Silber durchwirkt war, und in der Mitte desselben sah man auf einem Altare das Bild des jungen Prinzen. „Es war ein artiges Kind, dicke, mit langen schwarzen Haaren; alle gegenwärtige Japoner „neigten sich vor ihm, nach der Landesart, indem sie den Kopf bis auf die Erde beugten. „Jede Seite des Gemäldes zeigte Bilder anderer Prinzen, von eben dem Geblüte, in Le„bensgröße, schwarz bekleidet. Der Priester, welcher die Holländer empfangen hatte, „zündete eine Lampe an, und hielt ihnen eine Rede über diese traurige Begebenheit; nach „diesem führte er sie in ein anderes großes Zimmer, welches der Gesprächsaal des Klosters „war. Der Superior hatte sich dahin begeben, sie zu empfangen; es war ein alter „hagerer Mann, von einem sehr ernsthaften Ansehen. Er trug, wie die andern Prie„ster, einen Rock von schwarzem Crep, mit einem silbernen Bande, das ihm, wie eine Leib„binde, von der rechten Achsel nach der linken Seite hinabhing. Hinter seinem Kopfe,

Beschreibung der Stadt.

Tempel des Amadais.

Was sie da sehen.

Kämpfer. 1691.

„zwischen den beyden Schultern hing ein anderes viereckichtes Stück von eben dem Zeuge. „Dieses waren die Merkmaale seines Ranges und seines Ansehens. Er sehte sich auf den „Boden; und weil er bey den Holländern nicht viel Eifer sah, sich ihm zu nähern, so stund „er auf, um sich in einen der benachbarten Kammern zu begeben, welches kleine Zelter sind, „die nur durch Schirme von einander abgesondert werden. Der Gesandte ließ für das „Kloster ein Goldstück, etwan drittehalben Reichsthaler am Werthe, zurück.„

Weg von Simonoseki nach Osako.

Man reisete den 19ten nach **Osacka** ab. Dieser Weg beträgt hundert und sechs und dreyßig Seemeilen. Aber die Lage der Hafen, wo man einläuft, machet den Unterschied desto größer, da man beständig große und kleine Inseln antrifft, und sehr unordentlich schiffen muß. Die ganze Fahrt durch hatte man die große Insel **Nipon** zur Linken, zur Rechten aber was zur Provinz **Buisjen** oder **Bungo** gehöret, und von da die kleine Insel und Provinz **Awadsi**.

Zwo Meilen von **Simonoseki** sahen die Holländer bey dem Flecken **Tonnora** einen großen Pallast, wo sich die Fürsten bey ihren Reisen nach Hofe aufhalten. Fünf Meilen weiter entdeckten sie das Dorf, und berühmte Gebirge **Mottojamena**. Hier erweitert sich die Meerenge, und die Küsten von **Saikokf** wenden sich zur Rechten, und machen mit denen von **Nipon** eine offene und geraume Bay. Achtzehn Meilen weiter, verliert man **Saikokf** aus dem Gesichte, und bald darauf entdecket man ein großes Eyland **Jerossima** genannt. Ein wenig weiter sieht man einen hohen Berg **Cassada Jamma**, der zehn Meilen von **Caminoseki** ist, und entdecket in der Entfernung die hohen mit Schnee bedeckten Berge der Provinz **Jjo** auf der großen Insel **Tsikokf**. Noch weiter wies man den Holländern gefährliche Klippen **Ssosinekso** genannt, davon einige unter dem Wasser sind, andere hervorragen. Nach diesem kamen sie in eine Enge, die **Nipon** von einer andern Insel absondert. Wie sie durchgefahren waren, so ließen sie zur Linken ein Dorf **Nioritzu** genannt, auf **Nipon** gelegen, und rechter Hand ein anderes **Caminoseki**, welches seinen Namen auch der zweyten Insel ertheilet. Ein hölzerner Leuchtthurm, auf einem Felsen, dem Hafen gegen über, trägt eine Laterne, die man bey Nachte zur Sicherheit der Schiffahrt anzündet. **Kämpfer** bemerket hier, daß das Meer zwischen **Simonoseki** und **Caminoseki**, den Namen **Siwonada**, das ist Hafen von **Siwo** führet, weil es vornehmlich die Küsten der Landschaft **Siwo** benetzet.

Caminoseki.

Dsino Camiro.

Von **Caminoseki** waren noch vier Meilen bis **Dsino Camiro**, wo man gegen acht Uhr des Abends ankerte, und diesen Tag fünf und vierzig japonische Seemeilen zurück gelegt hatte. **Dsino Camiro** besteht aus mehr als vierhundert Häusern, deren einige wohl gebauet sind. Es liegt auf den Küsten von **Aki**, in der Tiefe eines mit Bergen umgebenen Hafens. Man nennet es **Dsino**; **Niedrig**, um es von **Okino Camiro** oder Hoch **Camiro**, auf eben der Küste unweit davon zu unterscheiden. Den Dienstag war den ganzen Morgen Windstille, daß man sich nur mit Rudern forthelfen mußte. Man gieng vor **Okino Camiro** vorbey, wo etwan vierzig Häuser sind, die auf dem östlichsten Ende einer kleinen sehr fruchtbaren Insel liegen, deren Hügel und Berge bis an die Gipfel angebauet sind. Die Insel **Tsiwa** zeiget sich folgendes zur Linken mit einem sehr guten Hafen, der wie ein halber Zirkel gebildet ist, auf der südlichen Küste: ihn fassen etwan zwanzig Häuser ein. Den Nachmittag sah man **Camogari** auf den Küsten von **Aki**; gegen Abend lief man in den berühmten Hafen **Mitare** ein, und hatte den Tag acht und vierzig Seemeilen zwischen vielen Inseln zurück gelegt, die theils fruchtbar und angebauet, meistens

Insel Tsiwa und ihr Hafen.

Kämpfer. 1691.

aber unfruchtbar und wüste waren, und selbst aus Felsen bestunden. Rechter Hand hatte man die Landschaft Ijo auf der Insel Tsikoko, und auf der andern Seite die Landschaft Aki auf Nipo. Die höchsten Berge beyder Provinzen waren mit Schnee bedeckt.

Herr von Firesima und seine Länder.

Den 21sten lichtete man die Anker mit Anfange des Tages, und Kämpfer beobachtete, daß die Küsten des Eylandes Tsikoko, sich um die von Nipo so nahe ziehen, daß sie eine Meerenge machen, die hier und da nur eine japanische Meile breit ist. Zwo Meilen über Mitare sah man Ksurissima, einen nicht sehr beträchtlichen Ort, auf der Spitze des Eylandes Tsikoko. Daselbst hält sich der Herr von Firesima in Aki auf, der auch neun kleine benachbarte Inseln besitzt. Zwo oder drey Meilen weiter, gieng man vor der Stadt Imabari vorbey, deren Schloß ein prächtiges Gebäude mit vielen hohen Thürmen gezieret ist, wo sich ordentlich der Sisromottosano, Sohn des Fürsten von Kijnokuni aufhält, welcher des Kaisers Tochter geheirathet hatte. Man legte noch fünf Meilen zurück, und gelangte an die Einfahrt einer sehr schmahlen Enge, die linker Hand einen Flecken Fanguri, unten an zweyen Gebirgen zeiget, der seiner Salzquellen wegen berühmt ist. Viele andere kleine Flecken an den Küsten werden nur von Fischern bewohnet. Eine Meile über Fanguri trifft man eine Batterie an, die so niedrig als das Wasser ist, welche die Ueberfahrt desto besser bestreicht, da sich alle Fahrzeuge ihr bis auf einen Pistolenschuß nähern müssen. Einige Meilen weiter sieht man linker Hand den Flecken Iwangi, aber das Land ist vom Meere so unterbrochen, daß man nicht ausmachen kann, ob es zum Eylande Nipon, oder einem andern gehöret. Unweit davon sieht man einen Tempel auf einer angenehmen Höhe, mit einem Vorthore auf dem Ufer, die Vorbeygehenden zu belehren, daß eine lange Treppe, die darauf folget, den Zugang zu einem heiligen Gebäude ausmachet. Noch weiter fährt man zwischen hohen und steilen Bergen, an welchen unten verschiedene gute Hafen, und viel Dörfer liegen. Rechter Hand zeiget sich auf einer Insel der große Flecken Siwoja, der seines Salzes wegen berühmt ist, und dabey Jugi oder Ige, den nur reiche Privatpersonen, bewohnen.

Batterie, die eine sehr enge Durchfahrt bestreichet.

Insel, wie eine Pyramide gestaltet.

Weiter giengen die Holländer vor einer kleinen Insel vorbey, die ihrer Gestalt wegen merkwürdig ist; denn sie sieht wie eine hohe Pyramide aus. Rechter Hand des Schiffes begränzte nichts auf dem Meere die Aussicht. Ein großer Meerbusen strecket sich hier zwischen Iko und Sanecki, den beyden nordlichsten Landschaften der Insel Tsikoko, und vertiefet sich so weit, daß man das Ende nicht sieht. Auf der andern Seite zeiget das große Eyland Nipon verschiedene Flecken. In einiger Entfernung kann man in den berühmten Hafen Tomu, bey dem sich ein Städtchen Bingono Tomu, zum Unterschiede eines Fleckens, der eben den Namen führet, so genannt, befindet. Es liegt auf einer Höhe am Fuße des Berges, in der Landschaft Bingo, die zur Insel Nipon gehöret, und stellet einen halben Kreis vor. Man machet daselbst sehr feine Matten, und Fußtapeten, die in andere Landschaften verführet werden. Außer einem schönen Kloster, das sich hinter dem Städtchen zeiget, bemerket man in einiger Entfernung einen berühmten Tempel des Götzen Abuto, dem man eine Menge Wunderheilungen, und die Macht günstigen Wind zur Schiffahrt zu verleihen beyleget. Die Matrosen und Reisenden befestigen einiges Geld auf ein Brett, und werfen es ins Wasser, und der Priester versichert, dieses Opfer komme allemal richtig ans Ufer in seine Hände. Indessen kömmt er doch um besserer Sicherheit willen, in einem Schiffchen, und fordert diese Abgabe von allen Schiffen ein, die vor dem

Tempel des Abuto.

Kämpfer. 1691.

Tempel vorbey segeln. Gegenüber entdecket man ein Eyland voll großer Bäume, mit denen auch die meisten benachbarten Berge bedeckt sind.

Höhle, wo Kobodais angebethet wird.

Sieben Meilen von **Tomu** ankerte man, gegen Abend zu **Sigraisi**, welcher Hafen in einer kleinen Insel am Aeußersten eines angenehmen und wohlgebaueten Thales liegt. Man bethet daselbst den Götzen **Kobodais** in einer Höhle oben auf dem Berge an. Diesen Tag hatte man achtzehn Seemeilen nach Ost und Nordost zurück geleget. Den 22sten waren sie noch sieben zwischen verschiedenen kleinen Inseln gesegelt, als man sich vor **Sijmotzi** oder **Sijmotzui**, einer Stadt in der Landschaft **Bitgu**, am Fuße eines angebaueten Berges aufhielt, wobey ein Schloß **Siwos** und ein kleiner Flecken liegen. Ziemlich nahe dabey sah man das Eyland **Tsusi Jamma**, gegen welches man gerade zu segelte, den Weg nach Osten zu nehmen. Hier fängt das Meer an sich einzuziehen, weil sich die Küsten von **Nipon** und **Tsikoko** einander nähern. Linker Hand auf den Küsten von **Bitsju** sieht man einen großen Hafen, der gegen die Südwinde offen ist, und auf jeder Seite einen Flecken an seinen Ufern hat. Acht Meilen weiter auf eben der Küste nach Norden, findet man den großen und schönen Flecken **Sigmodo** oder **Usimano**, den eine Schanze beschützet: sieben Meilen weiter das Schloß **Ako**, dessen weiße Mauern und hohen Thürme, nebst der Stadt eben dieses Namens dahinter, sehr artig aussehen. Die benachbarten Küsten zeigen nur Felsen. Drey Meilen von **Ako** trifft man einen berühmten Hafen **Muru** an, den ein Berg, welcher sich nach Westen erstrecket, sehr sicher machet. Ein guter Theil des Hafens ist mit einer dicken Mauer von gehauenen Steinen umgeben. Die Stadt ist längst dieser Mauer gebauet, in einer angenehmen und bequemen Lage, und gehöret zur Landschaft **Bisen.** Sie besteht in einer langen Gasse, die sich in einem halben Zirkel längst des Ufers wendet, und in einigen andern, die sich nach dem Berge zu strecken. Außer den Lebensmitteln, die man daselbst in Menge verkaufet, ist sie wegen einer Manufactur von Pferdehäuten berühmt, die man daselbst nach rußischer Art gerbet, und die Farben durch verschiedene Arten Firnisse erhebet. Die benachbarten Berge sind bis an die Gipfel angebauet. Ein Holz hinter der Stadt machet die Aussicht sehr angenehm, nicht nur wegen seiner grünen Farbe, sondern auch wegen einiger runden Bollwerke, mit denen es umgeben ist, und vieler schönen Gebäude, wo sich Officirer und Soldaten aufhalten. Der Hügel, auf welchem das Gehölze und die Schanze liegen, hängt mit der Stadt durch einen kleinen Erdstrich zusammen, aber Mauern und Thore verhindern, aus einem ins andere zu kommen. Die Holländer stiegen mit einigen Japanern zu **Muru** aus. Man führte sie durch eines Kaufmanns Haus in die große Gasse, und von dar zu einem Bader, wo sie die Freyheit hatten, sich zu erfrischen. Bey ihrer Rückkehr fanden sie die Gassen voll Zuschauer, welche ohne das geringste Geräusch auf die Knie fielen, und sie also noch ungewiß ließen, ob es eine Ehrenbezeugung für ihre Nation wäre.

Verschiedene merkwürdige Oerter auf der Küste von Nipon.

Sie lichteten die Anker den 23sten, und ließen den ganzen Tag hinter einander linker Hand auf den Küsten von **Nipon** verschiedene Oerter, die **Kämpfers** Aufmerksamkeit auf sich zogen. **Abosi** ist eine Stadt, welche von einigen Festungen vertheidiget wird, ein großes kaiserliches Magazin enthält, und im Namen des Kaisers regieret wird. Ein Aufseher nimmt daselbst die Einkünfte des Monarchen ein. Sie liegt in dem Lande des Fürsten von **Farima**. **Fimesji** oder **Fimedsi** ist eine andere kleine Stadt, mit einem festbaren Schlosse. Die Küsten um diese beyden Plätze sind voll Klippen und Sandbänke. **Takasango** oder **Takosant**, ist noch ein Städtchen sieben Meilen von **Muru**, welches

eine

eine große Ebene unter sich hat, zu der es den Eingang eröffnet. Diese Ebene erstrecket sich sieben Meilen in das Innere des Landes, und fünfe längst der Küsten. **Akasi**, welches sie begränzet, ist eine offene Stadt, um die sich eine große Menge Spaziergänge von Bäumen befinden; sie ist ihrer Manufacturen von **Catables** wegen berühmt. Dieses sind Frauenzimmerröcke von hänfnem Zeuge. Durch die Bäume entdecket man dahinter ein Schloß mit viereckichten drey Stockwerk hohen Thürmen, in dessen Mitte der Pallast eines Bugio des Fürsten von **Fatima** ist. Auf beyden Seiten der Stadt ist das Ufer mit vielen großen Flecken bedecket, welche meistens von Fischern und Leuten bewohnet werden, die das Salz aus dem Meerwasser sieden. Bey **Akasi** kamen die Holländer in eine Enge, welche von den Küsten von **Nipon**, und einer ziemlich großen Insel gemacht wurden, darauf sie verschiedene Flecken und Tempel sahen. Weiter erblickten sie die Flecken **Jamatra**, **Faromi** und **Sivoja**, die von Fischern und Handwerkern bewohnt sind; noch etwas weiter **Summa**, oder vielmehr drey Flecken, die unter diesem Namen begriffen werden. Bey den alten innerlichen Kriegen in Japon vertheidigten sich einige Anhänger des Kaisers **Feke** viele Jahre in diesem Platze. Nach **Summa** folget der Flecken **Cammagu Fagassi** von drey bis vier hundert Häusern, und alsdenn die Stadt und der Hafen **Fiogo**, in der Landschaft **Setz**, fünf Meilen von **Akasi**. Südwärts von der Meerseite bedecket den Hafen ein Damm von Sande, der sich etwan zwey tausend Schritte nach Osten erstrecket. Er hat unsägliche Summen, und das Leben vieler Menschen gekostet. Weil Wellen und Stürme ihn verschiedenemal zerstörten: so verzweifelte man, ihn zur Vollkommenheit zu bringen: aber wenn man den japanischen Geschichten glauben darf, so ließ sich ein Held lebendig unter den Grund des Werkes begraben, den Zorn der Meergötter zu stillen. Manche theilen diesen Ruhm unter dreyßig Männer, die sich dergestalt dem gemeinen Besten aufgeopfert hätten. Der Hafen **Fiogo** ist nur nach Osten offen, und selbst von dieser Seite zum Theile durch die Küsten der Landschaft **Setz** bedecket. Dieß ist der letzte, der einige Aufmerksamkeit zwischen **Simonoseki** und **Osacka** verdienet. **Kämpfer** zählete daselbst wenigstens dreyhundert Barken vor Anker. Die Stadt hat kein Schloß, aber sie ist fast so groß, als **Nangasaki**, und liegt in einem halben Kreise um den Hafen. Dahinter zeiget sich ein Berg voll reicher Goldgruben, aber ohne Bäume.

Kämpfer. 1691.

Hafen Fiogo.

Wie er vollendet worden.

Sonnabends den 24sten des Hornungs verließen sie ihre große Barke, die sie nicht bis an den Hafen von **Osacka** führen konnten, weil er nicht tief genug ist. Sie mietheten vier kleine Fahrzeuge, in welche sie sich nebst ihrem Geräthe begaben. Unter verschiedenen ansehnlichen Städten auf der Küste von **Nipon** unterscheidet **Kämpfer Amangasaki** drey Meilen von **Osacka**, und die kaiserliche Stadt **Sakai**, die sich Südostlich zeiget, wenn man in den Fluß kömmt. Nach zurück gelegten zehn Meilen von **Fiogo** bis an die Mündung des Flusses **Osacka**, giengen die vier Fahrzeuge in den schiffbaren Arm, nach Nordost. Zwo prächtige Barken erwarteten den Gesandten, und brachten ihn, durch verschiedene Flecken, die an den Ufern liegen, bis an die Vorstädte von **Osacka**, und in die Stadt selbst. Sie ist von den Vorstädten durch zwey befestigte Wachhäuser abgesondert, eines an jeder Seite des Flusses. Man ließ die Holländer unter sechs schönen hölzernen Brücken durch gehen; und als sie endlich die Erlaubniß ans Land zu treten erhielten, kamen sie in eine sehr enge Gasse, durch welche sie nach dem ordentlichen Wohnplatze ihrer Nation in einem Winkel, der auf die größte Gasse der Stadt sieht, geführet wurden.

Amangasaki und Sakai.

Einzug in Osacka.

Kämpfer. 1691.

Der III Abschnitt.

Aufenthalt der Holländer in Osacka und Meaco.

Die Holländer besuchen den Befehlshaber. Beschreibung von Osacka. Fluß Jodogava. Schönheit seiner Ufer; der Brücken. Gassen und Häuser zu Osacka. Japonischer Hausrath. Schloß zu Osacka. Drey Schlösser, eines in dem andern. Reichthümer und Annehmlichkeiten von Osacka. Weg von Osacka nach Meaco. Thee von Udsi, der beste in Japon. Beschreibung von Meaco. Pallast des Dairi. Handlung zu Meaco. Kaiserlicher Tempel Tsuganía. Tempel, wo die kaiserlichen Namen verwahret werden. Tempel der Bluhmen. Tempel der Daiboden. Das Gotzenbild.

Der holländische Gesandte langete mit seinem Gefolge gegen zwey Uhr Nachmittages an gedachtem Orte an. Man gab ihm sogleich Zimmer, die nach dem Landesgebrauche mit Schirmen abgesondert waren. Ihre Dollmetscher, welche sie an die beyden Befehlshaber der Stadt mit einigen Geschenken sendeten, um die Freyheit ihnen aufzuwarten, zu erhalten, meldeten bald, ein Befehlshaber, Nossi Xemono Cami wäre nach Hofe gegangen, wegen der Sachen, die seine Verwaltung beträfen, Rechenschaft zu geben, und der zweyte Oragiri-Tassaro-Cami, habe diese Geschäffte, und ersuche den Gesandten, solche bis morgen zu versparen.

Die Holländer besuchen den Befehlshaber.

Den 15ten des Hornungs Sonntags, ward er wirklich mit seiner Begleitung zur Audienz geführet. Als sie nach dem Pallaste, welcher am Aeußersten der Stadt, in einem großen viereckichten Platze ist, kamen, ließ man jeden Holländer einen seidenen japanischen Mantel um nehmen, welches die japanische Ceremonienkleidung ist. Sie giengen dreyßig Schritte weit, bis in den Wachsaal, wo zweene Edelleute sie des Befehlshabers wegen empfingen. Vier Soldaten stunden linker Hand der Thüre Wache, und noch weiter saßen acht Officirer auf ihren Fersen. Die Mauer rechter Hand war mit aufgehenktem Gewehre versehen, das sich in guter Ordnung befand. Kämpfer zählete funfzehn Hellebarten auf einer Seite, neunzehn Piken auf der andern, und zwanzig Lanzen in der Mitte. Vier andere Zimmer, durch welche man den Gesandten führte, hatten ebenfalls keine andere Zierrath, als Kriese, Säbel, Schwerdter, und einiges Schießgewehr, in kostbaren schwarzen und lakirten Futteralen. Endlich wurden die Holländer von zween Secretären des Befehlshabers im Audienzsaale sehr höflich empfangen, und mit Thee, bis zur Ankunft derselben bewirthet. Er kam in Begleitung zweener Söhne, und setzte sich, zehn Schritte weit in ein anderes Zimmer, welches er nach der Seite des Audienzsaales öffnete, indem er den Fenstergitter wegschob, und durch die Fenster redete. Es war ein Mann von vierzig Jahren, von mittlerer Größe, aber einem männlichen Ansehen, höflich, und sprach mit viel Leutseligkeit und Sittsamkeit. Seine Kleidung war ganz schlecht, ohne weitere Unterscheidungszeichen, als einen grauen Ceremonienrock über die ordentliche Kleidung. Die Unterredung enthielt eben so wenig merkwürdiges. Man redete von der Witterung, die ziemlich kalt war, der Länge der Reise, dem Glücke, vor dem Kaiser gelassen zu werden, und dem Vorzuge der Holländer, welchen diese Gnade vor allen Völkern der Welt allein verstattet würde. Nach Ueberreichung der Geschenke kehrten sie eben den Weg zurück. Einige Tage, die sie nöthig hatten, sich ihre Pässe geben zu lassen, und andere Zubereitungen zu machen, gaben ihnen Zeit, das Schloß nebst verschiedenen Theilen von der Stadt zu besehen, davon Kämpfer die Beschreibung mittheilet.

Osacka,

Kämpfer. 1691.

Beschreibung von Osacka.

Osacka, saget er, ist eine von den fünf großen kaiserlichen Städten. Sie liegt so angenehm, als bequem, in der Landschaft Setzu, in einer fruchtbaren Ebene an den Ufern eines schiffbaren Flusses, fünf und dreyßig Grad funfzig Minuten nordlicher Breite. Ihre Länge von Westen nach Osten, das ist, von den Vorstädten bis ans Schloß, ist etwan vier tausend gemeine Schritte, und die Breite ein wenig geringer. Der Fluß Jodogava läuft nordwärts der Stadt, von Osten nach Westen, und fällt in das benachbarte Meer. Er bringt den Einwohnern von Osacka unsägliche Reichthümer zu. Seine Quelle ist nur anderthalb Tagereisen nach Nordost, wo sie aus einer See heraus geht, der im Mittel der Insel in der Landschaft Oomi ist, und den, wie die Japaner erzählen, ein Erdbeben innerhalb einer Nacht hervor gebracht hat. Er geht aus diesem See bey dem Flecken Tsinatosas, wo er eine doppelte prächtige Brücke hat; die Brücke ist doppelt, weil eine kleine Insel daselbst eine Theilung machet. Nachgehends läuft er bey den Städten Udsi und Jodo vorbey, da ihm die letzte ihren Namen giebt. Von dar setzet er seinen Weg nach Osacka fort, theilet sich daselbst in zween Arme, deren einer in die Stadt, der andere gerade ins Meer geht. Diese Verminderung wird ihm durch zween andere Flüsse Jomattagava und Firanogava ersetzet, welche gleich vor der Stadt in den Arm, der durch geht, fallen; es geschieht nordwärts des Schlosses, und sie haben schöne Brücken. Nachdem alles dieses vereinigte Wasser den dritten Theil des Schlosses benetzet hat: so führet ein großer Canal etwas davon in die südliche Abtheilung der Stadt, welche die größte ist, und die reichsten Einwohner hat. Man hat verschiedene kleine Canäle gemacht, die in die vornehmsten Gassen gehen, und noch andere, die das Wasser in den großen zurück bringen. Sie sind tief genug für kleine Barken, welche den Einwohnern, was sie nöthig haben, vor das Haus bringen. Kämpfer bewunderte die Ordnung dieser Menge von Canälen, über welche man viele, und manchmal sehr schöne Brücken gebauet hat. Etwas unter dem großen Canale, strömet ein anderer, aber nicht schiffbarer Arm des Flusses, sehr schnell nach Westen, und begiebt sich ins Meer von Osacka. Der vornehmste Strom aber, der zwischen diesem Arme und dem Canale bleibt, setzet seinen Lauf in der Stadt fort, und wendet sich am Ende derselben nach Westen, die Vorstädte und benachbarten Flecken zu benetzen. Nachgehends theilet er sich in verschiedene Arme, und fällt durch mehr als eine Mündung ins Meer.

Fluß Jodogava

Schönheit seiner Ufer.

Dieser Fluß ist schmal, aber seiner Tiefe wegen bequem zu schiffen. Von seiner Mündung bis an die Stadt, und weiter hinauf, ist er beständig mit hinauf oder herabfahrenden Barken bedecket; manche führen Waaren, andere Fürsten und Herren des Reiches. Seine Ufer sind an beyden Seiten mit Stufen von gehauenen Steinen versehen, die beständige Treppen machen, daß man überall aussteigen kann. Alle diese Brücken, die nicht über drey oder vier hundert Schritte von einander entfernet sind, bestehen aus dem schönsten Cedernholze, und haben Geländer mit messingenen Kugeln. Kämpfer zählte deren zehn, die ihrer Länge und Schönheit wegen merkwürdig waren. Die erste und weiteste nach Osten, in der größten Breite des Flusses, ist sechzig Klaftern lang, und wird von dreyßig Bogen unterstützet. Die zweyte ist ihr in allen Verhältnissen ähnlich, die dritte, über beyde Arme des Flusses, wo er sich theilet, hat hundert und funfzig Schritte Länge, die andern sind kürzer, weil der Fluß schmäler wird.

Schönheit der Brücken.

Gassen und Häuser zu Osacka.

Die meisten Gassen von Osacka sind enge, aber so ordentlich, daß sie einander recht winklicht durchkreuzen, den Theil der Stadt auf der Meerseite ausgenommen, wo sie sich nach

Kämpfer. 1691.

nach den verschiedenen Armen des Flusses richten. Sie sind reinlich, ohne anderes Pflaster, als einen kleinen Weg von gehauenen Steinen, längst den Häusern, für die Fußgänger. Die Enden jeder Gasse werden des Nachts durch gute Thore verschlossen. Auch zeiget jede Gasse an einem umschlossenen Orte alle Werkzeuge, den Fortgang eines Brandes zu verhindern, nebst einem Brunnen. Die Häuser haben nach den Grundgesetzen des Landes, nur zwey Stockwerke, jedes anderthalbe oder zwo Klaftern hoch. Sie sind von Holz, Kalk und Thone gebauet. Jede Facade zeiget die Thüre und einen Laden für Kaufleute, oder eine Werkstatt für Handwerker. Von oben jedes Ladens oder jeder Werkstatt, hängt ein Stück schwarzes Tuch herunter zur Zierde, oder zur Beschirmung vor dem Wetter; man hängt daselbst auch Proben von dem aus, was im Hause gemacht, oder verkauft wird. Bey gemeinen Häusern ist das Dach platt, und nur mit Schindeln oder Holzspahnen bedecket, aber bey vornehmen mit schwarzem Zeuge überzogen, der mit Kalke geleimet ist. In allen japanischen Häusern zeiget sich eine Reinlichkeit, die Fremde in Verwunderung setzet. Sie haben weder Tische noch Stühle, und nichts, das dem europäischen

Japanischer Hausrath.

Hausrathe gleiche. Treppen, Geländer und Einfassungen sind lackirt. Der Boden ist mit Matten und Tapeten bedeckt. Die Zimmer sind nur durch Schirme von einander gesondert, die man nur wegnehmen darf, aus verschiedenen ein einziges zu machen, wie man eben so leicht eines in viele theilet. Die Mauern sind mit stark glänzendem Papiere überzogen, da die Figuren silberne Bluhmen vorstellen, aber einige Zoll unter der Decke, sind sie ordentlich mit einem orangefarbenen Thone überzogen, den man bey der Stadt gräbt, und seiner Schönheit wegen, in andere Provinzen verführet. Die Matten, Thüren und Schirme, sind alle von einer Größe, eine Klafter lang, und halb so breit. Man bauet auch die Häuser und Zimmer nach der Rechnung auf so und so viel Matten.

Schloß zu Osacka.

Am Aeußersten der Stadt, gegen Nordost sieht man in einer großen Ebene das berühmte Schloß zu Osacka, das der Kaiser Takom gebauet hat. Im ganzen Reiche zieht man ihm nur das Schloß Fingo an Größe, Pracht und Stärke vor. Es ist viereckicht. Man kann nur in einer Stunde ganz herum gehen. Nordwärts wird es vom Flusse Jedogava beschützet, der an seiner Mauer hinfließt, nachdem er die beyden andern Flüsse in sich genommen hat; und obwohl alles dieses Wasser zusammen schon einen ansehnlichen Canal ausfüllte, so hat man ihn doch noch erweitert. Ostwärts geht der Fluß Kasiwarigava, ehe er in jenen fällt, an den Mauern hin. Darüber, dem Schlosse gegen über, entdecket man einen großen Garten, der dazu gehöret. Die Enden südwärts und westwärts sind von der Stadt begränzet. Kämpfer glaubet, man könne, ohne der Sache zu viel zu thun, den äußern Wiederlagen der Mauer sieben Klafter Dicke zueignen. Diese Wiederlagen halten eine hohe und dicke Mauer, mit gehauenen Steinen eingefaßt, auf der man einen Spatziergang, von Zedern oder Tannen, sieht. Die Holländer sahen nur ein kleines enges Thor, mit einem Brückchen, um ins Schloß zu kommen, und Kämpfer bekam die Erlaubniß nicht, seine Beobachtungen weiter zu treiben: aber seine Wegweiser meldeten

Drey Schlösser eines in dem andern.

ihm einige andere sonderbare Merkwürdigkeiten. Wenn man durch die erste Mauer ist: so findet man ein anderes Schloß, kleiner als jenes, aber von eben der Bauart, und diesem folget das dritte, in der Mitte des ganzen Gebäudes, dessen Winkel mit schönen Thürmen, viele Stockwerke hoch gezieret sind. In diesem dritten Schlosse, welches auch das höchste ist, nicht

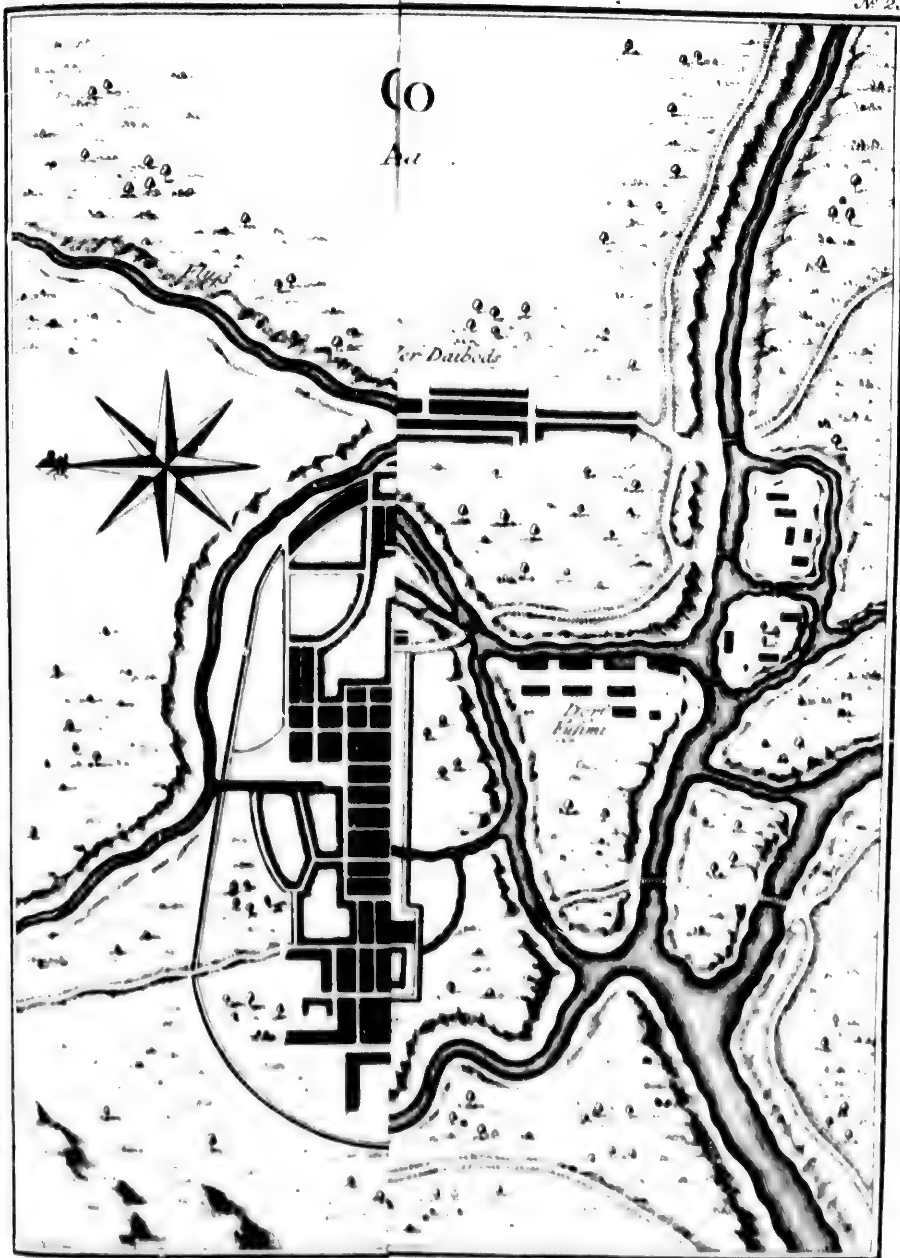
b) Eine japanische Münze. *i*) Fünf Klaftern lang, und so dicke. *k*) Weil man, saget der Verfasser

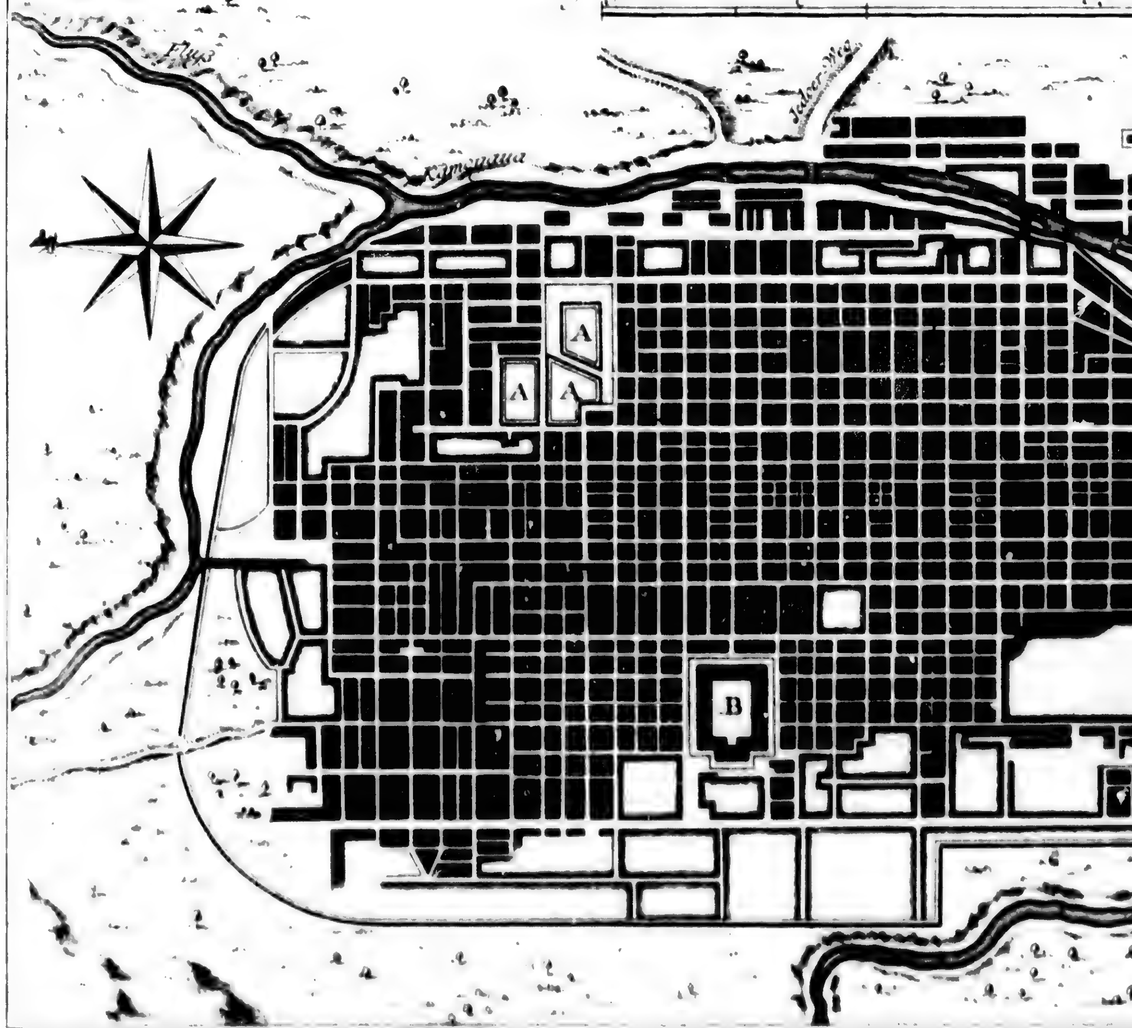


beres Pfla-
ie Fußgän-
Auch zei-
s Brandes
gesetzen des
Sie sind
n Laden für
jeder Werk-
ung vor dem
t, oder ver-
ln oder Holz-
nit Kalke ge-
mde in Ver-
europäischen
er Boden ist
einander ge-
en, wie man
Papiere über-
r Decke, sind
Stadt gräbt,
Thüren und
Man bauet

Ebene das be-
ganzen Reiche
Es ist vier-
wird es vom
ie beyden an-
schon einen a
geht der Fluß
n Schlosse ge-
n südwärts und
ohne der Sache
eignen. Diese
efaßt, auf der
sahen wir ein
ämpfer bekam
weiter meldeten
ier ist: so findet
esem solcher
hürmen, viele
das höchste ist,
nicht

gget der Verfasser




GRUNDRISS DER STADT M
A. Quartier des Dayri oder Erbkaisers.
B. Pallast des
Maaß-stab von einer gemeinen halben Franzoesisc
Fluß
Jaber-Weg
A
A
A
B

R STADT MEACO

…sers. B. Pallast des Cubosama

…gemeinen halben Franzoesischen Meile.



sieht man eine
trägt, die statt
Das Thor, de
zur Mauer geh
ansieht *i*).
Herren des Re
dahin kömmt,
schaft zu geben.
Ankommenden
der in Osacka

Die Stad
nur aus ihren Ei
Ihre Lage ist zu
größte Handels
mittel, was zur
paner nennen sie
ganzen Reiche da
Fürsten und Her
sie sich wohl nich
ein wenig salzig
Japan.

Die Hollä
nur dreyzehn M
Lastträger gemiet
und gleich unter
legten, über eine
Tsanadils beyfl
de ist rauch. S
Aeste mit einer g
Land ist außerord
sie auf der großen
Jmmu, Mor
trifft man zuerst
von Osacka.
ser, leicht an der
Reisenden ersuche
Fatuma und F
schönen Gebäude
welche man zu ein
und auf vierzig V
in Jodo sind sch
geln gebauet, mi

die Schätze des Kaise

sieht man einen prächtigen Thurm, dessen höchstes Dach zwo seltsame Fischgestalten trägt, die statt der Schuppen, mit vollkommen polirten goldenen **Ubangs** *h*) bedeckt sind. Das Thor, das zum zweyten Schlosse führet, zeiget einen schwarzen polirten Stein, der zur Mauer gehöret, und so erstaunlich groß ist, daß man ihn im Lande für ein Wunder ansieht *i*). Der Kaiser hält hier stets eine starke Besatzung. Zween der vornehmsten Herren des Reiches commandiren daselbst wechselsweise, jeder drey Jahre. Wenn einer dahin kömmt, sein Amt anzutreten: so muß der andere sogleich nach Hofe gehen, Rechenschaft zu geben. Sie sehen einander bey dieser Ablösung nicht, und der Abreisende läßt dem Ankommenden in seinem Zimmer seine Verordnung schriftlich *k*). Mit dem Befehlshaber in **Osacka** haben sie nichts zu thun; sie sind aber von höherm Range.

Kämpfer. 1691.

Reichthümer und Annehmlichkeiten von Osacka.

Die Stadt **Osacka** muß ungemein volkreich seyn, wenn nach der Japaner Berichte, nur aus ihren Einwohnern ein Kriegesheer von achtzigtausend Mann kann aufgebracht werden. Ihre Lage ist zur Handlung zu Wasser und zu Lande gleich vortheilhaft, und sie ist daher die größte Handelsstadt in Japan, voll reicher Kaufleute, Handwerker und Künstler. Lebensmittel, was zur Pracht und zur Ergötzung dienet, sind daselbst in gutem Kaufe. Die Japaner nennen sie auch, **den Schauplatz des Vergnügens**. Sie begeben sich aus dem ganzen Reiche dahin, das Ueberflüßige ihres Vermögens daselbst mit Lust zu verthun. Alle Fürsten und Herren, welche Länder in Westen besitzen, haben ihre Häuser in dieser Stadt, ob sie sich wohl nicht länger als eine Nacht daselbst aufhalten dürfen. Das Trinkwasser ist ein wenig salzig, aber man brauet in den benachbarten Dörfern den besten **Saki** in Japan.

Weg von Osacka nach Meaco.

Die Holländer reiseten den 28sten des Hornungs von **Osacka** nach **Meaco**, welches nur dreyzehn Meilen entfernet ist. Sie hatten zu dieser Reise vierzig Pferde, und soviel Lastträger gemiethet. Sie giengen auf einer Brücke über den Fluß, die der **Riobas** heißt, und gleich unter dem Schlosse ist, worauf sie eine Meile in sehr feuchten Reißfeldern zurück legten, über einem niedrigen Damme, der längst des **Jodogavan** hingeht, und mit viel **Tsianadils** bepflanzet ist. Diese Bäume wachsen so hoch, als unsere Eichen. Ihre Rinde ist rauch. Sie waren damals ohne Blätter, aber des Winters ungeachtet, waren ihre Aeste mit einer gelben Frucht beladen, aus welcher die Einwohner Oel ziehen. Dieses ganze Land ist außerordentlich volkreich. Die Flecken sind so zahlreich und nahe beysammen, daß sie auf der großen Straße, gleichsam eine zusammen hängende Gasse, bis **Meaco** ausmachen. **Jmmitz**, **Moriguts**, wo man die beste Zimmetrinde zubereitet, **Sadda** und **Desudsi** trifft man zuerst an; alsdenn **Firacatta**, das auch fünfhundert Häuser hat, fünf Meilen von **Osacka**. Auf dem ganzen Wege erkennt man die Wirthshäuser und öffentlichen Häuser, leicht an den geschminkten Weibesbildern, die sich an der Thüre befinden, und die Reisenden ersuchen, hineinzugehen. Nachmittags giengen die Holländer durch die Flecken **Farumia** und **Fasimocto**, und von dar nach **Jodo**, einem Städtchen, das wegen seiner schönen Gebäude und seines guten Wassers berühmt ist. Die Vorstadt ist eine lange Gasse, durch welche man zu einer prächtigen hölzernen Brücke kömmt, die vierhundert Schritte lang ist, und auf vierzig Bogen ruhet, auch Geländer mit meßingenen Kugeln hat. Die Gassen in **Jodo** sind sehr gerade; das Schloß auf der westlichen Seite der Stadt ist von Ziegeln gebauet, mitten im Flusse. Seine prächtigen Thürme geben ihm ein schönes Ansehen.

die Schätze des Kaisers, besonders die Einkünfte der westlichen Provinzen, daselbst sammlet und verwahret.

Kämpfer. 1691.

Ein Fürst, **Fondaisiono**, hält sich daselbst auf. Bey dem Ausgange aus **Jodo** kömmt man wieder über eine Brücke von zweyhundert Schritten, auf zwanzig Bogen, dadurch die Stadt von einer andern Vorstadt abgesondert wird. Rechter Hand läßt man auf der andern Seite des Flusses einen großen Flecken, **Udsi**, der wegen seines vortrefflichen Thees, welcher daselbst wächst, und nur für den Kaiser aufbehalten wird, berühmt ist. Zwo Stunden Weges brachten die Holländer nach einer kleinen offenen Stadt, **Fusijmi**, deren vornehmste Gasse sich bis **Meaco** erstrecket, daß man sie für eine Vorstadt der letztern ansehen könnte.

Thee von Udsi, der beste in Japan.

Man hatte gleich den ersten Tag des Monates, den die Japaner **Tsitatz** nennen, und ihn als einen Festtag mit Besuchung der Tempel, Spatziergängen, und andern Ergötzungen feyern. Die Gasse, in welcher die Holländer vier ganzer Stunden blieben, ehe sie in ihr Gasthaus zu **Meaco** gelangten, wies ihnen überall eine Menge Einwohner, die frische Luft schöpften, und sich zu ergötzen suchten. Die Weibesbilder waren wohl angekleidet, mit Röcken von mancherley Farben, nach der Mode zu **Meaco**, seidene purpurfarbene Schleyer auf der Stirne, und große Strohhüte zum Schirme vor der Sonnenhitze. Man sah besondere Bettler, auf eine närrische Art gekleidet, oder lächerlich maskiret. Einige giengen auf eisernen Stelzen, andere trugen auf den Köpfen große Töpfe mit grünen Bäumen, andere schlugen auf Glöckchen. Verschiedene Pickelhäringe ergötzten das Volk in offenen Läden. Die Tempel auf den Anhöhen waren mit unzähligen Lampen erleuchtet. Die Priester schlugen auf Glocken mit hölzernen Hämmern, und erregten dadurch ein Getöse, das sehr weit schallte. **Kämpfer** bemerkete in einem Tempel an der Gasse, auf einem Altare einen großen weißen Hund. Man sagte ihm, der Tempel sey dem Hundepatron geheiliget. Endlich stiegen die Holländer um sechs Uhr des Abends in dem Gasthause, das ihrer Nation zugehöret, ab, und ließen ihre Ankunft den vornehmsten Beamten zu **Meaco** melden, damit sich diese vorbereiten könnten, ihre Geschenke anzunehmen.

Besondere Bettler.

Den folgenden Tag wurden sie bey dem Präsidenten des Gerichtes, und den Befehlshabern zur Audienz gelassen, aber mit der kleinen Demüthigung, daß sie funfzig Schritte von dem Pallaste des Präsidenten, ihre Wagen verlassen mußten, den übrigen Weg zu Fuße zu gehen; wobey sie an dem Thore des ersten Wachhauses warten mußten, bis man ihrer Ankunft wegen, Nachricht ertheilet hatte. Der Präsident that ihnen nicht einmal die Ehre an, sich selbst zu zeigen, und empfing ihre Geschenke durch einige Beamte. Die beyden Befehlshaber waren nicht so stolz, und ließen sich sehen, wie der von Osacka: doch nur durch Fenster. Indessen prüfete man daselbst ihre Geduld auf andere Arten. Nach der Audienz ersuchte man sie, noch zu verziehen, damit das Frauenzimmer, welches sich in einer benachbarten Kammer, hinter einem Schirme befand, den man mit vielen Löchern durchbohret hatte, ihre Gestalt und ihre Kleidung betrachten könnte. „Der Gesandte mußte „seinen Huth, Degen, Uhr, und verschiedene andere Sachen, die er bey sich hatte, weisen; man bath ihn auch, seinen Mantel abzulegen, und seine Kleider hinten und vorne zu „zeigen„ *l*).

Kleine Demüthigung für die Holländer.

Die

l) Man sehe den III Band a. d. 19 S.

m) Kampfer schreibt allemal **Miaco**.

n) „Man machet daselbst das Kupfer fein, präget „Geld, drucket Bücher, verfertiget die kostbarsten „Stoffe mit goldenen und silbernen Bluhmen, „die besten und theuersten Farben, das vollkommenste Schnitzwerk, alle musicalische Instrumente, Gemälde, lakirte Cabineter, allerley Arbeiten von Golde und von Metalle, besonders „Stahl, als Klingen, die aufs beste gehärtet sind

Kämpfer. 1691.

Beschreibung von Meaco.

Die Holländer brachten vier Tage zu Meaco zu. Kämpfer giebt hier den Grundriß der Stadt, den er von einer japanischen Karte genommen. Sie heißt Meaco *m*) oder Kio, welches eine Stadt bedeutet, und wird vorzüglich so genennet, weil sich der Dairi oder geistliche Erbkaiser, daselbst aufhält, und sie dieserwegen als die Hauptstadt des Reiches angesehen wird. Sie liegt in der Landschaft Jamatto, mitten in einer großen Ebene. Ihre Länge von Norden nach Süden ist dreyviertheil deutsche Meilen, und die Breite von Osten nach Westen eine halbe. Angenehme Hügel um sie, und einige Berge, auf denen viel Quellen und Flüsse entspringen, geben ihrer Lage viel Anmuth. Auf der ostlichen Seite sieht man auf der Anhöhe eines dieser Bergen, viel Tempel, Klöster und Capellen. Drey Flüsse, die nicht viel Tiefe haben, gehen auf eben der Seite in die Stadt, und vereinigen sich im Mittel, da man auf einer schönen Brücke, etwa zweyhundert Schritte lang, über sie geht. Alles dieses vereinigte Wasser läuft darauf nach Westen. Des Dairi Pallast nimmt eine nördliche Abtheilung ein, die aus zwölf oder dreyzehn Gassen besteht, welche von der übrigen Stadt mit Mauren und Graben abgesondert sind. Im westlichen Theile von Meaco sieht man ein wohlbefestigtes Haus von gehauenen Steinen, wo sich der weltliche Monarch aufhält, wenn er den Dairi besuchet. Die Gassen sind enge, aber ordentlich, und ungemein lang. Die Häuser haben nur zwey Stockwerke, sind meistens von Holz und Thone, mit einem Wasserbehältnisse auf dem Dache, und allen Werkzeugen zum Löschen, versehen.

Pallast des Dairi.

Handlung zu Meaco.

Meaco ist das allgemeine Vorrathsbehältniß der japanischen Manufacturen und aller Waarren, und der Mittelpunct des Handels im Reiche *n*). Bey der letzten Zählung des Volkes, die man Aratame nennet, hatte man zu Meaco viermalhundert sieben und siebenzigtausend fünfhundert und sieben und funfzig Weltliche, und zwey und funfzigtausend einhundert und neun und sechzig Geistliche gefunden; den ganzen zahlreichen Hof des Dairi, und die Fremden, die in Menge aus allen Theilen des Reiches dahin kommen, nicht mit gerechnet.

Was für Zwange die Holländer unterworfen sind.

Die Holländer besuchten erst bey ihrer Rückreise verschiedene schöne Tempel, die sich auf den Bergen bey Meaco zeigen: aber eine so merkwürdige Nachricht verdienet, hier eingerückt zu werden, und der Eingang dazu ist werth, daß man ihn in den eigenen Worten des Verfassers liest. „Es ist eine alte Gewohnheit, daß man uns bey der Rückkunft vom „Hofe, den letzten Tag unserer Abreise von Meaco, die Freyheit verstattet, der Tempel „Pracht zu sehen, welches die größten, angenehmsten und prächtigsten geistlichen Gebaude „des Reiches sind. Man kann so gar sagen, diese Gewohnheit sey durch die Zeit ein Gesetz „geworden. Man führet uns in die Tempel, und wir müssen sie sehen, wir mögen wollen „oder nicht, ohne daß man den Gesandten, oder Director unsers Handels, darum befraget *o*).„

Kaiserlicher Tempel Tsugama.

Diese Gebäude sind mit vieler Kunst auf die Anhöhen der Berge um Meaco angelegt. Zuerst zeigte man ihnen den kaiserlichen Tempel, Tsugama. Man kömmt durch einen geraumen Gang dahin, der sich mehr als tausend Schritte längst des Berges erstrecket, ein großes und prächtiges Thor hat, und ein doppeltes gebogenes Dach zeiget, wie alle Tempel

„und andere Waffen werden in der größten Vollkommenheit zu Meaco verfertiget, auch die kostbarsten Kleider, allerley Geschmeide, Marionetten, die den Kopf von sich selbst bewegen, und dergleichen. Was man nur verlangen kann, ist „da zu finden, und was man fremdes hinbringt, „machen die Künstler nach. Wenig Häuser sind, „wo nicht was zu verkaufen wäre; ich begreife „nicht, wo alle Käufer zu so viel Waaren herkommen. Ebend. a. d. 21. 22 S.

o) Ebend. a. d. 12[illegible] S.

Kämpfer.
1691.

Tempel und Schloßthürme in Japan. Dieser Gang ist mit schönem Sande bedecket, an beyden Seiten mit hohen Häusern eingefaßt, wo die Bedienten des Tempels wohnen. Am Ende kömmt man auf eine große Terrasse, die mit Bäumen und Gebüschen umgeben ist, worauf man zwischen zweyen prächtigen hölzernen Gebäuden, eine schöne Treppe hinaufsteigt, die in ein ander sehr erhabenes Gebäude führet, dessen Forderseite etwas prächtigers und majestätischers hat, als selbst der kaiserliche Pallast zu Jedo: die Gallerie ist sehr künstlich lakiret, und die Zimmer sind mit sehr feinen Matten bedecket. Mitten in dem ersten sehr großen Saale, sieht man eine Capelle oder einen kleinen Tempel, welcher ein großes Götzenbild mit aufgerollten Haaren enthält. Um solches herum befinden sich kleinere Götzenbilder und verschiedene Zierrathen. Beyde Seiten des Saales zeigen verschiedene andere Capellen, die kleiner und nicht so sehr gezieret sind: von dar führete man die Holländer in zwey besondere Zimmer, wo sich der Kaiser aufhält, wenn er aus Andacht dahin kömmt; sie sind, wie man dort redet, zwo Matten über den großen Saal erhoben, und die beyden Thüren, nach der Aussicht auf die Capellen zu offen. Bey diesen Zimmern, die am Fuße des Berges sind, der schon an und für sich eine schöne Aussicht hat, befinden sich in einem kleinen Garten alle Annehmlichkeiten durch die Kunst vereiniget. Die Gänge sind mit einem sehr reinen Sande bedecket. Viele seltene Pflanzen, und verschiedene schöne Bäume mit artigen Steinen untermenget, zieren die Beete. Nichts aber sieht schöner aus, als eine Reihe kleiner Hügel, die zur Nachahmung der Natur gemacht, und mit den schönsten Pflanzen und Bluhmen des Landes bedecket sind. Ein heller Bach rauschet annehmlich durch. Er ist hier und da mit Brückchen bedecket, die zugleich zur Zierde und zu Wegen aus einer Abtheilung des Gartens in die andere dienen. Man führete die Holländer in das Aeußerste dieses angenehmen Ortes, wo die Aussicht wieder eine neue Schönheit zeiget. Sie giengen zur Hinterthüre hinaus, in einen kleinen benachbarten Tempel, der noch dreyßig Schritte auf dem Berge höher lag. Hier behält man die Namen der verstorbenen Kaiser auf. Sie sind mit goldenen Buchstaben auf eine Tafel geschrieben, die mit niedrigen Stühlen umgeben ist, auf denen man verschiedene Papiere mit Gebethsformeln sieht. Zweene junge sehr höfliche Mönche, die den Holländern zu Führern dienten, brachten sie von dar zu einem andern Tempel, der von jenem durch einen großen Platz abgesondert ist, und seine vornehmste Pracht in der gekrümmten Dächern zeiget. Die Pfosten, Säulen und Karniese, welche die Dächer tragen, sind roth und gelb gemalet. In lakirten Bilderblinden sieht man da verschiedene Götzen; der Vornehmste hat einen Vorhang, mit dem man ihn verdecket, nebst einem runden Spiegel bey sich, und einige Allmosenstöcke, mit einem Gitter bedecket. Unweit desselben Tempels brachte man die Holländer in einen andern, der nicht sehr verschieden ist, wo eine Menge junger Mönche sie empfingen, ihnen Sacki, Pilze, geröstete Bohnen, Kuchen, Früchte, Wurzeln und Küchenkräuter auftrugen.

Tempel, wo die kaiserlichen Namen verwahret werden.

Nach diesem kehrten sie zum großen Platze zurück, durch den sie hinein gegangen waren, und den sie nur zum Theile besehen hatten, weil man sie versicherte, er enthielte sieben und zwanzig Tempel in seinem Umfange. Von dar aber führte man sie nach dem Tempel von Gibon oder der Bluhmen, der über drey tausend Schritte von dem vorigen ist. Der Weg ist sehr angenehm. Er ist mit dreyßig oder vierzig Capellen umgeben, die ordentlich gesetzet sind. Der Hof ist mit schönen Bäumen bepflanzet, darzwischen sich Läden befinden, nebst leeren Plätzen, wo sich die Leute im Bogenschießen üben. Der Tempel selbst ist ein langes

Tempel von Gibon oder der Bluhmen.

und

und schmahles Gebäude, und sein Mittel, das von dem übrigen durch eine große Gallerie abgesondert ist, enthält ein großes Götzenbild mit verschiedenen kleinen umgeben. Das große stellet ein junges Frauenzimmer vor, zwo oder drey Klaftern lang, und die kleinen sind junge Leute, die sich um sie bemühen. Eben daselbst sieht man die Vorstellung eines holländischen Schiffes mit europäischem Gewehre, Degen und dergleichen. Eine lange Gasse, die Gasse der Bettler und lüderlichen Häuser genannt, führet von diesem Tempel zu dem Tempel **Kiomids**, wo sich zuerst ein Thurm mit sieben Stockwerken zeiget, davon das niedrigste einige Stufen über das Erdreich erhoben ist. Der Tempel ist ein wenig weiter, auf einer Seite von Felsen, auf der andern von hohen Thürmen unterstützet. Man findet daselbst allezeit viel Volk. Eine steinerne Treppe, nahe bey dem Gebäude, führet über fünf und achtzig Stufen, nach einem berühmten Brunnen, der an dreyen Orten aus den Felsen entspringt, und von dem man behauptet, sein Wasser mache bescheiden und klug. Er heißt **Orevantaki**. Die Holländer fanden sein Wasser sehr rein, kosteten es, und bemerketen keinen Unterschied von gemeinem Wasser. Sie giengen weiter längst dem Berge hin, auf einer durch Kunst gemachten Terrasse, durch verschiedene kleine Tempel, bis an einen großen, von dem die Aussicht schöner und sonderbarer war, als daß sie der Verfasser beschreiben könnte. Alle Götzenbilder dieses Tempels sitzen, und halten einander bey den Händen.

Kämpfer. 1691.

Weisheitsbrunnen.

Endlich führte man sie zum Tempel der **Daibods**, einer der berühmtesten in Japon, unweit der Heerstraße von **Fussimi**. Er liegt auf einer Höhe; sein Hof ist mit einer hohen Mauer, von großen gehauenen Steinen umgeben; die an der Facade haben nicht weniger als zwo Klaftern ins Gevierte. Die innere Seite dieser Mauer zeiget eine große Gallerie, nach der Seite des Hofes zu offen, und mit einem Dache bedecket, das von zwo Reihen Säulen getragen wird. **Kämpfer** zählte auf jeder Seite des Thores funfzig. Das Thor selbst hat viele, nebst einem doppelten zur Zierrath gebogenen Dache. Zwo Bildsäulen von Helden, die gleichsam den Eingang bewachen, haben statt aller Kleidung nur ein Stück schwarzes Tuch um den Unterleib. Sie sind vier Fuß hoch, wohl proportiniret, und stehen auf einem Fußgestelle eine Klafter hoch. Der Tempel zeiget sich mitten im Hofe, beyden Bildsäulen gegen über. Er war das höchste Gebäude, das die Holländer bis dahin in Japan gesehen hatten. Er hat ein doppeltes prächtiges Dach, dessen Giebel sich über alle Gebäude zu Meaco erhebet. Es wird von sechs und neunzig Säulen unterstützet. Seine Thore machen Gänge aus, die sich bis unter das zweyte Dach erheben. Das Innere des Gebäudes ist über dem ersten Dache gänzlich offen; das zweyte nämlich, wird nur von einer großen Menge Pfosten und Stützen getragen, die verschiedentlich gestellet, und roth gemalt sind. Indessen machet seine außerordentliche Höhe den Ort sehr dunkel. Statt der Matten, und wider den gemeinen Gebrauch, ist der Fußboden des Tempels, mit großen Quaderstücken von Marmor bedeckt. Die Pfeiler sind wenigstens anderthalb Klafter dick, aus verschiedenen Pfosten zusammen verbunden, und roth gemalet, wie die unter dem zweyten Dache. In einem so großen Raume entdecket man weiter keine Zierrathen, als ein unglaublich großes, ganz vergoldetes Götzenbild. „In seine flache Hand ließen sich „leicht drey Matten legen. Es hat große Ohren, aufgerollte Haare, und auf dem Kopfe „eine Krone, die man durch das Fenster im ersten Dache entdecket. Auf der Stirne befin„det sich ein großer unvergüldeter Fleck, wie ein Schminkpflästerchen auf einem Frauenzim„mergesichte. Die Schultern sind nackend, Brust und Leib mit einem Stücke Tuch leicht

Tempel der Daibods oder 3333 Götzen.

Das Götzenbild.

Kämpfer. 1691. „bedeckt. Die rechte Hand hält es erhaben, und den Ballen der linken auf den Bauch ge„legt. Es sitzt auf indianisch, mit kreuzweis gelegten Füßen, auf einer Bluhme Tarate *p*), „welche von einer andern Bluhme, deren Blätter sich erheben, getragen wird. Den Rü„cken hat es an einer länglichten Rundung von Dratharbeit mit Personen gelehnet, die „mit verschiedenen kleinen Götzenbildern, in menschlicher Gestalt gezieret ist, welche auf so „viel Taratebluhmen sitzen. Diese länglichte Rundung ist so groß, daß sie vier Pfeiler „bedeckt, und der Götze so breit, daß seine Schultern von einem Pfeiler zum andern ge„hen, ob die Entfernung gleich vier Klafter beträgt. Noch weiter sahen die Holländer einen „andern Tempel, dessen Götze sechs und vierzig Arme hat. Er ist mit sechzehn Helden umgeben, „die schwarz gekleidet, und größer als natürlich sind; hinter ihnen stehen zwo Reihen ver„goldeter Bilder, fast von eben der Größe, jedes mit zwanzig Armen. Die entferntesten „dieser Bildsäulen haben lange Schäferkeulen. Die andern tragen Bluhmenkränze und an„dere Zierrathen in den Händen. Ihnen folgen verschiedene andere Reihen Götzenbilder, „von verschiedener Größe, und so gestellet, daß man allemal die entferntesten sehen kann. „Ihre Zahl soll sich auf dreytausend dreyhundert drey und dreyßig belaufen, daher der „Tempel einen japanischen Namen hat, welcher Tempel der dreytausend dreyhundert drey „und dreyßig Götzen bedeutet *q*).

Der IV Abschnitt.

Reise bis nach Jedo.

Weg von Meaco nach Fammamatz. Stadt und See Oitz. Berg Jesan. Größte Brücke in Japan. Schilf, aus dessen Wurzel man Stäbe machet. Pulver, das wegen seiner Kräfte berühmt ist. Pilgrime von Isje. Japonischer Aberglaube. Pilgerinnen von Jokatz. Sie gefallen Kämpfern. Haß eines japonischen Kaisers wider die Weibesbilder. Tempel zu Säbeln. Fluß Ten-Riju; Osingava. Taubenmist, der sich selbst entzündet. Holz von Jeseri. Schändliche Gewohnheit. Beschreibung des Berges Fudsi. See Fockone. Paß, wo die Weiber untersuchet werden. Japonisches Fegefeuer. Merkwürdigkeiten eines Tempels. Pflanzen, die von den japonischen Aerzten hochgehalten werden. Catechu. Ebene von Jedo. Insel Kamokura. Sinagava, erste Vorstadt von Jedo. Die Holländer kommen daselbst an.

Weg von Meaco nach Fammamatz. Die Holländer reiseten von Meaco den 2ten März ab, und brauchten nicht weniger, als eine Stunde, an das Aeußere einer Vorstadt zu kommen, die Avattagus heißt. Nach diesem giengen sie auf einem sehr schmalen Wege über einen Berg, nach welchem sie eine Meile von Meaco die Flecken Finoka und Jakodsieja fanden. Der letzte erstrecket sich bis an den Flecken Jabunosa, dessen Erdreich den besten Taback in Japon hervorbringt. Linker Hand des Weges entdeckte man ein Kloster, Muro-Tai-Dai-Mosin, vor dem sich ein prächtiges Thor zeiget, das an den Zugang des Tempels führet. Eine viertheil Meile weiter, langet man an den Flecken Ogiwaki, der aus einer langen Gasse, von etwa fünfhundert Häusern besteht, die nur von Schlössern, Drechslern in Holz und Eisen, Bildschnitzern, Gold- und Silberdrathziehern, und besonders Bildhauern und Malern bewohnet werden. Rechter Hand sieht man einen hohen Berg, Ottovano Jamma genannt, Stadt und See Oitz. der damals mit Schnee bedeckt war. Die Holländer hielten sich diese Nacht zu Oitz auf, ob

p) Die Nymphæa palustris maxima oder Faba Aegyptiaca Prosp. Alpini.

Kämpfer. 1691.

ob sie wohl den Tag nur drey japonische Meilen gereiset waren. Diese Stadt besteht aus einer Gasse, in Gestalt eines Bogens, wo man wenigstens tausend Häuser zählet. Sie liegt an einer See, die eben den Namen führet; und weil sie zu den kaiserlichen Kammergütern gehöret, so wird sie von einem Hofbedienten verwaltet. Ihr See ist schmal, strecket sich aber der Länge nach nordwärts funfzig bis sechzig japonische Meilen bis an die Landschaft **Canga**. Alle Waaren, die aus dieser Landschaft nach **Meaco** kommen, werden zu Wasser bis an die Mauern von **Oiz** gebracht. Die See geht in zweene Flüsse, deren einer nach **Meaco** hinab fließt und solches durchströmet, der andere nach **Jodo** und **Osacka**, und von dar ins Meer geht. Unweit der See zeiget sich ein hoher und angenehmer Berg **Jesan** oder **Jiosan**, mit schönen Bäumen bedecket, und bis an den Gipfel grün. Er soll drey tausend Tempel, und folglich erstaunlich viel Mönche enthalten haben. Seine Lage, und die Gedanken von seiner Heiligkeit machten ihn zu einem sicheren Zufluchtsorte für die Einwohner von **Meaco** bey der Wuth der innerlichen Kriege. Da indessen der Kaiser **Nobunanga** nebst vielem Hasse gegen alle Geistlichen, auch wegen einiger Beleidigungen, die ihm die Bewohner dieses Berges besonders erwiesen hatten, sich zu rächen suchte: so bemächtigte er sich desselben mit einem zahlreichen Heere, zerstörte die drey tausend Tempel, und machte alle Mönche nieder. Hinter dem Berge **Jesan**, zwo Meilen von der Heerstraße sieht man die **Firanotakies**, andere Gebirge, die sich weit an der Länge der See **Oiz** hin erstrecken, und hinter denen sich zweene Wege befinden, durch welche einige Fürsten aus dem westlichen Japon sich nach Hofe begeben.

Berg Jesan, und seine drey tausend Tempel.

Den 3ten legte man dreyzehn Meilen bis **Tsiutsi-Jamena** zurück. Bey dem Ausgange aus **Oiz**, kömmt man bald an die angenehme Stadt **Dsedsie**, wo sich **Fondasiro Cami** Fürst von **Focatta** aufhält. Ihre Gassen sind ungemein ordentlich. Das Schloß am nordlichsten Ende der Stadt ist auf einer Seite mit dem See **Oiz** umgeben. Es ist ein weitläuftiges und prächtiges Gebäude, mit hohen viereckichten Thürmen gezieret, deren Dächer so viel an der Zahl als Stockwerke sind, und einen erstaunlichen Glanz haben. Ein großer Tempel des Götzen **Umano Gongin** bey dem Schlosse, machet die Aussicht noch schöner. Hier sind die Heerstraßen mit Fichten zuerst eingefasset; und dieses geht so bis nach **Jedo** fort, wo nicht das Erdreich gar zu felsicht oder sandigt ist. Die Meilen sind hier mit vieler Ordnung durch einen runden Hügel, und einen Baum darauf angezeiget. Nach **Dsedsie** findet man einen Flecken **Tsetta**, **Sjetsa** oder **Setta** genannt, durch den der **Jodegava** fließt, bald nachdem er aus **Oiz** herausgekommen ist. Die doppelte Brücke über diesen Fluß an einem Orte, wo ihn eine kleine Insel theilet, ist die größte, welche der Verfasser in Japan gesehen hat. Sie ist, wie er saget zusammen drey hundert und vierzig Schritte lang, zwischen zweyen mit messingenen Kugeln gezierten Geländern; anderthalbe Meile weiter geht man durch **Rusan**, in welcher Gegend die Natur die berühmte Art von Schilf oder Bambus hervor bringt, deren Wurzeln zu Stöcken, auf die man sich beym Gehen stützen kann, dienen. In Japon heißt sie **Farsiku**, ob man sie wohl unter dem Namen **Rottang** nach Europa bringt. Ordentlich ist der Preis mittelmäßig, aber manchmal werden sie sehr theuer, wenn der Herr des Landes einige Jahre verbiethet, welche auszureißen, damit sie nicht zu sehr verwüstet werden. Man findet das Rohr in andern Ländern, aber die Wurzel ist zu kurz zu Stäben. Hier treibt die **Farsiku** die Wur-

Größte Brücke in Japan.

Schilf, aus dessen Wurzeln man Stäbe machet.

p) A. d. 114 und vorherg. S.

Kämpfer. 1691.

Wurzeln so tief, daß man große Oeffnungen in die Erde machen muß, um sie heraus zu ziehen. Ein Theil der Einwohner von Kusatz haben nur diese Beschäfftigung und diesen Handel. Die Kunst, sie zuzubereiten, besteht darinnen, daß man das Unnütze an beyden Enden der Wurzel abschneidet, worzu ein besonders gehärtetes Messer gebrauchet wird. Man schneidet auch die jungen Wurzeln, und die Fasern um die Knoten ab, denen man doch ihre Merkmale, nämlich die runden Löcherchen um jeden Knoten läßt. Gekrümmte machet man durchs Feuer gerade. Man wäscht sie darauf, und reiniget sie sehr sorgfältig r).

Pulver, das wegen seiner Kräfte berühmt ist.

Eine viertel Meile über Kusatz geht man durch drey große aneinander hängende Flecken Mingava, Tebuira, und Minoki. Man kann sie auch drey Gassen eines Fleckens nennen, die verschiedene Namen führen. Minoki ist wegen eines Pulvers berühmt, das besondere Kräfte hat, daselbst entdecket worden ist, und nur da verfertiget wird. Die Japoner nennen es Wadseran, und nehmen es innerlich wider alle Krankheiten, besonders eine Art Kolik, die ihrem Lande eigen ist s). Ein armer Einwohner, den man für den ersten Erfinder hält, gab vor, der Götze Jakusi, der Japoner Aesculap, sey ihm im Traume erschienen, und habe ihm verschiedene Pflanzen, die auf den benachbarten Bergen wachsen, gezeiget, mit Befehl, solche zur Hülfe seiner Landesleute zu gebrauchen. Diese Geschichte brachte das Mittel in Ansehen, und er verkaufte viel. Er ward dadurch bald in den Stand gesetzt, ein schönes Haus zu seinem Aufenthalte zu bauen, und seinen Laden gegen über, eine kleine Capelle, dem Götzen, den er für den Urheber seines Glückes erkannte, zu Ehren reichlich auszuzieren. In diesen Tempel setzte er des Jakusi Bildsäule, welche man daselbst aufgerichtet, auf einer vergoldeten Tarateblume unter einer großen Kammmuschel, die seinen Kopf bedecket, sieht. Um das Haupt hat er eine Stralenkrone. In der rechten Hand hält er was, das die Holländer nicht erkennen konnten, und in der linken Hand ein Zepter, das wie die ganze Figur vergoldet ist. Die Japaner, welche durch den Flecken gehen, verabsäumen selten, den Götzen zu verehren, einige mit einer tiefen Verbeugung, andere indem sie sich dem Tempel mit entblößtem Haupte in einer demüthigen Stellung, nahen. Zween Verwandten des Erfinders halten sich da auf, und setzen eben den Handel fort. Sie haben gleichfalls viel Reichthum erworben, und Gestifte gemachet t).

Geschichte der Entdeckung und des Erfinders.

Wenn man aus Minocki heraus kömmt: so verliert man den See Oiz aus dem Gesichte, welcher von den Hügeln verborgen wird. Man kömmt sechs Meilen von der Stadt eben dieses Namens, in einen großen Flecken, Jolbe. Einige Meilen von Jolbe findet man das Städtchen Minakudsi, das aus drey langen sehr unordentlichen Gassen besteht, und wegen seiner Hüte und Binsenkörbe berühmt ist. Hier gehen häufige Pilgrime zu Fuße, zu Pferde, zwey bis drey auf einem, durch, die von einem berühmten Tempel, Jose, am südlichen Ende der Landschaft dieses Namens, zurück kommen. Die meisten tragen den Namen ihrer Pilgrimschaft, ihres Geburtsortes und ihren eigenen, auf ihrem Hute geschrieben, damit man sie in allerley Vorfällen kennet. Die Büchse, welche ihren Ablaß enthält, ist auch an dem Rande ihres Hutes befestiget, vorn an ihrer Stirne. Auf der andern Seite haben sie einen Strohwisch in Papier gewickelt, das Gleichgewicht mit der Büchse zu

Pilgrimme von Jese.

r) Ebendas. a. d. 32. 33 S.

s) Es wird aus dem Putsju, einer bittern Art des Costus gemacht, welche man trocknet und grob zerschneidet, darauf pulvert. Dieses Pulver wird in Papiere von vier Zoll ins Gevierte gethan, und man schreibt mit rothen und schwarzen Zügen seinen Namen, seinen Gebrauch und seine Kräfte darauf. Jedes Pack wiegt etwas über zwo Quentchen.

zu erhalten. **Dsutsi Jamma** war der Flecken, wo die Holländer die Nacht zubrachten, nachdem sie zwölf japonische Meilen zurück geleget hatten. Kämpfer. 1691.

Den 4ten giengen sie über den Berg **Dsutsika**, und gelangten durch einen sehr rauhen Weg nach **Sakanosta**, einem Flecken, zwo Meilen von **Dsutsi Jamma**. Man steigt von diesem Berge fast wie auf eine Wendeltreppe herab. Es sind große Stufen, in die Einfassung eines tiefen Thales gehauen, die zu einem andern benachbarten Berge führen. Doch trifft man auf diesem Wege verschiedene Capellen mit Mönchen an, die den Reisenden eine Reliquie zu kaufen darbiethen. **Sakanosta** ist ein anderer Flecken, der erste, an den man in der Landschaft **Isje** kömmt, bey welchem man in einen kleinen Tempel sehr dünne Bretter verkaufet, worauf Zauberzüge gegraben sind, welche vor allen Krankheiten und üblen Zufällen schützen sollen. Nachgehends findet man den Flecken **Futzkaki**. Drey viertheil Stunden weiter kamen die Holländer nach **Sekinosisi**. Zu Mittage hatten sie nur etwan vier Meilen zurück geleget, aber noch vor Abende reiseten sie sieben bis **Jokaiz**, wo man einen Weg findet, der nach der Wallfahrt von **Isje**, dreyzehn Meilen davon führet. Japonischer Aberglaube.

Nachmittage waren sie durch **Kamme Jamma**, eine ziemlich große Stadt, gegangen, welche auf einer Höhe liegt, wo die Gassen wegen des ungleichen Erdreichs sehr unordentlich sind. Eine Meile weiter waren sie durch **Munitsaya**, und von dar durch **Tsjono**, **Tsijakus**, **Tsietsuki**, **Ogevata** und **Finkava** gekommen. Der geringste Flecken hat zweyhundert Häuser. Das Land ist sehr bergigt, bis zwo Meilen von **Jokaiz**, wo es ebener und fruchtbarer wird. **Jokaiz** ist eine ziemlich große Stadt, wo den Fremden desto besser begegnet wird, weil die meisten Einwohner sich davon unterhalten, ihnen zu dienen. Unter verschiedenen Pilgrimen, die sie diesen Tag antrafen, bewunderten sie eine wohlgeschmückte, in Seiden gekleidete und stark geschminkte Frau, die einen blinden Alten führte, und vor ihm her das Allmosen unbescheiden forderte. Sie trafen auch verschiedene junge **Bekunis** oder bettelnde Nonnen an, die mit Singen zu den Reisenden kommen, etwas Geld von ihnen zu erlangen. Sie halten sich so lange auf, als man will, ohne sich ihre Gunst allzutheuer bezahlen zu lassen. Die meisten sind Töchter der Priester auf dem Gebirge, und haben sich dieser Lebensart durch Bescherung des Hauptes gewidmet. Sie sehen gut aus, und sind wohl gekleidet. Ihr Kopfputz besteht in einem Schleyer von schwarzer Seide, über einen leichten Hut, ihre Farbe vor der Sonnenhitze zu beschirmen. Kämpfer lobet ihre Aufführung, die zugleich frey und bescheiden ist, und gleichsam zwischen Frechheit und Schaam das Mittel hält. „Sie haben, saget er, so viel Schönheit, als man „bey den Weibesbildern des Landes finden kann; ihr Betteln sieht nicht sowohl einer Ar„muth, als einem Spiele ähnlich; sie greifen nicht nur den Beutel der Reisenden an, son„dern nehmen sie auch durch ihre Reizungen ein. Man unterscheidet sie von andern Bett„lerinnen, durch den Namen **Kamano Kikurri**, weil sie allezeit paarweise gehen, sie ha„ben ihre gewissen Stellen auf den Wegen bey **Jokaiz**, und müssen jährlich einen gewissen „Theil dessen, was sie erbetteln, als eine Abgabe zum Tempel **Isje** liefern„ *u*).

Weibliche Pilgrimme zu Jokaiz;

Sie gefallen Kämpfern.

 Den

den. Man giebt es nach dem Alter und der Beschaffenheit des Kranken in einer zwey oder drey Dosions, die man in einer Schaale warmes Wasser nimmt. In den Häusern, wo dieses Pulver gemacht wird, verkaufet man es zubereitet, und in Wasser gesotten. Kämpfer ebend. a. d. 33 S.

t) Ebendas. a. d. 34 S.

u) A. d. 39. 40 S.

Kämpfer. 1691.

Den 5ten gieng der Weg anfänglich nach Oruano, drey japonische Meilen, in welchen Raum man durch verschiedene Flecken und über viel Flüsse geht. Oruano, auch Kuana und Kfana genannt, ist eine sehr große Stadt, die erste der Landschaft Owari, an einer Bay des südlichen Meeres gelegen. Ihr Schloß ist ins Wasser auf der Südseite gebauet. Es rühret vom Kaiser Gengoin her, der die Weibesbilder, und besonders seine Gemahlinn, die Kaiserinn, haßte, und sie mit allem Hoffrauenzimmer dahin verwies. Der große Fluß Saijah, fällt bey einem Flecken dieses Namens, drey Meilen von Oruano, ins Meer. Fünftehalb weiter findet man eine andere Stadt, Mijah, wo sich der Kaiser im Schlosse aufhält, wenn er sich nach Meaco begiebt. Ein lange Reihe Häuser, die sich zwo Stunden von Mijah erstrecket, endiget sich bey Nagaisa, wo sich der Herr der Landschaft aufhält, dessen Schloß, seiner Macht und Größe wegen, für das größte im Reiche gehalten wird. Man verehret die Fürsten so sehr, daß die Holländer, wenn sie ihn unterweges antreffen, mit allem ihren Gefolge absteigen, und in einer demüthigen Stellung warten müssen, bis er vorbey ist. Zu Mijah besuchet man einige Tempel, wo alte Säbel, deren sich die vormaligen japanischen Helden bedienet, sorgfältig verwahret werden.

Haß eines japanischen Kaisers wider die Weibesbilder.

Tempel zu Säbeln.

Kassadira, Narimusi, Arimarsi und Imokava, sind große Flecken, durch welche die Holländer den folgenden Tag giengen, ehe sie zu Tsiva oder Tsivin, der ersten Stadt der Landschaft Mikava, anlangten. Okasaki, das man nachgehends antrifft, ist eine Stadt in eben der Provinz, wobey sich ein Fluß befindet, der in den benachbarten nordwestlichen Bergen entspringt, und von dar schnell bis ans Meer läuft. Das Städtchen Fusicava ist anderthalb Meilen von Okasaki, und viertehalb Meile weiter kömmt man in eine lange Gasse voll schöner Gebäude und Wirthshäuser. Diese einzige Stadt machet eine ziemlich große Stadt Akasaka aus. Den folgenden Tag reisete man sieben Meilen, bis an den Flecken Aray, durch Goju, Khomra, Simosit, Josida und Sirosaka. Josida oder Jostsuda, ist eine ansehnliche Stadt, auf einer Höhe, fünf Meilen von Aray, ihrer Stahlarbeit wegen berühmt; Siroasacka, ein großer Flecken, am Ufer des Meeres. Von dar entdecket man zuerst den Gipfel des hohen Berges Foosi oder Fusino Jama, dessen Schönheit Verwunderung erwecket.

Warum man die Weiber und Töchter zu Geißeln für die Mannspersonen nimmt.

Aray ist nur ein offenes Städtchen, ohne Mauren, welches aber durch den Aufenthalt der kaiserlichen Verordneten wichtig wird, die daselbst der Reisenden Geräthe durchsuchen, besonders der Reichsfürsten, die damals Weiber und Waffen nicht durchführen durften. Der regierende Kaiser hatte diese Einrichtung gemacht, um sich des geruhigen Besitzes des Thrones zu versichern. Die Weiber und Töchter der Fürsten wurden in der Hauptstadt Jedo, als Versicherungen der Treue ihrer Männer und Väter, verwahret x). Waffen durfte man in großer Menge an keinem Orte durchführen. Die Holländer mußten sich auch durchsuchen lassen, worauf sie in einer kaiserlichen Barke über den Hafen Fanno setzten, der nur eine halbe Meile breit ist, und achtehalb Meilen im Umfange hat, und zu Migasacka ausstiegen, von dar man nur drey Meilen bis Fammamatz rechnet. Das Land, das sie durchreiseten, war sehr angenehm, und wohl gebauet, aber nicht so volkreich, als sie bey Annäherung an die Hauptstadt erwartet hätten. Fammamatz ist ein Städtchen, dessen Gassen sehr ordentlich sind. Es hat ein großes Schloß.

Den

x) Ebendas. a. d. 47 S.
y) Ebendas. a. d. 57 S.

z) Manche nennen ihn Sumpu, andere Fus-
su, von seinem Schlosse.

Kämpfer. 1691.

Den Tag darauf, langte man zwo Meilen von der Stadt an die Ufer des großen Flusses **Ten Rijn** an, der nicht weniger als eine viertel Meile breit ist, und seines reißenden Laufes wegen, keine Brücken verstattet; nachgehends folget die Stadt **Mitzedai**, und darauf **Mitzka**; weiter eine Brücke von fünfhundert Schritten, die in **Tutkoro** führet, worauf man sich nach **Rakinga** oder **Rakegava**, zwo Meilen davon begiebt. **Nisissaka** ist eben so weit von **Rakinga**; man nimmt daselbst **Cangos**, über einen Berg zu gehen, bis an den Flecken **Canaja**, wo man wieder Pferde nimmt. Eine Meile weiter trifft man den großen und berühmten Fluß **Osingava** an, der mit reißender Gewalt von den benachbarten Bergen herabstürzet, und eine halbe Meile unterhalb diesen Uebergang ins Meer fällt. Nach großem Regen hat er keine Furth, zu anderer Zeit machen sie die großen Steine, die er immer von den Bergen herabreißt, allemal gefährlich. Die Einwohner daherum kennen die Beschaffenheit seines Bettes vollkommen, und nehmen ein gewisses Geld, die Reisenden durchzubringen. Kömmt einer unglücklicher Weise unter ihren Händen um, so bestrafen die Landesgesetze alle, die seine Erhaltung über sich genommen hatten, mit dem Tode. Sie werden nach der Höhe des Wassers bezahlet, die man an einem Pfeilen, der am Ufer steht, abmißt. Ob das Wasser gleich damals sehr niedrig war, so wurden doch fünf Mann zu jedem Pferde der Holländer ernannt, zweene auf jeder Seite, ihm den Bauch zu halten, und einer an den Zaum. Bey schwerern Zeiten brauchet man sechs Mann an jeder Seite des Pferdes, zwey es unter dem Bauche zu halten, vier die Fordern zu unterstützen, und einander selbst zu helfen, und der dreyzehnte führet das Pferd bey dem Zaume. Die japonischen Schriftsteller, besonders die Dichter, machen öfters Anspielungen auf die sonderbare Beschaffenheiten dieses Flusses *y*).

Fluß Ten Rijn;

Flecken Osingava und seine Merkwürdigkeiten.

Wie man hinüber kömmt.

Simada ist ein nahes Städtchen, wo die Holländer die Nacht zubrachten. Das Land ist bergicht und unfruchtbar. Den folgenden Tag hatte man die Berge zur Linken, und entdeckete das Meer zur Rechten, über viele Felder, die mit Theebäumen umgeben waren. Sie giengen durch verschiedene Flecken, und hatten wieder eben die Noth, durch einen reißenden Strom zu setzen, der an den Mauren von **Fusii Jodo** hinfließt. Von dar sahen sie im Vorbeygehen ein berühmtes Schloß, **Fanunkasijo**, und hatten zwo oder drey Meilen einen sehr übeln Weg, durch Berge und Felsen, wo der **Fusii Jodo** entspringt, aber gegen das Städtchen **Musiko** findet man die Ebene wieder, und eine halbe Stunde Weges brachte sie ans Ufer eines großen Flusses, der durch **Abikava** geht, und bald in drey Mündungen ins Meer fällt *z*).

Von diesem Flusse hat man nur eine viertel Meile nach **Suruga**, der Hauptstadt einer Landschaft dieses Namens. Es ist eine offene Stadt, mit breiten, ordentlichen Gassen, voll schöner Läden. Man machet daselbst Papier, geblühmte Zeuge, Büchsen, andern Hausrath von geflochtenem Rohre, und allerley lackirte Sachen. Man münzet Geld wie zu **Jedo** und **Meaco**. Das Schloß auf der nordlichen Seite der Stadt, war vor einigen Jahren verbrannt, und man schrieb solches dem Taubenmiste zu, der sich lange Zeit auf dem höchsten Stockwerke des Thurmes gesammlet, und durch seine eigene Hitze Feuer gefangen hatte. Kämpfer lobet die Jugend dieser Stadt, als wohlgezogen, weil sie den Holländern bey dem Durchziehen, keine Beschimpfungen erwiesen, wie anderswo *a*).

Taubenmist, der sich selbst entzündet.

Drey

a) Man rief ihnen nach **Toosin Bai Bai**. Der Verfasser erkläret diese drey Wörter nicht.

Kämpfer. 1690.

Drey Meilen von Suruga kamen sie in einen Flecken, Jeseri genannt, an einem tiefen Flusse, bey der Bay Totomina. Man wirft auf diesen Fluß eine große Menge sehr hartes Holz, das man Holz von Jeseri nennet, das bis ans Meer hinab fließt, und in alle japanische Inseln verführet wird. Der Kaiser hält in einem benachbarten Hafen einige Kriegesschiffe zum Schutze. Der Bay gegen über, auf einem hohen Berge, liegt das berühmte Schloß Kuno oder Kone, welches die Japaner für unüberwindlich halten, und wo vor Zeiten die Schätze des Kaisers verwahret wurden. Kämpfer bemerkte auf diesem Wege verschiedene seltene Pflanzen, und allerley gepfropfte Bäume, die große Bluhmen tragen. Die Heerstraße, besonders um Suruga, war mit Bikurris oder jungen Bettelnonnen bedeckt, welche die Reisenden durch ihr Singen belustigen, auch mit Jammabos oder gebirgischen Priestern, die lange Reden an die Vorbeygehenden halten, und solche mit einem erstaunlichen Getöse von Trompeten und eisernen Ringen endigen, imgleichen mit Pilgrimmen, die nach dem Tempel von Isje gehen, oder daher kommen.

Holz von Jeseri.

Schändliche Gewohnheit.

Den 10ten März gieng man durch Kiomids, ein Städtchen anderthalb Meile von Jeseri, und durch Jostivara achtehalb Meile davon; den Abend langete man zu Misijma an. Diese Tagereise von zwölf Meilen beschäfftigte Kämpfers Neugier sehr. Er sah zu Kiomids ein Beyspiel von schändlichen Sitten *b*), das er für das einzige in der Welt hält. Nachgehends giengen sie über die Gebirge von Satai und den Fluß Jaman, sich nach Cambara zu begeben, das nur anderthalbe Meile davon ist. Sie mußten das Ufer des Meerbusens verlassen, und sich nordwärts nach dem großen Flusse Fodsikara wenden, den man anderthalb Meile weiter antrifft, indem man nur beym Flecken Ukabuy über ihn setzen kann. Er entspringt auf dem hohen Berge Fudsi oder Fusi, der sieben große japonische Meilen von diesem Flecken nach Nordost liegt, wächst in seinem Laufe durch die Vereinigung vieler andern Flüsse, und theilet sich in zween Aerme, um in den Meerbusen von Totomina zu fallen. Man setzet mit vieler Mühe und Gefahr durch, in flachen Fahrzeugen, deren Boden aus so dünnen Brettern besteht, daß sie nachgeben, wenn das Schiff auf eine Sandbank oder Klippe kömmt, und es also darüber weggeht. Auf der andern Seite des Flusses kam man nach anderthalber Stunden in Jostivara an, welche Stadt dem Gebirge Fudsi am nächsten, obwohl noch sechs Meilen davon ist. Sechs Meilen rechnet man noch vom Fuße des Berges bis an den Gipfel. Kämpfer beobachtete mit seinem Compasse, daß er fünf Grade von Norden nach Osten lag. Er ist unglaublich hoch, und die benachbarten Berge scheinen dagegen nur Hügel; er gleicht dem Pico von Teneriffa ziemlich. Man entdecket ihn so weit, daß er den Holländern zum Wegweiser, und Kämpfern bey Verfertigung der Karte dienete. Er glaubet, dieser Berg verdiene beschrieben zu werden, weil man ihn mit Rechte einen der schönsten auf der Erde nennen könne. Sein Grund ist groß; er geht spitzig zu, und sieht ordentlich wie eine Cocosnuß aus. Die meiste Zeit im Jahre ist er mit Schnee bedecket, die Sommerhitze schmelzet etwas davon, doch bleibt allemal noch genug übrig, den Gipfel zu bedecken. Fast ganz oben sieht man ein tie-
fes

Beschreibung des Berges Fudsi.

b) „In der vornehmsten Gasse dieser Stadt, „saget er, befanden sich neun oder zehn Häuser „oder Logen, vor deren jeden sich zween oder drey „junge wohlgeputzte Knaben von zehn bis zwölf Jah„ren befanden. Ihr Gesicht war geschminkt, und „ihr Bezeugen weibisch. Ihre verfluchten Her„ren hielten sie da zu der abscheulichen Lust re[illegible] „Reisenden. Denn die Japaner sind diesem Laster „sehr ergeben. Doch den Schein zu vermeiden „und ehrbare Leute nicht zu ärgern, stehen sie [illegible]

fes Loch, daraus vor Alters Flammen und Rauch aufstiegen, welches aber aufgehöret hat, da sich seit dem eine Art von kleinem Hügel darüber erhoben hat. Jetzo sind die ebenen Gegenden des Gipfels mit Wasser bedeckt. Aus den Schneeflocken, welche der Wind absondert und nach allen Seiten treibt, läßt sich urtheilen, daß der Berg in Wolken und Rauch eingehüllet ist. Da die Luft in den Obertheilen ungemein stille ist: so führet die Andacht viel Leute dahin, daselbst den Gott der Winde zu verehren. Man brauchet drey Tage, hinauf zu steigen, aber weniger als drey Stunden, herunter zu kommen, weil man im Winter auf dem Schnee, und zu anderer Zeit auf dem Sande in einem hölzernen Schlitten fortrutschet. Die **Jammabos** oder Priester des Berges sind dem Dienste des japonischen Windgottes geheiliget. Ihr Wort ist **Fudsi Jamma**, welches sie beym Betteln ohne Unterlaß wiederhohlen. Dieser berühmte Berg giebt den japonischen Dichtern und Malern viel zu schaffen c). — Kämpfer. 1691.

Misima, wo die Holländer die Nacht zubrachten, war sonst seiner Tempel und Capellen wegen berühmt, von denen man viel Mährchen erzählet: aber ein Brand hat die Stadt 1686 verzehret, und ihr nur den Vorzug gelassen, daß sie an drey Flüssen liegt, und viel Brücken hat. Man hatte nur einen einzigen Tempel wieder erbauet, welchen Kämpfer bey seiner zweyten Reise nach Hofe beschreibt.

Sonntags den 11ten März gieng man über das Gebirge **Fakone**, auf dessen Gipfel eine Pyramide die Provinzen **Idsu** und **Sagami** beym Eingange der Staaten des **Odovara** theilet. Von dar steigt man in einer Stunde hinunter nach Togitz, welches auch vom Berge **Fakone** genannt wird, und an einer See liegt, die eine halbe Meile breit, eine Meile von Süden nach Norden lang ist. Auf der östlichen Seite erhebt sich ein hoher Berg, der sich in eine Spitze endiget, und an dessen Fuße der Flecken **Motto Fakone** liegt. Noch weiter zwischen **Motto Fakone** und **Togitz** liegt **Dsoogassima**. Da herum wachsen viel Cedern, und die schönsten in **Japon**: aber die Luft ist so kalt und schwer, daß sie Fremden bey einem kurzen Aufenthalte schädlich wird. Am Ende von Togitz, wo der Weg schmäler wird, findet man eine kaiserliche Wache, wie zu **Aray**, die Weiber und Waffen aufzuhalten; und hier ist die Untersuchung noch schärfer, weil Togitz gleichsam ein Schlüssel zur Hauptstadt des Reiches ist, und alle westliche Fürsten nach Hofe hierdurch gehen müssen. Argwohnet man, ein Reisender habe eine Frau in Mannskleidern bey sich, so wird sie aufs strengste untersuchet; aber von andern Weibern. Bey der Hauptwache erstaunte Kämpfer über fünf Capellen und so viel Priestern, die mit erschrecklichem Geheule auf platte Glocken schlugen; noch mehr aber, als er sah, daß alle Japaner des Zuges Geld in die Capellen warfen, und dagegen ein Papier bekamen, das sie mit Ehrfurcht ans Ufer des Sees trugen, und hinein warfen; nachdem sie zuvor einen Stein daran gebunden hatten, damit es gewiß zu Boden gienge. Man erklärte ihm den Grund eines so seltsamen Gebrauches. Der See Fakone wird in Japan für das Fegefeuer der Kinder, die vor sieben Jahren sterben, gehalten, da sie so lange Pein leiden, bis der Vorbeygehenden Mildthätigkeit sie erlöset.

See Fakone.

Paß, wo die Weiber untersucht werden.

Japonisches Fegefeuer.

Die

„den Gassen als wollten sie den Reisenden ihre „Waaren verkaufen. Unser Bugio oder oberster „Befehlshaber des Zuges, dem seine Gravität „nicht verstattete, aus dem Wagen zu gehen, bis „wir uns in den Wirthshäusern befanden, konnte „sich nicht enthalten, hier auszusteigen, und mit „diesen Jungen eine halbe Stunde zuzubringen. „Ebendas. a. d. 56 S.„ Man sehe den Artikel von den Sitten in der Beschreibung von Japan.

c) Ebendas. a. d. 58. 59 S.

Kämpfer. 1691.

Die Priester versichern, sie empfänden Linderung, sobald die Namen der Heiligen und Götzen, die auf das Papier geschrieben sind, zu verlöschen anfingen; und wenn das Wasser diese Züge gänzlich verzehret hätte, so wären sie völlig befreyet. Der besondere Ort, wo sich diese Seelen befinden sollen, heißt Sainokavara, und ist mit einem Steinhaufen bezeichnet. Kämpfer scheint in den Gedanken zu stehen, die Priester glaubeten, ohne Betrug wirklich eben das, was das Volk glaubet, weil er verschiedene sah, die auch solche Papiere kauften, und treuherzig hinein warfen *d*). In einer dieser Capellen zeigte man allerley Seltenheiten *e*), als Säbel alter Helden, deren Thaten dabey erzählet werden, zween schöne Korallenäste, zwey erstaunlich große Hörner von Einhörnern, zween Steine, deren einen man in einer Kuh, den andern in einem Hirsche gefunden hat, ein Kleid von Zeuge von Ama, wie die Engel im Himmel tragen, und dadurch das Vermögen zu fliegen erhalten; den Kamm des Joritomo, ersten weltlichen Monarchen in Japan, mit seinen Wapen darauf, die Glocke des Kobidaus, Stifters einer berühmten Secte, und einen eigenhändigen Brief des Takamine. So haben alle Völker der Welt ihre Träume, die aus der menschlichen Natur entspringen, weil man solche in entfernten Ländern, die nie miteinander in Verbindung gestanden haben, so ähnlich antrifft.

Merkwürdigkeiten eines Tempels.

Von Togitz giengen die Holländer noch eine Meile hinunterwärts, bald auf der Anhöhe, bald am Fuße des Berges Firango, von dem sie den hohen und berühmten Berg Coma Jamma entdeckten. Sie ließen einen sehr merkwürdigen Wasserfall zur Linken. Da die See Fakone mit Bergen umgeben ist, so hat sie keinen Ablauf als drey Oeffnungen, die sie sich durch den Firango machet; und alles dieses Wasser, welches auf dem Abhängen des Berges gesammlet ist, sieht bey seinem Falle sehr sonderbar aus. Es geht alsdenn in ein gemeinschaftliches Bette zusammen, und verschiedene Bäche fallen dazu, so daß ein großer Fluß daraus wird, welcher über Felsen und Abstürze, mit schrecklichem Getöse durch das Thal ins Meer läuft, die Beschwerlichkeit des Weges wird durch die angenehmen Aussichten ersetzet. Ostlich zeiget sich das Meer am Ende einer Reihe von Bergen. Kämpfer beobachtete voll Lehrbegierde an diesen wilden Orten, eine wunderbare Mannichfaltigkeit von Gewächsen. Die japonischen Aerzte schreiben den Pflanzen dieses Berges besondere Kräfte zu, und lassen sie sorgfältig sammlen. „Sie halten eine sehr schöne Art des Adianthi „oder Frauenhaares besonders hoch, dessen Stengel und Seiten purpurbraun sind, und das „in Japan unter dem Namen Fakona Ksa, Pflanze vom Fakone bekannt ist. Es „wächst häufig, und seine Kräfte sind niemanden unbekannt; daher sich alle Reisenden daselbst aufhalten, sich damit zu versorgen.

Pflanzen, die von den japanischen Aerzten hochgehalten werden.

Nachdem sie durch Jumotta, Kaetama, oder Kasamatz, und vor vielen berühmten Tempeln vorbey gegangen waren, so langten sie zu Odovara an, die Nacht da zuzubringen. Die Stadt ist wohl befestiget.

Man bereitet daselbst das wohlriechende Catechu zu *f*), daraus man Pillen, Götzenbildchen, Bluhmen u. d. g. machet. Die Weibesbilder brauchen es sehr, in den Gedanken, es mache die Zähne feste und den Odem wohlriechend. Kämpfer bemerket, es sey ein verdickter Saft, den die Holländer und Chineser nach Japon bringen, und der nachdem er in Meaco und Odovara zubereitet, und mit Ambra, Kampfer u. d. g. vermenget worden, von diesen Völkern wieder gekauft und verführet wird *g*).

Catechu oder Cachou.

Den

d) Ebendas. a. d. 65 S.

e) Ebendas. a. d. 66 S.

Den 12ten gieng man über den Fluß Sakava, der nicht mehr als drey Fuß tief, und so gefährlich ist, wenn ihn die Regen aufschwellen, daß man, seiner Verwüstung zu widerstehen, mit großen Kosten Dämme so lang als seine Ufer sind, gemacht hat. Sakava, Koosi, Magigava, Misava, Kojisa, Firatza und Bansju, oder Bandaju sind lauter große Flecken, durch die man endlich in eine große und nicht auszusehende Ebene kömmt, die sich bis an Jedo erstrecket. Ferner findet man drey Flecken Marzija, Nango und Kavanda, die nach dem vierten Joorsiuia führen. Unweit der Küsten Kavanda gegen über, sieht man einen Felsen wie eine Pyramide aus dem Meere steigen, und noch weiter gerade südwärts die berühmte Insel Kamakura, deren Namen Küsten bedeutet. Die Großen, welche in Ungnade gefallen sind, werden dahin verwiesen; und wenn sie einmal dieses Unglück gelitten haben, selten zurück berufen. Sie sieht rund aus, hat höchstens eine Meile im Umfange, und ist mit sehr hohem Gehölze bewachsen. Ihre Küsten sind so steil, daß man die Fahrzeuge, in denen man die Gefangenen oder Lebensmittel hinbringt, mit Kranen heben muß. Eine Meile über Joorsiuia geht man durch Fusisava, an welcher Stadt ein Fluß vorbey geht. Da verliehrt man das Meer aus dem Gesichte, und sieht es erstlich sechs Meilen davon wieder bey Fodogai, von dar man es bis Jedo beständig in Augen hat. Fodogai ist am Ufer selbst, wo die Mündung eines Flusses einen ziemlich sichern Hafen machet. Das Land, das sie diesen Tag durchreisten, war so fruchtbar als volkreich; es endiget sich mit einer kleinen Menge Hügel, von dar man eine zusammenhängende Reihe Städte und Flecken entdecket, und nur noch sechs Meilen bis Jedo rechnet.

Kämpfer. 1691.

Ebene von Jedo.

Insel Kamakura, wo die Großen hin verwiesen werden.

Dienstag, den 13ten, setzte man noch die Reise durch ein sehr volkreiches Land fort, dessen merkwürdigste Oerter Tsisi oder Tsjsiku, Kanagava, Kavasaki und Rokingo sind. Tsiusunomori ist wegen der häufigen Schnecken und Meerpflanzen, die sich daselbst finden, berühmt. Kämpfer beobachtete, wie die Japaner daselbst die Algam marinam zubereiten, daß sie zur Nahrung dienet.

„Sie wählen zwo der vornehmsten Pflanzen, die auf Muscheln wachsen; eine grüne und schmale, und eine andere röthliche und breitere. Sie zerschneiden solche, reinigen sie, und waschen jede Art in frischem Wasser wohl ab. Nach diesem breiten sie die grüne über einem Stücke Holz aus, zerhacken sie in sehr kleine Theile, wie Toback, waschen sie wieder, thun sie in ein hölzernes Sieb, das zwey Fuß lang ist, und gießen frisches Wasser darauf. Wenn sie einige Zeit darinnen geblieben ist, so zieht man sie mit einer Art eines Kammes heraus, drücket es mit der Hand, daß ein dicker Teig daraus wird, und presset das Wasser heraus, damit es an der Sonne leichter trocknet. Die rothe Art ist nicht so gemein, als die grüne, daher man sie nicht zerhacket, übrigens aber eben so handthieret, und auch eine Art Kuchen daraus verfertiget, welche die Japaner sehr gern essen *h*).

Sinagava zeiget sich eine halbe Meile über Tsiusunomori, und ist eine Vorstadt von Jedo, zwo Meilen von dieser kaiserlichen Stadt; wenigstens stößt sie an die wahre Vorstadt, wie Fudsimi an die Vorstadt von Meaco. Der Gerichtsplatz zeiget bey dem Eingange einen entsetzlichen Anblick. Eine Menge Menschenköpfe und Leichname, halb verfaulet, halb verzehret; viel Hunde, Raben, und andere fleischfressende Thiere, die sich von diesen elenden Ueberbleibseln nähren. Sinagava besteht aus einer langen unordentlichen

Sinagava erste Vorstadt von Jedo. Gerichtsplatz.

f) Oder Terra Japonica, insgemein Cachou. *g*) A. d. 65 S. *h*) Ebend. a. d. 73. 74 S.

Kämpfer. 1691. chen Gasse, die das Meer rechter Hand, und einen Hügel zur Linken hat, auf dem man etliche schöne Tempel entdecket. Nachdem sie in dieser Gasse etwa drey viertheil Meilen zurückgelegt hatten: so hielten sie sich bey einem Wirthshause auf, wo die völlige Aussicht auf die Stadt und den Hafen, der ordentlich voll Schiffe, von allerley Größe und Gestalt ist, einen sehr schönen Anblick giebt. Man sagte ihnen, diese schöne Aussicht zöge oft Vornehme dahin. Noch eine viertheil Meile hatten sie bis an die Vorstadt von **Jedo**, die nur eine Fortsetzung von Singava ist, und davon bloß durch ein Wachhaus abgesondert wird. Hier geht das Meer so nahe an den Hügel, daß zwischen dem Hügel und dem Wege nur eine Reihe Häuser ist. Der Weg geht einige Zeit lang am Hügel hin, breitet sich alsdenn aus, und machet verschiedene unordentliche ansehnlich lange Gassen. Nach einer halben Stunde sahen die Holländer aus den schönern, breitern, und ordentlichern Gassen, der Menge Volkes und dem Lärmen, daß sie in der Stadt waren. Sie giengen über einen Markt, und von dar durch eine große Gasse, welche **Jedo** etwas unordentlich von Süden nach Norden durchschneidet, über verschiedene prächtige Brücken, unter denen sich eine zwey und vierzig Klafter lang, vor den übrigen unterschied. Sie ist als der Mittelpunct, von dem man alle Wege und die Entfernung der Oerter in diesem Theile des Reiches misset, berühmt. Sie sahen verschiedene Gassen, die alle nach der großen zugiengen, und bewunderten besonders die unglaubliche Menge Volkes, den Zug der Vornehmen und Fürsten, die ihnen alle Augenblicke begegneten, und den Schmuck des Frauenzimmers, das in Sänften und **Palankinen** beständig vorbey gieng. Auch sahen sie eine ungemeine Mannigfaltigkeit von Läden an den Gassen, wo allerley Proben und Muster aushingen, nebst einem schwarzen Tuche, das zur Bequemlichkeit oder zum Schmucke aufgehänget war. In den andern Städten war man neugierig, sie vorbeyziehen zu sehen; hier aber bemerketen sie solches nicht, vermuthlich, „weil ein so geringer Zug für die Einwohner einer so volkreichen Stadt nichts besonders hatte, wo der Aufenthalt eines großen Monarchen, die prächtigsten Schauspiele gemein machet.„ Sie zogen eine ganze Meile in der großen Gasse, bis an das ordentliche Gasthaus der Holländer.

Ankunft zu Jedo.

Was sie zuerst gesehen.

Strenge gegen sie.

Der Gesandte ließ seine Ankunft so gleich den Staatsbedienten, die zu auswärtigen Geschäfften verordnet waren, melden. Der erste Befehl, den er erhielt, war, er sollte in seinem Zimmer mit allen seinen Leuten eingeschränkt bleiben, und der **Bugio** sollte keinen andern Japaner, als die zu ihrer Bedienung gehöreten, ihnen nahe kommen lassen. Kämpfer murret ein wenig über diese Strenge. „Man kann glauben, saget er, daß unsere „Wohnung weit genug von der Gasse entfernt war; denn sie befand sich im höchsten Stockwerke des Hintergebäudes, wo nur ein enger Zugang war, den man verschließen konnte, „wenn es nöthig gewesen wäre. Eine Thüre war unten, die andere oben an der Treppe, „und die Zimmer waren auf drey Seiten verschlossen. Das meine hatte nur ein sehr enges „Fenster, durch welches ich kaum bey hellem Mittage die Sonne sah *i*).

Fast vierzehn Tage verstrichen, ehe der Gesandte seine erste Audienz erhalten konnte; und diese Zeit über wurde die Gefangenschaft der Holländer so wenig gemildert, daß man ihnen so gar empfohl, aus ihren Zimmern kein Papierchen mit europäischen Buchstaben

i) Ebendas. a. d. 86 S.

k) Vielleicht rührte dieses Mistrauen von einem Brande her, der über vier tausend Häuser vor Ankunft der Holländer verzehret hatte, und sich immer wieder erregte.

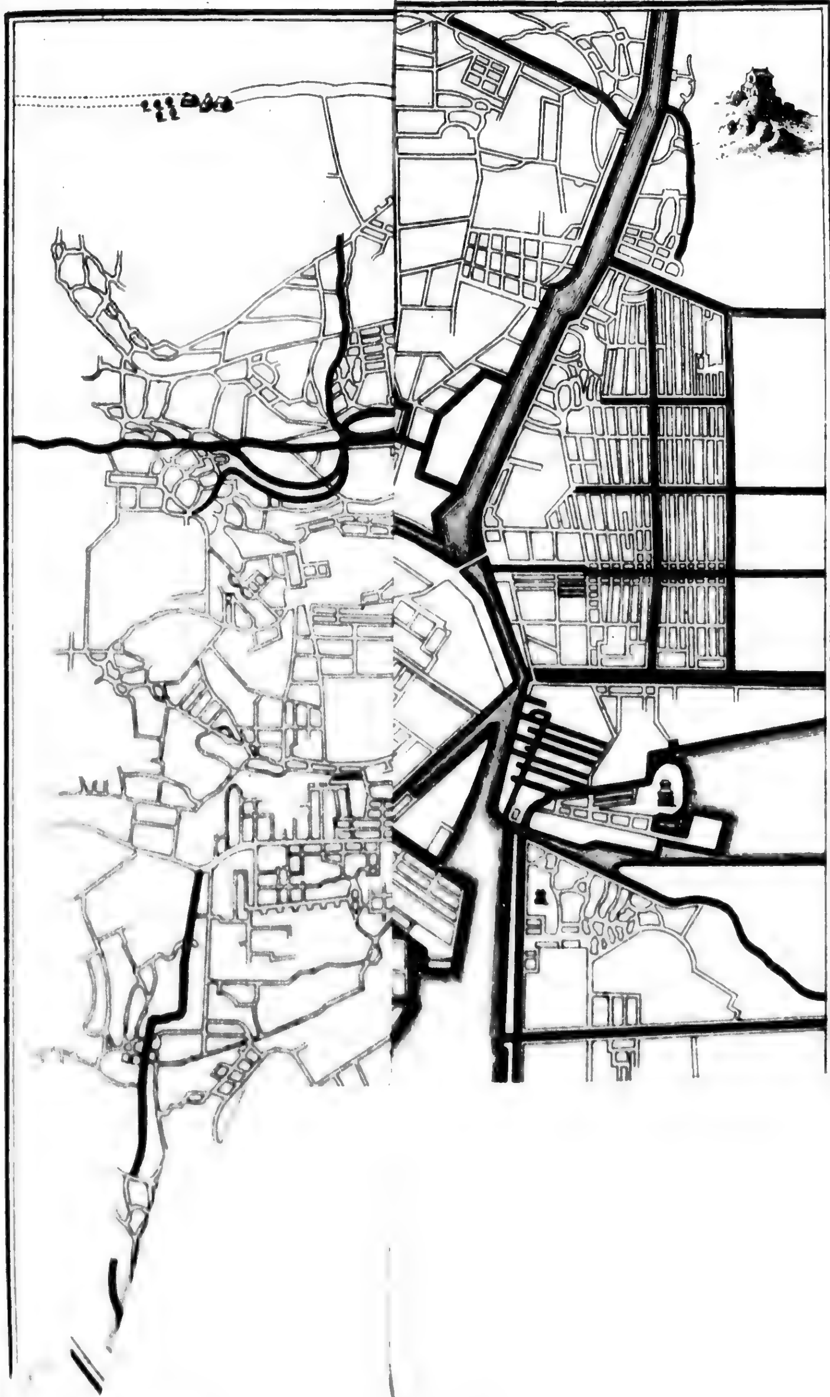
em man et-
eilen zurück-
sicht auf die
stalt ist, ei-
t Vornehme
die nur eine
ondert wird.
Wege nur ei-
sich alsdenn
einer halben
sen, der Men-
einen Markt,
Süden nach
eine zwey und
net, von dem
es misset, be-
, und bewun-
hen und Für-
nmers, das in
gemeine Man-
shingen, nebst
änget war. In
bemerketen sie
einer so volkrei-
rchen, die präch-
r großen Gasse,

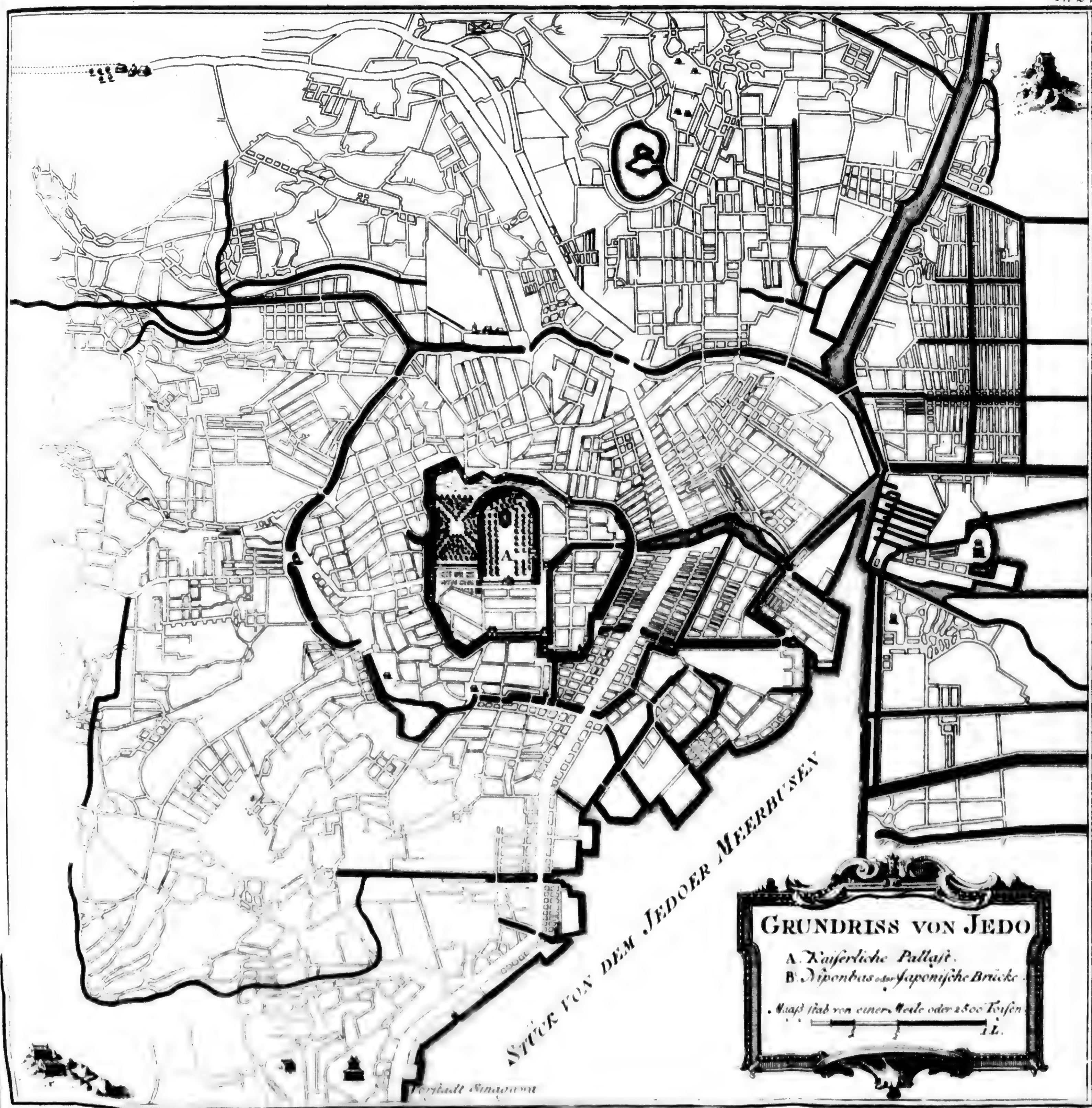
zu auswärtigen
war, er sollte in
gio sollte keinen
nen lassen. Käm-
t er, daß unsere
höchsten Stock-
schließen konnte,
n an der Treppe,
nur ein sehr enges

g erhalten konn-
g gemildert, daß
däischen Buchsta-
ben

gehret hatte, und sich

№ 24.




GRUNDRISS VON JEDO
A. Kaiserliche Pallast.
B. Niponbas oder Japonische Brücke.
Maaß stab von einer Meile oder 2500 Toisen
1 L.
STÜCK VON DEM JEDOER MEERBUSEN
A
Vorstadt Sinagawa

ben auf die Gasse zu
besessen, es bey seine
schreibung davon ma
Richtigkeit er versiche

Beschreib

Gebäude. Vorsichtigkeit
ster. Palläste.
Kaiserliches Schloß.
Zimmer wider den
länder. Ihr Aufzu
chen zu groß vorgeste
ihn. Verdrießliche
der. Sie müssen dem
spiele dienen. Wie m
Audienz sehet. Wi

Von den fünf groß
die vornehmste
Fürsten und Herren
Einwohner ist fast u
zigsten Grade zwey
Macsasi, in der Tie
Kamakura, und d
hat. Die Seite vo
Die Japaner geben
Sie hat keine Maue
gt, auch Thore; die
großer Fluß, der im
seiner Arme dem Sc
jede eine prächtige

Jedo ist nich
heutige wunderwürd
da so ordentliche Ga
rerung hat sie den d
et haben: die neuer
dens haben wollen,
llern, wie sonst übe
Thone überzogen.
Schirmen in Zimme

/ Er giebt vor, d
sen Grundrisse sämtl
die Japaner selbst v

ben auf die Gasse zu werfen k). Gleichwohl scheint es, Kämpfer habe die Geschicklichkeit besessen, es bey seiner Wache dahin zu bringen, daß er die Stadt besuchen, und eine Beschreibung davon machen dürfen, die desto merkwürdiger ist, weil er einen Grundriß, dessen Richtigkeit er versichert, beyfüget l). Kämpfer. 1691.

Der V Abschnitt.

Beschreibung von Jedo und Aufenthalt der Holländer daselbst.

Gebäude. Vorsichtigkeit gegen Feuersgefahr. Klöster. Palläste. Theurung der Lebensmittel. Kaiserliches Schloß. Innere Auszierungen. Zimmer wider den Donner. Audienz der Holländer. Ihr Aufzug. Montan hat die Sachen zu groß vorgestellet. Kämpfer widerleget ihn. Verdrießliche Veränderung für die Holländer. Sie müssen dem japanischen Hofe zum Schauspiele dienen. Wie man sie im Saale der zweyten Audienz sehet. Wie der Kaiser und das Frauenzimmer gesetzet sind. Wie die Holländer mit dem Kaiser reden. Fragen an sie, und ihre Antworten. Mittel, das Leben zu verlängern. Die Holländer belustigen den Hof mit Possen. Man bewirthet sie; begegnet ihnen nicht allzu ernsthaft; weist ihnen zwo Landkarten. Artikel, die man dem Gesandten vorliest. Geschenke des Kaisers. Glücksbrief. Compliment des Abgeschickten.

Beschreibung der kaiserlichen Residenz Jedo.

Von den fünf großen Handelsstädten, die zum kaiserlichen Eigenthume gehören, ist Jedo die vornehmste, und zugleich die Hauptstadt, und größte Stadt des Reiches. Viel Fürsten und Herren halten sich da auf, welche den Hof ausmachen, und die Menge ihrer Einwohner ist fast unglaublich. Nach Kämpfers Beobachtung liegt sie im fünf und dreyßigsten Grade zwey und dreyßig Minuten Breite, in einer großen Ebene der Landschaft Musasi, in der Tiefe einer sehr fischreichen Bay, die an der rechten Hand, nach dem Meere zu, Kamakura, und die Landschaft Idso, linker Hand die Landschaften Ava und Kudsu hat. Die Seite von Jedo nach dem Meere zu, hat die Gestalt eines halben Mondes. Die Japaner geben ihr sieben Meilen Länge, fünf Breite, und zwanzig zum Umfange. Sie hat keine Mauern, aber verschiedene Graben und hohe Wälle mit Bäumen bepflanzet, auch Thore, die Widerstand thun können, sind schon im Stande, sie zu vertheidigen. Ein großer Fluß, der im Westen entspringt, geht durch und fällt in den Hafen, da indessen einer seiner Arme dem Schlosse statt des Grabens dienet, und durch fünf Mündungen, deren jede eine prächtige Brücke hat, auch in den Hafen fällt.

Gebäude.

Jedo ist nicht so ordentlich, als die andern japanischen Städte gebauet, weil sie ihre heutige wunderwürdige Größe erst nach und nach erlanget hat. Indessen findet man hie und da so ordentliche Gassen, daß sie einander recht winklich durchschneiden. Diese Verschönerung hat sie den öftern Feuersbrünsten zu danken, die vielmal eine Menge Häuser verzehret haben: die neuen Gassen können alsdenn, wie es die Eigenthümer des Grundes und Bodens haben wollen, angeleget werden. Ueberhaupt sind die Häuser in Jedo niedrig und klein, wie sonst überall im Reiche. Meistens sind sie von Fichtenholze erbauet, dünne mit Thone überzogen. Inwendig sind sie wie zu Meaco beschaffen; nämlich mit papiernen Schirmen in Zimmer getheilet, und die Mauren mit gemaltem Papiere bekleidet, der Boden

l) Er giebt vor, derselbe wäre von einem großen Grundrisse fünftehalb Fuß lang und breit, den die Japaner selbst verfertiget, und der in die Hände des Herrn Ritters Sloane gekommen, getreulich abgezeichnet und verjünget worden. Man hat ihn hier beygefügt.

Kämpfer. 1691.

den mit Matten, und das Dach mit Schindeln bedecket. Bey so viel verbrennlichen Sachen muß das Feuer wohl viel Schaden thun. Jedes Haus soll unter, oder auf dem Dache eine Kufe voll Wasser, nebst Werkzeugen zu löschen haben. Diese Vorsichtigkeit hilft manchmal das Feuer in einem Hause löschen, aber sie ist zu schwach, die Wuth eines Brandes zu dämpfen. Alsdenn wissen die Japaner kein anderes Mittel, als die Häuser, an welche das Feuer noch nicht gelangt ist, nieder zu reißen. Sie haben dazu verordnete Leute, die Tag und Nacht herumgehen, braune lederne Kleider, zum Schutze vor die Flamme, und Feuerhaken tragen.

Vorsichtigkeit gegen Feuersgefahr.

Klöster. Palläste.

Alle Abtheilungen der Stadt sind wie in Europa, voll Mönche, Klöster, Tempel, und andere geistliche Gebäude, welche die schönsten Gegenden einnehmen. Aber die Wohnungen der Mönche sind von der Weltlichen ihren nur durch einige Stufen, die man hinaufsteigen muß, einen benachbarten Tempel oder Capelle, oder wenigstens einen großen Saal mit verschiedenen Altären und Götzen darauf, unterschieden. Die Palläste der Großen sind prächtig, wie man sich von so viel Fürsten und vornehmen Herren *m*) vorstellen kann, die sich ordentlich in der Hauptstadt aufhalten. Sie sind von den schlechten Häusern, durch große Höfe und prächtige Thore, da man einige sehr ausgeputzte Stufen hinaufsteigt, unterschieden. Doch haben sie nur ein Stockwerk, das in verschiedene prächtige Zimmer getheilet ist, ohne Thürme und andere Zierrathen, die man als Kennzeichen der Macht, an den Schlössern der Großen, in ihren erblichen Ländern sieht.

Theurung der Lebensmittel.

Jedo ist, nach Kämpfers Ausdrucke, eine Pflanzschule der Künstler, Kaufleute und Handwerker, und doch ist alles da theurer, als anderswo. „Dieses verursachet der unsägli„che Zusammenfluß des Volkes, müßiger Mönche und Hofleute, nebst der Schwierigkeit, die „Lebensmittel fortzuschaffen.„

Kaiserliches Schloß zu Jedo, oder Pallast des Kaisers zu Japon.

Das Schloß oder der kaiserliche Pallast liegt fast im Mittel der Stadt. Seine Gestalt ist unordentlich. Es soll fünf Meilen im Umkreise haben. Es besteht aus zwo Einfassungen, die man zwey völlige Schlösser nennen kann. Das dritte, welches den Mittelpunct ausmachet, und der eigentliche Aufenthalt des Monarchen ist, hat an den Seiten noch zwey andere feste, aber kleinere Schlösser, nebst großen Gärten hinter den kaiserlichen Zimmern. Jedes dieser Schlösser ist mit Graben und Mauren umgeben. Das erste nimmt einen großen Platz ein, welcher das zweyte und einen Theil des kaiserlichen Pallastes in sich schließt. Es enthält so viel Gassen, Gräben und Canäle, daß es Kämpfern schwer wurde, sich den Grundriß davon vorzustellen, ob er solchen wohl, nebst dem Grundrisse der Stadt liefert. In diesem äußern Schlosse halten sich die Fürsten des Reiches, nebst ihren Familien auf. Das zweyte nimmt nicht so viel Raum ein, und sieht nach dem dritten zu, ist aber von den beyden andern, durch Graben, Mauren, Zugbrücken, und starke Thore abgesondert. Es hat eine zahlreichere Wache, als das erste, und enthält prächtige Palläste einiger der mächtigsten Reichsfürsten, Staatsräthe, vornehmsten Kronbedienten; kurz, alle Herren, die ihre Verrichtungen zu einer genauern Vertraulichkeit mit dem Kaiser berechtigen. Der eigentliche kaiserliche Pallast liegt etwas höher, als diese beyden Schlösser, ist mit einer dicken Mauer von gehauenen Steinen umgeben, die Bollwerke hat, welche den europäischen

m) Man sehe die Beschreibung im folgenden Artikel.

n) Weiter unten redet Kämpfer vom Saale der zwey hundert Matten.

päischen ziemlich ähnlich sind. Ein Erdwall auf der innern Seite unterstützet verschiedene lange Gebäude und Wachthürme, die viele Stockwerke haben. Das Gebäude, welches der Kaiser wirklich bewohnet, ist ungemein stark. Es besteht aus erstaunlich großen gehauenen Steinen über einander, ohne Mörtel und eiserne Haken gelegt, damit bey den Erdbeben, die in Japon gemein sind, die Steine dem Stoße weichen können, und das Gebäude nicht beschädiget wird. Im innern Pallaste erhebt sich ein Thurm, höher als die übrigen Gebäude, in verschiedene Stockwerke, jedes mit seinem Dache getheilet, und so reichlich gezieret, daß es von weiten dem ganzen Schlosse ein so prächtiges Ansehen giebt, daß man darüber erstaunet. Eine Menge gekrümmte Dächer, mit vergoldeten Drachen auf dem Gipfel, und in den Ecken, welche alle die übrigen Gebäude bedecken, sehen ebenfalls sehr wohl aus. Das zweyte Schloß hat wenig äußerliche Zierrathen, ist aber wie das erste mit breiten und tiefen Graben, und sehr hohen Mauern, nebst einem einzigen Thore und einer Brücke versehen, die ins dritte geht. Im ersten und zweyten erzieht man die kaiserlichen Kinder: alle diese Schlösser und Palläste haben nur ein Stockwerk, und sind doch ziemlich hoch. Das dritte hat verschiedene lange Gänge und große Säle, die mit Schirmen können abgetheilet werden. Jedes Zimmer hat seinen Namen. Der sogenannte Saal der tausend Matten dienet nur zu großen Versammlungen, wo der Kaiser die Huldigung und die Geschenke der Reichsfürsten, und die Gesandten der fremden Mächte empfängt: aber es giebt auch noch andere Audienzsäle da n). Ihrer Schönheit mangelt nichts nach der dasigen Bauart. Decken, Bretter und Säulen sind von Cedernholze, Kampferholze oder Jeseriholze, dessen Adern natürliche Bluhmen und andere sonderbare Gestalten vorstellen. Verschiedene Zimmer sind nur lakirt, andere mit schöner Bildhauerarbeit gezieret. Meistens zeigen sich Vögel oder Aeste in halberhabener Arbeit, künstlich vergoldet. Der Boden ist mit weißen Matten bedeckt, die goldene Fransen zur Einfassung haben. Sonst ist das Geräthe in des Kaisers und in der Fürsten Zimmern, wenig unterschieden. Der kaiserliche Schatz wird in einem Zimmer verwahret, das Dächer von Kupfer, und Thüren von Eisen hat, damit es vor dem Feuer sicher ist. Die Furcht vor dem Donner hat sie auf den Einfall gebracht, ein unterirrdisches Gewölbe anzulegen, dessen Decke ein großes Wasserbehältniß über sich hat. Dahin begiebt sich der Kaiser, wenn es donnert; denn die Japoner bilden sich ein, durch einen solchen Schutz dringe das Feuer des Himmels nicht. Kämpfer gesteht, er habe es selbst nicht gesehen, und berichte es nach anderer Zeugnisse o).

Kämpfer. 1691.

Innere Auszierungen.

Zimmer, sich vor dem Donner zu verbergen.

Endlich ward der Tag zur Audienz den 29sten März angesetzet, welches der letzte Tag im zweyten Monate der Japoner ist. Es war zwar einer von den ordentlichen Audienztagen des Kaisers; aber Kämpfer meldet, man würde doch nicht daran gedacht haben, die Holländer so bald abzufertigen, wenn der Liebling des Kaisers, welcher dem Monarchen zu Ehren ein Fest anstellen wollte, und zu seinen Vorbereitungen Zeit hatte, sie nicht gern hätte los seyn wollen. Dieser Herr, Makino Bingo genannt, war Hofmeister des Kaisers gewesen, und hatte sich noch in der höchsten Gunst erhalten. Er ließ dem holländischen Gesandten melden, sich auf den 29sten fertig zu halten. Die Vorbereitungen enthielten nicht viel besondere Ehrenbezeugungen; denn er ließ ihm schlechtweg sagen, er sollte sich bey guter Zeit bey Hofe einfinden, und sich im Wachsaale aufhalten, bis er gerufen würde p).

Wie die Holländer Audienz erhalten

Die

o) Ebendaselbst a. d. 85 S.

p) A. d. 90 S. Makino Bingo war Präsident des Staatsrathes.

Kämpfer. 1691.

Warum sie merkwürdig ist.

Die Erzählung dieser Audienz ist desto merkwürdiger, weil man nicht nur daraus sieht, wie den Holländern in Japon begegnet wird, seit dem sie es dahin gebracht haben, daß sonst alle Europäer daselbst ausgeschlossen worden; als auch, weil der Verfasser den Montanus in dem berühmten Werke, das dieser herausgegeben hat, einer Falschheit beschuldiget q); und da man Kämpfern für einen geschickten und aufrichtigen Bemerker zu halten hat, so ist sein Zeugniß das einzige, nach dem man sich einen gehörigen Begriff von dem japonischen Hofe machen kann. Wir wollen in seiner Erzählung nichts ändern, als nur die Schreibart etwas verbessern.

Der Holländer Zug.

„Donnerstags, den 29sten März, wurden die Geschenke für Seine kaiserliche Majestät nach Hofe gesandt. Sie sollten daselbst auf hölzernen Tafeln im Saale der tausend Matten geordnet werden, wo der Kaiser sie durchsehen wollte. Wir folgten sogleich mit schwacher Begleitung, jeder mit einem schwarzen seidenen Mantel bedeckt. Mit uns giengen drey Intendanten, der Befehlshaber von Nangasaki, ein Abgeordneter des Bugio, zweene Boten von Nangasaki, und ein Sohn des Dollmetschers, alle zu Fuße. Unser viere ritten, einer hinter dem andern, drey Holländer und unser Dollmetscher. Jedes Pferd führte ein Knecht am Zaume, auf der rechten Seite. Auf dieser Seite steigt man im Lande auf und ab. Sonst führeten zweene Knechte unsere Pferde, aber wir haben diesen Gebrauch als eine unnütze Ausgabe unterdrücket. Unser Gesandter, den die Japoner Hauptmann nennen, folgete uns in einem Norimon, nebst unserm alten Dollmetscher, der in einem Cango getragen wurde. Unsere Bedienten beschlossen den Zug zu Fuße. So begaben wir uns mit einem Zuge, der eine halbe Stunde dauerte, ins Schloß. In die erste Einfassung kamen wir über eine große Brücke mit einem Geländer, auf der sich eine Reihe kupferne Kugeln befindet; der Fluß darunter ist breit, und läuft nordwärts um das Schloß. Man sah viel Fahrzeuge und Barken darauf. Am Ende der Brücke fanden wir zween befestigte Thore, hinter denen wir eine kleine Wache sahen. Durch das zweyte kamen wir in einen großen Platz, wo die Wache zahlreicher war. Der Waffensaal schien uns mit Tuche tapezieret zu seyn. Die Piken stunden aufgerichtet, am Eingange, inwendig aber befanden sich vergoldete Waffen, lakirte Flinten, Schilder, Bogen, Pfeiler und Köcher, alles sehr ordentlich und zierlich gesetzet. Die Soldaten saßen auf der Erde mit kreuzweis gelegten Füßen, alle in schwarze Seide gekleidet, und jeder mit zween Säbeln am Gürtel: man ließ uns durch die erste Einfassung ganz durchgehen; zwischen den Pallästen der Fürsten und Großen, welche das Innere dieses Schlosses erfüllen. Das zweyte, in das wir gelangten, schien uns von jenem nur durch den Bau der Thore und Palläste, der prächtiger ist, unterschieden. Da mußten wir unsern Norimon, unser Cango, und unsere Pferde und Bediente lassen, und über eine lange Brücke in den Aufenthalt des Kaisers Fonmaru genannt, gehen. Als wir über diese Brücke waren, so giengen wir durch ein doppeltes Bollwerk, dem zween feste Thore folgeten, durch welche wir in eine unordentliche Gasse kamen, die an beyden Seiten sehr hohe Mauern hat. Wir kamen bey der großen Wache des Schlosses, Fiakninban genannt, an, die sich am Ende dieser Gasse bey dem letzten Thore zum Pallaste befindet. Man befahl uns, im Wachsaale zu warten, bis der große Staatsrath versammlet wäre, da wir sollten vor-

„geführ-

q) Merkwürdige Gesandschaften der Holländer ins Kaiserthum Japon. Man sehe in der Beschreibung, was davon zu halten ist.

„geführet werden. Die beyden Hauptleute der Wache bothen uns höflich, Thee, und Taback zu rauchen an, und einige andere Edelleute kamen, uns Gesellschaft zu leisten. Wir warteten wenigstens eine Stunde, und sahen indessen verschiedene Staatsräthe, manche zu Fuße, manche in ihren Norimons getragen, in den Pallast kommen. Endlich führte man uns, durch zwo prächtige Pforten, über einen großen viereckichten Platz bis an den Eingang des Pallastes. Der Raum zwischen der zweyten Pforte, und der Forderseite des Pallastes war voll Hofleute und Soldaten. Man steigt von dar durch zwo Treppen in einen geraumen Saal, rechter Hand des Einganges, wo alle diejenigen, die vor den Kaiser oder die Staatsräthe gelassen werden sollen, verziehen müssen. Dieser Saal ist sehr groß und hoch, und doch dunkel genug, wenn man alle Schirme hinein gesetzet hat, weil er nur von den Fenstern in der Höhe in einem benachbarten Zimmer Licht erhält. Sonst ist er nach der Landesart kostbar ausgezieret, und seine vergoldeten Pfeiler sehen zwischen den Schirmen sehr wohl aus. Wir warteten daselbst noch eine Stunde, bis der Kaiser in den Audienzsaal gekommen war. Darauf führten drey Officirer unsern Gesandten vor Seine Majestät, und ließen uns in dem ersten Saale, wo wir waren. Sobald er hinein war, schrien sie laut: Hollanda Capitaine. Dieß war das Zeichen, ihn an die Leistung der gewöhnlichen Unterthänigkeit zu erinnern. Er kroch dem Gebrauche nach auf Händen und Knien an den ihm angewiesenen Ort, zwischen die Geschenke, die auf einer Seite gestellet waren, und dem Kaiser, der auf der andern saß, setzte sich daselbst auf die Knie, beugte sich nach der Erde, und berührte solche mit der Stirne. Nachgehends kroch er wie ein Krebs auf Händen und Füßen zurück, ohne den Mund zu öffnen, und ein einziges Wort zu sagen. Weiter geht bey denen Audienzen, die wir von diesem mächtigen Monarchen erhalten, nichts vor, und bey denen Audienzen, die er den größten Reichsfürsten giebt, beobachtet man nicht mehr Ceremonien. Man ruft sie laut bey ihren Namen; sie kriechen hinzu, und wenn sie mit der Stirne auf die Erde geschlagen haben, kriechen sie zurück.

Kämpfer. 1691.

„Der Audienzsaal, oder der Saal von hundert Matten, ist dem, welchen Montanus beschreibt und abbildet, in nichts ähnlich. Der erhabene Thron, die Stufen hinaufzusteigen, die Tapeten, damit sie bedeckt seyn sollen, die prächtigen Säulen, zwischen denen, wie er saget, die Reichsfürsten vor dem Monarchen niederfallen, und andere Abschilderungen, sind nur in seiner Einbildungskraft gewesen. Was man in diesem Saale findet, ist in der That sehenswürdig und kostbar, aber nicht so künstlich, wie er es vorstellet. Bey unserer zweyten Reise nach Hofe, hatte man die Gewogenheit, uns den Saal zu zeigen; und ich bediente mich derselben, einen Grundriß zu machen, der sich leichte verfertigen ließ. Man brauchte sich nur die Zahl der Matten, der Säulen, der Schirme und der Fenster sagen zu lassen. Sein Boden ist wirklich mit hundert Matten, alle von einer Größe, bedeckt; daher er Sen Sio Siki, Saal der hundert Matten, genannt wird. Auf einer Seite ist er nach einem kleinen Hofe geöffnet, von dem er sein Licht empfängt, auf der gegenüberstehenden stößt er an zwey andere Zimmer, deren eines den Staatsräthen zum Audienzsaale dienet, in dem zweyten, welches kleiner ist, weiter hin liegt, und nur eine Stufe erhöhet ist, sitzt der Kaiser mit kreuzweisgelegten Füßen auf einer geringen Anzahl Teppichte. Man kann ihn nicht wohl sehen, weil das Licht nicht bis an den Ort, der ihm statt des Thrones dienet, kömmt; wie denn auch die Audienz sehr kurz ist, und diejenigen, welche man dazu läßt, in einer allzugebückten Stellung sind, als daß sie ihn recht sollten betrachten können. Außerdem ist bey dieser Ceremonie etwas Ma-

Montanus hat die Sachen zu groß vorgestellt.

Kämpfer widerleget ihn.

Kämpfer. 1691.

„jestätisches, welches viel Ehrfurcht erreget. Die Staatsräthe, Fürsten und Herren des „Reiches, die in großer Menge da sind, die kaiserlichen Kammerjunker, und andere große „Bediente, die alle eine doppelte Reihe im Saale, und an allen Zugängen in einer schö„nen Ordnung sitzend, und prächtig gekleidet ausmachen, beobachten alle ein erstaunliches „Stillschweigen„ r).

Verdrießliche Veränderung für die Holländer.

Sonst kam der holländische Abgesandte mit Ablegung der Unterthänigkeit davon, und wenig Tage darauf, las man ihm gewisse Verordnungen vor s), die er zu beobachten versprach, worauf man ihn nach Nangasaki zurück sandte. Aber seit mehr als zwanzig Jahren t), werden der Gesandte, und die Holländer, die ihn begleiten, wieder in den Pallast hineingeführet, damit sie der Kaiserinn, den Prinzeßinnen und den Damen das Vergnügen machen, sich von ihnen besehen zu lassen. Bey dieser zweyten Audienz befinden sich der Kaiser und das Frauenzimmer, hinter Schirmen und Gitterfenstern, aber die Staatsräthe und andere Hofbediente sitzen frey. Kämpfer schildert diesen seltsamen Auftritt sehr natürlich ab.

Sie müssen dem japonischen Hofe zum Schauspiele dienen.

„Nach der Ceremonie der Unterwürfigkeit, begab sich der Kaiser wieder in sein Zim„mer, und wir wurden nebst dem Gesandten gerufen. Man führte uns, durch verschiedene „Zimmer, in einen stark vergoldeten Gang, wo wir eine viertheil Stunde warteten. Nach„gehends giengen wir durch verschiedene andere Gallerien in ein großes Zimmer, wo man „uns ersuchte, uns zu setzen. Verschiedene beschorne Leute, welches die Aerzte des Kaisers, „Küchenbediente und Geistliche waren, fragten nach unserm Namen und Alter. Doch man „setzte bald Schirme vor uns, uns von ihrer Unbescheidenheit zu befreyen. Wir blieben „eine halbe Stunde in diesem Orte. Nach diesem führte man uns durch andere dunklere Gän„ge, die mit einer zusammenhängenden Reihe Leibwache besetzt waren. Nach ihnen, näher „bey dem Zimmer des Kaisers, ward die Reihe durch verschiedene hohe Kronbediente fort„gesetzt, die das Gesicht nach dem Saale kehrten, wo man uns erwartete. Sie saßen „in ihren Ceremonienkleidern auf den Fersen, mit gebogenem Kopfe. Der Saal bestund „aus verschiedenen Zimmern, die gegen den mittlern Raum gekehret waren; einige waren „offen, andere mit Gitterfenstern und Schirmen verschlossen. Manche waren von funfzehn „Matten, andere von achtzehn, und eine Matte höher oder niedriger, nach Beschaffenheit „der Personen, welche sie bewohnten. Die Mitte war ohne Matten, und folglich am nie„drigsten, weil man sie weggenommen hatte. Auf dem Boden dieses Raumes, befahl „man uns, uns zu setzen. Der Kaiser und die Kaiserinn saßen uns zur Rechten, hinter „Gitterfenstern.

Wie man sie im Saale der zweyten Audienz setzet.

Ich hatte zweymal Gelegenheit, die Kaiserinn durch Oeffnungen zu sehen. „Sie kam mir schön vor, von brauner Farbe, mit schwarzen, feurigen Augen, etwa „sechs und dreyßig Jahre alt; und da ihr Kopf ziemlich groß war, so schloß ich aus der Ver„hältniß, sie müsse lang seyn. Durch Gitterfenster verstehe ich eine Art sehr feiner Tapete„ren, aus gespaltenem Rohre zusammengesetzt, und hinten mit einer durchsichtigen Seide „bekleidet, welche Oeffnungen einer Handbreit weit hat, durch welche man frey sehen „kann. Man malet sie mit verschiedenen Figuren, zur Zierde, oder vielmehr diejenigen, „welche dahinter sind, besser zu verbergen, ob es wohl auch ohne solche Gemälde schwer „fällt, Leute von weitem zu erkennen, besonders wenn es auf der Seite, wo sie sich befin„den, dunkel ist.

Wie der Kaiser und das Frauenzimmer da gesetzt sind.

Der Kaiser selbst befand sich in einem so dunkeln Orte, daß wir ihn „schwer

r) Ebendas. a. d. 96 und vorherg. S.

s) Man sehe die Beschreibung.

„schwerlich würden entdeckt haben, wenn man nicht seine Stimme gehöret hätte. Gleich„wohl redete er so sachte, daß es schien, als wollte er nicht erkannt seyn. Die Prinzeßinnen „vom Geblüte, und das Hoffrauenzimmer befanden sich uns gegenüber hinter Gitterfenstern. „Ich bemerkte, daß man zwischen das Rohr papierne Deutchen gesteckt hatte, die Oeffnun„gen zu erweitern, und die Aussicht freyer zu machen. Ich zählte etwa dreyßig solcher „Deutchen, woraus ich schloß, daß das Frauenzimmer ungefähr soviel wäre. **Makino** „**Bingo** saß allein auf einer erhabenen Matte, uns zur Rechten, an einem freyen Or„te auf der Seite des Kaisers. Uns zur Linken, in einer andern Abtheilung, saßen die Staats„räthe der ersten und zweyten Ordnung. Die Gallerie hinter uns ward mit den vornehm„sten Hofbedienten und kaiserlichen Kammerjunkern erfüllet. Ein anderer Gang, der nach „der Abtheilung, wo sich der Kaiser befand, führete, ward von den Kindern der Fürsten, „den Edelknaben seiner Majestät und einigen Priestern, die sich verbargen, um uns zu sehen, „eingenommen. So war der Schauplatz beschaffen, auf dem wir spielen sollten u).

Kämpfer. 1691.

„Unser erster Dollmetscher setzte sich ein wenig über uns, um die Fragen und Antwor„ten leichter zu hören, und wir nahmen unsere Plätze zu seiner Linken ein, alle in einer Rei„he, nachdem wir kriechend und niederfallend bey den Gitterfenstern des Kaisers vorbey „gezogen waren. **Bingo** sagte uns von wegen des Monarchen, derselbe sähe uns gern. „Der Dollmetscher, der uns dieses meldete, sagte auch unsers Gesandten Antwort: sie bestund „in einer demüthigen Danksagung, daß der Kaiser die Gnade gehabt hätte, uns die Frey„heit des Handels zu verstatten. Bey jeder Erklärung fiel der Dollmetscher nieder, und „redete laut genug, daß ihn der Kaiser hören konnte; alles aber, was aus des Monarchen „Munde gieng, wurde durch den **Bingo** vorgebracht, als wenn des Kaisers Worte zu hei„lig wären, unmittelbar an niedere Bediente zu gelangen. Nach den ersten Complimen„ten folgte ein wahrhaftes Possenspiel x).

Wie die Holländer mit dem Kaiser reden.

„Man that tausend lächerliche Fragen an uns, als: wegen unsers Alters und Namens, „welches jeder von uns auf ein Stück Papier, mit einem europäischen Schreibzeuge, das „wir dieserwegen mitgebracht hatten, aufzeichnen mußte. Nachgehends befahl man uns, „das Papier dem **Bingo** zu geben, der es durch eine Oeffnung im Gitterfenster dem Kai„ser überreichte. Man fragte darauf den Capitain oder Gesandten, wieweit es von Hol„land nach Batavia, und von Batavia nach Japon wäre? wer mehr Macht hätte; ob „der Generaldirector der holländischen Gesellschaft, oder der Fürst von Holland? Mich „insbesondere fragte man, was für äußerliche und innerliche Krankheiten ich für die gefähr„lichsten zu heilen hielte? Wie ich mit innerlichen Geschwüren umgienge? Ob die europäi„schen Aerzte nicht ein Mittel zur Unsterblichkeit suchten, wie die chinesischen seit viel Jahr„hunderten thäten? Welches das beste Mittel in Europa wäre, das Leben zu verlängern. „Ich antwortete auf diese letzte Frage, unsere Aerzte hätten eine geistige Feuchtigkeit entdeckt, „die in dem Körper die Flüßigkeit der Säfte erhalten, und die Lebensgeister stärken könnte. „Diese Antwort schien zu weitläuftig zu seyn, und man verlangte, ich sollte den Namen dieses „vortrefflichen Mittels sagen. Weil ich wußte, daß alles, was man in Japon hoch hält, sehr „lange und prächtig klingende Namen bekömmt: so antwortete ich, es sey des **Sal vola„tile oleosum Sylvii**. Dieser Name ward hinter dem Gitterfenster geschrieben, und ich „mußte ihn verschiedenemal wiederholen. Man verlangte, zu wissen, wer der Erfinder die-

Fragen an sie, und ihre Antworten.

Mittel das Leben zu verlängern.

t) Von 1691 rückwärts zu rechnen, da der Verfasser schrieb. u) A. d. 98 S. x) A. d. 99 S.

Kämpfer. 1691.

„ses Mittels, und wo er her wäre? Ich berichtete, es sey der Professor Sylvius in Holland. Man fragte sogleich, ob ich es zu machen wüßte? Der Gesandte befahl mir, ich sollte es verneinen; ich aber antwortete: ja, doch nicht zu Japon. Man fragte, ob ich es zu Batavia machen könnte; und als ich mit ja antwortete, so befahl der Kaiser, man sollte es ihm mit den ersten Schiffen schicken, die in Japon anlangen würden.

Die Holländer belustigen den Hof durch Possen.

„Der Kaiser, der bisher ziemlich weit von uns geblieben war, näherte sich unserer Rechten, und setzte sich so nahe, als möglich, hinter die Gitterfenster. Er ließ uns darauf nach und nach befehlen, unsere Mäntel abzunehmen, aufgerichtet zu stehen, zu gehen, stille zu stehen, Complimente mit einander zu machen, zu springen, Trunkene vorzustellen, japonisch zu radebrechen, holländisch zu lesen, zu malen, zu singen, zu tanzen, unsere Mäntel umzunehmen und abzulegen. Wir bewerkstelligten diese Verordnungen, und ich fügte meinem Tanze ein verliebtes deutsches Liedchen bey. Auf diese Art, und durch hundert andere Possen, mußten wir unsere Geduld zur Belustigung des Kaisers und des Hofes üben *y*).

„Der Gesandte selbst ist indessen doch von diesem Spiele befreyet, und die Ehre, daß er seinen Herrn vorstellet, versichert ihn vor allem unanständigen Begegnen und Verlangen. Außerdem zeigte er auch in seinem Ansehen, und in seiner Aufführung so viel Ernsthaftigkeit, daß die Japoner wohl sahen, solche Pickelheeringsbefehle würden ihm nicht gefallen *z*). Der Austritt endigte sich mit einem Mittagsmahle, das man jedem unter uns auf kleinen Tafeln mit japonischen Speisen besetzet, vortrug, wobey elfenbeinerne Täfelchen, statt Messer und Gabeln, lagen *a*). Nachgehends führten uns zweene Officirer wieder in das erste Vorzimmer, wo wir von ihnen Abschied nahmen.

Man bewirthet sie. Sie besuchen die Hofleute. Man begegnet ihnen nicht allzu ernsthaft.

„Die folgenden Tage brachte der Gesandte mit Besuchen bey den Ministern und vornehmsten Staatsräthen zu. Man empfing ihn überall sehr höflich, durch die Intendanten und Secretäre *b*), die ihn mit Thee, Taback und Confecte bewirtheten. Die Zimmer, wo man ihn hinführte, waren hinter den Schirmen und Gitterfenstern voll Leute, die sehr wünscheten, daß die Holländer ihre lustigen Possen machen möchten. Ueberall erhielt man diese Gefälligkeit nicht, doch tanzten und sungen sie an einigen Orten, wo sie mit der Bewirthung zufrieden waren. Manchmal stieg ihnen das starke Getränk, das man sie etwas zu häufig trinken ließ, auch zu sehr in den Kopf." Diese Gefälligkeit, den Großen

y) Ebendaselbst a. d. 101 S.

z) Doch gesteht Kämpfer a. d. 190 S. daß man den Gesandten vor seiner zweyten Reise nach Hofe, auch nöthigte, den Mantel abzunehmen, und in dem Zimer allerley Uebungen zu machen. Der Kaiser war das erstemal so wohl mit den Holländern zufrieden gewesen, daß er ihnen das zweytemal anbefehlen ließ: „ohne Zeitverlust ihre Mäntel abzulegen, aufzustehen, zu gehen, sich umzudrehen, zu tanzen, zu singen, zu complimentiren, sich böse zu stellen, sich zum Essen zu laden, mit einander als gute Freunde, als ein Vater mit seinen Kindern, als Mann und Frau, zu sprechen, Abschied von einander zu nehmen, mit Kindern zu spielen, sie zu tragen, ihre Hüte und Perücken abzunehmen etc. a. d. 181 u. f. S." In des Mendez Pinto Reise im X Theile dieser Sammlung hat man gesehen, daß die Japaner selbst gute Possenspieler sind, und daß die Großen so viel Ergötzung daran finden, daß sie sich selbst durch solche Vorstellungen nicht für entehret hielten.

a) Kämpfer scheint mit der kaiserlichen Bewirthung nicht vollkommen zufrieden zu seyn. Er beklaget sich anderswo a. d. 187 S. Die Mahlzeit sey der Pracht eines so mächtigen Monarchen nicht gemäß gewesen. Auf jede Tafel, schreibt er, setzte man folgendes: 1) zween hohle Brodchen mit Senfkörnern durchsäet. 2) Ein Stückchen weißen Zucker

Kämpfer. 1691.

Großen zum Possenspiele zu dienen; und die Schwierigkeit, die sie auf den Gassen fanden, sich von der Menge des Volkes los zu machen, geben einen besondern Begriff von ihrer Gesandtschaft. Indessen bezeugten sie einige Ungeduld, sich wegzubegeben, weil sie glaubeten, man habe zu wenig Achtung für sie. Wir sahen uns, saget Kämpfer, nicht als Kaufleute an, die nur des Handels wegen gekommen wären, sondern als Gesandte, denen man mit Ehrerbiethigkeit begegnen sollte *c*).

Man weiset ihnen zwo Landkarten.

Bey einem Besuche, den sie bey dem Herrn Tsuſtmano Cami ablegeten, trug man ihnen folgende Speisen zur Mittagsmahlzeit auf: Fisch in einer sehr guten Brühe gesotten, gebratene Austern in den Schaalen mit Essig; verschiedene Schnittchen einer gebratenen Gans, gebratene Fische und gesottene Eyer. Das Getränk, das man ihnen vorsetzte, war vortrefflich. Nach der Mahlzeit verlangte man, ihre Hüte, Pfeifen und Uhren zu sehen. Man brachte zwo Landkarten. Eine war ohne Namen der Länder, aber sonst ziemlich wohl gezeichnet, und allem Ansehen nach, von einer europäischen Karte genommen; die andere war eine Karte von der ganzen Erde, länglicht rund, und die Namen mit den japonischen Kattakanna, eine Art Schriftzügen, bezeichnet. Kämpfer bediente sich dieser Gelegenheit, zu beobachten, wo die Japoner die Länder nordwärts ihres Reiches vorstellen. Ueber Japon, den beyden großen nordlichen Vorgebirgen Osju gegenüber, bemerkete er die Insel Jesogasima. Ueber dieser Insel sah er ein Land, noch einmal so groß, als China, in verschiedene Landschaften getheilet, deren sich ein Drittheil nach dem Polarkreise zu streckte, und viel weiter nach Osten gieng, als die ostlichsten Küsten von Japon. Es war mit einem großen Meerbusen auf der ostlichen Küste vorgestellet, America gegen über; und der Meerbusen war ungefähr viereckicht. Zwischen diesem Lande und America war nur eine schmahle Ueberfahrt, und in derselben eine kleine Insel darüber. Nach Norden befand sich eine andere Insel, von länglichter Gestalt, die mit ihren beyden Enden fast die beyden festen Länder Jesso westlich, und America ostlich berührte, und sie die Durchfahrt nach Norden ausmachte; ungefähr eben so hatte man alle unbekannte Länder um den südlichen Polarkreis als Inseln angezeiget *d*).

Kämpfers Bemerkungen über diese Karten.

Artikel, die man dem Gesandten vorliest.

Von viel andern Umständen, die Kämpfer auf den beyden Reisen des Gesandten nach Hofe eben so sorgfältig angemerket hat, ist noch einer, den wir hier nicht weglassen dürfen, ob er ihn wohl auf eine solche Art vorträgt, daß er die Holländer so viel als möglich, dabey zu schonen suchet. Nachdem der Gesandte seine Abschiedsaudienz erhalten hatte: so forderte man ihn vor die Staatsräthe, die Befehle wegen des Handels verlesen zu hören; un-

der, so raffiniret als ob er gestreift wäre; 3) fünf eingemachte Kainokis; dieses sind Nüsse vom Baum Kai, die unsern Mandeln ziemlich gleich kommen; 4) einen viereckichten flachen Schnitt Kuchen. 5) Zweene Kuchen von Mehl und Honig, wie Trichter gebildet, braun und dicke, aber etwas harte, auf einer Seite waren sie mit einer Sonne oder Rose, auf der andern mit dem Dairi Tsiap, d. i. des Dairi Wapen, einer Blüthe und Frucht eines großen Baumes Kiri, bezeichnet. Die Blüte ist dem Klettenkraute, und das Blatt dem Fingerhutkraute meist ähnlich. 6) Zwey viereckichte Schnittchen eines Kuchens von feinem Mehle, Bohnen und Zucker, braunroth und brüchig. 7) Zwo andere aus Reiß gebacken, gelb und harte. 8) Noch zwo andere, da die Kruhme ganz von anderm Teige war, als die Rinde. 9) Ein großer Mangue gekocht und mit Erbsenmehle gefüllt, mit Zucker vermenget, den man für Theriak hätte halten sollen. 10). Zweene kleinere Mangues von ordentlicher Größe, auch so zugerichtet. Die Holländer kosteten von allem, worauf der Dollmetscher Befehl bekam, das übrige wegzunehmen. Er hatte seine völlige Ladung daran, und man gab ihm, solches wegzutragen, Papier und Bretter a. d. 192. 193 S.

b) Ebendas. a. d. 102 S.

c) Ebendas. a. d. 166 und vorherg. S.

d) Ebendas. a. d. 193 S.

Kämpfer. 1691.

ter andern e) enthielten sie: die Holländer sollten kein Schiff oder Fahrzeug der Chineser oder Liquans beunruhigen: in ihren Schiffen keine Portugiesen oder Priester nach Japon bringen: und auf diese Bedingungen gestattete man ihnen einen freyen Handel. Nach dieser Ceremonie beschenkte man den Gesandten mit dreyßig Röcken, die an eben dem Orte auf drey Brettern aufgehangen waren. Man fügte den sogenannten Glücksbrief, ein Zeugniß von dem Schutze des Kaisers, bey. Der Gesandte mußte viermal niederfallen, und legte zu Bezeugung seiner Ehrerbiethigkeit, eines von den Enden der Röcke auf seinen Kopf.

Geschenke des Kaisers.

Umstände bey der Großen Geschenken.

Desselben Tages Nachmittags, ehe er nach seiner Wohnung zurück gekehret war, schickten ihm verschiedene Herren des Hofes auch Geschenke von Röcken. Einige der Abgeordneten ließen ihre Last in den holländischen Wirthshause, andere erwarteten die Rückkunft des Gesandten, ihm die Geschenke zu übergeben. Die Annahme dieser Geschenke geschah mit allen Umständen des eingeführten Ceremoniels. Die Koulis oder Träger giengen voran mit den Röcken, die sie in Kasten trugen. Einer trug das Brett, auf den die Röcke sollten ausgebreitet werden, und den Glücksbrief, der aus einer Menge verbundener platter Schnuren besteht, die an einem Ende verschlungen, und in ein Papier eingewickelt sind, das mit einer ungeraden Anzahl seidener Bänder umwunden ist, die von verschiedenen Farben, und manchmal vergoldet oder silberfarben sind.

Glücksbrief.

Compliment des Abgeschickten und Antwort des Gesandten.

Der, welcher die Röcke überreichen sollte, ward in des Gesandten Zimmer geführet, und setzte sich ihm in einiger Entfernung gegenüber, und machte ihm folgendes Compliment: „der und der Große, mein Herr, wünschet euch Glück, daß ihr eure Abschiedsaudienz „gehabt habet, nebst guter Witterung, die Medithe, das ist sehr glücklich ist. Da „eure Geschenke ihm sehr angenehm gewesen sind: so wünschet er, daß ihr dagegen diese geringe Zahl Röcke annehmen möget.„ Indem er schloß, gab er dem Dollmetscher ein großes Blatt Papier, das in großen Buchstaben die Zahl und die Farbe der Röcke anzeigte. Der Gesandte, dem der Dollmetscher dieses Blatt gab, hielt es zu Bezeugung seiner Ehrerbiethung über seinen Kopf. Alle Zuschauer beobachteten ein tiefes Stilleschweigen, manche sitzend, andere kniend. Man hatte den Gesandten das Gegencompliment, das er machen sollte, gelehret, welches er dergestalt mit einer tiefen Verbeugung vorbrachte: „Ich danke dem Großen, Eurem Herrn, gehorsamst für seine Sorgfalt, uns eine baldige und „geneigte Audienz zu verschaffen. Ich bitte ihn, seine Gewogenheit gegen die Holländer „fortzusetzen. Ich danke ihm auch für sein kostbares Geschenk, und werde nicht ermangeln, meine Obern zu Batavia davon zu benachrichtigen.„ Nach diesem Complimente brachte man Tabak zu trinken, nebst Thee und Aquavit f).

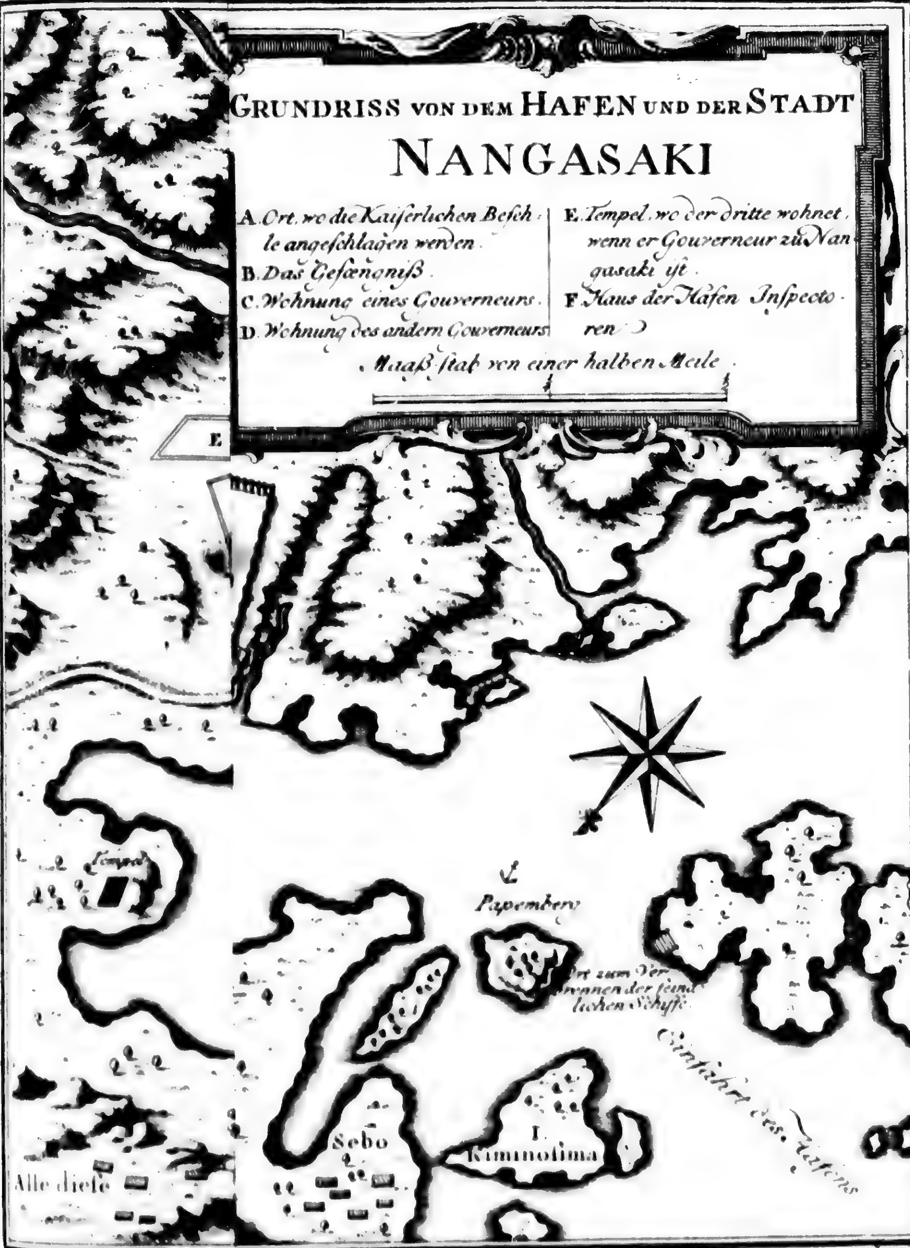
Der

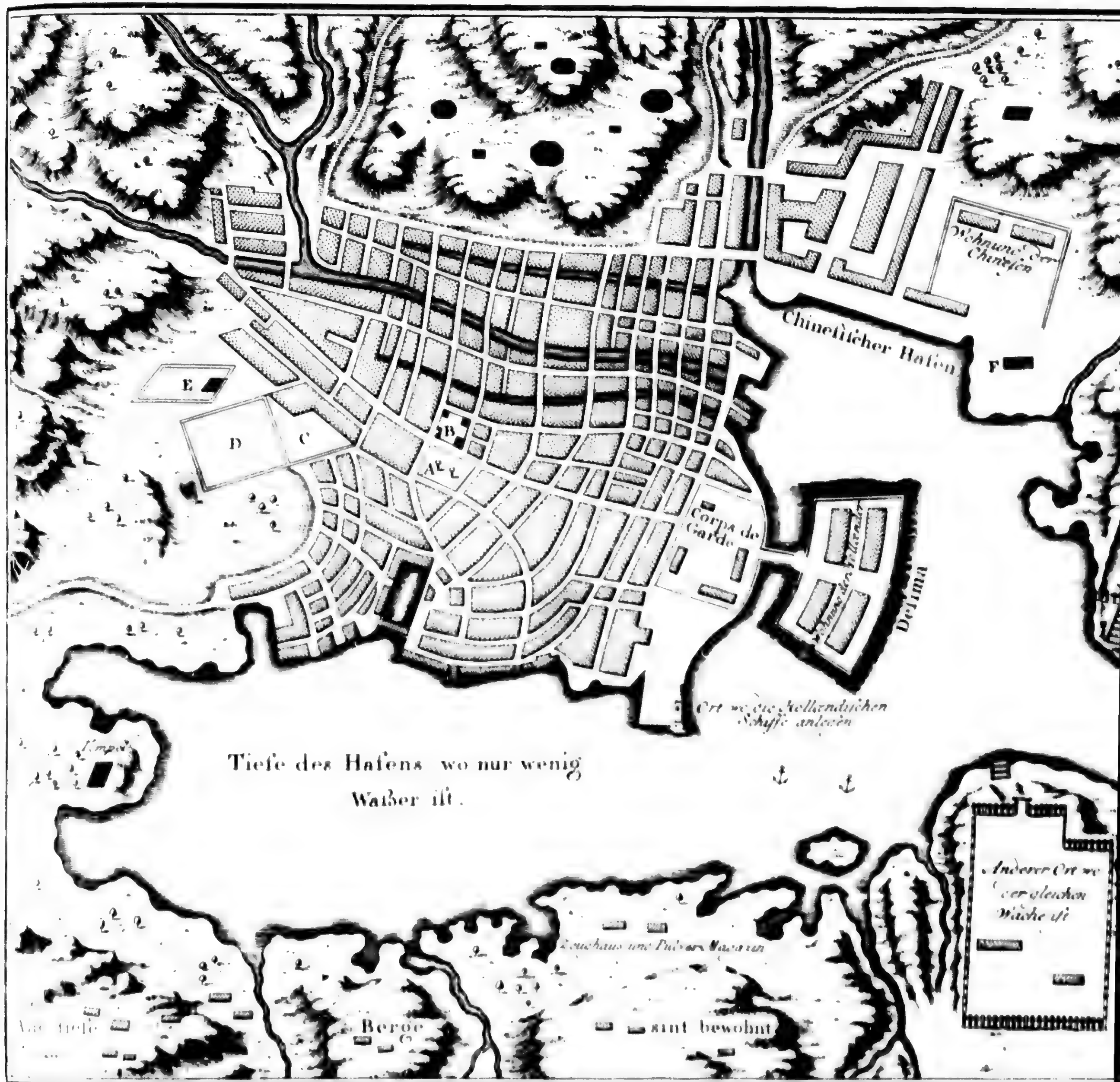
e) Man wird hiervon in der Beschreibung ausführlicher handeln.

f) Ebendas. a. d. 195 u. f. S.

g) Die vier andern sind Meaco, in der Landschaft Jamatyre. Jedo, in der Landschaft Musasi; Osacka in der Landschaft Setz und Sakai in der Landschaft Jassumi; alle viere in der großen




GRUNDRISS VON DEM HAFEN UND DER STADT
NANGASAKI
A. Ort, wo die Kaiserlichen Befeh-le angeschlagen werden.
B. Das Gefængniß.
C. Wohnung eines Gouverneurs.
D. Wohnung des andern Gouverneurs
E. Tempel, wo der dritte wohnet, wenn er Gouverneur zu Nangasaki ist.
F. Haus der Hafen Inspectoren.
Maaßstab von einer halben Meile.
E
Tempel
Papemberg
Ort zum Verbrennen der feindlichen Schiffe
Einfahrt des Hafens
Sebo
I. Kiminofima
Alle diese


Wohnung der Chinesen
Chinesischer Hafen
F
E
D
C
B
A
Corps de Garde
Desima
Ort wo die Holländischen Schiffe anlegen
Tiefe des Hafens wo nur wenig Waßer ist.
Tempel
Anderer Ort wo der gleichen Wache ist
Zeughaus und Pulver Magazin
Berge
sint bewohnt


GRUNDRISS VON DEM HAFEN UND DER STADT
NANGASAKI
A. Ort, wo die Kaiserlichen Befehle angeschlagen werden.
B. Das Gefængniß.
C. Wohnung eines Gouverneurs.
D. Wohnung des andern Gouverneurs.
E. Tempel, wo der dritte wohnet, wenn er Gouverneur zu Nangasaki ist.
F. Haus der Hafen Inspectoren.
Maaß stab von einer halben Meile.
Wohnung der Chinesen
F
Delima
Papembero
Ort zum Verbrennen der feindlichen Schiffe
Einfahrt des Hafens
Anderer Ort wo der gleichen Wache ist
Sebo
I.
Kiminosima

Ihr Hafen steht
stalt und Besch
Schiffe darinne
genden. Ihr
Die Portugiese
den verjaget.
Oeffentliche G

Weil die Rü
nach Je
Wiederholunge
sen verliesen, w
Stadt Nanga

Diese Sta
dem ostlichen E
Felsen und hohe
zum Handel fas
ten und reichen
allergeringsten P
heit ihres Hafe
Freyheit haben,
japonischen Ka
re Gnade ist sei
allerschärfsten E
stenthum in alle
Gesetzen, es sol
Schiff durch S
andern Orte des
steigen; sonder
Nangasaki, un
Ankunft in diese
was für Ursache

Der Hafe
und hat nur we
ein, welche von
wenn er etwan
Südwest, längs
Meile breit zu se

den Insel Nipon
schreibung.

b) Man folge
Sprache, welche

Kämpfer. 1691.

Der VI Abschnitt.

Beschreibung der Stadt Nangasaki.

Ihr Hafen steht allein den Fremden offen. Gestalt und Beschaffenheit desselben. Anzahl der Schiffe darinnen. Lage der Stadt. Ihre Gegenden. Ihr Name und ihre Vergrösserung. Die Portugiesen lassen sich da nieder und werden verjaget. Innere Beschaffenheit der Stadt. Oeffentliche Gebäude, Janagura. Palläste der Großen. Wohnungen der Fremden. Insel Desima oder Quartier der Holländer. Chinesische Tempel. Ihre sonderbare Stiftung. Chinesischer Oberpriester in Japon. Oeffentliche Hurhäuser. Gefängniß der Christen. Abschwörung des Christenthums jährlich in Nangasaki.

Weil die Rückkehr der Holländer nach ihrer kleinen Insel Desima, und ihre zweyte Reise nach Jedo durch eben den Weg geschehen: so will man sich hier nicht in unnützliche Wiederholungen einlassen. Doch die zehn Monate über, welche zwischen diesen beyden Reisen verliefen, wandte Kämpfer allen seinen Fleiß an, eine vollkommene Kenntniß von der Stadt Nangasaki zu erlangen, wovon er eine merkwürdige Beschreibung giebt.

Von wem sie bewohnet wird.

Diese Stadt, eine von den fünf See- oder Handelsstädten des Reichs *g*), liegt an dem östlichen Ende der Insel Kiusju, in einer fast unfruchtbaren Gegend, zwischen steilen Felsen und hohen Gebirgen, fern von der Insel Nipon, welche allen fremden Nationen zum Handel fast gänzlich verschlossen ist. Nangasaki *h*) ist mittelmäßig von Kaufleuten und reichen Bürgern besetzet. Die meisten Einwohner sind Handwerksleute mit dem allergeringsten Pöbel vermenget. Indessen machen doch ihre bequeme Lage und die Sicherheit ihres Hafens sie zum allgemeinen Sammelplatze der fremden Nationen, welche die Freyheit haben, in Japon zu handeln. An gewissen Tagen des Jahres, begeben sich die japonischen Kaufleute aus allen Theilen des Reichs dahin. Diese Freyheit oder sonderbare Gnade ist seit langer Zeit nur den Chinesern und Holländern bewilliget, wiewohl mit den allerschärfsten Einschränkungen. Nach der Verfolgung, welche im 1638 Jahre das Christenthum in allen diesen Inseln vollends ausrottete, verordnete der Kaiser unter vielen neuen Gesetzen, es sollte der Hafen zu Nangasaki allein den Fremden offen stehen; und wenn ein Schiff durch Sturm oder andere Zufälle gezwungen seyn würde, einen Schutz an einem andern Orte des Reiches zu suchen, so sollte niemand die Erlaubniß haben, ans Land zu steigen; sondern man sollte so gleich, wenn die Gefahr vorbey wäre, die Reise bis nach Nangasaki, unter einer Bedeckung der japonischen Küstenbewahrer fortsetzen; und bey der Ankunft in diesem Hafen, sollte der Hauptmann dem Statthalter Rechenschaft geben, aus was für Ursachen er einen andern Weg genommen hätte.

Ihr Hafen steht Fremden offen.

Gestalt und Beschaffenheit des Hafens.

Der Hafen fängt gegen Norden von der Stadt an. Seine Einfahrt ist sehr enge, und hat nur wenig Faden Tiefe, und Sandgrund. Das Meer nimmt daselbst einige Flüsse ein, welche von den Gebirgen kommen. Darauf erweitert er sich, und wird tiefer; und wenn er etwan eine halbe Seemeile breit ist, so wendet er sich eine Seemeile lang gegen Südwest, längst einer hohen Küste. Er höret da noch nicht auf, ungefähr eine Viertelmeile breit zu seyn, bis an die Insel Taka-Jama oder Taka-Boko, welche ein hohes Gebirge

der Insel Nipon. Man sehe die allgemeine Beschreibung.

h) Man folget hier der Gewohnheit unserer Sprache, welche Nangasaki schreibt, obgleich Kämpfer versichert, man müsse Nagasaki schreiben: doch, saget er, zuweilen spricht man auch Nangasaki aus. I Th. a. d. 85 S.

Gebirge machet. Die Holländer nennen es **Papenberg**. Alle Schiffe ihrer Nation, die von Mangasaki nach Batavia segeln sollen, werfen gemeiniglich bey dieser Insel Anker, um die Gelegenheit zu erwarten, durch die vielen Sandbänke, Untiefen und Klippen aus dem Hafen zu kommen, welche die Fahrt in dieser Straße eben so gefährlich, als beschwerlich machen. Sie müssen nach Westen steuren, das Land an der rechten Seite lassen, und zwischen den kleinen Eylanden durchgehen, um in die offenbare See zu kommen. Kämpfer hat bey seiner Ankunft angemerket, daß alle Seiten des Hafens mit Basteyen versehen sind, aber meistens ohne Geschütz. Bey seinem Aufenthalte zu **Desima** versicherte man ihn, die beyden kaiserlichen Wachten, die eine halbe Meile von der Stadt, gegen einander über stünden, wären jede sieben hundert Mann stark; jedoch diejenigen mit darunter begriffen, welche rottenweise auf den Wachtbarken wären, um die fremden Schiffe abzuhalten, daß sie ohne erhaltene Erlaubniß nicht Anker würfen.

Anzahl der Schiffe darinnen.

Bey **Papenberg**, wo eigentlich der Hafen anfängt, trifft man eine kleine Insel an, woselbst das letzte portugiesische Schiff, welches von Macao nach Japon geschickt worden, mit allen seinen Gütern verbrannt wurde. Es finden sich selten weniger, als funfzig japonische Fahrzeuge in dem Hafen, eine große Anzahl kleiner Fischerbarken nicht mitzurechnen. Was die fremden Schiffe anlanget, so sind ebenfalls, einige Wintermonate ausgenommen, selten weniger als dreyßig, meist chinesische darinnen. Die holländischen Schiffe halten sich niemals über drey Monate im Herbste daselbst auf; weil alsdann der Süd- oder Westwind, mit dem sie gekommen sind, sich gemeiniglich gen Norden wendet. Dieß ist der Nordost Musson, mit welchem sie wieder nach ihren Häfen kehren müssen. Der ordentliche Ort zum Ankern ist am Ende der Bay, einen Flintenschuß weit von der Stadt; er wird von zwoen kaiserlichen Wachten bestrichen. Man wirft daselbst in einer weichen Thonerde, in sechs Faden Tiefe bey der Fluth, und fünftehalb bey der Ebbe, Anker *i*).

Lage der Stadt.

Die Lage der Stadt ist in zwey und dreyßig Grad sechs und dreyßig Minuten Norderbreite, und hundert und ein und funfzig Grad Länge. Sie liegt an der Tiefe des Hafens an einem Orte, wo er am breitesten ist, und wo, indem er sich gegen Norden wendet, er ein Ufer von einem halben Zirkel machet. Sie stellet auch in ihrer Gestalt einen halben Mond vor, der etwas ins Dreyeckigte fällt. Sie ist an dem Ufer selbst in einem engen Thale gebauet, welches ostwärts vertiefet, und durch die Oeffnung der benachbarten Gebirge gemacht wird. Ihre Länge ist drey Viertheilmeile, und fast eben so groß auch die Breite. Die vornehmste und breiteste Straße erstrecket sich die ganze Länge des Thales hindurch.

Ihre Gegenden.

Die Gebirge, welche es umgeben, sind nicht sehr hoch, meistentheils aber steil, und ihr Grün, welches bis an die Spitze ununterbrochen fortgeht, machet eine sehr angenehme Aussicht. Hinter der Stadt, auf dem Abhange der Gebirge, steht man viele prächtige Tempel, die mit schönen Gärten und Bluhmenstücken gezieret sind. Darüber findet man unzählige Gräber, und weiter hin ist die Aussicht durch andere höhere, aber fruchtbare und wohlbebauete Berge verschlossen. Diese Einrichtung bezauberte Kämpfers Augen *k*). Er nennet einige merkwürdige Oerter umher. **Fukafori** ist ein angenehmes Dorf gen Südwest, zwo kleine deutsche Meilen von der Stadt, nebst einem kleinen Fort, worinnen sich ein Bugjo aufhält, welcher dieses Land für den Fürsten von Fisen regieret. Dieser Ort liefert der Stadt Brennholz. Ziemlich nahe, bey eben dem Dorfe, findet man einen großen

i) Im II Theile a. d. 79 S.

k) A. d. 80 S.

[Kämpfer. 1691.]

großen See, dem man diese sonderbare Kraft zueignet, daß, so sehr er auch mit Bäumen umgeben ist, man doch niemals Blätter oder Unreinigkeiten auf dem Wasser sieht. Die Japaneser thun dem Schutzgeiste dieses Sees die Ehre an, und schreiben ihm diese Eigenschaft zu; und ihre Ehrerbiethung geht so weit, daß es bey schwerer Strafe verbothen ist, daselbst zu fischen. Nordwärts von Nangasaki ist die Stadt **Omura**, das Tafelgut eines Fürsten gleiches Namens, und an einem Meerbusen gelegen, welcher auch davon seinen Namen hat. Einige Meilen weiter findet man gegen Westen, an der Bay **Simara**, die Stadt **Isafai**, welche dem Fürsten von Fisen gehöret.

[Ihr Name und ihre Vergrößerung.]

Nangasaki hat seinen Namen von seinen alten Herren, die es vom Vater auf den Sohn, mit dessen ganzem Gebiethe von **Nangasaki Kotavi**, dem ersten dieses Namens an, bis auf **Nangasaki Sijn Seijemont**, zwölf Geschlechter durch, besessen haben. Man zeiget noch hinter der Stadt, auf der Spitze eines Hügels, die Ueberbleibsel ihrer alten Wohnung. Da der letzte Herr dieses Stammes ohne Kinder gestorben war: so fiel die Stadt und alles, was dazu gehörete, unter den Besitz des Fürsten von **Omura**. Kämpfer zählet etwan zweyhundert Jahre, daß diese Reichsveränderung vorgegangen. Nangasaki war nur ein elendes Dörfchen, welches einigen Fischern zur Zuflucht dienete. Man nannte es **Fuca Irije**, das ist die lange Bay, um es von dem Dorfe **Fucafori** zu unterscheiden, welches der lange Teich heißt. Der neue Herr von **Fuca Irije** verwandelte diesen Namen, den alten Besitzern zu Ehren, in **Nangasaki**; und seine Sorgfalt machte unvermerkt einen großen Flecken daraus, bis zu der ersten Ankunft der Portugiesen in Japon. Diese Völkerschaft genoß einige Zeitlang die Freyheit des Handels, unter eben den Bedingungen als die Chineser, welche in diesen Inseln handelten. Man hatte ihnen keinen besondern Hafen angewiesen. Sie hatten die Freyheit, sich an denen Orten aufzuhalten, die sie am bequemsten fanden. Ihren ersten Sitz nahmen sie in der Landschaft Fisen zu **Fakuda**, einem Dorfe der Insel **Firando**, am Eingange des Hafens von Nangasaki, welcher damals unter dem Schutze des Fürsten von **Omura** war. Ihr zweyter Sitz war in dem Dorfe **Fucafori**. An diesen beyden Orten, und in vielen andern, wo sie sich noch ferner niederließen, waren ihre Sorgen zwischen der Handlung und der Fortpflanzung des Evangelii getheilet. Es gelang ihnen auch mit so vielem Glücke, daß sich der Fürst von Omura öffentlich für die christliche Religion erklärete, und in sie drang, sie sollten sich zu Nangasaki niederlassen. Dieser Flecken war so ansehnlich geworden, daß er schon drey und zwanzig Straßen enthielt. Sie machen heutiges Tages denjenigen Theil der Stadt aus, welcher **Ursimatz**, das ist der Mittelpunct, heißt. Sobald die Portugiesen Meister davon waren, so zog die Bequemlichkeit des Hafens zur Handlung eine große Anzahl Japoneser und Chineser dahin, welche den Entschluß faßten, sich daselbst aufzuhalten. Die alte Stadt war nicht mehr hinlänglich, sie alle zu fassen, und man bauete neue Straßen, welche durch die Namen der Provinzen und Städte unterschieden wurden, aus welchen ihre vornehmsten Einwohner gekommen waren; dergleichen sind **Bebgomatz**, **Jedomatz**, **Kamasimamatz**, **Firandomatz**, **Omuramatz**, und **Simabaramatz**. Nangasaki wurde also stufenweise eine sehr große und sehr bevölkerte Stadt. Es beunruhigte den Kaiser aber gar bald, daß er einen so wichtigen Platz in den Händen der Ausländer sah. Er nahm Gelegenheit von einigem Misvergnügen, welches ihm die Portugiesen verursachten, und entzog ihnen nicht nur den Besitz, sondern beraubete auch den Fürsten von Omura seiner Gerichts-

[Die Portugiesen lassen sich daselbst nieder.]

[Sie werden daraus verjaget.]

Kämpfer. 1691.

richtsbarkeit und Einkünfte, die zu den Kammergütern des Reichs geschlagen wurden *l*).

Innere Beschaffenheit von Nangasaki.

Die Stadt Nangasaki ist offen, wie die meisten andern japonischen Städte. Sie hat kein Schloß, keine Mauren, keine Festungswerke, und nicht die geringste Vertheidigung. Drey Flüsse, die ein sehr schönes Wasser haben, und in den benachbarten Gebirgen entspringen, vereinigen sich bey dem Eingange in die Stadt, und fließen durch dieselbe von Osten gen Westen. Den größten Theil des Jahres hindurch haben sie kaum Wasser genug, die Reißfelder zu wässern, und einige Mühlen zu treiben. In der Regenzeit aber schwellen sie dergestalt an, daß sie auch Häuser umreißen können. Die ganze Stadt ist in zween Theile getheilet. **Utsimatz** oder der innere Theil, welcher heutiges Tages aus sechs und zwanzig Straßen besteht; und **Sottomatz** oder die äußere Stadt, welche man gleichsam als die Vorstädte ansehen kann, und, welche ein und sechzig Straßen enthält. Die meisten sind unordentlich, eng und unreinlich. Die einen gehen aufwärts, die andern abwärts. Einige von den steilesten haben steinerne Tritte, um den Weg bequem zu machen. Sie sind von einander durch zwey hölzerne Thore abgesondert, an jedem Ende eines, die alle Nacht, und zuweilen auch des Tages, zugeschlossen werden, wenn diese Vorsichtigkeit nöthig ist. Eine jede hat, wie in Jedo, Meaco, und den meisten großen Städten, ihren Wasserbehälter, nebst allen Werkzeugen, welche wider das Feuer können gebrauchet werden. Die Leiter, welche dienet, um an diesen Ort zu kommen, ist unter der Aufsicht des Straßenmeisters. Die japonischen Straßen sind niemals übermäßig lang. Sie sind nicht einmal alle von einem japonischen **Tsio**, welches das Maaß von sechzig **Kins** oder Klaftern ist, ob sie gleich ihren Namen von diesem Maaße entlehnet haben. Was die Anzahl der Häuser betrifft: so finden sich selten über sechzig in einer Straße. Die Häuser des gemeinen Volkes sind elende Gebäude, klein, niedrig, und selten über ein Stockwerk hoch. Die Auszierung ist so, wie sie in der Beschreibung von Meaco vorgestellet worden; das ist, eine Decke mit gemaltem Papiere überzogen; Matten von einem sehr dicken Gewebe auf dem Fußboden; papierne Schirme, welche die Zimmer abtheilen; und wenig anderes Geräthe, als solches, welches zum täglichen Gebrauche in der Küche nöthig ist. Hinter einem jeden Hause ist ein Hofraum, der gemeiniglich groß genug ist, einige angenehme und besondere Pflanzen in sich zu fassen, die man daselbst sorgfältig unterhält. Die Häuser der Reichen sind viel besser eingerichtet. Sie sind zwey Stockwerke hoch, haben einen Vorhof, und hinten einen Garten.

Oeffentliche Gebäude Janagura.

Die merkwürdigen Gebäude in Nangasaki aber sind diejenigen, welche den Namen **Janagura** führen. Sie gehören dem Kaiser. Man unterscheidet darunter fünf vornehme, welches große Gebäude von Holze sind, in dem nordlichen Theile der Stadt, und nahe am Ufer, wo man drey große kaiserliche Junken, das ist drey Kriegesschiffe mit allem ihren Takelwerke verwahret. Zweytens, der **Ten Siogura**, oder das Pulvermagazin, welches ebenfalls an dem Flusse liegt, der Stadt gerade gegen über: man brauchet es aber wenig, nachdem man aus gerechter Vorsicht auf einem benachbarten Hügel große Gewölber hat bauen lassen, worinnen man das Pulver verwahret. Drittens, die Palläste der drey Statthalter, welche in den Ringmauren der Stadt sind. Sie nehmen ein ansehnliches Stück Grund ein, welches höher liegt, als der andern Gassen ihrer. Die Gebäude und sauber,

l) A. d. 85 und vorherg. S.

Kämpfer. 1691.

sauber, einförmig und von gleicher Höhe. Man geht durch befestigte und wohlbewachte Thüren in den Hof. Viertens, außer diesen Pallästen, welche man öffentliche Gebäude nennen kann, ist die Stadt auch, mit ungefähr zwanzig Pallästen der Dai-Mio und der Sio-Mio gezieret. Den ersten von diesem Namen führen die Großen von dem ersten Range, und den andern die von der zweyten Ordnung. Dieß sind die Herren von den vornehmsten Ländern in Kiusju, welches man auch Saikokf, das ist, westliches Land nennet, worinnen Nangasaki liegt. Ob sie gleich nicht oft dahin kommen, so wohnen doch stets einige von ihren Leuten darinnen, die auf ihr Bestes Acht haben müssen.

Palläste der Großen.

Die Fremden wohnen außer der Stadt in abgesonderten Quartieren, wo sie mit vieler Schärfe beobachtet und bewachet werden. Die Chineser oder andere Morgenländer, die sich zu eben der Religion bekennen, und unter einerley Namen handeln, wohnen hinter der Stadt auf einer Höhe. Ihr Quartier ist mit einer Mauer umgeben, und heißt Jakuin, das ist Arzeneygarten, weil man ehemals einen daselbst gesehen hat. Man nennet ihn auch Dsjusensju, von denen Beobachtern, welche auf den Hügeln gebrauchet werden, den Statthaltern Nachricht von denen fremden Schiffen zu geben, die sie in dem Hafen ankommen sehen.

Wohnungen der Fremden.

Man hat bereits angemerket, daß die Holländer ihre Wohnung in einer kleinen Insel haben, welche Desima heißt, das ist, die Vorinsel, oder die vor der Stadt gelegene Insel. Die Japoner nennen sie auch zuweilen Desimamatz, das ist, die Vorinselgasse, weil sie unter die Straßen von Nangasaki gezählet wird, und eben den Verordnungen unterworfen ist. Sie ist der Stadt sehr nahe zwischen Klippen und Sandbänken, mitten unter welchen sie durch die Kunst eine halbe Toise hoch, über das Meer bey der hohen Fluth, erhaben ist; und ihre Gründe sind ungefähr zwo Toisen hoch, von gehauenen Steinen. Kämpfer vergleicht sie mit einem Fächer, von dem man den Stiel oder die Stäbe abgeschnitten. Es ist ein länglicht Viereck, deren beyde größte Seiten Abschnitte von Zirkeln sind. Sie hängt durch eine kleine steinerne Brücke einige Schritte lang an der Stadt. Zu Ende der Brücke haben die Japoner eine gute Hauptwacht, und allezeit einige Soldaten auf der Schildwacht. An der Nordseite sind zwey starke Thore, welche man Wasserthore nennet, und niemals öffnet, als zum Aus- und Einladen der holländischen Schiffe vor den Augen einer gewissen Anzahl Commissarien, welche von den Statthaltern ernennet werden. Die ganze Insel ist mit tannenen Planken von mittelmäßiger Höhe, und mit einem Dache bedecket, umgeben; dessen Spitze mit einer doppelten Reihe Piken, als spanische Reuter besetzet ist; eine schwache Vertheidigung, saget Kämpfer, bey einem Angriffe. Einige Schritte vom Ufer und im Wasser haben die Japaner dreyzehn sehr erhobene Pfähle aufgerichtet, mit einigen kleinen Brettern oben dran, auf welchen in großer Schrift ein Verboth steht, daß kein Schiff oder Fahrzeug über die Pfähle hinan fahren, und sich der Insel nähern soll. Vor der Brücke an der Stadtseite sieht man einen andern Pfeiler von gehauenen Steinen, an welchen man die Befehle des Kaisers und die Verordnungen des Statthalters anschlägt. Man liest aber beständig auf zwey Brettern eine Verordnung, welche die Wache betrifft; und eine andere, welche die Beamten zu Desima und alle diejenigen angeht, welche durch ihre Geschäffte genöthiget werden, daselbst aus- und einzugehen.

Insel Desima oder Quartier der Holländer.

Man giebt der Insel Desima sechs hundert Fuß Länge, und zwey tausend vier hundert Breite. Kämpfer saget, er habe, da er sie sorgfältig gemessen, gefunden, daß ihre Breite zwey und achtzig gemeine Schritte, und ihre größte Länge zwey hundert und sechs

Kämpfer. 1691.

und dreyßig sey. Ihre Länge wird durch eine breite Straße durchschnitten: man kann aber solche durch einen kleinen Weg umgehen, welcher an den Planken hingeht, womit sie umgeben ist, und im Nothfalle verschlossen werden kann. Das Wasser aus den Rinnen läuft durch enge und krumme Röhren ins Meer, denen man deswegen diese Gestalt gegeben, damit man verhindere, daß nichts ingeheim aus der Insel komme. Die Straße ist durchgehends mit Häusern besetzet. Sie sind auf Kosten einiger Einwohner in Nangasaki erbauet worden, denen oder deren Erben die Holländer noch kraft des ersten Vertrages einen jährlichen Erbzins von sechs tausend fünf hundert **Siumomen** zahlen müssen, welches nach Kämpfers Meynung das Capital von ihrem wirklichen Werthe weit übersteigt. Sie sind von Holze, vornehmlich von Tannen, erbauet, zwey Steckwerke hoch, wovon das unterste zur Niederlage dienet. Die andern Gebäude in der Insel sind drey Hauptwachen, an jedem Ende der Insel eine, und in der Mitten die dritte; ein Haus, nahe bey dem Eingange, wo man die zum Löschen des Feuers nöthigen Werkzeuge aufhebt; und kleine Brunnen, die man eben dazu gegraben hat. Alles Wasser, dessen man sich in den Häusern bedienet, kömmt aus dem Flusse, welcher durch Bambusröhre durch die Stadt geht, und in einen gemeinschaftlichen Behälter fällt: diese Bequemlichkeit aber müssen die Holländer noch besonders bezahlen. Die indische Compagnie hat auf ihre Kosten hinter der großen Straße ein Haus zum Verkaufe ihrer Waaren, und zwo feuerfeste Niederlagen, eine große Küche, ein Haus für ihre Oberkaufleute, eins für die Dollmetscher, die nur zur Zeit des Verkaufes gebrauchet werden; einen Lustgarten, ein Bad und andere Bequemlichkeiten bauen lassen. Der **Ottona**, oder das japonische Oberhaupt der Straße, hat daselbst ein bequemes Haus inne, mit einem Garten. Man hat einen leeren Platz gelassen, auf welchem man die Zeit über, da die holländischen Schiffe im Hafen sind, Buden aufschlägt.

Kämpfer zählete zwey und sechzig Tempel inn- und außerhalb der Stadt; fünfe der Siasia, welche den alten Götzen des Landes gewidmet sind; sieben der Jammabos, welches die Priester der Gebirge sind; und funfzig zur Ehre ausländischer Götzen, deren Dienst in Japon eingeführet ist. Neun und zwanzig von den letztern sind außer der Stadt auf dem Abhange der Hügel, und dienen eben so wohl zum öffentlichen Vergnügen, als zu den Religionsübungen; sie sind mit angenehmen Gärten, schönen Lustgängen und großen Zimmern versehen. Es sind die schönsten Gebäude von Nangasaki, wegen ihrer anmuthigen Lage, die ihnen eine freye Aussicht auf die Stadt und den Hafen giebt. Kämpfer hält sich bey der Beschreibung dieser Tempel und ihres Gottesdienstes weitläuftig auf. Wir haben aber einige von seinen Anmerkungen in den allgemeinen Artikel von den japonischen Religionen gebracht, und halten uns hier nur bey den Tempeln der Chineser auf, welche als eine von den vornehmsten Sonderheiten von Nangasaki zu dieser Beschreibung gehören.

Chinesische Tempel in Nangasaki.

Die Chineser haben daselbst drey Tempel, welche wegen ihrer schönen Bauart, und wegen der Anzahl Priester oder Mönche, die daselbst zum Dienste der Altäre unterhalten werden, gleich merkwürdig sind. Sie sind eigentlich von der Secte **Sen**, ob sie gleich mit chinesischen Götzen und Bildern von natürlicher Größe ausgezieret sind. Man sieht in den Höfen schöne Triumphbögen und verschiedene andere Zierrathen von seltsamer Gestalt. Die Chineser und andere Kaufleute, welche unter ihrem Namen handeln, ob sie gleich unterschiedene Sprachen reden, haben diese Tempel nach der gänzlichen Ausrottung des

Ihr Gebrauch

Christenthumes gestiftet, um daselbst ihren Götzendienst frey auszuüben, und die Götzen

Kämpfer. 1691.

von ihren Schiffen hineinzusetzen. So bald sie in den Hafen von Nangasaki gekommen sind: so werden die Götzen ans Land gebracht, und in die Capellen gestellet, die man ausdrücklich nahe bey dem großen Tempel gebauet hat. Diese Ceremonie geschieht mit sonderbaren Umstanden unter dem Schalle der Pauken und Trompeten. Sie werden wiederholet, wenn man bey der Abfahrt der Junken die Götzen wieder darauf bringt.

Ihre Stiftung.

Diese Tempel oder Klöster führen den Namen des Landes oder der Provinz ihrer Stifter mit einem Beyworte, welches ihren Reichthum ausdrücket. Der größte heißt **Nankindira**, das ist, Tempel der Stadt Nanquin. Dieser wurde zuerst in Japon gebauet. Man setzet zu diesen Namen noch den Namen **Koofukusi**, welcher Tempel des bestätigten reichen Vermögens heißt. Der zweyte ist **Tsiaksjudira**, der Tempel des Landes Aimoi, wodurch man, nach Kämpfers Meynung, die mittäglichen Provinzen des chinesischen Reichs versteht. Die Chineser, welche die Insel Formosa bewohnen und sich in andern von China entferneten Ländern niedergelassen, gehören zu diesem Tempel. Das **Matsusi** oder ihm zugeordnete Kloster, steht unter dem Superior des großen Tempels. Das Beywort oder der zweyte Name dieses Tempels ist **Fukusi**, das ist, Tempel der Reichen. Der dritte **Foksju-Dika**, ist der Tempel der mitternächtlichen Lande. Er wurde von den Chinesen aus den nordlichen Gegenden gestiftet, welche noch dazu gehören. Sein anderer Name ist **Fuku-saisi**, das ist, Tempel der Reichthümer und Opfer.

Die drey Klöster wurden vor Alters nur von chinesischen Priestern bewohnet, welche bloß auf Kosten ihrer Nation unterhalten wurden. Seit dem man aber das Reich geschlossen hat, und die Verordnungen wegen der fremden Kaufleute sehr scharf geworden: so duldet man in jedem Kloster nur zween gebohrne Chineser, die ihren Unterhalt von der freywilligen Beysteuer ihrer Landesleute, und von dem, was ihnen ihr Gebeth einbringt, nehmen. Wenn diese Freygebigkeiten nicht zureichen: so erwarten sie das andere von der Gnade des Kaisers. Die drey obern stehen unmittelbar unter einem Generale, der aus ihren Mitteln genommen ist, und sich bey Meaco auf dem Gebirge **Obaku** aufhält. Dieses Haupt des ausländischen Heidenthumes führet den Titel des dritten Nachfolgers des Stuhles des Ingen, dessen Geschichte Kämpfer erzählet.

Chinesischer Oberpriester in Japon.

Ingen war Oberpriester in China, und der acht und zwanzigste Nachfolger des Stifters seiner Religion, **Saka**. Ein brennender Eifer für die Fortpflanzung dieser Secte, seine Zärtlichkeit gegen die Mönche von eben dem Glauben, welche in den dreyen Klöstern von Nangasaki wohneten, und die Begierde, diese Stiftung wider die **Mukurrokokus**, (ein Name, den die Sectaiten den Christen und allen Gegnern ihrer Meynungen geben) zu versichern, vermochten ihn, seine Würde an einen Nachfolger abzutreten und nach Japon zu gehen, um daselbst einen obersten Sitz dieser Lehre zu errichten. Er wurde daselbst mit aller ersinnlichen Ehrerbiethung aufgenommen. Der Kaiser both ihm zu seinem Aufenthalte das Gebirge **Obaku** an. Einige Wunderwerke, die er gleich bey seiner Ankunft that, vermehrten die Meynung von seiner Heiligkeit. Indessen konnte er doch nicht die ganze japonische Pfaffheit, die damals getheilet war, bereden, seine Grundsätze anzunehmen, und ihn für das Haupt zu erkennen. Er hatte einen andern Chineser, Namens Okuffi zum Nachfolger, dem ein Japoneser unter dem Titel eines Obern des Gebirges Obaku, und Generals der drey chinesischen Klöster in Nangasaki folgete m).

m) A. d. 161 und vorherg. S.

Kämpfer. 1691.

Oeffentliche Hurenhäuser.

Kämpfer ahmet hier, wie er saget, den Japonesern nach, indem er von den Tempeln zu den lüderlichen Oertern geht. Er machet eine sehr sonderbare Vorstellung von diesem schändlichen Viertheil. Es enthält unter allen in der ganzen Stadt die artigsten Häuser, welche insgesammt von Buhlerinnen bewohnet werden. Es heißt Kasiemats, und liegt auf einer Höhe. Es besteht aus zwo großen Straßen. In der ganzen Insel Saikokf zählet man nur zween solche Oerter, welche die Japoneser Mariam nennen; einen in der Provinz Tsikusen und den andern in Nangasaki. Diese Insel bringt die schönsten Frauenspersonen in Japon hervor, jedoch die von Meaco ausgenommen, welche sie noch übertreffen. Kämpfer versichert, es könnten die Einwohner von Nangasaki ihre Töchter in den Mariam thun, wenn sie einige Annehmlichkeiten hätten. Sie werden von den Verwaltern dieses seltsamen Han[illegible] [illegible]ng gekauft, und es können ihrer wohl dreyßig in einem Hause seyn. Sie si[illegible] [illegible]hl logiret. Man lehret sie sorgfältig tanzen, Musik machen, Liebesbriefe schreibe[illegible] [illegible]erhaupt alles, was sich zu ihrem Gewerbe schicket. Der Preis für ihre Gunstbezeugungen ist durch die Gesetze ausgemacht. Diejenigen, welche sich durch außerordentliche Eigenschaften unterscheiden, wohnen besser, und sind auch besser gekleidet. Eine von den schlechtesten muß die Nacht über in einem Behältnisse an der Thüre eines jeden Hauses zur Bequemlichkeit der Vorbeygehenden wachen. Die Bezahlung ist das kleineste Stück Landmünze. Diejenigen, die sich übel aufführen, werden zur Strafe zu dieser Wache verdammet. Die meisten von diesen Mägdchen verheirathen sich, wenn sie ihre Zeit ausgedienet haben. Sie finden dazu leichter Gelegenheit, weil sie gut erzogen sind; und die Schande ihrer Jugend fällt nur auf diejenigen, welche sie gekaufet haben, ihre Unschuld zu verderben. Nichts ist auch so verhaßt, als diese Art Leute. Ob sie gleich ansehnliche Güter sammeln: so werden sie doch niemals in die Gesellschaft ehrlicher Leute aufgenommen. Man giebt ihnen den verhaßten Namen Katsava, das ist, Unflath des Volkes. Sie werden in den Rang der Lohgerber gesetzet, welche, nach der Vorstellung der Japoneser, die allerunehrlichsten sind; und bey der Hinrichtung der Missethäter sind sie verbunden, ihre Hausgenossen zu schicken, daß solche den Dienern der Gerechtigkeit beystehen n).

Gokuja, welches die Hölle heißt, ist der Name des öffentlichen Gefängnisses. Es ist ein Gebäude, mitten in der Stadt, welches aus einer großen Anzahl kleiner abgesonderter Gemächer besteht, in denen man nicht allein diejenigen verschließt, welche Missethaten begangen haben, sondern auch diejenigen, welche in dem Verdachte sind, daß sie sich zur christlichen Religion bekennen. Wir müssen, um die Wichtigkeit dieses Artikels zu erheben, anmerken, daß uns Kämpfer drey und funfzig Jahre nach Ausrottung des Christenthums in Japon meldet, es wären noch so starke Spuren davon übrig, daß sie sich die Aufmerksamkeit des Statthalters zuziehen könnten. Als er zu Nangasaki war, so zählete man über funfzig Christen, Männer, Weiber und Kinder in diesem Gefängnisse o). Man brachte von Zeit zu Zeit noch immer einige hinein. Im 1688 Jahre hatte man ihrer drey gefangen genommen. „Diese armen Leute, um mit Kämpfers Worten zu reden, sind sehr unwissend „in der christlichen Religion. Sie wissen nichts weiter davon, als den Namen unsers Hei„landes und seiner heiligen Mutter. Indessen sind sie ihr doch mit solchem Eifer ergeben, „daß

Christen, die noch zu Nangasaki gefangen sind.

Wie sie daselbst gehalten werden.

n) A. d. 89 und vorherg. S. [illegible]

o) Man weis, daß Nangasaki und Bungo die Oerter gewesen, wo das Christenthum am meisten Fortgang vor den Verfolgungen gehabt, und daß sie

„daß sie lieber im Gefängnisse elendiglich sterben, als ihre Freyheit durch die Abschwörung „erkaufen wollen, um welche man sie oftmals anliegt. Im 1692 Jahre geschah es zum er„stenmale, daß dreye von diesen Gefangenen, Geld zu den abgöttischen Tempeln schickten. „Die Priester wollten solches nicht annehmen, ohne Vorbewußt und Einwilligung des „Statthalters, welcher sich nicht unterstund, in einem so kützlichen Puncte einen Ausspruch „zu thun, ohne Verhaltungsbefehl vom Hofe. Die japonischen Christen werden heutiges „Tages nicht mit der alten Strenge zum Tode verdammet. Man zieht ihre Einfalt etwas „in Betrachtung. Sie werden bloß verdammet, ihr elendes Leben in dieser irrdischen Hölle „hinzubringen, aus welcher sie nicht herauskommen, als wenn sie alle zween Monate in „den Pallast des Statthalters geführet werden, nicht so wohl daß man ihnen daselbst scharf „begegne, als vielmehr, daß man in sie dringe, noch andere Christen anzugeben. Aller „Trost, den man ihnen bewilliget, ist, daß man sie zweymal des Jahres aus ihren Kerkern „heraus führet, um sich nach Gewohnheit des Landes das Caustikon von Moxa setzen zu „lassen; sechsmal, um sich in der Cisterne des Gefängnisses zu baden; und noch sechsmal, „um auf einem großen und geräumigen Hofe spatzieren zu gehen, welcher außerhalb ihrem „Beschlusse ist. Die übrige Zeit bringen sie mit Wolle- und Baumwollespinnen zu, um „die Matten zu säumen. Ihre Kleider flicken sie mit Nadeln von Bambus, weil sie kei„ne eiserne haben dürfen. Einige verrichten andere kleine Arbeiten. Das Geld, welches „sie durch ihre Arbeit und ihren Fleiß verdienen, wird ihnen nicht genommen. Sie thei„len ihren Weibern und Kindern, welche in eben dem Gefängnisse, aber in unterschiede„nen Orten sind, frey und ohne Scheu davon mit. Von dem, was sie übrig haben, ma„chen sie einen Trank, Ama-Saki genannt; welcher eine von ihren größten Leckereyen ist. „Der Statthalter giebt ihnen jährlich eine Matte, darauf zu schlafen; und seit kurzem ha„ben auch einige die Freyheit erhalten, sich eines kleinen Messers zu ihren Arbeiten zu be„dienen. Sie bekommen zuweilen Kleider von ihren Freunden aus Bungo. In diesem „Lande ist noch eine kleine Anzahl Christen, welche, da sie es mehr dem Namen, als der „That nach sind, einige Freyheit genießen, aber eine sehr scharfe Untersuchung ausstehen „müssen p).

Kämpfer. 1691.

Obgleich alles dasjenige, was die in den Straßen eingeführete Ordnung, und die andern Stücke der Policey betrifft, in den allgemeinen Artikel von der Statthalterschaft verwiesen ist: so glaubet man doch, man dürfe bey dieser Beschreibung den Gebrauch nicht weglassen, welcher seit einem Jahrhunderte jährlich zu Nangasaki erneuert wird, und anzeiget, wie sehr die Hölle die Japoneser wider den christlichen Glauben empöret hat. Es ist eine grausame Inquisition, diejenigen zu entdecken, welche einige christliche Meynungen beybehalten haben. Sie ist mit einer abscheulichen Ceremonie begleitet, und es kömmt in der ganzen Kirchengeschichte kein dergleichen Exempel vor. Sie wird nur zu Nangasaki und in einigen benachbarten Orten ausgeübet, wo das Christenthum vordem sehr geblühet hat q).

Jährliche Abschwörung des Christenthumes in Nangasaki.

In dem letzten Monate eines jeden Jahres, machet der Nitzio Gosi, einer von den Beamten einer jeden Straße, das Fito Aratame; das ist, er schreibt die Namen aller Einwohner eines jeden Hauses nebst dem Tage und dem Orte ihrer Geburt, ihrer Hand-

p) A. d. 90 und 91 S.

q) Man sehe in der allgemeinen Beschreibung den

Kämpfer. 1691.

Handthierung und ihrer Religion auf. Wenn dieses Verzeichniß fertig ist, in welchem beyderley Geschlechter, und die Personen von allerley Alter stehen: so erwartet man den zweyten Tag des neuen Jahres, um das sogenannte Jesumi anzufangen. Dieß ist eine feyerliche Abschwörung des Christenthumes, bey welcher man das Bild unsers Heilandes am Kreuze und seiner heiligen Mutter, oder eines andern Heiligen, mit Füßen tritt. Kämpfer erzählet die Umstände davon. „Diejenigen, saget er, denen diese höllische Verrich„tung aufgetragen ist, fangen an zwo unterschiedenen Seiten an, und gehen so fort von „Hause zu Hause. Sie gehen also täglich fünf oder sechs Straßen durch. Die Beam„ten, welche gegenwärtig seyn müssen, sind der Ottona oder das Haupt der Straße, sei„ne drey Ooqueni-Osa, welches seine Commissarien sind, der Fitsia oder Schreiber, „der Nitzi-Gosi oder der Bothe, und zween Monbanen; das ist zween Gerichtsdiener, „welche die Bilder tragen. Diese sind von gelbem Kupfer, einen Fuß lang, und werden „in einer Büchse zu diesem Gebrauche verwahret. Die Inquisitoren sitzen auf einer Mat„te. Sie lassen alle Personen, welche in dem Verzeichnisse stehen, in das Zimmer rufen, „als den Hausherrn, die Frau, die Kinder, das Gesinde von beyderley Geschlechte, alle „Miethleute, und zuweilen auch die nächsten Nachbarn, deren Häuser zu der Ceremonie „nicht groß genug sind. Man setzet die Bilder auf den bloßen Boden. Darauf nimmt „der Jesumi-Tsie, welcher der Inquisitionssecretär ist, das Verzeichniß, liest die Na„men und ruft einen nach dem andern herbey, den Fuß auf die Bilder zu setzen. Die „Kinder, welche noch nicht gehen können, werden von ihren Müttern gehalten, welche „sie die Bilder mit dem Fuße berühren lassen. Darauf setzet der Hausherr sein Siegel „auf die Liste zur Beglaubigung bey dem Statthalter, daß das Jesumi in seinem Hause „gehalten ist. Wenn die Inquisitoren in allen Häusern der Stadt gewesen sind: so tre„ten sie selbst die Bilder mit Füßen; und da sie einander gegenseitig zu Zeugen dienen, so „beglaubigen sie solches mit Ausdrückung ihres Siegels. Wenn jemand in dem Jahre „stirbt; so muß seine Familie diejenigen, unter denen das Haus steht, bitten, zu seinem Tod„bette zu kommen, um ein Zeugniß abzulegen, nicht allein, daß er eines natürlichen To„des gestorben, sondern auch, daß er kein Christ gewesen. Sie untersuchen den Leichnam. „Sie suchen auch nach, ob nicht ein Zeichen der Gewaltthätigkeit oder ein Merkmaal der „christlichen Religion an ihm sey; und das Leichenbegängniß kann nicht eher geschehen, als „bis sie einen von ihnen untersiegelten Schein deswegen von sich gestellet haben r).

Kämpfer meldet uns von seiner Rückreise nichts weiter, als daß er mit dem Admirale Pompus zu Schiffe gegangen, welcher den 31sten des Weinmonats im Jahre 1692 aus dem Hafen von Nangasaki auslief s).

Das

den Artikel von der Handlung, wo man dasjenige anführen wird, was die Holländer betrifft.

r) A. d. 128 und 129 S.

s) Im I Theile a. d. 230 S.

t) Ni bedeutet Feuer, und in höherm Verstande die Sonne; Pon bedeutet Grund. Die südlichen Chinesen sprechen das Wort Sipon oder Gepuan aus, und vermuthlich haben die Portugiesen Japan daraus gemachet, das sich nachgehends in Japon verändert hat. In den japanischen Büchern trägt dieses Reich mancherley andere Benennungen; es sind aber bloße Beynamen, welche die Größe und Vortrefflichkeit desselbigen bedeuten. Kämpfer I Th. a. d. 93 S.

u) Kämpfer Ebendas. a. d. 94 und 95 S. Die Länge von Japon erstrecket sich dem neuen Ge- schätz-

Japonische Inseln.

Das XXXVII Capitel.

Beschreibung der japonischen Inseln.

Lage und Größe von Japon.

Das große Reich, welches die Europäer Japon, seine eigene Einwohner aber Nipon t) oder Niphon nennen, liegt zwischen dem ein und dreyßigsten und zwey und vierzigsten Grade Norderbreite, und zu Folge einer ganz neuen Landkarte, dabey man die astronomischen Beobachtungen eines chinesischen Jesuiten zu Rathe gezogen hat, zwischen hundert und sieben und funfzig und hundert und fünf und siebenzig Graden dreyßig Minuten Länge, wenn der Anfang zu zählen, von der Insel Ferro gemacht wird. Es erstrecket sich gegen Nordost und Ostnordost. Seine Breite ist sehr verschieden, wiewohl sie überhaupt zu reden, in Vergleichung mit der Länge, nirgend sehr beträchtlich ist. Denn die letztere wird nach der gemeinen Meynung, von dem Ende der Landschaft Fisen, bis an die östliche Küste der Landschaft Osiu, in gerader Linie, auf zweyhundert deutsche Meilen u) geschätzet. Doch sind hieben weder alle Küsten, noch auch die am weitesten entferneten Inseln mit gerechnet, ungeachtet sie gleichfalls unter des japonischen Kaisers Bothmäßigkeit stehen.

Kämpfer vergleicht dieses Reich, soviel seine äußerliche Beschaffenheit betrifft, mit Großbrittanien und Irland. Es ist, saget er, auf gleiche Weise, wiewohl noch weit mehr, mit Erdzungen, Vorgebirgen, Meerarmen, Seebusen und großen Bayen unterbrochen und durchschnitten, welche sehr tief ins Land hinein gehen, und eine große Menge Inseln, Halbinseln, und Häfen machen x). Unter besagten Inseln haben drey den Vorzug vor allen übrigen; die ansehnlichste heißt Nipon, und theilet ihren Namen dem ganzen Reiche mit. Sie erstrecket sich, der Länge nach, von Osten gegen Westen, und hat die Gestalt eines Kinnbackens, dessen gekrümmeter Theil gegen Norden läuft. Ein enger Canal oder eine Straße voll Klippen, und theils bewohnter, theils wüster Inseln, trennet sie von einer andern Insel, welche an Größe die zweyte ist; und weil sie südwestlich von Nipon liegt, den Namen Saikokf, das ist, Westland, bekommen hat. Doch heißt sie auch Kiusju oder das Land der Neune, weil sie in neun große Landschaften abgetheilet wird. Die Japoner geben ihr hundert und vierzig von ihren Meilen zur Länge, und vierzig bis funfzig zur Breite. Der Umkreis beträgt, nach Kämpfers Angeben, hundert und acht und vierzig deutsche Meilen. Die dritte Insel liegt zwischen der ersten und zweyten, hat beynahe eine viereckigte Gestalt, und den Namen Sikokf, das ist, Land der vier Vogteyen. Um diese drey große Inseln, liegt eine große Menge kleine. Sie sind zum Theile klein, unfruchtbar, und mit einem Worte, bloße Klippen, zum Theile aber so groß und einträglich, daß sie ihre eigenen Fürsten haben. Der

Geschichtschreiber dieses Reiches zu Folge, gegen Ost und West, ziehet sich aber einigermaßen gegen Ostnordost. Seine Länge ist Nord und Süd. Es ist selbige, saget er, nicht so gar ungleich, wie einige Schriftsteller vorgeben. Denn, wofern man nach den Graden der Breite rechnet, so ist sie beynahe nirgend geringer als sechzig oder siebenzig französische Meilen, dahingegen sie niemals hundert erreichet. Was die Länge betrifft, so beträgt selbige nach des Pater Briets Angeben, „von dem westlichen Ende der Landschaft Fisen, „bis an die östliche Küste von Oxu, oder Osiu, „etwas über zwey hundert und sechzig gemeine „französische Meilen. Histoire du Japon, I Th. „a. d. 1° S.

x) Kämpfer am angeführten Orte a. d. 95 S.

Der I Abschnitt.

Allgemeine Abtheilung des japonischen Reiches.

Eintheilung der Inseln. Noch andere unter dem Kaiser stehende Inseln. Liquejo und deren Einwohner. Halbinsel Corea; gehöret zum Theile nach Japon. Insel Jeso. Festes Land Oſſu Jeso. Landschaften von Oku Jeso. Inseln Ginsima und Kinsima. Versuche der Europäer, sie zu entdecken. Insel Bune oder Bunesima. Insel Fatsisio. Sie dienet zum Staatsgefängnisse.

Eintheilung der Inseln.

Im 590 Jahre der gemeinen christlichen Rechnung, wurden die zum japonischen Reiche gehörigen Inseln von dem geistlichen Erbkaiser Siusiam, in sieben große Kreise abgetheilet, welche bey den Japonern Gokisitzidos heißen. Im 681 Jahre theilete Ten-Mu diese sieben Kreise in sechs und sechzig Landschaften, und setzte über jedwede einen Landvogt. Als nachgehends die beyden Inseln Iki und Tsussima, welche sonst unter Corea gehörten, durch das Eroberungsrecht an Japon fielen: so wuchs die Zahl der Landschaften auf acht und sechzig. Ob gleich nun diese doppelte Eintheilung noch bis auf den heutigen Tag besteht: so sind doch besagte acht und sechzig Landschaften theils durch allerley vorgefallene Staatsveränderungen, theils um die Zahl der Landvögte zu vermehren, in sechs hundert und vier Untervogteyen abgetheilet worden.

Noch andere unter dem Kaiser stehende Inseln.

Nebst diesen Inseln und Landschaften erkennen noch einige andere und weiter abgelegene Länder den Kaiser für ihren Oberherrn, oder stehen doch wenigstens unter seinem Schutze. Den ersten Rang darunter haben die Inseln Riuku, oder Liquejo, deren Einwohner sich keinesweges für Unterthanen des japonischen Kaisers, sondern des Fürsten von Satsuma, der sie erobert hat, ausgeben; ferner gehöret hierher Tsiosin, das ist der dritte und unterste Theil der großen Halbinsel, welche den Namen Corea trägt, und durch den Prinzen von Iki und Tsussima, in des Kaisers Namen, verwaltet wird; und endlich die Insel Jeso, welche unter eben diesem Namen durch den Fürsten von Matsumai, dessen eigene Lande in der weitläuftigen Landschaft Osju liegen, regieret wird.

Inseln Liquejo, und deren Einwohner.

Die Inseln Liquejo heißen in dem Munde ihrer eigenen Einwohner Riuku. Sie liegen südostlich, sowohl von der japonischen Landschaft Satsuma, welche zu der Insel Saikokf gehöret, als von der benachbarten, und von ihnen gleichfalls nicht weit entfernten Insel Tana oder Tanagasima. Kämpfer meldet, sie erstreckten sich, nach den holländischen Karten, beynahe bis an den sechs und zwanzigsten Grad Norderbreite. Nach der Japoner Vorgeben, saget er, tragen sie alle Jahre zweymal Reiß. Die Einwohner legen sich meistens auf den Ackerbau oder Fischfang; übrigens sind sie von einem sanftmüthigen und aufgeweckten Wesen. Sie leben höchst vergnügt. Ist ihre Arbeit geschehen, so thun sie sich etwas im Reißweine zu gute, und spielen auf ihren Instrumenten eines dazu. Ja sie nehmen die letztern gar mit auf den Acker.

Ihrer Sprache wegen hält man sie für Abkömmlinge der Chinesen. Als China unter tartarische Bothmäßigkeit gerieth: so verließ eine große Menge Chinesen ihr Vaterland, und zerstreuete sich hin und her in die ostlichen Gegenden von Indien. Unter andern kamen auch einige in diese Inseln, legten sich auf die Handelschaft, und treiben sie mit Satsuma noch bis auf den heutigen Tag. Zwar müssen sie dem Fürsten dieses Namens, seitdem er sie bezwungen hat, eine jährliche Steuer bezahlen: sie bringen aber nebst dem noch ein gewisses Geld unter sich auf, und überliefern es dem tartarischen Beherrscher von China, als ein Merkmaal ihrer Unterwürfigkeit und Treue. Sie haben gleich den Japonern und Tonquinern

nern ihren geistlichen Erbherrn, der seinen Sitz auf der Insel Jajuma hat, welche eine der ansehnlichsten ist, und nicht weit von Osima, einer liqueischen Insel vom zweyten Range, liegt. Beschreib. von Japon.

Halbinsel Corea.

Corea ist eine Halbinsel, hängt an der Tartarey, und läuft neben der chinesischen Küste gegen Japon. Die Japoner erzählen, sie wäre vorzeiten in drey Landschaften abgetheilet gewesen. Die nächste an ihrem Lande nennen sie Tsiosiju, die mittlere Corey, und die dritte, die an die Tartarey stößt, Fakkusai. Die Einwohner stammen, der Japoner Vorgeben zu Folge, von den Chinesern her, wurden öfterer als einmal, und von allerley Fürsten bezwungen, endlich aber dem japonischen Reiche unterthan. Allein seit hundert Jahren sind sie von neuem unter tartarische Bothmäßigkeit verfallen, und es ist den Japonern von ihren Eroberungen weiter nichts übrig geblieben, als die Küste der Landschaft Tsiosiju, welche von dem Fürsten von Iki und Tsusima regieret wird. Man rechnet von der coreischen Küste bis an die Insel Tsussima nicht mehr als etwan acht und vierzig japonische, oder sechzehn deutsche Meilen, und eben so weit liegt besagte Insel auch von den japonischen Hauptländern. Der Zwischenraum ist mit einer großen Menge Klippen, und kleiner, meist öder Inseln angefüllet. Die Waaren, welche aus Tsiosiju nach Japon gebracht werden, bestehen in vortrefflichen Stockfischen und andern Arten eingesalzener Fische, in Nüssen, Arzeneykräutern, Blumen und Wurzeln, absonderlich in der Ginseng, welche in den Landschaften Corea und Fakusai eben so häufig wächst, als in Siamsai, welche zur Tartarey gehöret. Gehöret zum Theile nach Japon.

Insel Jeso.

Jeso, Yesso, oder wie die Japoner sagen, Jesogosima, welches soviel bedeutet, als Insel Jeso, ist das nordlichste Eyland, das sie außerhalb dem eigentlichen japonischen Bezirke besitzen, und wird es von dem Fürsten des benachbarten und zu der großen Landschaft Osiu gehörigen Landschaft Matsumai regieret. Jeso liegt auf zwey und vierzig Grad Norderbreite, Nordnordost gegen Osju über. Seine beyden Vorgebirge Sungar und Toajasaki erstrecken sich weit in die See hinein, und machen einen Seebusen. Die Japoner sagen, man habe einen ganzen Tag zur Ueberfahrt in besagte Insel nöthig, ungeachtet der Weg nicht über vierzig japonische Meilen beträgt, ja, ungeachtet die Insel an einigen Orten kaum funfzehn bis achtzehn Meilen weit von der japonischen Küste entfernet ist: allein, die Ströme sind ungemein reißend, und führen das Schiff bald nach Osten bald nach Westen. Zwar schätzet man Jeso für eben so groß, als die Insel Kiusiu. Weil aber das Land mit Wäldern angefüllet ist, so besteht der ganze Vortheil, den es seinen Herren schaffet, bloß in Pelzwerke und in dem berufenen Fische Karasaki. Es ist selbiger eine Art von Stockfische, hat einen vortrefflichen Geschmack, und wird an den Küsten dieser Insel in größter Menge gefangen. Kämpfer hält das von Vries nordlich über Japon entdeckte Land, für ein Stück dieser Insel. Die japonischen Karten sind, was die Gestalt dieser Insel betrifft, gar nicht miteinander einig. Zwar geben sie dem südwestlichen und größten Theile derselbigen die Benennung Matsuki. Da sie aber schlecht gezeichnet sind, so ist nicht eigentlich zu erkennen, ob nicht besagter Theil vielleicht gar eine besondere Insel sey. Die Sprache der Einwohner hat viel ähnliches mit der Coreischen. Sie selbst sind von guten Leibeskräften, und zum Fischfange trefflich abgerichtet: allein, unflätig und wild. Ihre Haare und Bärte lassen sie sehr lang wachsen. Ihre Entfernung von Japon. Was sie hervorbringt.

Festes Land Okujeso.

Hinter dieser Insel, das ist gegen Norden, findet man ein festes Land, das die Japoner Oku-Jeso, das ist Oberjeso nennen. An der Wirklichkeit dieses Landes zweifelt kein

Beschreib. von Japon.

kein einziger Erdbeschreiber. Ob es aber an die Tatarey oder an America stoße, das ist nicht ausgemacht. Eben so wenig weis man auch, wohin die Straße Anian, und die so längst gesuchte Durchfahrt aus dem Nordmeere in das indianische zu verlegen sey, gesetzt nämlich, es stoße dieses Land nicht unmittelbar, und ohne alle Durchfahrt an die Tatarey oder an America *y*).

Japoner wollen dessen Gränzen entdecken.

Die Japoner wissen von der Größe und dem übrigen Zustande ihres Okujeso eben so wenig Bescheid zu geben. Zwar legen sie ihm drey hundert von ihren Meilen zur Länge bey: aus was für einem Grunde aber, das ist unbekannt. Kämpfer meldet, man habe im 1684 Jahre eine japonische Junke ausdrücklich auf neue Entdeckungen ausgeschickt; nach ihrer Wiederkunft habe sie berichtet, die Einwohner dieser Gegend trieben mit den benachbarten Tatarn allerley Verkehr. Eben dieses bestätigte ihm auch ein gewisser alter japonischer Steuermann, welcher diese Meere genau kannte. Wenige Jahre vor Kämpfers Ankunft war noch eine andere Junke, um gleicher Entdeckungen willen von der östlichen Küste abgesegelt, und hatte nach ihrer Rückkunft berichtet, sie habe zwischen dem vierzigsten und funfzigsten Grade der Breite vieles ausgestanden, endlich aber doch ein sehr weitläuftiges festes Land, das man für America hielt, und in selbigem einen sehr guten Hafen ausfindig gemacht, darinnen sie den Winter über geblieben sey; übrigens aber konnte sie nicht die geringste Erläuterung von der Beschaffenheit des Landes geben, wußte auch nicht zu sagen, ob es sich weiter gegen Nordwest erstrecke oder nicht. Weiter trieb der japonische Hof seine Neugierigkeit nicht. Was die im Reiche vorhandenen Karten betrifft, so lassen sie zwar alle mit einander auf die Tatarey und hinter der Insel Jeso noch ein weitläuftiges Land folgen, auch um etwan funfzehn Grade der Länge weiter gegen Osten fortlaufen, als Japon: allein, sie lassen zugleich einen großen Raum zwischen diesem Lande und dem benachbarten America *z*).

Landschaften von OkuJeso.

Uebrigens theilen sie zwar Oku Jeso in fünf Landschaften, und benennen sie, Kämpfern zu Folge, Kabersari, Orankai, Sitsi, Jerosan und Amarisi; sie zeichnen auch zwischen beyde letztere einen ziemlich großen Fluß, welcher gegen Südwest hinter dem Eylande Jeso in die See fällt: nur ist zu bedauren, daß man auf diese Karten keine sichere Rechnung machen darf.

Inseln Ginsima und Kinsima.

Noch rechnen die Japoner zwo andere Inseln zu ihrem Reiche, welche über hundert und funfzig Meilen weit, gegen Osten und Ostnordost von der ostischen Küste liegen. Die nördlichste und von Japon am weitesten entfernete, heißt Ginsima, das ist Silberinsel; die nächste und größte aber Kinsima, das ist Goldinsel.

Versuche der Europäer, sie zu entdecken.

Diese prächtige Benennung hat die Europäer öfter als einmal in Versuchung geführet. Als der spanische Hof erfuhr, sie lägen America gegen Westen, das ist in demjenigen Theile der Welt, den der Pabst den Spaniern zugesprochen hatte, gleichwie hingegen seiner Austheilung zu Folge alle ostwärts liegende neue Länder ein Eigenthum der Portugiesen seyn sollten: so ließ er sie um das Jahr 1620, durch einen sehr geschickten Steuermann aufsuchen. Doch die Mühe war vergebisch. Den Holländern gelung es im 1639 und 1643 Jahre eben so wenig. Bey der letztern Unternehmung schickten sie zwey Schiffe aus, den Breoken und Castricum. Sie mußten aber nicht allein heftige Stürme ausstehen, sondern es wurden auch einige von des Breokens Leuten.

y) Kämpfer berichtet umständlich, wie viele vergebliche Mühe er in Rußland angewendet habe, um hiervon eine gewissere Nachricht einzuziehen. I Theil a. d. 104 u. f. S.

z) Man sehe, was Kämpfer in der vorhergehenden Reisebeschreibung von einer gewissen Karte meldet, die man ihm bey seinem Aufenthalte zu Jedo zeigte.

Leuten, die sich ans Land wagten, in die Eisen geschlagen, und sehr übel gehalten, nicht anders als ob sie Willens gewesen wären, das Reich feindlich anzufallen, oder zu verrathen *a*).

Beschreib. von Japon.

Insel Buna.

Im 1675 Jahre entdeckten die Japoner zufälliger Weise eine sehr große Insel. Es wurde nämlich eine Barke aus der Insel Fatsisio, die über dreyhundert Meilen gegen Westen davon liegt, durch Sturm dahin verschlagen. Man fand sie gänzlich unbewohnt, doch aber von Natur fruchtbar, und absonderlich sehr wasserreich. Weil der Arakbaum in großer Menge darauf wächst, da er doch sonst nirgend als in warmen Ländern fortkömmt: so glaubet Kämpfer, sie liege vielmehr gegen Süden, als gegen Osten von Japon. Besagte Insel Fatsisio, aus welcher die Barke herkam, ist die äußerste von allen südlichgelegenen Inseln der Japoner. Sie liegt unter eben dem Mittagkreise als Jedo, und ungefähr achtzig japonische Seemeilen von der Insel Nipon, ist auch die letzte von einer langen Reihe kleiner und dicht beysammen liegenden Eylande. Ihre Küste ist dermaßen hoch und steil, daß man die Fahrzeuge mit ihrer völligen Ladung, vermittelst eines Krans, auf- und abwinden muß. Uebrigens ist sie ganz unfruchtbar. Der Kaiser hat also sein hauptsächlichstes Staatsgefängniß daraus gemacht; und es werden die großen Herren, wenn sie in Ungnade fallen, gemeiniglich an diesen Ort verwiesen. Ihre Beschäfftigung an diesem elenden Orte besteht im Seidenweben; und da es dem größten Theile dieser unglücklichen Personen weder an Geschicklichkeit noch an Erfindungskraft fehlet: so verfertigen sie dermaßen schöne und feine Zeuge, daß es bey hoher Strafe verbothen ist, sie an Ausländer zu verkaufen *b*).

Insel Fatsisio.

Sie dienet zum Staatsgefängnisse.

Indem das japonische Reich überhaupt von einer stürmischen See umgeben, und seine Küste durch Berge, Klippen und Sandbänke, beynahe unzugänglich gemacht wird: so scheint es, wie Kämpfer bemerket, die Natur habe diese Inseln gleichsam zu einer kleinen abgesonderten Welt machen, und mit allem, was zur Nothdurft, zur Bequemlichkeit, ja auch zum Vergnügen des menschlichen Lebens gereicht, so überflüßig versorgen wollen, daß ihre Einwohner des Beystandes anderer Nationen entübriget seyn können *c*).

Der II Abschnitt.

Beschreibung der sämmtlichen Landschaften.

Fünf kaiserliche Tafelvogteyen. Jamaschiro oder Sansju. Jamatto. Kavatsi. Idsumi. Sitzu. Sieben große Kreise. Tookaido. Toosando, zweyter Kreis. Joku Rokkudo, dritter Kreis. Samindo, vierter Kreis. Sanjondo, fünfter Kreis. Insel Kiusju. Saikaido, sechster Kreis. Nankaido, siebenter Kreis. Die beyden Provinzen Iki und Tsussima. Summe der japonischen Einkünfte.

Bey der allgemeinen Abtheilung der japonischen Landschaften, werden die fünfe nicht mit gezählet, welche den Namen Gokinai, oder Gokinai Goka Kokf, das ist Lande der kaiserlichen Einkünfte tragen; weil ihr sämmtlicher Ertrag dem Unterhalte der kaiserlichen Hofstaat insbesondere gewidmet ist *d*).

Fünf kaiserliche Tafelvogteyen.

Die erste heißt Jamasiro oder auch Sansju. Es ist ein fruchtbares und sehr weitläuftiges Land, das hundert japonische Meilen von Süden gegen Norden zur Länge hat. Es

Jamasiro oder Sansju.

a) A. d. 109 S. *b*) A. d. 110 S. *c*) A. d. 97 S.

d) Der Verfasser saget, die Einkünfte betragen an Reiß hundert und acht und vierzig Mans, und tausend zwey hundert Kokfs. Zu bemerken ist, daß überhaupt alle Landeseinkünfte, nach diesem gedoppelten Reißmaaße angeschlagen werden. Ein Man hält zehn tausend Kokfs, und ein Kokf drey tausend Ballen oder Säcke Reiß a. d. 111 S.

Beschreib. von Japon.

Es wird in acht Bezirke vertheilet, nämlich **Okokuni, Radono, Okongi, Rij, Udsi, Russe, Sakanaka,** und **Tsukngi;** darinnen unterschiedliche schöne Städte und andere ansehnliche Orte liegen.

Jamatto oder Wosju.

Die zweyte, Namens **Jamatto** oder **Wosju**, erstrecket sich gleichfalls von Süden gegen Norden, ist eben so fruchtbar, auch beynahe eben so lang, als die vorige. Ehedessen hatte sie viele große Städte, aber heutiges Tages hat sie gar wenige mehr. Man theilet sie in funfzehn Bezirke; nämlich **Soono Cami, Soonosimo, Feguri, Firole, Katsu dsiau, Katsinge, Okuno, Umi, Utz, Josimo, Uda, Sikino-Suno, Sikuno-Cami, Takand, Tooids,** und **Jammanobe.**

Kavatzij oder Kasiu.

Die dritte heißt **Kavatzij** oder **Kasiu**, hat mittelmäßigen Boden, und eine Länge von etwa zwo Tagereisen, welche in funfzehn Bezirke abgetheilet wird. Die Namen sind: **Nistori, Jsikava, Fukatz, Jaskabe, Ookake, Tukajatz, Kavatz, Sarara, Umbarada, Katanno, Vakaje, Sibukaja, Sik, Tabbokf** und **Tannan.**

Jdsumi oder Sensju.

Die vierte heißt **Jdsumi** oder **Sensju.** Es ist ein zwar großes, aber nicht sonderlich fruchtbares Land, und läuft hundert japonische Meilen weit von Süden gegen Westen. Auf einer Seite dienet ihm das Meer, auf der andern eine lange Reihe Gebirge zur Gränze. Das Meer liefert Fische in größtem Ueberflusse, der Boden aber schwarzes Korn, Erbsen und Bohnen, wiewohl davon wenig Wesens gemacht wird. Bezirke hat es nur drey, **Ootori, Jdsima,** und **Fina.**

Sitzu oder Tsinokuni.

Endlich, so heißt die fünfte und letzte Landschaft **Sitzu**, imgleichen auch **Tsinokuni** und **Siopu.** Ihr Umkreis beträgt drittehalb Tagereisen: sie liegt an einem großen Seebusen, und ist das allerwestlichste Land von ganz Japon. Ihr südlicher Theil ist sehr warm, der nördliche hingegen genießt einer gemäßigten Luft, und ist deswegen weit fruchtbarer, als jener, absonderlich an fünf Hauptgattungen gewisser Erbsen, die man **Gokokfs** nennet. **Sitzu** wird in dreyzehn Bezirke vertheilet, nämlich, **Su Jos,** oder **Summios, Kutatz, Fingassinai, Nisijnan, Jatsan, Simasino, Simakami, Tesijma, Kavanobe, Miuko, Avara, Aruna** und **Nosje.**

Sieben große Kreise.

Nunmehro wenden wir uns zu den sieben Kreisen, darein der Kaiser **Susiam** den Jnbegriff des ganzen Reiches abgetheilet hat.

Tookaido.

Der erste heißt **Tookaido**, das ist der südostliche Kreis. Wir haben bereits gemeldet, man habe die sieben Kreise in sechs und sechzig Landschaften, darunter die fünf nurerwähnten mit begriffen sind, abgetheilet, und nachgehends noch zwey neue dazu gesetzt. Von diesen acht und sechzig Landschaften nun, begreift der Kreis **Tookaido** funfzehn in sich. Erstens **Jga** oder **Jsiju**, die gegen Süden und Osten von der See eingeschlossen, gegen Norden aber durch ein Gebirge von seinen Nachbaren abgesondert wird. Es ist ein warmes Land, von mittelmäßiger Fruchtbarkeit; man findet einige Kräuter, einige Bäume, und viel Bambus darinnen. Seine vier Bezirke heißen **Aye, Namanda, Jga, Nabari.** Zweytens, **Jsie** oder **Seesju**, hat von Süden gegen Norden, eine Länge von drey Tagereisen. Das Meer hat eine Halbinsel daraus gemacht. Der Boden ist höchstfruchtbar, überhaupt zwar eben, doch mit untermengten Anhöhen, die ihm ein sehr angenehmes Ansehen beylegen. Diese Landschaft hat folgende funfzehn Bezirke: **Quana, Asaki, Susuka, Jisisi, Aanki, Taaro, Nisikissima, Gosasima, Jnaba, Mije, Ano, Jtaka, Vatakei, Jno,** und **Taki.** Drittens, **Ssima**, oder **Sisio**, ist ein kleines Land, das man in einem halben Tage durchreisen kann, auch an sich selbst unfruchtbar, wird aber von der See mit Austern und Muschelwerke überflüßig versorget. Es hat nur drey Bezirke, **Toosij, Ako** und **Kannesima.** Viertens, **Ovari** oder **Bisiu**, liegt

mitten

mitten im Lande, und stößt nirgend an die See, ist aber eine der allerfruchtbaresten, und volkreichesten Gegenden im ganzen Reiche. Sie erstrecket sich drey Tagereisen weit von Süden gegen Norden, und begreift neun Bezirke in sich, Amabe, Nakassima, Kakuri, Nuva, Kassungale, Jamaela, Aitsi, Tsitta und Toosijnossima. Fünftens, Mikava oder Misiu; hat einen elenden unfruchtbaren Boden, ist voll Flüsse, Moräste und Teiche. Ihre Länge beträgt von Osten gegen Westen, drittehalb Tagereisen, und ihre Eintheilung acht Bezirke: Avomi, Kamo, Nukada, Batz, Fori, Jana, Tsitarra und Akumi. Sechstens, Tootomi oder Jensiu, ist eine fruchtbare, und wegen der angenehmen Abwechslung ihrer Ebenen, Hügel, Flüsse, Dörfer und Städte ungemein schöne Landschaft. Man giebt ihr drittehalb Tagereisen, von Osten gegen Westen zur Länge, nebst vierzehn Bezirken, Fammana, Futz, Fuusa, Aratama, Nangakami, Nagassimo, Sutz, Jammana, Kikoo, Fafara, Tojota, Jamaka, Sanno, und Irata. Siebentens, Surunga oder Suusju, zeiget gleich der vorigen, die schönste Abwechslung von Dörfern, Städten, Hügeln und fruchtbaren Ebenen. Sie ist eben so lang als Footomi, erstrecket sich von Osten nach Westen, und begreift sieben Bezirke, Tsta, Masiafu, Udo, Isabe, Rosarra, Fusij und Suringa. Achtens, die Landschaft Kai oder Kasiaju, ist ein ebenes Land, das an Reiß, Wiesewachse, Gewächsen und Bäumen sehr grossen Ueberfluß besitzt. Pferde hat es nicht weniger in Menge. Man rechnet seine Länge von Süden gegen Norden, auf zwo Tagereisen, und theilet es in vier Bezirke: Jamanassiro, Jaatsiro, Como, und Tsur. Neuntens, Idsu oder Toosju, ist eine lange Halbinsel, welche nicht nur viel Salz hervorbringt, sondern auch viele Fische liefert, und deswegen für eine gute Landschaft gehalten wird. Von ihren Bezirken liegen nur drey auf Nipon, nämlich Takato, Naka und Camo, wozu noch ein paar Inseln Oosima und Firakasima kommen. Zehntens, die Landschaft Songami oder Soosju, hat eine Länge von drey Tagereisen, und zwar ebenen, aber dabey schlechten Boden. Von Lebensmitteln ist sonst wenig da, als Fische, Schildkröten und Seekrebse, Holz hingegen ist der vielen Waldungen wegen, genug vorhanden. Die Abtheilung geschieht in acht Bezirke: Asikaranno Cami, Asikaranno Simu, Oosimi, Juringi, Aikoo-Takangi, Camakura, Miyura und Jisima. Eilftens, Musiasi oder Busiu, ist eine geraumige Landschaft von sechstehalb Tagereisen im Umkreise, ohne Wälder und Berge, aber von grosser Fruchtbarkeit an Reiß, Kokokf, Obst und Gewächsen. Man theilet sie in ein und zwanzig Bezirke; Ku-Raggi, Tsukuki, Tama, Tacsinbara, Rakura, Jouma, Tooma, Fyki, Jokomi, Saitama, Kodama, Tsibusima, Fabara, Fasisava, Naka, Kami, Adatz, Tsitsibu, Jevava, Totesima und Oosara. Zwölftens, Ava oder Foosiu ist ein ganz gutes Land; es trägt Reiß und Korn, ist stark bevölkert, und wird von der See mit Fischen und Austern im Ueberflusse versorget. Die Austerschaalen werden zu Besserung der Felder gebraucht. Uebrigens hat es von Süden gegen Norden eine Länge von anderthalb Tagereisen, und vier Bezirke, Fekuri, Ava, Asaima und Nakaba. Zum dreyzehnten, die Landschaft Kadsusa oder Koosju, geht drey Tagereisen weit von Süden gegen Norden. Ungeachtet ihrer steilen Berge, hat sie guten Boden. Die Einwohner verfertigen großentheils Zwilch oder Hanfleinwand, und zwar recht schöne. Man theilet sie in eilf Bezirke; Siussu, Amsa, Jsimvara, Unmgami, Toiko, Mooki, Isimi, Farimb Nagava, Jammanob und Niusa. Vierzehntens, der Landschaft Simoosa oder Seosju, giebt man von Norden gegen

Beschreib. von Japon.

Beschreib. von Japon.

gen Süden drey Tagereisen zur Länge; sie ist gebirgig, und nicht sonderlich fruchtbar, hat aber Geflügel und Vieh die Menge. Ihre zwölf Bezirke heißen Raddosika, Tsibba, Jasda, Sooma, Saspema, Inuki, Tooda, Roosa, Unagami, Katori, Fanniba und Okanda. Zum funfzehnten Firatz oder Sjoo, ist eine sehr große Landschaft von viereckichter Gestalt, und hat sowohl in die Länge als in die Breite, wenigstens drey Tagereisen. Die Fruchtbarkeit ist zwar nur mittelmäßig, wird aber durch die große Menge Seidenwürmer, und durch die berufene Geschicklichkeit der Einwohner im Seidenweben ersetzet, worzu noch ein starker Viehhandel kömmt. Man zählet in dieser Landschaft eilf Bezirke, Nijbari, Makaije, Tsekumba, Kavatz, Ssida, Umbaraki, Namingata, Naka, Russi, Taka und Jengoko. Das letztere Wort bedeutet eigentlich ein entferntes Land, und ist vermuthlich der Name irgend einer Insel.

Die Einkünfte dieser zu dem Kreise Tookaido gehörigen funfzehn Landschaften, steigen auf vierhundert vier und neunzig Mankokfs.

Toosando, zweyter Kreis.

II. Der zweyte unter den sieben großen Kreisen, heißt Toosando, und begreift acht große Landschaften in sich. Erstens, Oomi, ein ungemein fruchtbares Land, in welchem Berge, Hügel, Flüsse, und weitläuftige Ebenen, darauf sowohl Korn als Reiß eines so gut als das andere geräth, auf das angenehmste mit einander abwechseln. Der Umkreis dieser Landschaft beträgt viertehalb Tagereisen, und wird in dreyzehn Bezirke abgetheilet, Singa, Karimotto, Jus, Cammoo, Kansaki, Inungami, Sakatta, Jetz, Ober und Nieder Assai, Imito, Takassima, Kooka und Joosiutzumi. Zweytens, Mino oder Diosiu, giebt der Landschaft Oomi weder an angenehmer Abwechselung der Hügel und Ebenen, noch an Fruchtbarkeit des Bodens das geringste nach. Ihre Länge von Süden nach Norden beträgt drey Tagereisen, und ihr Inhalt achtzehn Bezirke, Isijutsu, Fusa, Avadsi, Ikenda, Oono, Mottos, Mussiroda, Katakata, Atsumi, Kakumi, Jamangata, Menggi, Gundsjo, Camo, Cako, Tokki, Jenna und Taki. Drittens, Fida oder Fiosju, kömmt den vorigen weder an Grösse noch an Fruchtbarkeit bey weitem bey. Ihre größte Weitschaft von Süden nach Norden beträgt nicht mehr als etwa zwo Tagereisen. Sie ist voll Wälder und Gebüsche, und nur in vier Bezirke abgetheilet, Osarra, Masijnda, [illegible]mano, und Araki. Viertens, Sinano oder Sinosju, ist ein sehr kaltes und von [illegible] weit entlegenes Land, dem es an Weide, folglich auch an Viehe fehlet; sein ganzer Reichthum besteht in einer Menge Maulbeerbäumen, Seide und Hanfe. Sonsten erstrecket es sich fünf Tagereisen weit von Süden nach Norden, und hat eilf Bezirke: Midsitz, Takay, Fannissima, Tsisagetta, Saku, Ina, Ssuva, Tsikumma, Atzumis-Sara, und Sjina. Fünftens, Koodsuke oder Dsiosju, hat von Osten nach Westen vier Tagereisen zur Länge, und ist ein warmes Land, daß weder Maulbeerbäume noch Seidenwürmer fehlen, nur tauget die Seide zu keinem andern als groben Zeugen. Die Eintheilung geschieht in vierzehn Bezirke, Usui, Aassa, Sukanne, Isesta, Sai, Nitta, Kattaoka, Soora, Gunmi: Kauva, Tago, Midorino, Naba und Jammada. Sechstens Simoodsuke oder Jasju, hat viertehalb Tagereisen von Osten nach Westen zur Länge. Der Boden ist eben, mit untermengten Gebirgen, trägt Gras, Korn, Reiß und Gocks im Ueberflusse. Die Anzahl ihrer Bezirke steigt auf neune, Askera, Janada, Aso, Tsinga, Takasinugawa, Savoja, Nasu und Mukabe. Zum siebenten Mutsju oder Oosju, ist die größte Landschaft in ganz Japon. Denn sie geht sechzehn Tagereisen weit von Süden

Beschreib. von Japon.

nach Norden, nebst dem fehlet ihr es, der großen Fruchtbarkeit wegen, an keiner einzigen zum Lebensunterhalte nöthigen Sache. Vorzeiten hatte sie ihren eigenen Fürsten, welcher zugleich die benachbarte Landschaft **Deva** beherrschete. Man theilet sie in fünf und funfzig Bezirke: **Sirakava, Kurokava, Juvasi, Mizaki, Aitz, Nama, Oda, Asaka, Adatatz, Sibatta, Karidu, Tooda, Natori, Sinnobu, Kikkunda, Sibanna, Assonusa, Namingata, Juoderaga, Kavatz, Titzungi, Takane, Valsari, Jamadsukuri, Oonato, Kami, Ssida, Kurivada, Jesan, Jeki, Misava, Nagaoka, Tojone, Monovara, Osika, Gunvi, Kaddono, Fasigani, Ilungarie, Oda, Jku, Motojas, Jsbara, Tardsi, Sikamma, Jnaga, Siva, Jvasaki, Kimbara, Kadsinda, Doke, Socka, Fei,** und **Kisen.** Achtens, **Dava** oder **Uspo**, hat fünf Tagereisen zur Länge, vortrefflichen Wiesenwachs, Ueberfluß an Bäumen und Erdgewächsen; und versichert man, es beginne hier der Frühling um vierzehn Tage zeitiger, als in jedweder anderer japonischen Landschaft. Sie gehörete vorzeiten zu **Osiu**, ist aber nachgehends davon getrennet, und in die zwölf folgenden Bezirke eingetheilet worden: **Akumi, Kavanobe, Murajama, Oitama, Ookatz, Firaka, Tangaira, Diva, Akindatauri, Samboku, Mogueni,** und **Jamanotta.**

Die sämmtlichen Einkünfte dieser acht Landschaften steigen, nach der alten Rechnung, auf fünfhundert drey und sechzig **Mankokfs**, haben sich aber nachgehends um ein ziemliches verbessert.

Dritter Kreis, Foku Rokkudo.

Der dritte Reichskreis trägt den Namen **Foku Rokkudo**, und begreift sieben Landschaften in sich. Zum ersten **Vakasa** oder **Siakusja**, erstrecket sich anderthalb Tagereisen weit, von Süden nach Norden, und hat an der letztern Gegend die See zur Gränze, welche ihr Fische, Hummern, Schildkröten u. s. w. im Ueberflusse verschaffet. Ihr Reichthum und ganze Handelschaft beruhet auf einigen Eisengruben. Ihre Bezirke heißen **Oonibu, Oi,** und **Nicatta.** Zweytens **Jetsissen** oder **Jeatsu**, ist gegen Süden sehr gebirgig, gegen Norden aber eben, fruchtbar und gut zur Viehzucht. Die sämmtliche Länge begreift drey Tagereisen. An Maulbeerbäumen, Seide, Hanf und Gokokf hat diese Landschaft Ueberfluß. Man theilet sie in zwölf Bezirke, **Tsuroga, Nibu, Sonobatz, Asijba, Jono, Sakai, Kuroda, Jkungami, Takakida, Joodsida, Sagagita** und **Naandsjo.** Drittens **Kaga** oder **Kasju** hat einige Seidenzeuge, guten Essig, **Soja**, der in andere Landschaften verführet wird, und so viel **Gokokf**, als die Einwohner brauchen. Sie erstrecket sich drittehalb Tagereisen weit von Ost nach West, und hat vier Bezirke, **Jenne, Nomi, Jsikava** und **Kanga**, wozu einige noch **Kaboku** setzen. Viertens **Noto** oder **Scoopo** ist beynahe gänzlich von der See umgeben. Sie hat zwar Eisenbergwerke, aber schlechten Boden, und es wird der **Gokokf** hier weit später zeitig, als anderswo. Man giebt ihr drittehalb Tagereisen von Osten nach Westen, und vier Bezirke, nämlich **Bagui, Noto, Fukeisund** und **Ssus.** Fünftens **Jaetsdo** oder **Jaesju**, hat drey Tagereisen im Umkreise, liefert Holz zu Brücken, und eine ganz eigene Gattung von irrdenem Geschirre, in welchem der ganze Handel dieser Landschaft bestehet. Ihre Bezirke sind **Tonami, Jmidsu, Mebu** und **Nikagacta.** Sechstens **Jetsingo** oder **Jnesju**, ist eine große Landschaft, von sechs Tagereisen im Umkreise, gegen Süden zwar etwas bergigt, sonst aber fruchtbar genug. Sie liefert Seide, Hanf und Gokokf. Ihre Eintheilung geschiehet in sieben Bezirke, **Kabibi, Kof, Mussima, Joodsi, Cambara, Nutavi** und **Jvasime.** Zum siebenten **Sado** oder **Sasju** ist eine Insel von viertehalb

Beschreib. von Japon. Tagereisen im Umkreise, sie liegt Japon gegen Norden, und den Landschaften Jectsu und Jersingo gleich gegenüber. Man rühmet ihre Fruchtbarkeit an Reiß, Getreide, Gokokf, Holz und Wiesewachse: übrigens hat sie nur drey Bezirke, Umo, Soora und Camo.

Der jährliche Ertrag dieser sieben Landschaften, steigt auf zwey hundert und drey und vierzig Mankokfs.

Der vierte Kreis Sanindo, ist, wie seine Benennung anzeiget, gegen Norden gebirgig, und begreift acht Landschaften in sich. Zum ersten Tanta oder Tansju, erstrecket sich zwo Tagereisen in die Länge, und trägt nebst einer großen Menge Reiß, auch allerley Gattungen Erbsen und andere Hülsenfrüchte. Man theilet dieses Land in sechs Bezirke, Kuvada, Funaij, Taki, Amada, Fingami und Jkarunga. Zum zweyten Tango oder Tansju, ist von Süden nach Norden anderthalb Tagereisen breit, reich an Hanf und Seide, und noch reicher an Seefischen. Die fünf Bezirke, darein man sie theilet, heißen Kaki, Joki, Tango, Katamo und Kumano. Zum dritten Tasima oder Tansitju, hat von Osten nach Westen zwo Tagereisen zur Länge, mittelmäßigen Boden und acht Bezirke Asami, Jabu, Jdsu, Ketta, Kinnosaki, Fiangaka, Sitzumi und Mikumm. Zum vierten Jmaba oder Jnsju, ist eben so lang, als Tasima. Ihre nordliche Gränze ist die See, und ihre südliche das Gebirge. Das Land liefert grobe Seidenzeuge, und wird in sieben Bezirke abgetheilet, Togomi, Jagami, Tsidsit, Oomi, Takaguso, Ketta und Konno. Zum fünften Fooki oder Fakusju erstrecket sich drittehalb Tagereisen weit von Süden nach Norden. Der Boden ist zwar nicht sonderlich fruchtbar, doch findet man hier Seide, Hanf und Gokokf im Ueberflusse; die hiesigen Seidenzeuge sind berühmt. Man theilet diese Landschaft in sechs Bezirke: Kavamura, Kume, Javata, Aneri, Oomi und Fino. Zum sechsten Jdsumo oder Unsju hat eine Breite, von drittehalb Tagereisen von Osten gegen Westen, wird von der See beynahe auf allen Seiten eingeschlossen, und zu einer Halbinsel gemacht: das Land ist ungemein fruchtbar, und hat sechs Bezirke, Jja, Nomi, Semane, Akiska, Tattenni, Jadsumo, Kanto, Jjus, Nitida und Oosara. Zum siebenten Jwami oder Sekiosju ist zwo Tagereisen von Norden nach Süden lang, bringt Hanf und Salz. Ungeachtet der mittelmäßigen Fruchtbarkeit dieser Landschaft, zahlet sie dennoch ihren Fürsten noch einmal so viel, als eine andere. Ihre fünf Bezirke heißen Tsikama, Naka, Ooz Mino und Canoa. Zum achten Oki oder Jnsju, ist eine Insel, die für eine Landschaft gilt. Sie liegt nicht weit von der Halbinsel Corea, und hat einen Umkreis von zwo Tagereisen.

Die jährlichen Einkünfte aus diesen acht Landschaften, sind nicht größer, als hundert und drey und zwanzig Mankokfs.

Sanjodo, fünfter Kreis. Die Benennung des fünften Reichskreises Sanjodo, bedeutet so viel, als südliches Bergland. Er besteht aus acht Landschaften. Erstens Farima oder Bansju, hat vierte-halb Tagereisen im Umkreise, und vortrefflichen Boden. Man findet hier nicht nur alles, was zum menschlichen Unterhalte gehöret, sondern auch Seidenzeuge, Tuch und Papier. Die Eintheilung geschieht in vierzehn Bezirke: Akas, Kata, Kamo, Juami, Sikama, Jvo, Akato, Saja, Siz, Kansaki, Taka, Mitzubo, Jssai und Jtto. Zweytens, Mimasaki oder Sakusju, hat eine Länge von drey Tagereisen, von Osten gegen Westen. Man beobachtet bey dieser Landschaft, als eine sonderbare Eigenschaft, daß sie dem Winde nicht so sehr, als die übrigen Gegenden des Reiches unterworfen ist. Der

Boden

Boden liefert den Einwohnern, bey seiner mäßigen Fruchtbarkeit, dennoch alles, was zum Lebensunterhalte gehöret. Die Eintheilung begreift sieben Bezirke: **Aida**, **Katsunja**, **Tomanisi**, **Tomasigasi**, **Khume**, **Oaba**, und **Masuma**. Drittens, **Bidsen** oder **Bisju**, hat drey Tagereisen im Umkreise. Es ist ein gutes Land, das viel Seide zeuget; so reifen auch die Früchte hier geschwinder, als in keiner benachbarten Landschaft. Die eilf dazu gehörigen Bezirke heißen: **Kosima**, **Waki**, **Jvanasi**, **Ooku**, **Akosaka**, **Kandatz**, **Minne**, **Ooas**, **Tsiraka**, **Tsingosima**, und **Kamosima**. Viertens, **Bisju** oder **Fisin**, drittehalb Tagereisen von Osten gegen Westen lang. Der Boden verschaffet den Einwohnern alles Benöthigte, absonderlich aber **Gokokf** und Hanf. Bezirke rechnet man neune, nämlich **Utz**, **Kaboja**, **Kaja**, **Simomitz**, **Assangutz**, **Oda**, **Sizuki**, **Teta**, und **Fanga**, wozu noch beyde Eylande, **Saburosima**, und **Jorisima**, kommen. Fünftens, **Bingo** oder **Fisju**, erstrecket sich auf zwo Tagereisen weit, von Süden gegen Norden; hat guten Boden, darauf Reiß und **Gokokf** im Ueberflusse wächst, auch geschwinder zeitiget, als anderswo. Die vierzehn Bezirke heißen: **Abo**, **Fuetsitz**, **Kamusi**, **Asuka**, **Numasini**, **Bonitz**, **Asuda**, **Kooni**, **Mikami**, **Camidami**, **Mitsuki**, **Jesso**, **Sirra**, und **Miywara**. Sechstens, **Aki** oder **Gasju**, ein unfruchtbares Bergland; doch hat es viele Wälder, darinnen Pilze in ganz besonderer Menge wachsen. An der Küste wird viel Salz gemacht. Die Länge von Süden nach Norden beträgt drittehalb Tagereisen, und die Eintheilung geschieht in acht Bezirke, **Numada**, **Takatta**, **Tajoda**, **Sada**, **Cammo**, **Sabaku**, **Aki**, **Takamija**, und **Itukusima**, welchen Namen auch eine sehr berühmte Stadt in diesem Bezirke trägt. Siebentens, **Suvo** oder **Seosju**, hat hauptsächlich viele Erdgewächse und Wiesenwachs aufzuzeigen. Die Küste ist an Fischen und Muschelwerke nicht weniger reich. Man reiset von Osten nach Westen, innerhalb drey Tagen durch, und theilet sie in sechs Bezirke, **Oosima**, **Kuka**, **Kumade**, **Tsimo**, **Sava**, und **Jooski**. Achtens, **Nagata** oder **Tsiosju**, wird an der Süd- und Westseite von der See, und gegen Norden von einem langen Gebirge begränzet. Die Länge beträgt drittehalb Tagereisen, von Osten gegen Westen. Das Land trägt von allem, was zum menschlichen Leben gehöret, doppelt so viel, als die Einwohner verbrauchen können. Die sechs Bezirke heißen: **Assa**, **Tojora**, **Mine**, **Ootz**, **Amu**, und **Missima**.

Der jährliche Ertrag dieser acht Landschaften steigt bis auf zweyhundert und siebenzig Mankokfs. Zu bemerken ist, daß sie sämmtlich sowohl, als die übrigen Landschaften der bisher angeführten fünf Kreise zu der Insel **Nipon** gehören. Die folgenden aber, und die beyden Kreise, darunter sie begriffen sind, machen die zweyte Insel aus, welche an Größe die nächste an **Nipon** ist, und von den Japonesen **Kiusju**, das ist, Westland, imgleichen auch **Saikokf** oder Land der Neune genennet wird.

VI. **Saikaido**, der sechste Kreis, liegt also auf der Insel **Kiusju** oder **Saikokf**, und trägt seinen Namen wegen seiner westlichen Lage. Er bestehet aus neun großen Landschaften. Erstens, **Tsikudsen** oder **Tsikusin**, ist von Süden nach Norden, vier Tagereisen lang. Der Boden ist mittelmäßig, trägt Reiß und Getreide, und nebst dem sind viel Porcellanhütten im Lande. Es wird in vier und zwanzig Bezirke getheilet: **Sima**, **Kama**, **Jassijka**, **Nosima**, **Mikasa**, **Monagatta**, **Onka**, **Musiroda**, **Fonami**, **Sara**, **Naka**, **Cassija**, **Siaka**, **Miusima**, **Jto**, **Musiro**, **Vijtz**, **Kurande**, **Nokosima**, **Simotz**, **Kasakura**, **Kamitzka**, **Sakura**, **Kokuf**, und

Beschreib. von Japon.

Insel Kiusju oder Saikokf.

 Tassai.

Beschreib. von Japon.

Tassai. Zweytens, Tsikungo oder Tsikusju, erstrecket sich fünf Tagereisen weit von Süden nach Norden, zeuget Getreide, Reiß und Erbsen im Ueberflusse. Die Seeküste liefert Fische, Muscheln und Hummern. Es werden hier viele eingemachte Sachen bereitet, und in andere Landschaften verschickt. Bezirke zählet man zehn: Miuwora, Mii, Ikua, Mi, Mike, Kandsima, Simodsima, Jammakando, Jammaseto, und Takeno. Drittens, Budsen oder Foasju, ist vier Tagereisen von Süden nach Norden lang, und sowohl wegen seiner trefflichen Arzeneykräuter, als wegen der großen Menge Seidenwaare, die daselbst verfertiget wird, berühmt. Die sieben Bezirke heißen: Tangava, Sakku, Myako, Nakatz, Tsuiki, Kamitzki, Simotzki, und Usa. Viertens, Bungo oder Tonsju, hat eine Länge von drey Tagereisen. Ihre Fruchtbarkeit ist zwar nur mittelmäßig, doch zeuget das Land Seide, Tuch, Hanf, Gokokf und allerley Pflanzen von .. vergleichlicher Wirkung. Seine Eintheilung geschieht in acht Bezirke: Fira, Kees, Navori, Oono, Amaba, Oakata, Faijami, und Kunusaki. Fünftens, Fidsen oder Fisju, hat von Süden nach Norden drey starke Tagereisen zur Länge. Der natürliche Reichthum dieses Landes besteht in Getreide, Reiß, einer großen Menge Fische und Vögel. Auch wird etwas Tuch im Lande gewebet. Bezirke hat es eilfe: Kicku, Jabu, Mine, Oosti, Kansoki, Saaga, Maatsura, Kissima, Tusitz, Kadsuraki, und Takaku. Sechstens, Figo oder Fiosju, ein gesegnetes Land, an Holz, Getreide, Erbsen, Fischen, Muschelwerke, und den meisten zum Lebensunterhalte nöthigen Sachen. Der Umkreis beträgt fünf Tagereisen. Man theilet es in vierzehn Bezirke: Tamana, Jamaga, Jamamotto, Kikutz, Aso Takuma, Kuma, Aida, Masiki, Udo, Jaadsito, Koos, Aakusa, und Assita. Siebentens, Fiugo oder Niosju, ist ungefähr drey Tagereisen lang, und ein mageres Bergland, das kaum so viel Getreide, Reiß und Erdgewächse trägt, als die Einwohner zum Lebensunterhalte brauchen. Man theilet es in fünf Bezirke: Uski, Koyu, Naka, Myasaka, und Morokata. Achtens, Oosumi oder Kusju, hat von Osten gegen Westen zwo Tagereisen zur Länge, ist zwar ein kleines, aber an allem, was zur Nothdurft des menschlichen Lebens gehöret, ganz außerordentlich fruchtbares Land. Es wird hier viel Papier, nebst einigen Seidenzeugen gemacht. Die acht Bezirke heißen: Oosumi, Fisingari, Kuwabara, Soo, Sora, Kimodsuki, Komadsij, und Kumage. Neuntens, Satzuma oder Satsju, ist ungefähr eben so lang, als die vorige Landschaft, aber nur mittelmäßig fruchtbar; doch leidet es weder an Maulbeerbäumen, noch an Hanfe einen Mangel, auch rühmet man die hier verfertigten Tücher. Bezirke sind vierzehn vorhanden: Idsum, Takaki, Satsuma, Teki, Isa, Ata, Kavanobe, Jene, Jekumaki, Fire, Fani, Jamma Okinokosima, und Koskisima.

Diese neun Landschaften tragen jährlich dreyhundert und vier und vierzig Mankokfs.

Nankaido, siebenter Kreis.

VII. Nankaido, der siebente Kreis, bedeutet seinem Namen nach Südküstenland, und besteht erstlich aus einer Insel, welche an Größe die dritte ist, zwischen den beyden vorigen in der Mitte liegt, und Sikokf, das ist, Land der vier Vogteyen, heißt; ferner aus der benachbarten Insel Avadsi, welche nordlich über Sikokf liegt, und endlich aus der

e) In den unmittelbaren kaiserlichen Landschaften, daraus eigentlich die Tafelgüter des Monarchen bestehen, sind mit der Zeit noch einige Bezirke anderer Landschaften gekommen, entweder weil sie schon vor Alters zu den Kronau... bestimmet waren, oder weil sie nachgehends erst b... ten

der großen Jnsel Kijokumi, in der Meerenge bey Nipon. Sonst wird dieser Kreis in sechs Landschaften eingetheilet. Erstens, Kijnokumi oder Kisju, ist die nur benennete Jnsel, und fünftehalb Tagereisen von Süden nach Norden groß, zwar eben, aber unfruchtbar; indem sie weder Getreide, noch Reiß, noch Hülsenfrüchte trägt. Doch besteht sie aus sieben Bezirken: Ita, Naka, und Nagusa, Amabe, Arida, Fitaka, Muro. Zweytens, Avadsi, gleichfalls eine Jnsel, einer Tagereise lang, ernähret ihrer Unfruchtbarkeit ungeachtet, ihre Einwohner dennoch. Sie begreift nur zween Bezirke in sich: Tsina, und Mywara, wozu noch zwo benachbarte Jnseln, Nussima, und Jesima, kommen. Drittens, Ava oder Asju, auf der Jnsel Sikokf, ist eine Landschaft zwo Tagereisen groß, etwas bergicht, hat aber Vieh, Geflügel, Fische und Muschelwerk im Ueberflusse. Jhre neun Bezirke heißen: Miosi, Ojen, Nasingasi, Manisi, Katsura, Naka, Itano, Ava, und Mima. Viertens, Sanuki oder Sansju, auf eben dieser Jnsel. Man giebt ihr drey Tagereisen von Osten nach Westen zur Länge. Das Land ist mittelmäßig fruchtbar, gebirgig, wird aber doch von verschiedenen Flüssen gewässert, und trägt an denen Orten, welche des Bauens fähig sind, Getreide, Reiß und Hülsenfrüchte. Das Meer giebt Fische und Muscheln her. Es hat diese Landschaft die Ehre, daß eine große Anzahl berühmter Leute aus ihr entsprossen sind. Man theilet sie in neun Bezirke, Ovutsi, Samungava, Miki, Mino, Jamada, Kanda, Ano, Utari, Naka, Tado und Nako. Zum fünften Jjo oder Jossu, auf der Jnsel Sikokf, hat zwo Tagereisen zur Länge. Man findet hier unfruchtbare Berge, und ebene, wiewohl meistens sandigte Felder durcheinander, ungeachtet der Boden hier und dort Reiß, Hanf, Maulbeerbäume, Gras und Kräuter trägt. Jhre Eintheilung geschieht in vierzehn Bezirke, Nu, Suky, Kuvamura, Oots, Kasafaja, Nooma, Tsike, Otsumi, Kumu, Fuke, Jjo, Kita, Uva und Uma. Zum sechsten Tosa oder Tosju, ist die letzte Landschaft dieser Jnsel, erstrecket sich zwo Tagereisen weit von Süden nach Osten, und bringt Holz, Hülsenfrüchte, Obst und andere zum menschlichen Leben dienliche Sachen reichlich hervor. Man theilet sie in die acht Bezirke Tosa, Agava, Taka, Oka, Faka, Nanooka, Kutesima und Kami.

Beschreib. von Japon.

Die jährlichen Einkünfte dieser sechs Länderenen steigen auf hundert und vierzig Mankokfo.

Da in dieser Beschreibung die sechs und sechzig Landschaften, darein man das Reich e) vor Alters eingetheilet hat, und darein es aller Staatsveränderungen ungeachtet, noch bis auf den heutigen Tag eingetheilet wird, von der ersten bis zur letzten begriffen sind: so sind nicht mehr als noch zwo hinzuzusetzen übrig. Eigentlich zwar sind es Jnseln, und sie tragen den Namen der Landschaften, nur seit dem sie in dem letzten Kriege mit Corea erobert, und an die Krone verknüpfet wurden. Wir haben bereits oben gemeldet, daß sie Jki und Tsussima heißen. Unterdessen sind die Japoner gewohnt, beyde Namen aneinander zu hängen; denn so, wie sie ehemals unter des Fürsten von Satsima Herrschaft standen, so stehen sie heutiges Tages unter ihrem eigenen Fürsten, welcher den Titel eines Grafen von Jki Tsussima führet. Die erste unter beyden Jnseln heißt auch Josju, ist fast eine einzige Tagereise lang, und in zween Bezirke eingetheilet, nämlich in Jki und Jsida.

Die beyden Provinzen Jki und Tsussima.

...em Eigenthümern zur Strafe wegen irgend eines begangenen Verbrechens entzogen, und zu einem Tafelgute gemacht werden. Kämpfer auf der 128 S.

Beschreib. von Japon.

Isida. Die Insel Tsussima, sonst auch Taisju genannt, ist etwas größer, und gleichfalls in zween Bezirke Akata und Simonkata, das ist in Ober- und Niederakata getheilet. Von der Fruchtbarkeit dieser beyden Landschaften höret man zwar kein sonderliches Rühmen, wohl aber von der großen Menge Götzenbilder, die man daselbst anbethet, und von mancherley andern Seltenheiten, welche die Ausländer dahin locken. Die jährlichen Einkünfte beyder Inseln steigen auf drey Mans, und fünf tausend Rokfs.

Summe der japonischen Einkünfte.

Die sämmtlichen Einkünfte aller japonischen Landschaften und Inseln, rechnet Kämpfer mit zweytausend dreyhundert und acht und zwanzig Mans und sechstausend zweyhundert Rokfs für jedwedes Jahr zusammen; wenigstens kömmt doch, vermöge des gemeinen Anschlages, dem er gefolget ist, so viel heraus, obgleich ein gewisser japonischer Schriftsteller, den er öfters zu Rathe zog, nicht mehr als zweytausend zweyhundert und sieben und funfzig Mankokfs angiebt *f*).

Der III Abschnitt.

Ursprung der Japoner und ihre Regierungsform.

Die Japoner wollen von keinem andern Volke herstammen. Ihr sonderbarer Ursprung. Folge der Götter und Halbgötter. Muthmaßlicher Ursprung der Japoner. Morgenländische Sage. Einwürfe dagegen. Kämpfers Muthmaßungen. Wie und wenn Japon entdecket worden. Wer Japon entdecket habe, und wie, ist ungewiß. Die Meynungen sind schwer zu vereinigen. Anmerkungen darüber.

Die Japoner wollen von keinem andern Volke herstammen.

Den wahren Ursprung der Japaner darf man nirgend weniger, als in ihrer eigenen alten Geschichte, suchen. Weil es ihr angebohrner Stolz nicht vertragen konnte, daß man ihre Herkunft von irgend einem andern Volke ableiten sollte: so wußten sie kein besseres Mittel, diese Gattung einer Geringfügigkeit von sich abzulehnen, als wenn sie vorgaben, sie wären aus dem Schooße ihres eigenen Reiches entsprossen. Unterdessen soll doch dieses nicht etwa nach dem Beyspiele anderer Völker *g*), auf eben die Weise, als das Ungeziefer unvermuthlich entsteht, geschehen seyn, sondern sie steigen mit ihrer Abstammung bis zu den Göttern hinauf. Indem nun diese Einbildung etwas ihnen ganz allein eigenes ist: so verdienet sie ihrer Seltsamkeit wegen, eine umständliche Beschreibung. Nach Kämpfers Berichte, welcher sich viel Mühe gab, ihre eigentliche Meynung in diesem Stücke zu erforschen,

Ihr sonderbarer Ursprung.

glauben sie ein Chaos, welchem alles, was ist, seine Entstehung zu danken, und welches auch ihre Götter hervorgebracht habe. Diese Götter nun sind nicht von einerley Stamme. Die erstern waren himmlische Geister; das ist, Wesen, die von aller Vermischung der Materie frey waren, und eine Zeit, deren Länge man nicht bestimmen kann, über

Japon

f) Ebendas. a. d. 126 und vorherg. S.

g) Diodorus von Sicilien I Buch.

h) Sie werden in folgender Ordnung angegeben. 1. Kuni-Toko Dat-sii-no-Mikotto, Mikotto ist ein Beyname, welcher Macht und Glückseligkeit andeutet. 2. Kuni-Sattu Tsiino Mikotto. 3. Toio-kun Nanno Mikotto. Diese drey erstern waren nicht verheirathet; die vier folgenden aber hatten Weiber, und zeugeten, wiewohl auf eine unbegreifliche Weise, jedweder seinen Nachfolger mit der seinigen. 4. Uu-Ni no Mikotto. 5. Oo-Tono-Tsino Mikotto. 6. Oo mo-Tarno Mikotto. 7. Jsanagi no Mikotto. Gegen diesen letztern, und seine Frau, die Jsanami hegen die Japoner eine besondere Ehrerbiethung, weil sie die Eltern des zweyten Stammes sind, von welchem nachgehends der dritte herkam.

Beschreib. von Japon.

Japon regiereten. Die letztern waren irrdische Geister, oder göttliche Menschen, folgeten auf jene, und regiereten gleichfalls sehr lange, bis sie endlich den dritten und heutiges Tages in Japon wohnenden Stamm erzeugten, der aber weder die Reinigkeit, noch die Vollkommenheiten seiner göttlichen Vorfahren beybehalten hat.

Folge der Götter und Halbgötter.

Die Weise, wie nach ihrem Vorgeben, diese Götter und Halbgötter entstunden, und einander erzeugeten, ist nicht weniger ganz außerordentlich. Götter, oder ganz geistliche Wesen, waren an der Zahl sieben Hauptregenten *h*), darunter der erste bey der ersten Auswickelung des Chaos, aus solchem hervor kam. Aus ihm entstund sein Sohn, durch die Bewegung und wirkende Kraft der Himmel, und untern Elemente. Dergestalt wurde jedweder zum Vater eines andern, bis auf den letzten; denn dieser machte sich Gliedmaßen, die in die Sinne fielen, damit er sein Weib fleischlich erkennen konnte, und zeugete auf diese Weise den zweyten Stamm, das ist vermischte Wesen, welche sowohl von der göttlichen als menschlichen Natur etwas an sich hatten. Ob nun gleich dieser Stamm weit geringer war, als der vorige: so behielt er doch dem ungeachtet, mancherley erhabene Eigenschaften, und konnte sie, wiewohl auf eine ganz unbegreifliche Weise, auf seine Nachkömmlinge fortpflanzen. Endlich verlosch er mit der Person des Avaase-Dsimo *i*); indem er zum Ahnen des dritten Stammes wurde, das ist, desjenigen, woraus die heutigen Einwohner des japonischen Reiches bestehen *k*).

Muthmaßlicher Ursprung der Japoner.

Doch wir wollen uns bey diesen Mährchen nicht länger verweilen, indem sie doch sonst niemand für wahr halten wird, als wer einen Vortheil daraus zu erjagen vermeynet. Unter meisten Erdbeschreiber leiten die Japoner von den Chinesern her, und gründen ihre Meynung auf die Nachricht von zwo Begebenheiten, welche die ersten europäischen Reisenden aus dem Morgenlande mit nach Hause brachten. Man erzählet nämlich, es wären sehr viele chinesische Geschlechter des Hochverrathes überwiesen, und alle miteinander zum Tode verdammet worden. Weil aber die Anzahl so groß gewesen, daß die Henker selbst des Hinrichtens endlich überdrüßig geworden, so habe der Kaiser die Todesstrafe in ewige Landesverweisung verwandelt, und befohlen, man sollte die sämmtlichen noch am Leben befindlichen Missethäter, in die damals noch unbewohnten und öden, japanischen Eylande übersetzen. Dergestalt sey Japon von diesen Leuten allgemach bevölkert worden, und von ihnen stamme die heutige japonische Nation ab. Ferner wird im Morgenlande erzählet, es habe ein gewisser chinesischer Kaiser, aus Verdruß über die Kürze des menschlichen Lebens, ein Mittel gegen den Tod zu finden gesuchet, und zu diesem Ende viele geschickte Leute in alle Theile der Welt ausgeschickt. Weil er aber wegen seiner unerhörten Grausamkeit bey jedermann verhaßt gewesen, so habe einer von seinen Leibärzten bey dieser Gelegenheit, aus seiner Gewalt zu entfliehen gesuchet, und vorgegeben, das verlangte Mittel sey, einer erhaltenen Nach-

Morgenländische Sage.

i) Man zählet fünf Regenten oder Monarchen vom zweyten Stamme. 1. Tensio Da Dsin, der der älteste Sohn des Isanagi, und heißt in der gemeinen Sprache Ama Teru Von Gami. Man hat ihm zu Ehren in allen Gegenden des Reiches Bilder aufgerichtet, und an die Orte, da er sich aufgehalten haben sollte, Wallfahrten angeordnet. 2. Oosiwo ni no Mikotto. 3. Ninikin Mikotto. 4. De mi no Mikotto. 5. Avadse dsu no Mikotto, mit welchem der zweyte Stamm erlosch. Die Japoner schreiben den Personen des dritten Stammes, die von dem ältesten Sohne des Avadse Dsimo in gerader Linie herkommen, oder in Ermangelung der geraden Linie ihren nächsten Erben, eine übernatürliche Kraft zu, und behaupten, ihr Dairi oder geistlicher Erbkaiser sey aus diesem Geschlechte.

k) Ebendas. a. d. 153 und folg. S.



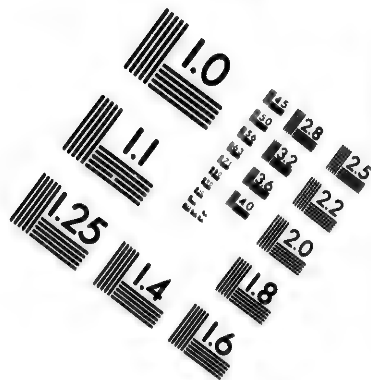


IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)







Beschreib. von Japon.

Nachricht zu Folge, in den benachbarten Inseln anzutreffen: es bestehe aber in einigen Pflanzen von ungemein zarter Beschaffenheit; folglich müßten sie durch reine und zarte Hände eingesammelt werden. Hierauf erlaubte ihm der Kaiser, dreyhundert junge Leute und eben so viel Mägdchens auszusuchen, trat ihm die völlige Gewalt darüber ab, und ließ ihn damit abreisen. Allein der Arzt kam nicht mehr wieder, sondern blieb auf Japon, und bevölkerte das Land *l*).

Einwürfe dagegen.

Gegen die erstere Sage beruft sich Kämpfer theils auf das allgemeine Stillschweigen, sowohl der chinesischen als japonischen Geschichtschreiber, theils auf den himmelweiten Unterschied zwischen beyden Völkern, in solchen Dingen, welche die allerwesentlichsten Merkmaale betreffen, als zum Beyspiele in der Sprache, Glaubenslehre, Gemüthsbeschaffenheit und Lebensart *m*). Folglich hält er die zweyte für gegründeter, um so mehr, da sie die Japoner selbst nicht leugnen. Denn sie zeigen noch heutiges Tages an ihrer südlichen Küste, den Ort, wo die Chinesen ausstiegen, die Gegend, da sie sich niederließen, und die Ueberbleibsel von einem Tempel, der ihrem Anführer zu Ehren aufgebauet wurde, weil er die Wissenschaften, Künste und höfliche Lebensart der Chinesen, nach Japon gebracht hatte; nur aber beweisen sie zugleich aus der Zeitrechnung ihrer eigenen Könige, es habe der chinesische Kaiser, unter dessen Regierung sich diese Begebenheit ereignete, vierhundert und funfzig Jahre nach dem ersten japonischen Monarchen, dem Sinnu, regieret *n*), und folglich wären ihre Inseln damals schon bevölkert gewesen.

Kämpfers Muthmaßungen.

Unser Verfasser machet hierauf allerley Anmerkungen, daraus er endlich den Schluß zieht, weil die japonische Sprache mit keiner einigen im ganzen Morgenlande übereinkomme, und ohne alle Vermischung mit andern zu seyn scheine, so gehöre sie vielleicht unter die allerersten Sprachen, welche, wie er meynet, die Vorsehung, dem Verstande und Gedächtnisse der babylonischen Thurmbauer einflössete, und hätten sich die ersten Japoner gleichfalls mit bey dieser verwogenen Unternehmung befunden. Ja er beschreibt sogar den Weg, auf welchem sie vermuthlich nach Japon gekommen sind *o*). Nichts destoweniger gesteht er, es sey, was die Leibesgestalt und Gemüthsbeschaffenheit betrifft, ein gewalti-

l) Ebendas. a. d. 129 S.

m) Linschot will aus eben diesem Unterschiede einen Beweis für die Wahrheit der angeblichen Geschichte erzwingen; denn er saget, weil sich die Japoner ihres wahren Ursprunges schämeten, so hätten sie in der Absicht ihn zu verbergen, mit Vorsatze das Gegenspiel bey sich eingeführet. Doch dieses ist viel zu weit hergeholet, als daß es wahrscheinlich fiele.

n) Zweyhundert und neun Jahre vor Christi Geburt.

o) Kämpfer am angeführten Orte a. d. 139 u. f. S.

p) Ebendas. a. d. 131 S.

q) Ebendas. und vorherg. S. Wir wollen einige Beyspiele davon anführen, weil sie in der gegenwärtigen Sammlung allerdings einen Platz verdienen. Bey Kämpfers Anwesenheit in Japon scheiterte ein Schiff an der Küste von Satzuma. „Es kamen nicht mehr als drey schwarze Matrosen mit dem Leben davon, und sie konnten kein „einziges Wort deutlich aussprechen, als Tibano. „Man hielt sie eine Zeitlang gefangen, und übergab sie nachgehends den Holländern, um sie auf „ihren Schiffen nach Hause zu liefern. Noch ein „anderes Schiff, das an die nordliche Küste geworfen wurde, und keine lebendige Seele an „Bord hatte, wurde nach Nangasaki geschicket. „Sein ganz besonderer Bau, und andere an dem „Vordertheile noch vorhandene Schriftzüge brachten die Japoner auf die Vermuthung, es komme von dem äußersten Ende des Landes Jeso „her. Vor weniger Zeit gieng bey der Insel Bungo ein Schiff zu Grunde, daraus sich zwo einige Personen retteten. Man brachte sie anfänglich nach Satzuma; hier gab man ihnen acht „Bar-

waltiger Unterschied zwischen den Einwohnern dieser oder jener japonischen Landschaft *p*), und folglich mußten ihre Vorfahren aus mehr als einerley Landen dahin gekommen seyn, wiewohl die Ursache davon theils in einem ausdrücklichen Vorsatze, diese Inseln zu bevölkern, theils in Schiffbrüchen, als welche auf einer so stürmischen See zu keiner Zeit selten seyn können, zu suchen wären. Ungeachtet man heutiges Tages die Schiffahrt weit besser versteht, als vorzeiten, so ereignen sich doch noch immer ähnliche Zufälle. Die japonische Geschichte bezeuget, man habe auf einigen benachbarten, sowohl südlichen als nordlichen Inseln, Schwarze gefunden; und die davon gegebene Beschreibung läßt nicht den geringsten Zweifel, es wären entweder malaysche Kaufleute, oder Einwohner einer moluckischen Insel gewesen, die von einem Sturme dahin geworfen worden, und die Entschließung faßten, an diesen unbewohnten Orten zu verbleiben. Kämpfer selbst war bey seinem Aufenthalte in Japon ein Augenzeuge von dem Unglücke einiger an der Küste gestrandeten Schiffe *q*); und es ist bekannt, wie er saget, daß das erste europäische Schiff, das in diese Inseln kam, ein portugiesisches war, und durch Sturm dahin verschlagen wurde.

Beschreib. von Japon.

Doch, damit wir dem neuen Geschichtschreiber eine Anmerkung abborgen, so ist es weit wahrscheinlicher, den Ursprung der Japonesen von den Tatarn herzuführen, als von den Chinesen, wofern ja ein benachbartes Volk dazu genommen werden sollte. Die chinesischen Jahrbücher melden ganz ausdrücklich, im 1196 Jahre vor Christi Geburt, hätten die Tatarn angefangen, die Eylande des östlichen Meeres zu bevölkern. In der That herrschet nicht nur eine große Aehnlichkeit zwischen der beyderseitigen Lebensart, sondern es wohnet auch einem Volke, wie dem andern, eine so kriegerische Neigung, und ein so herzhaftes Gemüth bey, daß man einen Japoner nicht besser beschreiben könnte, als wenn man ihn für einen Tatarn, der zu leben wüßte, ausgäbe *r*).

Wie, und wann Japon entdecket wurde.

Die Entdeckung des japonischen Reiches war eine Wirkung eben desjenigen Glückes, das im funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte, mit den Schiffahrten der Europäer sein Spiel zu treiben schien. **Marcus Polus**, der zu Ausgange des dreyzehnten lebte, ist der erste unter allen europäischen Schriftstellern *s*), welcher dieses Reiches erwähnet, wiewohl

„Bargen zur Begleitung mit, und lieferte sie nach „Nangasaki, welches dem Fürsten von Satzuma „einige tausend Thaler kostete. Sie waren wohl „gewachsen, sahen gut aus, hatten geschorne Köpfe „nach Art der Polen, keinen Bart, aber in je„dem Ohre drey Löcher. Ihr höfliches Bezeigen, „nebst ihrem ungezwungenen und bescheidenen We„sen, war ein genugsamer Beweis, sie müßten ei„ne gute Auferziehung gehabt haben. Sie zeig„ten auch vielen Witz an sich, indem sie Steine „von verschiedener Größe auf einem Tische in Ord„nung legten, einem jedweden den Namen einer „von ihren Inseln beylegten, und dadurch die „Zahl, Größe und Lage derselbigen beschrieben. „Diejenige, daraus sie gebürtig waren, hieß Pa„tan. In einem solchen Falle muß das sämmt„liche Schiffsvolk, nämlich nicht nur die gerette„ten, sondern auch die ertrunkenen und von der „See an den Strand geworfenen, nebst allem Takel„werke nach Nangasaki geliefert werden, weil „dieses der Ort ist, da man alles, was zum See„wesen gehöret, untersuchen muß. Man giebt sich „alle mögliche Mühe, das Vaterland der gestran„deten zu erfahren. Zuweilen wird der holländi„sche Resident mit zu dieser Untersuchung gezogen. Ebendas. a. d. 149 S.

r) Histoire du Japon a. d. 119 S.

s) Kämpfers Uebersetzer bemerket, es habe Mr. de l'Isle die drey Insulas Satyrorum des Ptolomäus mit Unrecht für die japonischen Eylande angesehen. Denn der besagte alte Erdbeschreiber setzet die Satyreylande südlich unter die Linie. Japon aber liegt unstreitig zwischen ein und dreyßig und acht und vierzig Graden Norderbreite. Discours preliminaire oder Vorbericht des Uebersetzers a. d. 33 und 34 S.

Beschreib. von Japon.

Zipangri des Marx Polo.

wohl er ihm den Namen Zinpangri oder Zipangu, beylegte, und für seine Person niemals hineingekommen war. Nicht nur die Vergleichung der von ihm erzählten natürlichen Beschaffenheit des Landes mit dem, was uns die Erfahrung davon gelehret hat, sondern auch die Gleichförmigkeit seiner historischen Berichte mit den Jahrbüchern der Japoner und Chinesen, setzet die Sache außer allem Zweifel, daß Japon und Zipangri ein und eben dasselbige Land sey. Er hat die Ehre, daß man glaubet, seine Nachricht *t*) von dieser Insel habe den Christoph Columbus größtentheils auf seine Muthmaßungen gebracht. Denn weil er, gleich wie damals jedermann, in der ungegründeten Meynung stund, das chinesische Reich liege funfzehn Stunden weiter gegen Morgen, als Europa, Zipangri folglich noch weiter: so mußte er nothwendiger Weise auf die Einbildung gerathen, der Weg dahin müsse weit kürzer ausfallen, wenn der Reisende von Europa gegen Westen auslaufe, als wenn er gegen Osten gehen, und ganz Africa umschiffen wollte. Vielleicht gab ihm auch eine gewisse Seekarte, nebst noch einer andern Karte von der Erdkugel *u*), Anlaß zum Nachdenken. Es stunden allerley seit kurzem durch die Portugiesen entdeckte Länder darauf, und Marcus Polus hatte sie nach Europa gebracht. Wenigstens ist doch dieses gewiß, daß Columbus, da er auf die Insel Hispaniola kam, nicht anders gedachte, als er sey wirklich in dem Zipangri des Marcus Polus.

Wer Japon entdeckt habe, und wenn; ist ungewiß.

Obgleich die Portugiesen die Ehre, Japon entdeckt zu haben, sich selbst zuschreiben: so sind sie doch wegen der Zeit, da es geschehen seyn sollte, unter sich selbst nicht einig. Denn einige setzen diese Begebenheit schon in das 1535 Jahr. Andere ins 1542 Jahr. Noch andere ins 1548 Jahr; ja es fehlet nicht an solchen, die selbige noch näher an unsere Zeit rücken. Bey dieser Ungewißheit glaubet Kämpfers Uebersetzer, man könne der Meynung des Diego de Couto, Fortsetzers der Decadum des Barros, den Vorzug unmöglich absprechen. Besagter Gelehrte war Geschichtschreiber des Königes von Spanien und Portugall, Philipps des Zweyten, und hatte seine meiste Lebenszeit in Indien zugebracht; denn er trug daselbst die Aufsicht über das Archiv zu Goa, und schöpfte aus dieser Quelle den Vorrath zu seinem großen Werke, von den neuentdeckten und eroberten Ländern der Portugiesen, dessen Inhalt bis an das Ende des sechzehnten Jahrhundertes reichet. In der fünften Decas berichtet er, es wären im 1542 Jahre, als Martin Alfonso de Sousa, Unterkönig von Indien war, drey Portugiesen, Namens Antonio de Mota, Franz Zeimoto, und Anton Peixota in einer mit Leder beladenen Junke, welche von Siam nach China gehen wollte, durch einen Sturm an die japonische Küste verschlagen worden *x*).

Nur

t) Ebendas. a. d. 98 S.

u) In der seltenen und berufenen Ausgabe der ptolemäischen Erdbeschreibung, welche Michael Villanovanus, oder Michael Servet, welcher nachgehends als ein Atheist zu Genf verbrannt wurde, im 1535 Jahre zu Lion veranstaltete, findet man noch drey Karten, welche hauptsächlich nach des Marcus Berichte, und zu Folge seiner Wahrnehmungen ausgearbeitet worden sind.

x) Der Pater Charlevoix läßt sie von Dodra, im Königreiche Lion auf der Insel Macassar abreisen. Geschichte von Japon II Theil a. d. 139 S. Es ist schon oben in dem Artikel von Celeben gezeiget worden, daß kein solches Königreich in der Welt sey.

y) Das sonderbareste, saget er, bey der ganzen Sache, ist dieses, daß zwey Schiffe, ein chinesisches und ein portugiesisches, durch ganz ähnliche Zufälle, in einerley Jahre, und ungefähr zu gleicher Zeit, wider ihren Willen, und ohne das geringste von einander zu wissen, in diese Inseln kamen. Es glaubte folglich ein jedwedes, befugt zu seyn, sich selbst die Ehre wegen der Entdeckung einer so weit-

läufti-

Nur ist die Schwierigkeit, wie man diese Nachricht mit des **Pinto** Erzählung vereinigen sollte, indem er nicht nur die Ehre dieser Entdeckung sich selbst zuschreibt, sondern auch den **Zeimoto** unter seine Reisegefährten rechnet, nur mit dem einigen Unterschiede, daß er ihn nicht **Franz**, sondern **Diego**, nennet. Ueberdieses kam Pinto nicht aus Siam her, befand sich auch auf keinem Handelsschiffe, sondern auf der Junke eines chinesischen Seeräubers, und wollte nach den Inseln **Lequios**. Weil aber der widrige Wind sie dahin nicht kommen ließ: so wandten sie sich freywillig nach Japon. Bey diesem ganz widrigen Vorgeben beyder Theile, tritt der neue Geschichtschreiber des japonischen Reiches, ohne viel Weitläuftigkeit, und ohne den Grund der Sache zu untersuchen, auf des Pinto Seite, wiewohl er doch dabey nicht merken läßt, als ob er etwa mit einem günstigen Vorurtheile gegen einen Schriftsteller, der die Geschichte des indianischen Apostels erläutern hilft, eingenommen sey *y*).

Beschreib. von Japon.

Die Meynungen sind schwer zu vereinigen.

Nach unserm Erachten möchte zwar wohl die Entdeckung der japonischen Eylande den Portugiesen nicht abzusprechen seyn; nur aber ist der Name des Erfinders viel zu ungewiß, als daß er unter diesem Titel eine Stelle in der Geschichte bekommen könnte. Nebst dem müssen wir auch dieses nicht vergessen; nämlich, man dürfte die in Ostindien gemachten Entdeckungen, keinesweges eben also ansehen, als diejenigen, welche zu eben der Zeit in der andern Hälfte unserer Erdkugel gemacht worden; denn die letztern, das ist, die americanischen, betrafen Länder, davon man nicht das allergeringste wußte, und welche um dieser Ursache willen, den Namen einer neuen Welt mit allem Rechte verdieneten; dahingegen man nicht nur die Wirklichkeit, sondern auch den Namen der allermeisten ostindischen Länder, schon lange vorher, ehe man wirklich dahin kam, wußte. Also ist es zum Beyspiele, die Nachrichten des **Marcus Polus** bey Seite gesetzet, nicht möglich, daß die in China wohnhaften Portugiesen, nicht eher, als im 1542 Jahre, gehöret hätten, es lägen einige große und reiche Inseln in einer geringen Entfernung von der See, die sie beschifften, gegen Mitternacht, und würden von den chinesischen Handelsleuten ungemein stark besucht. Will man demnach genau reden, so ist die Frage nicht davon, welcher Portugiese Japon entdeckt habe; sondern welcher durch Sturm, oder auf irgend eine andere Weise, am ersten dahin gekommen sey.

Anmerkungen darüber.

...lustigen und berufenen Inselreihe zuzueignen. Indem aber weder eine noch die andere Parten für die Bemerkung der eigentlichen Zeit Sorge trug, oder auch, weil sie dieselbige vielleicht geflissentlich verschwiegen: so konnte nachgehends kein Mensch wissen, wem diese Ehre von rechtswegen gebühre. Ja es scheint, als ob man zu der Zeit, da es leicht gewesen wäre, diese Begebenheit in ihr rechtes Licht zu setzen, sich wenig darum bekümmert habe, ohne Zweifel deswegen, weil man viele Jahre nacheinander beynahe sonst von nichts, als von der Entdeckung Japons durch ein portugiesisches Schiff redete. Indem beynahe kein einziger Geschichtschreiber das geringste Wort von der Begebenheit mit dem chinesischen Schiffe erwähnet, sondern sie, wie es scheint, nur sodann erst kund wurde, nachdem Pinto seine Reisebeschreibung herausgegeben hatte, so giebt dieses Stillschweigen, wie nicht zu leugnen, eine starke Vermuthung, man dürfte ihr keine größere Glaubwürdigkeit beylegen, als etwan einem Romane. Ebendas. a. d. 122 und 123 S. Man sehe die Einleitung zu des Pinto Reisebeschreibung, im zehnten Theile gegenwärtiger Sammlung.

Beschreib. von Japon.

Der IV Abschnitt.

Allgemeine und besondere Regierungsform in Japon.

Wie Japon eine Monarchie wurde. Syn Mu, der erste Kaiser. Seine Nachfolger. Zween regierende Herren. Statthalter eignen sich die Länder zu. Meaco, Sitz des Dairi. Thronfolge desselben. Sein Ehestand. Seine Kleidung. Titel, die er austheilet. Kleidung der Kuges. Zeitvertreib des geistlichen Hofes. Ordentlicher Besuch des Cubosama bey dem Dairi. Macht des Kaisers Cubosama. Anzahl seiner Soldaten. Er kann noch mehr aufbringen. Die Vornehmen werden nicht reich. Wunderlicher Gebrauch bey ihrem Bauen. Staatsklugheit des Cubosama. Regierung der Städte. Vier Bürgermeister. Unterbürgermeister. Häscher. Polizey und ihre Beamten. Nachtwächter. Reiseanstalten; Strafe der Schlägereyen. Steuren und Auflagen. Regierung der Dörfer und Flecken. Gesetze und Strafen.

Wie Japon eine Monarchie wird.

Die Regierungsform in Japon ist jederzeit monarchisch gewesen. Beliebet man sich an dasjenige zu erinnern, was die Japoner von den dreyen Kayserstämmen melden, darinnen sie ihre ganze Geschichte abtheilen: so wird man leicht ermessen, daß die erstern beyden unter die Mährchen zu rechnen sind; allein mit dem dritten nimmt die zuverläßige und festgesetzte Zeitrechnung dieses Reiches ihren Anfang. Es beginnet solche im 660 Jahre vor Christi Geburth, mit der Regierung des Syn-Mu, welcher im acht und siebenzigsten Jahre seines Alters, auf den Thron stieg. Die japonischen Geschichtbücher melden zwar, es habe besagter Monarch drey ältere Brüder gehabt, sie hätten auch alle drey vor ihm regieret, es sind aber ihre Regierungen in solche Dunkelheit eingehüllet, daß man sie eben deswegen nicht mit in die Zeitrechnung bringt z). Deutlich zu reden, so ist die Herkunft des Stifters der japonischen Monarchie sehr ungewiß, und eben wegen der wenigen Nachricht, die man von dieser weit entferneten Zeit aufzutreiben wußte, gab man ihm vermuthlich, unter den Halbgöttern, daraus der zweyte Stamm besteht, den letzten zum Vater.

Syn Mu, der erste Kaiser.

Syn-Mu, oder wie sein völliger Name lautet: Syn-Mu-Ten-Wo, war allem Ansehen zu Folge, der erste, welcher die Japoner aus dem allerschlechtesten Zustande der Natur, das ist, aus der Unwissenheit und einer willkührlichen Lebensart, riß a). Seine Regierung währete sehr lange, ungeachtet er spät dazu gelangete b). Er überließ nachgehends den Thron seinen Nachfolgern, deren Regierungsjahre und Ordnung, durch unverwerfliche Jahrbücher angegeben, und durch eine unveränderte Sage bestätiget wird. Daher legen ihm auch die Japoner den Titel Nin-O, das ist, des größten unter allen Menschen, bey. Gleichfalls bekömmt er den Beynamen, Mikaddo c), welcher das Verkleinerungswort von Mikotto ist, als dem größten Ehrentitel der Kaiser aus dem ersten und andern Stamme. Seit dem Anfange des dritten Stammes, bis ins 1693 Jahr, in welchem

Seine Nachfolger.

z) Kämpfer I Th. a. d. 150 S.

a) Japon trug damals den Namen Akit Sussima. Synmu theilete die Zeit in Jahre, Monate und Tage. Ebendas.

b) Er soll neun und siebenzig Jahre regieret, folglich in einem Alter von hundert und sieben und funfzig Jahren gestorben seyn.

c) Dieser Titel ist auf alle seine Nachfolger fortgepflanzet worden. Man nennet sie, wie Kämpfer saget, nicht anders als Mikaddo, Dai, Wo, Kwo und Tai, welche Namen alle miteinander so viel als Kaiser, Fürst und Großherr bedeuten. Doch werden sie im gemeinen Gespräche öfters durch das Wort Dairi angedeutet, welches eigentlich ihren ganzen Hofstaat in sich begreift, und von welchem sie auch um der nachgehends folgenden Ursache willen, die Benennung Kintsiusama, das ist Oberhaupt oder Herr des geistlichen Hofes

welchem Kämpfer aus Japon abreisete, zählete man hundert und vierzehn regierende Herren, aus einem einigen Hause, welche sämmtlich in gerader Linie, und durch das Recht der Erstgeburt den Thron bestiegen hatten. Eben daher rühret auch die große Ehrerbiethung, die man ihnen, als gleichsam göttlichen Personen, beweist *d*).

Reichsveränderung.

Doch mit der Zeit litt diese Ordnung durch innerliche Unruhen eine wichtige Veränderung. Das Reich bekam nämlich zwey Oberhäupter zugleich; und obgleich die **Mikados** oder **Dairis** auf dem Throne sitzen blieben, so behielten sie doch von ihrer ehemaligen Gewalt nichts, als einen leeren Schatten; dahingegen das Wesentliche, wiewohl unter einem andern Namen, in fremde Hände gerieth. Diesen gewaltsamen Sturz hatte die japonische Regierungsform im zwölften Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung auszustehen. Schon seit dem Anfange des Reiches waren die Kriegesleute unter einem eigenen Oberhaupte gestanden, welches den Titel **Cubo**, mit dem Zusatze, **Sama**, das ist, gebiethender Herr, führete. Indem nun dieses Amt, wegen der damit verknüpften, beynahe unumschränkten Gewalt, in Kriegessachen von höchster Wichtigkeit war: so mußten die Kaiser ungemeine Vorsichtigkeit gebrauchen, damit es nicht in unsichere Hände gerathen möchte, und aus dieser Ursache vertraueten sie es gemeiniglich ihrem zweyten Sohne, wenn sie mehr als einen hatten. Einer nun von diesen furchtbaren Reichsbeamten, Namens **Joritomo** *e*), ersah bey entstandener innerlicher Unruhe seinen Vortheil, warf das Joch ab, und legete den Grund zu einem neuen Throne, welcher sich bis auf den heutigen Tag in seinem Wesen erhalten hat. Kämpfer giebt sechs und dreyßig dergleichen **Cubosamas** an. Denn diesen Titel führen diese Kaiser und unterscheiden sich damit von den Kaisern **Mikados** oder **Dairis**. Beyde Mächte führeten einen sehr langwierigen Krieg mit einander, und die öftere Abwechslung des Kriegsglückes gab Gelegenheit zu einer neuen Unordnung, indem sich die vornehmen Herren, und Statthalter der Landschaften zu eigenmächtigen Beherrschern derselbigen aufwarfen. Sie regiereten unter dem Titel **Jakatas** lange Zeit, mit eben so unumschränkter Gewalt, als sich die **Cubosamas** in Ansehung der **Dairis** anmaßeten. Jedweder hatte seine Tafelgüter, welche allezeit mehr als die Hälfte seines Landes betrugen; mit dem übrigen belehnete er gewisse andere ansehnliche Herren, die sich **Ronikus** nenneten, und zu größern oder geringern Diensten, so wie es die Wichtigkeit des Lehens erforderte, verpflichtet waren. Besagte **Ronikus** wendeten gleichfalls einen Theil des Lehens auf ihren eigenen Unterhalt, und gaben das übrige andern geringern Standespersonen zu Afterlehen. Die letztern hießen **Tonos**, und hatten die bloßen Edelleute, nebst allen denen, die das Kriegeshandwerk trieben, zu Lehenträgern. Wegen dieser wohlausgedachten Einrichtung, fiel es zwar einem jedweden solchen kleinen Könige nicht schwer, eine sehr ansehnliche Anzahl Kriegesleute ohne großen Zeitverlust auf die Beine zu bringen; hingegen

Zween regierende Herren.

Statthalter eignen sich die Länder zu.

Hofes tragen. Wenn sie von sich selbst reden: so legen sie sich den Titel Tsin bey, bey dem Unterschreiben aber **Maro**. Ebendas. a. d. 215 Seite. Nach dem Berichte eben dieses Schriftstellers gebühret den Chinesen die Ehre, daß sie den Japonern die Lust zu einer monarchischen Regierung eingeflößet hätten. Ebendas.

d) Kämpfer giebt ein chronologisches Verzeichniß aller dieser Könige, nebst ihrer kurzgefaßten Lebensbeschreibung I Theil auf der 248 und folgenden Seite.

e) Es ist ungewiß, ob dieser **Joritomo** ein Sohn eines Dairi war. Uebrigens beginnet man die Kaiser Cubosamas mit seinem Sohne zu zählen, der einerley Namen mit ihm hatte. Kämpfer theilet a. d. 309 u. f. S. ihre Namen mit, und versichert auf der 249 S. er habe sich an die beyden besten japonischen Geschichtbücher gehalten.

gegen zog auch sein Fall den Untergang aller derer, die es mit ihm gehalten hatten, mit gleicher Geschwindigkeit nach sich, nicht nur deswegen, weil nach dem japonischen Rechte die ganze Anverwandtschaft eines Staatsverbrechers, wofern sie der Kaiser nicht begnadigt, in gleiche Strafe mit ihm verfällt; sondern auch, weil derjenige, der einem solchen kleinen Fürsten sein Land wegnahm, nicht gehalten war, die Lehensleute desselbigen in dem Besitze ihrer Güter zu lassen. Solange nun, als das Reich auf diese Weise vertheilet war, genossen die Cubosamas keine andere Einkünfte, als aus den fünf Landschaften, die seit alten Zeiten zur kaiserlichen Tafel gehöreten. Allein zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts machte sich einer von ihnen mit Gewalt der Waffen zum unumschränkten Beherrscher des ganzen Reiches, schloß die Dairis in die Schranken der geistlichen Oberherrschaft ein, und setzte zwischen sich und den Jakatas eben den Unterschied, welcher ehemals zwischen den Jakatas und Konikus vorwaltete: das heißt so viel, jedweder wurde um einen Grad geringer, als zuvor; und heutiges Tages begreifen die kaiserlichen Tafelgüter mehr als die Hälfte des ganzen Reiches in sich.

Japon hat folglich zween ganz unterschiedene Kaiser. Einer wird von unsern Reisenden der Weltliche oder Cubosama, genennet, hat auch wirklich alle weltliche Macht in seiner Hand; der andere heißt bey ihnen der geistliche Monarch; er führet die Reihe der ehemaligen Mikados oder Dairis fort, und genießt aller äußerlichen Merkmaale der Oberherrschaft: allein, seine wirkliche Gewalt besteht bloß darinnen, daß er in Glaubenssachen Verordnungen machen, die geistlichen Aemter besetzen, und gewisse Streitigkeiten zwischen den Vornehmen entscheiden kann.

[illegible] Sitz [illegible]

Der Ort, wo dieser abgesetzte Beherrscher seinen [illegible]digen Aufenthalt nimmt, ist Meaco. Hier bewohnet er, in dem n[illegible]döstlichen Thei[illegible] Stadt, einen Pallast von ungeheuerer Größe, dessen Beschreibung wir oben schon aus Kämpfers Tagebuche beygebracht haben, und hat allezeit eine starke Wache um sich, welche der Cubosama, unter dem Vorwande, für die Sicherheit seiner hohen Person zu sorgen, besoldet. Eigentlich zwar hat der Dairi gar keine Tafelgüter, sondern es hat sie der Cubosama alle miteinander an sich gezogen, gleichwohl aber für seine Unterhaltung reichlich gesorget. Er überläßt ihm die Einkünfte von der Stadt Meaco und der dazu gehörigen Gegend, schießt auch überdieses noch eine Summe aus seinem eigenen Schatze her. Die Gelder werden in des Dairi Hände geliefert, welcher so viel davon behält, als er zu seinem nothwendigen Aufwande und zu seiner Ergötzlichkeit brauchet, das übrige aber unter seine Hofstaat austheilet. Nebst dem trägt ihm das Recht, alle geistliche Stellen zu vergeben, und überhaupt alle Ehrentitel zu ertheilen, erstaunlich große Summen ein. Weil er überdieses auch die Streitigkeiten der Großen zu entscheiden hat: so hält er seine sogenannten Kungis oder Kunis, das ist Staatsräthe, die er zuweilen unter dem Titel als Bevollmächtigte des unumschränkten Beherrschers im Reiche herumschicket, und seine ausgesprochenen Urtheile vollziehen läßt. Eine solche Verschickung trägt ihm gleichfalls nicht wenig ein.

Ehre, die man ihm erweist.

Ungeachtet er nun übrigens weiter nichts im Lande zu befehlen hat: so genießt er doch dagegen aus einer Staatsklugheit der Cubosamas solche Ehrenbezeugungen, welche von einer Anbethung wenig unterschieden sind. Denn, indem ihn die Japoner schon erwähntermaßen zu allen Zeiten für einen Abkömmling der Götter und Halbgötter ansahen: so bequemeten sie sich, was diesen Punct betraf, um so viel leichter zu allem, was man von ihnen verlangte. Ein Dairi wird als der Hohepriester, und seine Person als geheiliget ange-

Beschreib. von Japon.

angesehen. Sie selbst suchen sich nach aller Möglichkeit in diesem Ansehen, auf welchem ihre ganze noch übrige Herrlichkeit beruhet, zu erhalten. Kämpfer bringt einige Beyspiele von ihren Gebräuchen bey. „Ein geistlicher Kaiser in Japon schätzet sich für viel zu „heilig darzu, als daß er den Fuß auf die Erde setzen sollte. Wohin er also Lust bekömmt „sich zu verfügen, dahin wird er auf den Schultern getragen. Er geht niemals in die „freye Luft, noch weniger darf ihn die Sonne bescheinen, weil sie darzu nicht würdig „genug ist. Seine Heiligkeit erstrecket sich über alle, auch die geringsten Theile seines Lei„bes, und um dieser Ursache willen darf er sich weder Haare, noch Bart, noch Nägel ab„schneiden; damit er aber gleichwohl nicht ganz verwildere, so nimmt man ihm das über„flüßige währenden Schlafes, folglich gleichsam wider seinen Willen weg. Vor Zeiten „mußte er alle Vormittage einige Stunden lang mit der kaiserlichen Krone auf seinem Hau„pte, aber ohne sich im allergeringsten zu rühren, auf dem Throne sitzen. Diese Unbe„weglichkeit war eine glückliche Vorbedeutung von der Ruhe des Reiches; wiederfuhr ihm „aber das Unglück, daß er sich rührete, oder die Augen verwendete, so dachte man, nun „werde Krieg, Brand, Hungersnoth und alle Landesplagen, miteinander auf das Kaiser„thum, oder doch auf die Landschaft, gegen welche er sich wendete, losstürmen. Nachge„hends wurden sie dieses Zwanges überhoben, oder sie waren seiner vielleicht selbst über„drüßig geworden, und voritzt wird nur die kaiserliche Krone auf den Thron hingeleget, „unter dem Vorwande, ihre unbewegliche Lage sey nicht nur weit sicherer, sondern sie hel„fe auch zum Vortheile des Reiches eben so viel, als das Stillesitzen des Dairi. Alle Ta„ge werden dem Dairi seine Speisen in ganz neuen Töpfen gekochet: man besetzet auch sei„ne Tafel mit keinem andern, als ganz neuen und ungemein schönem Geschirre: allein, es „wird nur aus gemeinem Thone verfertiget, damit man es nach dem Gebrauche sogleich „zerbrechen könnte, ohne gleichwohl allzu unerschwingliche Kosten darauf zu wenden. Die „Japoner glauben steif und fest, wenn sich ein Lay unterstünde, aus dem geheiligten Tafel„geschirre des Dairi zu essen, so würde ihm Mund und Hals verschwellen. Mit seinen „Kleidern ist es auf gleiche Weise beschaffen, trüge sie jemand ohne ausdrückliche Erlaub„niß, der würde am ganzen Leibe aufschwellen wie eine Trommel, und große Pein leiden.„

Thronfolge des Dairi.

Sobald ein solcher eingebildeter Monarch seinen Thron räumet, so setzet der geistliche Hof seinen nächsten Erben, ohne Unterschied des Alters oder Geschlechtes darauf. Es haben ihn folglich gar öfters minderjährige Prinzen, oder unvermählte Prinzessinnen bestiegen, ja zuweilen war die Witwe des verstorbenen Kaisers so nahe mit ihm verwandt, daß sie zur Thronfolge tüchtig war. Sind verschiedene Kronwerber vorhanden, und es kann jedweder dem andern sein Recht streitig machen: so wird die Sache in der Güte und mit großer Billigkeit beygeleget, indem man sie wechselsweise, jedweden eine gewisse nach der Nähe der Verwandtschaft abgemessene Anzahl Jahre regieren läßt. Zuweilen tritt der Vater die Krone nach und nach unterschiedlichen Kindern ab, damit jedwede Mutter das Vergnügen habe, ihren Sohn auf einem Throne, dazu er sonst kein Recht hätte, zu sehen. Doch geschehen diese Abwechselungen allemal in größter Geheim. Es kann ein Kaiser sterben oder abdanken, ohne daß man äußerlich das geringste Wort davon erführe, es sey denn die Kronfolge vorher zur Richtigkeit gebracht worden. Nichtsdestoweniger geschah es zuweilen, daß ein Prinz von Geblüte, den man seines Erachtens unbilliger Weise vom Throne ausgeschlossen hatte, zu den Waffen griff, und sein Recht damit behauptete. Hieraus entstunden blutige Kriege, in welchen alle Reichsfürsten entweder auf diese oder jene Seite traten, und

Beschreib. von Japon.

welche niemalen anders, als durch den Tod eines von beyden Oberhäuptern und durch die Vertilgung seiner ganzen Anverwandtschaft, geendiget wurden f).

Ehestand des Dairi.

Ein Dairi nimmt, dem Gebrauche seiner Vorfahren zu Folge, zwölf Frauen, theilet aber die Ehre des Thrones nur mit derjenigen, welche den Kronprinzen gebohren hat. Bey seiner Vermählung, bey der Kaiserinn Niederkunft, und bey dem Auswählen einer Säugamme, wird so erstaunlicher Pracht getrieben, „daß er, nach Kämpfers Worten, alle Einbildung übersteigt, und man gedenken sollte, es wäre die Wohlfahrt des ganzen Reiches „daran gelegen g).

Seine Kleidung.

Die Kleidung des Dairi ist sonder Pracht. Sie besteht aus einem langen schwarzseidenen Rocke, über welchen ein rother, und über alle beyde ein sehr zarter Seidenflor gehangen wird. Auf dem Kopfe trägt er einen Huth mit dergleichen Troddeln, als eine Bischofsmütze, oder als die päbstliche Krone hat. Aber in andern Sachen treibt er den Pracht bis zur Verschwendung. Caron versichert, in seiner Beantwortung gewisser Fragen, man halte jedweden Abend in zwölf Gemächern seines Pallastes eine kostbare Mahlzeit nebst einer Musik in Bereitschaft für ihn; sobald er nun sage, in welchem Zimmer er speisen wollte, so würden alle diese Zurüstungen aus den übrigen Gemächern in selbiges gebracht.

Titel, die er austheilet.

Sämmtliche Personen, daraus sein Hofstaat besteht, rühmen sich, sie wären so wie er selbst, von dem Ten-Sio-Dsin, dem ersten Halbgotte, und Urheber des zweyten Stammes entsprossen. Manche besitzen fette Pfründen, und gehen alle Jahre eine Zeitlang dahin, aber die meisten wanken und weichen nicht von ihrem heiligen Oberhaupte, sondern warten die Bedienungen ab, damit er sie zu begnadigen geruhet. Es giebt dergleichen viele, und von verschiedener Würdigkeit h). Unterdessen sind nicht mit allen Titeln auch zugleich gewisse Bedienungen verbunden, sondern nur mit einigen; die übrigen aber sind bloße Ehrentitel, welche der Dairi den Fürsten und weltlichen Herren eben sowohl, als den geistlichen ertheilet, theils zwar auf des Cubosama Vorbitte, theils aber wenn sie ihn selbst mit einem schweren Beutel in der Hand darum ersuchen. Doch erwähnet Kämpfer zweener Titel, welche der Cubosama mit des Dairi Bewilligung, an die Reichsbeamten und Fürsten vergeben kann, nämlich Makendairo und Cami. Der erste war ehemals erblich, und bedeutet ungefähr so viel, als Herzog oder Graf. Der zweyte bedeutet Ritter i).

Kleidung der Kuges oder Hofleute.

Die geistlichen Hofleute haben nebst andern Merkmaalen, dabey man sie kennet, eine besondere Kleidung, die nicht nur ihren Stand, sondern auch ihren Rang verräth. Sie tragen

f) A. d. 238 und vorherg. S.

g) Ebendaselbst.

h) Es sind in allen sechserley. Der Titel der ersten Classe ist Dai-Seo Dai-Sin. Er heiliget die Person, die ihn trägt, und machet sie nach ihrem Absterben zum Gotte oder Cami. Eben deswegen behält ihn der Dairi vor sich selbst, oder begnadiget doch wenigstens gar selten jemanden damit. Gleichfalls gehöret der Quanbukutitel, den der vornehmste Beamte des geistlichen Hofes trägt, zur ersten Classe. Der weltliche Kaiser selbst glaubet, er gebühre ihm, oder tritt ihn doch an sonst niemanden, als an seinen vermuthlichen Nachfolger ab. Es ist dieses Wort einerley mit Quebacondono oder Cambacundono, welches in den Nachrichten der Jesuiten zum öftern vorkömmt. 2. Sa-Dai-Sin, U-Dai-Sin und Nai-Dai-Sin sind drey zur zweyten Abtheilung gehörige Titel, und werden niemals an mehr als drey Personen ertheilet. 3. Die dritte Abtheilung besteht aus dem Dai Nagon und Tsu Nagon: diese Titel sind allemal mit einem Amte verknüpfet. Die vierte

tragen weite und lange Beinkleider. Gleichfalls ist ihr Rock von erstaunlicher Weite und Länge, und hat eine ungemein lange Schleppe. Das Haupt bedecken sie mit einer schwarzen Mütze, welche durch ihre Gestalt die Würde und den Rang der Person anzeiget. Einige lassen einen Flor oder ein breites Seidenband auf die Achsel herab hängen; andere heften ein Stückchen Zeug in Gestalt eines Windfächers daran, das ihnen bis über die Augen reicht. Noch andere lassen auf beyden Seiten ein breites Band auf die Brust herab hängen. Das Frauenzimmer an des Dairi Hofe hat nicht weniger eine ganz andere Tracht, als das weltliche Frauenzimmer. Absonderlich tragen die zwölf Gemahlinnen lange Röcke, ohne Unterfutter, und von so außerordentlicher Weite, daß sie in ihren Ceremonienkleidern, kaum aus der Stelle gehen können *k*). Beschreib. von Japon.

Die Wissenschaften und das Studieren machen den hauptsächlichsten Zeitvertreib des Hofes aus. Nicht nur viel Kuges oder Hofleute, sondern auch manches Frauenzimmer, haben sich, durch sinnreiche Schriften, nicht wenig Ruhm erworben. Vorzeiten wurden die Calender an des Dairi Hofe gemacht; heutiges Tages verfertigt sie zwar nur ein bloßer Bürger zu Meaco, sie müssen aber doch von einem Kuge gebilliget, und auf dessen Veranstaltung zu Isje, als an einem heiligen Orte, gedruckt werden. Die Musik wird an diesem Hofe nicht weniger in Ehren gehalten, und es spielet absonderlich das Frauenzimmer allerley Instrumente mit besonderer Zierlichkeit. Die jungen Leute treiben alle ihrem Alter anständige Uebungen. Zwar konnte Kämpfer nicht erfahren, ob man auch Schauspiele vorstelle. Indem aber die Japoner ihre größte Lust auf der Schaubühne suchen: so hält er für glaublich, es möchten die Herren Geistlichen, ihrer Ernsthaftigkeit ungeachtet, diesem Vergnügen nicht absagen *l*). Zeitvertreib des geistlichen Hofes.

Alle fünf bis sechs Jahre stattet der Kaiser Cubosama einen Staatsbesuch bey dem Dairi ab. Die Zurüstungen zu dieser Reise nehmen ein ganzes Jahr Zeit weg. Die zur Begleitung ernenneten Herren brechen theils einige Tage vor dem Kaiser, theils einige Tage nach ihm auf; die Staatsräthe hingegen bleiben beständig um seine Person. Der Weg von Jedo nach Meaco, welcher hundert und fünf und zwanzig englische Meilen beträgt, wird in acht und zwanzig Stationes getheilet, und in jedweder findet er andere Hofbediente, andere Officier, andere Soldaten, frische Pferde, Lebensmittel, und mit einem Worte, alle ersinnliche Bedürfnisse für die Hofstaat eines Fürsten, der mit einem ganzen Heere im Anzuge ist, und einem andern, den er in der That in seiner Gewalt hat, huldigen will. Diejenigen, welche vor ihm aus Jedo abreisen, erwarten ihn auf der ersten Station, und begleiten ihn bis an die zweyte, und weil eben diese Ordnung auf der ganzen Reise, bis nach Meaco Ordentlicher Besuch des Cubosama bey dem Dairi.

vierte besteht aus dem Seonagon, Tsiunagon, Tiusco und Sd'dsiu. Diese beyden Abtheilungen sind ungemein zahlreich, und die dazu gehörigen Personen genießen nicht alle einerley Rang, doch führen sie einer wie der andere den Titel Tensio Bito, das ist himmlische Person, gleichwie denn auch sämmtliche Beamten dieses Hofes den Titel Kugeu, das ist geistliche Herren annehmen, und sich dadurch von den Gegen, unter welchem Namen man die sämmtlichen Layen versteht, unterscheiden. Die Titel der sechsten Classe sind Ta, U, Goi, und noch andere geringere. Kämpfer. Ebend. a. d. 240 S.

i) Eben das Wortzeichen, das eine vergötterte Seele bedeutet, wird auch Cami ausgesprochen, wiewohl es übrigens von einer ganz andern Beschaffenheit ist. Alle japonische Gottheiten überhaupt, tragen den Namen Cami. Ebend. a. d. 241 S.

k) Ebendaselbst a. d. 242 S.

l) Ebendaselbst.

Beschreib. von Japon.

Meaco beobachtet wird: so begleitet ihn jedwede Abtheilung nur eine halbe Tagereise weit, weil er alle Tage zweymal einkehret. Bey seiner Ankunft in die geistliche Hauptstadt, kömmt eine so große Menge Soldaten dahin, daß man sie, ungeachtet der Ort aus hunderttausend Häusern besteht, nicht einmal alle darinnen unterbringen kann, sondern außen vor dem Thore Zelte aufschlagen muß. Kämpfer bemerket in seinem Tagebuch, es habe der Cubosama ein weitläuftiges Schloß vor sich gefunden, welches einzig und allein zu seinem Aufenthalte bestimmt war. Ausländer erfahren zwar nichts davon, was bey der Unterredung beyder Kaiser vorgeht: doch ist es eine jedermann bekannte Sache, daß der Cubosama dem Dairi eben die Ehrerbiethung erzeiget, als ein Lehenmann seinem Herrn, und daß er ihn ungemein kostbar beschenket, dagegen aber gleichfalls Geschenke von hohem Werthe erhält. Man reichet ihm währenden Besuches eine silberne Schaale voll Wein, die er austrinkt, zerschlägt, und mit sich wegnimmt. Diese Handlung nun wird für einen ungemein starken Beweis der Unterwürfigkeit und des Gehorsams angesehen.

Macht des Kaisers Cubosama.

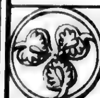
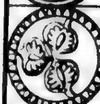
Doch im Grunde ist sie weiter nichts, als ein bloßes Spiegelfechten, welches den Cubosama an Ausübung der unumschränkten Gewalt im geringsten nicht hindert. Wir haben bereits angeführet, daß er seinen Sitz zu Jedo habe, und Kämpfer hat die Pracht seines Pallastes beschrieben. Indem der Verfasser der kürzlich herausgekommenen Geschichte von Japon, seine besondere Hochachtung gegen Kämpfern, durch den unaufhörlichen Gebrauch seiner Nachrichten ohne Unterlaß an den Tag leget: so hat er auch das hauptsächlichste, was einen deutlichen Begriff von der weltlichen Monarchie in Japon geben kann, sehr artig daraus zusammen getragen. Es ist kein Wunder, saget er, daß der Kaiser Cubosama der mäßigen Größe seines Reiches ungeachtet, dennoch unter die allerreichsten Monarchen des Erdkreises gehöret. Denn zugeschweigen, daß seit dem sechzehenten Jahrhunderte seine Tafelgüter mehr als die Hälfte von ganz Japon ausmachen, und ihm die Abgaben von dem ausländischen Handel, und den Bergwerken eine große Summe eintragen, so muß auch jedweder Standesherr, nach Beschaffenheit seiner Einkünfte, eine gewisse Anzahl Soldaten zu seinem Dienste unterhalten. Wer jährlich zehn tausend Gulden einzunehmen hat, muß zwanzig Fußgänger und zween Reuter besolden, und nach diesem Verhältnisse wird einem jedweden seine Gebühr abgemessen. Als die Holländer ihr Waarenlager noch zu Firando hatten: so mußte der Fürst dieses kleinen Ländchens, weil seine jährlichen Einkünfte sechs hundert tausend Gulden betrugen, sechs hundert Fußknechte, und hundert und zwanzig Reuter halten, die Knechte, Leibeigene, und andere für diese Mannschaft erforderliche Zubehöre verstunden sich ohnedieß. Wird alles zusammen gerechnet, so beläuft sich die Anzahl der Kriegesleute, welche die Fürsten und Standesherren dem weltlichen Kaiser stellen müssen, auf drey hundert und acht tausend zu Fuße, und acht und dreyßig tausend acht hundert zu Pferde. Er seines Ortes hält aus seinem eigenen Beutel hundert tausend zu Fuße, und zwanzig tausend zu Pferde, die er theils in die Festungen verlegt, theils zu seiner Leibwache gebrauchet. Die Reuter sind vom Fuße auf geharnischt; sie führen sehr kurze gezogene Röhre oder Stutzer, Wurfspieße, Pfeile und Säbel. Man rühmet ihre Geschicklichkeit im Bogenschießen. Die Fußgänger haben keine andere Schutzwaffen, als eine

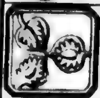
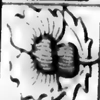
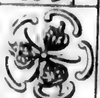
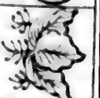
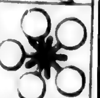
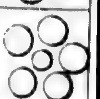
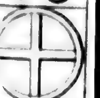
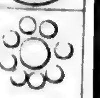
Anzahl seiner Soldaten.

Gewehr der japonischen Reuter und Fußknechte.

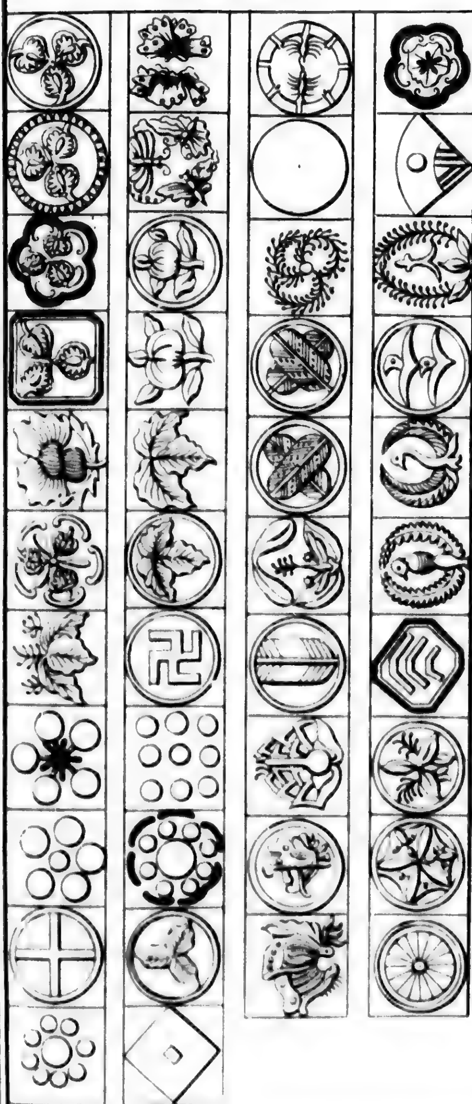
m) Es ist oben schon angeführet worden, daß Kämpfer die gesammten Einkünfte des Reiches auf zwey tausend drey hundert und acht und zwanzig Mans, und sechs hundert und zwanzig Kokfs ansetze. Diese Summe wird zu vier hundert und sieben Millionen vier hundert und neunzehn tausend holländ-

Wape

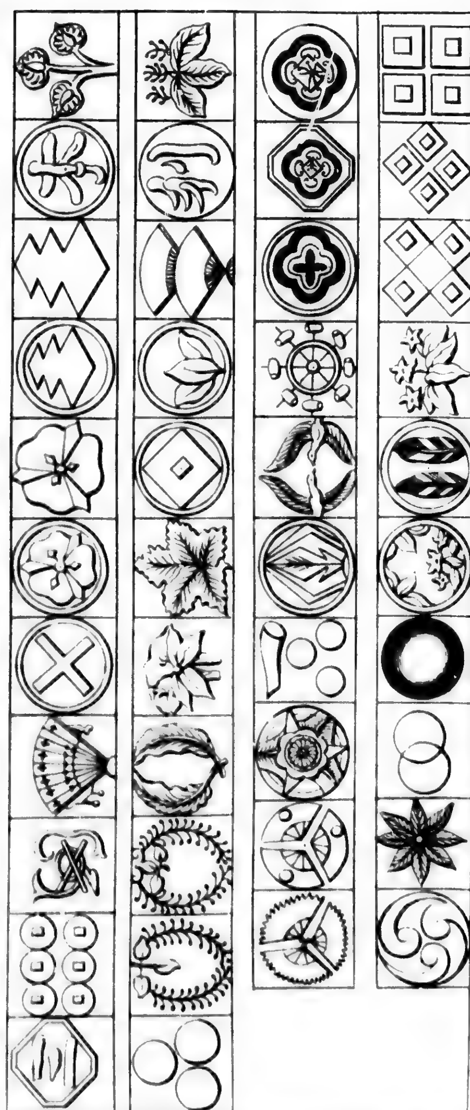




Wapen des Reichs und der Edelleute.



Wapen der Japonischen Prinzen.



ne Sturmhaub
gelbüchse. D
Führer, und f
derum einen üb
Oberofficier, u
ander stehen.
geführt. Bey
So viel V
rungen gedenken
chen. Sollte
was leichtes, e
noch das Betre
ter leiden dürfte
in Städten ode
einigen Beamte
So leicht
rigkeit finden im
wollen. Zwar
Klugheit des Me
der Statthalter
mit einem sehr
wenigstens alle z
en. Jedweder
großen Aufwand
Abgeordnete besi
lassen dürfen.
barkeiten anstelle
nen für beständig
Zum Beschlusse
nigen Standesh
Bauet ein
thüre, noch eine
über lackiren lass
heit so lange beh
dann auf das pr
und diese ganze
wird mit des Ka
dete Thüre zu ge
denjenigen, wel
nem Geschenke,

holländische Gulde
hundert und vier
und zwanzig tause

ne Sturmhaube. Ihr Gewehr besteht in zween Säbeln, einem Spieße, und einer Kugelbüchse. Das Fußvolk ist in Compagnien vertheilet. Fünf Mann haben allezeit ihren Führer, und fünf Führer, welche mit ihren Leuten dreyßig Mann ausmachen, haben wiederum einen über sich. Eine Compagnie von zwey hundert und funfzig Mann hat zween Oberofficier, und zehn geringere, nebst einem Hauptmanne, unter welchen sie alle miteinander stehen. Sämmtliche Compagnien werden von einem allgemeinen Befehlshaber angeführt. Bey der Reuterey wird eben diese Eintheilung beobachtet.

Beschreib. von Japon.

So viel Volk ist mehr als hinlänglich, einen Fürsten, der an keine ausländische Eroberungen gedenket, sondern nur seine Unterthanen im Gehorsame halten will, mächtig zu machen. Sollte unterdessen der japonische Kaiser mehr Leute nöthig haben: so wäre es ihm etwas leichtes, erstaunliche Heere auf die Beine zu bringen, ohne daß weder die Handlung, noch das Betreiben der Künste, Handwerke und des Landbaues, im allergeringsten darunter leiden dürfte. Alle Jahre wird die Anzahl der sämmtlichen Unterthanen, sie mögen nun in Städten oder auf dem Lande wohnen, an ihn eingesendet. Es wird diese Verrichtung einigen Beamten aufgetragen, und erstatten sie ihren Bericht unmittelbar an den Hof.

Der Cubosama kann noch mehr aufbringen.

So leicht als es dem Cubosama fällt, große Schätze zu sammeln, so große Schwierigkeit finden im Gegentheile die Vornehmen dabey, wenn sie ihre Reichthümer vermehren wollen. Zwar haben sie meistentheils sehr ansehnliche Einkünfte *m*): allein die Staatsklugheit des Monarchen bürdet ihnen mit guter Art erstaunliche Ausgaben auf. Jedweder Statthalter muß nicht nur die Hälfte des Jahres in Jedo zubringen, sondern auch mit einem sehr prächtigen Gefolge daselbst erscheinen; die übrigen Standesherren müssen wenigstens alle zwey Jahre einmal, außerdem aber, so oft als man sie verlangt, dahin reisen. Jedweder weis zum Voraus, wenn ihn die Reihe trifft, und er kömmt niemals ohne großen Aufwand davon. Ehe sie nach Jedo kommen, wird ihr Geräth durch kaiserliche Abgeordnete besichtiget, welche auf ausdrücklichen Befehl, nicht das geringste Gewehr durchlassen dürfen. Ueber dieses alles müssen sie, wer weis wie oft, große Gastmahle und Lustbarkeiten anstellen, welche ihnen erstaunliches Geld kosten. Ihre Weiber und Kinder wohnen für beständig zu Jedo, und können unmöglich anders, als ihrem Stande gemäß, leben. Zum Beschlusse verfällt der Kaiser auf irgend eine wichtige Unternehmung, so trägt er sie einigen Standesherren auf, die sie auf ihre eigenen Kosten ausführen müssen.

Die Vornehmen werden nicht reich.

Bauet ein Fürst oder Standesherr ein Haus, so muß er nebst der gewöhnlichen Hausthüre, noch eine andere machen, mit Schnitzwerke auszieren, vergolden, auch über und über lackiren lassen. Hernach wird sie mit Brettern verdeckt, damit sie ihre völlige Schönheit so lange behalte, bis es dem Kaiser beliebet, den Hausherrn zu besuchen, der ihn sodann auf das prächtigste bewirthet. Die Einladung dazu, geschieht drey Jahre vorher, und diese ganze Zeit wird auf die Zurüstungen verwendet. Alles, was man dabey gebraucht, wird mit des Kaisers Wapen bezeichnet; und nur er allein hat das Recht, durch die vergoldete Thüre zu gehen, wornach sie auf ewig verschlossen bleibt. Zwar begnadigt der Kaiser denjenigen, welchem er die Ehre seines Besuches das erstemal erzeiget, gemeiniglich mit einem Geschenke, das der Hoheit des Gebers gemäß ist: allein, alles, was er giebt, reicht nicht

Wunderlicher Gebrauch bey ihrem Bauen.

holländische Gulden, das ist ungefähr auf acht hundert und vierzehn Millionen, acht hundert und zwanzig tausend französische Livres angeschlagen. Caron giebt in seiner Beantwortung einiger Fragen von dem japonischen Reiche ausführliche Nachricht davon.

Beschreib. von Japon.

nicht an die Kosten, die er verursachet. Das allergeringste Gnadenzeichen von seiner Hand, sollte es auch nur ein Stück Wildprät seyn, stürzet den Herrn, der es empfängt, in unsäglichen Aufwand.

Staatsklugheit des Cubosamas.

Ein japonischer Monarch sinnet Tag und Nacht darauf, wie er die Großen in der Unterwürfigkeit, darinnen sie einmal stecken, erhalten möge. Er vertheilet ihre Länder, um sie zu schwächen, er gebrauchet alle erdenkliche Kunstgriffe, um hinter ihre Absichten zu kommen, und Uneinigkeit zwischen ihnen zu stiften. Er versorget jedweden, der eine Bedienung an seinem Hofe hat, mit einer Gemahlinn; und einer Frau, die man aus des Kaisers Hand empfangen hat, muß mit großer Achtung begegnet werden. Man bauet einen eigenen Pallast für sie, und hält ihr eine zahlreiche Hofstaat. Man suchet die Mägdchen zu ihrer Bedienung, mit ungemeiner Sorgfalt aus; sie müssen auch ihre Dienste mit besonderer Demuth und Artigkeit verrichten. Man vertheilet sie in Reihen, jedwede von sechzehn Mägdchen, unter Aufsicht einer Hofmeisterinn, und eine Reihe hat die Aufwartung um die andere; es ist auch jedwede in eine besondere Farbe gekleidet. Es giebt viele Jungfern aus den ansehnlichsten Geschlechtern im Lande, die sich auf funfzehn bis zwanzig Jahre, ja wohl gar auf ihre ganze Lebenszeit vermiethen; sie treten gemeiniglich sehr jung in Dienste, und wenn sie ihre Zeit ausgedienet haben, verheirathet man sie ihrem Stande gemäß.

Alle diese Umstände zeigen zur Genüge, das japonische Reich werde von seinem allgemeinen Oberhaupte auf eine höchst willkührliche Weise beherrschet, und man suche diese despotische Regierungsform auf eben dergleichen Weise, als sie eingeführet wurde, nämlich mit List und Gewalt, aufrecht zu erhalten.

Besondere Regierung der Städte.

Was die nachgeordneten Obrigkeiten im Reiche betrifft, so hat jedwede kaiserliche Stadt *n*) zween Statthalter, mit dem Titel **Tonos-Samas**, das ist Standesherren oder Fürsten. Ihr Amt verrichten sie wechselsweise, und unterdessen, da die Reihe an dem ersten ist, bleibt der andere so lange an dem kaiserlichen Hofe zu **Jedo**, bis er Befehl bekömmt, seinen Nebenbeamten abzulösen. Nur die einzige Stadt **Nangasaki** hat seit dem 1688 Jahre um desto größerer Sicherheit willen, drey Statthalter, indem die Wichtigkeit dieses Ortes, und die Handlung mit Ausländern ungemeine Wachsamkeit und Vorsichtigkeit erfordert; die Besoldung eines Statthalters steigt zwar niemals über zehn tausend Taels, welche Summe in Betrachtung ihres großen Hofstaats und gewaltigen Aufwandes eine schlechte Sache zu seyn scheint: allein, die zufälligen Vortheile belaufen sich erstaunlich hoch, und man müßte bey einem solchen Amte grundreich werden, wenn nicht ein großer Theil des Gewinnes auf die Geschenke für den Kaiser und die Großen am Hofe weggienge. Der Hofstaat eines Statthalters besteht erstlich aus zween bis drey Haushofmeistern oder Intendanten, welche gemeiniglich von vornehmer Abkunft sind; zweytens, aus zehn Yorikis, welche Krieges- und Regierungsbeamten, sämmtlich von vornehmer Herkunft, und darzu gehalten sind, daß sie bey wichtigen Fällen ihren Rath ertheilen, und dasjenige, was ihnen anbefohlen wird, bewerkstelligen. Auch werden sie zu Verschickungen an die Standesherren in derselbigen Landschaft gebrauchet, und haben sodann ein sehr zahlreiches Gefolge bey sich. Nebst ihnen hat ein Statthalter noch dreyßig andere Beamten, welche den Titel **Doosju** führen, und ihrer Einrichtung gemäß, an Stande und Amte geringer sind

als

n) Kämpfer erinnert hier, daß es mit der Obrigkeit der übrigen Städte, ja auch der Marktflecken und Dörfer eben die Bewandniß habe, als bey den

als jene. Alle diese Beamten setzet und besoldet der Kaiser, läßt auch zuweilen einige unmittelbare Befehle an sie ergehen, die sie ohne des Statthalters Zuthun bewerkstelligen, indem sie gleichsam die Kundschafter des Hofes sind, und auf sein Vornehmen Acht geben müssen. Nur zu Nangasaki ist es in diesem Stücke anders; denn weil sie ihre Unabhängigkeit misbrauchten, so unterwarf man sie im 1688 Jahre den Statthaltern gänzlich, und werden sie voritzt von denselbigen nicht nur bestellt, sondern auch besoldet, bey welchem Wechsel ihr ehemaliges Ansehen merklich gelitten hat. Beschreib. von Japon.

Auf diese beyden Gattungen von Beamten, folget ein ganzer Schwarm geringerer Bedienten, als zum Beyspiele, Trabanten, Hausbediente, u. s. w. Man sollte wirklich die Wohnung eines Statthalters für den Pallast eines regierenden Landesherrn ansehen. Die Gewalt der Nangasakischen erstrecket sich nicht nur auf die Bürger, sondern auch auf die Ausländer, welche der Handlung wegen dahin kommen, oder sich da aufhalten, das ist, über die Chinesen und Holländer, und ist dieses keine der geringsten Quellen ihrer Einkünfte. Aus der oben beygebrachten Beschreibung dieser Stadt ist schon bekannt, daß die Streitsachen der Christen, gleichfalls zu ihrer Entscheidung gehören.

Vier Bürgemeister.

Jedweder Statthalter hat den Vorsitz in einer gewissen Rathsstube, woselbst vier sogenannte To-Su-Jori-Sin, Platz nehmen, das ist, vier Aelteste, weil man sie vorzeiten wirklich unter den ältesten Einwohnern aussuchte. Damals war dieses Amt nur jährig: allein voritzt ist es gleichsam erblich geworden, und ernennet man nur alle Jahre einen unter besagten vier Räthen, zum Nindam, welches Wort so viel als ein Aufseher oder Wächter bedeutet, damit er dem Statthalter von allen Vorfällen, daran etwas gelegen ist, Nachricht gebe, und die Hauptsachen, darüber man berathschlagen sollte, in Umfrage bringe. Entsteht zwischen ihm und den übrigen Räthen einiger Zwist: so wird die Sache vor den Richterstuhl des Kaisers gebracht, und von solchem gemeiniglich an die Statthalter zur Entscheidung verwiesen. Vorzeiten stunden die To-Su-Jori-Sin, welche soviel als die Bürgermeister oder Rathsmeister einer Stadt bedeuten, unmittelbar unter dem Staatsrathe, wurden auch von solchem gesetzt und besoldet. Sie genossen des Vorrechtes, gleich den Großen des Reiches, zween Säbel anzuhängen, und eine Lanze vor sich her tragen zu lassen: allein, je höher die Gewalt der Statthalter wuchs, desto mehr nahm das Ansehen der Bürgermeister ab, und ihre Vorrechte verschwanden allgemach. Voritzt können sie nicht einmal mehr die Bürgerofficier ernennen, noch den Preis der Lebensmittel setzen. Nur allein derjenige, welcher das jährige Amt eines Nindams verwaltet, genießt noch immer das Recht, daß er nach verstrichener Amtszeit, nach Hofe kommen, dem Kaiser aufwarten, und dem Staatsrathe einen schriftlichen Aufsatz von allem, was während seiner Amtsverwaltung in der Stadt vorfiel, überreichen darf.

Dsiojosis oder Unterbürgermeister.

Besagte vier Beamte haben ihre Unterbeamte, aber welche den Titel Dsiojosis, das ist, Lebenswährige Beamte tragen, weil sie ihre Aemter Zeit Lebens behalten. Sie entscheiden kleine Streitsachen. Zu ihrer Besoldung hat der Kaiser zwar nur etwas weniges an Gelde angewiesen. Unterdessen da der gemeine Mann die Wichtigkeit eines Amtes aus dem äußerlichen Aufzuge desjenigen, der es bekleidet, zu beurtheilen pfleget: so suchen sie das Ihrige gleichfalls in Ansehen zu bringen, und ihre Armuth unter einem präch-

den Reichsstädten, nur mit dem Unterschiede, daß ... andere Titel führen, wiewohl es mit ihrer Gewalt übrigens eben also beschaffen ist. II Theil auf der 134 Seite.

Beschreib. von Japon.

prächtigen Vorhange zu verbergen. Auf die **Dsiojosis** folgen vier andere Beamten, mit dem Titel **Nengiosis**, welche von den Bürgermeistern ernennet werden. Sie stellen die gesammte Bürgerschaft vor, und sorgen bey dem Statthalter für derselbigen Bestes. Man räumet ihnen ein Kämmerchen im Pallaste ein, wo sie des Statthalters Befehle, oder die Gelegenheit, ihm die Bittschriften ihrer Bürger zu überreichen, abwarten. Es ist ein mühsames und schweres Amt, das große Klugheit und Sorgfalt erfordert. In Landstädten sind sie die vornehmsten obrigkeitlichen Personen. Sie haben keinen gewissen Ort zu ihren Versammlungen, sondern wenn sie sich berathschlagen müssen, gehen sie zu dem **Ninbam**, als welcher in allen Versammlungen, dabey der Statthalter nicht in Person erscheint, den Vorsitz hat.

Häscher.

Was wir Gerichtsdiener oder Häscher nennen, das nennet man in Japon, **Tsioosi-no-Mono**, oder Stadtbothen. Sie machen eine Compagnie von ungefähr dreyßig Haushaltungen aus, und wohnen alle mit einander in einer Gasse beysammen. Vorzeiten stunden sie unter dem **Ninbam**, voritzt aber bloß unter dem Statthalter. Ihre gewöhnlichste Verrichtung ist, die Missethäter aufzusuchen, und in gefängliche Haft zu bringen. Zuweilen müssen sie gar Scharfrichters Dienste thun. Die Kinder bleiben bey ihrer Väter Handwerke. Meistentheils sind sie vortreffliche Ringer, und besitzen ungemeine Geschicklichkeit, einem Menschen zu entwaffnen. Jedweder hat einen Strick bey sich; und obgleich ihr Amt im Grunde verächtlich angesehen wird, so gehöret es doch unter die adelichen und rittermäßigen Bedienungen, und ertheilet ihnen das Recht, gleich andern Edelleuten, zween Säbel anzuhängen.

Scharfrichter

Es ist bereits erwähnt worden, daß in den japonischen Städten keine Lebensart so verhaßt und gering geschätzet sey, als das Gärberhandwerk. Denn sie müssen nicht nur das verreckte Vieh abziehen, und die Haut gar machen, sondern auch alle peinliche Urtheile vollstrecken, als zum Beyspiele, die Missethäter auf die Folter spannen, oder sie nach dasiger Landesart hinrichten. Daher wohnen sie auch alle mit einander in einem eigenen Dorfe, und nicht weit von der Gerichtsstäte, welche allemal an der Westseite einer Stadt, und nicht weit von der Heerstraße liegt o).

Die peinlichen Sachen gehören gleichfalls vor den **Ninbam** und die drey übrigen Bürgermeister; doch mit Ausnahme gewisser Fälle, die entweder vom Statthalter abgeurtheilet, oder an den Staatsrath eingeschickt werden müssen. Insbesondere aber gehöret die Verwaltung der Gerechtigkeit für die Policey, welche in Japon unvergleichlich eingerichtet ist.

Policey und ihre Beamten

Jedwede Gasse einer Stadt hat ihre Policeyordnung und ihre Beamten. Der vornehmste darunter heißt **Ottona**. Vermöge seines Amtes, muß er Acht darauf geben, daß die Nachtwache wohl bestellet sey, und daß sowohl des Statthalters, als der Obrigkeit Befehle gehörig vollzogen werden. Er hält ein Register über die Namen der Eigenthümer von jedwedem Hause, ihrer Angehörigen und Miethleute; imgleichen schreibt er auf, wenn jemand gebohren wird, stirbt, sich verheirathet, verreiset, oder seine Wohnung verändert, wobey zugleich bemerket wird, wes Standes, Ranges, Glaubens und Wesens oder Handwerks er sey. Entsteht zwischen den Nachbarn in seiner Gasse einiger Zwist, so läßt er sie vor sich kommen, und schlägt einen Vergleich vor, zwingen aber kann er sie nicht dazu.

Geringe

o) Kämpfer a. d. 115 und vorherg. S.

Beschreib. von Japon.

Geringe Verbrechen bestrafet er mit Gefängniß. Muß man die Missethäter mit Gewalt beym Kopfe nehmen, so muß er die Bürger dazu aufbiethen, die Bösewichter in die Eisen schlagen, sie verhören, und die Sache sodann der höhern Obrigkeit übergeben. Mit einem Worte, er muß für alles, was innerhalb seiner Gerichtsbarkeit vorgeht, Rede und Antwort geben. Die Einwohner jedweder Gasse haben zwar das Recht, ihn selbst zu wählen, und die Wahl geschieht durch Mehrheit der Stimmen, doch kann er sein Amt nicht antreten, so lange der Statthalter seine Wahl nicht für genehm hält. Seine Besoldung besteht in dem zehnten Theile des gemeinen Pfennings einer jedweden Gasse. Zu Nangasaki besteht dieser gemeine Pfenning in einer gewissen auf ausländische Waaren gelegten Abgabe.

Jedweder **Ottona** muß drey Stadtverweser haben, die man **Oogumi Ojas** nennet. Jedwede Gasse ist in kleine Rotten, jede von fünf Mann unter einem Rottmeister abgetheilet: es werden aber nur die Eigenthümer der Häuser gerechnet; und gleichwie diese an der Zahl die schwächsten sind, so gehören zuweilen wohl funfzehn Haushaltungen zu einer einzigen Rotte. Die Miethleute sind zwar frey von allen Abgaben, die man auf die Häuser leget, aber nicht von Wachen und Runde gehen, als welche sie wenigstens so oft, als die Reihe an sie kömmt, verrichten müssen. Sie haben keine Stimme bey der Wahl der Beamten ihrer Gasse, noch genießen sie etwas von dem gemeinen Pfenninge. Uebrigens steigt die Miethe ziemlich hoch, und wird nach der Zahl der Matten, die man auf dem Zimmerboden breitet, ermessen. Man bezahlet sie ordentlich alle Monate. Noch hat jedwede Gasse ihren Amtsschreiber mit dem Titel **Fisia**. Dieser setzet die Verordnungen des Ottona auf, und sorget für ihre Kundmachung. Er fertiget die Pässe, Beglaubigungsscheine und Abschiede aus. Er hält Bücher und Verzeichnisse über die Einwohner, und andere zu wissen nöthige Sachen, in seiner Gasse. Ferner ist ein Beamter mit dem Titel eines **Takura Kaku**, oder Kleinodienverwahrers vorhanden. Er ist der Schatzmeister der Gasse, und hat den gemeinen Pfenning in Verwahrung. Dieses Amt ist jährig, und trifft jedweden Bürger nach der Reihe. Der geringste unter allen Beamten einer Gasse, ist der **Nitsi-Josi**, oder Gerichtsbothe. Er meldet es dem **Ottona**, wenn jemand gebohren wird, stirbt, seine Wohnung verändert, oder wenn sonst etwas vorfällt, das besagtem Oberbeamten zu wissen nöthig fällt. Er stellet ihm die Bittschriften und Bescheinigungen zu; er fordert von einem jedweden seinen Antheil zu dem freywilligen Geschenke für den Statthalter, und die übrigen obrigkeitlichen Personen; endlich so machet er auch den Rottmeistern die Verordnungen der Obrigkeit zu wissen, und einem jedweden kund.

Nachtwächter.

Des Nachts gehen in jedweder Gasse zwo Runden herum, die erste ist drey Mann stark, und wird durch die Einwohner selbst verrichtet, welche zu diesem Ende mitten in der Gasse eine Hauptwache oder Wachstube haben. An einem Feyertage, oder so oft es die Obrigkeit für gut befindet, wird diese Runde bey Tage eben so wohl verrichtet, als bey der Nacht; ja wofern sich die geringste Gefahr blicken läßt, noch dazu verdoppelt. Es steht Leib und Leben darauf, diese Wache anzutasten, oder sich ihr im geringsten zu widersetzen. Die zweyte Runde ist die Gassenthorrunde, und hauptsächlich wegen der Diebe und der Feuersgefahr angeordnet, besteht aber nur aus zween Kerls von dem gemeinen Pöbel. Einer hat seine Stelle an diesem Ende der Gasse, der andere an jenem; zu gewisser Zeit gehen sie aus, und kehren, wenn sie einander begegnen, wieder an ihren Ort zurück. Bey Seestädten stellet man über dieses auch noch Wächter an die Küste, ja so gar an den Bord der Schiffe.

Beschreib. von Japon.

Schiffe. Sie müssen alle mit einander die Nacht über, zum öftern zwey Hölzer zusammen schlagen, und dadurch ihre Wachsamkeit beweisen. Ob nun gleich dieser Lärm das seinige zur Sicherheit der Einwohner beyträgt, so störet er sie doch ziemlich an ihrer Ruhe.

Gassenverordnungen.

Jedwede Gasse hat ihre Thore, die man des Nachts verschlossen hält, ja um der geringsten Ursache willen, bey Tage gleichfalls verschließt. Also werden sie zum Beyspiele, zu Nangasaki allemal, so oft ein fremdes Schiff unter Segel geht, verschlossen; damit keiner von den Einwohnern, weder heimlich weglaufen, noch den Zoll betriegen könne. Ja es wird die Vorsichtigkeit in diesem Stücke so weit getrieben; daß man so lange, bis das absegelnde Schiff aus dem Gesichte kömmt, in allen Stadtvierteln auf das genaueste nachforschet, ob niemand fehle; der Gerichtsbothe ruft jedermann bey seinem Namen, und der gerufene muß sich zeigen. Muß jemand zu verdächtiger Zeit seiner Geschäffte wegen aus seiner Gasse in eine andere gehen, so muß er nicht nur einen Paß von seinem Ottona, sondern auch einen Gassenwächter mit nehmen. Will jemand seine Wohnung verändern: so muß er vor allen Dingen dem Ottona, in dessen Gasse er ziehen will, eine Bittschrift überreichen, die Bewegungsgründe zu dieser Veränderung anführen, und ihnen durch eine Schüssel voll Fische den gehörigen Nachdruck geben. Seines Ortes ertheilet der Ottona den Bescheid nicht sogleich, sondern erkundiget sich vorher nach des Bittenden Handthierung, Gemüthsart und Lebenswandel, läßt auch jedweden Nachbar in seiner eigenen Gasse darum befragen, ob er gegen den neuen Ankömmling nichts einzuwenden habe. Werden nun wichtige Vorstellungen gemacht, die sich auf irgend einen beschwerlichen oder ärgerlichen Fehler dieser Person gründen, so wird sie abgewiesen. Bewilliget man aber die Bitte, so muß der Bittende aus der Gasse, darinnen er bisher wohnte, einen Beglaubigungsschein wegen seiner guten Aufführung, nebst einem Abschiede beybringen: sobald er denselbigen seinem neuen Ottona überreicht hat, wird er von ihm in Schutz genommen, den übrigen Einwohnern der Gasse einverleibt, und inskünftige denselben gleich geachtet. Der neue Ankömmling muß hierauf die Rotte, darunter er kömmt, bewirthen, und sein ehemaliges Wohnhaus mit Bewilligung sämmtlicher Einwohner derselbigen Gasse verkaufen, indem sie nicht schuldig sind, einen unbekannten, oder übelberüchtigten Käufer zuzulassen. Eine unvermeidliche Bedingung bey dem Kaufe ist, die Bezahlung einer Abgabe von acht, ja zuweilen zwölf vom Hunderte. Dieses Geld wird, zum gemeinschaftlichen Vortheile aller Einwohner, in den Schatzkasten der Gasse gelegt, etwas davon unter sie ausgetheilt, von dem übrigen aber die gemeine Ausgabe des Stadtviertheils bestritten.

Reiseanstalten.

Will ein Bürger eine Reise antreten: so muß er vor allen Dingen einen Beglaubigungsschein von seinem Rottmeister haben, oder wofern er kein eigenes Haus besitzt, von demjenigen, welchem das seinige gehöret. Der Schein besaget, der und der wolle um gewisser Geschäffte willen, die man zugleich anführet, eine Reise antreten, und es werde solche so und so lange währen. Diese Schrift geht den meisten Beamten der Stadt durch die Hände, und wird durch Aufdrückung ihres Siegels bekräftiget; das Beste dabey ist dieses, daß die ganze Weitläuftigkeit weiter keine Kosten verursachet, als das Papiergeld für den Gerichtsbothen, weil der darauf gesetzte Preis einen Theil seiner Besoldung ausmachet.

Strafe der Schlägereyen

Entsteht unter einigen Einwohnern einer Gasse Schlägerey, so sind die Nachbarn verbunden, die Balger aus einander zu bringen. Denn wofern einer das Leben dabey einbüßte, so müßte nicht nur der Thäter sein Verbrechen, ungeachtet er bey der bloßen Vertheidigung geblieben wäre, mit dem Kopfe bezahlen, sondern es dürften auch die drey Haushaltungen,

welche

Beschreib. von Japon.

welche dem Orte, wo der Todtschlag geschehen, am nähesten wohnen, innerhalb etlichen Monaten keinen Fuß aus dem Hause setzen, das ist, man ließe ihnen erstlich so viel Zeit, daß sie die benöthigten Lebensmittel für die Strafzeit anschaffen könnten, nachgehends aber müßten ihre Thüren und Fenster durchaus verschlossen bleiben. Alle die übrigen Einwohner dieser Gasse bekämen gleichfalls ihren Antheil an der Strafe; man würde sie zu harter Arbeit verdammen, und zwar auf eine desto längere Zeit, je besser sie im Stande gewesen wären, der Schlägerey ein Ende zu machen. Die Rottmeister werden allezeit am härtesten gestraft. Sie müssen für alle Mitglieder ihrer Rotte, welche den Gerichten ausweichen, Rede und Antwort geben. Zieht ein Japoner bey entstandenem Wortwechsel den Säbel oder Dolch über seinen Gegentheil, und er wird angegeben, so wird er zum Tode verdammt, ungeachtet er dem andern übrigens kein Leid damit zugefüget hat: es mag mit Tode abgehen, wer da will, und wäre es der allergeringste, so müssen, gleichwie aus Kämpfers Tagebuche noch erinnerlich seyn wird, alle Mitglieder seiner Rotte vor Gerichte erscheinen, und bezeugen, er wäre eines natürlichen Todes gestorben. Sowohl zu Nangasaki, als an andern Orten der Landschaft Kimo besichtiget man die Leichen, aus einer doppelten Absicht, nämlich um zu sehen, ob kein Merkmaal entweder eines gewaltsamen Todes oder des Christenthumes an ihnen zu finden sey?

Steuren und Auflagen.

Man erhebt wenige Auflagen von den Einwohnern der Städte, ja sie betreffen nicht einmal sonst jemanden, als die Eigenthümer der Häuser, weil man die übrigen, ungeachtet sie die meiste Zahl ausmachen, nicht für wirkliche Bürger ansieht. Die erste Auflage Djissi genannt, ist der Grundzins, und wird allezeit im achten Monate des Jahres, von jedwedem, der innerhalb der Ringmauer ein Haus oder Grundstück besitzt, im Namen des Kaisers eingefordert. Man richtet sich bloß nach der Länge. Die Tiefe eines Hauses kömmt in keine Betrachtung, es sey denn sie übersteige funfzehn Klaftern; denn sodann und wofern gleich dieser Ueberschuß gleichsam unmerklich wäre, bezahlet man doppelten Zins. 2. Die zweyte heißt zwar ein freywilliger Beytrag zu einem Geschenke für den Statthalter; es untersteht sich aber doch niemand, ihn zu verweigern. Er wird gleichfalls nur von den Eigenthümern der Häuser gehoben; doch ist er nur zu Nangasaki üblich, gleichwie andere Beysteuern mehr, die man den Göttern zu Ehren erhebt, und dazu niemand gezwungen wird. Sie kommen auch nur aller sieben oder acht Jahre wieder, weil nicht mehr als eine gewisse Anzahl Gassen das Ihrige jährlich dazu beyträgt. Bloß die Eigenthümer der liederlichen Häuser müssen jährlich eine gewisse Summe erlegen. Demnach hat Japon eigentlich nicht mehr als eine einzige kaiserliche Steuer das Jahr über zu bezahlen. Gehöret eine Stadt nicht zu den kaiserlichen Tafelgütern, so wird die Abgabe im Namen des Fürsten, unter welchem sie unmittelbar steht, erhoben. Das einzige Meaco ist kraft eines vom Tayco Sama erhaltenen Vorrechtes von allen Auflagen frey p).

Regierung der Dörfer und Flecken.

Was die Weise betrifft, wie die Dörfer und Marktflecken regieret und besteuert werden: so giebt Kämpfer den nangasakischen Bezirk zum Beyspiele. Es wird diese Gegend, welche bis an die nächsten Gebirge reichet, von einem Beamten verwaltet; und zahlet an selbigen eine jährliche Abgabe vom Getreide, vom Reiße, und von allen Früchten der Baufelder überhaupt. Was die Baum- und Küchengärten betrifft, so bezahlet man etwas mehr, als die Hälfte der Nutzung beträgt, an Gelde dafür. Die Felder werden kurz vor der

p) Ebendas. a. d. 130 u. f. S.

Beschreib. von Japon.

der Erndte durch erfahrne Leute besichtiget, der Ertrag angeschlagen, und was dem Kaiser gebühret, von dem Pachter in die Vorrathshäuser des Monarchen geliefert. Der Ueberschlag geschieht nach Gutdünken. Wälder und Gehölze bezahlen einen Grundzins, weniger oder mehr, nachdem sie groß oder klein sind q).

Gesetze und Strafen.

Was die Gesetze betrifft, so bestehen sie in den kaiserlichen Verordnungen, und einigen uralten Satzungen, von welchen man an keinen einzigen Gerichtshof appelliren kann. Gleichwohl sind die Fürsten und Großen, vor dieser äußersten Strenge, gemeiniglich in Sicherheit. Werden sie eines Verbrechens überwiesen: so verbannet sie der Hof in eine von den oben benenneten beyden Inseln; haben sie aber das Leben verwirkt, so ist ihre Strafe das Bauchaufschneiden, und es muß ihnen so dann ihre ganze Anverwandschaft, im Falle sie der Kaiser nicht begnadigt, Gesellschaft in die andere Welt leisten. Will man dem Missethäter eine Gnade erweisen: so erlaubet man seinem nächsten Anverwandten, daß er ihn in seinem eigenen Hause hinrichten darf; und gleichwie diese Todesart den Hinrichtenden im allergeringsten nicht beschimpfet, also hat auch der Hingerichtete weiter keinen Schimpf davon, ungeachtet man sich allemal ein Bißchen dabey schämet, wenn man von eines andern Hand sterben muß. Die meisten bitten um Erlaubniß, sich selbst den Bauch aufzuschneiden. Hat ein Missethäter diese Gnade erhalten, so läßt er seine Anverwandten und guten Freunde zusammen kommen, zieht seine kostbarsten Kleider an, und hält eine wohlgesetzte Rede von seinem gegenwärtigen Zustande. Ist er damit fertig, so nimmt er ein freudiges Gesicht an sich, entblößt den Bauch, und thut einen Kreuzschnitt hinein. Diese Todesart löschet alle begangene Mishandlungen aus, auch die allerärgsten. Im Gegentheile wird der Missethäter künftighin unter die braven Kerl gerechnet. Seiner Anverwandschaft klebet deswegen gar kein Schandfleck an; sie verliert auch ihre Güter nicht. Die gewöhnliche Todesstrafe gemeiner Leute, ist kreuzigen oder verbrennen; doch wird auch zuweilen einigen der Kopf weggeschlagen, oder er mit dem Säbel in Stücken zerhauen r). Die strenge Vollziehung dieser Todesstrafen ist ein weit kräftigeres Mittel, alle Stände des Reiches in ihrer Pflicht zu erhalten, als das dickeste Corpus Juris. Uebrigens fällt jedweder Fürst, jedwede Obrigkeit, ja ein jedweder Hausvater, über alle in seiner Gerichtsbarkeit entstehende Streitigkeiten, die man durch keinen Schiedesspruch beylegen konnte, ein endliches Urtheil, von welchem keine Appellation Platz findet. Ist der gegenwärtige Fall nicht mit ausdrücklichen Worten im Gesetze enthalten: so wird er nach der gesunden Vernunft entschieden. Die kaiserlichen Bescheide sind allemal sehr kurz. Niemals bringen sie die geringste Ursache bey, daraus man die Verordnung erläutern könnte: ja nicht selten überläßt der Monarch den Unterrichtern so gar die Bestimmung der Strafe oder Todesart. Diese kurzgefaßte Schreibart kömmt den Japonern überaus majestätisch vor, und bey ihnen wäre der geringste Zweifel an der Billigkeit und Einsicht des Landesherrn, ein höchststräfliches Verbrechen.

Der

q) Ebendaselbst a. d. 13; S.

r) Im ersten Theile dieser Sammlung ist eine Abbildung der japonischen Todesarten zu befinden. Die berufene Todesart mit der Grube, welche an vielen Christen vollzogen wurde, bestund darinnen, daß man den armen Sünder mit dem Kopfe in der Grube bey den Füßen aufhing, und zuweilen eine Schlange und einen Hund hinein warf, denen man

Beschreib. von Japon.

Der V Abschnitt.

Leibesgestalt, Kleidung, Erziehung, Wissenschaften, Künste und Schrift der Japoner.

Bildung der Japoner. Ihre Kleidung. Frauentracht und Aufputz. Große Pracht bey ihren Besuchen. Erziehung der Japoner. Ihre Gemüthsgaben. Ihre Schauspiele. Die Stadtviertheil lassen solche nach der Reihe halten. Bücher und Büchersäle. Speculativische Wissenschaften. Zeitrechnung. Eintheilung des Tages. Elemente. Schulen. Erste Uebungen der Jugend. Reichsgeschichte. Arzeneykunst. Besondere Colik in Japon. Moxa oder Brennmittel: woraus es bestehe. Dreyerley Pocken. Mechanischen Künste. Gemüthsbeschaffenheit. Gemeine Eigenschaften. Edle Standhaftigkeit. Noch andere Gemüthseigenschaften. Ihr Umgang. Gutes Gemüth. Schöne Ordnung bey Gastereyen. Der Japoner Gemüth befördert das Christenthum.

Bildung der Japoner.

Die Chinesen und Japoner, haben, was die Schönheit betrifft, einander wenig vorzuwerfen; wenigstens saget es doch ein gewisser Geschichtschreiber, dessen wir bisher schon einigemal in allen Ehren gedacht haben s), und in welchem man, was diesen Punct betrifft, allerley gesammelte artige Nachrichten antrifft. Ueberhaupt, saget er, sind die Japoner so ziemlich häßliche Kerl; sie sehen bleyfärbig im Gesichte aus, und haben kleine Augen, wiewohl sie ihnen nicht so gar tief im Kopfe liegen, als den Chinesen. Nebst dem sind sie an den Beinen sehr plump; an Leibesgestalt kleiner, als mittelmäßig; haben eine stumpfe, ziemlich platte, und aufwärts gebogene Nase, dicke Augenbraunen, platte Wangen, grobe Bildung, und sehr dünnen Bart, den sie entweder abscheeren, oder ausreißen. Unterdessen schicket sich diese Beschreibung dennoch nicht auf alle Landschaften, ja es haben auch die vornehmen Herren meistentheils nicht das geringste Widrige, weder in ihrem Wesen, noch in ihrem Gesichte. Vielleicht scheinen sie nur deswegen nicht so ungestalt, weil sie von Natur ein gewisses hohes Wesen an sich haben, und solches beständig, wiewohl ganz ungezwungen, an sich äussern. Was das Frauenzimmer betrifft, so wird es von allen Reisenden für schön ausgegeben. Kämpfer hält die Weibespersonen in der Landschaft Fisen für die schönsten von ganz Asien t); doch machet er sie dabey sehr klein; und weil sie sich über dieses das Gesicht bemalen, so könnte man billig daran zweifeln, ob ihre natürliche Schönheit so gar groß seyn möchte.

Ihre Kleidung.

Die Kleidung der Japoner ist ungekünstelt, läßt aber ungemein gut. Die Großen und alle Edelleute überhaupt, tragen nach dem Unterschiede ihres Standes, lange nachschleppende Röcke von dem feinen, mit Gold- und Silberbluhmen durchwirkten Seidenzeuge, der auf den Inseln Fatsisio und Kamakura verfertiget wird. Um den Hals legen sie kleine Binden, wie etwa ein Halstuch. Noch eine andere, aber etwas breitere Binde, gürten sie um den langen Unterrock, welcher gleichfalls aus einem kostbaren Zeuge besteht. Die Aermel sind weit und hängen herab. Doch treiben sie mit keiner einzigen Sache so viel Pracht, als mit ihrem Säbel und Dolche. Sie stecken sowohl einen als den andern durch die Leibbinde, und lassen die Griffe, ja zuweilen auch die Scheide, mit Perlen und Dia-

man nichts zu fressen gab. Kämpfer erwähnet zum öftern, daß die Gärber Scharfrichtersdienste thun, und die Knechte der Hurenwirthe zu Gehülfen dabey haben.

s) Der Pater Charlevoix I Th. a. d. 161 u. f. Seite. Man hält sich vornehmlich an ihm.

t) Man sehe hiervon sein Tagebuch.

Beschreib. von Japon.

manten besetzen. Die Bürger, welche meistens Kaufleute, Handwerksleute oder Soldaten sind, tragen Kleider, die nur bis an die Wade reichen; es gehen auch ihre Aermel nicht weiter, als bis an die Ellenbogen; das übrige vom Arme ist bloß, doch trägt jedweder einen, und zwar ungemein sauber gearbeiteten Säbel. Noch sind sie von den Vornehmen an der Gestalt ihres Hauptchaares unterschieden; denn sie scheeren e[illegible] am Kopfe weg. Der Adel hingegen schneidet es oben an der Stirne ab, und läßt [illegible]orige über den Rücken hinab hängen. Dieser Aufzug steht nach ihrer Meynung dermaßen schön, daß sie beynahe beständig in bloßem Kopfe herum gehen. Doch tragen sie auf Reisen einen großen und sehr zierlich geflochtenen Stroh- oder Bambushut, der mit breiten und mit Cattun gefutterten Seidenbändern unter dem Kinne festgebunden wird. Das Frauenzimmer trägt eben sowohl dergleichen Hüte, als die Mannspersonen. Sie sind durchsichtig, leicht, und es schlägt, wenn sie einmal naß geworden sind, kein Regen mehr durch. Zwar geben sie den Mannspersonen kein sonderliches Ansehen, indem ein so großer Deckel ihre kurze dicke Leibesgestalt von ferne bey nahe gänzlich verbirgt: allein, dem Frauenzimmer steht ein solcher Hut nicht übel, wie es ihn denn auch in der Stadt selbst oft genug zu tragen pflegt.

Frauentracht und Ausputz.

Es geht überhaupt prächtiger gekleidet, als die Mannspersonen. Zwar sind alle Japonerinnen in Haaren aufgesetzt, aber nach dem Unterschiede ihres Standes, auf verschiedene Weise: die von geringem Stande winden sie nur oben auf dem Kopfe zusammen, und stecken eine Haarnadel durch, fast eben also wie das spanische und italienische Frauenzimmer zu thun pfleget. Die Vornehmen hingegen flechten ihr Haar in Zöpfe, und lassen sie über den Rücken hinab hängen. Ueber dem Ohre haben sie eine Haarnadel, woran eine Perle oder ein Edelgestein hängt, nebst einem kleinen ringförmigen Gehänge von Perlen an jedwedem Ohre, welches ihnen sehr artig läßt. Ihre Leibbinde ist breit, mit Bluhmen und Figuren gezieret, und nach der Kostbarkeit des übrigen Ausputzes eingerichtet. Dieser besteht hauptsächlich in einer Menge langer Wämser, über welche ein offener langer Mantel mit einer Schleppe von einigen Schuhen lang, angezogen wird. Aus der Zahl besagter Wämser, beurtheilet man den hohen Stand des Frauenzimmers. Manches soll wohl hundert am

Großer Pracht bey ihren Besuchen.

u) Nach Kämpfers Versicherung ist die japonische Sprache eine Grundsprache; sie ist rein, in der Aussprache wohlklingend und deutlich. Eine Sylbe besteht niemals aus mehr als zween Buchstaben. Unser H können die Japoner nicht anders als durch ein F aussprechen. Ihre Wortzeichen sind plump und unförmlich. Sie werden in gerader Linie übereinander hingesetzet; wie die chinesischen: an statt aber daß die letztern nicht das geringste Verbindungswort haben, indem jedwedes Zeichen ein Wort bedeutet, so bringt es hingegen die Eigenschaft der japonischen Sprache also mit sich, daß ihre Zeichen, welche gleichfalls ganze Worte sind, zuweilen verdrehet, zuweilen aber, entweder mit andern Zeichen oder eigenen hierzu erfundenen Verbindungswörtern aneinander gehänget werden müssen, und ist dieses dergestalt nothwendig, daß man, wenn ein chinesisches Buch in Japon gedruckt wird, die besagten Zeichen oder Verbindungswörter beysetzen, und dadurch die Japoner in den Stand setzen muß, es zu lesen und zu verstehen. Was die Schrift der Gelehrten betrifft, so ist sie in China ungefähr eben also beschaffen, als in Japon. Sie besteht nämlich in Zeichen, die eine gewisse Bedeutung haben. Der Begriff wird zuerst mit der Gestalt eines solchen Schriftzuges verknüpfet, und sodann erst mit dem Laute, dadurch man den Zug ausdrücket, und das ist die Ursache, von der großen Menge der Wortzeichen bey dieser Schrift, indem jedwedes Zeichen nicht mehr als eine einzige Sache abbildet oder vorstellet. Diese Weise zu schreiben ist zwar weit schwerer, als die unserige; hingegen aber der Zweydeutigkeit so sehr nicht unterworfen. Sie drücket vielmehr die Begriffe dermaßen genau aus, daß man bey zunehmendem Alter, oder Erlangung einer höhern Würde die Zeichen verändert. Eben also ist es auch mit den Pflanzen, und mit einer unzähligen

am Leibe haben, sie sind aber so dünn, daß man ihrer gar viele in den Schubsack stecken kann. Die allervornehmsten Frauen gehen niemals ohne ein zahlreiches Gefolge über die Straße. Es treten ihnen eine Menge Mägdchen nach, und tragen große Becken voll kostbarer Schnupftücher, Pantoffeln, und allerley eingemachte Sachen. Neben der gnädigen Frau gehen ihre Kammerfrauen, einige mit Windfächern, andere mit einem Sonnenschirme, in Gestalt eines Himmels, und mit kostbaren Fransen besetzt. Die christlichen Frauen stürzeten, wenn sie zur Kirche giengen, eine große Florkappe über den Kopf, welche ihnen nicht nur das Gesicht bedeckte, sondern gar bis auf die Füße hinab hing. Kraft der eingeführten Gewohnheit, kann kein Frauenzimmer einigen Besuch annehmen, wenn sie kein Tuch auf dem Kopfe hat. Es sind ihnen aber diese Besuche nicht öfter, als einmal im Jahre, erlaubt, und lassen sie sich bey der geringsten Entfernung des Ortes, nebst ihrem ganzen Gefolge in Norimons dahin tragen.

Beschreib. von Japon.

So, wie die jungen Leute, von einem wie von dem andern Geschlechte, an Alter zunehmen: so verändern sie auch ihre Kleidung. Sie sind alle miteinander ziemlich leicht bekleidet, und gehen meistentheils mit bloßem Kopfe. Man gewöhnet sie bey Zeiten, die Kälte zu vertragen. Statt der Schuhe tragen sie eine Art Pantoffeln, die man nicht fest bindet, sondern leicht abstreifen kann. Sie werden nach Belieben, entweder von Hirschleder gemacht, oder von Strohe, Binsen oder Bambus, sehr sauber geflochten.

Erziehung der Japoner.

Die Japoner versäumen nichts, was den Verstand ihrer Kinder verbessern kann, und machen in diesem Stücke keinen Unterschied zwischen dem Geschlechte. In Japon ist ein gelehrtes Frauenzimmer nichts seltenes. Wenigstens gebricht es ihnen doch nicht an Zeit dazu; denn sie dürfen sich nicht in die allergeringsten Geschäffte mischen. Den Anfang zur Unterweisung machet man bey ihnen sowohl, als bey den Mannspersonen, bey dem Herzen. Man gewöhnet sie bey Zeiten dazu, ihre Handlungen nach den Grundsätzen der Ehre und der Vernunft einzurichten. Nachgehends lehret man sie ihre Muttersprache, das ist, sie lernen gut sprechen, fertig lesen, und die Wortzeichen zierlich malen u). Auf dieses letztere legen sie sich insonderheit mit großem Fleiße, und schreiten sodann zu ihrer

Ihre Sprache

Menge anderer Dinge beschaffen; sie werden nach dem Maaße ihrer Vollkommenheit und ihres Nutzens immer mit einem andern und andern Zeichen angedeutet. Die sämmtlichen Gebethe und alten Gesetze der Japoner absonderlich vom Gottesdienste, sind in einer heiligen und unverständlichen Sprache abgefasset. Wie man versichert, so sind diejenigen, die sich für Dolmetscher der Götter ausgeben, eben so wenig im Stande, sie zu verstehen, als andere Leute. Es giebt auch noch zweyerley andere Alphabete, die bey dem gemeinen Manne im Schwange gehen, und von den übrigen darinnen unterschieden sind, daß jedweder Schriftzug nicht etwan nur einen bloßen Buchstaben, sondern eine ganze Sylbe von der gemeinen Sprache bedeutet. Die Japoner gebrauchen zu ihrem Schreiben einen Pinsel, und verfahren mit einer ganz erstaunlichen Hurtigkeit dabey. Von ihrem Papiere soll in dem Artikel von der Naturgeschichte Nachricht folgen.

Dieses aber wollen wir an dem gegenwärtigen Orte noch bemerken, daß die Hauptquelle aller Verwirrung in ihrer Geschichte von der öftern Veränderung der Namen herkomme. Besagte Veränderung geschieht ordentlicher Weise dreymal. Tritt man aus den Junglingsjahren, so leget man den Namen ab, den man bey der Geburt empfing; gleichwie hingegen der itztangenommene im Alter abermals mit einem andern verwechselt wird. Doch behält man den Namen seines Geschlechtes, imgleichen des Gutes oder Fürstenthumes, das man besitzt, und leget solchen niemals ab. Schreitet man aus einem geringern Stande zu einem höhern: so verwechselt man die alten Namen ebenfalls mit neuen. Dergleichen Veränderungen geschehen mit vielem Gepränge.

Beschreib. von Japon.

Glaubenslehre. Auf diese folget eine gute Vernünftlehre, die sie Wahres und Falsches von einander unterscheiden, und richtig schließen lehret. Endlich wendet man sich zur Beredsamkeit, Dichtkunst, Sittenlehre und Malerey. Es giebt wenige Völker, welche zu diesen schönen Künsten mehr natürliches Geschicke hätten, als die Japoner.

Ihre Gemüthsgaben.

Die Einbildungskraft ist bey den Japonern sehr gut. Nebst dem verstehen sie sich nicht nur ungemein wohl auf die Kunst, die menschlichen Gemüther zu erkennen; sondern sie sind auch große Meister in der Kunst, selbige zu bewegen. Es haben ihnen viele Heidenbekehrer, die ihre Predigten anhöreten, das Zeugniß gegeben, sie hätten niemals eine so rührende, nachdrückliche, und dem wahren Wesen der Beredsamkeit gemäße Rede gehöret, und es sey in Japon nichts neues, eine zahlreiche Versammlung bitterlich weinen zu sehen. Nicht weniger findet man auch in der japonischen Dichtkunst eine ganz besondere Anmuth. Doch haben die japonischen Dichter zu nichts eine größere Fähigkeit, als zu Stücken für die Schaubühne. Es sind solche gleich den unserigen in Aufzüge und Auftritte abgetheilet, auch mit einem Eingange versehen, welcher zwar einen Entwurf von dem ganzen Stücke giebt, gleichwohl aber den Ausgang desselbigen nicht berühret, weil man allezeit darauf bedacht ist, daß er dem Zuschauer unerwartet vorkommen möge. Die Auszierungen der Bühne sind schön, und nach der Beschaffenheit des Schauspiels eingerichtet. Die Zwischenspiele bestehen entweder aus Tänzen oder aus einem lustigen Possenspiele; übrigens aber beziehen sich sowohl die Trauer-, als Lustspiele, durchaus auf die Sittenlehre. Die Schreibart der ersten ist nachdrücklich und ernsthaft. Es werden gemeiniglich sehr erhabene Thaten darinnen vorgestellet.

Japonische Lust- und Schauspiele.

Die öffentlichen Schauspiele bestehen aus mehr als einem Stücke, davon eines auf das andere folget, und dazu man die Materie aus der Götter- und Heldengeschichte nimmt. Ihre Abentheuer, berühmte Thaten, und verliebte Streiche werden in Verse gebracht, und unter dem Klange aller musicalischen Instrumente, tanzend abgesungen. Die Zwischenspiele sind kurz und lustig. Es kommen unterschiedliche Gattungen Hanswurste zum Vorscheine; einige bringen allerley schnakisches Zeug vor, andere tanzen nur nach Art der ehemaligen Pantomimen, ohne ein Wort dabey zu sprechen, und suchen dasjenige, was sie vorstellen wollen, durch bloße Geberden und Stellungen, wiewohl alles nach dem Tacte, vorzustellen. Die Bühne zeiget gemeiniglich Springwasser, Brücken, Häuser, Gärten, Bäume, Berge und Thiere; alles zwar in natürlicher Größe, doch auf solche Weise eingerichtet, daß man die Vorstellung in großer Geschwindigkeit verändern kann. Die spielenden Personen sind gewöhnlicher Weise x), theils junge Knaben aus dem Stadtviertheil, das die Unkosten zu dem Schauspiele hergiebt, theils junge Mägdchen, die man aus den lüderlichen Häusern nimmt. Sie sind überhaupt prächtig, wiewohl nach Beschaffenheit ihrer Rolle gekleidet. Es dürfen nicht alle Jahr einerley Auftritte wiederhohlet werden. Kämpfer giebt eine Beschreibung von dem Schauplatze, darauf er zu Nangasaki spielen

x) An der Zahl acht, zwölf oder mehrere. Kämpfer II Th. a. d. 145 S.

y) Kämpfer II Theil a. d. 143 u. f. S.

z) Man würde sich von der Einrichtung der japonischen Schauspiele keinen richtigen Begriff machen, wenn wir die zwölf Auftritte, die Kämpfer mit ansah, hier wegließen.

Erster Auftritt. Es erschienen acht Mägdchen in gefärbter Kleidung mit eingewirkten großen weißen Bluhmen. Auf dem Kopfe trugen sie gleich als gegen die Sonnenhitze große Hute, in der

spielen sah. Man hatte, saget er, einen großen Tempel mit Seitenflügeln von Bambusrohren aufgebauet. Der Giebel sah nach dem Marktplatze. Das Dach bestund aus Stroh und Tsugizweigen; und bey diesen Umständen hatte das Gebäude viel Aehnlichkeit mit einer Scheune. Man wollte auch in der That die Armseligkeit der alten Japoner vorstellen. Neben der Hauptseite des Gebäudes stund ein großer Tannenbaum; die drey übrigen Seiten des Platzes waren in Logen abgetheilet, und mit einer großen Menge Stühle für die Zuschauer besetzet. Die Diener der Götter saßen in bester Ordnung auf dreyen Bänken, der Hauptseite des Gebäudes gerade gegen über. Die höchste Bank gehörete für ihre Vorgesetzten; man kannte sie an ihrem schwarzen Gewande, und an dem kurzen Stabe, den sie zum Merkmaale ihrer Gewalt in der Hand hielten. Auf der zweyten Bank saßen vier Canusis, von einem etwas geringern Range, in weißen langen Röcken, mit einer lackirten schwarzen Mütze auf dem Kopfe. Die übrigen alle mit einander waren ungefähr eben also gekleidet, wie die Canusis. Die Tempelbediente stunden mit entblößtem Haupte, hinter ihren gebiethenden Herren. An der andern Seite des Platzes, der Geistlichkeit gegenüber, saßen die Verweser der Statthalter, unter einem über den bloßen Boden etwas erhabenen Gezelte. Vor ihnen waren ihre Piken gepflanzet. Ihr Amt bey einer solchen Gelegenheit besteht darinnen, daß sie dem Gedränge wehren, und den Pöbel in Schranken halten. Neben ihnen befand sich eine große Menge ihrer Unterbeamten.

Beschreib. von Japon.

Wir haben schon erwähnet, daß die großen Schauspiele auf Unkosten dieses oder jenes Stadtvierthels aufgeführet werden. Dieses nun geschieht alle Jahre, nach der Reihe und gewisse festgesetzte male. Kämpfer machet uns einen prächtigen Begriff von der Weise, wie sie die spielenden Personen und Maschinen auf die Bühne ziehen lassen, indem selbige viele Aehnlichkeit mit einem festtäglichen Umgange hat. Erstlich wird ein kostbarer Himmel oder seidener Sonnenschirm, und unter solchem ein Schild getragen, darauf der Name der Gasse, oder des Stadtvierthels, mit großen Buchstaben geschrieben steht. Hierauf folget die Musik. Das Hauptwerk derselbigen besteht in Flöten von allerley Gattungen, darzu sind einige Handtrommeln, Pauken, und Schellen. Den Japonern gefällt dieses Geklingele ungemein wohl: allein den Europäern ist es unerträglich. Sie richten die Melodie und Gesangweise nach den Bewegungen des Leibes und dem Tanze; und thun also in diesem Stücke gerade das Wiederspiel von unserm Gebrauche. Auf die Musik folgen die Maschinen, und Auszierungen der Bühne, welche von dem Stadtviertheel angeschafft werden, die schwehresten Sachen läßt man durch Tagelöhner tragen, das übrige durch die Kinder desselbigen Viertheils, die man auf das schönste ausputzet. Nachgehends erscheinen die spielenden Personen, und hinter solchen die sämmtlichen Einwohner des Stadtviertheels, in ihrem Gewande. Den Beschluß machet eine ziemliche Anzahl geringer Leute, welche Paar und Paar gehen, und Bänke oder Matten tragen. Die Tänze und Schauspiele eines Stadtviertheels währen allemal etwa dreyviertheel Stunden lang y), wornach die Procession in eben der Ordnung, als sie ankam, ihren Rückweg nimmt z).

Die Stadtviertheel lassen nach der Reihe Schauspiel halten.

Man

in Hand aber Windfächer und Bluhmen. Sie tanzeten wechselsweise, und wurden zuweilen von zween alten Weibern, die in einem andern Aufzuge tanzeten, abgelöset.

Zweyter Auftritt. Ein Garten voll schöner Bluhmen, mit einer Strohhütte in der Mitte, woraus acht junge in weiß und roth gekleidete Mägdchen mit einem Sprunge heraus kamen, und mit Windfächern, Rohren und Bluhmenkörben in der Hand, tanzeten. Sie wurden durch eine sehr gute Comödiantinn, welche allein tanzete, abgelöset.

Dritter

Beschreib. von Japon.

Man schreibt den japonischen Malern eine ganz eigene Manier zu, und behauptet, sie wären in selbiger ganz unvergleichlich. Ihr Pinsel ist zwar sehr fein, sie legen sich aber nicht auf menschliche Ebenbilder, sondern bleiben bey Abbildungen der Vögel, Früchte, und anderer Dinge, welche die Natur hervorbringt. Sie entwerfen selbige allemal auf ein bloßes Papierblatt. Manches Stück wird für drey bis viertausend Kronen verkauft. Ungeachtet keine andere, als ziemlich plumpe Arbeit, von ihnen nach Europa kömmt: so darf man doch nicht die geringste Aufschneiderey bey dieser Erzählung muthmaßen: indem dergleichen vollkommene Kunststücke von ihren Liebhabern sehr sorgfältig verwahret werden. Von

Dritter Auftritt. Acht Triumphwägen mit Ochsen an der Deichsel; die Ochsen waren von ungleicher Farbe, sonst aber sehr natürlich vorgestellt. Alles zusammen wurde von jungen sehr kostbar gekleideten Knaben gezogen. Auf den Wägen war ein blühender Tsubakibaum, ein Berg mit Bäumen bewachsen; ein Bambuswald mit einem Tieger, das auf der Erde lag, und auf seinen Raub lauerte; eine Last Stroh; ein ganzer Baum, mit seinen Aesten und Wurzeln; ein Wallfisch an einer Klippe, und zur Hälfte mit Wasser verdeckt. Zuletzt kam noch ein anderer Berg, auf dessen Gipfel ein prächtig gekleideter junger Mensch unter einem blühenden Abricosenbaume stund. Dieser Berg wurde gleichfalls von jungen Knaben gezogen.

Vierter Auftritt. Tänzer, welche ihre Rollen zwischen sechs Bluhmenstücken, dabey auch ein grüner Baum war, spieleten. Neun andere Knaben, jedweder mit zween Säbeln und einer Flinte. Ein Bauertanz.

Fünfter Auftritt. Ein Berg, den eine Menge Menschen auf der Achsel trugen; ein Springbrunnen, und ein Spaziergang von Bäumen; ein großes Faß und ein Haus, welche nacheinander zum Vorscheine kamen. Zween verlarvte Riesen, mit erstaunlich dicken Köpfen, stelleten indianische Götter vor. Zu diesem gesellete sich noch ein dritter und weit größerer. Er kam aus einem Berge heraus, und war mit einem breiten Schwerdte bewaffnet. Hinter ihm sprangen sieben Chineser, aus eben demselbigen Berge heraus, und tanzeten mit den Riesen. Nach geendigtem Tanze, zerschlug der ungeheuere Riese das Faß, woraus ein junger recht gut aufgeputzter Knabe sprang, eine sehr schöne Rede hielt, und mit dem Riesen tanzete. Unterdessen stiegen drey Affen von natürlicher Größe, aber mit Fischkopfen, sehr artig aus dem Brunnen, und tanzten um seinen Rand herum, wobey sie den Tanz des Riesen mit dem Knaben nachaffeten.

Sechster Auftritt. Ein runder Triumphbogen nach chinesischer Weise; ein Landhaus und ein Garten; ein Tanz von zehn bewaffneten Knaben; ihre Röcke waren grün, gelb und blau gefüttert: dabey trugen sie Beinkleider von ganz besonderer Gestalt. Unter ihnen sprang ein Hannswurst herum, und brachte allerley lustige Possen vor. Den Beschluß von diesem Auftritte machten zween Tänzer in ausländischer Kleidung, welche tanzend aus dem Garten kamen.

Siebenter Auftritt. Ein Berg voll Bambus und Tannen, nebst zwölf andern blühenden Bäumen, jedweder von einer besondern Gattung. Ein zahlreiches Gefolge prächtig gekleideter Personen. Ferner zween weißgekleidete, und acht andere gelbgekleidete Personen, welche tanzten und mit Schellen dabey klingelten. Nach ihnen tanzeten sieben andere, mit Bluhmentöpfen auf dem Haupte.

Achter Auftritt. Der prächtige Zug eines Fürsten, der mit seinem Sohne durch fremde Länder reiset; wurde von jungen Knaben sehr natürlich vorgestellet.

Neunter Auftritt. Ein grünes Haus, durch welches, gleichwie auch ringsherum, zehn in schwarze Röcke gekleidete Knaben tanzeten, anfänglich zwar, jedweder mit zween Säbeln, nachgehends mit Bluhmen, Pfeilen und Spießen. Zuweilen wurden sie durch einige Hannswürste abgelöset. Endlich kamen ihre Bedienten mit Schachteln auf der Achsel, hüpften und tanzten mit ihren Herren zugleich herum.

Zehnter Auftritt. Eine Schaubühne neben einem mit Bäumen bewachsenen Hügel. Ein junger schwarz und gelb bekleideter Mensch trat auf die Schaubühne, redete, und stellete seine Person eine halbe Stunde lang vor. Unterdessen tanzten acht andere Jünglinge in Röcken von unterschiedlicher Farbe; erstlich jedweder allein, nachgehends mit einem andern, und endlich alle zugleich. Zum Beschlusse des Auftrittes hüpfte ein Affe vom Hügel herunter, und machte allerley Sprünge.

Eilfter Auftritt. Ein junger recht wohlgebildeter Luftspringer. Man stellte eine Tafel in Gestalt einer Bühne, mit acht Stufen zum Aufst…

Von ihrer Musik hingegen wird kein sonderliches Werk gemacht. Das ganze Wesen hat wenig Geschicke, und es verdienen weder ihre Sänger, noch ihre übrigen Spielleute, daß man ihnen zuhöre. Beschreib. von Japon.

Sie schreiben viele Bücher, und ihre Büchersäle sind zahlreich. Alle darinnen vorhandene Werke betreffen die Geschichte, Sittenlehre, den Gottesdienst und die Arzeneykunst. Ihr Geschichtschreiber versichert, von der Rechtsgelehrsamkeit hätten sie nicht ein einiges *a*), ungeachtet er ihnen einige Landesordnungen zueignet, und dabey erwähnet, es sey Bücher und Büchersäle.

gen vor ihn hin. Auf der andern Seite waren wieder acht Stufen zum Herabsteigen. Durch das Gerüste wurde ein hohles Bambusrohr gestecket, und eine Thüre, mit einem runden Loche, von etwan drittehalb Spannen im Durchschnitte. Der Lustspringer machte einige Kunststücke, darüber sich Kämpfer wunderte. Unter andern sprang er auf ungefähr drey Klaftern weit, durch das runde Loch in der Thüre, ungeachtet dieses Loch dey weitem nicht so groß war, als der Hut, den er auf dem Kopfe hatte.

Zwölfter Auftritt. Einige Maschinen von ungeheurer Größe, welche zwar das, was sie vorstellten, sowohl an Größe als an Farbe, ganz genau abbildeten, dennoch aber von einem so dünnen Zeuge gemacht waren, daß jedwede nur von einem einzigen Menschen getragen wurde. Ja, es hatte jedweder Träger ohne diese Last, auch noch eine große Trommel vorn anhängen, auf welcher einige andere Menschen mit Schellen schlugen. Dergestalt tanzeten sie über die Schaubühne weg, wiewohl sie keine sonderliche hohe Sätze machten, indem ihre Last, des leichten Bauzeuges ungeachtet, dennoch so schwer, und der Größe wegen so unbequem war, daß sie einigemal ausruhen mußten. Was sie auf dem Rücken trugen, war 1. ein Tropfbrunnen, nebst allen zum Feuerlöschen gehörigen Werkzeugen. 2. Eine große Glocke, nebst ihrem Glockenstuhle, und einen Drachen oben drauf zur Zierrath. 3. Ein mit Schnee bedeckter Berg, mit einem Adler auf dem Gipfel. 4. Eine metallene vier und zwanzig pfündige Carthaune nebst ihrer Lavette, Protzwagen und Zugehöre. 5. Eine große Seekiste, nach Landesart in zwölf Bunde Stroh eingepackt. 6. Ein Wallfisch in einem Wasserbecken von Verhältnißmäßiger Größe. 7. Einige Kasten Muschelwerk, Früchte u. s. w. Endlich kamen, um dem Gesichte zweyerley ganz widerwärtige Dinge zugleich vorzustellen, andere Tänzer mit lauter Sachen, die in der That die allerleichtesten sind: das ist, einer mit einer einzigen Muschel, der andere mit einer Frucht, der dritte mit einer Bluhme, einer Feder u. s. w. Kämpfer am angeführten Orte a. d. 148 S.

a) Am angeführten Orte a. d. 177 S. Unterdessen nennet Kämpfers Uebersetzer dennoch das Sikki Mokao, oder ein Buch von den japonischen Gesetzen, imgleichen das Rinsai, welches von dem japonischen Landesherkommen, handelt. Kämpfer brachte viele Bücher mit aus Japon, und überließ sie dem Ritter Hans Sloane. Ihre Titel werden eine lesenswürdige Anmerkung ausfüllen.

1. Nippon Odaiki. Sind die japonischen Jahrbücher, welche den Ursprung, die Regierung und merkwürdigen Thaten ihrer Kaiser von Syn-Mu bis auf unsere Zeit, in sich enthalten.

2. Nippon-Okaitsu; das ist von Wort zu Wort übersetzt: Grundriß der Geschichte großer japonischer Dinge.

3. Tai-Fee-Ki. Ist die Geschichte eines vierzigjährigen Krieges zwischen den Häusern Feki und Gendsi, welcher sich mit dem gänzlichen Untergange des erstern endigte. Das ganze Werk besteht zwar aus vier und zwanzig Theilen: man machet aber gemeiniglich vierzig Bände daraus.

4. Fee-Mono-Gattari, oder Abhandlung von den Begebenheiten des Hauses Feki. Ist mit dem vorigen gleiches Inhalts.

5. Osacca-Mono Gattari, oder Abhandlung von den Begebenheiten des Hauses Osacca. Ist die Geschichte einiger innerlichen Kriege.

6. Simabaraki oder Simabaragassen, das ist, Nachricht von dem simabarischen Kriege. Sie erzählet auf was Weise sich sieben und dreyßig tausend Christen in einer Festung besagten Namens zu vertheidigen suchten, endlich aber ihr gänzlicher Untergang dem Christenthume in Japon ein Ende machte. Dieses, imgleichen das vorige Werk, hat Kämpfer übersetzt, und die Handschriften sind gleichfalls in die obengemeldeten Hände gekommen.

7. Sin Dai-Ki, Geschichte der japonischen Götter, die man vor Zeiten in diesem Lande anbethete.

Beschreib. von Japon.

sey ihrer zwar keine große Anzahl, doch wären sie klug ausgedacht, und würden genau beobachtet, weil man die geringste Uebertretung derselbigen scharf bestrafete.

Speculativische Wissenschaften.

Nimmt man die Glaubenslehren aus, als welche den Geistlichen beständig zu schaffen machen: so scheint es nicht, daß die Japoner sich sonderlich auf tiefsinnige Wissenschaften legten. Sie sind weder in der Mathematik noch in der Metaphysik, ja nicht einmal in der Naturlehre beschlagen. Den Himmel kennen sie eben so schlecht. Ihre Epochen, Elemente, Eintheilungen der Stunden, und Weise, die Jahre zu zählen, erwecken keine sonderlich hohe Begriffe von ihrer Geschicklichkeit im Vergleichen und Rechnen.

Zeitrechnung.

Sie haben dreyerley Zeitbestimmungen in ihrer Zeitrechnung. Die erste beginnet mit der Regierung ihres ersten Kaisers, des Syn Mu, und fällt bereits erwähnter maßen in das sechshundert und sechzigste Jahr vor Christi Geburt. Die beyden übrigen haben sie von den Chinesen bekommen. Die Zeitbestimmung Nengo, wurde in China erfunden, und unter dem sechs und dreyßigsten Dairi in Japon eingeführet. Sie begreift eine gewisse Anzahl Jahre, selten über zwanzig, sehr oft aber darunter. Der Dairi hat das Recht, sie einzuführen, ihr einen Namen und ein Schriftzeichen beyzulegen, und sie endlich mit einer andern zu verwechseln. Er beginnet sie allemal mit einer wichtigen Begebenheit, als etwa mit einer großen Veränderung in Staats- oder Glaubenssachen, und suchet durch sie das Andenken derselbigen zu verewigen. Sonst wird sie hauptsächlich in Calendern, kayserlichen Befehlen, bey einem öffentlichen Ausrufe, in Tagebüchern und Briefen gebrauchet. Zwar gebrauchet man sie in gedruckten Büchern ebenfalls; absonderlich wenn sie die Landesgeschichte betreffen: allein, man setzet in einem solchen Falle, allemal das Jahr der erst erwäh-

8. Ten-Sin-Ri, besondere Lebens- und Heldengeschichte des Ten Sin, welcher das Oberhaupt der japonischen Götter Sintos ist.

9. Nippon Josumi, non-Kuni-Vojasiiro, das ist Kriege der Götter zu Vojasiiro, in der Landschaft Josuini.

10. Dai-Fanja-Firamitz, oder Nachricht von den Göttern, welche von den Budsoisten angebethet werden.

11 und 12. Sikki-Moku und Riusai sind die obenerwähnten Bücher von der Rechtsgelehrsamkeit.

13. Soogaks enthält die Sittenlehre, welche von den Stutoisten einer gewissen japonischen Weltweisengattung, gelehret und ausgeübet wird.

14. Fontajo Vin-Fisi; das ist von Wort zu Wort, Schattenarbeit unter dem japonischen Kirschenbaume. Es ist ein Buch von der Regierungskunst, welches der ehemalige Statthalter von Meaco in seinen alten Tagen im Garten unter dem Schatten eines großen Kirschbaumes schrieb.

15. Tsure Dsure Jesijdano-Kenko. Eines Kriegesmanns, der nachgehends das Klosterleben erwählte, Werk von der Sittenlehre.

16. Faku Nin Jsju, das ist Verse von hundert Dichtern. Ist eine Sammlung von allerley an dem geistlichen Hofe zu Jedo verfertigter Gedichten.

17. Kojogun. Ein Buch von dem japonischen Staate.

18. Nipponki. Beschreibung der hauptsächlichsten Seltenheiten in Japon.

19. Sitzi Jossu, Landbeschreibung des japonischen Reiches. Aus diesem Buche hat Kämpfer die von uns oben beygebrachte Beschreibung genommen.

20. Beschreibung von der Hofstaat des Dairi, nebst hunderterley Kleidungen der dazu gehörigen Personen.

21. Jedo-Kagami, Beschreibung des Hofes zu Jedo, nebst einem Verzeichnisse aller Beamten des Cubosama, und ihrer Einkünfte.

22. Sikki, ein chinesisches Jahrbuch, welches die vornehmsten Begebenheiten der chinesischen Geschichte in sich begreift.

23. Monnengojomi, das ist zehntausendjähriger Calender, enthält eine Ausrechnung der Tage, welche kraft der himmlischen Einflüsse glücklich oder unglücklich sind.

23. Dsiokiri ist ein Kalender. In Japon sind sie gemeiniglich acht Zoll breit, und fünf Schuhe lang.

erwähnten Zeitbestimmung dazu. Der neue **Nengo** beginnet allemal mit einem neuen Jahre, ungeachtet er zum öftern wohl um einige Monate ehender eingesetzt wurde. Ja zuweilen gebraucht man auch alsdann noch, auf den Büchertiteln und in Briefen, den alten **Nengo**, welche Unordnung nach Kämpfers Muthmaßung daher kommen mag, entweder weil die Einwohner das ihm beygelegte Schriftzeichen nicht billigen, oder weil sie wegen der Größe des Reiches nicht auf einmal bekannt werden kann. Die zweyte in Japon beliebte chinesische Zeitbestimmung besteht in sechzigjährigen Kreisen oder Umläufen, welche aus der Zusammensetzung der zwölf himmlischen Zeichen mit den Buchstaben ihrer Namen entstehen. Setzet man die Wortzeichen der zwölf himmlischen Thiere, mit den Wortzeichen der zehn Elemente fünfmal zusammen, oder die zehn Elemente mit den Thieren sechsmal, so entstehen sechzig zusammengesetzte Figuren oder sechzig Wortzeichen, davon jedwedes ein Jahr bedeutet. Nach verlaufenen sechzig Jahren beginnet ein neuer Umlauf. Vermittelst dieser Zeitbestimmung, trifft die japonische Zeitrechnung und Geschichte, mit der chinesischen allemal überein, doch mit diesem Unterschiede, daß die Chinesen nicht nur das Jahr, sondern auch die Zahl eines jedweden Jahrkreises angeben; welches letztere hingegen bey den Japonern nicht geschieht. Nach Kämpfers Meynung möchte diese Abweichung ihre Ursache wohl nur in dem Hochmuthe der Japoner haben, indem ihnen der unaufhörliche Anblick einer langen Reihe chinesischer Jahrkreise, die sämmtlich verlaufen waren, ehe man an ihre Monarchie gedachte, höchstverdrießlich fällt.

Beschreib. von Japon.

Die zwölf von den Japonern also genannten **Jetta**, oder himmlischen Zeichen, sind nach ihrem Angeben folgende: 1) **Ne**, die Maus; 2) **Us**, der Stier; 3) **Torra**, der Tieger;

Himmelszeichen.

24. **Osasjo**, Abhandlung von den Elementen, Welten, Himmeln, Sternen, Cometen, Lufterscheinungen u. s. w.

25. **Kinmodsui**, japonischer Kräutermann. Man findet darinnen die Abbildung, den Namen und Nutzen von beynahe fünfhundert Pflanzen und Bäumen, die in Japon wachsen. Auch ist noch ein Buch von den vierfüßigen Thieren dabey, eines von den Vögeln, zwey von Fischen, Muscheln und Ungeziefer, nebst den Abbildungen; ferner ein Buch von der Zergliederungskunst, nebst den Abbildungen der menschlichen Gliedmaßen; ein Buch von Erzen, Steinen, Corallen u. s. w. Zwey Bücher von japonischen Kleidern, und mehr als vierhundert Bilder von allerley Werkzeuge, Hausgeräthe und Gewehr.

26. **Kennei Tsioofo Ki Mokurokf**, oder Unterricht für Haushaltungen, worinnen alles, was zum Lebensunterhalte nöthig fällt, enthalten ist.

27. Zwey Bücher von der Baukunst, darinnen viele Festungen, Tempel, Häuser, Gärten, Heerstraßen, Schöpfbrunnen u. s. w. abgebildet sind.

28. Ein Buch vom Ackerbaue, nebst der Abbildung aller in Japon bey der Landwirthschaft üblichen Werkzeuge.

29. **Dod Fudski**. Ist ein Buch, das allerley dienlichen Unterricht für Reisende enthält. Man findet darinnen die Entfernung eines Ortes vom andern, den Preis der Lebensmittel und Posten, imgleichen die Abbildungen einiger Gebäude, die man unter Weges antrifft.

30. Drey Bücher von der Wapenkunst, welche die Wapenschilde des japonischen Reiches, der Fürsten und Großen in sich enthält.

31. Ein Wörterbuch, es enthält fünf tausend Schriftzeichen, und einige Bücher, darinnen allerley Abbildungen der japonischen sowohl einzelnen als zusammengesetzten Schriftzeichen enthalten sind.

32. Eine japonische Weltkarte, zween Schuhe breit, und drey Schuhe drey Zolle lang. Unterschiedliche Karten von Japon, welche zwo Schuhe drey Zolle breit, und siebente halb Schuhe lang sind. Eine Karte vom chinesischen in seine Landschaften eingetheilten Reiche.

33. Allerley Grundrisse, als zum Beyspiele von Jedo, Meaco, Nangasaki und seinem Gebiete, von Osacca u. s. w.

34. Funfzig Abzeichnungen berühmter Tempel, Schlösser und anderer japonischen Gebäude.

Beschreib. von Japon.

Tieger; 4) Ow, der Hase; 5) Tats, der Drache; 6) Mi, der Scorpion; 7) Uma, das Pferd; 8) Tsitsuse, das Schaf; 9) Jesai, der Aff; 10) Torri, der Hahn; 11) Jn, der Hund; 12) J, das Schwein. Eben diese Namen, auch in eben dieser Ordnung, legen sie den zwölf Stunden des natürlichen Tages, und den zwölf Theilen einer Stunde bey, und aus dieser Ursache sind sie im Stande, nicht nur den Tag, sondern auch die Stunde, ja denjenigen Theil einer Stunde, wenn eine Begebenheit vorgegangen ist, in ihrer Geschichte anzumerken. Unterdessen ist dasjenige, was sie den Tag nennen, die Zeit zwischen dem Auf- und Untergange der Sonne. Diese theilen sie in sechs gleiche Theile, gleich wie die Nacht in sechs andere, und haben folglich, so wie es die Jahreszeit mit sich bringt, bald längere, bald kürzere Stunden.

Eintheilung des Tages.

Elemente.

Was die Elemente betrifft, so zählen sie ihrer bloß deswegen zehen, weil ihnen diese Zahl wegen der Zusammensetzung mit den zwölf himmlischen Zeichen, in einem sechzigjährigen Kreise nöthig fällt; denn sonst haben sie eigentlich nur fünf, nämlich Holz, Feuer, Erde, Erzt und Wasser, nur eignen sie jedwedem zwey Wortzeichen bey, und verdoppeln sie dadurch. Der Anfang ihres Jahres fällt zwischen die Winterwende und die Frühlingsgleiche um den 5ten Hornung. Indem sie aber auf die Neumondsfeyer höchst abergläubisch erpicht sind: so beginnen sie das Jahr mit dem nächsten Neumonde, vor oder nach dem fünften Hornung. Sie haben lauter Mondenmonate, folglich alle zwey oder alle drey Jahre eines von dreyzehn Monaten, und innerhalb neunzehn gemeinen Jahren, sieben Schaltjahre *b*).

Die japonischen Kaufleute haben eine sehr leichte, dennoch aber sichere Rechenkunst. Sie bedienen sich hiezu einer Tafel, legen Stäbchen, woran oben ein Kügelchen ist, darauf, und machen auf diese Weise die vier Species im Augenblicke, beynahe wie die Chinesen, von welchen sie nach allem Vermuthen diesen Kunstgriff entlehnet haben.

Schulen.

Die Gelehrten der Japoner sind ihre Priester. Sie allein haben die Erziehung der jungen Leute zu besorgen, welche bis ins vierzehnte Jahr ihres Alters bey ihnen verbleiben. Dergleichen Schulen giebt es sehr viele. Man liest in den Briefen des Franz Xaviers, es wären zu seiner Zeit in der Gegend um Meaco vier, und in jedweder wenigstens drey bis viertausend Schüler gewesen. Dem ungeachtet habe sie die Schule zu Bandue, als die zahlreicheste im ganzen Reiche, noch weit übertroffen. Die Mägdchen werden auf eben dergleichen Weise, wiewohl in Nonnenklöstern, erzogen.

Erste Uebungen der Jugend.

Sobald die jungen Leute in ihrer Eltern Haus zurück kommen, werden sie zu den Uebungen, die sich für ihr Alter schicken, angehalten. Man machet sie wehrhaftig, und es giebt diese Ceremonie, welche ein wirklicher Festtag ist, genugsam zu erkennen, daß der Krieg die herrschende Neigung dieser Nation sey. Sie bringen es in dieser Wissenschaft sehr bald zur Vollkommenheit. Die Europäer, welche ihnen das erste Feuergewehr ins Land brachten, sahen mit Verwunderung, wie geschwind sie es gebrauchen lerneten. Jedweder Japoner ist ein gebohrner Soldat. Eigentlich zu reden, se liegt ihm gar nichts am Herzen, als sein Gewehr. Er leget es niemalen von sich, als wenn er schläft, und auch sodann bekömmt es seine Stelle unter dem Hauptküssen. Sie greifen bey der geringsten Gele-

b) Kämpfer I Theil a. d. 248 und vorherg. Seite, oder aus ihm der Pater Charlevoix a. d. 174 u. f. S.

c) Diese Ausflucht rühret von dem Geschichtschreiber des japonischen Reiches her: allein, sie gründet

Gelegenheit nach dem Säbel, ungeachtet es in Städten auf das schärfste verbothen ist, und es würden erstaunliche Unordnungen vorgehen, wofern man nicht mit aller Schärfe über das Verboth hielte.

Beschreib. von Japon.

Reichsgeschichte.

Die Geschichtbücher des Reiches werden am Hofe des Dairi verfertigt. Es ist dieses eine Beschäfftigung der Prinzen und Prinzeßinnen vom kaiserlichen Geblüte. Man machet zwar Abschriften davon, drucket sie aber nicht, als nach Verlauf einer gewissen Zeit, sondern verwahret sie mit besonderer Sorgfalt im Pallaste. Diesem Geheimhalten schreibt man es zu, daß die jesuitischen Heidenbekehrer nicht das geringste von der alten Landesgeschichte meldeten, ungeachtet sie zum Voraus versichert seyn konnten, sie werde wegen der großen Menge wichtiger Veränderungen, die sie erzählet, ihre Liebhaber unfehlbar finden c).

Arzeneykunst.

Die Arzenenkunst wird in Japon in höhern Ehren gehalten, als das Wundenheilen. Ja man findet in unsern Reisenden nicht einmal die geringste Spur davon, daß sich jemand ganz allein darauf lege, sondern die Aerzte üben die Kunst, welche des Menschen Leben und Gesundheit angeht, nach allen ihren Theilen aus. Sie lassen sich durch einen Knecht ein Kästchen mit zwölf Schubladen nachtragen, in jedweder Schublade sind hundert und vierzig kleine Säckchen voll Kräuter oder andere Arzeneyen, davon sie dasjenige, was dem Kranken dienlich ist, herausnehmen. Sie verstehen sich, gleich den Chinesen, unvergleichlich auf den Puls. Haben sie denselbigen eine halbe Stunde lang genau untersuchet: so wissen sie, ihrem Vorgeben nach, nicht nur die Ursache, sondern auch alle Umstände des Uebels. Zwar fallen sie mit vielem Arzeneyverschreiben niemanden beschwerlich: nur aber würde die Weise wie sie mit dem Kranken verfahren, in Europa schwerlich beliebt fallen. Sie zapfen ihm weder das geringste Blut ab, noch lassen sie ihn etwas gekochtes genießen; weil sie glauben, ein geschwächter Magen könne nichts anderes vertragen, als was in seinem natürlichen Zustande sey. Sie erlauben dem Kranken alles, wozu er Lust hat, in Meynung, die Natur wisse, der gegenwärtigen Unordnung in den Säften ungeachtet, dennoch wohl, was ihr gut sey, und verlange nichts anderes. Ihre größte Sorgfalt zielet darauf ab, die Krankheiten durch österes Baden zu verhüten.

Besondere Colick in Japon.

Die allergewöhnlichste Krankheit in Japon ist eine diesem Reiche ganz eigene Colick. Unterdessen sind ihr die Ausländer, wenn sie anfangen, Sakki zu trinken, nicht weniger unterworfen. Es ist dieses Getränk so dick, als spanischer Wein, und wird aus Reiß bereitet. Einige bey dieser Krankheit gewöhnliche Zufälle haben viele Aehnlichkeit mit denen bey der Mutterbeschwerung gewöhnlichen. Der Kranke will zuweilen ersticken; man empfindet in der Gegend des Unterleibes, zwischen den Ribben und Hüften, ein schmerzliches Reißen, ja zuweilen fahren nach langwierigen Schmerzen, hin und wieder am Leibe, gefährliche Beulen auf, absonderlich aber an den Hoden, und am Gesäße. Die gewöhnliche Weise, dieses Uebel zu vertreiben, ist eben so seltsam, als das Uebel selbst. Man nimmt kleine von Gold oder ganz feinem Silber verfertigte Nadeln, und schlägt sie entweder mit einem Hämmerchen, oder drehet sie wie eine Schraube, einen halben Daumen tief ins Fleisch hinein. Es geschieht dieses auf dem Bauche, in der Gegend, wo die Leber liegt, und

Wird mit goldenen Nadeln vertrieben.

gründet sich auf den willkührlich angenommenen Satz, als ob keine andern japonischen Geschichtbücher einigen Glauben verdieneten, als nur diejenigen, die man bey Hofe verfertige, indem es an jenen im Reiche gar nicht fehlet.

Beschreib. von Japon.

und zwar müssen neun Löcher in drey Reihen, jedwede einen halben Daumen breit von der andern gestochen werden. Kämpfer beschreibt das Stechen, mit allen seinen Umständen nach der Länge *d*), und versichert, die Schmerzen nähmen ihren Abschied, beynahe im Augenblicke, nicht anders, saget er, als ob sie weggeheret wären. Die Kunst, diesen Nadeln die gehörige Härte zu geben, ist nur wenigen Personen bekannt, und ein eigenes Handwerk, das niemand ohne kaiserliche Erlaubniß treiben darf.

Mora, oder Brennmittel.

Auch haben die Japoner sowohl für die nur erwähnte Krankheit, als für noch viele andere, ein gewisses Brennmittel, dessen Erfindung sie bis in die alleraltesten Zeiten zurück setzen. Di Chinesen, und alle übrige Völker, mit denen sie umgehen, machen nicht weniger großes Werk davon. Weil man es ungemein oft, und zwar meistentheils in der Gegend des Rückgrades und an den beyden Seiten, bis an die Hüften herab, gebrauchet: so ist in ganz Japon kein Mensch, der nicht auf dem Rücken so voll Narben wäre, als wenn er den Staupbesen bekommen hätte.

Woraus es bestehe.

Man nennet dieses Brennmittel **Moxa** *e*); es ist ein zartes aschgraues, dem Werke vom Flachse sehr ähnliches Wesen, das im Augenblicke Feuer fängt, doch aber langsam fortglimmet, und eine gemäßigte Wärme von sich giebt. Man machet es von den Blättern des gemeinen großblätterichten Beyfusses, die man, wenn sie noch jung sind, abbricht, und lange Zeit an freyer Luft liegen läßt. Man spüret das Brennen kaum. Es wird von der ganzen japonischen Nation für eine dermaßen sichere Arzeney, und für ein dermaßen unfehlbares Verwahrungsmittel gehalten, daß man auch so gar denen zur ewigen Gefangenschaft verdammeten Uebelthätern die Erlaubniß giebt, alle sechs Monate einmal auszugehen, und die Mora zu gebrauchen.

Dreyerley Pocken.

Die Japoner machen unter den Pocken einen dreyfachen Unterschied; die erste Gattung gleicht denen in Europa gewöhnlichen; die zweyte ist eben das, was wir die Rötheln nennen: allein, die dritte ist Japon eigen; sie besteht aus einer großen Menge wässerigen Blattern, die ihren Ursprung vermuthlich von dem in Japon im Schwange gehenden kalten Getränke nehmen. Unterdessen machet man von keiner einzigen Pockengattung viel Wesens. Das gewöhnliche Gegenmittel ist dieses, daß man die kranke Person in ein rothes Tuch einwickelt. Werden die Kinder vom kaiserlichen Hause mit diesem Uebel befallen, so muß nicht nur ihr Bette und Zimmer roth überzogen, sondern auch jedweder, der zu ihnen kömmt, roth bekleidet seyn.

Mechanischen Künste.

Die mechanischen Künste werden im ganzen japonischen Reiche sehr stark getrieben. Sie sind aus China dahin gekommen. Obgleich aber die Japoner sehr wenig erfunden haben: so sind sie doch im Stande, allem, was aus ihren Händen kömmt, die größte Vollkommenheit beyzulegen. Sie sind große Meister im Kupferstechen, Vergolden und Aussticken. Ihr Papier übertrifft das chinesische sehr weit; und eben so wenig haben die Chineser die Schönheit und Feinigkeit der Zeuge, die man zu **Fatsisio** und **Kamakura** machet, jemals getroffen. Das japonische Porcellan ist seiner Vortrefflichkeit wegen berühmt. Die Säbel

d) Anhang zur japonischen Geschichte III Theil a. d. 274 S. *e*) Ebendas. a. d. 282 u. f. S.

f) Kämpfer wußte es dahin zu bringen, daß ihm die genauesten Nachrichten von dem Zustande des Reiches, von seinen Einkünften, Landbeschreibungen, Karten und andere Dinge, welche einem Ausländer mitzutheilen bey schwerer Strafe verbothen ist, in die Hände kamen. Diese Mittheilung geschah durch gebohrne Japoner: sollte dieses ohne vertraute Bekanntschaft möglich gefallen seyn, oder kam es etwan nur daher, weil er nicht Willens war, in Japon Schätze zu sammeln? ...

bey

Beschreib. von Japon.

Säbel sind von unvergleichlicher Harte. Der japonische Firniß übertrifft alle andere, gleich wie auch sonst nirgend dergleichen saubere Lackarbeit gemacht wird, als in Japon. Die Japoner thun es allen Indianern an der Zubereitung ihrer Getränke, und Speisen zuvor. Doch äußert sich ihre Geschicklichkeit und ihr unermüdeter Fleiß nirgend deutlicher, als bey dem Landbaue, indem sie nicht den geringsten Daumenbreit Erde ungenützet liegen lassen.

Gemüthsbeschaffenheit der Japoner.

Alles, was wir bisher an den Japonern betrachtet haben, das betrifft nur ihr Aeußerliches, und ihre erworbene Geschicklichkeit, welche zur Kenntniß ihrer Gemüthsbeschaffenheit nicht das geringste beyträgt. Kämpfer bezeuget öfter, als einmal, er halte sie für Leute, denen es gar nicht am Verstande fehlet. Allein, ihr neuer Geschichtschreiber giebt diese Abbildung für sehr unvollkommen aus. Nach seiner Meynung kannte sie Kämpfer nicht recht von Grunde aus, weil er keinen recht vertrauten Umgang mit ihnen pflegen konnte *f*). Zwar ist nicht zu leugnen, daß er die Naturgeschichte des Landes besser untersuchte, als die jesuitischen Heldenbekehrer; er fand, wie er sich rühmet, das Kunststück, ihre Archive durchzusuchen; er sah die Großen gleich als wie im Schauspiele, das ist, in ihrem völligen Prachte. Er hatte mit Beamten des Staats, mit Handelsleuten und Factoren zu thun: allein bis in ihr Herz konnte er nicht dringen, weil diese Bemühung gewisse Eröffnungen erfordert, welche kein Japoner mehr gegen Ausländer haben darf. Dennoch muß man sich, was die Abschilderung ihrer Gemüthsart betrifft, einzig und allein auf die ersten Heidenbekehrer verlassen, das ist auf diejenigen, welche lange Zeit ganz ruhig in Japon lebten, und die Einwohner in einem freyen Umgange kennen lerneten. Der Geschichtschreiber, den ich itzt anführe, hat aus diesen trefflichen Quellen so viel geschöpfet, als zu einer Vergleichung zwischen den Chinesen und Japonern genug war, von welcher ich meines Ortes nur dasjenige, was die letztere betrifft, zu entlehnen die Freyheit nehme. Denn, wie er versichert, so werden dergleichen richtige Abrisse weit mehr zur Kenntniß der Japoner beytragen, als wenn man durch ängstlich zusammengelesene Beyspiele, die Widersinnigkeit ihrer und unserer Gebräuche zeiget, und daraus schließen will, ihre Lebensart sey der unserigen schnurstracks entgegen gesetzt. „Die weiße Farbe zur Trauerfarbe machen, bey einem Freudenfeste hingegen ein schwarzes Kleid anziehen; auf der rechten Seite zu Pferde steigen, und zwar aus der Ursache, damit man sich bey einer so edlen Handlung nicht auf den linken Fuß steuern dürfe; seine Staatskleider zu Hause tragen, beym Ausgehen aber ablegen, und andere dergleichen Dinge mehr, sind weiter nichts als bloße Gebräuche, die mit der Art zu denken nicht die geringste Gemeinschaft haben, und noch weniger mit der Neigung des Herzens, aus welcher die wahre Gemüthsbeschaffenheit entspringt„ *g*).

Gemeine Eigenschaften derselben.

Die Ehre ist der Grund, auf welchem alles Vornehmen der Japoner beruhet. Sie ist die Quelle, aus welcher ihre meisten Tugenden und Laster entspringen. Sie sind offenherzig, ehrlich, gute Freunde, freygebig bis zur Verschwendung, dienstfertig, großmüthig,

...dazu wird ein vertrauter Umgang in einem andern Grade erfordert, als wenn man nur Nachrichten vom Lande einzuziehen verlanget. Das Wunderbareste ist dieses, daß die Jesuiten, welche doch die japonische Nation von Grunde aus kannten, ihre Sache so schlecht machten, daß ihres Bleibens nicht lange da war. Doch kann es auch seyn, daß sie ihre Betrachtungen über die Gemüthsbeschaffenheit der Japoner erst nachgehends anstelleten, da sie keinen vertrauten Umgang mehr mit ihnen pflegen konnten.

g) Histoire du Japon T. I. a. d. 125 u. f. S.

Beschreib. von Japon.

thig, höflich, haben nicht die geringste Neigung, reich zu werden, und halten deswegen die Handlung für etwas geringschätziges. Daher kömmt es auch, daß unter allen wohleingerichteten Völkern keines so durchgängig arm ist, als die Japoner sind: allein es ist eine Armuth, welche die Ununterwürfigkeit zur Mutter hat, von der Tugend verehrenswürdig gemacht wird, und die alten Römer so weit über andere Völker erhub. Man findet bey einem gemeinen Japoner sonst nichts, als was er zur höchsten Nothdurft brauchet: allein, es herrschet im ganzen Hause die angenehmste Reinlichkeit; der Hausherr selbst machet ein höchstvergnügtes Gesicht, und bezeuget den äußersten Abscheu gegen allen Ueberfluß. Alle Schätze dieses reichen Landes sind in den Händen der Fürsten und Großen, welche dieselbigen also anzuwenden wissen, daß sie Ehre davon haben. Weiter geht der Pracht niemals, und es hat die Geschichte der allerreichesten Monarchen in diesem Stücke nichts aufzuzeigen, was dasjenige, das man in Japon sieht, überträfe. Das allerwunderbareste dabey ist dieses, daß der gemeine Mann nicht neidisch darüber wird. Ja wofern gleich ein vornehmer Herr entweder durch einen Unglücksfall, oder weil er sich die Ungnade des Kaisers zugezogen hat, in schlechte Umstände geräth: so bleibt er dem ungeachtet eben so stolz, und man erzeiget ihm eben die Ehre, als vorhin, da er noch im größten Wohlstande lebte, ja es wird ihn sein bettelmäßiges Wesen niemals so weit verleiten, daß er außer Stand heirathen sollte. Eben so sehr sind auch andere Leute, wes Standes sie seyn, auf die Ehre erpicht. Der allergeringste Mensch nimmt es übel, wenn jemand, sollte es auch gleich ein großer Herr seyn, etwas unhöflich mit ihm sprechen will, und hält sich für befugt, seine Empfindlichkeit darüber ausbrechen zu lassen. Daher kömmt es, daß sich jedweder in Acht nimmt, und jedweder dem andern ehrerbiethig begegnet. Eben also ist es auch beschaffen, mit der Großmuth, mit der Schärfe des Verstandes, mit der edelmüthigen Gesinnung, mit dem Eifer für das Vaterland, mit der Geringschätzung des Lebens, und mit einer großen Verwegenheit, die jedwedem Japoner am Gesichte zu lesen ist, und die ihn antreibt, unglaubliche Dinge zu wagen *b*).

Edle Standhaftigkeit.

Die Obliegenheiten der Freundschaft sind in Japon nicht weniger heilig, als die Rechte der ehelichen Liebe. Ein Japoner scheuet keine Gefahr, wenn es darauf ankömmt, seinem Freunde zu helfen, oder ihn zu vertheidigen. Auch die allerschrecklichste Folter ist nicht im Stande, einem Missethäter das Geständniß seiner Mitschuldigen auszupressen. Ja gesetzt, es nähme ein ganz unbekannter Mensch seine Zuflucht zu einem Japoner, und bäthe ihn um Rettung seines Lebens oder seiner Ehre: so würde derjenige, den er dergestalt um seinen Schutz ansuchte, Leib und Leben, Haab und Gut daran wenden, und sich weder um die besorgliche Folge, noch um Weib und Kind bekümmern: wer unnütze Händel anfängt, von

b) Der Verfasser bringt hiervon einige Beyspiele bey. Ein Edelmann aus Fingo hatte eine Frau von seltener Schönheit. Der Kaiser bekam Nachricht davon, und ließ ihn hinrichten. Nach Verlaufe einiger Tage ließ er die Witwe hohlen, und wollte sie bey sich im Pallaste behalten. Allein, wiewohl sie es für eine Gnade zu halten schien, so bath sie doch um dreyßig Tage Frist, damit sie ihren Mann beweinen, und sich mit ihren Anverwandten letzen könnte. Dieses bewilligte der Kaiser nicht nur, sondern erschien auch in eigener Person bey dem Schmause. Doch, als man von der Tafel aufstund, trat die Frau auf den Aerker, und that, als ob sie sich nach etwas umsahe, stürzte sich aber hinab, ungeachtet das Stockwerk, da man geschmauset hatte, eines von den höchsten im Hause war. . . Ein vornehmer Herr verliebte sich sterblich in ein Soldatenmägdchen, und entführte es ihrer Mutter, die eine Witwe war. Als nun diese erfuhr, wie wohl es ihrer Tochter gienge, [illegible]

von jedermann übel spricht, und in den Tag hinein schwätzet, von dem hat man in Japon eine schlechte Meynung; denn man glaubet, er wäre entweder ein verzagter Tropf, oder ein dummer Mensch. Glücksspiele werden nicht geduldet, weil man sie für eine schändliche und jedwedem ehrliebenden Menschen unanständige Weise sich durchzubringen, ansieht. Was die Anbethung betrifft, welche der Japoner seinen Göttern leistet; imgleichen seine Ehrerbiethung gegen Personen, welche sie ihrer Werdienste oder Würde wegen verdienen, so ist schwer, zu entscheiden, welcher von den drey Hauptbewegungsgründen, nämlich, ob die Gottesfurcht, oder die natürliche Neigung oder die Auferziehung den größten Theil daran habe. Doch muß man hiervon seine Unterthänigkeit gegen seine Landesherren ausnehmen, indem er meistentheils nur mit Gewalt und aus Furcht in selbiger verbleibt; wiewohl man auch mit gutem Fuge sagen könnte, die Schuld liege nicht sowohl an den Unterthanen, als vielmehr an den Landesherren, indem sie allzugebietherisch gegen ein Volk verfahren, das von Natur stolz, und zur Freyheit geneigt, dabey aber im Stande ist, nachzugeben und sich in die Zeit zu schicken.

Beschreib. von Japon.

Noch andere Gemüthseigenschaften der Japoner.

Dem ungeachtet ist eben dieses Volk auch unruhig, im höchsten Grade rachgierig, und mistrauisch. Ungeachtet seiner Armseligkeit und seines natürlichen Trotzes, lebet es doch erstaunlich lüderlich. Doch fällt es nicht schwer, einen Japoner wieder auf den guten Weg zu bringen, weil er tugendhafte Neigungen hat.

Er ist von Natur gottesfürchtig und gelehrig. Er liebet die Wahrheit, die ihn verdammet; er gesteht das Vergehen, das man ihm vorhält; er will von seiner Obliegenheit und von seinen Fehlern unterrichtet seyn; ja wie man saget, so halten alle vornehme Leute, einen eigenen vertrauten Bedienten, der nichts anders zu thun hat, als ihnen ihre Fehler zu melden. Endlich so wird in Japon das Betriegen auf das äußerste verabscheuet, und die allergeringste Lüge mit dem Leben bestraft. Jedermann giebt der Religion alles, was er den Grundsätzen derjenigen, die er bekennet, schuldig zu seyn, vermeynet; es fehlet ihm weiter nichts, als die rechte Wahl zu treffen; kein Mensch brauchet die Religion zum Deckmantel seines eigenen Nutzens; ja auch bey denen, welche nicht an die Landesgötter glauben, demnoch aber äußerlich sie verehren, ist die Liebe zur Ordnung, und die Furcht, den gemeinen Mann zu ärgern, die Ursache, warum sie diesen Zwang für nöthig achten. Man hat kein Beyspiel, daß ein Japoner seine Götter gelästert hätte. Selten höret man einen klagen. Sie erzeigen fast alle mit einander, auch in dem größten Unglücke eine Standhaftigkeit, welche einem halben Wunder ähnlich ist. Ein Vater spricht das Todesurtheil über seinen Sohn, ohne das Gesicht im geringsten zu verändern, und läßt dem ungeachtet die väterliche Liebe blicken. Dergleichen Beyspiele kommen so häufig vor, daß man gar nicht mehr

sie ein Brieschen an dieselbige, und bath wegen ihrer Armuth um einige Hülfe. Der vornehme Herr erwischte das Mägdchen über dem Lesen dieses Briefchens, und wollte durchaus den Inhalt wissen. Allein, weil sie sich den elenden Zustand ihrer Mutter zu bekennen schämete, so wollte sie das Zettelchen verichlingen, verfuhr aber allzuübereilig damit, und erstickte daran. Der Herr ließ ihr aus einem Triebe der Eifersucht die Gurgel öffnen, und den Brief herausnehmen. Als er nun den Inhalt gelesen hatte, wußte er keinen Herzeleide keinen andern Rath, als daß er die Mutter zu sich nahm, und [illegible] Lebens reichlich versorgte. = = Einem Kammermägdchen war ein gewisses Wörtchen entwischet, darüber die Anwesenden gewaltig lachten. Weil sie nun glaubte, hiermit wäre sie auf ihre ganze Lebenszeit beschimpfet, so ergriff sie ihre Brust, steckte sie, saget der Pater Charleville, in den Mund, und biß sie glatt weg, also daß sie auf der Stelle todt blieb. Hist. du Japon T. I. a. d. 130. 131 S.

Beschreib. von Japon.

mehr darauf Achtung giebt. Erfährt jemand, daß ihn sein Feind aufsuchet, so besuchet er solche Orte, da ihn selbiger antreffen kann, mit Vorsatze, und allezeit allein. Er geht mit ihm um; er spricht alles gutes von ihm, er erzeiget ihm allerley Gefälligkeiten: allein, den Vorsatz sich zu rächen, verlieret er keinen Augenblick aus den Gedanken. Fehlet ihm die Gelegenheit dazu, so erbet die Schuld auf den Sohn; gleichwohl hat diese ganze Vorsichtigkeit keinen andern Endzweck, als die bloße Sicherheit der Rache; denn übrigens wird sie allemal auf eine edle Weise ausgeübet. Niemals hat man sich vor einem Japoner besser vorzusehen, als wenn er ganz ruhig und gelassen zu seyn scheint.

Er hält ungemein viel von sich selbst, schätzet hingegen die Ausländer äußerst gering; nicht nur wegen der großen Hochachtung für seine eigene Nation, sondern auch weil er weder jemandes Hülfe nöthig hat, noch sich vor etwas in der Welt, auch so gar vor dem Tode selbst nicht, fürchtet. Er betrachtet ihn mit einer trotzigen Freudigkeit, und wählet ihn, um der geringsten Ursache willen, von freyen Stücken. Diese Geringschätzung seines eigenen Lebens machet ihn grausam gegen andere Leute, auch seine nächsten Anverwandten nicht ausgenommen; sie machet ihn hart und unbarmherzig gegen Schwache und Kranke, leichtsinnig und unbeständig aus Eigensinn und Geringschätzung. Man hat ihn nicht ohne Ursache den asiatischen Engländer genennet.

Ihr Umgang.

Der Umgang ist in Japon ungezwungen. Das äußerliche Bezeigen der Japoner, ihr munterer Geist, und ein gewisses freyes ungezwungenes Wesen, machen sie zum Umgange geschickt, und setzen sie den allerartigsten Nationen von Europa an die Seite. Kämpfer schreibt es der Gleichheit der beyderseitigen Lebensart und Gemüthsbeschaffenheit zu, daß es die Portugiesen anfänglich, zum Vortheile ihrer Handlung, so erstaunlich weit in diesem Reiche brachten. Die besagte Gleichheit suchet er in einem leutseligen Wesen, und in einer angenehmen Vermischung von ernsthaftigem und aufgeweckten Bezeugen. Nebst dem ist auch aus den Briefen der ersten japonischen Heidenbekehrer zu ersehen, daß man sie weder bey Großen noch bey Kleinen mit einem gezwungenen und fremden Wesen aufnahm.

Endlich

i) Der Pater Charleville erzählet eine Begebenheit, die er in einer Schrift vom 1604 Jahre gefunden, und der Verfasser mit Augen angesehen, haben will. Eine Witwe hatte drey Söhne, und lebte von dem, was sie verdienten. Weil aber dieses zu dem Unterhalte des sämmtlichen Hauses nicht hinreichen wollte: so ergriffen sie, bloß in der Absicht, ihrer Mutter gute Tage zu schaffen, einen höchst seltsamen Entschluß. Man hatte nur erst vor weniger Zeit öffentlich kund gemacht, wer einen Dieb in Gerichtshände liefern werde, der sollte eine ansehnliche Belohnung an Gelde dafür bekommen. Sie wurden also untereinander einig, einer von ihnen sollte sich für einen Dieb ausgeben, und durch die andern beyden dem Gerichte einliefern lassen. Sie loseten darum, und das Loos traf den jüngsten. Er wurde folglich gebunden, und als ein Missethäter vor den Richter gestellet. Bey dem ersten Befragen gestund er sogleich, er habe gestohlen. Man warf ihn alsbald ins Gefängniß, und zahlete denen, die ihn hergebracht hatten, das versprochene Geld aus. Unterdessen, da ihnen der unglückliche Zustand ihres werthen Bruders tief zu Gemüthe stieg, so brachten sie es dahin, daß man sie zu ihm ins Gefängniß ließ, und da gaben sie, in Meynung, es höre sie niemand, ihrer Zärtlichkeit freyen Lauf. Zufälliger Weise nahm ein Gerichtsbeamter ihre Thränen und Umarmungen wahr; und weil ihm die Sache sehr wunderlich vorkam, so mußte jemand beyden Angebern heimlich nachschleichen, und den eigentlichen Verlauf des ganzen Vorganges ausforschen. Der Kundschafter berichtete, es wären beyde junge Leute in ein gewisses Haus gegangen, und hätten die ganze Begebenheit einer alten Frau, die ihre Mutter sey, erzählet, welche hierauf angefangen, sehr kläglich zu thun, und den Söhnen befohlen, das Geld wieder zurück zu geben, weil sie lieber Hunger sterben

Beschreib. von Japon.

Gutes Gemüth der Japoner.

Endlich machet ihr Geschichtschreiber den Beschluß ihrer Abschilderung damit, daß er zu einem edlen und erhabenen Herzen noch ein gutes Gemüth setzet. Die vornehmen Herren, die Väter und Ehemänner haben, soviel ihre Unterthanen, Weiber und Kinder betrifft, das Recht über Leben und Tod. Allein, mit dem Gesinde ist es nicht gänzlich also beschaffen. Zwar muß der Herr für die Mishandlungen seiner Bedienten stehen, folglich hat er auch soviel Gewalt über sie, daß ihm deswegen nichts geschieht, wenn er einen im ersten Zorne niedersäbelt, wofern er nur die rechtmäßige Ursache seiner Entrüstung zu beweisen vermag. Dem ungeachtet thut doch jedweder seine Schuldigkeit mehr aus Liebe, als aus Furcht. Die Neigungen des Herzens sind bey unsern Inseleinwohnern so edel und zärtlich zugleich, daß **Franz Xavier** allemal mit sonderbarer Verwunderung davon sprach. „Ich kann niemals zu Ende kommen, saget er in einem Briefe, wenn ich einmal anfange, „von den Japonern zu reden; denn sie sind in der That das Vergnügen meines Herzens.„ Seine Nachfolger redeten eben diese Sprache. Es erzählet uns einer von diesen alten Aposteln, die neuen Christen hätten alle, auch die geringsten Freundschaftsbezeugungen, mit größter Lust angenommen; blutarme Leute achteten sich dafür, daß sie einen ganzen Tag für die Jesuiter gearbeitet hatten, schon aufs allerhöchste bezahlt, wenn man nur mit ihrer Arbeit zufrieden war; im Gegentheile zogen sie sich die geringste Aeußerung einer Kaltsinnigkeit ungemein zu Gemüthe: thaten die Heidenbekehrer irgend einer Person etwas zu Gefallen, so ließ sich gar öfters ihre heidnische Obrigkeit dafür bedanken. Die treffliche Gemüthsart wird, wie man ferner vorgiebt, durch Fleiß und Bemühung, zu einer noch größern Vollkommenheit gebracht. Es könnte weder die Sorgfalt der Eltern für die gute Erziehung ihrer Kinder, noch die Unermüdlichkeit der Priester, die Leute in den Grundsätzen der Glaubens- und Sittenlehre zu unterrichten, größer seyn, als sie wirklich ist; und es ist nichts in der Welt damit zu vergleichen, als die Liebe, Ehrerbiethung und Unterwürfigkeit der Kinder gegen die Urheber ihres Daseyns, und die Hochachtung der Zuhörer gegen die Diener der Götter. Der christliche Glaube hatte diese tugendhafte Neigungen zur Vollkommenheit gebracht *i*).

ken, als ihr Leben durch den Tod eines Kindes verlängern wollte. Dieser Bericht erweckte bey dem Richter eben so großes Mitleiden als Verwunderung. Er ließ den Gefangenen auf das neue vorführen und befragen. Als aber dieser bey seinem Geständnisse fest verharrete, so machte er ihm endlich zu wissen, daß er von der ganzen Sache schon bessere Nachricht habe. Nachdem die Begebenheit in ihr völliges Licht gesetzet worden war: so umarmete er ihn, und berichtete diesen Vorfall ohne Verzug dem **Cubosama**, welcher eine so heldenmüthige Handlung sehr bewunderte, die drey Brüder vor sich kommen ließ, ihnen auf das gnädigste begegnete, dem jüngsten ein tausend fünf hundert Thaler, den übrigen aber, jedwedem fünf hundert Thaler jährliche Einkünfte anwies. Histoire du Japon T. I. a. d. 143 S.

Die Ehre bringt die Japoner nicht weniger zu seltsamen Unternehmungen. Kämpfer berichtet, es wären einstens zween Edelleute einander auf der Treppe des kaiserlichen Pallastes begegnet, und bey dieser Gelegenheit hätten ihre Säbel aneinander gestoßen; derjenige, welcher die Treppe hinab kam, nahm es übel auf, der andere entschuldigte sich zwar, und schob alles auf einen bloßen Zufall, sagte aber doch zuletzt, es wäre kein so gar großes Unglück, wenn zween Säbel aneinander stießen, und es sey einer wohl so gut, als der andere, hierauf versetzte der erste: ich will euch den Augenblick zeigen, was für ein Unterschied zwischen beyden sey, zog damit seinen Dolch, und schnitt sich selbst den Bauch auf. Der andere gieng, ohne ein Wort zu sprechen, in aller Geschwindigkeit nach dem kaiserlichen Speisesaale, setzte die Schüssel, die er trug, auf die Tafel, und kam wieder zurück. Als er nun seinen Gegner noch lebend, wiewohl in den letzten Zügen fand: so sagte er zu ihm, es hätten ihn bloß die kaiserlichen Dienste verhindert, ihm vorzukommen, unter-

Beschreib. von Japon.

Schöne Ordnung bey Gastereyen.

Bey einer so liebenswürdigen Gemüthsart, ist es kein Wunder, wenn die Japoner ungemein gern bey angenehmer Gesellschaft sind; sie bitten einander zu Gaste, und es geht gleichsam prächtig dabey zu, doch der Mäßigkeit unbeschadet. Das verdrießlichste bey ihren Gastmahlen sind die vielen Weitläuftigkeiten, die kein Ende nehmen, wiewohl man sie in der schönsten Ordnung und mit besonderer Zierlichkeit vornimmt. Ungeachtet der großen Menge Bedienten höret man doch nicht das geringste Wort von ihnen, noch sieht man die mindeste Verwirrung. Die Schüsseln sind mit seidenen Bändern gezieret. Es kömmt kein Vogel auf die Tafel, als mit vergoldeten Klauen und Schnabel. Alles übrige ist nach seiner Art gleichfalls aufgeputzet. Gemeiniglich wird bey einer Gasterey Musik gemachet. Mit einem Worte, es mangelt nichts, was Augen und Ohren vergnüget; nur aber ist aus Kämpfers Tagebuche *k*) zu ersehen, daß man sich keines Ueberflusses von herrlichen Speisen befahren dürfe.

Der Japoner Gemüth beförderte das Christenthum.

Der Geschichtschreiber, von welchem ich den größten Theil der beygebrachten Abschilderung entlehnet habe, streicht zuletzt noch die Gottesfurcht der Japoner heraus, welche, nach seinem Vorgeben, den Glanz so vieler seltenen Eigenschaften erhöhet, mit ihnen gebohren wird, und an Lebhaftigkeit alle Einbildung übersteigt. Dieser glücklichen Gemüthsbeschaffenheit hatte man den vieljährigen und bewundernswürdigen Fortgang des Christenthums zu danken; sie machte eben so viele Heilige, als Christen; ihre Großmuth und Geringschätzung des Lebens legte ihrem Glaubenseifer eine heldenmäßige Eigenschaft bey, davon das Angedenken in den Geschichtbüchern der Kirche unauslöschlich bleiben wird. Besagte beyde Eigenschaften werden sie in der That zu allen Zeiten über alle asiatische Völker erheben. Ihre Geschichte sind voller Begebenheiten, welche die allermerkwürdigsten Thaten der alten Römer aufs neue vor die Augen stellen. Sie haben gleichfalls ihre Decios, Scävolas und Cocles. Leute, die sich aus ihrem Leben das wenigste machen, sind im Stande, alles zu unternehmen, was sie nur wollen, und daher entsteht auch die ungemeine Erbitterung in allen ihren Kriegen. Unterdessen ist man doch keinesweges berechtiget, mit einigen Schriftstellern daraus zu schließen, ihr Reich sey unaufhörlich eben so voll Stürme, als die See, darinnen es liegt. Zwar giebt ihr Geschichtschreiber zu, wenn man ihre Veränderungen aus demjenigen, was von dem Ende des sechzehnten Jahrhundertes, bis an die Mitte des folgenden vorgegangen sey, beurtheilen wollte: so könnte man auf die Gedanken verfallen, ihr kriegerischer Sinn habe sie zwar vor einem fremden Joche bisher noch allemal bewahret *l*); ihr Staat aber sey wegen der fehlerhaften Regierungsforme beständigen Veränderungen unterworfen. Allein, wollte man aus demjenigen, was unter zwey bis drey Regierungen vorgieng, sofort eine schlechte Einrichtung der japonischen Regierungsforme schließen: so wäre es, wie besagter Geschichtschreiber saget, eben so viel, als ob man aus einer langen und harten Krankheit, die ein Mensch ausgestanden hat, die Folgerung ziehen wollte,

unterdessen wollte er ihm doch auf dem Fuße nachfolgen, und zeigen, sein Säbel sey wenigstens eben so gut, als der seinige: hierauf schnitt er sich den Bauch auf, und stürzte auf der Stelle todt zu Boden. Der Pater Charlevoix will es nicht entscheiden, ob diese Handlung thörichter gewesen sey, als wenn zween Europäer einander die Hälse im Zweykampfe brechen. Am angeführten Orte a. d. 140 S.

k) Es wird dem Leser aus Kämpfers Tagebuche noch erinnerlich seyn, daß ein Japoner sich zu Fogo, einer kleinen Stadt in der Landschaft Setz unter den Grund eines öffentlichen Gebäudes, das etlichemal durch Sturmwinde umgerissen worden war

wollte, er müßte keine gute Natur haben. Nebst dem, so haben die Unterthanen keine Schuld, wenn ja einige Mängel in der Regierungsforme des Reiches wären, und die daraus entsprungenen Unordnungen gereichen der Nation, welche Treue und Gehorsam gegen ihren Landesherrn für eine der größten Tugenden hält, keinesweges zum Vorwurfe. Beschreib. von Japon.

Der VI Abschnitt.

Städte, Marktflecken, Dörfer, Schlösser, Gärten, Straßen, Fuhrwerk und Fahrzeuge in Japon.

Allgemeiner Abriß der Städte. Oerter zu Ankündigung der Befehle. Beschreibung der Häuser. Zimmer und Geräthe. Auszierung der Säle. Hausgeräthe für die lange Weile. Gärten. Häuser in Flecken und Dörfern. Erstaunliches Gewerbe in Japon. Schlösser der Fürsten und großen Herren. Landstraßen und ihre Bequemlichkeit. Reisekleider. Pferde, Sättel. Norimons und Cangons. Art und Weise, zu Wasser zu reisen. Schiffe und Barken. Segel, Thauen und Ruder. Posten. Kaiserliche Bothen. Große Gasthöfe. Abtritte und Bäder. Kleine Wirthshäuser. Wie volkreich die Landstraßen sind. Pilgrimme. Bettler, Krämer. Huren und ihr Alter in Japon.

Allgemeiner Abriß der Städte.

Die meisten japonischen Städte sind wohl gebauet, und stark bewohnet. Nach Kämpfers Berichte, zählet man ihrer bis dreyzehntausend, davon er auf seiner Reise nach Hofe drey und dreyßig zu sehen Gelegenheit hatte. Die Straßen sind überhaupt wohl angelegt. Sie laufen schnurgerade, und durchschneiden einander rechtwinklicht. Keine Stadt hat mehr als zwey Thore, und es sind solche um kein Haar schöner, als die gewöhnlichen Gassenthore, die man alle Nächte zuzuschließen, und zuweilen um mehrerer Zierde willen, auf jedweder Seite mit einer Mauer, die aber nicht weit geht, zu begränzen pfleget. In großen Städten, gleichwie auch in solchen, da ein Fürst seinen Sitz hat, sind besagte beyde Stadtthore schöner ausgezieret, sie werden auch besser unterhalten, und fleißiger bewachet, als anderswo. Das übrige steht gemeiniglich ganz offen, zuweilen aber ist doch etwa ein Zaun oder ein Graben herum geführet. Die Gränzstädte der kaiserlichen Tafelgüter sind zwar nicht viel besser befestiget, als die andern; doch, da man nicht wohl anders, als durch enge Pässe dahin kommen kann, so sind an selbigen starke Thore aufgeführet, und eine zahlreiche Wache dazu gestellet, welche niemanden ungefragt durchläßt *m*).

Oerter zur Ankündigung der Befehle.

Jedwede Stadt hat einen mit Gittern umfaßten Platz, den man **Fudanoisiusi** nennet, und daselbst dem Volke die **allerhöchste Willensmeynung**, wie die Japoner zu reden pflegen, das ist, die kaiserlichen Verordnungen und Befehle, zu wissen machet. Der Fürst oder Statthalter thut sie in seinem eigenen Namen kund. Man schreibt sie mit großen Buchstaben, auf ein viereckiges, einen bis zween Schuhe langes Brett, und stecket solches oben auf einen Pfahl, der wenigstens ein Paar Klaftern hoch ist, damit es die Vorbenge-

war, begraben ließ, weil er den Zorn der Götter als die vermeynte Ursache des öftern Unglückes, dadurch zu stillen glaubte. Einige Schriftsteller sagen gar von dreyßig Personen, die ihr Leben bey dieser Gelegenheit aufgeopfert hätten.

l) Die japonischen Geschichtbücher melden von einem zweymaligen Versuche der Tatarn auf ihr Reich: es gedenket auch **Marcus Polus**, der damals am chinesischen Hofe lebte, in seiner Reisebeschreibung davon. Es liefen aber die Versuche allemal fruchtlos ab. Die Japoner wären vielmehr geschickt, selbst Eroberungen zu machen, wenn sie nicht glaubten, es wären selbige ihrer Ruhe schädlich.

m) Kämpfer II Th. a. d. 220. 221 S.

Beschreib. von Japon.

bengehenden lesen können. Die vornehmsten unter diesen Tafeln enthalten die kaiserliche Verordnung, wegen des Christenthumes: allein da die Landesfürsten ihre eigenen Befehle gleichfalls darauf schreiben, so wird die Anzahl nicht selten so groß, daß man sie beynahe unmöglich alle mit einander sehen, noch weniger lesen kann. Zuweilen leget man auch Geldstücke auf den Pfahl, und belohnet nachgehends denjenigen, welcher die verlangte Nachricht giebt, damit. Dergleichen Pfähle findet man überall; auch in bloßen Dörfern und an den Landstraßen.

Beschreibung der Häuser.

Kein Bürgerhaus in einer Stadt darf höher als sechs Klafter seyn, ja sie sind gemeiniglich nicht einmal so hoch, es sey dann, man wolle Vorrath darinnen aufschütten. Die kaiserlichen Palläste selbst haben nicht mehr als ein einziges Stockwerk, ob es gleich gemeine Häuser von zween Stöcken giebt. Zu dieser Gewohnheit zwingt die Japoner die Furcht vor den öftern Erdbeben. Doch, obgleich ihre Häuser den unserigen weder an Festigkeit noch an Höhe gleichen: so geben sie ihnen dennoch weder an Bequemlichkeit noch Anmuth, das geringste nach. Fast alle Häuser in Japon sind von Holze gebauet. Der untere Stock ist, um ihn gegen die Nässe zu verwahren, vier bis fünf Schuhe hoch über den Erdboden erhaben. Keller sind, so viel man weis, nicht im Gebrauche. Kämpfer hat oben schon angemerket, es müsse jedwedes Haus einen abgesonderten, und mit einer steinernen Mauer umfangenen Ort haben, darinnen man wegen besorglicher Feuersgefahr seine besten Sachen verwahret. Sonst sind die Häuserwände nur von Brettern, und mit dicken Matten behangen, die man mit vieler Kunst aneinander füget.

Vornehmer Leute Häuser haben zwo Abtheilungen. Eine gehöret für das Frauenzimmer, und dahinein wird sehr selten jemand gelassen; die andere steht der nothwendigen Geschäffte und des Umganges wegen beständig offen. In den Sälen, dahin jedermann kömmt, findet man weder sehr schönes Porcellan, noch Schränke und Kästchen, von der so berühmten lakirten Arbeit. Man stellet dergleichen kostbares Geräth an Orte, da sie sicherer sind: die übrigen Theile des Hauses werden mit schlechtem Porcellane, mit Theetöpfen, Gemälden, Gewehre und Wagen ausgezieret. Der Zimmerboden wird mit doppelten und wohl ausgestopften, auch am Rande mit Fransen besetzten, und gestickten Matten beleget. Jedwede Matte muß, vermöge des Gesetzes, eine Klafter lang, und eine halbe breit seyn. Denn es wird bereits erwähntermaßen, die Größe eines Gemaches durch die Zahl der Matten, angegeben.

Zimmer und Geräthe.

Jedwede von beyden Hauptabtheilungen eines Hauses besteht wieder aus verschiedenen Zimmern; es werden aber diese Gemächer, gleichwie man solches an dem Pallaste des Kaisers selbst beobachtet hat, nur mit einer bloßen Bretterwand, von einander abgesondert, oder vielmehr mit einer Art einer spanischen Wand, die man hin und her rücken, folglich das Zimmer im Augenblicke enger oder räumlicher machen kann. In den allerprächtigsten Häusern sind die Wände und Thüren der Zimmer mit Papiere überzogen: allein es ist dieses Papier zuweilen mit goldenen und silbernen Bluhmen, zuweilen auch mit Gemälden, allemal aber mit einem schönen Grunde ausgezieret. Man sieht nicht den geringsten Winkel, der nicht etwas anmuthiges vorzeigte. Zwar kosten alle diese Zierrathen nicht sonderlich viel, weil man sehr gemeine Sachen dazu nimmt; unterdessen lehret es doch die Erfahrung, daß sie das Ihrige eben so wohl, als die Lage des Hauses selbst, dazu beytragen, daß es gesund zu bewohnen wird. Erstlich ist alles von Tannen- und Cedernholze; zweytens sind die Fenster also angeleget, daß die Luft frey durchstreichen kann, so

bald

Beschreib. von Japon.

bald man die Wände wegrücket. Das Dach wird mit Brettern oder Schindeln gedecket, und ruhet auf dicken Pfeilern. Hat das Haus zwey Stockwerke, so ist das obere allemal dichter und schwerer, als das untere. Denn wie die Erfahrung lehret, so widersteht das Gebäude, bey einer solchen Einrichtung, dem Erdbeben desto besser. Aeußerlich ist, was den Bau selbst betrifft, nichts angenehmes daran zu sehen; hingegen sind die Bretter, daraus die Wand besteht, mit einer fetten Erde überzogen, und etlichemal überfirnißt. Ja, das Dach selbst ist damit überkleidet. Auf dem Firnisse werden Vergoldungen und Gemälde angebracht. Die Fenster stehen voll Bluhmentöpfe. Versaget die Natur lebendige Bluhmen, so behilft man sich mit gemachten. An dem Inwendigen des Hauses wird der Firniß eben so wenig gespahret. Man überzieht Thüren und Pfeiler damit, absonderlich aber den Gang, welcher gemeiniglich hinten um das Haus hergeht, und von welchem man in den Garten hinab steigt. Ist das Holz so schön, daß man seine Adern durch das Anstreichen nicht unkenntlich machen will, so zieht man nur einen dünnen durchsichtigen Firniß darüber. In den Zimmern findet man weder Stühle noch Bänke. Man setzet sich in Japon sowohl als in ganz Asien überhaupt, auf den Boden nieder; und um die Matten zu schonen, läßt man die Pantoffeln, die hier zu Lande statt der Schuhe getragen werden, vor der Thüre stehen. Will man schlafen, so dienen eben diese Matten statt des Bettes, und eine gewisse hölzerne Maschine bedeutet das Hauptküssen. Doch breiten reiche Leute einen kostbaren Teppich darüber. Das Hauptküssen ist ein Kästchen, von beynahe würfelichter Gestalt, und besteht aus sechs kleinen sehr artig zusammen gestoßenen und lakirten Brettern. Der größte Theil des übrigen Hausgeräthes besteht aus dünnem, mit einem dicken dunkelrothen Firniß angestrichenen Holze. Die Fenster sind von Papiere, und haben sowohl in- als auswendig hölzerne Läden: allein, man sieht diese Läden niemals bey Tage, sondern sie werden nur bey der Nacht vorgezogen. Ihr einziger Gebrauch ist, das Haus auf der Seite, am Hofe und an dem Gange zu verschließen.

Auszierung der Säle.

Der Saal darinnen man Gäste aufnimmt, hat allezeit der Thüre gleich gegenüber einen großen Schrank, und an diesen Schrank setzet man die Personen, von welchen man besuchet wird. Zur Seite ist ein Credenztisch, worauf einige geistliche Bücher stehen. Bey der Thüre ist ein Aerker, durch welchen man, ohne von seinem Orte aufzustehen, der Aussicht auf das Feld, oder auf die Straße oder in den Garten genießt. Weil in Japon keine Camine üblich sind, so wird unter dem Boden der größten Gemächer ein viereckichtes ausgemauertes Loch angebracht, und mit glüenden Kohlen oder heißer Asche angefüllet, wovon eine genugsame Wärme entsteht. Zuweilen stellet man über diese Feuerstätte einen niedrigen Tisch, decket einen Teppich darüber, und setzet sich bey sehr großer Kälte darauf. Ist keine solche Feuerstäte in einem Zimmer: so ersetzet man den Mangel mit kupfernen oder irdenen Töpfen, welche eben dergleichen Wirkung thun. An statt der Kohlenzange, gebrauchet man eiserne Stäbe, und schüret das Feuer eben so geschicklich damit, als man mit zween kleinen Stöckchen ißt.

Hausgeräthe für die lange Weile.

In den Häusern vornehmer oder sehr reicher Leute, ingleichen in großen Gasthöfen findet man eine Menge artige Sachen, damit man sich die lange Weile vertreibt. Hieher gehöret erstlich ein Papier mit einem Rande von kostbarer Stickerey, darauf das Bildniß irgend einer Gottheit, oder einer wegen ihrer Tugenden berühmten Person gemalt ist. Die Pinselstriche scheinen zwar grob, unterdessen sind sie von einer kecken und meisterhaften Faust, also daß man über die Aehnlichkeit mit dem Urbilde erstaunen muß. Zuweilen

Beschreib. von Japon.

len steht an statt des Gemäldes nur ein Sittenspruch aus irgend einem berühmten Weltweisen, oder berufenen Dichter auf dem Papiere. Anderswo sieht man allerley Gemälde, welche alte Chineser in wunderlichen Stellungen, imgleichen Bäume und Landschaften vorstellen. Ferner sind Bluhmentöpfe hingestellet, die man nach Beschaffenheit der Jahreszeit verwechselt, auch auf eine höchstartige und künstliche Weise mit Zweigen durchflicht; sodann gegossene metallene Rauchfässer, in Gestalt eines Storches, Löwens, oder eines andern Thieres, von ungemein schöner Arbeit. Mancherley seltenes Holz, mit schönen und artig schattirten Adern, sie mögen nun ein Werk der Kunst oder der Natur seyn; Nachttische von genäheten Spitzen, oder dergleichen mit Laubwerke von schöner Erfindung gearbeitete Zeuge, damit man die Erker, die Fenster und Schirme zieret; endlich auch allerley Gefäße, Porcellan, und anderes Geräthe, sämmtlich in bester Ordnung.

Gärten.

Doch das seltenste Stück eines grossen Hauses ist der Garten und was dazu gehöret. Alle Reisende stimmen darinnen mit einander überein, daß man den Pracht und die schöne Einrichtung desselbigen nicht genug bewundern könne. Er nimmt den ganzen Raum hinter dem Hause ein, und ist gemeiniglich viereckigt, und nach Art eines Wasserbehältnisses oder einer Cisterne ausgemauert, woraus zu schließen ist, es müßte die Erde bis auf eine gewisse Tiefe ausgegraben worden seyn. Man steigt durch einen Gang herab, der hinten am Hause fortgeht, und an dessen Ende eine Badstube steht, indem die Japoner gewohnt sind, alle Abend zu schwitzen, und sich zu baden.

Ein Theil des Gartens ist mit runden Steinen von mancherley Farben gepflastert, die man theils in den Flüssen, theils am Ufer des Meeres findet. Das übrige ist mit grobem Sande bestreuet, den man sehr reinlich hält. Sonst herrschet zwar überall der Schein einer Unordnung: er führet aber eine unsägliche Anmuth bey sich. Die größten Steine liegen in der Mitte, und machen einen Gang, darauf man spatzieren gehen kann. Von einer Weite zur andern stehen Pflanzen, welche Bluhmen tragen, worunter allezeit eine oder die andere unter die seltenen gehöret, und alle zusammen vergnügen das Aug durch eine angenehme Abwechselung. In einem Winkel des Viereckes sieht man einen kleinen und der Natur vollkommen ähnlichen Felsen. Er ist mit metallenen Vögeln oder Ungeziefer gezieret, und ein kleiner Bach stürzet sich mit einem lieblichen Geräusche über ihn herab. Gleich dabey steht ein Lustwäldchen, von lauter solchen Bäumen, welche man dicht neben einander pflanzen darf. Zum Beschlusse, so ist an einem andern Orte ein kleiner mit Bäumen umgebener, und mit Fischen besetzter Teich. Erlaubet es der Platz nicht, einen Garten auf die itztbeschriebene Weise anzulegen: so ersetzet man den Mangel durch allerley Obstbäume, als zum Beyspiele durch Pflaumen, Kirschen oder Abricosenbäume. Kämpfer meldet zugleich, man pfropfe sie, nicht zwar in der Absicht, ihr Obst schmackhaftiger zu machen, sondern nur deswegen, damit der Baum desto mehr Blüthe treibe. Je älter, krummer und ungestalteter ein solcher Baum ist, desto mehr Wesens machet man von ihm. Zuweilen zieht man die Aeste so lange, daß sie in die Zimmer reichen; gemeiniglich aber werden die Aeste zum Theile abgeworfen, damit die anderen desto mehrere und grössere Blüthen tragen. Sie sind auch in der That von besonderer Grösse, ja öfters gar gefüllet, allemal aber von der schönsten Leibfarbe. Hat ein Haus so wenig Platz, daß es nicht einmal dergleichen Bäume haben kann, so gräbt man doch wenigstens ein Loch, und stellet eine Kufe voll Wasser hinein, darinnen Fische mit vergoldetem oder versilbertem Schwanze herum schwimmen. Auch stellet man einige Bluhmentöpfe dazu, oder gewisse Zwergbäume, die

überall

überall, auch in dem schlechtesten Boden fortkommen, wofern nur die Wurzel beständig Wasser hat. Dergleichen Bäume werden öfters von den allergemeinesten Leuten vor ihrer Hausthüre gepflanzet.

Beschreib. von Japon.

Kämpfer setzet die Anzahl der Marktflecken und Dörfer, auf neunhundert tausend achthundert und acht und funfzig. Es liegen selbige insgemein an der Landstraße, und sind stark bewohnet, absonderlich in der großen Insel **Nipon**. Die meisten bestehen zwar nur aus einer doppelten Reihe Häuser, sie ist aber so lang, daß beynahe ein Dorf an das andere stößt. Demnach reiset man auf allen nur einigermaßen gangbaren Landstraßen beständig zwischen Häusern. Die gemeinen Bauerhäuser haben weiter nichts merkwürdiges an sich; sie bestehen aus vier niedrigen Wänden mit einem Stroh- oder Schindeldache. Hinten ist der Fußboden etwas erhaben, weil der Heerd seine Stelle daselbst hat, sonst aber allenthalben mit sehr reinlichen Matten beleget. Die Gassenthüre steht zwar beständig offen, doch hängt hinter ihr eine Reihe dicker Seile herab, welche gleichsam ein Gitterfensterchen vorstellen, indem man alles, was außen vorgeht, dadurch erblicken, von niemanden aber wieder gesehen werden kann. Der Anblick eines solchen Hauses giebt zwar keinen vortheilhaften Begriff von dem Reichthume seines Besitzers: allein, hier zu Lande leben die Leute bloß von Reiß, Wurzeln und Hülsenfrüchten. Haben sie nun einigen Vorrath davon, so sind sie schon zufrieden, und befinden sich wohl dabey. Man muß sich ohne Unterlaß über die große Menge Kramläden wundern, die man nicht nur in allen Städten, sondern auch in den kleinsten Dörfern antrifft, und es ist kaum zu begreifen, wie ein Land, das von der übrigen Welt ganz abgesondert ist, und mit Ausländern sehr wenig Handlung treibt, in seinem Inwendigen ein dermaßen starkes Verkehr treiben könnte.

Häuser in Flecken und Dörfern.

Erstaunliches Gewerbe in Japon.

Es ist bereits erwähnet worden, daß vor jedwedem Dorfe und vor jedweder Stadt, und zwar allemal an der Westseite, ein Platz sey, darauf man die Missethäter hinrichtet. Er ist leicht zu kennen, weil, um den Vorbeyreisenden ein Schrecken einzujagen, allemal Pfäle und andere Bestrafungswerkzeuge da zu sehen sind.

Die Schlösser der Fürsten und großen Herren liegen gemeiniglich entweder an einem großen Flusse, oder auf einer Anhöhe; die meisten begreifen einen sehr großen Raum in sich, und haben eine dreyfache Ringmauer; jedwede hat ihren Graben, ihre Mauer von Steinen oder Erde, und ihr befestigtes Thor. Der Mittelpunct, welcher dem Herrn selbst zur Wohnung dienet, ist mit einem weißen viereckichten, drey Stockwerke hohem Thurme gezieret, dessen Dach eine Krone oder einen Kranz vorstellet. Die Edelleute, Haushofmeister, Kanzeley- und andere Beamten wohnen im zweyten Zwinger, die Soldaten und Bedienten im ersten. Alle leeren Plätze werden angebauet und mit Reiß besäet. Die sämmtliche Menge der Gebäude, die man mit einer rechten Verschwendung der Malerey, und des Firnisses auszuzieren suchet, die angeweißeten Mauern, die Bollwerke und Thore, worauf allemal irgend ein kleines Gebäude steht, machen benebst dem in der Mitte stehenden Thurme von der Ferne keinen unangenehmen Anblick. Außen findet man gemeiniglich einen Platz, darauf die Soldaten gemustert werden. Wie Kämpfer berichtet, so sind diese Schlösser nach Beschaffenheit des Landes, da man beynahe gar kein schweres Geschütz gebrauchet, recht gut befestiget. Ungeachtet die Besitzer verbunden sind, sie beständig in gutem Stande zu erhalten: so können sie doch dasjenige, was durch irgend einen Zufall daran zu Grunde geht, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Kaysers nicht wieder aufbauen. Diese Erlaubniß

Schlösser der Fürsten und großen Herren.

Beschreib. von Japon.

laubniß aber wird sehr selten ertheilet, weil das Erbauen neuer Schlösser gegen die Staatsregeln der japonischen Monarchen läuft. Zu Kämpfers Zeiten war ihre Anzahl im ganzen Reiche schon bis auf hundert und sechs und vierzig herab gekommen, welche meistens vor den Thoren großer Städte lagen.

Die Beschreibung des kaiserlichen Schlosses zu Jedso ist bereits in dem Tagebuche des nurbesagten Reisenden angeführet worden.

Landstraßen, und ihre Bequemlichkeit.

Auch wird man aus seiner Beschreibung der Landstraßen, dazu ihm seine erste Reise nach Hofe Gelegenheit gab, einen hohen Begriff von diesem Stücke der japonischen Polizey erlanget haben. Er hat angemerket, es wären nicht nur die Landschaften, sondern auch die kleinern Bezirke durch sehr schöne Heerstraßen von einander abgesondert; die meisten wären so breit, daß zween Fürsten oder große Herren, ohne die geringste Unordnung vor einander vorbey ziehen können, ihr Gefolge mag so zahlreich seyn, als es will: ferner sey auf den starkbewohnten Inseln die Länge des Weges sehr ordentlich angemerket, und mache man den Anfang zu zählen bey der großen Brücke zu Jedo, welche den Namen Niponba, das ist die japonische Brücke, als ein ihr eigenes Vorrecht führet. An dem Ende einer jedweden Landschaft und eines jedweden Bezirkes, ersieht man aus einer Aufschrift mit großen Buchstaben, wie der Bezirk und das Amt heiße, darinnen man sich befindet, und wie viel japonische Meilen man nach dem nächsten Schlosse oder der Stadt habe. Alle Wege, sogar die geringsten, sind mit Tannen bepflanzet, und mit Springwassern kühle gemacht. Gleichfalls sind Gräben und Canäle dabey angebracht, in welchen das Wasser in tiefer liegende Gegenden ablaufen kann. Wasser aus den höher liegenden Gegenden wird durch Dämme abgehalten, daß es seinen Lauf nicht dahin nehmen, noch den Weg überschwemmen möge. Der Schnee ist das einzige, dagegen man kein zureichendes Mittel ausgefunden hat, ungeachtet seine Menge im Winter gewaltige Beschwerlichkeit verursachet. Uebrigens liegt diese zum gemeinen Besten abzielende Arbeit allemal den nächsten Dörfern auf dem Halse. Die Landstraßen werden alle Tage gereiniget. Ist eine hohe Standesperson auf der Reise begriffen: so gehen einige Beamten, die sonst nichts anders zu thun haben, voraus, und machen Anstalt, daß alles in gehöriger Ordnung seyn möge. Von einer Weite zur andern liegen große Sandhaufen in beständiger Bereitschaft, damit man die vom Regen ausgeschwemmte Lücken ergänzen, und die Pfützen ausfüllen könne. Für die großen Herren und Statthalter werden alle drey Stunden Weges weit, Laubhütten aufgerichtet, und mit allem, was die Beschwerlichkeit der Reise vermindern kann, versehen. Unterdessen darf man nicht meynen, als ob alle diese Anstalten dem Landmanne großen Aufwand verursachten. Im Gegentheile, so kann er alles, was die Heerstraßen unrein machet, zu seinem Nutzen anwenden. Die Baumzweige dienen ihm zum Brennholze, welches in einigen Landschaften sehr selten ist; die Früchte, die man nicht ißt, und alle übrige Unreinigkeiten dienen zur Besserung seiner Felder. Er läßt sich auch zum Wegschaffen derselbigen nicht lange nöthigen. Man hat über die allersteilesten Felsen Wege angeleget; man hat über alle Flüsse, da es nur möglich fiel, Brücken gebauet, und es beschreibt Kämpfer eine von vierzig Jochen und vier hundert Schritten in die Länge; die meisten sind von Cedernholze, einige von Steinen, fast alle miteinander aber mit einem schönen Geländer eingefasset, das an beyden Seiten mit einer Reihe großer kupferner Kugeln gezieret ist.

Reisekleider.

Auf ihren Reisen tragen die Japoner eine gewisse Gattung Beinkleider, welche bis an die Knie ungemein weit sind, hernach aber bis an die Knöchel immer enger zulaufen.

A

Beschreib. von Japon.

An beyden Seiten haben sie einen Schlitz, darein man die beyden Enden des langen Rockes stecket, weil er sonst das Gehen sehr beschwerlich machen würde. Doch tragen auch einige eine Gattung eines Leibrockes oder kurzen Mantels, und andere machen ihre Niederkleider nicht so lang, daß die Schienbeine davon bedeckt würden, sondern ersetzen diesen Mangel auf andere Weise, indem sie nämlich das Bein von den Knien bis an den Fuß mit breiten Bändern bewinden. Die Bedienten und Lastträger schürzen sich bis an den Gürtel auf, ohne zu erwägen, was die Schamhaftigkeit darzu sagen möchte oder nicht. Ungeachtet man in Japon überhaupt nicht aus dem Hause geht, ohne einen Windfächer in die Hand zu nehmen, so hat doch der Reisefächer darinnen etwas besonders, daß die Namen der Straßen und Wirthshäuser darauf stehen. Nebst dem versorget man sich auch mit kleinen Büchelchen, die man unterweges zu kaufen bekömmt, und den Preis der Lebensmittel daraus ersieht *n*).

Pferdesättel

Kämpfer machet sich eine Lust daraus, das japonische Reitwerk zu beschreiben. Der Sattel ist von Holze, ganz schlecht weg und ohne Vertiefung, und wie er saget, den schwedischen Postsätteln ziemlich ähnlich. Damit er aber dem Pferde nicht wehe thun möge, so wird ein kleines Polster untergeleget, und übrigens ist eine Schabracke, mit des Reiters Wapen oder einem andern Merkmaale daran. An beyden Seiten hängt ein grobes Tuch herab, das bey schlimmem Wetter unter dem Bauche des Pferdes zusammen geheftet wird, um das Thier vor dem Bespritzen mit Schlamme zu verwahren. Sein Kopf ist mit einem Netze bedecket, dessen Fäden zwar zart, doch aber hinlänglich sind, es gegen die Fliegen, davon man in Japon viel ausstehen muß, zu vertheidigen. Am Halse, am Brustriemen, und sonst hin und wieder, hängen Schellen. Ueber den Sattel wirft man zween Riemen, woran zween Mantelsäcke, einer auf der rechten, der andere auf der linken Seite, im Gleichgewichte hängen. Damit sie sich aber nicht verrücken, so kömmt ein sehr dünnes Kästchen oben darauf, das auf dem Kreuze des Pferdes aufliegt, und mit Riemen an dem Sattel festgeschnallet wird. Dieses Kästchen kann geöffnet werden, ohne daß man es losschnallen oder abnehmen dürfte, und leget man allerley Sachen hinein, welche dem Reuter unterweges etwa nöthig fallen. In den leeren Raum, zwischen beyden Mantelsäcken, leget man ein Polster, oder sonst etwas weiches, worauf der Reuter sitzt, und entweder die Beine eben also, als wenn er zu Hause auf seiner Matte säße, kreuzweise übereinander schlägt, oder wenn es ihm bequem dünket, sie herab hängen läßt. Dabey muß er ungemein gut Achtung geben, daß er ja recht genau im Mittelpuncte sitzen bleibe, weil er im widrigen Falle entweder herab stürzen, oder das Pferd wohl selbst über den Haufen fallen möchte, indem es unter dem wunderlichen Aufgepacke, nichts weniger als seine Gemächlichkeit findet. Wo der Weg schlimm ist, da muß ein Bedienter das Kästchen fest halten, weil es hinwiederum die ganze übrige Last fest halten muß. Ein Japoner, der auf die itztbeschriebene Weise zu Pferde sitzt, mit einem großen Strohhute auf dem Kopfe, und einem umgehängten Mantel von lackirtem Papiere, welcher Mann und Pferd bedecket, und sie beyderseits gegen die Sonnenstralen und die beschwerliche Witterung schützet, der machet fürwahr einen höchstseltsamen Anblick. Den Zaum rühret er niemals an, sondern es hält ihn ein Bedienter, der gleich bey des Pferdes Kopfe nebenher läuft. Zwar führet ein Vornehmer, wenn er seines

Abbildung eines Japoners zu Pferde.

n) Den in Japon befindlichen Holländern ist es nicht erlaubt, diese Lebensmittel zu kaufen. Ebend. a. d. 300 S.

Beschreib. von Japon.

Gleichen besuchet, den Zügel selbst, allein das Pferd wird nichts destoweniger von einem oder zween Bedienten geleitet, welche das Gebiß halten. Weil die Steigbügel sehr kurz sind, so hängt nach Art der Tatarn, auf jeder Seite ein breites Leder am Sattel. Die Bügel selbst sind entweder von Eisen, oder von einem gewissen Metalle, Sowansa genannt, sehr dick und schwer, auch an Gestalt einer Fußsohle ziemlich ähnlich. Auf einer Seite stehen sie offen, damit man den Fuß desto leichter losmachen kann; übrigens sind sie artig gemacht, und mit Silber eingeleget. Der Zügel ist von Seide, und an das Gebiß festgebunden *o*). Oben ist schon bemerket worden, daß der Japoner nicht seitwärts, sondern bey der Brust und zur Rechten aufsitze, welches einem, der keine große Gelenksamkeit besitzt, sehr unbequem fällt.

Norimons und Cangos.

Man hat in Japon auch noch eine andere Weise zu reisen, welche zwar prächtiger als die vorige, aber auch kostbarer ist. Sie besteht in einer Gattung von Sänften, die man zwar auch in der Stadt gebrauchet, und entweder durch seine Bedienten, oder durch andere Menschen, deren Handwerk es ist, tragen läßt. Besagte Sänften sind von zweyerley Art. Der Vornehmen ihre nennet man **Norimons**, die andern **Cangos** *p*). Nichts ist kostbarer, noch läßt etwas prächtiger, als ein schöner **Norimon**, absonderlich ein solcher, dergleichen man in Städten zum Besuchen, oder bey feyerlichen Aufzügen gebrauchet.

Ihr Unterschied.

An Gestalt sind sie von den **Cangos** wenig unterschieden, ja einige sonst an gar nichts, als an den Stangen, damit man sie trägt. Eine **Cangosstange** ist ohne weitere Zierrath, stark, aus einem einzigen Stücke, und kurz. Eine **Norimonsstange** hingegen, ist größer, schön gezieret, hohl, und besteht aus vier schmalen und dünnen hölzernen Leisten, welche sauber zusammengefüget, wie ein Bogen gekrümmet, und sehr leicht sind. Ihre Dicke und Länge ist durch kaiserliche Verordnungen festgestellet, und nach dem Stande der Person eingerichtet, wiewohl man es in diesem Stücke mit dem Frauenzimmer nicht so gar genau nimmt. Das Inwendige eines **Norimons** ist ein längliches Viereck, von artig in einander geflochtenem Bambusrieth, und solcher Größe, daß man ausgestreckt darinnen liegen kann, dabey ist es lackiret, auch zuweilen mit den schönsten Gemälden gezieret. Eine solche Sänfte hat nicht mehr als zwey Seitenfenster neben einander. Regnet es, so ziehet man dergleichen lackirtes Papier vor, als man zu den Reutmänteln gebrauchet, und das den Regen aushält. Ferner kennet man den Stand der Person, die in einem **Norimon** getragen wird, an der Zahl der Träger, und an der Weise, wie sie die Stangen halten. Sitzt ein Prinz von Geblüte oder ein anderer Fürst darinnen, so legen sie die Stange auf die flache Hand, sonst aber, und bey geringern Personen, auf die Achsel. Sie sind alle mit einander in die Leibfarbe ihres Herrn gekleidet, und auf Reisen ist ihre Anzahl so groß, daß sie einander ablösen können. Es giebt **Cangos**, die, was das Reisen betrifft, auch so gar von vornehmen Personen lieber gebrauchet werden, als die **Norimons**, ja die man im Gebirge nothwendiger Weise gebrauchen muß. Sie sind klein, und man hat keine sonderliche Bequemlichkeit darinnen, weil man gebücket, und mit geschränkten Beinen sitzen muß. Kämpfer vergleicht sie mit Körben, gleichwie es ihr Name auch anzeiget. Die Seiten sind flach und der Boden rundlicht. Die kleinesten haben im schlimmen Wege drey Träger. Vermittelst einer solchen Sänfte, ist man im Stande, solche Orte zu bereisen, da ein Pferd nimmermehr fort kommen könnte.

Wollen

o) Ebendas. a. d. 302 und vorherg. S.

Beschreib. von Japon.

Weise zu Wasser zu reisen.

Wollen die Japoner auf einem Flusse, oder nur an der Seeküste hinschiffen: so gebrauchen sie gewisse Barken dazu, welche den rußischen Struben, damit man die Wolga von Moscow bis nach Casan befährt, nicht uneben gleichen. Die Segel sind halb schwarz und halb weiß. Doch zum Ueberfahren über gewisse seichte, und dabey sehr schnelle Flüsse, gebrauchet man Flösse, mit einem platten und biegsamen Boden, also daß er dem Sande nachgiebt, und sachte darüber wegfährt. Alle japonische Schiffe und Kähne sind zwar überhaupt entweder von Tannen- oder von Cedernholze, es ist aber ihr Bau und ihre Gestalt bald so, bald anders beschaffen, nachdem es ihr Gebrauch erfordert. Die Lustschiffchen haben gleichfalls eine Gestalt, die sich für sie schicket. Die meisten müssen durch Ruder gezogen werden; doch sind sie sämmtlich mit einem doppelten Verdecke versehen. Das untere ist sehr niedrig und sehr flach; das obere ist vermittelst beweglicher Wände, in viele Zimmer abgetheilet, die ihre Fenster, und alle übrige Zierrathe und Bequemlichkeiten eines Zimmers haben.

Schiffe und Barken.

Die größten japonischen Schiffe sind die Kauffahrer, welche sich zwar niemals weit vom Reiche entfernen, doch aber die Reisenden oder Waaren, von einer Insel in die andere führen. Eine solche Reise hat, ihrer Kürze ungeachtet, viele Anmuth. Zwar sind die kleinen Eylande, die man auf einer solchen Fahrt alle Augenblicke antrifft, meistentheils unbewohnt und unfruchtbar; unterdessen findet man doch allemal ziemlich bald eines, von welchem man zum Voraus versichert ist, es habe einen guten Hafen, süßes Wasser, einige zum Anbaue geschickte Felder, folglich auch eine gewisse Anzahl Einwohner. Nebst dem fehlet es ihnen nicht an Holz, und es machet der Anblick ihrer Küsten einzig und allein schon die Spatzierfahrt angenehm. Zwar bemerket Kämpfer, man müsse sehr zuverläßig wissen, wie das Wetter beschaffen seyn werde, ehe man sich mit dergleichen zerbrechlichem Gemächte auf eine so stürmische See, als die japonische ist, wagen dörfe; unterdessen verbiethen die Reichsgesetze, seit ungefähr einem Jahrhunderte, stärkere Schiffe zu bauen, als die jetzigen wirklich sind, ungeachtet sie die Waaren weder gegen das Regenwasser, noch gegen das Spritzen der Wellen in Sicherheit setzen. Allein die Staatslist der Kaiser will ihren Unterthanen auf diese Weise alle Versuchung, weite Reisen zu unternehmen, abschneiden. Das Hintertheil ist ganz offen, und dermaßen leicht gebauet, daß man bey dem geringsten Winde entweder eine Verdeckung suchen, oder doch wenigstens den Anker auswerfen, und die Segel einnehmen muß. Mit einem Worte, die Wilden in Canada und Florida dürfen, wie der Geschichtschreiber von Japon anmerket, bey ihren Kähnen von Baumrinde, und bey ihren schlechtesten Pirogen, bey weitem nicht so viel auf das blinde Glück ankommen lassen, als die Japoner bey ihren größten Schiffen.

Die gewöhnliche Länge eines solchen Schiffes ist vierzehn Klafter, und die Breite vier. Von der Mitte bis an den Schnabel laufen sie spitzig zu, und beyde Enden des Kieles stehen merklich über das Wasser empor. Der Bauch ist nicht, wie bey den europäischen Schiffen, ausgewölbt, sondern der Theil, welcher im Wasser ist, geht beynahe in ganz gerader Linie fort. Das Hintertheil ist breit und flach, und hat in der Mitte eine Oeffnung, die bis auf den Raum hinab geht, und durch welche man das Inwendige des Schiffes, beynahe völlig erblicket. Besagte Oeffnung wurde eigentlich nur deswegen erfunden, damit man das

p) Norimon heißt Stuhl, Cangos, Korb oder Tragkorb.

Beschreib. von Japon.

das Steuerruder desto bequemer führen konnte; nachgehends aber als man allen Ausländern den Eingang ins Reich versperrete, wurde sie, um auf diese Weise alles Auslaufen der japonischen Schiffe in die hohe See zu verhüten, durch ein ausdrückliches Gesetz, zu machen anbefohlen. Das Verdeck geht am Hintertheile etwas in die Höhe, an den Seiten aber wird es breiter. Die Bretter, daraus es besteht, sind weder fest genagelt, noch sonst mit einander verbunden, und steht es, wenn das Schiff seine völlige Ladung hat, dem Wasser beynahe gänzlich gleich. Oben darauf ist eine eines Manns hohe, und beynahe eben so lange Hütte, als das Verdeck selber ist, indem sonst nirgend, als bey dem Schnabel, ein kleiner Platz unbedeckt bleibt, in welchem man die Anker und Thauen verwahret. Besagte Hütte steht auf jedweder Seite ungefähr zween Schuh weit über das Schiff heraus, und hat rings herum Fenster. Hinten ist sie durch bewegliche Wände und Thüren in kleine Kämmerchen für die Reisenden abgetheilet, und die Böden derselbigen mit Matten beleget. Die hinterste Kammer wird allemal für den vornehmsten Platz gehalten. Die Decke, oder das oberste Verdeck, ist etwas flach, und die dazu gehörigen Bretter wohl zusammengefüget. Regnet es, so läßt man den Mastbaum auf dieses Verdeck niederfallen, und breitet entweder das Segel, oder auch Strohmatten darüber aus, damit die Matrosen nicht naß werden.

Segel, Thauen und Ruder.

Die japonischen Schiffe führen nicht mehr, als ein einziges, sehr großes und aus Hanfe gesponnenes Segel. Gleichfalls haben sie nicht mehr, als einen einzigen Mast, welcher nicht gerade in der Mitte, sondern fünf bis sechs Schritte weiter gegen das Hintertheil steht. Er ist eben so lang, als das Schiff, und wird mit Seil und Kloben aufgezogen und niedergelassen. Die Anker sind von Eisen, aber die Thauen von Strohe geflochten, wiewohl sie weit stärker halten, als man gedenken sollte. Jedwedes Schiff hat dreyßig bis funfzig Ruderknechte, welche in beständiger Bereitschaft sind, den Mangel des Windes zu ersetzen. Sie sitzen im Hintertheile des Schiffes auf Bänken, und rudern sehr tactmäßig, entweder nach der Melodie eines Liedchens, oder nach einem andern abgemessenen Laute; sie strecken die Ruder nicht gerade aus, noch zertheilen sie die Oberfläche des Wassers damit, wie die Europäer, sondern sie stoßen das Ruder bleyrecht hinein, und ziehen es wieder heraus. Es ist auch diese Weise nicht nur besser, sondern auch lange nicht so beschwerlich, als die unserige, absonderlich in einem Lande, wo die Schiffe wegen der engen Canäle, sehr nahe neben einander vorbey streichen, und die Ruderknechte sehr hoch sitzen. Um eben dieser Ursache willen, sind die Ruder auch etwas gebogen, und in der Mitte mit einem Gelenke versehen, damit sie dem Drucke des Wassers nachgeben, und desto leichter herauszuziehen sind. In allen diesen Fahrzeugen sind die Zimmerstücke und Bretter mit kupfernen Klammern und Bolzen, an einander gefüget. Der Schiffsschnabel ist mit einer Fransenschleife gezieret, die aus lauter schwarzen Schnüren besteht. Vornehme Personen lassen für sich ein tuchenes Zelt mit ihrem Wapen aufschlagen, hinter selbigem, und neben dem Steuerruder, stecket ihr Spieß, als das Merkmaal ihrer tragenden Gewalt, und auf der andern Seite des Ruders, die Windfahne der Steuerleute. Sobald man vor Anker liegt, wird das Steuer abgenommen, und es dienet statt einer Brücke, darauf man zu der vorbesagten Oeffnung im Hintertheile zum Schiffe heraus, und ans Land tritt *q*).

Posten.

In den vornehmsten Dörfern sind zum Besten der Reisenden Posten angeleget, welche dem Dorfsherrn gehören, und **Siuku** heißen. Man wird vermittelst dieser Anstalt zu

q) Kämpfer a. d. 317 und vorherg. S.

zu jeder Zeit, und um einen bestimmten Preis, nicht nur mit einer hinlänglichen Anzahl Pferde, Träger und Bedienten, sondern auch überhaupt mit allem, was zur geschwinden und bequemen Fortsetzung der Reise nöthig ist, versorget. Gemeiniglich beträgt die Länge einer Poststation nur anderthalb englische Meilen, niemals aber mehr als vier. Kämpfer zählete zwischen Osaka und Jeoo sechs und funfzig Stationen. Ueberall findet man Schreiber und Buchhalter, welche alles, was von Tage zu Tage da vorgeht, fleißig aufzeichnen; imgleichen halten sich Bothen da auf, um die kaiserlichen Ausschreiben und Befehle weiter und bis auf die nächste Post zu bringen. Sobald diese Schreiben ankommen, werden sie in eine schwarzlakirte und mit dem kaiserlichen Wapen bezeichnete Büchse gelegt; diese Büchse hängt der Bothe an einem Stabe über die Achsel, und wandert damit fort, hat aber allemal noch einen andern zur Gesellschaft bey sich, welcher seine Stelle vertritt, wenn ihm ein Zufall begegnen sollte. Alle Reisende, wes Standes und Ansehens sie übrigens seyn möchten, müssen diesem Bothen Paare ausweichen, so bald es mit einem bey sich habenden Glöckchen das Zeichen giebt.

Kaiserliche Bothen.

In den Posthäusern wird niemand beherberget: es ist aber weder an den Landstraßen überhaupt, noch insonderheit an solchen Orten, wo Posten sind, Mangel an Gasthöfen. Zwar haben sie alle miteinander zwey Stockwerke, doch ist das untere nicht wohl zu etwas anders, als zu Vorrathskammern, dienlich. Die Breite dieser Häuser ist nicht größer, als eines gemeinen Hauses, aber die Tiefe beträgt zuweilen wohl vierzig Klaftern, und haben sie gemeiniglich auch einen Tsuboo, das ist einen Garten mit einer angeweißeten Mauer. Es sind diese Häuser mit einer großen Menge Fenster, die Fenster aber bloß mit einem Gitter versehen, das den ganzen Tag offen steht. Ist nun nicht etwan ein vornehmer Herr mit seinem Gefolge im Gasthofe abgetreten: so nimmt man die beweglichen Wände, damit die Zimmer abgetheilet werden, weg: wornach man von der Gasse eine freye Aussicht durch das Haus, bis an das Ende vom Garten hat. Der Zimmerboden ist nur etwan anderthalb Klaftern hoch von der ebenen Erde erhaben; und weil er sowohl auf der Seite gegen die Straße als gegen den Garten über die Wand des Hauses heraussteht, so giebt er eine Bank oder einen Gang ab, der mit einem Dache bedecket wird, und worauf man herumgehen, oder sich niedersetzen kann. Die Reisenden können daselbst auch auf ihre Pferde steigen. Große Gasthöfe haben für vornehme Personen einen besondern Eingang, durch welchen sie in ihren Sänften den Einzug halten, und sich in die für sie bestimmten Zimmer begeben können, ohne daß sie nöthig hätten, durch das Forderhaus zu gehen, als welches gewöhnlicher Weise dunkel, unsauber, und dem Rauche aus der Küche unterworfen ist, zugeschweigen daß die Zimmer nur durch elende Gitter von einander unterschieden sind. Um dieser Ursache willen dienet es auch nur dem Hausgesinde, und den Reisenden zu Fuße zu ihrem Aufenthalte. Wer aber nur einigermaßen vornehm aussieht, der wird in das Hinterhaus gewiesen, wo die Reinlichkeit im höchsten Grade herrschet. Man sieht da nicht den geringsten Flecken, weder an der Mauer, noch an den beweglichen Zimmerwänden und auf den Böden. Es ist kein einziger Gasthof, der nicht seine Bad- und Schwitzstube haben sollte, und man wird eben so gut bedienet, als der vornehmste Herr in seinem Pallaste. Der Gast läßt auch allemal, ehe er abreiset, das Zimmer, darinnen er sich aufhielt, wieder ausscheuern. Weil das meiste Geräthe von dünnem Holze und dick lackirt ist: so wird es mit heißem Wasser ohne sonderliche Mühe gereiniget, und mit einem saubern Tuche abgetrocknet. Alle oben beschriebene Auszierungen eines Pallastes werden

Große Gasthöfe.

in

Beschreib. von Japon.

in einem Gasthofe gleichfalls angetroffen, absonderlich die Abtritte und Bäder, davon wir an diesem Orte eine Beschreibung mittheilen wollen, weil es Bewunderung verdienet, daß die Japoner in öffentlichen Wirthshäusern die Reinlichkeit so weit treiben.

Beschreibung der Abtritte und Bäder.

Der schmale Gang, welcher an dem Hause gegen den Garten hinausgeht, führet sowohl nach dem Abtritte, als nach dem Bade. Jener hat seinen Platz an einer Seite von dem Hintertheile des Hauses, und ist allezeit mit zwo Thüren versehen. Bey dem Eingange findet man allemal kleine neue Matten, zum Gebrauche derjenigen, welche nicht Lust haben, den Boden mit bloßen Füßen zu betreten, ungeachtet man ihn beständig sehr reinlich und trocken hält. Man setzet sich nach asiatischer Weise, auf ein in den Boden eingeschnittenes Loch, unter welchem Häckerling hingeschüttet wird, darinnen die Unreinigkeit sogleich verschwindet. Sobald vornehme Personen im Gasthofe ankommen, überzieht man die Bretter rings um das Loch, die Riegel an beyden Thüren, und sonst alles, was man etwa mit der Hand berühren möchte, mit reinem Papiere. Nicht weit davon steht ein Becken voll Wasser, zum Waschen. Es besteht aus einem ungleichen länglichten Steine, welcher an seinem obern Theile in Gestalt eines Schwankkessels ausgehauen ist. Dabey hängt ein Eimer von Bambus, mit einem schönen Tannen- oder Cypressenbrette zugedecket, welches nach jedesmaligem Gebrauche mit einem frischen Handgriffe versehen wird.

Froo und Cifroo.

Das Bad ist gemeiniglich zu hinterst im Garten, und von Cypressenholze gebauet. Es begreift ein sogenanntes **Froo**, das ist, eine Schwitzstube, nebst einem **Cifroo**, oder warmen Bade in sich. Beydes wird gegen Abend geheizet und zurecht gemachet, weil es der Gebrauch also mit sich bringt, daß man zu Ende des Tages badet und schwitzet. Ein Japoner ist im Augenblicke ausgekleidet, er darf nur seinen Leibgürtel losmachen, und sich schütteln, so fallen ihm alle Kleider auf einmal vom Leibe, doch mit Ausnahme einer schmahlen Binde, die er auf bloßer Haut trägt, und die Mitte des Leibes damit bedecket. Der **Froo**, oder die Schwitzstube, ist ein viereckigter Kasten oder Stübchen, drey bis vier Schuhe hoch über dem Zimmerboden an die Wand gebauet. Seine Höhe beträgt nicht völlig eine Klafter, die Länge aber, sowohl als die Breite, wenigstens anderthalb Klafter. Sein Boden besteht aus glattgehobelten, und einige Zolle weit von einander gerückten Latten, damit nicht nur der von unten aufsteigende Dampf eindringen, sondern auch das Wasser, damit man sich wäscht, ablaufen möge; man steigt oder kriecht vielmehr durch ein niedriges Thürchen hinein. Noch ist an jedweder Seite ein Loch, durch welches die überflüßige Feuchtigkeit wegdampfet. Der leere Raum zwischen dem Schwitzkasten und dem Estriche, ist mit einer Mauer umschlossen, um die Wärme beysammen zu halten. Gerade unter dem Schwitzkasten ist der Feuerheerd, es ist aber die Oeffnung vor das Feuer auf der Seite gegen das Bad vermachet, damit der Rauch nicht hinein schlagen kann; hingegen geht ein Theil des Heerdes oder des Feuerlochs bis in den Hof hinaus, und an diesem Orte wird das Wasser und die nöthigen Kräuter hinein gethan. Sobald das Feuer brennet, verschließt man den nur erwähnten Theil des Loches mit einem Brette, damit die Feuchtigkeit und die Dämpfe sich durch den innern zugedeckten Theil des Feuerloches in den Schwitzkasten ziehen müssen. Man findet allezeit zwo Badewannen voll Wasser, eine mit warmem, die andere mit kaltem r) in Bereitschaft.

Ueber

r) Kämpfer a. d. 331 und 339 S. Es mangelt dieser Beschreibung einigermaßen die Deutlichkeit, vielleicht aber liegt die Schuld nur an Kämpfers Uebersetzern.

Ueber die nur erwähnten prächtigen Gasthöfe, findet man auf allen Landstraßen eine große Anzahl kleiner Wirthshäuser, nebst einer unendlichen Menge Schenken, und Garküchen, darinnen man Gebratenes, Gebackenes und Zuckerwerk verkaufet. Ja man findet sie sogar mittenim Walde, und auf dem Gebirge, also daß einer, der zu Fuße reiset, zu aller Zeit, und um wohlfeilen Preis, etwas warmes zu essen; imgleichen Thee, Saki oder ein anderes Getränk haben kann. Auch das allerschlechteste unter dergleichen Häusern hat etwas, das einem Reisenden Lust zum Einkehren machet. Es ist zum Beyspiele ein Lust- oder Baumgarten dabey, in welchem man von der Straße allerley schöne Bluhmen erblicket, oder ein helles Wasserbächlein, das von dem nächsten Felsen herabfällt, und den Wandersmann anlocket, sich in den Schatten dabey hinzusetzen. Zuweilen werden große mit blühenden Baumzweigen besteckte Töpfe in einer artigen Ordnung hingestellt: zuweilen erscheint ein wohl aufgeputztes Mägdchen, und streicht die Anstalten zur guten Bewirthung mit großer Beredsamkeit heraus. Der Braten stecket an einem Spieße von Bambus, und wird an einem offenen Orte warm erhalten: also, daß man ohne den geringsten Verzug bedienet werden kann. Sobald der Wandersmann von ferne erscheint, wird das Feuer angezündet, damit er gedenken sollte, der Braten sey nur eben gar geworden. Dabey höret man nichts als Singen, Lachen, und die Waare herausstreichen. In den Garküchen verkaufet man gewisse runde Kuchen, Mansje genannt: sie sind in der Größe eines Hühnereyes, inwendig zuweilen mit Mehle von schwarzen Bohnen und Zucker angefüllet, und ist ihr Gebrauch von den Portugiesen an die Japoner gekommen. Ferner findet man da Kuchen von der Kaadwurzel, welche auf dem Gebirge wächst, in runde Scheiben geschnitten, geröstet, und hernach eine Sulze daraus gemacht wird; imgleichen Schnecken, Austern, allerley Gattungen Fische, entweder abgesotten oder mit Salze eingemacht; chinesische Laxe, oder eine Art dünnen Brey aus einem Teige von feinem Weizenmehle, der in lange dünne Stückchen zerschnitten, und im Ofen gebacken wird; alle Gattungen Gewächse, Wurzeln und Kräuter, welche die Jahreszeit liefert, auf das sauberste gereiniget, und mit Salze und Wasser gekochet; und endlich eine Menge anderer, dem dasigen Lande eigener Speisen, welche nach Kämpfers Anmerkung zu einem Beweise von der ehemaligen Armuth der Japoner, und von der natürlichen Unfruchtbarkeit des Landes, ehe es durch unermüdeten Fleiß in die gegenwärtigen Umstände gesetzet wurde, dienen. Die gewöhnliche Brühe über alle diese Speisen ist ein wenig Soye mit Saki vermischet. Die Schüssel wird mit Sansjoblättern oder einigen Stückchen Ingwer und Limonienschaale gezieret. An dem Zuckerwerke findet gemeiniglich das Auge größere Lust, als die Zunge, und es ist über dieses so hart, daß man es kaum zerbeißen kann. Von dem Thee, so wie er in eigenen Buden, die man alle Schritte weit findet, ausgeschenket wird, ist eben so wenig viel Wesens zu machen. Denn er besteht nur aus den allerbreitesten Blättern, die man auf die dritte Lese versparet, und so lange an der Staude hängen läßt, bis man die jüngsten und zärtesten schon zweymal ausgesucht hat. Sie werden nicht gleich dem grünen Thee gerollet und gekrauselt, sondern nur in einer Pfanne geröstet, in Strohkörbe geschüttet, und an das Loch, wo der Rauch seinen Ausgang nimmt, unter das Dach hingestellet. Der gemeine Mann hält diesen Thee zum beständigen Gebrauche für gesunder, als die jungen zarten Blätter, daran die Reichen sich ergötzen; nebst dem wird auch der Thee ohne große Weitläuftigkeit daraus zubereitet; man nimmt nur eine Hand voll Blätter, wirft sie in einen großen eisernen Kessel, und läßt sie kochen. Zuweilen bindet man sie in ein Säckchen, oder leget sie in ein

Beschreib. von Japon.

Kleine Wirthshäuser.

Speisen darinnen.

Gemeiner Thee.

Beschreib. von Japon.

Körbchen, und läßt solches auf dem kochenden Wasser herum schwimmen. Unter diesen abgekochten Trank gießt man nachgehends kaltes Wasser, und überreichet ihn den Reisenden s).

Wie volkreich die Landstraßen sind.

Da man nun in Japon mit so großer Bequemlichkeit reisen kann: so ist es kein Wunder, wenn die Landstraßen eben also von Volke wimmeln, als große Städte. Es versichert Kämpfer, er habe den Tokaido viermal bereiset, welche auch zwar eine von den allergangbaresten Heerstraßen in Japon ist, und allezeit mehr Leute darauf angetroffen, als auf den Gassen der volkreichesten europäischen Stadt. Weil alle Fürsten und große Herren gehalten sind, das Jahr über einmal bey Hofe zu erscheinen: so müssen sie die Landstraßen nothwendiger weise zweymal betreten, nämlich wenn sie nach Jedo reisen, und wenn sie wieder nach Hause kehren. Diese Reise verrichten sie mit allem Prachte, den sie ihrem Stande und der Ehrerbiethigkeit gegen den Kaiser schuldig zu seyn vermeynen. Die vornehmsten Reichsfürsten haben zum öftern ein dermaßen starkes Gefolge bey sich, daß es die Länge von einigen Tagereisen auf der Landstraße einnimmt. Man begegnet dem Geräthe eines Fürsten, seinen Hausbeamten und Bedienten, die in viele Haufen vertheilet sind, gemeiniglich zween Tage nach einander. Den dritten Tag erscheint erst der Fürst selber, mit einer großen Hofstaat, die in schönster Ordnung einher zieht. Nach dem gemeinen Ueberschlage, besteht das ganze Gefolge eines von den vornehmsten Daimios, aus ungefähr zwanzigtausend Köpfen; eines Siomjo, aus zehntausend, und eines Statthalters in einer kaiserlichen Stadt oder Landschaft, nach Beschaffenheit seines Ranges und seiner Einkünfte, aus mehr oder weniger Hunderten. Ungeachtet nun die Landstraßen breit genug sind, daß man darauf fort kommen kann: so füget doch eine dermaßen große Menge den Siukus nothwendiger Weise großen Schaden zu; denn es ist manchesmal das allergrößte Dorf für das Gefolge eines einzigen Daimio nicht groß genug. Um nun diesem Unheile vorzukommen, lassen die Fürsten und großen Herren, sowohl den Siukus als allen auf ihrem Wege befindlichen Gasthöfen, ihren Anzug zum Voraus melden. Sobald diese Nachricht einläuft, richtet man in jedweder Stadt, Dorfe oder Weiler, das der Zug trifft, eine Tafel auf, woran mit großen Buchstaben zu lesen ist, an welchem Tage der vornehme Herr an dem bestimmten Orte zu Mittage speisen, oder übernachten werde t).

Ferner

s) A. d. 344 und vorherg. Seite.

t) Kämpfer erzählet die Ordnung, welche auf einem solchen Zuge beobachtet wird, nach aller Länge, und fährt sodann folgender Gestalt fort. „Es „ist in der That sehr artig und nicht ohne Be„wunderung anzusehen, wie eine solche Menge, „und sämmtlich (nur die Lanzen- und Norimons„träger nebst den Bedienten ausgenommen) in „schwarze Seide bekleidete Leute, mit einer wohl„anständigen Ernsthaftigkeit, und in der größten „Stille daher ziehen, indem man sonst nicht den „geringsten Laut höret, als das Geräusche der Klei„der, und das Auftreten der Pferde und Leute. „Hingegen kommt es einem Europäer auch sehr „wunderlich vor, wenn er die Lanzenträger und „Bedienten bis an den Gürtel aufgeschürzet sieht, „ohne daß sie zu Bedeckung ihrer Blöße sonst et„was als eine schmale Binde um sich hätten. Was „ihm aber noch wunderlicher, und zugleich sehr „lächerlich bedünket, das ist ein gewisser Gang, „oder die seltsamen Geberden, welche alle Edel„knaben, Bedienten und Träger der Lanzen, Son„nenschirme, Hüte, Fassanbaks oder Reisekasten „machen, wenn sie durch eine Stadt oder durch „ein ansehnliches Dorf, oder vor dem Gefolge ei„nes andern Fürsten oder vornehmen Herrn „vorbey ziehen. Denn sie schlagen sich bey jedwe„dem Schritte mit dem Fuße vor den Hintersten, „und strecken zugleich den Arm gegen die andere „Seite so weit von sich, als sie können, nicht an„ders als ob sie durch die Luft schwimmen woll„ten. Zu gleicher Zeit schütteln und bewegen sie „auch die Lanzen, Hüte, Sonnenschirme, Fassan„baks und was sie sonst tragen, auf eine sehr „wunder-



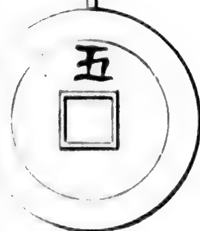
iter diesen ab-
Reisenden *).
kein Wunder,
Es versichert
den allergang-
, als auf den
Herren gehal-
ndstraßen noth-
wenn sie wie-
sie ihrem Stan-
Die vornehm-
daß es die Län-
n Geräthe eines
let sind, gemei-
t selber, mit ei-
gemeinen Ueber-
, aus ungefähr
tthalters in einer
seiner Einkünfte,
genug sind, daß
ge den Suikus
größte Dorf für
nheile vorzukom-
auf ihrem Wege
Nachricht einläuft,
eine Tafel auf,
me Herr an dem

Ferner

um sich hätten. Was
, und zugleich sehr
in gewisser Gang,
welche alle Edel-
ger der Lanzen. Sen-
aka oder Reisekasten
e Stadt oder durch
vor dem Gefolge et-
vornehmen Herrn
lagen sich bey jedwe-
e vor den Hintersten,
m gegen die andere
ie können, nicht an-
st schwimmen woll-
eln und bewegen sie
nnenschirme, Fassan-
agen, auf eine sehr
„wunder-

Japonische Münzen.

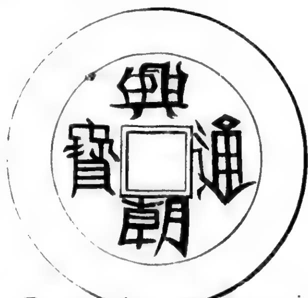


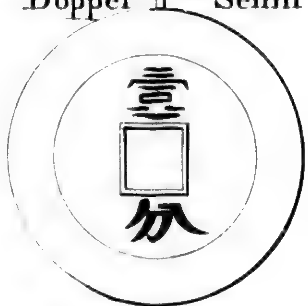


Senni.



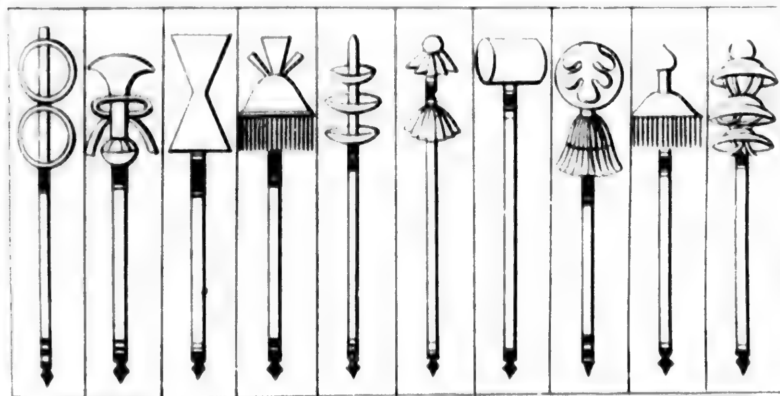
Schuit.





Doppel Senni.

hrenzeichen, die man den Fürsten und Großen vorträgt.



Ferner
ge Anzahl
von die meist
nige sind kra
gen, mit S
kelpossen, ei
zahl kurze W
Morgen bis
Strohschuhe
keiten zu Kau
ingleichen zu
Knechten, u
kommen.

Kämpf
Schwestern,
lich in der In
Welt hauptsä
zu Stande si
ge außen am
zuges. In
hen, machen
wenigstens dre
liche Gewohnh
chen in Japon
ten der vielen
segnen. Er
hauser zu erlau

„wunderliche u
„genen Leibes i
„monsträger
„seln auf, und
„legen die Nor
„tel, oder auf
„letztern Falle
„nun die Stan
„strecken sie den
„Hand beständ
„che, gleichw
„Schrittchen, d
„chen, eine bel
„le, die aber u
„der Fürst aus
„ein Haus ode
„gleichen man

Beschreib. von Japon.

Pilgrimme, Bettler, Krämer.

Ferner wächst die Menge der Leute auf den Landstraßen gar sehr, durch die gewaltige Anzahl Pilgrime und Bettler, sowohl von einem als von dem andern Geschlechte, davon die meisten zu irgend einer Brüderschaft, oder zu einem Mönchsorden gehören. Einige sind krank, andere frisch und gesund, und suchen entweder mit Bitten, oder mit Singen, mit Spielen auf der Geige, Zitter und andern Instrumenten, oder mit allerley Gaukelpossen, eine Gabe zu erhaschen. Noch wird das Gedränge durch eine unglaubliche Anzahl kurze Waarenkrämer, und Baurenkinder vermehret, welche den Reisenden von Morgen bis auf den Abend nachlaufen, und allerley schlechte Eßwaaren, Wegbüchelchen, Strohschuhe für Leute und Pferde, Stricke, Riemen, Zahnstocher, und andere Kleinigkeiten zu Kaufe anbiethen. Zuweilen begegnet man auch leeren Palankins und Cangos, ingleichen zurück gehenden Pferden, mit Sattel und Zeuge, nebst den dazu gehörigen Knechten, und da kann ein Fußgänger für ein schlechtes Trinkgeld, bis an die nächste Post kommen.

Huren und ihr Alter in Japon.

Kämpfer beschließt diese Beschreibung mit der unglaublichen Menge barmherziger Schwestern, davon kleine und große Gasthöfe, die Theebuden und Garküchen, absonderlich in der Insel Nipon, zu allen Stunden des Tages wimmeln. Doch zeigen sie sich der Welt hauptsächlich nur um den Mittag, wenn sie mit ihrem Aufputze und Anstriche völlig zu Stande sind. Sie stehen meistens vor der Thüre, oder sitzen auf dem schmahlen Gange außen am Hause, und ersuchen die Reisenden mit vieler Höflichkeit um die Ehre des Vorzuges. In den Postdörfern, wo gemeiniglich viele Gasthöfe nicht weit von einander stehen, machen diese Weibespersonen ein sehr verdrießliches Gelärme. Es sind ihrer allemal wenigstens drey in einem einzigen Hause, ja zuweilen wohl sechs bis sieben. Diese schändliche Gewohnheit ist uralt u). Man schreibt ihren Ursprung dem ersten weltlichen Monarchen in Japon, dem berühmten Joritomo, zu; denn er besorgte, seine Kriegesleute möchten der vielen Feldzüge endlich überdrüßig werden, und sich zu ihren Weibern nach Hause kommen. Er fand also kein besseres Mittel, sie bey sich zu behalten, als öffentliche Hurenhäuser zu erlauben.

„wunderliche und mit den Bewegungen ihres eigenen Leibes übereinstimmende Weise. Die Norimonsträger streifen ihre Aermel bis an die Achseln auf, und gehen mit bloßen Armen. Sie legen die Norimonsstangen entweder auf die Achsel, oder auf die flache Hand; halten sie aber im letztern Falle über den Kopf empor. Indem sie nun die Stange dergestalt in die Höhe halten, strecken sie den andern Arm aus, und geben der Hand beständig eine wagerechte Stellung, welche, gleichwie auch die kleinen abgemessenen Schrittchen, die sie mit steifen Knien dabey machen, eine besondere Vorsichtigkeit vorstellen sollte, die aber ungemein lächerlich läßt. So oft der Fürst aus seinem Norimon steigt, und in ein Haus oder in eine Laubhütte abtritt, dergleichen man auf dem ganzen Wege von einer „Weite zur andern, ausdrücklich für ihn aufrichtet, „bezahlet er den Wirth mit einem Cobang dafür. „Allein, was er für sein Mittags- und Abendessen „giebt, das beträgt weit mehr.„ A. d. 350 S.

u) Der Verfasser beschuldiget den Caron eines Irrthums, weil selbiger die Keuschheit der japonischen Weibespersonen so sehr herausstreichen will, und er vermuthet, er habe ihnen, seiner eigenen Frau zu Ehren, als welche eine Japoneserinn war, das Wort so trefflich geredet. Nach seinem Berichte wird in Japon das lüderliche Leben ohne den geringsten Scheu getrieben, und die Chinesen kommen ausdrücklich dahin, nur um die Lust recht zu genießen, die in ihrem eigenen Lande bey hoher Strafe verbothen ist: um dieser Ursache willen, fährt er fort, nenneten sie Japon das chinesische Hurenhaus. A. d. 362 S.

Beschreib. von Japon.

Der VII Abschnitt.

Handel in Japon mit Ausländern.

Erster Handel der Europäer mit den Japonern. Blühender Zustand der Portugiesen allda. Ursachen ihres Verfalles. Unbesonnenheit einiger Franciscaner und ihre schlimmen Folgen. Die Portugiesen finden noch einige Gnade. Man räumet ihnen Desima ein. Die Holländer suchen sie zu verdringen. Es glücket ihnen. Sie leisten dem Kaiser wider die Christen Beystand. Urtheil der Japoner davon. Versuch der Portugiesen, wieder hinein zu kommen. Ihre Gesandten werden geköpfet. Traurige Geschichte eines spanischen Schiffes. Anstalten der Japoner nach der Portugiesen Verjagung. Vortheile der Holländer davon. Eid wider sie. Wie genau man sie auf ihre Reise nach Hofe belauert. Wie übel sie daran sind. Waaren, die sie nach Japon bringen. Welche Waaren die Japoner am meisten lieben. Was die Holländer gewinnen; was sie da einkaufen. Verbothene Waare. Handlung der Chinesen nach Japon. Ursprung desselben. Einschränkung des chinesischen Handels. Beschreibung ihres Gefängnisses. Vergleichung ihres und des holländischen Zustandes. Ihre Märkte und Güter. Japonische Bücherbesichtiger. Kaufleute aus den Eylanden Riuku.

Erster Handel der Europäer mit den Japonern.

Man mag von der Entdeckung Japons, von Indien aus x), ein Urtheil fällen, was für eines man will: so sind doch die Portugiesen außer allem Streite die ersten gewesen, von welchen die Japoner europäische Waaren, nebst dem Lichte des Christenthums, empfingen. Zur selbigen Zeit war das Reich den Ausländern noch nicht verschlossen, noch stunden die Großen damals schon in der Unterwürfigkeit, darein sie nachgehends verfielen. Indem sie nun für Ausländer, die ihnen aus so weit entferneten Gegenden nicht nur eine neue Glaubenslehre, sondern auch allerley in Japon bisher unbekannte Kostbarkeiten brachten, eine große Liebe gewannen: so stieg der Portugiesen Glück in weniger Zeit, bis auf den höchsten Gipfel. Zwar fehlete es nicht an Verfolgungen, welche theils aus der Misgunst der dasigen Priester, theils aus Staatsbesorgnissen herrühreten: doch es vermochten selbige den Lauf des Evangelii nicht zu verhindern. Es fand dem ungeachtet immer mehr und mehr Anhänger, und dieses, nebst der Standhaftigkeit der Lehrer, machte eine große Menge Japoner nach dem Unterrichte begierig; sie wollten wissen, was das für eine Lehre sey, welche ihren Anhängern unter dem schmerzlichsten Leiden eine so große Freudigkeit mitzutheilen vermöge; und sobald sie es erfuhren, zeigten sie gleichen Eifer an sich, sie zu ergreifen y).

Hinderniß wegen der Religion.

Blühender Zustand der Portugiesen allda.

Indem nun die Ausbreitung des Handels und der Glaubenslehre einerley glücklichen Fortgang verspühreten: so heiratheten viel portugiesische Handelsleute die reichsten Mägdchen im Lande. Die andern aber, die nicht Lust hatten, sich ansäßig zu machen, schleppeten alle Jahre ungemeine Summen mit sich nach Hause. Ihr Gewinn an den europäischen Waaren betrug Hundert auf Hundert. Kämpfer handelt umständlich von ihrem erstaunlichen Gewinne, und gedenket unter andern eines kleinen portugiesischen Schiffes, das auf

x) Im 1542 oder 1549 Jahre. Man sehe oben den III Abschnitt. Die japonische Geschichte saget, das erste europäische Schiff, das an ihre Küste kam, habe den Anker vor Awa der Insel Tsikok gleich gegenüber ausgeworfen. Doch die Portugiesen behaupten, es habe in einem Hafen der Landschaft Bungo, welche nebst noch acht andern zu Kiusju gehöret, Anker geworfen.

y) Man sehe die neue japonische Geschichte.

z) Eine Tonne Goldes sind hundert tausend holländische Gulden. Es versichert Kämpfer, sie hätten lange Zeit jährlich über drey hundert Tonnen aus Japon weggeführet. Als es mit ihrer Handlung schon sehr auf die Neige gieng, das ist im 1636 Jahre führeten sie zwey tausend drey hundert und funfzig Kasten mit Silber von Nangasaki nach Meaco, das ist zwey tausendmal tausend drey hundert und funfzig tausend Taels. Im

auf einmal über hundert Tonnen Goldes mit sich wegnahm z). Die Ursache, warum sie allmälig herunter kamen, und endlich von den Holländern, die sich an ihre Stelle empor schwangen, gänzlich verdrungen wurden, müssen wir uns von eben diesem Schriftsteller sagen lassen. Der Verdacht, den man, was die römische Glaubenslehre betrifft, auf ihn, als einen Lutheraner werfen könnte, muß sogleich wegfallen, wenn man sieht, daß er den Holländern eben so wenig etwas verschweigt. Seltenes Beyspiel der Aufrichtigkeit, absonderlich in einer Sache, welche bis auf seine Zeiten in der Dunkelheit lag, und noch von niemanden so deutlich erkläret worden war! Beschreib. von Japon.

„Es haben mir viele glaubwürdige Japoner erzählet, saget er, die Portugiesen hätten „sich durch ihren Stolz und unersättlichen Geiz in Japon verhaßt gemacht; ja die Neu„bekehrten selbst hätten sich sehr darüber gewundert, und geärgert, daß ihre geistlichen Vä„ter es nicht bey der Seelensorge allein bewenden ließen, sondern ihre Augen zugleich auch „auf das Vermögen und Geld ihrer Zuhörer richteten. Noch mehr hat sie es verdrossen, „daß die Kaufleute, wenn sie ihre Waaren auf das theureste verkauft hatten, auch noch un„erträglichen Wucher trieben. Der große Reichthum, und der unvermuthete Fortgang des „Evangelii verleitete nicht nur die Weltlichen, sondern auch die Geistlichen zu großem Hoch„muthe. Die Häupter der Geistlichkeit a) hielten es ihrer Würde für unanständig, im„mer zu Fuße zu gehen, gleichwie Christus und seine Apostel gethan hatten; im Gegentheile „wollten sie in kostbaren Sänften getragen seyn, und eben solchen Pracht treiben, als der Pabst „und die Cardinäle zu Rom. Sie traten nicht nur die Großen des Reiches unter den Fuß, „sondern sie verlangten auch den Rang über sie. Es geschah einstens, daß ein portugiesi„scher Bischof einem Staatsrathe, der nach Hofe reisete, auf der Landstraße begegnete: „allein, er dünkete sich viel zu gut dazu, aus seiner Sänfte zu steigen, und dem vornehmen „Manne seine Ehrerbiethung zu bezeugen, gleichwie es der Landesgebrauch erfordert hätte. „Diese unverständige Aufführung, zu einer Zeit, da die Portugiesen bey weitem nicht mehr „in dem alten Ansehen stunden, mußte nothwendiger Weise sehr üble Folgen nach sich zie„hen. Der Staatsrath beklagte sich bey dem Kaiser, und schilderte den Hochmuth dieser „Ausländer mit solchen Farben ab, welche den Kaiser zu großem Unwillen bewegten. Diese „Begebenheit gieng im 1596 Jahre vor, und gleich im folgenden Jahre wurde die Ver„folgung der Christen mit großer Heftigkeit erneuert. Ursache ihres Verfalles.

„Doch ist auch wahr, daß die Bonzen oder japonischen Priester, bey Hofe „Oel ins Feuer gossen, weil es sie verdroß, daß ihre Tempel eingerissen, und ihre Gö„tzenbilder zerschlagen wurden. Nebst dem erweckte die Einigkeit und das gute Ver„ständniß der Christen unter sich allerley Verdacht, sowohl bey dem vorsichtigen Kaiser „Taico, als bey seinem Nachfolger dem Iyejas. Jener hatte die Krone bloß seinem „Muthe

1637 Jahre führten sie zwo Millionen hundert und zwey und vierzig tausend drey hundert und fünf und sechzig Taels davon, und im folgenden 1638 Jahre eine Million, zweyhundert und neun und funfzig tausend und drey und zwanzig Taels. Da ihre Handlung abnahm, schickten sie nur Galiotten nach Japon: allein, zur Zeit ihres blühenden Zustandes, brachten sie ihre Waaren in großen Schiffen II Th. a. d. 168. 169 S.

a) Kämpfer giebt niemanden die Schuld, als den Prälaten. Im Gegentheile redet er mit vieler Hochachtung, die an einem Protestanten zu bewundern ist, von dem ersten japonischen Apostel, dem Franz Xavier, und von allen Heidenbekehrern aus diesem Orden. Er saget, sie hätten sich durch große Demuth, tugendhaftes Leben, uneigennütziges Verfahren und Freygebigkeit gegen Arme und Kranke, in großes Ansehen gesetzt. A. a. O. a. d. 165 S.

Beschreib. von Japon.

„Muthe und seiner guten Aufführung zu danken; dieser hingegen der Verrätherey und einer strafwürdigen Bosheit; es war ihm folglich bey dem großen Fortgange des Christenthums, um so weniger wohl zu Muthe, weil nicht nur sein Pflegbefohlner Fide-Jori, des Taico einziger Sohn, den er vom Throne verdrungen hatte, sondern auch die meisten Hofleute, entweder wirkliche Christen oder doch der christlichen Lehre geneigt gewesen waren. Den Anfang machte ein kaiserlicher Befehl, welcher alle fernere Unterweisung in der Väter ihrer Lehre, worunter die Japoner die christliche verstunden, untersagte. Nachgehends bekamen die Statthalter und Großen im Reiche gemessenen Befehl, ihre Unterthanen, es sey nun mit Güte oder mit Gewalt zum ehemaligen Glauben zu bringen. Gleichfalls wurde es den Bewindhabern der portugiesischen Handelschaft auf das schärfste untersaget, auf ihren Schiffen einige Geistliche ins Land zu bringen; dahingegen die im Lande hin und her zerstreueten solches räumen sollten. Anfänglich kehrete man sich nicht so gar genau an dieses scharfe Geboth, sondern es brachten sowohl die Portugiesen, als die Castilianer, beständig frische Mannschaft von Heidenbekehrern, obgleich heimlich, ins Land. Allein als die Sache in diesen Umständen war, ereignete sich ein neues Unglück, das ihren gänzlichen Untergang beförderte.

Unbesonnenheit einiger Franciscaner, und schlimme Folgen davon.

„Der Statthalter zu Manilla schickte einige Franciscanermönche, mit dem Titel der Bothschafter, an den japonischen Hof. Diese nun predigten nicht nur, ungeachtet des kaiserlichen Befehles, ja wider alles Vorstellen und sehnliches Bitten der Jesuiten, öffentlich auf den Gassen zu Meaco, sondern ließen auch eine Kirche bauen.„ Nach Kämpfers Urtheile, konnte diese Unbesonnenheit sonst durch nichts entschuldiget werden, als durch ein heftiges Verlangen nach dem Märtyrertode, und durch die Lehre des Apostels: man müsse Gott mehr gehorchen, als den Menschen. Gleichwohl konnte man zugleich auch an den Fingern abzählen, eine dermaßen offenbare Verachtung der kaiserlichen Gewalt werde dem Christenthume eine unheilbare Wunde versetzen. Es hat auch wirklich die gleich darauf angegangene Verfolgung ihres Gleichen nicht in der Kirchengeschichte. Sie währete nicht nur beynahe vierzig Jahre, in welcher Zeit viele tausend Christen hingerichtet wurden, sondern sie endigte sich auch nicht anders, als mit der gänzlichen Ausrottung des Christenthums, und der ewigen Verbannung aller Portugiesen aus dem Reiche.

Die Portugiesen finden noch einige Gnade.

Unterdessen gieng allem Ansehen zu Folge, die Absicht der Kaiser anfänglich nicht dahin, dieses Urtheil über die ganze portugiesische Nation auszusprechen. Denn sie wollten die ausländischen Waaren und Seltenheiten, welche selbige ins Reich brachte, nicht gern missen. Daher verschonete man auch, als die nur erwähnte entsetzliche Verfolgung zu Ende lief, und die meisten portugiesischen und spanischen Mönche hingerichtet waren, die weltlichen Personen und Kaufleute, in der Absicht, die Handlung, als welche mit der Glaubenslehre nichts zu schaffen hatte, mit ihnen fortzusetzen. Zu diesem Ende legte man im [illegible] Jahre den Grund zu der Insel Desima, in dem Hafen zu Nangasaki, worauf itzt die Holländer ihren Sitz haben, und räumete sie den Portugiesen ein. Aber bald darauf machte ihnen eine Verschwörung gegen des Kaisers Leben den Garaus, weil man sie beschuldigte, sie hätten Antheil an selbiger genommen.

Man räumet ihnen Desima ein.

Wie ihnen die Holländer vor dem Hamen fischen.

Schon vor Ausgange des sechzehnten Jahrhundertes, und als die ostindische Handelsgesellschaft der Holländer gleichsam noch in der Wiege lag, stach ihnen der erstaunliche Gewinn

b) Man sehe die Reisebeschreibungen im VIII Bande dieser Sammlung.

Beschreib. von Japon.

winn, den die Portugiesen in Japon machten, gewaltig in die Augen, und brachte sie zu dem Entschlusse, sich in diesem Lande entweder fest zu setzen, oder doch wenigstens einen beständigen Ort zum Einlaufen für ihre mit Waaren beladenen Schiffe zu verschaffen, die sie jährlich dahin zu schicken gedachten *b*). Ihr erstes Waarenlager errichtete man zu Anfange des folgenden Jahrhundertes auf einer kleinen Insel, unweit der Stadt **Firando**, mit welcher sie auch vermittelst einer Brücke zusammen hing. Man nahm die Holländer um desto günstiger auf, weil sie geschworne Feinde der Portugiesen waren, die sich der Hof zu **Jedo** einmal für allemal vom Halse schaffen wollte. Im Gegentheile thaten auch die Portugiesen ihr Aeußerstes, sich diese gefährlichen Nebenbuhler vom Halse zu schaffen, und steckten sich zu diesem Ende hinter einige Große im Reiche, bey denen sie noch etwas galten. Doch alles Sträuben war vergeblich. Der Kaiser **Ijejas**, welcher nach seinem Tode zum Gongen gemacht wurde *c*), begnadigte die Holländer durch ein förmliches **Gosjanim**, das ist, durch einen feyerlichen Reichsschluß, mit der Handlungsfreyheit, in seinem ganzen Lande. Allein, nach seinem Ableben bathen die Holländer bey Hofe um die Erneuerung des Gnadenbriefes. Kämpfer beleget dieses Beginnen mit dem Namen einer Unbesonnenheit, und saget, sie hätten keinen andern Freyheitsbrief, als den alten, und für sie ungemein günstig eingerichteten, nöthig gehabt, weil die japonische Nation das Versprechen ihrer Vorfahren auf das genaueste zu erfüllen pflege. Unterdessen gewährete man sie zwar ihrer Bitte, allein unter allerley neuen, und bey weitem nicht mehr so vortheilhaften Bedingungen.

Die Holländer suchen sie zu verdrängen.

Indem dieses vorgieng, kam es mit den Portugiesen immer weiter auf die Neige; die Holländer hingegen thaten ihr Bestes, sich an ihren Platz zu schwingen. Sie spareten weder Mühe noch Geld, die Gnade des Kaisers zu gewinnen, und die Großen am Hofe auf ihre Seite zu bringen. Sie ließen das allerseltsamste und theureste, was in fremden Ländern zu finden war, aufkaufen, und machten Geschenke damit. Sie ließen aus den äußersten Gränzen von Europa, aus Persien und Indien, sonderbare Thiere und Kostbarkeiten kommen. Doch die Japoner misbrauchten diesen ungemeinen Gefälligkeitseifer ihrer treuergebensten und gehorsamsten Bundesgenossen, und verlangten allerley Thiere von wunderlicher Gestalt, dazu sie ihnen die Abrisse gaben, nicht anders als ob sie nur erdenken dürften, was sie wollten, so müßte es irgendwo in der Welt wirklich anzutreffen seyn, und die Holländer könnten es auftreiben. Mit einem Worte, die Begierde nach einem guten Gewinne, der aber auf die Gewogenheit einer eigensinnigen Nation ankam, brachte es bey den Holländern dahin, daß sie alle, auch die widerwärtigsten Befehle vollzogen.

Wie es ihnen glücket.

In solchen Umständen befanden sie sich, als ihnen unweit des Vorgebirges der guten Hoffnung, ein portugiesisches Schiff in die Hände fiel, worauf sie einige an den König von Portugall lautende Schreiben von dem Oberhaupte der Portugiesen in Japon, Namens **Moro**, einem gebohrnen Japoner und eifrigen Anhänger der christlichen Lehre, fanden. Diese Briefe schickten sie ohne Verzug an ihren sonderbaren Beschützer, den Fürsten von **Firando**, welcher sie dem Statthalter zu **Nangasaki**, einem Freunde der Portugiesen, der aber alle ausländische Geschäffte zu untersuchen und abzuthun hatte, unverweilet einlieferte. **Moro** wurde hierauf beym Kopfe genommen. Nun leugnete er zwar steif und fest, sowohl als alle übrige zu **Nangasaki** anwesende Portugiesen: allein, es war weder ihre Standhaftigkeit, noch das Ansehen des Statthalters vermögend, das obschwebende Gewitter von

c) Im 1611 Jahre.

Beschreib. von Japon.

von ihrem Haupte abzuwenden. Sie konnten, wofern man anders ihren Feinden glauben darf, weder Hand noch Siegel am Briefe leugnen *d*). **Moro** wurde zu einem grausamen Tode verurtheilet. Kämpfer setzet ohne Bedenken noch hinzu, man habe aus diesem Schreiben den Grund der ganzen Zusammenverschwörung der Portugiesen und japonischen Christen gegen des Kaisers Leben, und das Reich ersehen. Es stund darinnen, saget er, es fehle ihnen nur noch an den Schiffen und dem Volke, das man ihnen aus Portugall zu schicken versprochen habe; ferner waren die darein verwickelten Fürsten mit Namen genennet, und gemeldet, sie hofften, den päbstlichen Segen zu ihrer Unternehmung zu erhalten. Was die Holländer hiermit zu entdecken den Anfang gemachet hatten, das wurde nachgehends bestätiget, als ein japonisches Schiff noch ein anderes Schreiben des Hauptmanns **Moro**, an die Regierung zu **Meaco** auffing. Diese beyden Zeugnisse, wozu die Feinde der Portugiesen noch die heimliche Ankunft einer großen Menge Geistlichen setzeten, brachten den Kaiser dahin, daß er im 1637 Jahre, allen Ausländern den Eintritt in seine Lande, gleichwie hingegen seinen gebohrnen Unterthanen das Wegreisen aus selbigem, auf ewig untersagte *e*).

Was es ihnen kostet.

Ungeachtet dieses strengen Befehles, kämpfeten doch die portugiesischen Bewindhaber beynahe ganzer zwey Jahre lang gegen die angedrohete Gefahr, in Hoffnung man würde ihnen wenigstens erlauben, auf der Insel **Desima** zu bleiben, und ihre Handlung daselbst zu treiben. Der Kaiser schien auch wirklich zweifelhaftig, was er thun sollte, als man ihm vorstellete, die besagte kleine Insel liege außerhalb seines Reiches, folglich könnten die Portugiesen ohne Verletzung seines Befehles immer darauf wohnen. Doch, als die holländische Handelsgesellschaft zu gleicher Zeit die Versicherung gab, sie wollte ihm alle beliebige Waaren

eben

d) Kämpfer bringt hiervon weiter keinen Beweis bey. Es haben auch die Portugiesen diese Briefe beständig für untergeschoben ausgegeben. Zu bemerken ist hierbey, daß der damalige Oberkaufmann der holländischen Handlung in Japon eben der **Caron** war, welcher nachgehends in französische Dienste trat, und das Oberhaupt aller französischen Handelsplätze in Ostindien wurde. (Man sehe den VIII und X Band.) Eben dieser Mann gab auch eine kurze Nachricht von Japon, in Fragen und Antworten heraus. Einige wollen ihm Schuld geben, er habe das Schreiben, das die Portugiesen ins Unglück stürzte, selbst geschmiedet. Kämpfer berichtet, er wäre anfänglich des Kochs Maat oder Gehulfe auf einem holländischen Schiffe gewesen, und habe sich durch seine Geschicklichkeit stufenweise so hoch geschwungen. Allein, er irret sich, wenn er ferner saget, Caron habe wegen einiges Mißvergnügens Batavia verlassen, und sey Willens gewesen, seine Dienste den Portugiesen und Franzosen anzubiethen, aber im Angesichte der Stadt Lisbonn durch Schiffbruch ums Leben gekommen, ehe er seine der holländischen Handelsgesellschaft höchstnachtheilige Anschläge zu bewerkstelligen vermocht. Kämpfer muß nicht gewußt haben, daß **Caron** viele Jahre lang wirklich in französischen Diensten, und zwar in Indien lebte, und daß er bey seiner Rückreise von **Surat** an der portugiesischen Küste scheiterte. Kämpfer ebendas. a. d. 236 Seite.

e) Dieser berufene Befehl verdienet wohl, daß man das vornehmste daraus in seiner ursprünglichen Gestalt mittheile.

An die Statthalter zu **Nangasaki**, Sakaku Barra Findamo Camis, und Baba Saburo Sejimon.

Es soll weder einiges japonisches Schiff oder Fahrzeug, von was für einer Gattung es immer sey, noch einiger Japoner aus dem Lande gehen. Wer diesen Befehl übertritt, soll am Leben gestraft, das Schiff aber mit Guth und Volk bis auf weitern Bescheid in Beschlag genommen werden.

Ein Japoner, der in der Fremde gewesen ist, und wieder nach Hause kömmt, hat das Leben verwirket.

Wer einen Priester angiebt, der soll nach Beschaffenheit der Umstände vier bis fünfhundert Schuits Silber zur Belohnung bekommen, und für jedweden Christen nach Befinden. (Ein Schuits wiegt ungefähr fünf Unzen.)

Wer

eben so gut schaffen, als bisher die Portugiesen: so kam eine neue Verordnung heraus, darinnen die letztern für Feinde des Reiches erkläret wurden. Ja man trieb die Schärfe noch weiter, und verboth, nur mit Ausnahme des spanischen Weines zum Gebrauche des Hofes, die Einfuhre aller und jeder Waare aus ihrem eigenen Lande. Sie mußten folglich nach Macao abziehen. Unterdessen haben wir keine Ursache, die Holländer zu beschuldigen, als ob sie den über die Portugiesen behaupteten Vorzug durch Verleugnung des christlichen Namens erkauft hätten *f*). Beschreib. von Japon

Doch gesteht Kämpfer, man habe sie auf harte Proben gestellet. Als im 1638 Jahre die Sachen der Portugiesen in ganz verzweifelten Umständen sich befanden, und die noch übrigen Christen sahen, daß das unerhörte Wüten gegen ihre Mitbrüder kein Ende nehmen wollte, ungeachtet schon viele tausend ihr Leben durch allerley schreckliche Todesarten verlohren hatten: so geriethen sie endlich auf einen verzweifelten Entschluß, nahmen ungefähr vierzig tausend stark ihre Zuflucht in eine alte Festung bey Simabara, und beschlossen, ihr Leben bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Hierauf ersuchte man die Holländer, als Freunde und Bundesgenossen des Kaisers, sie möchten seinem Heere bey der Belagerung dieses Platzes Beystand leisten. Sogleich bestieg ihr Oberkaufmann zu Firando, Namens Küchenbecker, das einzige in dem dasigen Hafen damals befindliche holländische Schiff, legte sich vor die Festung Simabara, und that innerhalb vierzehn Tagen theils aus dem Schiffe, theils von einer am Ufer aufgeworfenen Batterie vierhundert und sechs und zwanzig Stückschüsse auf selbige. Dieser Angriff verminderte die Anzahl der Belagerten gar sehr, und schwächte ihre Macht dergestalt, daß sie bald hernach bis auf den letzten Mann vertilget wurden. Es bemerket Kämpfer, mit derjenigen Unpartheylichkeit, die einem

Sie leisten dem Kaiser wider die Christen Beystand.

Wer den christlichen Glauben vertheidiget, oder diesen schandlosen Namen trägt, soll beym Kopfe genommen, und ins Gefängniß gesetzet werden.

Das sämmtliche portugiesische Geschmeiße nebst ihren Muttern, Kinderammen, und überhaupt allem, was ihnen angehöret, soll des Landes verwiesen, und nach Macao geschickt werden.

Wer sich untersteht, entweder ein Schreiben aus fremden Ländern ins Reich zu bringen, oder wenn er desselbigen verwiesen worden, in Person wieder hinein zu kommen, der soll nebst seinem ganzen Hause hingerichtet werden. Wer für ihn bittet, soll gleichfalls sterben u. s. w.

Gegeben im 13ten Jahre unseres Reiches Quanja 191 im fünften Monate. War unterschrieben Sakkaia Sanikkeno Cami. Dijno Ojeno Cami. Cangano Cami. Matzendeyro Jnseno Cami. Abono Bongono Cami. Kämpfer a. d. 176 S.

f) Es sagen einige Schriftsteller, wenn man sie frage, ob sie Christen wären, so gäben sie zur Antwort: Nein, sondern Holländer. Kämpfer hält diese Beschuldigung für ungegründet. Es verlohnet sich der Mühe, seine eigenen Worte beyzubringen. „Ich habe mir alle mögliche Mühe „gegeben, die Wahrheit dieser Sache unpartheyisch „zu untersuchen. Ich habe in dieser Absicht die „Tagebücher und übrigen Schriften, die man seit „der Holländer Ankunft in Japon aufbehalten hat, „nachgeschlagen, aber nicht das geringste, was man „hierher ziehen könnte, darinnen gefunden. Im „Gegentheile versicherte mich ein alter japonischer „Greiß, und Oberdollmetscher bey uns, die Holländer hätten es jederzeit gestanden, sie wären „Christen, nur aber nicht nach der Lehre der portugiesischen Priester. Vermuthlich rühret das „ganze Märchen von der Antwort eines gewissen „Holländers, Namens Michel Sandwoort her. „Dieser Mann hatte an der japonischen Küste gestrandet, und sich nachgehends nebst noch einem „andern Landesmanne zu Nangasaki unter den „Landeseingebohrnen, folglich außer aller Verbindung mit den Holländern, ansäßig gemacht. Als „nun das Glaubensgerichte zu Japon aufgerichtet wurde, und man ihn fragte, ob er ein Christ „sey? so gab er, um sein und seines Landesmannes „Leben zu retten, die Antwort: was? Christen, Christen? wir sind Holländer, und mit „diesem Glaubensbekenntniße waren die Japoner „zufrieden. Am angeführten Orte a. d. 236. 237 S.

Was die japonischen Herren davon urtheilen.

„einem aufrichtigen Geschichtschreiber gebühret; es habe ihnen zwar diese unterthänige Bereitwilligkeit, damit sie einen auf die gänzliche Ausrottung des Christenthums abzielenden Befehl vollstreckten, einen beständigen Handelssitz in Japon zuwege gebracht, ungeachtet der Hof schon Willens gewesen war, alle Ausländer ohne Unterschied auszuschließen: es hätten aber unter den Japonern selbst Personen von hohem Range und edelmüthiger Gesinnung weder von dieser Aufführung, noch von der dadurch erworbenen Gunst ein sehr vortheilhaftes Urtheil gefällt. Es schiene ihnen im Gegentheile wider alle Vernunft zu laufen, daß die Holländer einem ausländischen Monarchen, den sie für einen Heiden ansahen, aufrichtig zugethan seyn sollten, da sie doch einen ungemeinen Eifer zu Vertilgung solcher Leute bezeugten, welche wie die Japoner von den portugiesischen Mönchen erfuhren, im Grunde einerley Glaubenslehre mit ihnen hatten, und durch eben dieselbige Thüre in den Himmel eingiengen *g*). Es haben auch wirklich, fährt unser Verfasser fort, die Holländer, mit allem ihrem Nachgeben und demüthigen Bezeugen, sich bey dieser stolzen und übermüthigen Nation bisher noch in sehr schlechte Gunst und Zutrauen gesetzet: im Gegentheile scheint es, je größere Proben sie von ihrer Aufrichtigkeit geben, desto verächtlicher und geringer achte man sie *h*).“

Die Portugiesen suchen sich wieder einzuschleichen.

Doch ehe wir den gegenwärtigen Zustand ihrer Handlung beschreiben, wollen wir die Portugiesen und Castilianer bey ihrem Abzuge begleiten. Als der Statthalter zu Macao diese armseligen Flüchtlinge ankommen sah: so glaubte er, es könnte ein Befehl, der sie nach einem beynahe hundertjährigen Aufenthalte im Lande aus selbigem verbannete, unmöglich unwiderruflich seyn. Demnach beschloß er bey Zeiten, und ehe die Japoner der Portugiesen ehemals geleistete Dienste gänzlich vergäßen, einen Versuch bey dem jedoischen Hofe zu thun, und schickte im 1640, das ist, gleich im folgenden Jahre nach ihrer Verjagung, einen Gesandten nebst einem Gefolge von drey und siebenzig Personen an den Kaiser. Ungeachtet er nun vermeynt hatte, das Völkerrecht müßte überall gelten: so nahm man dennoch die beyden Gesandten nebst ihrem ganzen Gefolge bey dem Kopfe; ja, ob sie gleich nicht das geringste Kaufmannsgut am Borde hatten, folglich alle Beschuldigung, als ob sie eigentlich nur um des Handels willen da wären, gänzlich wegfiel; so wurde ihnen dennoch allen miteinander das Leben vom Kaiser abgesprochen, und nur zwölfe von den allergeringsten Bedienten nach Macao zurück geschickt, damit sie ihren Landesleuten den traurigen Verlauf berichten, und zugleich die abgeschmackte Drohung kund thun sollten, wenn der König von Portugall, oder der Christen Gott in Person nach Japon käme, so sollte es ihnen eben also ergehen. Es kamen aber diese zwölf Personen nicht nach Macao, ja man hat niemals das geringste von ihnen erfahren. Vermuthlich giengen sie nebst ihrem Fahrzeuge zu Grunde, indem sie sich sehr schlecht auf die Schiffahrt verstunden. Die Hingerichteten hatten nach Landesgewohnheit jedweder seinen eigenen Henker hinter sich stehen, also, daß auf ein gegebenes Zeichen die Köpfe alle miteinander zugleich weggeschlagen wurden.

Ihre Gesandten werden geköpfet

Traurige Geschichte eines spanischen Schiffes.

Eine gewisse japonische Geschichte erzählet noch eine andere traurige Begebenheit, welche einem großen spanischen Schiffe aus den philippinischen Inseln nur wenige Monate vorher begegnete. Die Castilianer, unter welchem Namen die Japoner alle Spanier begreifen, hatten nicht weit von Manilla eine japonische Junke weggenommen, und damit ihre barbarische That verschwiegen bleiben möchte, selbige in den Grund gebohret. Den

Ungeacht.

g) Ist eine Redensart der Japoner, die Kämpfer, wenn er auf diese Materie kam, zum öftern von ihnen

Beschreib. von Japon.

ungeachtet bekamen die Japoner Wind davon. Bald darauf legte ein spanisches Schiff von drey Verdecken im Hafen zu Nangasaki vor Anker. Die dasigen Statthalter ließen sich zwar äußerlich nichts merken, berichteten aber die Sache nach Hofe. Sogleich empfing der Fürst von Arima Befehl, das ganze Schiff mit Volk und Guth zu verbrennen. Zwar gab es einige gegen die Spanier gut gesinnete Personen in der Stadt, die sie heimlich vor Unglück warneten: allein, sie schlugen die wohlgemeynte Erinnerung aus Gewinnsucht in den Wind, und meynten, wenn ihr Schiff angegriffen würde, so könnte es sich wehren. Im Gegentheile waren sie Tag und Nacht beschäfftiget, Gold, Silber, und andere kostbare Waaren an Bord zu nehmen. Endlich leuchtete ihnen die bevorstehende Gefahr zwar deutlich genug in die Augen; sie wurden nicht nur ihres Lebens, sondern auch ihrer Schätze wegen bekümmert, und machten sich zur Abreise fertig; allein, der widrige Wind verwehrete ihnen das Auslaufen. Diese Frist wendeten ihre Feinde auf Vollziehung des kaiserlichen Befehles; sie erschienen mit einer großen Menge Barken, umringeten das spanische Schiff auf allen Seiten, und ließen der darauf befindlichen Mannschaft kein anderes Mittel zu ergreifen übrig, als ihr Leben nach aller Möglichkeit theuer zu verkaufen. Es lehreten auch die Spanier bey dieser Gelegenheit, die Japoner in der That, wie hoch sie die Tapferkeit der Europäer zu schätzen hätten. Der Fürst von Arima hielt anfänglich den Sieg für etwas leichtes, und ermunterte seine Leute, durch die Vorstellung der reichen Beute, zu einem beherzten Angriffe. Als ihnen aber die unvermuthete Gegenwehr der Spanier, die Hitze ziemlich vertrieb: so sprang er in eigener Person zu allererst in das Schiff. Sein Beyspiel zog eine dermaßen große Menge Soldaten nach sich, daß im Augenblicke der ganze Ueberlauf voll Japoner war. Allein die Spanier machten sich unter das Verdeck, und verschlossen die Lucken. Diese übereilte Flucht kam dem Fürsten an einem so tapfern Feinde sehr verdächtig vor: und brachte ihn auf die Vermuthung, es müsse irgend eine Kriegeslist darunter verborgen seyn. Damit sprang er unter dem Vorwande, mehr Volk zu holen, geschwind in seine Barke, und machte sich aus dem Staube. Kaum war er weg, so legten die Spanier Feuer an einige unter dem Ueberlaufe in Bereitschaft stehende Pulverfässer, und sprengeten ihn, nebst allen darauf befindlichen Japonern, in die Luft. Der Fürst gedachte, nun sey die Gefahr vorüber, und ließ das Schiff durch frische Mannschaft bestürmen. Allein die Spanier begaben sich unter das zweyte Verdeck, und ließen es eben also auffliegen, als das erste. Endlich stiegen sie gar in den Raum hinab, und nahmen mit dem dritten Verdecke ein gleiches vor. Dergestalt war nicht nur die See, sondern auch das Ufer voll todter und verwundeter Japoner ehe sie noch ihre Feinde gleichsam nur zu Gesichte bekommen hatten. Endlich kamen sie zum Vorscheine, aber voll Wuth, und mit dem Entschlusse, sich bis auf den letzten Mann zu wehren. Ja wie es scheint, so sprengeten sie zuletzt sich, das Schiff, und alle darauf befindliche Feinde mit einander in die Luft. Denn Kämpfer erfuhr, als eine gewisse Wahrheit, man habe nachgehends eine große Anzahl Kisten voll Silber an diesem Orte aufgefischet, ja man habe noch vor wenigen Jahren einige aus dem Wasser geholet. Es kamen bey diesem Angriffe mehr als dreytausend Japoner um das Leben i).

Aufhalten der Japoner, nach der Portugiesen Verjagung.

Als der japonische Kaiser nach der portugiesischen Gesandten Hinrichtung erfuhr, es stehe diese Nation in China in großem Ansehen, und sie gelte absonderlich bey Hofe sehr viel: so

machte

ihnen hörte. A. d. 185 S.

h) A. d. 185. 186 S.

i) A. d. 181 und vorherg. S.

Beschreib. von Japon.

machte er zu seines Landes Sicherheit allerley Anstalten, welche noch itzt fortdauern. Man bauete Wachhäuser oben auf die Berge, und besetzte sie mit Soldaten: welche durch angezündetes Feuer, und auf andere Weise die Losung geben, wenn Schiffe gegen Japon angesegelt kommen. Sehen sie zehen, oder mehrere, so zünden sie ihr Feuer ohne Verzug an; eben dieses geschieht auch von einer Weite zur andern, durch das ganze Reich, bis an die Haupstadt Jedo, und die Nachricht gelanget auf diese Weise, innerhalb vier und zwanzig Stunden, bis nach Hofe. Wegen der fernern Befehle, setzet es um so weniger einige Schwierigkeit, weil die treffliche Anstalt gemachet ist, daß jedweder schon zum Voraus weis, wohin er sich bey Erblickung des Losungsfeuers begeben, und was er zur gemeinen Vertheidigung thun solle.

Was die Holländer von dieser Veränderung für Vortheil haben.

Wir kommen nunmehro wieder auf die Holländer. Zwar hofften sie, man werde ihnen nach ihrem Triumphe, und zur Belohnung der geleisteten Dienste *k*), nicht nur die verlangte Handelsfreyheit, sondern auch alle übrige Vortheile, um die sie ihre Mitbuhler gebracht hatten, zugestehen. Nichtsdestoweniger befahl man ihnen, ihr Waarenlager und Kaufhaus, das sie seit kurzem auf der Insel Firando gebauet hatten, nieder zu reißen, und zwar bloß deswegen, weil es von Quaderstücken, das ist, schöner als die gewöhnlichen Gebäude im Lande aufgeführet war, und weil sie an dem Giebel desselbigen die christliche Jahrzahl angeschrieben hatten. Nachgehends mußten sie dieses Kaufhaus gänzlich verlassen, und in die kleine, für die Portugiesen erbauete Insel, kriechen. Die Beschreibung derselbigen ist in Kämpfers Tagebuche zu lesen, der sie ein Gefängniß nennet. Hier haben sie ohne Unterlaß eine Menge Beamten, Wächter und Kundschafter um sich, absonderlich wenn ihre Schiffe ankommen, und währenden Verkaufes ihrer Güter. Alle diese Stockmeister und Kundschafter müssen sie noch dazu aus ihrem eigenen Beutel ansehnlich besolden, ungeachtet man sie ihnen nicht eher über den Hals schicket, als bis sie sich zuvor mit einem schweren Eide verpflichtet haben, keinerley Art von Vertraulichkeit, Freundschaft oder Zuneigung gegen die Holländer zu hegen.

Eid wider sie.

Wenn sie den besagten Eid ablegen, so nehmen sie die allerhöchsten Götter zu Zeugen, unterwerfen sich, für ihre Person, ihre Angehörigen, ihr Gesinde, und ihre guten Freunde, der Rache derselbigen, und der Ahndung der Obrigkeit, wofern sie nicht jedwedem in dem Eide enthaltenen Stücke, getreulich nachleben würden. Nachgehends besiegeln sie diese Formel mit ihrem Pettschafte, das in schwarze Dinte, und darunter gemischtes Blut getunket wird. Dieses Blut ist ihr eigenes, und stechen sie sich zu diesem Ende bey der Wurzel des Nagels in einen Finger. Ungeachtet ein solches Versprechen an sich selbst fürchterlich genug ist: so wird es doch durch die strenge Bestrafung der geringsten Uebertretung noch fürchterlicher *l*).

Wie genau man sie auf ihrer Reise nach Hofe belauert.

Sobald die holländischen Schiffe wieder abgesegelt sind, reiset ihr Oberkaufmann nach Hofe, und überreichet dem Kaiser die jährlichen Geschenke der Gesellschaft. Diese Gesandschaft wird von den Japonern also angesehen, als ob die holländische Nation dem Kaiser als ihrem

k) Ungeachtet Kämpfer in ihrer Handelsgesellschaft Diensten stund, und ihnen übrigens sehr ergeben war, so spricht er doch ziemlich frey davon, daß sie den Japonern so außerordentlich viel zu Willen sind. Er saget: „wie groß ihre Gewinnsucht und ihr Durst nach dem japonischen Golde „sey, das ist nur daraus zu sehen, weil sie lieber „ein beynahe ewiges Gefängniß ausstehen, als eine dermaßen einträgliche Handlung missen wollen. Denn unser Aufenthalt zu Desima ist, „wenn er beym Lichte besehen wird, in der That „weiter nichts, als ein Gefängniß. Doch das ist

ihrem Oberherrn die Pflicht leistete. Daher schreibt man auch dem Gesandten vor, wie er sich unterweges zu verhalten hat, und beleget ihn insgemein mit dem Namen Fitoziz, das ist, Geisel. Währender Reise genießt weder er, noch sein ganzes Gefolge, eine größere Freyheit, als Gefangene. Sie dürfen mit keinem Menschen sprechen, ja ohne ausdrückliche Erlaubniß nicht einmal mit dem Gesinde im Gasthofe, wo sie über Nacht bleiben. Sobald sie absteigen, führet man sie in möglichster Eile, entweder in das oberste Stockwerk, oder in die hintersten Zimmer, daraus man sonst nirgend hinsehen kann, als in den Hof; ja damit man ihrer desto gewisser versichert seyn möge, so vernagelt man die Hofthüren. Ihr ganzes Gefolge, das aus Dollmetschern, Soldaten, Häschern, Trägern und Knechten, sammtlich gebohrnen Japonern besteht, muß aus der indianischen Gesellschaft Beutel bezahlet werden *m*). Beschreib. von Japon.

Aus Kämpfers Tagebuche ist zu ersehen, wie geringschätzig man bey Hofe mit ihnen umgehe. Bezeuget irgend ein Japoner einige Achtung oder Freundschaft gegen sie: so hält man ihn für einen Menschen, der keine Ehre im Leibe hat, und es mit seinem Vaterlande nicht aufrichtig meynet. Daher rühret sodann die bey den Japonern tiefeingewurzelte Meynung, es sey nicht nur erlaubt, sondern auch rühmlich, die Holländer zu übertheuern, die geringsten Sachen übermäßig hoch zu biethen, sie nach aller Möglichkeit zu betriegen, ihre Gerechtsamen zu schmälern, und auf allerley Mittel zu gedenken, wie man ihnen das Leben noch saurer machen könne, als ohnedieß wirklich geschieht. Japonische Grundsätze.

Erwischen sie einen Dieb über der That, so geschieht ihm weiter nichts, als daß ihm die auf der Insel bestellte Wache das Gestohlne wieder abnimmt, und auf der Stelle mit einigen Geisselhieben ablohnet. Ist aber sein Verbrechen wichtig, so wird er zuweilen, doch nur auf eine kurze Zeit, des Landes verwiesen. Betriegt hingegen ein Holländer den Zoll, so hat er den gewissen Tod zu erwarten, und wird entweder geköpft, oder gekreuziget. Wie übel die Holländer daran sind.

Will ein Holländer einen Brief außer Landes schicken: so muß er dem Statthalter die Abschrift davon zustellen, der sie in ein eigenes hierzu bestimmetes Buch eintragen läßt. Gleichfalls dörfen die Holländer alle von auswärtigen Orten an sie einlaufende Briefe nicht eher öffnen, als bis sie der Statthalter zuvor durchgesehen hat. Unterdessen sieht man mit den Briefen unbediensteter Personen durch die Finger, ungeachtet sie eben sowohl mit im Gesetze begriffen sind. Vorzeiten achtete man die Holländer nicht einmal der Begräbniß würdig, sondern wenn einer starb, so warf man die Leiche außen vor dem Hafen in die See. Doch seit einiger Zeit ist ihnen ein sonst unnützer Platz auf dem Berge Inassa angewiesen, und erlaubet worden, ihre Todten dahin zu begraben. Allein, sobald die Beerdigung geschehen ist, so stellet man eine japonische Wache dazu; und der Befehl, den diese Wache hat, mag nun beschaffen seyn wie er will, so ist doch dieses gewiß, daß man bald darauf die Grabstelle fast unmöglich mehr kennen kann.

 Ueber-

„nicht genug, sie dulden überdieses noch eine Menge „Grobheiten von einer ausländischen und heidnischen „Nation; sie warten weder den Gottesdienst noch „die Sonn und Feyertäge ab; unterlassen das öffentliche Gebeth und Singen der Psalmen, vermeiden im Beyseyn der Landeseingebohrnen das „Zeichen des Kreuzes, und die Nennung des Namens Jesus, mit einem Worte, sie lassen sich von „diesen übermüthigen Heiden nach Belieben hudeln, „welches alles einem ehrliebenden Gemüthe unerträglich fällt. A. d. 186 S.

l) A. d. 200 S. *m*) Ebendas.

Beschreib. von Japon.

Ueberhaupt fället es nicht nur Japonern, sondern auch Ausländern sehr leicht, ihre Forderungen von den Holländern einzutreiben. Die Regierung läßt sich niemals lange bitten, dem Kläger die Ersetzung aller Schäden und Unkosten zuzusprechen. Sie sieht im geringsten nicht darauf, ob seine Klage die Handelsgesellschaft selbst, oder nur einen ihrer Bedienten angehe, noch ob es billig sey, ihr anderer Leute Mishandlungen zur Last zu legen. Hat hingegen die Gesellschaft etwas zu klagen: so machet man ihr die Sache dermaßen schwer, daß sie zuweilen genöthiget wird, die allergerechteste Forderung sitzen zu lassen.

Kämpfer hat mit Beschreibung des Verdrusses, den die Gesellschaft ohne Unterlaß ausstehen muß, einige ganze Capitel angefüllet, und es ist dasjenige, was wir itzt beygebracht haben, nur ein geringer Auszug davon. Erwäget man nun noch die kränkenden Gebräuche, die man bey Ankunft ihrer Schiffe beobachtet *n*), den Zwang, alle ihre Güter den Landesbeamten auf Treu und Glauben in die Hände zu liefern, durch unbekannte Leute ausladen zu lassen *o*); nicht das geringste Merkmaal des Christenthums zu äußern, und ihre Handelsbedienten in ein Inselchen von hundert Klaftern in die Länge, und vierzig in die Breite einsperren zu lassen, wo sie alles leiden müssen, was dieser ihr gehäßigen, und überhaupt höchst eigensinnigen und übermüthigen Nation in den Kopf kömmt, so wird man allerdings begierig, zu vernehmen, worinnen doch der große Vortheil bestehen müsse, welchem zu gefallen die Holländer eine dergleichen unerträgliche Hudeley erduldeten.

Güter, die sie nach Japon bringen.

Kämpfer berichtet uns, was für Waaren sie nach Japon bringen. Nämlich rohe Seide aus China, Tunquin, Bengalen und Persien; allerley Gattungen seidene, wollene und andere Zeuge, aus nur besagten Ländern, wofern nur weder Gold noch Silber eingewirket ist; europäische wollene Tücher, und andere, theils wollene theils seidene Zeuge, absonderlich aber englischen Sarsche; ferner brasilisches und sogenanntes Sapanholz, zum Färben; Ochsen- und Hirsch- oder andere wilde Thierhäute; Rochenhäute; Wachs, siamische und cambodsche Büffelshörner; Corduan und anderes Leder aus Persien, Bengalen und andern Ländern, nur nicht aus Spanien und Manilla, als worauf große Strafe gesetzet ist; Pfeffer und Zuckerstaub, oder auch Zuckercand, aus allerley indianischen Gegenden; Nelken und Muscatennüsse, (Zimmet wird nicht mehr verlanget); weißen Sandel aus Timor, Baroskampfer, der auf Borneo und Sumatra gesammelt wird; Quecksilber, Zinnober und Saffran aus Bengalen; Bley, Salpeter, Borrax und Alaun, aus Bengalen und Siam; Biesam aus Tunquin, Gummi Benzoe von Atsijen; Gummilack aus Siam; Corallen, Bernstein und ächtes Spießglas, davon die Japoner die blaue Farbe auf ihr Porcellan machen; europäische Spiegel; Spiegelstücke, daraus sie Brillen und Vergrößerungsgläser schleifen; Masang de Vaca, ist ein Stein aus der Gallenblase der Kühe auf Mozambique, und wird zur Arzney gebraucht. Schlangenholz; Atsiaer; Bambus; Mangos und andere unreife ostindianische Früchte mit türkischem Pfeffer, Knoblauch und Weinessig eingemacht; Bleystifte und Röthel zum Schreiben; Mercurium sublimatum, dulcem aber niemals; Haarfeilen; Nähnadeln; Brillen; große

n) Zu Erläuterung dieses Umstandes darf der geneigte Leser nur in Kämpfers Tagebuche nachschlagen, was bey seiner Ankunft vorgieng.

o) „Unsere Schiffe werden keinesweges durch „unsere eigenen Leute aus- und eingeladen, sondern „durch die Landeseingebohrne. Man nimmt allemal doppelt so viel, als es nöthig wäre, dazu, und „wenn ein Kerl nicht länger als eine einzige Stun„de gearbeitet hätte, so muß ihm das volle Taa„lohn demungeachtet bezahlet werden. Jedweder „de

große gläserne Pocale von der feinsten Art; falsche Corallen; seltene Vögel und andere ausländische Seltenheiten, sie mögen übrigens von der Natur oder von der Kunst herrühren.

Beschreib. von Japon.

Welche Waaren die Japoner am meisten lieben.

Doch ist unter allen Waaren keine bey den Japonern beliebter, obgleich der wenigste Gewinn dabey zu machen ist, als die rohe Seide, welche um eben dieser Ursache willen den Namen Parcado von den Portugiesen bekam, selbigen auch noch heutiges Tages in Japen trägt. Aber alle Zeuge, Cattune, und Tücher, von was für Art sie seyn, geben einen sichern und ansehnlichen Gewinn. Gleichfalls gewinnet man vieles an Sapan- und Brasilienholze: imgleichen am Leder. Doch die allereinträglichste Waare ist Zucker, Catechu oder Cachu, flüßiger Storax, Patsju, borneischer Kampfer, Spiegel, Corallen und Bernstein.

Was die Holländer gewinnen.

Als die Holländer anfingen, nach Japon zu handeln, schickten sie alle Jahre wenigstens sieben Schiffe voll itztbesagter Waaren dahin: allein, seitdem man sie in die Insel Desima eingesperret hat, schicken sie nicht mehr als drey bis vier. Es lassen sich folglich ihre Glücksumstände nach Maaßgabe ihrer Gunst bey Hofe in verschiedene Zeitläufte abtheilen. Kämpfer zählet vier dergleichen von ihm also genannte Zeitläufte ihrer Handlung, und beschreibt sie treulich *p*). Heutiges Tages sind die Sachen zu ihrem Nachtheile so sehr geändert, daß sie nur für halb so viel Geld Waare verkaufen dürfen, als den Chinesen los zu schlagen erlaubet ist, welche letztere Summe eilftehalb Tonnen Goldes beträgt. Was den Preis einer Waare betrifft, so ändert er sich alle Jahre. Es kömmt hierinnen darauf an, was man zu Meaco dafür giebt, und dieser Werth wird gemeiniglich darnach abgemessen, ob viel oder wenig davon im Lande verbrauchet wird. „Unser Gewinn, saget „Kämpfer, mag ein Jahr in das andere gerechnet ungefähr auf sechzig vom Hunderte stei„gen. Zieht man hiervon die Abgaben und Unkosten bey unserm Markte *q*) ab: so „bleibt nicht viel über vierzig oder fünf und vierzig klarer Gewinn vom Hunderte übrig: wel„ches für eine Handelsgesellschaft, die so erstaunlichen Aufwand in Ostindien machen muß, „wenig sagen will; daher wäre es nicht einmal der Mühe werth, diese Handlung fortzu„treiben, wofern nicht die japonische Landeswaaren, absonderlich das feine Kupfer, eben so „viel, ja noch etwas darüber abwürfen. Es mag also der völlige Gewinn auf achtzig bis „neunzig vom Hunderte steigen. Nebst dem sind auch die Unkosten nicht ein Jahr so groß, „als das andere *r*).

Was sie in Japon einkaufen.

Die holländischen Schiffe legen folglich einen Theil ihrer Waare an feingemachtes Kupfer, und nehmen alle Jahre zwölf bis zwanzigtausend Pics mit sich weg *s*). Es ist dieses Kupfer in Stäbchen einer Spanne lang und eines Daumens dicke gegossen. Jedwedes Pic wird um das Fortbringen zu erleichtern, in ein besonderes Kästchen von Tannenholze eingepacket, und die drey bis vier Schiffe, daraus die holländische Flotte besteht, machen einen Theil ihrer Ladung daraus. Eines von diesen Schiffen nimmt den nächsten Weg nach Batavia. Die übrigen legen bey Pulo Timon, einer Insel an der malackischen Küste vor Anker, und setzen von daraus ihre Reise bis nach Malacka selbst fort, von da sie der holländ-

„der uns das geringste zu Gefallen thut, wir mö„gen es verlangt haben oder nicht, der erholet „sich an den Waaren überflüßig dafür. Die mei„sten unter besagten Tagewerkern sind recht abge„feimte Spitzbuben.„ A. d. 210 S.

p) Ebendas. a. d. 251 u. f. S.

q) Dieser wird in Japon Combang genannt.

r) A. d. 244 und 250 S.

s) Ein Pic ist hundert und fünf und zwanzig holländische Pfunde.

Beschreib. von Japon.

holländische Statthalter zuweilen nach Bengalen, zuweilen auf die Küste Coromandel, zuweilen an andere Orte, wo man ihre Waaren bedarf, absegeln läßt.

Die übrige Ladung besteht aus grobem Kupfer, das in runde flache Kuchen gegossen ist, zuweilen auch aus kupfernen Casjes, oder einer Art Häller, die man nach Tunquin führet. Das sämmtliche Kupfer müssen die Holländer von einer japonischen Handelsgesellschaft nehmen, welche selbiges, kraft eines kaiserlichen Gnadenbriefes, ganz allein feinmachen, und an Ausländer verkaufen darf. Nebst dem nehmen sie auch sechs bis zwölftausend Pfund japonischen Campfer, in hölzernen Fäßchen an Bord; ferner einige hundert Ballen Porcellan; ein oder zwey Kästchen Golddraht, das Kästchen zu hundert Rollen; allerley lackirte Schränke, Kästchen, Schreibtische und andere dergleichen Arbeit; Sonnen- und Feuerschirme; allerley Arbeit von gespaltenem Rohre; Thierhörner; Fischhäute, welche die Japoner sehr artig und künstlich zuzurichten wissen; Edelsteine; Gold; Sowa, welches eine Vermischung von Silber, Gold und Kupfer ist; spanische Röhre; gemaltes, auch gold- und silberfärbiges Papier; durchsichtiges Papier, welches mit Oel und Firniß also gemachet wird; Reiß, welchen man für den besten in ganz Asien hält; Saki, ein gewisses Getränk von Reiße; Soye, ein gewisses nicht unangenehmes marinirtes in Fäßchen; ausgekerbten Taback; allerley Gattungen Thee und Marmeladen; und einige tausend goldene Cobangs *t*).

Verbothene Waare.

Währenden Befrachtens durchsuchet man nicht nur die holländischen Schiffe, sondern auch alle Häuser auf Desima, noch schärfer, als bey Ankunft der Flotte. Nicht das geringste vermag den Augen der japonischen Beamten zu entgehen. Alle und jede Geräthsstücke werden eines nach dem andern durchgesehen. Unter die verbothenen Waaren zählet man, nach Kämpfers Berichte, alles, was die Gestalt eines dasigen Götzens, oder eines Geistlichen von des Dairi Hofe zeiget; alles, worauf japonische Schriftzeichen stehen, es sey von Papiere oder Metalle; gemünztes Silber; japonische Zeuge; vor allen aber das Gewehr, und was einige Verwandschaft damit hat, als zum Beyspiele, die Abbildung eines Sattels, Schiffes, Fahrzeuges, Bogens, Pfeiles, einer Rüstung u. s. w. alle Säbel und Schwerter. Fände man dergleichen etwas auf einem holländischen Schiffe, so wäre die ewige Landesverweisung die geringste Strafe des Schiffers; über dieses würde man alle verdächtige Japoner auf die Folter spannen, um den Verkäufer und seine Helfershelfer zu erfahren, welche sodann dieses entsetzliche Verbrechen mit dem Tode büßen müßten. Kämpfer bringt hiervon einige Beyspiele bey. Er saget: die Japoner sind zum Schleichhandel dermaßen geneigt, daß innerhalb sechs bis sieben Jahren wohl dreyhundert Personen hingerichtet wurden, bloß weil sie den Chinesen in der Zollbetriegerey behülflich gewesen waren, ja er selbst sah die zwey Jahre über, die er in Japon zubrachte, mehr als funfzig zum Tode bringen, und darunter einen, welcher nicht mehr als ein einziges Pfund Campher unverzollet durchgebracht haben sollte *u*).

Handlung der Chineser nach Japon.

Weil wir itzt auf die Chinesen zu reden kommen: so müssen wir bey dieser Gelegenheit mit Kämpfern anmerken, es habe diese Nation ihre eigenen Landeswaare, seit den alleraltesten Zeiten, in alle Morgenländer verführet, absonderlich aber die rohe Seide, die in ihrem Reiche überflüßig angetroffen wird, und ihnen bey den Griechen und Römern den Namen der Serer zuwege brachte. Ihre stärkeste Handlung trieben sie in den östlichen, zwischen Suma-

t) Der Cobang ist ein sehr großes Münzstück. Man sehe oben die Nachricht von der asiatischen Münze.

Sumatra und Malacca gelegenen Königreichen und Landen. Als nun ihr Land von den Tataren bezwungen wurde, und sie sich nach Art ihrer Ueberwinder, die Haare abscheeren sollten: so giengen viele lieber weg, und ließen sich an den Orten nieder, darinnen sie zuvor gehandelt hatten. Unter selbigen war Japon seit undenklicher Zeit gleichfalls begriffen.

Beschreib. von Japon.

Ursprung desselbigen.

Nun fuhren sie zwar nur mit einer geringen Anzahl Junken dahin, weil ihnen unter einiger Kaiser Regierung aller Umgang mit Ausländern untersaget war, folglich das Geboth nur von den Einwohnern der Seeküste und der benachbarten Eylande überschritten werden konnte. Allein, sobald die neue Regierung die Handlungsfreyheit wieder herstellete, breiteten sie ihr Verkehr in die meisten Morgenländer, absonderlich aber nach Japon aus, woselbst sie allemal wegen der Aehnlichkeit beyder Nationen in vielen Stücken, als namentlich in der gelehrten Sprache, Glaubenslehre, in Wissenschaften und Künsten, eine geneigte Aufnahme gefunden hatten.

Sie lassen sich zu Nangasaki nieder.

Vor alten Zeiten besuchten sie entweder den Hafen zu Osaka, wiewohl er wegen seiner vielen Klippen und Untiefen wenig tauget, oder doch andere für die Schiffahrt eben so unsichere Orte. Nachgehends aber zeigten ihnen die Portugiesen den Weg nach Nangasaki. Um eben diese Zeit bestimmete der japonische Kaiser Nangasaki zu dem einzigen Hafen in seinem ganzen Reiche, welcher den Ausländern künftig offen stehen sollte. Hierauf machten sich viele Chinesen an diesem Orte ansäßig, und es kamen nicht nur die aus ihrem Vaterlande entwichenen, sondern auch die in den benachbarten Ländern, und in den jenseits oder gegen Osten des Ganges gelegenen Inseln Zerstreueten dahin, und handelten entweder auf ihre eigene Hand, oder für andere. Eine Zeitlang genossen sie alle erwünschte Freyheit, und ihre Junken stelleten sich in großer Menge ein. Sie baueten auch zu ihrer Religionsübung drey Tempel zu Nangasaki. Indem aber die Menge ihrer Junken beständig zunahm, und keine unter funfzig Mann am Borde hatte: so erwachte das Mistrauen bey den Japonern. Nebst den Handlungsabsichten, kamen auch die reichesten Chinesen bloß deswegen nach Japon, um sich mit den Weibespersonen recht lustig zu machen, als welches daselbst ohne Scheu zu thun erlaubet ist x). Ja, es kam einstens, zu größter Verwunderung der Japoner, eine Menge tatarischer Mandarinen auf einmal, mit einer ganzen kleinen Flotte von sechs Junken angestochen. Doch die Regierung nöthigte sie, unverrichteter Dinge abzuziehen, und ließ ihnen dabey sagen, man verlangete keine andere Kriegesobersten und vornehme Herren im Lande zu sehen, als Landeseingebohrne. Ein so heftiger Argwohn prophezeyete den Chinesen wenig Gutes. Als nachgehends die Portugiesen aus dem Lande gejaget wurden: so erfuhr man in Japon, der tatarische Monarch von China habe die Jesuiten sehr günstig an seinem Hofe aufgenommen, und ihnen erlaubet, das Evangelium in dem ganzen Umfange seines weitläuftigen Landes nach Belieben zu predigen. Zu eben der Zeit erhaschten die Japoner einige das Christenthum betreffende Bücher in ihrer Sprache, welche auf Veranstaltung der Heidenbekehrer in China gedruckt worden waren, und man heimlich nach Nangasaki bringen wollte. Diese Entdeckung erweckte bey ihnen die Sorge, es möchte sich die christliche Lehre, die sie durch ein unerhörtes Blutbad ausgerottet hatten, auf eine unvermerkte Weise von neuem im Lande einschleichen. Sie muthmaßeten, es möchten die Kaufleute, welche unter vielen andern auch die nur besagten Bücher mitgebracht hatten, wenigstens einige Neigung gegen die verbothene Glaubenslehre tragen. Indem nun zu

Eifersucht der Japoner.

Sie nehmen einige christliche Bücher weg

Ebendas. a. d. 26[illegible] S.

x) Man sehe oben den Abschnitt von der Lebensart

Beschreib. von Japon.

zu diesem Verdachte auch noch die Ankunft der tatarischen Mandarinen, und die beständig anwachsende Menge der Chinesen kam, so beschloß der Hof, ihre Handlung in engere Schranken, als bisher, einzuschließen.

Einschränkung des chinesischen Handels.

Demnach setzete er dieselbige auf eine jährliche Summe von dreymal hunderttausend Taels, das ist nach holländischem Gelde, auf ein und zwanzig Tonnen Goldes herab, welches ungefähr doppelt soviel war, als die Summe, worauf man den holländischen Handel bereits gesetzet hatte. Ferner befahl der Hof, es sollten die Waaren, welche besagte Summe austrügen, auf nicht mehr, als zum höchsten siebenzig Junken geladen seyn, und zwar nach der von ihm selbst vorgeschriebenen Eintheilung, auf siebenzehn Junken von Nanking, auf fünf von der Stadt und Landschaft Canton, auf fünf von Nesa, vier von Sintsjeu; vier von der Insel Aynan, und dem benachbarten festen Lande von China; drey von Kootsja; drey vom Königreiche Siam; zwey vom Königreiche Camboja, zwey von Tayowan oder Takkasaga, in der Insel Formosa; eine von Fudasan, einen über Naktosju gelegenen, und wegen eines dem Quanwon gewidmeten Tempels berühmten Hafen; eine von Cochinchina; eine von Fani, welches eines von den größten Ruskuseylanden ist, und noch einige andere, die Kämpfer nicht zu erfahren vermochte. Dergestalt waren in dieser Vertheilung alle Chinesen ihrer Zerstreuung in auswärtige Lande ungeachtet begriffen. Nachgehends erlaubete man noch eine Junke von Java, und eine von Pekin, um den Abgang derjenigen, die etwa Schiffbruch leiden möchten, zu ersetzen. Ueber dieser Verordnung befahl der Hof mit äußerster Strenge zu halten. Doch die japonischen Beamten mochten so scharfsichtig und wachsam seyn, als sie immer wollten, so wurden sie doch von den Chinesen hinter das Licht geführet. Manche Junken verkauften ihre Ladung in großer Geschwindigkeit, und kamen in einem Jahre zweymal. Andere segelten nach der Landschaft Satzuma, und thaten, als ob sie der Sturm dahin verschlagen hätte. Hier nun schlugen sie ihre Waare los, hohleten zu Hause eine neue Ladung, und liefen mit Vorwenden? zu Nangasaki ein; begegneten sie etwa den japonischen Küstenbewahrern: so änderten sie ihren Lauf, und stelleten sich, als ob sie des rechten Weges verfehlet hätten, eigentlich aber nach Nangasaki wollten.

Um

y) A. d. 27. S. Das ist, sie haben japonische Aufseher und Verordnungen. Wir haben im IVten Abschnitte versprochen, in dem gegenwärtigen einige bey Kämpfer befindliche Proben von der gemeinen japonischen Landessprache mitzutheilen. Eine davon ist eine Policeyverordnung für die chinesische Wohnung; die andere für die holländische.

Dzio Sadamavi.

Nippon sui Sku sin gof tto somuki Nanigo toki Joiassu akusiwo takumi Reimotzuwo id. ali tanomu mono Korre araba Kitto Moosi idaubezi Tatto Jeha Dorui tarito sutome to. gawo Jurus sono nei motano idlii Go foubi Kuda sirubes mosi Samin Kore Anun Outewa Seiqua Ninbeki

Mono Nari

Qua . . . Pi . . .

Befehl wegen des Schleichhandels.

Versuchet ein Japoner oder Ausländer den Gesetzen zuwider einige verbothene Waare zu verkaufen, und man erfährt es, so soll man es der Obrigkeit berichten, welche die Sache untersuchen wird. Eroffnet es einer von den Mitschuldigen selbst und giebt einen Zeugen ab, so soll er begnadiget werden, und noch darzu eine dem Verbrechen gemäße Belohnung erhalten. Die Uebertreter, welche durch das Zeugniß ihrer Mitschuldigen überwiesen sind, werden nach dem Ausspruche der Gesetze bestrafet.

Genug hiervon

den Monat . . . am Tage . . .

War unterschrieben. Tonnomo. S.u Bioje, Getzne Cambun

Beschreib. von Japon.

Um nun allen listigen Streichen einmal vor allemal ein Ende zu machen, glaubte der Hof, am besten zu thun, wenn er die Chinesen eben sowohl in ein Gefängniß sperrete, als die Holländer in **Desima**. Man wies ihnen folglich im 1688 Jahre zu ihrem Aufenthalte einen Garten an, der zuvor dem **Ssugo-Feso**, Verwalter der kaiserlichen Tafelgüter, gehöret hatte.

Beschreibung ihres Gefängnisses.

Der Garten selbst lag annehmlich genug, nämlich am Ende des Hafens, nahe am Ufer und an der Stadt. Man hatte ihn auch mit einer großen Menge, theils einheimischer theils ausländischer Gewächse und Kräuter sehr sorgfältig ausgezieret. Auf diesen Platz bauete man viele Reihen kleine Häuschen; doch stund jede Häuserreihe nur unter einem einzigen Dache. Hernach umgab man den Platz mit einem Graben, mit Pallisaden und doppelten Thoren. Es gieng mit diesem Vornehmen dermaßen schleunig zu, daß dieser Ort, welcher zu Anfange des Hornungs noch unter die angenehmsten Gärten, die in der Welt seyn mögen, gehörete, mit Ausgange des Mayes, weiter nichts als ein verdrießliches Gefängniß vorstellete, darinnen man die Chinesen zusammen einsperrete, und eine starke Wache davor stellete. Hier nun geht es ihnen nicht besser, als den Holländern in **Desima**, wiewohl Kämpfer gleichwohl einigen Unterschied bemerket. Denn, saget er, erstlich werden die Chinesen niemals vor den Kaiser gelassen; dahingegen die Holländer diese Ehre alle Jahre einmal genießen. Allein eben deswegen bleiben jene auch einer höchstverdrießlichen dreymonathlichen Reise überhoben, und ersparen den Aufwand für eine große Menge Geschenke, die man dem Kaiser und seinen Ministern machen muß. Zweytens haben sie Lebensmittel und Vorrath, der ihnen bis vor die Thüre ihres Bezirkes geliefert wird, dahingegen die Holländer eine ganze Gesellschaft japonischer Marketender aus ihrem Beutel unterhalten müssen. Drittens betrachtet man die Chinesen als lauter einzelne Handelsleute, die kein Ganzes unter sich ausmachen, folglich gehen auch ihre Aufseher und Wächter nicht so höflich mit ihnen um, als mit den Holländern. Viertens haben sie keinen Oberkaufmann oder Director ihrer Handlung, der sich beständig in Japon aufhielte, sondern wenn ihre Waaren verkauft sind, fahren die meisten in ihren Junken wieder nach Hause, und lassen ihre Häuschen so lange leer stehen, bis sie wieder kommen *y*).

Vergleichung ihres und der Holländer Zustandes.

Kinsai desimamats.	Verordnung für die Straße Desima.
1. Kee seno Foku onna irukutto	1. Niemand darf hineingehen, als die Huren.
2. So quam sin no mono narabini Kotsusiki Irukutto.	2. Bettler und wer vom Allmosen lebet, darf nicht hinein gehen.
3. Koia sisiri no Foka si uke Jammabus siki Irukutto.	3. Bloß die Geistlichen vom Berge Koja dürfen hinein. Alle übrige Jammabos sind ausgeschlossen.
4. Desima Mawari foos Kui Jori utsi ni fune Norikomu Kotto t suketiari fasli olta fune nori tooru kotto.	4. Niemand soll mit einem Schiffe oder Fahrzeuge in die Pallisaden von Desima kommen. Niemand soll mit einem Schiffe oder Fahrzeuge unter der Brücke durchfahren.
5. Juje naku Holanda sin Desima Jori idsurukotto	5. Kein Holländer soll ohne erhebliche Ursache aus Desima gehen.
Migino Dsio Kataku Iimamoru beki	Diesem Befehle soll man genau nachleben.
Mono Nari &c.	Genug hiervon rc.

Beschreib. von Japon.

Ihre Märkte und Güter.

Sie haben alle Jahre drey Combangs oder Märkte; einen im Frühlinge, auf welchem sie die Ladung von zwanzig Junken verkaufen; den andern im Sommer, für die Ladung von dreyßig, und den letzten im Herbste, für zwanzig Ladungen. Alle überzählige Junken, und die nach den Messen ankommen, müssen ohne Verzug wieder unter Segel gehen, ohne daß sie nur einmal ausladen dürften. Ihre Ladung besteht in unverarbeiteter Seide aus China und Tunquin, aus allen Gattungen seidener und wollener Zeuge, welche die Holländer gleichfalls bringen; aus Zucker von verschiedener Landesart; aus tunquinischen Gallmey, zum Färben des Kupfers, und der daraus verfertigten Arbeit; aus Terpentin von Pistacienbäumen; aus Gummi und Myrrhen, Agath, Calambouc holz aus Tsiampa Camboja und den benachbarten Ländern; aus dem kostbaren Baroscampher, von Borneo; aus der Wurzel Ginseng, die in Corea gefunden wird; aus allerley chinesischen, theils einfachen theils versetzten Arzenenmitteln und Spezereyen, und endlich aus einer Menge chinesischer Bücher von der Weltweisheit und Glaubenslehre. Seitdem man einstens christliche Bücher darunter antraf, müssen alle chinesische Bücher von zween Gelehrten, die der Hof ernennet, und reichlich besoldet, untersucher werden. Einer durchsieht die geistlichen, der andere die übrigen, welche von der Weltweisheit, Arzeneykunst und Geschichte handeln z).

Japonische Bücherbesichtiger.

Kaufleute aus den Eylanden Riuku.

Nebst den Chinesen und Holländern dürfen auch die Kaufleute aus den Inseln Riuku oder Liquejos nach Japon handeln, doch nur in die einige Landschaft Satzuma. Es ist bereits angemerket worden, es sey unter beyden Benennungen nichts anders, als die Inselreihe, die sich von der satzumischen Westküste, bis an die philippinischen Eylande ausbreitet, zu verstehen. Ihre Einwohner reden ein verdorben Chinesisch, welches ein genugsamer Beweis ihrer eigentlichen Herkunft ist, gleichwie man denn auch weis, daß die Chinesen zu aller Zeit mit diesen Eylanden Verkehr getrieben. Nach Eroberung ihres Reiches, liesten sich viele darinnen nieder. Einige Zeit hernach bezwang sie der Fürst von Satzuma, den sie für ihren Eroberer ansehen, ihm auch Steuer zahlen: allein anstatt den japonischen Kaiser für ihren Oberherrn zu halten, überreichen sie vielmehr dem tatarischen Beherrscher ihres Vaterlandes ein jährliches Geschenk, als ein Zeichen ihrer Unterthänigkeit. Um dieser Ursache willen, werden sie auch, was ihre Handlung betrifft, in Japon für Ausländer angesehen. Der Hafen zu Satzuma ist der einzige im ganzen Reiche, den sie besuchen dürfen. So ist ihnen auch jährlich nicht mehr als für hundert und fünf und zwanzigmal tausend Taels Waaren einzuführen erlaubt. Sie bringen allerley seidene Zeuge und andere chinesische Waaren; auch einige aus ihrem eigenen Lande, als zum Beyspiele Getreide, Reiß, Obst und Hülsenfrüchte, imgleichen Awamuri, oder Fruchtbrandtwein. Takaragais und Fimagais, das ist Perlmutter, nebst den kleinen Schneckenhäuschen, die man in Indien Koris nennet, und daher sie auch kommen, absonderlich aus den maldivischen Inseln. Diejenigen, welche aus Riuku kommen, wo man sie an der Küste überflüßig findet, dienen zu einer weißen Schminke für junge Knaben und Mägdchen. Sie bringen auch viele große, flache, glatte, und beynahe ganz durchsichtige Muscheln, die man in Japon zu Fensterscheiben brauchet, imgleichen seltene Bluhmen, Pflanzen, und andere auf ihren Inseln befindliche Gewächse.

Der

z) A. d. 273 S.

a) Ein armenischer Bischof versicherte einen unter den ersten jesuitischen Heidenbekehrern, die Priester

Beschreib. von Japon.

Der VIII Abschnitt.

Religion, Secten, Priester, Tempel, Wallfahrten und Ceremonien in Japon.

Vielerley Glaubenslehren. Spuren des Christenthums daselbst. Drey Hauptreligionen in Japon. Des Sinto, die älteste. Ungereimtheit derselben. Ihr größtes Geheimniß. Geringere Camis. Mias oder Tempel der Camis. Bewegliche Capellen. Tempelhüter. Unter wem sie stehen. Hauptlehren des Sinto. Festtage desselben; des Tensio Dai Dsin; des Wassergottes. Schutzgötter der Handelsleute. Japonische Wallfahrten. Beschreibung der Wallfahrt nach Isjo. Zeit derselben. Einsiedlerorden der Jammabos. Andere Bettler. Anmuthige Bettlerinnen. Ursprung der Trennung im Sinto. Zween blinde Brüderschaften. Budso, zweyte Religion. Aehnlichkeit der neuen japonischen und gemeinen indianischen Religion. Erzählung der Japoner von Xaca. Wie der Budso nach Japon gekommen. Beschreibung einer seltsamen Wallfahrt. Gebräuche, die mit der römischen Religion übereinkommen. Ihre Tempel. Nonnen. Feste. Heirathen und Ehescheidung. Anverwandtschaft und Erbrecht. Leichenbegängnisse. Trauer. Siuto, eine Secte Weltweisen. Ihre Lehre. Sie nimmt ab.

Vielerley Glaubenslehren.

Die Freyheit, welche vor Austilgung des Christenthumes in diesem Reiche herrschte, hatte zum Nachtheile der alten Landesreligion eine ziemliche Menge Anhänger ausländischer Meynungen von Glaubenssachen in selbiges gelocket. Einige Schriftsteller lassen die Anzahl besagter Meynungen bis auf zwölfe steigen, darunter beynahe keine einzige weder was die Grundsätze, noch was das äußerliche betrifft, mit der andern übereinstimmet. Einige bethen Sonne und Mond an, andere bringen ihren Weihrauch allerley Thieren. Sowohl die Camis oder ersten Beherrscher Japons, als die indianischen Focs oder Fotoques, ja mit einem Worte, jedweder, der zur Bevölkerung und guten Verfassung dieser Inseln etwas ansehnliches beytrug, nützliche Gesetze, eine Wissenschaft oder Kunst dahin brachte; imgleichen, wer einen neuen Gottesdienst einführte, der hatte seine Tempel und seine Verehrer. Die Großen stehen in dem Rufe, als wenn sie meistentheils gar keinen Gott glaubten, und die Seele für sterblich hielten, ungeachtet sie sich äußerlich zu irgend einem Gottesdienste halten. Kurz, die Teufel selbst haben in Japon ihre Altäre und Opfer. Unterdessen ist diese Verehrung eine bloße Wirkung der Angst: denn man verlanget nicht die geringste Gunst von ihnen, sondern man fürchtet sie, weil man glaubet, sie könnten Unglück stiften; und um dieser Ursache willen suchet man sie zu begütigen.

Spuren des Christenthums daselbst.

Das wunderbarste ist dem neuen Geschichtschreiber zu Folge dieses, daß man mitten unter diesem Gewirre von Glaubensmeynungen, unzählige Spuren des Christenthums antrifft. Denn wie er versichert, so haben wir beynahe weder ein Glaubensgeheimniß, noch sonst eine Glaubenslehre, ja nicht einmal eine Andachtsübung, das den Japonern allem Anscheine zu Folge nicht bekannt gewesen seyn sollte. Man sollte folglich auf die Meynung gerathen, es müßte selbiges vor Zeiten bis zu ihnen durchgedrungen seyn, entweder gerades Weges, und in seiner völligen Reinigkeit a), oder durch Umwege, und so wie es durch die Indianer, Tatarn und Chinesen verderben war, als welche es, wie man heutiges Tages zuverläßig weis, von syrischen Anhängern des Nestorius bekommen hatten. Nur ist nicht

 wohl

Priester von seiner Nation hätten das Evangelium nach Japon gebracht. Histoire du Japon T. I. Ebendas. a. d. 262 S.

Beschreib. von Japon.

wohl zu begreifen wie es zugieng, daß die Japoner das Aeußerliche von einer Religion, davon sie nicht die geringsten Begriffe mehr hatten, beybehielten? Der Geschichtschreiber, den ich anführe, ist folglich geneigt, zu glauben, besagte äußerliche Uebungen wären in Japon nicht älter, als die Ankunft der ersten portugiesischen Schiffe. Denn es ist ja möglich, saget er, daß eine neugierige Nation, die von keinem Zwange etwas wußte, solche Gebräuche, davon sie sich einigen Nutzen versprach, gleich bey dem ersten Anblicke annahm. Hierher gehöret das Kreuzmachen, in der Absicht, die Teufel zu verjagen *b*). Wendet man dagegen ein, die zuerst ins Land gekommenen Heidenbekehrer müßten dem Ursprunge dieser Gebräuche doch wohl auf die Spuhr gekommen seyn, wenn selbiger so gar neu gewesen wäre: so antwortet unser Verfasser darauf: In einem solchen Lande, wie Japon, da der Aberglauben gleich auf alles, was ihm wundernswürdig scheine, verfalle, ohne sich um die Quelle desselbigen sonderlich zu bekümmern, könne sich die Spur verloren haben, ehe die Heidenbekehrer Zeit gehabt, sie wahrzunehmen *c*).

Drey Hauptreligionen in Japon.

Als die Portugiesen ins Land kamen, waren drey Hauptreligionen in Japon. 1) Die alte, **Sinto** genannt; 2) der **Budso**, oder ausländische Götzendienst, welcher entweder aus Siam oder aus China herkam; 3) der **Siuto**, oder Lehrbegriff der Welt- und Sittenweisen.

Sinto, die älteste Religion.

Die erste beruhet auf eben dem Grunde als das Reich, und die beyden ersten Kaiserstämme, so wie wir sie bereits angeführet haben *d*). Das ist, sie besteht in der Verehrung der sieben himmlischen Geister, welche den ersten Stamm der japonischen Beherrscher ausmachen, und der fünf Halbgötter *e*) vom zweyten Stamme, unter dem Namen Camis. Zu eben diesem höchsten Range werden auch die Kaiser, welche nach dem Stifter der dritten **Dynastie**, dem **Syn Mu**, regiereten, erhoben, und es erzeiget jedweder regierender Herr seinem Vorfahrer diese Ehre. Eine solche Vergötterung geschieht allemal mit vieler Weitläuftigkeit und großem Gepränge: es wird auch dem neuen **Camigotte** die Ausübung einer gewissen Gewalt über die Sterblichen angewiesen. Es bemerket Kämpfer, der ganze Inbegriff der sintischen Götterlehre sey ein dermaßen lächerlicher Mischmasch von tollen und abgeschmackten Mährchen, daß diejenigen, die sich darauf legen, sie vor ihren eigenen Anhängern, vor andern Glaubensverwandten aber, noch weit sorgfältiger verhehlen. Es hätte, wie er saget, diese Religion niemals lange gedauert, wenn sie nicht in genauer Verbindung mit den Landesgesetzen stünde, als worauf die Japoner auf eine ganz außerordentliche Weise erpicht sind; ja vielleicht verleitet eben ihre Ungereimtheit die meisten Großen und scharfsinnigen Köpfe zur Ohngötterey. Zwar unterweisen die Lehrer dieser Religion einen jedweden, der es nur verlanget, darinnen: doch allemal mit der Bedingung des Geheimhaltens, absonderlich wenn sie auf den letzten Artikel kommen, welcher den Ursprung aller Dinge vorträgt *f*). Denn hiervon erfahren ihre Schüler niemals das geringste Wort, ehe

Götter Camis.

Ungereimtheit des Sinto.

Sein größtes Geheimniß.

b) Dem Franz Xavier wurde bey seiner Anwesenheit in Indien berichtet, der Teufel sey vermittelst des Kreuzmachens aus einem japonischen Hause vertrieben worden. Ebend. a. d. 263 S.

c) Ebendaselbst.

d) Man sehe oben den III Abschnitt.

e) Oder irdische Götter, wie die Japoner sprechen. Mit ihnen beginnt der Mikottotitel, welcher so viel als göttlich bedeutet, und dessen Verringerungswort **Mikaddo** ist, das eben so viel sagen will, als Dairi.

f) Kämpfer bringt diesen Artikel aus einem Buche bey, das die Japoner Odaiki nennen. Er theilet nebst der Uebersetzung auch den Grundtext selber mit:

Kai takuno fasime djusio Fuso Tate... Juiono sui soni ukunga Gerosi Tentiino u... siins Itsi but su Weo seosesu Kutats Igeno g...

Beschreib. von Japon.

ehe sie zuvor Hand und Siegel darüber ausstellen, ja mit einem Eide bekräftigen, sie wollten diese tiefen Geheimnisse niemals einem Ungläubigen eröffnen, und sie dadurch entheiligen. Nebst dem scheint es, als ob sie unter dem Worte Geist, nichts anderes, als eine höchstzarte und feine Materie verstünden.

Unter allen Camis *g*) wird keiner höher verehret, als **Tensio-Dai-Dsin**, Stifter des zweyten Stammes, und der erste unter den irrdischen Göttern. Jedweder Japoner glaubet, von ihm entsprossen zu seyn, und das erbliche Regierungsrecht der Dairi gründet sich bloß auf ihre Abstammung von seinem ältesten Sohne. Vermuthlich hält man die sieben vor ihm gewesenen Camis für allzusehr über die Erde erhaben, als daß sie sich um das, was darauf vorgeht, bekümmern sollten. Auch diejenigen, welche die alte Religion verlassen, und die neuern Meynungen dafür annehmen, erzeigen diesem Stammvater der japonischen Nation eine Art göttlicher Verehrung. Die alten Geschichte erzählen seine Wunder und Heldenthaten nach aller Länge, und giebt es wenige Städte, da man nicht einen ihm zu Ehren errichteten Tempel finden sollte.

Geringere Camis.

Nebst den Kaisern wird der Camistitel auch einem jedweden berühmten Manne zugestanden, der sich in seinem Leben durch Heiligkeit, Wunderwerke und außerordentliche Verdienste um sein Vaterland hervor that. Doch eine solche Vergötterung machet nur einen Gott von geringerm Range, der seine Stelle unter den Sternen bekömmt. Uebrigens hat jedwede Gottheit ihr eigenes Paradies, entweder in der Luft oder im Grunde des Meeres, nicht weniger in der Sonne, im Monde, und in allen leuchtenden Himmelskörpern. So wie nun das Paradies beschaffen ist, dazu jedweder Lust hat, wählet er sich eine Gottheit, und suchet selbiger seine Ergebenheit auf alle mögliche Art zu bezeugen. Indem nun die Anzahl der Götter alle Tage zunimmt, und keiner in selbige versetzet wird, ohne daß man ihm zugleich auch einen Tempel erbauen sollte, so sind in jedweder Stadt beynahe eben so viel Tempel und Capellen, als Häuser. Jedweder Kaiser und Fürst will es dem andern bey Aufführung derselbigen an Pracht zuvor thun. Man muß auch wirklich die Kostbarkeit einiger solcher Denkmaale nicht weniger bewundern, als ihre Menge. Es ist nichts seltenes in einem einzigen achtzig bis hundert Cedersäulen von erstaunlicher Höhe, imgleichen riesenmäßige metallene Bilder anzutreffen. Ja vorzeiten gab es so gar goldene und silberne, nebst einer Menge Lampen und anderer ungemein kostbarer Zierrathen. Die Bilder sind insgemein mit Stralen bekrönet. Doch es ist dieser Gebrauch eben so wenig nur allein auf den **Sinto** eingeschränket, als die Anhänger dieser alten Religion die übrigen an Pracht zu übertreffen suchen.

Mias oder Tempel der Camis.

Ihre Tempel heißen **Mias**, *h*) das ist Wohnung der unsterblichen Seelen. Kämpfer setzet ihre Anzahl für ganz Japon wenigstens auf sieben und zwanzig tausend sieben hundert

toii fenquas flesin to nar Kunitokodatsno Mikotto to goos.

Im Anfange der Eröffnung aller Dinge, schwamm das **Chaos**, wie die Fische zu ihrer Lust im Wasser schwimmen. Aus diesem **Chaos** kam etwas einem Dorne ähnliches hervor, das einer Bewegung und Verwandlung fähig war. Dieses Ding wurde zu einer Seele oder zu einem Geiste, und dieser Geist heißt **Kunitokodatsno Mikotto**. Kämpfer II Theil auf der 8 Seite.

g) Cami und Sin bedeutet Seele und Geist. Man giebt ihnen auch den Beynamen **Miosio**, das ist, hoch, erhaben, vortrefflich; und **Gongen**, das ist gerecht, streng, eifersüchtig.

h) Man nennet sie auch **Jasiro**, und **Siaou Sinaja**; doch gehöret die letztere Benennung eigentlich für den ganzen Hof des **Mia**, mit allen dazu gehörigen Gebäuden.

Beschreib. von Japon.

dert. Die meisten stehen auf einer Anhöhe, und in einiger Entfernung von dem gemeinen und durch den Gebrauch verunreinigten Erdboden. Man kömmt durch einen breiten, und mit einer doppelten Reihe Cypressenbäume besetzten Gang zu ihnen. In diesen Gang tritt man durch ein steinernes oder hölzernes Thor, auf welchem zwischen zween Pfosten eine viereckichte Tafel steht, und den Namen des Gottes, welchem der Mia geweihet ist, mit goldenen Buchstaben zu lesen giebt. Aus diesem Aeußerlichen sollte man billig einen sehr ansehnlichen Tempel vermuthen: allein, die allermeisten sind nach dem Muster der alten eingerichtet, und haben folglich vieles von der Einfalt derselbigen an sich. Gemeiniglich sind es nur schlechte hölzerne, von Gebüschen und Bäumen ganz verdeckte Gebäude, mit einem einzigen vergitterten Fenster, durch welches man seine inwendige Beschaffenheit betrachten kann. Der ganze inwendige Raum ist gemeiniglich leer, oder hat doch wenigstens keine andere Zierrathe, [illegible] mitten darinnen aufgestelleten metallenen Spiegel, um welchen einige von Strohe se[illegible]gemachte Decken hängen, oder auch nur weißes ausgeschnittenes Papier, das wie Fransen an eine lange Schnur geheftet ist. Dieser Zierrath soll die Reinigkeit und Heiligkeit des Gebäudes vorstellen. Man steigt in selbiges auf einer steinernen Treppe, an welche oben ein ebener Platz stößt, den man durch ein zweytes, und dem ersten ganz ähnliches Thor betritt. Auf diesem Platze stehen, nebst dem Haupttempel, verschiedene Capellen, und das erste, was man darauf antrifft, ist ein großes Wasserbecken, darinnen sich jedweder waschen kann, wenn er die Gottheit anbethen will. Neben dem Tempel steht ein großer Kasten, das Allmosen hinein zu legen. Er selbst ist etwa sechs Schuh hoch über dem ebenen Boden erhaben. Seine Höhe übersteigt niemals drey Klafter. Die Breite aber ist der Höhe allemal gleich. Rings herum geht ein Gang, den man vermittelst einiger Stufen besteigt. Auf diesem Gange und gegen den Giebel, an welchem eben so wenig Pracht als an allem übrigen erscheint, fällt man nieder, und machet dem Gotte seine Anbethung: denn die Thüre des Tempels bleibt beständig verschlossen, oder wird doch wenigstens nur an Feyertägen geöffnet. Meistentheils haben diese heiligen Orte ein Vorgemach, darinnen die Hüter des Tempels in ihren kostbaren Ceremonienkleidern sitzen. Die Thüren und Fenster dieser Vorgemächer sind vergittert, und der Boden mit feinen Matten belegt. Das Tempeldach ist zuweilen von Ziegeln, zuweilen von Steinen oder Schindeln, und schießt auf allen Seiten so weit vor, daß es zugleich auch den Gang bedecket. Sein Unterschied von den Dächern anderer Gebäude, besteht darinnen, daß es mit größerer Kunst gebogen, und aus unterschiedlichen Schichten schöner Balken, deren Ordnung unter sich etwas sehr besonderes hat, zusammengesetzet ist. Zuweilen liegt ein Balken, der die übrigen an Dicke übertrifft, nach der Länge, auf der First des Dachstuhles, und hat an beyden Enden zween andere, die sich kreuzweise durchschneiden, ja gar östers nach den dritten nach der Queere hinter ihnen.

Das Muster davon.

Das Muster von dieser Bauart ist der allererste in Japon gebauete Tempel, welcher noch wirklich, und zwar zu Ioje steht, woselbst Isanami, der letzte von den sieben großen himmlischen Geistern, und des Tensio-Dai-Dsin Vater, seinen Sitz eine Zeitlang gehabt haben soll. Ungeachtet ihrer anscheinenden Einfalt, ist besagte Bauart doch ungemein sinnreich, ja beynahe unnachahmlich. Die Schwere und die Verbindung aller dieser durch einander geschränkten Balken geben dem Gebäude eine große Festigkeit, und verwahren es ungemein gegen die Stöße des Erdbebens. An der Tempelthüre hängt eine platte Glocke, an die man bey seiner Ankunft schlagen muß, um gleichsam dem Gotte

Nach-

Nachricht davon zu geben, daß man ihn anbethen will. Der inwendige Spiegel ist also gestellet, daß man sich darinnen erblicket, wenn man zum Fenster hinein sieht. Nach der Japoner Auslegung soll er die Erinnerung geben, gleichwie er alle Züge und Flecken des Gesichtes auf das deutlichste vorstelle, also erscheinen auch alle Befleckungen und heimliche Neigungen des Herzens aufgedeckt, vor den Augen der Unsterblichen. Man findet selten ein Götzenbild in einem Mias, weil man bey dem Anfange der japonischen Monarchie dergleichen noch nicht hatte. Hat sich nach Einführung des neuen Bilderdienstes ja hier und dort eins eingeschlichen: so ist es doch in einem Schranke eingeschlossen, und steht der Thüre gerade gegenüber. Aus diesem Schranke kömmt es sonst niemals, als wenn das Fest des Gottes gefeyert wird, welches alle hundert Jahre nur einmal geschieht. So verwahret man auch in dem besagten Schranke die Gebeine und Waffen des nunmehrigen Gottes, nebst allem, was er während seines zeitlichen Lebens mit eigener Hand verfertiget hatte. Beschreib. von Japon.

Die um den Mias stehenden Capellen sind zuweilen viereckicht, zuweilen aber sechs oder achteckicht, schön lackirt, äußerlich mit goldenem Laubwerke, inwendig mit Spiegeln und allerley Tändeleyen gezieret. Gemeiniglich kann man sie setzen, wenn man will, sie werden auch zu gewisser Zeit, das ist an den höchsten Festen wirklich mit großem Pompe herum getragen. Zuweilen trägt man das Bild des Cami in der Cape[illegible] mit [illegible]um; sodann aber gehen die mit dieser geheiligten Last beschwerten Träger rückwärts, schaffen auch vorher das Volk bey Seite, indem es nicht würdig ist, die Gottheit zu sehen. Zum Beschlusse, so sind die Mias von außen, gleichwie auch ihr Vorgemach, und die übrigen zuweilen dabey befindlichen Zimmer mit schön ausgearbeiteten Säl[illegible] Modellen von Schiffen, allerley Bildern und andern Zierrathen von ähnlicher Beschaffenheit ausgeschmückt, wiewohl dieser Gebrauch bloß zur Nachahmung des budsoistischen Wesens eingeführet worden ist. Bewegliche Capellen.

Die Hüter eines solchen Tempels sind bloße Layen, und wohnen nebst ihren Angehörigen in der Nähe. Ungeachtet sie Kämpfer anfänglich bis auf den nurgemeldeten Stand hinab setzet, so nennet er sie nachgehends doch weltliche Priester, welche Benennung aber vermuthlich nur auf ihre Verrichtung zu deuten ist. Sonst führen sie die Namen Negis, Canusis und Siannins, und sind Leute von einem unerträglichen Hochmuthe. Ihren Unterhalt genießen sie entweder kraft der Stiftung, oder von der Freygebigkeit des Dairi, oder er rühret aus den milden Gaben der Gläubigen her. Ihre Amtskleidung ist ein langer gemeiniglich weißer, zuweilen aber gelb oder auch anders gefärbter, und ungefähr eben also gemachter Rock, wie man sie an des Dairi Hofe trägt. Doch tragen sie unter diesem Rocke eine gemeine weltliche Kleidung. Den Bart schneiden sie ab, die Haare hingegen lassen sie wachsen. Ihr Hauptschmuck besteht aus einer länglichten steifen, lackirten und wie ein Kahn gestalteten Mütze. Sie geht über die Stirne hervor, und wird unter dem Kinne mit seidenen Bändern festgebunden. An den Bändern hängen Troddeln, und zwar nach dem Stande der Person, die sie trägt, bald tiefer, bald kürzer herab, und ist diese Person nicht gehalten, sich vor einer höhern tiefer zu neigen, als bis die Troddel den Boden berühret. Ihre Vorsteher flechten die Haare auf, und stecken sie unter einen schwarzen Flor von sehr sonderbarer Gestalt. Vor den Ohren haben sie etwas wie ein Scheuleder, das anderthalb Spannen lang, einige Zolle breit ist, und entweder von den Wangen wegsteht, oder herab hängt, doch mehr oder weniger, nach Beschaffenheit der Würde und des Tempelhüter. Ihre Kleidung. Unter wem sie stehen.

Beschreib. von Japon.

des Ehrentitels, damit sie der Dairi begnadiget hat. In geistlichen Sachen sind sie sonst niemanden, als diesem Monarchen unterworfen: in weltlichen aber stehen sie, wie alle Geistlichen im Reiche, unter den beyden Dsi-Sin-Bugios oder kaiserlichen Tempelrichtern, welche der weltliche Monarch einsetzet. Wenn sie in weltlicher Kleidung erscheinen: so haben sie, gleich den vornehmen Herren, zween Säbel anhängen.

Hauptlehren des Sinto.

Die Hauptlehren des Sinto belaufen sich auf fünf. Nämlich die Reinigkeit des Herzens; Enthaltung von allem, was einen Menschen unrein machen kann, und besteht solches darinnen, daß man kein Fleisch esse, sich nicht mit Blute besudele *i*), noch einer Leiche nähere. Keine Weibesperson darf zur Zeit ihrer gewöhnlichen Unpäßlichkeit in einen Tempel treten. Man stellet die dreyfache durch das Gesetz verbothene Unreinigkeit unter dem Sinnbilde dreyer zu den Füßen des Dsisso sitzender Affen vor. Einer hält sich mit den Vorderpfoten die Augen zu, der andere die Ohren, der dritte das Maul. Von der Natur und Macht der Götter schweigen die heiligen Bücher des Sinto stockstille; ja sie sagen nicht einmal etwas deutliches von dem Zustande der Seelen nach ihrer Scheidung vom Leibe. Denn sie melden nur, es würden die Unreinen nicht sogleich in das Paradies ihrer Götter aufgenommen, sondern sie müßten zuvor so lange herum schwärmen, bis sie ihre Sünden gebüßet hätten. Für Teufel erkennet diese Religion sonst nichts, als die Seelen der Füchse, weil diese Thiere in Japon viel Unheil stiften. Der Gottesdienst selber ist von aller Weitläuftigkeit befreyet. Er hat weder eine festgesetzte Weise, noch Ceremonien, noch Rosenkränze und Gebethsformeln. Wer den Tempel besuchen will, der wäscht sich, und ziehet seine besten Kleider an, absonderlich an Festtagen. Nachgehends tritt er mit wohlanständiger Ernsthaftigkeit in den Tempelhof, und wäscht sich gemeiniglich die Hände in dem Becken neben der Thüre; steigt sodann mit niedergeschlagenen Augen auf den Gang, und knieet gegen der Thüre nieder. In dieser Stellung neiget man den Kopf allmählig bis zur Erde, erhebt ihn wieder, und trägt dem Gotte seine Noth in einem kurzen Gebethe vor, wobey man die Augen auf den Spiegel richtet. Zum Beschlusse wirft man einige Münze in den Tempel oder in den Opferstock, und thut drey Streiche auf die Glocke, die an der Thüre hängt, um die Götter zu belustigen, als welche nach der Japoner Meynung an dem Klange musicalischer Werkzeuge ungemeines Vergnügen finden. Ist dieses alles geschehen: so geht man seiner Wege, und bringt die übrige Zeit des Tages mit Spazieren, Spielen und Lustigseyn zu. Vermöge der allgemeinen Meynung sind die Festtage bloß deswegen eingesetzet, damit man sich erquicken, und von der Arbeit erhohlen solle; folglich wählet man sie zum Ablegen seiner Besuche, zu Gastereyen, und Hochzeiten, ja einige in Bedienung stehende Personen lassen zu keiner andern Zeit jemand vor sich kommen.

Alle

i) Hat man Fleisch von einem vierfüßigen Thiere, doch mit Ausnahme der Gemse gegessen: so ist man dreyßig Tage unrein. Fasanen, Kraniche und Wasservögel darf man zu jederzeit essen. Der Genuß der übrigen machet nur eine Stunde lang unrein. Hat man einen armen Sünder abthun sehen, oder ist bey einer Leiche gewesen, so dauert die Unreinigkeit einen ganzen Tag u. s. w.

k) Der erste ist vielmehr ein Complimenten als Andachtstag. Die Japoner stehen sehr früh auf, und besuchen ihre Vorgesetzten, Freunde und Anverwandte von Haus zu Haus. Der übrige Tag wird mit Spazierengehen und anderm Zeitvertreibe hingebracht. Der zweyte Festtag wird beynahe mit sonst nichts als mit Besuchen der Tempel hingebracht. Vom dritten machen die Anhänger des Sinto kein sonderliches Werk.

l) Der Songuatz wird nach aller Möglichkeit gefeyert. Man besuchet einander, und wünschet Glück zu dem Jahreswechsel, man ißt, trinkt, geht in die Tempel. Jedermann steht sehr früh auf, zieht seine besten Kleider an, läuft bey allen

Gön-

Beschreib. von Japon.

Festtage des Sinto.

Alle Festtage des Sinto haben ihre festgesetzte Zeit. Jedweder Monat hat drey, welche an dem ersten, am funfzehnten und am letzten Tage desselbigen allemal wieder kommen k). Fünf andere sind durch das ganze Jahr vertheilet, und mit gewissen Tagen verknüpfet, die man deswegen für die unglücklichsten hält, weil sie ungleich sind, und von diesem Umstande ihre Benennung tragen. 1) Der Songuatz oder Neujahrstag l), 2) Jonquatz-Sannitz, der dritte Tag des dritten Monats; 3) Goguatz-Goniz, der fünfte Tag des fünften Monats; 4) Sitsiguatz-Fanuka, der siebente des siebenten; 5) Kugatz-Kunitz, der neunte Tag des neunten Monats. Diese Hauptfeste haben nicht sowohl einen gottesdienstlichen, als vielmehr weltlichen Ursprung; und gleich wie sie vielmehr der Lustbarkeit als dem Dienste der Götter gewidmet sind, so werden sie von allen Japonern ohne Unterschied ihres Glaubens begangen. Kämpfer bringt die Geschichte ihres Ursprunges, und die Weise, wie man sie feyert, bey.

Feste des Tensio Dai Dsin.

Der sechste Tag des neunten Mondenmonates ist insbesondere dem Hauptbeschützer des Reiches, dem Tensio Dai Dsin, gewidmet. Er wird in allen Städten und Dörfern durch öffentliche Lustbarkeiten, Umgänge und Schauspiele gefeyert. Es hatte dieser Gott viele Brüder, unter welchen einige ebenfalls verehret werden, absonderlich aber begehen die Kaufleute des Jesubi Fest mit größter Pracht. Es verfiel selbiger in seines ältesten Bruders Ungnade, und wurde in eine wüste Insel verwiesen. Weil nun die alte Sage vergiebt, er habe drey Tage lang unter dem Wasser leben können, so wird er in Japon als der Neptunus angesehen. Um eben dieser Ursache willen haben ihn auch die Fischer und Schiffer zu ihrem Beschützer gewählet. Man malet ihn, wie er auf einem Felsen sitzt, und in einer Hand eine Angelruthe hält, in der andern aber einen ihm besonders geheiligten Fisch, der den Namen Tai trägt. Es ist dieser Fisch sehr selten, einem Karpen ähnlich, und sehr artig, roth und blau gesprenget. Die Japoner geben ihm den obersten Rang unter den Fischen.

Fest des Wassergottes.

Schutzgötter der Handelsleute.

Noch haben die Handelsleute drey andere Beschützer unter den Landesgöttern. Der erste heißt Dai-Kosu. Auf welche Stelle selbiger mit seinem Hammer schlägt, da kömmt sogleich alles, was man nöthig hat, heraus. Man malet ihn wie er auf einem Sacke voll Reiß sitzt, den Hammer in der rechten Hand hält, und neben sich einen Sack hat, darein er dasjenige, was er aus der Erde hervorbringen will, stecken kann. Der zweyte, Namens Tossi Koku, wird zu Anfange des Jahres um Glück zu allerley Unternehmungen angerufen. Er wird stehend gemalet, mit einem langen weitärmelichten Rocke angethan, einem großen Barte, erstaunlich breiter Stirn, großen Ohren und einem Windfächer in der Hand. Der dritte wird unter dem Namen Fotey verehret. Seine Gestalt zeiget

Gönnern, Freunden und Anverwandten herum, und leget nebst einem tiefen Bücklinge das Medito ab, das ist ein Compliment wegen der gegenwärtigen Zeitumstände. Zugleich überreichet man eine Schachtel mit einem paar Windfächern, an welche ein Stückchen getrocknetes Fleisch vom Awabi oder Auris marina gebunden ist. Oben auf der Schachtel steht der Name des Gebers geschrieben, damit die Person, für welche das Geschenk bekimmt ist, wissen möchte, woher es komme, wofern man es wegen ihrer Abwesenheit vor der Thüre lassen müßte. Das Stückchen Fleisch erneuert das Angedenken der geringen Kost und armseligen Umstände ihrer Vorfahren, welche von Muschelwerke beynahe ganz allein lebten. Bey vornehmen Personen, welche sehr viele Besuche bekommen; empfängt ein Hausbeamter die Complimente und Geschenke in einem Saale unten im Hause, und schreibt die Nemen der dagewesenen auf. Die Besuche selbst währen nur drey Tage, die Lustbarkeiten aber den ganzen Monat. Kämpfer a. d. 25 S.

Beschreib. von Japon.

weiter nichts sonderliches als einen dicken Bauch. Man bittet ihn um Gesundheit, Reichthum und Kinder. Ferner haben die Japoner einen Gott für die Arzneykunst, einen Höllen- oder Fuchsgott, und eine Menge Heiligen oder Helden, deren Feste sie ebenfalls begehen. Der also genannte Suwa wird absonderlich von den Jägern, am neunten Tage jedweden Monats verehret. Kämpfer beschreibt die Matsuris, das ist die Umgänge und Schauspiele, die man dem Suwa, als dem besondern Patron der Stadt zu Ehren, in Nangasaki anstellet, nach aller Länge *m*).

Japonische Wallfahrten.

Eben so weitläuftig handelt er auch von den Wallfahrten, als einer hauptsächlichen Andachtsübung der Japoner. Zwar besuchet ein eifriger Anhänger des Sinto keine andere Tempel als seiner eigenen Götter: allein, er richtet sich in diesem Stücke nach keiner andern Regel als nach seiner Neigung oder Bequemlichkeit. Die vornehmste Wallfahrt geschieht nach Isje oder Iro. Die zweyte nach den drey und dreyßig im Reiche befindlichen Tempeln des Quamwia. Die dritte nach einigen Tempeln der vornehmsten, und wegen ihrer Wunder am meisten berühmten Sins, Camis oder Foroques; dergleichen sind der Nikotira, das ist der Tempel des Sonnenglanzes in der Landschaft Osju; imgleichen einige Tempel des Fatzonans, und des berühmten Gesetzgebers Jakusi. Doch beschreibt Kämpfer keine andere Wallfahrt, als die nach Iro.

Beschreibung der Wallfahrt nach Isjo.

Der beschriebene Tempel in nurbesagter Landschaft ist dem Tensio Dai-Dsin, welcher in selbiger gebohren wurde, gewidmet; man nennet ihn Dai Singu, das ist Tempel des großen Gottes. Er steht auf einer großen Ebene, und hat sonst nichts an sich, was ihn ansehnlich machen könnte, als sein Alterthum; denn er ist an sich selbst nur ein schlechtes hölzernes Gebäude, mit einem ziemlich flachen Strohdache. Man erhält ihn mit größter Sorgfalt in seinem ursprünglichen Zustande, als eine Abbildung der alten Einfalt. Inwendig ist nichts zu sehen, als ein großer metallener Spiegel, und an den Wänden viel ausgeschnittenes Papier. Um den Mia stehen beynahe hundert kleine, den geringern Göttern zu Ehren erbauete Capellen, die meistentheils so niedrig sind, daß man kaum darinnen aufgerichtet stehen kann. Jedwede hat einen Canusi zum Hüter. In der Nähe wohnen viele andere Beamte, die sich den Titel als Götterbothen beylegen, und Wohnungen für die Pilgrime in Bereitschaft halten. Nicht weit davon ist ein großer Flecken, der mit dem Tempel einerley Namen führet, und fast keine andere Einwohner hat, als Gastwirthe, Buchdrucker, Buchbinder, Papiermacher, Tischler und andere Handwerksleute, die etwas dabey verdienen können, wenn sie ihr Gewerbe nahe bey dem Tempel treiben.

Wirklich andächtige Seelen verrichten diese Wallfahrt alle Jahre; andere aber in ihrem Leben wenigstens einmal, und hiervon schließt sich niemand aus. Ja man ist der gänzlichen Meynung, jedweder patriotisch gesinneter Japoner müsse dem Tensio Dai Dsin seine Ehrerbiethung bezeugen, wo nicht als einem Gotte, und Schutzpatrone des ganzen Landes, doch wenigstens als dem Stifter und Stammvater des ganzen Volkes. Seine wirklichen Anbether glauben, es wären bey dieser Wallfahrt allerley Gnadengaben zu gewinnen, als da sind vollkommener Ablaß, die ewige Seligkeit, Gesundheit, Reichthum, Ehrenstellen, eine zahlreiche Nachkommenschaft, mit einem Worte, aller geistlicher und leiblicher Segen, sowohl in dieser als in jener Welt. Die Canusis stellen jedwedem Pilgrimme einen Ablaßbrief in bester Form zu. Wer wegen Alters, Schwachheit, oder Amtsgeschäfften,

m) II Theil a. d. 143 u. f. S. nach geendigter Beschreibung dieser Stadt.

schäfften, den Tempel in eigener Person nicht besuchen kann, dem wird für ein gewisses Geld der Ablaßbrief ins Haus geschicket, und diese Ablaßgelder betragen einen ansehnlichen Theil von den Einkünften des Tempels und seiner Diener.

Zeit der Wallfahrt.

Die Wallfahrt nach Jro kann zwar zu jeder Zeit des Jahres vorgenommen werden: doch ist der größte Zulauf im Märzen und April, als einer in Japon höchstangenehmen Jahreszeit. Man sieht Personen von allerley Range dabey, doch mit Ausnahme der allermächtigsten Fürsten, indem sie diese andächtige Reise selten in Person verrichten, sondern in diesem Stücke es dem weltlichen Kaiser nachmachen. Denn dieser sendet alle Jahre nur eine Gesandschaft dahin ab, und zwar zu eben der Zeit, wenn er noch eine andere an den Dairi abschicket. Was diesen letztern betrifft, so überhebt ihn sein Rang nebst der Heiligkeit seiner Person von allen Wallfahrten. An Bequemlichkeiten zur Reise fehlet es niemanden; denn es steht einem jeden frey, ob er sie zu Fuße, oder zu Pferde, oder in einer Sänfte, ja auch mit einem seiner Würde gemäßen Gefolge vornehmen will.

Der Kaiser und die Fürsten schließen sich davon aus.

Armer Leute ihre.

Ganz arme Leute nehmen ihr Bettlein, das ist eine zusammengerollete Strohmatte, auf den Rücken, und wandern mit einem Stabe in der Hand und einem hölzernen Napfe am Gürtel, immer fort. Sie halten den Huth auf, und betteln wie ihres Gleichen in Europa. Sobald ein Pilgrim sein Haus verlassen, und sich auf die Wallfahrt begeben hat: so hängt man einen mit blauem Papiere umwundenen Strick an seine Hausthüre, dadurch ein jeder gewarnet wird, heraus zu bleiben. Kein Pilgrim darf sich währender Reise zu einem Weibe nahen, auch nicht einmal zu seinem eigenen. Sobald sie an Ort und Stelle gelangen, besuchen sie den Canusi, an den sie gewiesen sind, oder den sie bereits kennen. Vor diesem fallen sie nieder, und berühren die Erde mit der Stirne. Hierauf giebt er ihnen einige Lehren, und führet sie hernach in eigener Person nach dem Tempel, vor welchem sie sich nach aller Länge auf das Gesicht und den Bauch niederlegen. In dieser Stellung verrichten sie ihr Gebeth an den Gott, und gehen sodann, wenn ihnen das Geld sich im Wirthshause aufzuhalten fehlet, wieder zu dem Canusi, der sie mit einer anscheinenden großen Liebe aufnimmt, dabey aber nicht das geringste verliert, indem ihm die armen Leute alles, was sie haben, ja so gar ihr Erbetteltes dafür hingeben. Vor ihrer Abreise empfangen sie mit großer Ehrerbiethung den Ablaßbrief in einer Schachtel, darauf der Name des Tempels und des Canusi geschrieben steht. Ein solcher Ablaß heißt Offawai.

Ablaß Offawai.

Es ist bereits angemerket worden, daß sie ihn, damit kein Regen darauf fallen könne, unter dem Rande des Huthes an die Stirne binden, und an die gegenüberstehende Seite eine andere Schachtel, oder eine Handvoll Stroh, von ungefähr eben demselbigen Gewichte hängen. Sie halten ihn für ein so schätzbares Heiligthum, daß sie ihn, wenn seine Kraft verrauchet ist, welches allemal mit Ausgange des Jahres geschieht, in ihr schönstes Zimmer legen. Einige legen ihn unter ein Dächelchen über die Hausthüre. Alle neue Jahrestage lassen die Canusis des Tempels zu Jro in allen Städten eine erstaunliche Menge solcher Ablaßbriefe, nebst neuen auf des Dairi Befehl verfertigten Calendern verkaufen. Wer einmal kaufet, der darf kecklich glauben, er werde alle Jahre dreyerley Dinge überreichet bekommen, eine Quittung vom Canusi, einen neuen Offawai, und einen Calender auf das jetzige Jahr n).

n) Kämpfer II Theil a. d. 42 u. f. S. Er füget dieser Erzählung noch einen japonischen Bericht von dem gegenwärtigen Zustande der Tempel in Jeje oder Jro bey.

Beschreib. von Japon.

Einsiedlerorden der Jammabos.

Von dem **Dairi** haben wir schon erwähnet, er sey das Oberhaupt des alten Gottesdienstes, und es habe dieser Dienst keine eigentlich also genannte Priester, darum weil er keine andere hat, als erstlich besagten Fürsten mit seinem ganzen Hofe, der aber keine geistliche Verrichtung vornimmt, und zweytens die **Canusis**, deren ganzes Amt nur in Verwachung der Tempel besteht. Hingegen hat er seit uralten Zeiten einen geistlichen Einsiedlerorden, dessen Mitglieder **Jammabos**, das ist, Bergsoldaten, genennet werden, und sowohl vermöge ihres Namens als ihres Amtes, für die **Camis**, und für die Aufrechthaltung ihres Dienstes, zu kämpfen verpflichtet sind. Sie führen ein sehr strenges Leben, reisen ohne Unterlaß in den heiligen Gebirgen herum, leben währender Reise von nichts als von Wurzeln, und baden sich Winter und Sommer in keinem andern als kaltem Wasser. Man schreibt ihre Einsetzung dem **Gienno Giossa** zu, dessen eigentliche Herkunft man zwar nicht weis *), der aber Zeitlebens die Gebirge durchkroch, und zur Bequemlichkeit der Reisenden, neue Straßen ausfindig machte. Es sind die **Jammabos** unter den Benennungen **Tosanfas** und **Fonsanfas**, in zwo Versammlungen abgetheilet, welche hauptsächlich nur durch eine besondere Wallfahrt, die sie jährlich unternehmen müssen, von einander unterschieden sind. Einige besuchen ein gewisses sehr hohes Gebirge in der Landschaft **Bugen**, Namens **Fikoosan**. Die andern besuchen das Grab ihres Stifters auf einem nicht minder beschwerlichen Gebirge in der Landschaft **Josijino**, Namens **Omine**. Sind sie da gewesen, so müssen sie sich beyderseits vor ihrem zu **Meaco** befindlichen Ordenshaupte stellen. Diesem theilen sie etwas von ihrem gesammelten Allmosen mit, und erhalten dafür einen neuen Ehrentitel, nebst der Berechtigung, einige zu ihrer mehreren Achtung gereichende Aenderung am Kleide vorzunehmen. Sie sind übrigens eben also gekleidet, wie weltliche Personen, nur gewisse und durch ihre Ordensregeln vorgeschriebene Zierrathe ausgenommen.

Ihre Kleidung.

Ihr Säbel, der ihnen an der linken Seite am Gürtel hängt, ist etwas kürzer, als die gewöhnlichen Säbel, und seine Scheide glatt. In der Hand tragen sie ein Stäbchen des Gottes Dsiso, mit einem kupfernen Knopfe, und vier daran hängenden Ringen, von gleichem Metalle, damit sie währenden Bethens klimpern. Ferner hängen sie eine große glatte, weiße, mit rothen Strichen und Flecken gezeichnete Muschel an den Gürtel. Man findet selbige in der Landschaft **Array** an der Seeküste, und ist wie etwa ein Nachtwächterhorn gekrümmet, dienet ihnen auch wirklich statt einer Trompete oder eines Hornes, indem sie darauf blasen, und dergestalt die Reisenden um eine Gabe ansprechen. Um den Hals tragen sie eine Binde, mit unten daran hängenden Fransen. Die Länge besagter Binde, und die Beschaffenheit der Fransen, giebt die Würde zu erkennen, dazu sie von ihren Vorgesetzten erhoben sind. Eine besonders gestaltete Mütze tragen nur wenige; wohl aber sind ihre Pantoffeln entweder von Strohe oder von Stengeln der Taratepflanze geflochten, welcher letztern sie eine große Heiligkeit beylegen. Besagte Pantoffeln tragen sie absonderlich bey der Wallfahrt auf die zween heilige Berge. Ihre Bücher, ihr Geld und ihre Wäsche stecken sie in einen Sack, und hängen ihn über den Rücken. Man sieht sie niemals ohne einen Rosenkranz, es sind aber die Kügelchen nicht recht rund, sondern höckericht. Nach diesen zählen sie ihre Gebethe ab, weil aber diese Erfindung keinesweges so alt ist, als ihr Orden selbst: so geschieht auch in ihren Ordensregeln keine Meldung davon. Endlich so sind sie auch mit einem guten Stocke versehen, den sie aber zu sonst nichts gebrauchen, als sich darauf zu

steuern

*) Kämpfer saget, er habe vor etwan 1100 Jahren gelebt.

Beschreib. von Japon.

steuern. Die Vornehmsten schneiden die Haare hinten am Kopfe kurz ab. Andere lassen sie zwar wachsen, stecken sie aber dennoch unter. Noch andere scheeren sie ganz ab. Sie sind verheirathet, und ihre Kinder bleiben bey ihrer Väter Lebensart. Bey berühmten Mias trifft man allezeit einige Jammabos an, welche um des dasigen Gottes willen, entweder durch Blasen auf ihrem Horne, oder sonst mit einer bläkenden Stimme Allmosen heischen. Ihre Kinder werden bey dieser umschweifenden Lebensart auferzogen, und fallen den Reisenden sehr zur Last. Sie passen an engen Wegen, oder auf dem Abschusse der Anhöhen auf sie, und man kann sich ihres ungestümen Anlaufes schwerlich erwehren.

Wie sie betteln.

Noch andere Bettler.

Noch findet man auf den japonischen Landstraßen andere Bettler, die gemeiniglich vier und vier zusammen, auch in weißen Cattune, wie es an des Dairi Hofe gebräuchlich ist, gekleidet gehen. Die beyden vordersten treten mit einem ernsthaften und langsamen, doch aber beherztem Schritte daher. Kommen sie in ein Dorf, oder werden eines Reisenden gewahr: so halten sie stille, setzen eine bey sich habende große, mit Tannenzweigen und ausgeschnittenem Papiere besteckte Tragbahre zu rechte, und stellen eine leichte Glocke oder Schelle, einen Kessel oder sonst etwas, das sich auf irgend eine alte Fabel bezieht, darauf. Der dritte hält einen mit einem weißen Papierbusche gezierten Regimentsstab in der Hand, geht oder tanzet vielmehr um die Tragbahre her, und singt mit sachter Stimme ein Liedchen, das von eben derselbigen Fabel handelt. Noch andere Bettler schwärmen zwar auch weiß gekleidet, und viele mit einander im Lande herum; sie heischen aber von niemanden etwas, sondern gehen immer fort, singen und spielen dabey auf einer Zitter oder einem Geigenähnlichen Instrumente; was man ihnen nun freywillig giebt, das nehmen sie. Wieder andere thun eine Gelübde, in der größten Kälte nackend zu gehen, und vermeynen dadurch eine besondere Gnadengabe von ihrem Gotte zu erlangen. Sie leben sehr armselig, nehmen von keinem Reisenden etwas an, gehen beständig allein, wiewohl sie, vermuthlich um der Kälte desto besser zu widerstehen, fast beständig laufen. Zum Beschlusse, so findet man auf den japonischen Landstraßen noch einen ganz besondern Bettelorden. Er hat Mitglieder von einem wie vom andern Geschlechte, doch bescheeren sie alle miteinander den Kopf. Die Mägdchen stehen unter dem Schutze gewisser Nonnen zu Meaco und Kamakura, und zahlen ihnen dafür von ihrem erbettelten ein jährliches Schutzgeld. Einige opfern auch etwas in den Tempel Khumano in der Landschaft Isje, indem selbiger ihr vornehmster Sitz, und gleichsam der Mittelpunct ihres Ordens ist. Kämpfer giebt sie für die schönsten Personen in ganz Japon aus. Hat ein Mägdchen arme Eltern, und kein anderes Vermögen als ihr hübsches Gesicht, so tritt sie in diesen Orden; denn sie weis zum Voraus, es werde ihr in selbigem nimmermehr an etwas fehlen. Doch verbergen auch einige ein höchstliederliches Leben, unter diesem Deckmantel der Andacht. Die Töchter der Jammabos begeben sich insgemein zu diesem Orden, gleichwie denn auch besagte Gebirgeinsiedler gemeiniglich ihre Weiber daraus nehmen. Es halten sich immer zwey bis drey solche Mägdchen zusammen, und laufen jedweden Tag einige englische Meilen weit. Sehen sie einen ansehnlichen Reisenden: so treten sie zu ihm und singen. Giebt er ihnen etwas, so gehen sie so weit mit ihm, als er es verlanget, und vertreiben ihm die Zeit. Zwar müssen sie, vermöge ihres Ordens, die Haare abscheeren: doch diese Unförmlichkeit ersetzen sie durch eine kleine schwarze Mütze, die einem hübschen Gesichte recht gut stehe. Ihren Putz hat Kämpfer in seinem Tagebuche beschrieben. Sie haben, saget er, Stuthandschuhe an den Handen, und einen großen Huth, der sie gegen die Sonnenhitze und das ungestüme

Eine andere Bettlergattung.

Anmuthige Bettlerinnen.

Beschreib. von Japon.

Wetter beschützet, auf dem Kopfe. Sie wissen sich sehr angenehm zu stellen, thun aber gewaltig erbar dabey, ungeachtet sie die Brust ziemlich weit entblößen.

Ursprung der Trennung im Sinto.

Bey dieser Einfalt war der alte Gottesdienst seit dem Anfange des Reiches verblieben, aber endlich stiftete die ausländische Bilderverehrung eine Trennung, und theilete den Sinto in die beyden Secten, die man noch heutiges Tages antrifft. Die eine Secte heißt Juitz, und begreift die wahren Orthodoxen in sich, welche kein Haarbreit von der Lehre ihrer Vorfahren weichen. Die andere heißt Riobus, und besteht aus einer Gattung Syncretisten, welche beyde Parteyen dadurch zu vereinigen suchten, daß sie vorgaben, die Seele des Amida, als des berühmtesten unter allen Fotoques, sey mit der Seele des Tensio Dai Dsin in eine zusammengeflossen. Diese Secte ist an Menge ihrer Anhänger die stärkeste, ja sie fand so gar an des Dairi Hofe einigen Eingang. Mit einem Worte, sie hat es dermaßen weit gebracht, daß die meisten Japoner auf ihrem Todbette die ausländischen Götzen anrufen, und ihr Leichenbegängniß auf die badsoiistische Weise angestellet wissen wollten. Gleichwohl haben auch die Camis noch eifrige Vertheidiger, darunter, wie es scheint, absonderlich allerley, theils geistliche, theils vermischte Brüderschaften zu rechnen wären, vor andern aber zwo Gesellschaften von lauter Blinden, welche zwo sehr ansehnliche Innungen im Reiche ausmachen.

Brüderschaften der Blinden.

Ursprung der Bussets-Sato.

Kämpfer bringt aus den japonischen Geschichtschreibern ihren Ursprung bey. Ein dairischer Prinz, Namens Semmumar, und eine Prinzeßinn aus dem kaiserlichen Geblüte, liebten einander auf das äußerste. Allein ihr Glück war von kurzer Dauer. Denn der Tod riß die Prinzeßinn dahin, der Prinz aber weinete sich blind. Um nun wegen dieses gedoppelten Unglückes sich einiger maßen zu trösten, stiftete er eine Brüderschaft, darinnen man keine andere als blinde Mitglieder aufnahm. Er setzete die Ordensgesetze auf, erhielt auch von seinem Vater, dem Kaiser, die Bestätigung darüber, und es blieb diese Gesellschaft unter dem Namen Bussets-Sato oder Bussetsblinde, viele hundert Jahre in einem sehr blühenden Zustande. Allein heutiges Tages besteht sie nur aus lauter Geistlichen, die an Lebensart und Einrichtung von den Jammabos nicht sonderlich unterschieden sind. Ihre Abnahme rührete von Errichtung einer andern blinden Gesellschaft her, für welche viele Große im Reiche, die um ihr Gesicht gekommen waren, einen desto stärkern Eifer bezeugten, weil ihr Ursprung etwas edles und kriegerisches an sich hatte.

Ursprung der Fekis.

Das Reich war damals in zwo Parteyen vertheilet. Das Oberhaupt der ersten war der Kaiser Feki; die zweyte hingegen hatte den damaligen Cubosama, Namens Gendz, zum Anführer. Jedwede nennete sich nach ihrem Oberhaupte, und diese innerliche Uneinigkeit stiftete in ganz Japon die entsetzlichsten Blutbader, und ein langwieriges Unglück. Nach vielmaligem Glückswechsel, gewannen endlich die Gendzis durch die gute Aufführung des neuen Cubosama, Namens Jeritomo, eine Hauptschlacht, darinnen der Kaiser selbst auf dem Platze blieb. Der unglückliche Monarch hatte einen Feldherrn, Namens Kakokigo, dessen Tapferkeit und Leibesstärke

r) II Theil a. d. 57 S.

q) Wir bleiben hier durchaus bey Kämpfers Berichte. Zwar der neue japonische Geschichtschreiber füget selbigem noch allerley artige Sachen bey, welche der Fekingesellschaft zu vielem Ruhme gereichen: er meldet aber die Quellen nicht, daraus er schöpfte. „Ihre Hauptbeschäfftigung, sagt „er, ist das Studieren. Absonderlich [illegible] „sich auf die Geschichte, Dichtkunst und Musik. „Sie kommen als gelehrte und [illegible] „in alle vornehme Gesellschaften. Es sind [illegible] „wirklich weder die Jahrbücher des Reichs [illegible] „die Lebensbeschreibungen berühmter Leute, [illegible]

stärke man insgemein für unnatürlich hielte. Dieser hatte sich zwar mit den Ueberbleibseln des geschlagenen Heeres gerettet, fiel aber nachgehends dem siegenden Heere in die Hände. Joritomo hielt viel von ihm, und suchte ihn durch große Versprechungen auf seine Seite zu bringen. Doch der tapfere Kriegesmann gab zu Antwort: „Ich bin allezeit ein treuer Diener „meines Herrn gewesen; und wiewohl er itzt tod ist, so soll sich doch niemand rühmen kön„nen, als ob ich eben dergleichen Ergebenheit und Treue gegen ihn getragen hätte. Du „hast mir zwar das Leben geschenket, das muß ich gestehen: allein zum Unglücke kann ich „dich nicht ansehen, ohne daß mir zugleich die Lust ankäme, den Tod meines gewesenen „Herrn an dir zu rächen. Bey diesen Umständen kann ich dein freundschaftliches Erbie„then mit nichts besserm erwiedern, als daß ich dir meine Augen überreiche, die mich ohne „Unterlaß gegen dich erbittern„ *p*). Damit riß er sich die Augen aus dem Kopfe, legte sie auf einen Teller, und übergab sie dem Joritomo. Der Cubosama mußte diese That theils bewundern, theils kam sie ihm entsetzlich vor: doch stellete er ihn sogleich auf freyen Fuß, und Kakokigo wendete sich nach der Landschaft Fiunga, wo er die Gesellschaft der Blinden, welche den Namen Feki trägt, und sich sehr weit ausgebreitet hat, stiftete. Sie besteht aus Blinden von allerley Stande und Herkunft. Weil sie sämmtlich lauter weltliche Personen sind, so besteht der größte Unterschied darinnen, daß sie sich gleich den Bussers oder geistlichen Blinden, den Kopf abscheeren. In der Kleidung gehen sie von andern Japonern wenig ab, ungeachtet sie den Stand und die Würde eines jeden Mitgliedes durch gewisse Merkmaale kenntlich machen. Auch die Aermesten verlangen kein Allmosen, sondern sie nähren sich ihrer Hände Arbeit, auf allerley bey ihrem Unglücke mögliche Weise. Einige bringen es sehr weit in der Musik. Um dieser Ursache willen werden sie an den Höfen der Fürsten und Großen, imgleichen bey Feyerlichkeiten und Festen, als zum Beyspiele bey Umgängen und Hochzeiten, gebrauchet *q*). Zwar sind sie durch das ganze Reich zerstreuet, doch hat ihr Oberhaupt seinen beständigen Sitz zu Meaco. Man giebt ihm den Titel Osiokf, und der Dairi reichet ihm jährlich viertausend dreyhundert Taels zu seinem Unterhalte. Dieser regieret nebst zehn Aeltesten, als Beysitzern, die ganze Gesellschaft, und hat Macht über Leben und Tod, doch mit dieser Einschränkung, daß der Präsident des kaiserlichen Hofgerichtes das Urtheil billigen, und den Befehl zu Hinrichtung des Missethäters ausfertigen muß. Besagte Kammer der Zehne ernennet ihre Unterbeamten in jedweder Landschaft. Der Oberste in jedweder Landschaft trägt den Titel Kengio, und hat seine Kotos oder Räthe, welche hinwiederum ihre eigenen Bezirke regieren, und vor dem gemeinen blinden Manne an der Weite ihrer Beinkleider kenntlich sind. Kämpfer sah zu Nangasaki einen Kengio und zween Kotos, welche über alle in der Stadt und der umliegenden Gegend befindliche Blinden, Gewalt hatten. Er schreibt ihnen einen besondern Ehreifer zu. Denn sie müssen, wie er saget, alle fünf Jahre einen neuen Quan, das ist, einen höhern Ehrentitel, von ihrem Kengio erhalten. Ein solcher Titel

Beschreib. von Japon.

Sonderbare Beschaffenheit der Fekis.

Ihre Regierung.

Besonderer Rangeifer.

„die alten Urkunden vornehmer Häuser, unbe„trieglichere Denkmaale, als das Gedächtniß die„ser vortrefflichen Blinden, die einander alles of„fenbaren, was sie wissen. Aus dieser ihrer Wis„senschaft entsteht eine historische Sage, an wel„cher kein Mensch zu zweifeln begehret. Sie ha„ben auch Academien, auf welchen sie gewisse Wür„den erhalten, und sich üben, nicht nur ihr Ge„dächtniß zu verbessern, sondern auch das, was sie „wissen, in Verse zu bringen, die schönsten Bege„benheiten in Arien zu verfassen, und ihnen alle „mögliche Anmuth der Dicht- und Tonkunst mit„zutheilen 1 Theil a. d. 324 S.

tel kostet wenigstens zwanzig, höchstens funfzig Taels. Lassen sie sich nicht höher befördern, oder es mangelt ihnen das Geld dazu: so werden sie um einen Grad tiefer herabgesetzet, als sie zuvor waren r).

Budso zweyte Glaubenslehre.

Nun wollen wir uns zur Verehrung der ausländischen Götzen wenden, welche die Camis von der Anbethung der Japoner verdringen wollen. **Budso** oder **Budsod**, mit welchem Worte man diesen Bilderdienst beleget, bedeutet eigentlich **Weg** der ausländischen Götzenbilder, oder Weise, sie zu verehren. Einige Schriftsteller geben vor, sie wären im geringsten nicht die allerersten Götzen, welche die Japoner von Ausländern empfangen hätten, sondern es hätten sich gleich bey Gründung des Reiches einige andere in den **Rhumano** eingeschlichen. Eben so wenig weis man eigentlich, wie der neue Geschichtschreiber vorgiebt s), was von einem gewissen Götzen, Namens **Deniz** oder **Cogi**, zu halten sey, welchem, gleich wie er in glaubwürdigen Nachrichten gefunden haben will, die Japoner damals die Oberstelle unter ihren „Göttern anwiesen. „Gleichwohl scheint er, es sey nicht sowohl eine besondere Gottheit, „als vielmehr nur eine bildliche Vorstellung gewesen, die einen Gott in drey Personen be„deuten sollte. Man giebt ihm drey Köpfe und vierzig Hände, um die Dreyeinigkeit der „Personen, und die Allgemeinheit der Wirkungen auszudrucken. Andere suchen unter dem „ganzen Bilde weiter nichts, als ein philosophisches Geheimniß. Sie erklären die drey Kö„pfe von der Sonne, dem Monde und den Elementen; den Leib von der ersten Materie, „und die vierzig Hände von den himmlischen und elementarischen Eigenschaften, vermittelst „welcher die ursprüngliche Materie allerley Gestalten an sich nimmt. Ja vielleicht war „der **Deniz** mit dem **Amida** einerley, weil man ihn unter mancherley Gestalten „abbildet.„

Aehnlichkeit der neuen japanischen und [illegible] Religionen.

Doch hiervon mag man halten, was man will. Unstreitig ist, daß die neue japanische Religion mit der Braminen ihrer, welche die alte ägyptische ist, und heutiges Tages in allen Theilen von Asien regieret, eine ungemeine Aehnlichkeit habe, und man um dieser Ursache willen mit Kämpfern gar wohl dafür halten kann, der **Siaca** oder **Xaca** t) der Chinesen und Japoner sey der **Budha** der indianischen **Banianen**; der **Badhum** der Ceylaner; der **Sommona Kodom** der Siamer: der **Sommona Rhutama** der Peguaner u. s. w. Mit einem Worte, dieser Götzendienst hat sich eben so ausgebreitet, als der indianische Feigenbaum, der sich von selbst fortpflanzet, indem seine Aeste neue Wurzel schlagen u). Es wäre folglich nicht nöthig, seine Grundsätze weitläuftig zu wiederholen, indem selbige in der Beschreibung von Indien, Siam und Indostan zur Gnüge beygebracht worden sind, und

r) Kämpfer II Th. a. d. 59 und vorherg. S.

s) Am angeführten Orte a. d. 326 S.

t) Die Chinesen nennen ihn auch **Fo**, daher **Fotoque** kömmt. In dem Artikel von China hat er keinen andern Namen.

u) Kämpfer bringt unterschiedliche Gründe bey, welche dieser Muthmaßung eine große Wahrscheinlichkeit beylegen. Er bemerket insonderheit, es habe Cambyses vor etwan 2200 Jahren den ägyptischen Götzendienst zerstöret, ihren Apis oder geweiheten Ochsen getödtet, und ihre Priester niedergehauen oder weggejaget: erwäget er nun, daß die Siamer ihr Sancarad oder geistliche Zeitrechnung mit dem Tode des Xaca beginnen, und daß ihr 2233 oder 2234 Jahr mit dem 1690. der christlichen Zahl übereintrifft: so findet man, daß ihre Rechnung bis an die Zeiten reicht, da Cambyses Aegypten überzog. Nimmt man nun an, es hätten sich memphitische Priester unter Anführung eines von ihren Oberhäuptern nach Indien geflüchtet, ihre Lehre daselbst geprediget, und der neue Apostel wegen des großen Ruhms, den er sich erwarb, den Namen Budha Xaca u. s. w. das ist großer Heiliger, bekommen: so wird an diesem ange-

und wir mit einem geringen von der Lebensart, den Schriftzeichen und der Sprache herrührenden Unterschiede das verdrüßliche Wiederholen im geringsten nicht entschuldigen könnten *x*). Beschreib. von Japon.

Wir begnügen uns also daran, daß nach Kämpfers Berichte, die japonischen Geschichtbücher die Landschaft **Magatta**, im Lande **Tensik**, zu des **Siaca** oder **Xaca** Geburtsorte machen. Unter dem Namen **Tensik**, begreifen sie die Insel **Ceylan**, die Küste **Malabar** und **Coromandel**, ja das ganze mittägige Asien überhaupt. Er soll, wie sie sagen, im sechs und zwanzigsten Jahre des chinesischen Kaisers **Soowo** gebohren seyn, welches Jahr nach einiger Schriftsteller Rechnung ins 1209, nach andern aber ins 1207 vor Christi Geburt fällt. Sollte nun der Urheber der siamischen Religion eben diese Person seyn: so wäre er, nach ihrer Weise zu rechnen, nicht über fünfhundert zwey und vierzig Jahre vor Christo geboren worden. Er lebte eine Zeitlang in der Einsamkeit, und dachte den tiefsten Geheimnissen des Glaubens nach. Endlich kam er mit einer unzähligen Menge Schüler zum Vorscheine, und beschäfftigte sich bis an sein Ende mit Ausbreitung seiner Lehre. Als er zwey und siebenzig Jahre gelebet hatte *y*): so übergab er seinen beyden berühmtesten Schülern, dem **Annan** und **Kasja**, einen schriftlichen Aufsatz von seiner Lehre, um welcher Ursache willen man sie neben ihrem Lehrmeister, einen zu seiner Rechten, den andern zu seiner Linken, auf den Altar stellet. Sie schrieben hernach ein Buch davon, das den Namen **Fokekio**, oder **Buch voll schöner Bluhmen** bekam. Man nennet es auch im vortrefflichen Verstande, **Kio**, oder das Buch; und es ist gleichsam die Bibel aller jenseits des **Ganges** wohnenden morgenländischer Völker. **Xaca** redete zum öftern von einem Propheten, der vor ihm gelebet, und seinen Aufenthalt im Königreiche Bengalen, dahin die Indianer ihre elisäischen Felder setzen, gehabt haben sollte. Die Chinesen nennen selbigen **Omito**, und die Japoner **Amida**. Dieser Vorzug, den ihm Xaca selbst einzuräumen schien, hat ihm in Japon die größten Ehrenbezeugungen zuwege gebracht. Ja er hat sogar eine große Menge Anhänger, die sich ihm ganz allein widmen, und fest glauben, man möge gesündiget haben, was man wolle, so wäre man dem ungeachtet, seiner Seligkeit versichert, wenn man ihn bey dem Abscheiden anrufe, indem er, um die Sünden des menschlichen Geschlechtes auszusohnen, eine sehr harte Busse gethan habe. Die Japoner rufen ihn wirklich ohne Unterlaß an. Er wird unter mancherley, meistens geheimnißvollen, das ist, auf Fabeln gegründeter Gestalt verehret.

Was die Japoner vom Xaca erzählen.

Hauptbuch Fokekio.

Amida, eine treffliche Gottheit.

angenommenen Satze gar nichts unwahrscheinliches seyn. Nebst dem bemerket Kämpfer, man malte den **Xaca** mit krausen Haaren, es habe aber kein einziger asiatischer Schwarzer Haare von solcher Gestalt. Kämpfer I Th. a. d. 60 und vorherg. S.

y) Der neue Geschichtschreiber berufe sich auf unterschiedliche alte Geschichtschreiber, von welchen einige die Geburt des **Xaca** 1020 Jahre vor Christi Geburt setzen, andere aber, die sich deswegen den budoistischen Lehren betrauten, sagen, er sey von einer Königinn zu **Dehli** im Indostanischen gebohren, wiewohl besagte Lehrer noch hinzu setzen, er wäre der Gott der Natur, und sein Name bedeute, was keinen Anfang hat. Am angeführten Orte a. d. 345 und 346 S. Unterdessen scheinen dergleichen Widersprüche nicht sonderlich bequem zu seyn, dem Zeugnisse besagter Heidenbekehrer die Oberhand über die Meynung, die uns am wahrscheinlichsten zu seyn bedünket, zu verschaffen.

z) Beym Kämpfer steht 450 Jahr vor Christi Geburt. Es muß aber vermuthlich ein Druckfehler seyn, weil nach seiner eigenen Rechnung 1140 herauskommen.

Beschreib. von Japon.

Wie und wenn der Budso nach Japon kam.

Nach der Japoner Erzählung, kam der erste, welcher diese Lehre predigte, von da nach Japon z), und durfte daselbst einen Tempel bauen, welcher seinen alten Namen Fakubasi, das ist, Schimmeltempel, noch immer trägt, weil das Rio auf einem weißen Pferde dahin gebracht wurde. Einige Jahrhunderte lang hatte die Lehre des Xaca keinen sonderlich schnellen Fortgang: allein, um das 518 Jahr der christlichen Zeitrechnung, ließ ein anderer Heiliger, Namens Darma, und der drey und dreyßigste Nachfolger desselbigen, in dem weitläuftigen chinesischen Reiche einen dauerhaften Grund für den Budso legen, von wannen er sich nach Fakkusai ausbreitete, unter welchem Namen man damals die ganze Halbinsel Corea verstund, der aber heutiges Tages nur eine einzige von den dreyen dazu gehörigen Landschaften bedeutet. Hier nun wurde der erste Buds, oder das erste Bild des Xaca, im 543 Jahre nach Christi Geburt aufgerichtet. Die Japoner, welche damals zwischen ihrem alten Gottesdienste, und einigen aus China herüber gekommenen philosophischen Meynungen getheilet waren, leisteten keinen langen Widerstand. Sieben Jahre nach des Budso Einführung in Corea, nahmen sie ihn gleichfalls an, und der damalige Kaiser, Kimmai, sah zu seinem Fortgange durch die Finger a).

Was die Japoner zum Budso anlocket.

Die stärkeste Reizung dieser Lehre, für ein Volk von der Japoner Gemüthsbeschaffenheit, war das Versprechen der Unsterblichkeit, und eines glückseligen Lebens für die Tugend. Daher kommen, daß wir mit ihrem neuen Geschichtschreiber sprechen, die traurigen Auftritte unzähliger Personen, von allerley Geschlechte und Alter, welche dem Tode mit einem gesetzten Wesen, ja mit Freuden entgegen laufen, in Meynung die Aufopferung ihres Lebens falle den Göttern angenehm, und sie würden ohne weitere Prüfung zum Genusse der Glückseligkeit gelangen. Nichts ist gemeiner, als am Ufer des Meeres ganze Barken voll solcher wahnsinniger Leute zu sehen, die entweder Steine anhängen, und sich ins Wasser stürzen, oder das Fahrzeug durchbohren, und unter einem Lobgesange auf den Gott Canon der sein Paradies auf dem Grunde des Meeres haben soll, allmählig untersinken. Eine unzählige Menge Zuschauer giebt ihnen das Geleite mit den Augen, erhebet ihre Herzhaftigkeit bis an den Himmel, und verlanget, ehe sie gänzlich verschwinden, ihren Segen. Die Anhänger des Amida lassen sich in eine Höhle einmauren, darinnen sie mit genauer Noth Platz zum Sitzen haben, auch nur durch eine zu diesem Ende ausdrücklich angebrachte Röhre Luft schöpfen können. Hier sterben sie in aller Gelassenheit Hunger, in der Hoffnung, Amida werde ihre Seele in eigener Person abhohlen. Andere steigen auf ungemein hohe Felsenspitzen, unter welchen Schwefelgruben sind, daraus zuweilen eine Flamme aufsteigt. Hier rufen sie so lange zu den Göttern, die Aufopferung ihres Lebens geneigt aufzunehmen, bis sie endlich eine Flamme aufsteigen sehen. Diese deuten sie für ein Merkmaal der gnädigen Erhörung aus, und stürzen sich mit verschlossenen Augen in den Abgrund. Andere lassen die Wägen über sich gehen, darauf man bey feyerlichen Umgängen ihre Götzenbilder herum führet, oder sie lassen sich von denen, welche die Tempel besuchen, todt treten, oder im Gedränge ersticken. Weil man bey dem Sinto dergleichen nicht geschieht: so ist es kein Wunder, daß er durch diese beym Heldengemüthe seiner alten Anhänger so gemäße Handlungen sehr verdunkelt wurde. Das Gedächtniß dieser eingebildeten Märtyrer, ist bey allen, welche eben dieselbigen Götter verehren, im Segen. Man erbauet ihnen zuweilen Tempel oder Capellen, und diese Ehrenbezeugungen sind für ihre Bewunderer eine neue Anreizung.

Man

z) Um das Jahr Christi 63.

Beschreib. von Japon.

Vorbereitung derer, die sich dem Tode widmen.

Man schreitet nicht ohne Vorbereitung zum Tode. Eine Person, welche Willens ist, aus diesem Leben in ein besseres überzutreten, schläft in etlichen Tagen nicht, und ihre guten Freunde, denen sie ihren Vorsatz eröffnet hat, bleiben beständig um sie. Der künftige Märtyrer spricht von nichts anderm, als von Verachtung der Welt, mit ihnen. Ja zuweilen hält er öffentliche Reden hiervon. Wer ihm begegnet, der beschenket ihn. Endlich wenn der Tag der Aufopferung erscheint, so versammelt er alle seine Freunde, Anverwandten, und wen er sonst seinem Beyspiele zu folgen überredet hat. Die letzteren ermahnet er zur Standhaftigkeit. Das Ende aller dieser Vorbereitungen machet eine Gasterey, von welcher man zum Tode schreitet. Wer sich ersäufen will, der nimmt eine Sichel mit, damit er das Gras, oder was ihm sonst unterweges hinderlich fallen möchte, bey Seite räumen könne.

Neigung zum büßenden Leben bey den Budsoisten.

Zwar treiben nicht alle Japoner die Schwärmerey so weit: unterdessen ist doch die Neigung zu einem strengen Leben bey der budsoistischen Glaubenslehre sehr gemein. Viele von diesen Bilderverehrern lassen sich des Morgens bey der allerstrengesten Kälte wohl zweyhundert Krüge voll eißkaltes Wasser über den Kopf und den ganzen Leib gießen, ohne daß man das geringste Zittern an ihnen merken sollte. Andere nehmen langwierige Wallfahrten vor, und verrichten sie auf dem schlimmesten Wege, über Steine, durch Hecken und Dornen, barfüßig und mit bloßem Kopfe, ohne weder Sonnenhitze noch Regen noch Kälte zu achten. Sie klettern auf die steilesten Felsen, laufen mit unbeschreiblicher Geschwindigkeit über solche Orte weg, wo es die Gemsen selbst kaum wagen dürften, und bezeichnen ihren Nachfolgern den Weg mit Blute. Einige nehmen sich vor, ihre Götter täglich einige tausendmal auf der Erde liegend anzurufen, und schlagen bey jedemmale die Stirne auf die Erde, bis die Haut weggeht. Die Wallfahrten, welche gewisse Bonzen und Schüler des Xaca zuweilen vornehmen, und von ihren Anhängern nachgeahmet werden, setzen die Thorheit ihres Aberglaubens in ein dermaßen helles Licht, daß sie mit allen ihren Umständen aus dem neuen japonischen Geschichtschreiber angeführet zu werden verdienen, indem er sie nach seinem Vorgeben aus ganz sichern Nachrichten gezogen hat.

Beschreibung einer seltsamen Wallfahrt.

Alle Jahre kommen zu Nara, einer acht Meilen von Meaco liegenden Stadt, ungefähr zwey hundert Pilgrime zusammen. An dem hierzu bestimmten Tage brechen sie auf. Ihre Reise geht fünf und siebenzig französische Meilen weit, und sie nehmen dermaßen beschwerliche Wege durch Wälder und Wüsteneyen, daß sie des Tages kaum eine einzige zu endigen vermögen. Nebst dem gehen sie barfuß, und jedweder trägt seinen Vorrath an Reiß mit sich. Doch ist die Last so gar schwer nicht, indem man nur Mittags und Abends, allemal nur eine hohle Hand voll gerösteten Reiß speiset, und drey Gläser voll Wasser darzu trinkt. Die acht ersten Tage findet man nicht einen einzigen Tropfen, sondern man muß den benöthigten Vorrath für diese Zeit mitnehmen: allein, da selbiger entweder nicht zureichet, oder doch bald verdirbt, so wird mancher krank. Wer nicht weiter fort kann, den läßt man liegen, da er denn meistens elendiglich verschmachten muß.

Acht Meilen weit von Nara beginnet man Bergauf zu steigen, muß aber Wegweiser mitnehmen. Zu dieser Verrichtung werden gewisse Bonzen, Genguns genannt, die ausdrücklich deswegen in einem gewissen Flecken, Namens Ozino, auf die Pilgrime warten gebrauchet. Diese führen die Pilgrime andere acht Meilen weit, bis an den Flecken

 Ozaba,

z) Kämpfer am angeführten Orte a. d. 69 und 70 Seite.

Beschreib. von Japon.

Ozaba, und übergeben sie daselbst andern Bonzen, welche den Namen Guoguis führen, und die Oberaufseher dieser Wallfahrt sind. Beyde Bonzengattungen führen ein sehr strenges Leben. Wo sie sich eigentlich aufhalten, das weis niemand. Der Begriff, den man sich von dieser seltsamen Menschengattung gemacht hat, ihre abscheuliche Gestalt, ihr wildes Ansehen und Geberden, ihre Stimme, ihr Gang, die Hurtigkeit, damit sie auf dem Abschusse hoher und an den tiefsten Abgründen liegenden Felsen hinlaufen, erwecken einen rechten Schauer, auch bey den unverzagtesten. Nebst dem pflegen diese Geleitsleute, wie man saget, öftere Unterredungen mit dem Teufel zu halten. Mit einem Worte, es wird so vieles von ihnen erzählet, daß man sie lieber unter die höllischen Geister als unter die Menschen rechnen sollte. Dem ungeachtet werden sie für des Xaca Vertraute, und für ungemeine Heilige gepriesen.

Die Gewalt, die sie sich über die Pilgrime herausnehmen, übersteigt alle Einbildung. Vor allen Dingen befehlen sie, das Fasten, das Stilleschweigen, und andere festgesetzte Regeln genau zu beobachten. Sündiget nachgehends jemand nur im allergeringsten dawider: so hängen sie ihn bey den Händen an den ersten besten Baum auf, und lassen ihn in dem hülflosesten Zustande von der Welt. Denn weil ihm die Kräfte, sich fest zu halten, gar bald entgehen: so fällt er herab, und stürzet von einem Abgrunde in den andern. Unterdessen darf niemand das allergeringste Mitleiden darüber bezeugen. Ein Sohn, der seinen Vater beweinen, oder ein Vater, der seinen Sohn beklagen wollte, würde ein gleiches Schicksal erfahren.

Auf halbem Wege trifft man eine Ebene an, wo sich alle Pilgrime auf der Bonzen Befehl mit kreuzweise über einander gelegten Armen, und mit dem Munde bis an die Knie gebücket, niedersetzen. Es ist dieses die gewöhnliche Stellung der Japoner, wenn sie bethen. Für diesesmal muß jedweder vier und zwanzig Stunden lang in selbiger verbleiben. Wer sich im geringsten rühret, der bekömmt Prügel. Diese ganze Zeit ist dazu bestimmet, daß jeder sein Gewissen untersuche, und sich auf alle Sünden besinne, die er seit der letzten Wallfahrt begangen hat. Nach dieser Vorbereitung setzet man die Reise weiter fort. Nach unsäglicher Mühe erblicket man endlich einen Bezirk sehr hoher und nahe beysammen liegender Berge, über welche alle ein anderer in der Mitte stehender empor raget, und sich in den Wolken zu verlieren scheint. Dieser ist das Ziel der ganzen Wallfahrt. Oben auf dem Gipfel desselbigen haben die Guoguis ein Gerüste aufgerichtet, durch welches eine sehr lange eiserne Stange, mit zwo daran hangenden sehr weiten Wagschalen gestoßen ist. In eine von diesen Wagschalen steigt ein Pilgrim nach dem andern, in die andere aber wird ein Gegengewicht geleget. Nachgehends wird die Stange auswärts gedrehet, also, daß der Pilgrim in der Schale über einen tiefen Abgrund schwebet. Die übrigen sitzen auf den umliegenden Felsen,

b) 1. Das Zeichen des Kreuzes, gleichwie bereits erwähnet worden. Doch ist es ein Andreaskreuz. Sie schlagen es zum öftern vor sich, absonderlich des Morgens, wenn sie aufstehen. Fraget man nach der Ursache, so sagen sie, es geschehe, um den Teufel zu verjagen. Der König von Satsuma, welcher den Franz Xavier in sein Land aufnahm, führete sogar ein Kreuz im Wapen, welcher Umstand in einem Lande, da das Kreuzigen die allerschmählichste Todesstrafe ist, billig eine Verwunderung verdienet. 2. Ein Paternoster von hundert und achtzig Kügelchen an einen Faden gereihet, der aber nach aller Länge herab hängt. Kämpfer hat das bey dem Sinto gewöhnliche in Kupfer stechen lassen, giebt ihm aber eben die Gestalt als einem römischen Rosenkranze. 3. Der Gebrauch zu gewissen Stunden des Tages ein Zeichen mit der Glocke zu geben, als wie wir zu dem Ange-

Beschreib. von Japon.

Felsen, und haben den Büßenden im Gesichte, welcher alle seine Sünden mit lauter Stimme bekennen muß. Meynen die Bonzen, er gehe nicht rein mit der Sprache heraus, oder wolle seine Fehler beschönigen: so schütteln sie die Stange; damit stürzet der unglückliche Mensch in einen Abgrund hinab, über dessen bloßen Anblick ihm Gesicht und Gedanken vergehen möchten. Sobald einer fertig ist, steigt ein anderer in die Wagschale. Haben sie nun endlich diese gefährliche Prüfung alle mit einander überstanden: so werden sie in den Tempel des Gottes Xaca geführet, in welchem ein goldenes Bild desselbigen von ungeheurer Größe steht, und eine Menge kleine Bilder, deren Anzahl alle Jahre wächst, um sich hat. Hier erzeigen sie dem Xaca ihre Verehrung. Nachgehends bringen sie noch fünf und zwanzig Tage mit Besuchung der heiligen Orte auf dem Gebirge zu, nehmen hernach Abschied von ihren Anführern, bedenken sie mit einem Geschenke von vier Thalern am Werthe, und begeben sich nach einem andern Tempel, in welchem sie den Beschluß ihrer Andachtsübungen machen. Sobald sie heraus gehen, stellen sie ein allgemeines Freudenfest an, und jedweder nimmt den Weg vor sich, der ihm gefällt.

Gebräuche, welche mit der römischen Religion übereinkommen.

Eben dieser Geschichtschreiber berichtet, die Opfer wären in beyden Religionen ungefähr einerley, das ist, sie bestünden bloß darinnen, daß man auf einem altarähnlichen und dem Götzenbilde gegenüber stehenden Tische, Weyhrauch anzünde. Man stecket auch Wachskerzen an, und dieses wird, wie er saget, gleichfalls für ein Opfer angesehen. Bey Gelegenheit eines gewissen Bildes, Namens Ottenonoa, an das man sich um seiner Vorbitte bey den Göttern zu erhalten wendet, und gewisser Geister von einem niedrigern Range, die von den Japonern für Diener der großen Gottheiten angesehen werden, bewundert unser Verfasser die Aehnlichkeit zwischen ihren und der römischen Kirche Gebräuchen. Er zeiget diese Aehnlichkeit absonderlich in zehn Hauptstücken, welche man eines christlichen Ursprunges zu seyn erachten würde, wofern man nur wahrscheinlich machen könnte, wie sie nach Japon gekommen wären b). Die bey dem Budso eingeführte Hierarchie ist von der römischen Kirche ihrer sehr wenig unterschieden. Die Bonzen, als die Priester nurbesagter Religion, haben einen Hohenpriester, Xaco genannt c), dessen Gewalt sich bis in die andere Welt erstrecket. Er kann nicht nur die Quaal des Fegfeuers abkürzen, sondern man schreibt ihm auch die Macht zu, die Seele aus der Hölle zu erlösen, und ins Paradies zu versetzen, ohne daß sie vorher allerley Verwandlungen durchgehen dürfte. Nebst dem sind ihm alle Secten des Budso unterworfen, und es kann ohne seine Einwilligung keine neue gestiftet werden. Er thut den Ausspruch, wie des Xaca Bücher zu verstehen seyn, gleichwie denn auch alle gottesdienstliche Gebräuche vor ihn gehören. Er richtet die Tempel auf, und verordnet die Verehrung der Heiligen und Märtyrer unter seinen Glaubensgenossen. Er weihet die Tundes, oder die Bischöfe des Budso. Zwar hat sich der Kaiser Cubo-

Bonzen und Hierarchie.

Angelus. Sie knien sodann nieder, und schicken ein Stoßgebethchen an den Gott ab, den sie am meisten ehren. 4. Die Wallfahrten, welche beyde Religionen deswegen anstellen, damit sie Vergebung der Sünde, und Erlassung der Strafe erhalten mögen. 5. Die Umgänge, dabey man die Bildnisse der Götter und ihre Ueberbleibsel herum trägt. 6. Die Gelübde und öffentlichen Gebethe, bey grosen Landesplagen, um den Himmel zu erweichen. 7. Das Recht einer Freystätte, das die Tempel genießen. 8. Gewisse Heiligsprechungen, die man mit den Vergötterungen nicht vermischen darf. 9. Die hierarchische in der Religion der Fotoques eingeführte Ordnung. 10. Das Anzünden der Lampen und Kerzen vor den Götzenbildern. Am angeführten Orte a. d. 371 u. f. S.

c) Vermuthlich weil er Statthalter des großen Xaca ist.

Beschreib. von Japon.

Cubosama das Recht zugeeignet, diese Würde, mit welcher große Einkünfte verknüpfet sind, zu vergeben: allein, der Xaco bestätiget die Wahl des Kaisers, weihet die Tundes ein, und verleihet ihnen die Gewalt, in gewöhnlichen Fällen zu dispensiren. Diese japonischen Prälaten können das Verdienst der Götter und Heiligen, sowohl den Todten als den Lebendigen zueignen, und diese Gewalt theilen sie keinem Priester anders, als mit einem starken Vorbehalte mit. Die meisten sind zugleich Vorgesetzte eines Bonzenklosters, und leben zu Folge der Ordensregel in selbigem. Denn wie unser Verfasser bemerket, so ist die ganze bonzische Geistlichkeit klösterlich, und kann als ein Mönchsorden angesehen werden, der in unterschiedliche Congregationen abgesondert ist, und unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte oder Generale steht; denn sie ist in einige Secten vertheilet, die einander von Herzen feind sind, ungeachtet sie sich sämmtlich eben demselbigen Oberhaupte unterwerfen. Man kennet sie bloß an der Farbe ihrer Kleidung; denn die Gestalt derselbigen ist meistens einerley, und von den Kutten unserer Mönche wenig unterschieden. Sie haben alle miteinander geschorne Köpfe und Bärte, bedecken auch den Kopf niemals. Man glaubet, sie äßen weder Fleisch noch frische Fische. Des Tages über bethen sie eine Zeitlang, singen auch in zween Chören. Einige stehen um Mitternacht auf, und verrichten ihre Andacht. In Gegenwart weltlicher Personen reden sie nicht das geringste Wort, machen auch sehr andächtige und bußfertige Geberden. Die vier Hauptorden unter ihnen haben ihre Klöster in bewohnten Orten, und haben mit der Welt Gemeinschaft: die übrigen aber leben meistens nur in Wäldern und Wüsteneyen. Ungeachtet nun die Verschiedenheit der Meynungen einen offenbaren Krieg zwischen ihnen verursachet: so breitet sich doch diese Heftigkeit im geringsten nicht bis auf ihre Anhänger aus, noch störet der Unterschied der Glaubenslehre die Ruhe der Familien.

Blinde Verehrung der Bonzen.

Der Pöbel ist überhaupt in die Heiligkeit der Bonzen vernarret, und fällt von dem, was er verehret, ein geneigtes Urtheil. Die äußerliche Strengigkeit ihres Lebens, die Gnade, darinnen sie, wie man glaubet, bey den Göttern stehen, ihre Kunstgriffe junge Leute von vornehmer Abkunft in ihren Orden zu locken, behaupten ihr Ansehen gegen alle Angriffe. Jedweder japonischer Fürst machet sich eine Ehre daraus, wenn er einen Sohn unter den Bonzen hat. Daher rühret das blinde Vertrauen auf alles, was von ihrer Hand und aus ihrem Munde kömmt. Sie lösen erstaunliche Summen aus gewissen papiernen Röcken, darinnen alle ihre Anhänger zu sterben verlangen. Sie theilen geweihetes Brodt aus, das nach Beschaffenheit des Preises, auch größere oder geringere Kräfte hat. Sie verkaufen sogar das Verdienst ihrer guten Werke: doch mit Vorbehalt des hauptsächlichsten für sich selbst. Den Allergeizigsten stellen sie Wechselbriefe aus, die in jener Welt zahlbar sind. Ihre Klöster sind rechte Abgründe, darinnen die Hälfte des im Lande vorhandenen Reichthums versinkt. Sie predigen nebst andern Verrichtungen, auch. Ein solcher Lehrer steigt in prächtiger Kleidung auf eine mit kostbaren chinesischen Teppichen belegte Bühne; vor ihm steht ein Tisch, und auf solchem liegt das Foquekio. Dieses heilige Buch eröffnet er, liest einige Zeilen daraus her, und giebt eine eben so dunkele Erklärung, als der Text selber ist. Nachgehends fällt er auf die Sittenlehre, oder auf das letzte Ende des Menschen, beschließt aber seine Rede allemal damit, daß er die Auszierung der Tempel, und die Freygebigkeit gegen ihre Diener für das sicherste Mittel, die Gnade der Götter zu gewinnen, anpreist.

Die

d) Man sehe in Kämpfers Tagebuche die Beschreibung der zu Meaco befindlichen.

Beschreib. von Japon.

Beschreibung und Namen ihrer Tempel.

Die Tempel der Fotoquen führen den Namen Tiras. Die meisten sind weit größer, höher, kostbarer und prächtiger aufgeputzet, als die Tempel der Camis. Jedwede Landschaft hat einige von wundersamer Schönheit aufzuzeigen. Absonderlich kömmt dem Prachte ihrer Dächer schwerlich etwas bey, indem sie entweder vergoldet, oder mit dem kostbaresten Firnisse lackiret sind. In Städten oder großen Marktflecken stehen sie gemeiniglich auf dem erhabensten Platze. Auf dem Lande bekommen sie ihre Stelle entweder auf dem Gipfel, oder auf dem Abschusse der Berge und Hügel. Jedweder hat *d)* nebst einer angenehmen Aussicht, auch eine crystallenhelle Quelle oder ein Bächlein, ein Lustwäldchen und angenehme Spatziergänge um sich. Sie werden von dem besten Ceder- und Tannenholze gebauet, mit Säulen umgeben, mit Bildern und halberhobener Arbeit gezieret. In der Mitte steht der Altar, und auf solchem eins oder mehr Götzenbilder, von Golde, Silber oder vergoldetem Holze; vor ihm aber ein großer mit vielen brennenden Wachskerzen besteckter Leuchter, die einen lieblichen Geruch ausdampfen. Ungeachtet die Bonzen und die Tempel des Budso in geistlichen Dingen unter ihrem Hohenpriester stehen, der zu Meaco sitzt, und die Gewalt des Dairi erkennet: so sind sie doch, was das übrige betrifft, gleich denen Sintogeistlichen, der unmittelbaren Gerichtsbarkeit der beyden von dem Kaiser Cubosama gesetzten Beamten, unterworfen. Besagte beyde Oberaufseher der alten und neuen Religion genießen an dem Hofe zu Jedo einen sehr ansehnlichen Rang. Es kann von ihrem Ausspruche nicht appelliret werden: doch können sie ohne Einwilligung der geistlichen Obrigkeit keine Todesstrafe vollziehen lassen.

Namen der Budso.

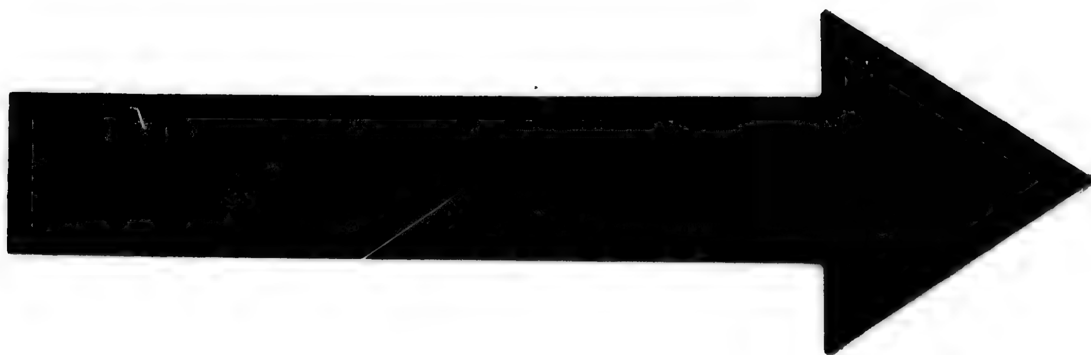
Der Budsodienst hat eben sowohl, als die alte Religion, Klosterjungfern, welche die Auferziehung junger Personen ihres Geschlechtes besorgen. Man nennet sie Biconis oder Bicunis, wiewohl ihnen die meisten Nachrichten den Titel Bonzinnen beylegen. In vielen Landschaften stoßen die Mönchs- und Nonnenklöster aneinander, und singen sie in den Tempeln das Lob ihrer Götter in zween Chören. Die Bicunis sind gleichfalls in verschiedene Orden vertheilet, oder es hat vielmehr jedwede Bonzensecte ihre eigenen Bicunis. Ihre Kleidung sieht dem Gewande unserer Nonnen sehr ähnlich; sie unter sich selbst aber unterscheiden sich bloß an der Farbe. Ihre Beschäfftigung besteht in Verfertigung der papiernen Röcke, und übrigen Kleinigkeiten, damit die Bonzen das gemeine Volk bey der Nase herum führen.

Festtage.

Man bemerket, es habe der Budso, gleich der alten Religion, seine Festtage zu Schauspielen werden lassen *e)*, ungeachtet sie doch noch etwas andächtiger heraus kommen, als bey dem Sinto. Einer von den allerfeyerlichsten ist der funfzehnte Tag des siebenten Neumonden, welcher den Namen des Menschenfestes trägt. Den Anfang dazu machet ein Umgang, dabey erstlich funfzehn bis zwanzig Triumphwägen, jedweder von dreyßig bis vierzig Menschen gezogen, und mit allerley sinnbildlichen Maschinen angefüllet, erscheinen. Um die Maschinen sind viele kostbar gekleidete Kinder, und spielen auf allerley Instrumenten; hernach folgen alle diejenigen, welche die Unkosten zu den Zierrathen hergaben, oder sie erfanden, in schönster Ordnung. Hierauf kommen noch mehrere Wägen, mit vortrefflichen Gemälden gezieret. Worauf die schönsten Denkmaale des Alterthums vorgestellet sind, und werden sie von ganz geharnischten Leuten begleitet. Die ganze Versammlung zieht in

Menschenfest.

e) Die Japoner mögen thun, was sie wollen, so blicket ihre Neigung zu Schauspielen und theatralischen Auftritten heraus. Siehe den Abschnitt von Wissenschaften.



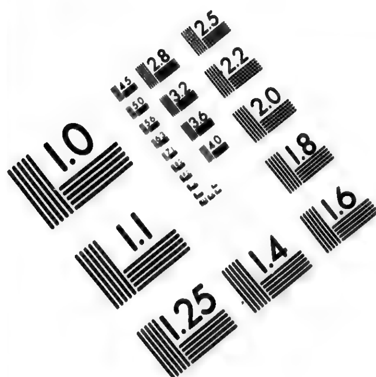
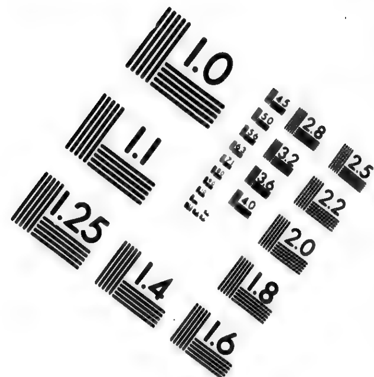
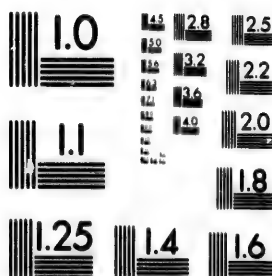
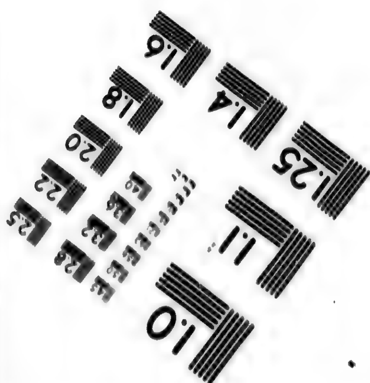
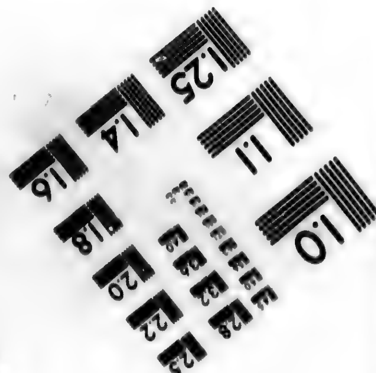



IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)



Beschreib. von Japon.

in den Tempel des Gottes, dessen Fest man feyert, bleibt bis auf den Abend darinnen, und hält sodann ihren Abzug in voriger Ordnung. Das Götzenbild wird auf einer offenen Sänfte hinten drein getragen, und stellen sich die Träger, als ob sie unter dem Gewichte der göttlichen Majestät erliegen müßten. Nach diesem erscheint die Liebste des Gottes, gleichfalls auf einer Sänfte getragen. Wenn sie nun einige Gassen durchgezogen hat: so begegnet sie, gleichsam von ungefähr, der dritten Sänfte, mit der rechtmäßigen Gemahlinn; die Träger der letztern beginnen hierauf zu laufen, und wollen bald da bald dort hinaus, und suchen durch ihr Bezeigen den Verdruß der Göttinn über den Anblick ihrer Mitbuhlerinn vorzustellen. Ein Theil der Zuschauer lassen sich dieses zu Herzen gehen, und weinen bitterlich. Jedermann dringt auf die Sänfte zu, nicht anders als ob er sich in die Uneinigkeit des Gottes, seiner Gemahlinn und Beyschläferinn mischen wollte. Endlich geht die ganze Versammlung in Unordnung aus einander, und die Götzenbilder kehren nach ihrem Tempel zurück.

Nerimonsfest.

Zu einem andern Feste, das im sechsten Monden zu Sacay gefeyert wird, suchet man die schönsten und größten Gassen der Stadt aus, und verschließt alle Zugänge mit Schlagbäumen. Zur bestimmten Stunde kömmt ein Götzenbild zu Pferde, mit bloßem Säbel in der Hand, aus einem Bonzenkloster heraus. Ihm folgen zween Edelknaben; einer trägt den Bogen und die Pfeile des Gottes, der andere einen Raubvogel. Auf diese folgen viele andere Personen, theils zu Pferde, theils zu Fuße; einige haben eine Menge Bedienten hinter sich, tragen etwas in der Hand, und wiederholen mit einem freudigen Wesen ohne Unterlaß: tausendjährige Lust, tausendmal tausendjähriges Vergnügen! Hernach erscheinen die Bonzen des Klosters, daraus der Zug vorgenommen wird, und hinter ihnen

f) Man findet sie in den merkwürdigen Gesandschaften der holländischen Gesellschaft. Zwar der Verfasser widerspricht sich an einigen Orten: allein, wir haben nicht Ursache, es genauer zu nehmen, als der neue japonische Geschichtschreiber, welcher den Widerspruch zwar ebenfalls bemerket, nichts destoweniger aber ihm die ganze Erzählung abborget.

„Obgleich ein Japoner so viele Weiber nehmen „darf, als ihm beliebet, so ist doch nur eine die „rechtmäßige, und speiset mit dem Manne; die „übrigen alle mit einander müssen bey Tische auf„warten, gleichwie denn auch nur die Kinder der „erstern das ganze väterliche Vermögen erben, die „übrigen aber nur etwas weniges davon bekom„men. . . Wenn nun alles veranstaltet ist: so be„giebt man sich in aller Frühe sowohl zu einem „als zu dem andern, setzet jedwedes in eine mit „Ochsen oder Pferden bespannete Kutsche, und „führet sie nachgehends unter dem Schalle vieler „Instrumente vor die Stadt hinaus auf einen „Hügel, wiewohl jedwedes auf einem besondern „Wege denselbigen besteigt. Sie würden aber „schwerlich durch das Gedränge kommen, woferne nicht die Häscher Platz machten. Hinter des „Bräutigams Kutsche folgen viele Wagen mit „Geschenken für die Braut, oder vielmehr mit „ihrem Witthume beladen, wiewohl sie dieses alles „gleich nach dem Empfange zur Dankbarkeit für „die gehabte Mühe bey ihrer Auferziehung ihren „Eltern übergiebt. Jemehr folglich ein Vater „Töchter hat, desto reicher ist er *), absonderlich „wenn sie schön sind; denn die schlägt man weit „höher an, als andere; . . kurz zuvor ehe sie an „den Hügel gelangen, steigt der Bräutigam „aus seiner Kutsche, und geht, indem die Braut, „ganz allein hinaufsteigt, gleichfalls nur allein, „indem weder eins noch das andere von sonst je„manden, als von ihren Anverwandten und eini„gen Spielleuten, begleitet werden: dieses geschieht „auf Stufen, welche durch einen Schlagbaum ab„geschnitten werden, der die Brautleute bey dem „Hinaufsteigen von ihren Anverwandten abson„dert: oben auf dem Hügel trennen sich alle diese „Leute

*) Anfänglich saget er, zwischen Mann und Frau sey ein geringer Unterschied an Vermögen, Stand und Reichthum; nachgehends versichert er gleichwohl, eine Mannsperson heirathe nicht nur ein Mägdchen ohne Vermögen, sondern müßte ihr noch dazu ein Witthum ausmachen.

Beschreib. von Japon.

ihnen viele Edelleute zu Pferde. Sodann singt ein Haufen weißgekleideter Hexen, wie der Geschichtschreiber saget, Lobgesänge auf ihren Gott. Den Beschluß des Zuges machet ein prächtiger **Norimon** von bewaffneten Leuten umringet, und von zwanzig Menschen getragen, welche das vorhin erwähnte ausrufen. Der **Norimon** ist zwar leer; es bezeuget ihm aber doch das Volk eben dieselbige Ehrerbiethung, als wenn der Gott selbst darinnen säße. Man opfert ihm verschiedene Gaben, welche sämmtlich den **Bonzen** heimfallen.

Seltsames und blutiges Fest.

Das dritte Fest, welches im zweyten Monden gefeyert wird, scheint den Namen einer feyerlichen Andacht nicht sonderlich zu verdienen. Es erscheinen viele wohlberittene und bewaffnete Reuter, in einer Art von beschlossenen Schranken. Jedweder hat das Bild des Gottes, dessen Dienst er zugethan ist, auf dem Rücken. Vor allen Dingen theilen sie sich in einige Schwadronen. Hierauf folget ein blutiger Kampf; der Anfang dazu wird zwar nur mit Steinwürfen gemachet: allein, bald darauf greift man zu dem Schießgewehre, zu Schwerdte und Lanze. Es wird mit unglaublichem Grimme gefochten. In der That mischet sich auch niemand mit darunter, als wer mit dem andern etwas auszumachen hat. Jedweder kühlet sein Müthchen unter dem Deckmantel der Religion, und unter der Anführung der Götter. Die Wahlstatt bleibt voll Todte und Verwundete, ohne daß die Gerichte die Ursachen der verübten Gewaltthätigkeit untersuchen dürften. Vermuthlich ist dieses seltsame Fest deswegen gestiftet worden, um durch die Waffen zu erörtern, welcher unter Göttern von gleichem Stande, dem andern vorgehen sollte.

Heirath und Ehescheidung.

Kämpfer meldet nicht, worinnen die Heirathsverbindung bestehe, noch was für Ceremonien man dabey vornehme *f*). Doch scheint es, man bekümmere sich nicht sonderlich

 um

„Leute und nehmen Platz, die Anverwandten hinter der Braut, und die Spielleute hinter dem Bräutigam, welche beyde nicht weit von einander entfernet sind. Besagte Anverwandten sind Paar und Paar unter einem von Bedienten gehaltenen Sonnenschirme, dahingegen die Spielleute das beste Geschwirr machen, das sie konnen. Einige sitzen auf der Erde, und machen ich weis nicht was für ein Gelärme, auf, ich weis nicht was für Instrumenten, die mit den unserigen gar keine Aehnlichkeit haben. Andere schlagen mit Stecken auf hohle kupferne Kugeln, die an eisernen Ketten, die Ketten aber an zween großen Queerstecken hängen, und geben einen Klang von sich, bey welchem sich diese Leute nach dem Tacte bewegen.

„Zwischen den Anverwandten des Brautpaares, und den Spielleuten ist ein sehr lichtes Zelt. Außen ist es ganz mit ölgetränktem Papiere überzogen, aber inwendig ist es mit einem schönen Seidenzeuge tapezieret. Seine Gestalt ist achteckicht, läuft aber unvermerkt in sechs Spitzen oder Pyramiden zu, die auf vier Pfeilern stehen. Mitten im Zelte ist ein sehr schöner Altar, und auf selbigem der Heirathsgott mit einem Hundeskopfe, offenen Armen, und einem Meßingdrahte zwischen den Händen. Durch den Hundskopf wollen die Japoner zu verstehen geben, im Ehestande sey die Treue und Wachsamkeit nöthig, gleichwie sie durch den Meßingdraht die genaue Vereinigung, die zwischen Eheleuten seyn sollte, vorstellen.. Vor dem Bilde steht ein Priester, zu dessen rechter Hand die Braut, zur Linken der Bräutigam, jedwedes mit einer brennenden Fackel in der Hand. Die Braut zündet ihre Fackel an den Lampen an, die rings um das Gezelt brennen, und unterdessen murmelt der Priester ich weis nicht was. . Nachgehends zündet der Bräutigam seine Fackel an der Braut ihrer an, die Anwesenden aber erheben ein Freudengeschrey, und wunschen ihnen alles ersinnliche Glück zu ihrem Ehestande, wozu der Priester seinen Segen giebt. . . In der Zeit nun da die Brautleute oben auf dem Hügel mit ihren Ceremonien zu thun haben, sind die unten an selbigem gebliebenen auch nicht müßig, sondern einige werfen das Spielzeug der Braut, da sie noch ein Kind war, ins Feuer, andere treiben allerley Gaukeley mit einem Spinnrade und einer Kunkel, noch andere gehen um den Wagen herum, worauf das Geld zu ihrem Heirathsgute liegt . . . Zum Beschlusse, so schlachten die Priester unten am Hügel zween siamische Ochsen,

„und

Beschreib. von Japon.

um die Neigungen des Brautpaares; denn man verheirathet sich in Japon, ohne einander zu kennen; sondern die beyderseitigen Eltern machen die Verbindung richtig. Unterdessen ist auch kein Zwang bey diesem blinden Kaufe, sondern es hat jedweder Theil die Freyheit, sich zu scheiden, und der Mann kann so viele Beyschläferinnen halten, als es ihm beliebet. Nichtsdestoweniger wird der Ehebruch an einer Frau mit dem Tode gestraft, ja es kostet ihnen zuweilen eine bloße freye Aufführung das Leben. Die Japoner mögen wohl die einzigen Männer in der Welt seyn, welche bey einer so großen Strengigkeit gegen ihre Frauen, das Herz derselbigen dennoch zu gewinnen, und bey aufrichtiger Gesinnung zu erhalten wissen; denn man rühmet die Treue und große Liebe derselbigen gegen ihre Männer. Die japonische Geschichte ist mit dergleichen Beyspielen ganz angefüllet. Man liest von Frauen, die sich zu tode hungerten, weil sie keinen andern Weg wußten, ihren Männern Gesellschaft in die andere Welt zu leisten. Es ist schwer, ein dermaßen liebreiches Gemüth mit dem Gebrauche zusammen zu reimen, welcher den Eltern die Kinder, die sie nicht ernähren können, wegzulegen erlaubet. Vielleicht aber meynen sie, an diesen unschuldigen Creaturen ein Werk der Liebe zu erzeigen, wenn sie ihnen ein Leben, das ihnen nur zur Last fallen würde, wegnehmen. Wohlhabende Personen, die keine Kinder haben, nehmen von ihren Anverwandten und guten Freunden, die mit einer allzustarken Anzahl versehen sind, einige als die ihrigen an.

Anverwandtschaft und Erbrecht.

Bey dem Verheirathen scheuet man keinen andern als den ersten Grad der Blutsfreundschaft, und verletzet solchen niemals. Haben die ältesten Söhne ein männliches Alter erlanget: so entziehen sich die Väter aller Geschäffte, übergeben ihnen die Sorge für ihr Vermögen, und behalten nur soviel davon, als zu ihrer eigenen und ihrer übrigen Kinder Unterhaltung nöthig fällt. Die jüngern Söhne bekommen etwas weniges, die Töchter bringen ihren Männern sonst gar nichts zu, als was sie am Leibe tragen.

Drey geringere Stände.

Es scheint, als ob man in den geringern Ständen eben die Grade und Verhältnisse, als bey dem Adel beobachte, doch ohne daß einer dem andern unterworfen wäre, oder ihn für seinen Obern erkennete. Die Kaufleute machen den ersten Stand, die Handwerksleute den andern, die Bauern den dritten; unterdessen ist ein Bauer von dem Hausgesinde seines Herrn nicht sonderlich unterschieden; denn es pfleget jedweder Japoner seine Grundstücke selbst zu bauen. Demnach können alle Hausbediente zu dem dritten Stande gerechnet werden, ja es erhellet aus dem von ihrer Polizeyordnung gegebenen Begriffe, daß auch die Soldaten mit dazu gehören.

Leichenbegängnisse.

Die Leichenbegängnisse, auf welche uns die Ordnung im Erzählen von selbst führet, haben in Japon weit mehr Gleichförmigkeit, als man bey so vielen und in ihrer Meynung weit unterschiedenen Glaubensparteyen vermuthen sollte. Die Leiche wird von den Geistlichen abgeholet, und mit Singen nach ihrem Kloster getragen, auch daselbst begraben, ohne daß sie etwas anderes, als ein freywilliges Allmosen dafür bekämen. Allein, sie wenden alle

„und einige Schöpse *), und opfern sie dem Heirathsgotte... Nachgehends wird die Braut unter „dem Freudengeschreye des Volkes, und der Zusammenstimmung der Spielleute in ihrer Kutsche, „“

*) Der Geschichtschreiber von Japon bemerket, daß es in diesen Inseln keine Schafe gab, ehe die Portugiesen welche hinein brachten, und daß die sogenannten siamischen Ochsen Büffel sind, die im Lande selbst fallen. I Theil a. d. 194 S.

alle ihre Künste daran, noch vor dem Hintritte des Verstorbenen etwas von seinem Vermögen zu erhaschen. Was vornehme Personen betrifft, so theilet man uns die Beschreibung von denen zu Meaco üblichen Gebräuchen mit; und es ist zu vermuthen, es werde die dasige Anwesenheit des Dairi die ältesten Gewohnheiten im Schwange erhalten haben. Beschreib. von Japon.

Eine Stunde vorher, ehe man die Leiche wegbringt, begeben sich die Freunde des Verstorbenen in prächtiger Kleidung, und mit großem Gepränge an den Begräbnißort, um gleichsam Besitz davon zu nehmen. Erscheint nun die darzu bestimmte Stunde, so geht der Leichenzug in folgender Ordnung. Erstlich die Frauen, Anverwandtinnen oder sonst gute Freundinnen des Verstorbenen weiß gekleidet, und mit einem Sturze über dem Kopfe, der aber eine beliebige Farbe hat. Um sich haben sie ihre Aufwärterinnen, und die vornehmsten trägt man in ihren Norimonen, woran jedoch nicht das geringste Merkmaal einer Trauer zu sehen ist. 2. Die vornehmsten Personen aus der Stadt, welche das Angedenken ihres Vorgesetzten oder Mitbeamten beehren wollen, sämmtlich aber eben also aufgeputzet sind, als wenn sie zur Hochzeit giengen. 3. Ziemlich weit hinter ihnen, der Oberste von derjenigen Bonzengattung, welcher der Verstorbene beypflichtete, in Gold und Seide gekleidet, auch in einem prächtigen Norimon sitzend. Um ihn geht ein Haufen Bonzen mit einer Art von Meßgewande, und einem schwarzen Mantel darüber, angethan. 4. Ein einziger Mensch in aschgrauer Kleidung, welche Farbe sowohl, als die weiße, Trauer bedeutet, mit einer Kühnfackel. 5. Zweyhundert singende Bonzen, nebst einem Pedellen, der ohne Unterlaß auf ein Becken schlägt. 6. Viele andere Bediente. Jedweder trägt einen großen von Kartenpapiere gemachten Korb, voll Blätter oder anderer durch Kunst gemachter Bluhmen, an einer langen Stange. Wenn er sie nun schüttelt, so fliegen die Blätter in Menge heraus, als ob es sie regnete, und das Volk ruft unter großem Frohlocken, der Todte sey wirklich in seinem Paradiese angelanget, eben als ob diese Blätter in der That vom Himmel herab fielen. 7. Acht junge Bonzen von achtzehn bis zwanzig Jahren mit großen, verkehrt gehaltenen Stäben unter dem Arme: unten hängt ein Fähnlein daran, worauf der Name des Gottes von ihrer Secte zu lesen ist. Eben dieser Name steht auch auf zehn verschlossenen Laternen von feinem Cattune, damit zehn Bonzen hinter den Fähnlein folgen, und sich zwo kleine Fackeln, damit man nachgehends den Scheiterhaufen anstecket, durch einen aschgrau gekleideten Bedienten vortragen lassen. 8. Eine Menge in eben diese Farbe gekleidete Personen, mit dreyeckichten, und unter dem Kinne festgebundenen Hüten auf dem Kopfe. Die Hüte sind von schwarzem Leder, und glänzen wie der feinste Stahl, auch ist der Name des Gottes darauf geschrieben. Noch liest man selbigen mit goldenen Buchstaben auf einem Stücke feinen Cattun, das ein anderer Mensch trägt.

Hierauf erscheint die Leiche in einem prächtig ausgezierten Norimon, den vier Menschen tragen. Sie ist weiß angezogen, und in die bey dem Bethen gewöhnliche Stellung gerich-

„in des Bräutigams Haus geführet, woselbst „die jungen Leute unterdessen beschäfftiget sind, „Fahnen auf das Dach und auf alle erhabe„ne Orte zu pflanzen, sich mit Kränzen zu „zieren, und das ganze Haus mit Bluhmen zu „bestreuen. Dieses Fest dauert gemeiniglich acht „Tage, und verursachet unglaubliche Kosten.

„Das Alter, in welchem die Japoner ihre Töch„ter verheirathen, ist funfzehn bis sechzehn Jahre, „gar selten später. Ja es geschieht wohl, daß sie „dieselben schon in der Wiege versprechen. Hi„stoire du Japon T. I. a. d. 395 und vorherg. S.

Beschreib. von Japon.

gerichtet. Ueber ihre Kleidung ist ihr ein papierner Rock angezogen, worauf gewisse geheimnißvolle Schriftzeichen stehen, die ihr den Weg zum Himmel bahnen sollen. Rings herum gehen die Kinder des Verstorbenen sämmtlich in ihrem besten Schmucke. Das jüngste trägt eine brennende Fackel, damit es den Scheiterhaufen anzünden muß. Dieser Haufen ist in einer Grube aufgeschlichtet, die Grube aber hat ihre Stelle in einem unmauerten und mit schwarzen Tüchern behangenen Bezirke, darein man durch zwey Thore tritt. Auf beyden Seiten des Scheiterhaufens stehen zwo Tafeln. Eine ist mit allerley Erfrischungen, die andere mit glüenden Kohlen besetzet.

Sobald die Leiche in den Bezirk kömmt, wird sie nebst dem Norimon von den Bonzen, mitten auf den Scheiterhaufen geleget. Hierauf tritt ihr Oberhaupt herbey, nimmt dem jüngsten Sohne des Verstorbenen die brennende Fackel aus der Hand, geht dreymal damit um den Scheiterhaufen herum, und schwingt sie dabey, wie etwa ein katholischer Priester sein Rauchfaß. Nachgehends saget er einige Gebethe her, und reichet sodann die Fackel demjenigen, von dem er sie empfangen hatte, wieder zu, der sie ohne Verzug mitten auf den Scheiterhaufen wirft. Sogleich werden auch die übrigen beyden Fackeln angezündet, und der Haufen noch an andern Orten in Brand gestecket, auch die Flamme durch vieles Oel, allerley wohlriechendes Rauchwerk, und andere leicht brennende Sachen vermehret. Sobald die Leiche vom Feuer verzehret ist, tritt die Anverwandschaft um die Tafel mit den glüenden Kohlen herum, wirft Rauchwerk hinein, und bethet den Verstorbenen auf den Knien an, weil sie glaubet, nunmehr genieße seine Seele des Umganges mit den Göttern. Endlich wird jedweder Bonze nach Standesgebühr beschenket. Das geringste Geschenk beträgt etwa einen Ducaten, und das größte, zwanzig Thaler. Den folgenden Tag sammeln die Anverwandten und Freunde des Verstorbenen seine Asche in ein vergoldetes Gefäße, decken ein kostbares Tuch darüber, und setzen es an dem Orte bey, wo der Scheiterhaufen war. Hier bleibt es sieben Tage stehen, und diese ganze Zeit über verrichten die Bonzen ihre Gebethe dabey. Nach Verlaufe derselbigen wird es an den Ort gebracht, wo es beständig bleiben soll, und auf ein Gestelle, darauf der Name des Todten und seiner Secte steht, gesetzet. Sieben Monate hernach nimmt man eben diese Ceremonien von neuem vor, nach sieben Jahren abermals, ja zuweilen alle vierzehn Tage, im Falle die Nachgelassenen so viel daran zu wenden Willens sind; denn die Bonzen haben ihres Ortes gegen baare Bezahlung allemal Zeit dazu. Nach des Geschichtschreibers Urtheile erhellet aus diesem ganzen Gepränge, der Tod habe, nach der Japoner Meynung, nichts Abscheuliches an sich, werde auch von ihnen nicht ein Uebel, sondern vielmehr als ein Weg zur Glückseligkeit angesehen.

Trauer.

Die Trauer währet zwey Jahre, in welcher Zeit man aller Lustbarkeit absagen muß: das ist, erstlich freuet man sich über den glücklichen Zustand des Verstorbenen, und hernach beweinet man seinen Verlust. Die Weise, wie man diese Zeit über gekleidet geht, scheint im Stande zu seyn, Betrübniß einzuflößen. Beyde Geschlechte tragen sich beynahe auf einerley Weise. Sie haben beyderseits eine viereckigte Stirnbinde auf dem Kopfe, woran ein großes weißes Tuch genehet ist, das wie etwa ein Trauerflor über den Rücken herab hängt. Der Oberrock ist erstaunlich weit, und wird vorn an der Brust zugeknöpfet; er

g) Histoire du Japon T. I. am angeführten Orte a. d. 389 und vorherg. S.

h) Dieses Wort bedeutet Weg oder Weise der Weltweisen.

er muß ohne alle Zierrath, auch ohne Unterfutter seyn. Die Leibbinde ist sehr breit, wie ein Netz gestricket, und geht gemeiniglich zweymal um den Leib. Die ganze Kleidung muß von rohem Cattune seyn. Die Einfalt des Aufzuges wird mit einer sonderbaren Ehrbarkeit vergesellschaftet. Man tritt ganz langsam einher, schlägt die Augen nieder, und stecket die Hände in die Aermel.

Beschreib. von Japon.

Fest der Wiederkunft der Seelen.

Unser Geschichtschreiber hat in eben diesen Nachrichten auch noch dieses gefunden, daß eine gewisse japonische Secte in der Meynung stehe, die Seelen brächten drey Jahre damit zu, bis sie in das Paradies ihres Gottes kämen, und unterdessen besuchten sie ihre Ar[illegible]örigen alle Jahre einmal. Ungeachtet nun ein solches Vorgeben höchst lächerlich ist, indem sie sich immer wieder bey dem Orte, von welchem sie abreiseten, befänden; folglich das vorgesetzte Ziel nimmermehr erreichen könnten: so hat man doch nichts destoweniger auf den dreyzehnten Tag des siebenten Mondens ein Fest angesetzet, daran man sie empfängt. Alle Häuser werden sodann auf das beste ausgeschmücket. Den Abend vor dem Feste begiebt sich jedwede Familie mit großem Gepränge aus der Stadt. Sobald man den Platz erreichet, auf welchen sich die Seelen einfinden sollten, leget jedweder weitläuftige Bewillkommungsreden wegen ihrer glücklichen Ankunft gegen sie ab. Man bittet sie, Platz zu nehmen, und auszuruhen, setzet ihnen allerley vor, um sich zu erlaben, und unterhält sie eine Stunde lang mit Gesprächen. Nachgehends bitten einige von der Verwandtschaft um Erlaubniß, daß sie voran gehen, und zu Hause die nöthige Anstalt vorkehren dürfen. Die übrigen bleiben noch eine Zeitlang da, vertreiben ihnen die Zeit mit Gesprächen, und ersuchen sie endlich mit zu kommen. Unterweges wird die Unterredung fortgesetzet, und eine große Menge Fackeln angezündet. Bey dem Eintritte in die Stadt, finden sie dieselbige ganz erleuchtet. Inwendig in den Häusern sieht es nicht weniger helle aus, und die Tafel ist auf das beste besetzet. Man leget den Todten eben sowohl vor, als den Lebendigen; und da die Japoner in der Meynung stehen, eine Seele bestehe aus einer ungemein zarten Materie, so glauben sie auch, es saugten selbige das Reineste und Kräftigste aus den vorgelegten Speisen heraus. Nach der Mahlzeit besuchet ein jeder die Seelen seiner guten Freunde und Nachbarn. Dergestalt wird die ganze Nacht mit Herumlaufen zugebracht, und das Fest dauret bis zu Ende des folgenden Tages. Weil nun die Seelen sich in dieser Zeit genugsam erlabet und ausgeruhet haben: so begleitet man sie mit dem vorigen Gepränge, bis auf den Platz, da man sie abholete. Diese Nacht über wird das Feld wiederum erleuchtet, damit sie ihren Weg desto leichter finden. Damit auch nicht etwa eine sich im Hause verspäte, und hernach ihre Gesellschaft so leicht nicht wieder antreffen könnte, so wirft man Steine auf die Dächer, durchgeht alle Zimmer mit großer Sorgfalt, poltert mit einem Stocke darinnen herum, und stöbert sie dergestalt heraus. Zu diesem Vornehmen trägt die Furcht, von verdrießlichen Erscheinungen geplaget zu werden, nicht wenig bey g).

Beurlaubung der Seelen.

Sinto, eine Secte der Weltweisen.

Kämpfer ist der einzige Reisende, der etwas Umständliches von einer gewissen ansehnlichen Secte, die er Siuto h) nennet, und die aus lauter Weltweisen bestehen soll, beybringt. Sie erkennet den berühmten Confucius oder Koosi, für ihren Stifter, indem sein Angedenken in Japon nicht minder verehret wird, als in China. Nach Kämpfers Berichte kam er vor zweytausend zweyhundert drey und vierzig Jahren auf die Welt i). Ein

i) Wenn man, saget er, den Anfang zu zählen mit dem fünften Jahre der japonischen Aera machet, welche Genrokf heißt. Er schrieb im 1692 Jahre. Der Pater Couplet setzet des Confucius Geburt

Beschreib. von Japon.

Ein Schüler von ihm, Namens Moosi, trug zu Ausbreitung seiner Lehre ein großes bey, indem er ein Buch, welches die Grundsätze derselbigen in sich faßte, herausgab, wornach sie in Japon beynahe zu eben der Zeit, als in China, Wurzel schlug. Dem Ansehen zu Folge, gab sie nicht nur der alten Landesreligion den ersten Stoß, sondern sie zog auch gleichsam den ersten Damm vor, welcher die aus Indien gekommenen neuen Secten hinderte, ganz Japon zu überschwemmen. Ihre Anhänger entsagten zwar dem Dienste der Camis nicht auf einmal: allein, sie hielten doch dieselbigen nicht mehr für Götter, ungeachtet sie sich übrigens allem unterwarfen, was die Landesgesetze oder Gebräuche in diesem Stücke von ihnen verlangeten, welches sie hingegen, soviel den Fotoquesdienst betrifft, niemals gethan hatten.

Ihre Lehre.

Kämpfer giebt uns einen Auszug von ihren Meynungen. Das Hauptwerk besteht in fünf Sätzen, die sie Dsin, Gi, Re, Tsi, und Sin nennen. Dsin lehret sie, ein tugendhaftes Leben zu führen: und daher kömmt es, daß ein tugendhafter Mensch mit dem Namen Dsinja beehret wird. Gi, ertheilet die Regeln der Billigkeit, und Re, der höflichen Aufführung. Tsi, schreibt die Grundsätze zu einer guten und weisen Regierung vor. Sin, handelt von der Reinigkeit des Gewissens, und von der Redlichkeit. Die Seelenwanderung wird von dieser Gattung Sittenlehrer nicht angenommen: dagegen glauben sie eine Weltseele, einen allgemeinen Geist, eine durch die ganze Welt ausgebreitete Kraft, welche alles belebet, und die von ihren Leibern abgeschiedenen Seelen eben also wieder zu sich nimmt, wie das Meer alle Flüsse und Wasser, die sich darein ergießen. Es ist diese Weltseele das [illegible]meine Behältniß aller Seelen, und können sie aus selbigem nicht von neuem ausflie[illegible]s sey dann um andere Geschöpfe zu beleben. Die Anhänger des Siuto vermischen [illegible] mit dem höchsten Wesen, und schreiben ihr alle Vollkommenheiten zu, welche Gott nur allein zukommen. Sie gebrauchen zum öftern das Wort Ten, welches so viel als Himmel oder Natur bedeutet; und danken zum Beyspiele dem Ten für alles Gute, das sie von ihm zu empfangen vermeynen. Unterdessen gestunden doch einige, mit welchen sich Kämpfer vertraulich unterredete, es gäbe ein unkörperliches mit Verstande begabtes Wesen, das die Natur regiere, aber ihr Urheber nicht sey *k*), ja sie behaupten sogar, es sey von der Natur hervorgebracht, und von dem In und Jo, das ist von dem Himmel und der Erde gezeuget worden; davon eines wirkend, das andere leidend, eins die Quelle des Entstehens, das andere die Quelle des Vergehens sey. In diesem Verstande, sagen sie ferner, sind die natürlichen Kräfte zugleich geistige Wesen. Sie halten die Welt für ewig. Sie glauben, sowohl Menschen als Thiere wären gleichfalls durch In und Jo hervorgebracht worden. Weil sie gar keine von den Landesgottheiten wirklich dafür halten, so haben sie weder Tempel, noch einen äußerlichen Gottesdienst. Doch machen sie die allgemeinen Gebräuche ihres Vaterlandes mit, und begehen das Angedenken ihrer verstorbenen Vorfahren, das ist, sie besetzen eine Tafel mit Speisen, zünden Lichter vor ihren Bildnissen an, und fallen vor ihnen zur Erde nieder, um dadurch der Pflicht der Blutsverwandtschaft ein Genüge zu thun. Wollen sie diese Ceremonie vornehmen, gleichwie sie alle Monate oder Jahre thun: so waschen und reinigen sie sich vorher drey Tage lang, berühren auch weder ihre Weiber, noch sonst etwas unreines, und ziehen ihre besten Kleider an. Sie verbrennen ihre

Ihre Anhänger haben weder Tempel noch Gottesdienst.

Geburt 551 Jahre vor Christi Geburt, und 109 Jahre nach der Gründung des japonischen Reiches.

k) Man sehe in der Beschreibung von China die eigentlichen Grundsätze des Confucius.

Beschreib. von Japon.

ihre Todten nicht; sondern sie lassen die Leiche drey Tage lang im Hause liegen, legen sie hernach auf den Rücken, und mit erhabenem Haupte in einen Sarg, füllen ihn, um die Fäulung zu verhüten, mit wohlriechenden Sachen aus, und bringen ihn zum Beschlusse ohne große Weitläuftigkeit in die Erde.

Ihre Geringschätzung des Lebens.

Es hält diese Secte den Tod nicht nur für erlaubt, sondern auch für rühmlich und lobenswürdig, wenn er zu Vermeidung eines schimpflichen Endes oder um seinem überlegenen Feinde zu entgehen, nöthig fällt. Ehedem waren die Anhänger des Siuto in Verdacht einer heimlichen Neigung gegen das Christenthum. Als nun dieses ausgerottet wurde: so befahl man ihnen ein Götzenbild, oder doch wenigstens den Namen irgend einer Landesgottheit bey sich im Hause zu haben, ihm seine Stelle an keinem verächtlichen Orte desselbigen anzuweisen, sondern vielmehr einen Bluhmentopf und ein Rauchfaß davor hinzustellen. Gemeiniglich wählen sie ein Bild des Quanwon oder des Amida, und stellen es hinter den Heerd. In ihren öffentlichen Schulen erblicket man des Confucius Bildniß. Vor weniger Zeit ließ ein Cubosama Kaiser dem besagten Weltweisen zu Ehren zu Jedo zween Tempel aufbauen, und hielt, da er sie zum erstenmale besuchte, eine sehr schöne Rede von den Verdiensten dieses Oberhauptes der chinesischen Weltweisheit an sein Gefolge. Doch dieser noch übrigen Hochachtung ungeachtet, haben die Anhänger des Siuto seit dem Untergange des Christenthums sehr abgenommen. Die Strenge der kaiserlichen Verordnungen hat sogar ihre Bücher betroffen: also, daß man sie heutiges Tages nicht ohne Furcht lesen darf. Vor Zeiten suchte jedermann seine Ergötzung an ihnen; die Künste und Wissenschaften waren dieser Secte gleichsam eigen, und sie begriff, wie man für gewiß ausgiebt, damals den größten Theil der Nation unter sich.

Warum sie abnimmt.

Ein gewisser Fürst will sie empor bringen.

Dreyßig Jahre vor Kämpfers Ankunft in Japon hatte der Fürst von Sisen und Inaba, ein Beschützer des Siuto und der Gelehrten, den Vorsatz gefasset, diese beynahe ganz erloschene Weltweisheit in seinem Lande wieder empor zu bringen. In dieser Absicht stiftete er eine Universität, ließ von allen Orten gelehrte Leute dahin kommen, und verlieh ihnen große Freyheiten und andere Gnadenbezeugungen. Allein, weil die Bonzen besorgten, es möchte dieses Unternehmen zu ihrem größten Nachtheile ausschlagen: so machten sie an beyden kaiserlichen Höfen dermaßen großes Lärmen, daß es dem Fürsten von Sisen beynahe den Kopf gekostet hatte: allein, er trat seinem Sohne die Regierung ab, und entschlug sich aller Geschäffte. Diese List besänftigte nicht nur seine Feinde, sondern verschaffte ihm auch ein ruhiges Leben. Ungeachtet kein Mensch daran zweifelte, sein Nachfolger hege im Herzen eben die Grundsätze als er selbst: so wußte sich doch der junge Fürst dermaßen klug aufzuführen, daß er zu Kämpfers Zeiten nicht nur sein Land in Ruhe regieren, sondern auch denken konnte, was er wollte l).

Der

l) Kämpfer II Theil a. d. 75 und vorherg. Seite.

Beschreib. von Japon.

Der IX Abschnitt.

Naturgeschichte von Japon.

Witterung. Beschaffenheit der See. Boden. Erdbeben sind sehr gemein. Feuerspeyende Berge. Menge Schwefel. Goldgruben. Kupfer. Sowa. Meßing. Zinn. Eisen. Salz. Borax. Agathe. Perlen. Naphta. Ambra. Seegewächse. Porcelan. Vornehmste Gewächse in Japon. Maulbeerbaum. Paperbaum, Firnißbaum. Rothe Lorbern. Dreyerley Gattung Feigenbäume. Eßbare Eicheln. Bluhmen. Große Menge Lilien. Hanf und Baumwolle. Oelpflanzen. Ackerbau. Gattungen von Getreide. Rüben. Erdichtete Thiere. Hausthiere. Wilde Thiere. Weiße Ameisen. Insecten. Zahmes Geflügel. Wilde Vögel. Ungeziefergattungen. Wallfische. Andere Fische. Seemuscheln. Großer Fleiß der Japoner. Wie sie Papier machen. Japonischer Theebaum. Dessen Beschreibung. Zurichtung des Thees.

Witterung. Der neue Geschichtschreiber hat, was die gegenwärtige Materie betrifft, Kämpfers Nachrichten so genau und treulich gesammelt, daß es einerley ist, welchen von beyden wir zu unserm Führer wählen. Sie sagen demnach alle beyde, es machten die Japoner viel Wesens von ihrer Landesart. Sie muß auch in der That sehr gesund seyn, weil man in diesem Lande ein hohes Alter erreichet, selten krank wird, und die Weiber ungemein fruchtbar sind *m*). Nichts destoweniger ist die Witterung sehr unbeständig. Im Winter schneyet und frieret es heftig. Im Sommer, absonderlich in den Hundestagen, ist die Hitze unerträglich. Es regnet das Jahr über sehr oft, doch am stärksten während den Brach und Heumonates, die man deswegen auch Satsuki oder Wassermonate nennet. Gleichwohl hat die Regenzeit in Japon nicht eben die Regelmäßigkeit, als in den wärmern Gegenden von Indien. Donner und Blitz sind nichts seltenes.

Beschaffenheit der See. Die See, darinnen unsere Inseln liegen, ist beständig ungestüm. Da man nun überdieses auch eine große Menge Klippen darinnen antrifft: so ist sie höchstgefährlich zu beschiffen. Man sieht auf keiner andern so viele Wasserhosen oder Säulen, die wir in gegenwärtiger Sammlung öfter als einmal beschrieben haben. Die Japoner machen Wasserdrachen mit einem langen Schwanze daraus, nennen sie auch deswegen Tatsmaki, das ist Wasserspeyende Drachen. Auch sind an der japonischen Küste zween berufene Wirbel, welche die Gefahr derselben nahe zu kommen, noch größer machen. Der erste, Namens Faisaki, ist unterhalb der Insel Amakusa. Bey seichtem Wasser ist er am allergefährlichsten. Denn wenn die See hoch ist, so steht er mit der Oberfläche derselbigen gleich, und man kann sich mit dem geringsten Winde von ihm losmachen. Allein, sobald die See abläuft, sieht man, wie er anfänglich mit größerem Ungestüme sich im Kreise drehet, nachgehends aber auf einmal funfzehn Klaftern tief sinkt; alles, was er antrifft, mit erstaunlicher Gewalt mit sich fortreißt, und an den Klippen, die er in sich begreift, zerschmettert. Die Trümmer bleiben zuweilen im Abgrunde verborgen, zuweilen werden sie in einer Entfernung von etlichen englischen Meilen wieder ausgeworfen *n*). Der zweyte Wirbel ist nicht weit von der Seeküste der Landschaft Kinokuni, man nennet ihn Awano Narratto, das ist rauschendes Getöse, weil die Landschaft dieses Namens nicht weit davon liegt. Er drehet sich mit

m) Wir haben schon oben aus Kämpfers Tagebuche das Dorf X mo angeführet, dessen sämmtliche Einwohner, aus Kindern, Enkeln und Urenkeln eines einzigen Mannes, der noch lebte, bestunden. *n*) Kämpfer I Theil a. d. 162 S. *o*) Ebendaselbst.

mit solcher Ungestümigkeit um diese kleine aus lauter Klippen bestehende Insel herum, daß sie von der Gewalt des reißenden Stromes beständig zittert, doch ist er nicht so gefährlich, als jener, weil man das erstaunliche Geräusch schon von weitem vernimmt, folglich auf seiner Hut seyn kann. Die japonischen Dichter und Redner haben an diesem gefährlichen Wirbel eine unerschöpfliche Quelle von Gleichnissen *o*). Beschreib. von Japon.

Der Boden ist in Japon, überhaupt zu reden, gebirgig, voll Steine und von Natur nicht sonderlich fruchtbar. Allein, der Fleiß und die Geschicklichkeit der Einwohner weis alles, was sie bedürfen, selbst aus Felsen, und den dürresten Orten zu erzwingen. Ueberdieß versorget sie das Meer mit Fischen und Muschelwerke im Ueberflusse. An süßem Wasser fehlet es nicht. Es giebt überall Teiche, Quellen, und Flüsse; einige darunter haben einen dermaßen schnellen Strom, daß man nicht ohne Gefahr durchsetzen, Brücken aber gar nicht darüber schlagen kann: sie entspringen auch meistens nur auf dem Gebirge, und stürzen sich mit desto größerer Gewalt herab, je stärker sie von dem heftigen Regen im Brach- und Heumonate anwachsen. Unter die berühmtesten gehören 1. der **Usim**, welcher eine deutsche Vierthelmeile breit ist. Er fällt von dem Gipfel eines Berges herab, und sein Strom ist über alle Maaße reißend. Will man durchsetzen, auch zu solcher Zeit, wenn das Wasser kaum bis an die Knie reichet, so muß der Reisende sein Pferd durch fünf starke Menschen, welche das Flußbett vollkommen kennen, durchführen lassen. Doch geschieht selten ein Unglück, weil die Wegweiser zu Folge der Landesgesetze für die Sicherheit der Wandersleute stehen müssen. 2. Der **Omi** hat seinen Namen von der Landschaft, darinnen er entspringt, und entstund zwey hundert und fünf und achtzig Jahre vor Christi Geburt in einer einzigen Nacht. 3. Der **Aska** ist wegen der beständigen Veränderung seines Flußbettes berühmt. **Kämpfer** meldet keinen einzigen Fluß in Japon, der sehr weit liefe, und sehr schiffreich wäre.

Boden.

Flüsse.

Wenige Länder sind dem Erdbeben so häufig unterworfen, als Japon. Man verspüret es dermaßen oft, daß die Einwohner keine sonderliche Furcht mehr davor haben, ungeachtet es zuweilen ganze Städte umstürzet. Der gemeine Mann schreibt die heftigen Stöße den Bewegungen eines unter der Erde befindlichen großen Wallfisches zu. Es ist entsetzlich anzuhören *p*), was für Unglück das Erdbeben im 1586 Jahre stiftete, da es sich von der Landschaft **Sacaja** bis nach **Meaco** ausbreitete. Im 1703 Jahre gieng die Stadt **Jedo**, des Kaisers **Cubosama** Hauptsitz, bey nahe gänzlich unter, und es wurden mehr als zweymal hunderttausend Japoner unter dem Schutte vergraben. Im 1730 Jahre wurde in allen europäischen Zeitungen gemeldet *q*), es sey die Stadt **Meaco**, der alte Hauptsitz des Reiches, und der gewöhnliche Aufenthalt des **Dairi**, mit Verluste einer Million Einwohner zu Grunde gegangen. Kämpfer nennet einige Gegenden von Japon, als zum Beyspiele die Inseln **Gotto**, und die kleine Insel **Sikubusina**, da man noch niemals nur den allergeringsten Stoß verspüret hat. Ueber die Sache selbst, saget er, ist kein Streit; nur die Ursache schreiben einige der Gnade des dasigen Schutzgottes zu, andere hingegen vom Aberglauben weniger eingenommen, bringen Gründe aus ihrer, wiewohl sehr schlechten Naturlehre auf die Bahn. Denn sie sagen, besagte Gegenden befänden sich gerade

Erdbeben sind sehr gemein.

p) Der Pater Froes in einem Briefe von Simenoseki in der Provinz Nagasta vom 15ten des Weinmonats 1586. Man sehe des Pater Hay Sammlung de rebus Japonicis.

q) Die französische Zeitung unter dem Titel Wien vom 1sten des Windmonats 1730.

Beschreib. von Japon.

über dem Mittelpuncte der Erde *r*). Der neue Geschichtschreiber nimmt allerley von Kämpfern beygebrachte Bemerkungen zusammen, da ihm denn die vielen im Lande befindlichen Feuerberge, eine sehr ungezwungene Erklärung an die Hand geben. Eine kleine nicht weit von **Firando** gelegene Insel brennete viele hundert Jahre lang. Eine andere bey **Satsuma** befindliche wirft beständig Feuer aus. In der Landschaft **Fingo**, auf dem Gipfel eines hohen Berges, ist eine weite Oeffnung zu sehen. Es war solche sonsten die Mündung eines Feuerberges, wiewohl seit einigen Jahren keine Flamme mehr heraus schlägt. In der Landschaft **Chicugen**, nicht weit von **Kujanossa**, gerieth eine Steinkohlengrube durch Verwahrlosung der Arbeiter in Brand, und brennet noch bis auf den heutigen Tag. Vorzeiten spie auch der wegen seiner Höhe, hutähnlichen Gestalt, und auf seinem Gipfel beständig liegenden Schnees berühmte Berg **Fesi**, nicht weit von **Surunga**, Flammen aus. Seitdem aber das Feuer eine Oeffnung an der Seite des Berges gemachet hat, sind sie zwar verschwunden, es dringt aber doch noch ein schwarzer Rauch mit einem unerträglichen Gestanke heraus. Das Erdreich ist daselbst heiß, ja an einigen Orten brennet es gar. Es entspringen viele heiße Quellen daselbst, die man für sonderlich bewährt gegen die Franzosen hält *s*). Noch hat Japon viele andere Feuerberge, und allerley Gattungen Gesundbrunnen. **Caron** erwähnet einiger Quellen, welche ihren Lauf durch Kupfer- Salpeter- Schwefel- Salz- Eisen- und Zinngruben nehmen. Unter andern sah er eine, die aus einer Zinngrube kömmt, und aus einer am Eingange zehn Schuhe weiten Höle, heraus strömet. So viel als die Dunkelheit in dieser Höle zu sehen erlaubet, erblicket man an den Wänden spitzig ausgehauene Steine, wie Elephantenzähne. Das Wasser hat eine gemäßigte Wärme. Noch sah er eine andere Quelle, welche gewöhnlicher Weise des Tages über, nur zweymal, auch allezeit nur eine Stunde lang läuft. Bläst aber der Wind ungestüm von Osten, so läuft sie innerhalb vier und zwanzig Stunden, wohl drey bis viermal. Zum Beschlusse beschreibt eben dieser Reisende noch eine andere Quelle, die etwas noch seltsameres an sich hat. Sie kömmt aus einer Art von Schöpfbrunnen hervor, der mit sehr großen und schweren Steinen gefüttert ist. Sie läuft nur zu gewissen Stunden: allein, es bricht sodann nicht nur Wasser im Ueberflusse; sondern zugleich auch ein so heftiger Wind heraus, daß die Steine wackeln. Im Anfange springt das Wasser drey bis vier Klaftern hoch. Seine Wärme übertrifft denjenigen Grad der Hitze, den das gemeine Wasser annimmt; sie verfliegt auch nicht so bald. Der Graben, worein sich dieses Wasser ergießt, ist mit starken Steinen ausgefuttert, und hat man diese Anstalt deswegen für nothwendig erachtet, weil man besorgte, es möchte die Erde verbrennen. Aus dem großen Graben wird es in viele kleine geleitet, und in die Krankenhäuser geführet.

Brennende Berge.

Warme Bäder.

Menge des Schwefels.

Diese Menge brennender Berge und warmer Bäder beweist genugsam, der japonische Boden habe sehr vielen Schwefel bey sich; doch man hat noch weit mehrere Beweisthümer davon. Kämpfern ist kein Land bekannt, darinnen man dieses Mineral, aus welchem alle Metallen ihren Ursprung nehmen, häufiger fände. Absonderlich findet man in einer zu der Landschaft **Satsuma** gehörigen Insel, eine dermaßen erstaunliche Menge Schwefel, daß sie den Namen davon bekommen hat. Man hat es erst seit hundert Jahren gewaget, sie zu besuchen. Denn vorher hielt man sie für unzugänglich, indem unaufhörlich ein schwarzer dicker Rauch daraus aufsteigt, in welchem die Einbildungskraft der

r) Ebendas. a. d. 165 S.

s) Die Krankheit, welche in Deutschland den Namen der Franzosen trägt, heißt in

der Benachbarten allerley schreckliche Ungeheuer sah. Kein Mensch zweifelte daran, daß diese Insel nicht ein Wohnplatz der höllischen Geister seyn sollte. Endlich bath ein gewisser beherzter Mensch um Erlaubniß, sein Heil zu wagen. Er suchte sich funfzig Gefährten von gleicher Herzhaftigkeit aus, und in dieser Gesellschaft nahm er die Landung vor. Erstlich mußte er durch einiges Gehölze dringen, nachgehends aber fand er eine ebene Fläche, doch war sie so voll Schwefel, daß der Rauch überall unter seinen Füßen herausschlug, er mochte treten wohin er wollte. Man benennete die Insel hierauf Joogasima, das ist, Schwefeleyland, und seit dieser Entdeckung trägt sie den Fürsten von Satsuma jährlich bey zwanzig Kisten Silber ein, ohne was er aus dem Holze löset, das aber nur am Ufer wächst. Das Land Ximabara, darinnen es viele warme Bäder giebt, könnte gleichfalls eine Menge Schwefel liefern, wenn nicht ein gewisser Aberglauben, davon jedoch Kämpfer keine weitere Erläuterung giebt, den Fleiß der Einwohner verhinderte. Dem ungeachtet gehöret doch der Schwefel mit unter die größten Reichthümer, damit Japon von der Natur begabet ist. Beschreib. von Japon.

Gold findet man in mehr als einer zu diesem Reiche gehörigen Landschaft. Es beträgt einen ansehnlichen Theil der kaiserlichen Einkünfte, indem kein Bergwerk ohne des Kaisers Erlaubniß gefördert werden darf, und selbiger sich allemal zwey Drittheile des Ertrages vorzubehalten pfleget. Zwar wird das japonische Gold gemeiniglich ausgeschmolzen, doch hat man auch Seifenwerke, da es aus dem Sande gewaschen wird; und über dieses ist das Kupfer allemal etwas goldhaltig. Die reichesten Goldbergwerke, und darinnen man das feineste fand, waren lange Zeit die in Sado, einer nordlichen Landschaft, auf der Insel Nipon. Man findet auch noch itzt vielen Goldstaub daselbst, von welchem man dem Kaiser nichts bezahlet. So werden auch die Gruben zu Suronga ungemein gerühmet: allein sowohl diese als jene erschöpfen sich allmählich. Zwar hat man neue entdeckt r): es ist aber ihr Anbau vermuthlich in der Absicht, sie auf den Nothfall zu verspahren, bey hoher Strafe verbothen. Aus den ersten Proben hat man erfahren, daß die Mark sechs Loth fein hält. Als zu Ausgange des abgewichenen Jahrhunderts ein an dem Seebusen Okus in dem omurschen Bezirke gelegener Berg in die See stürzte: so befand man den Sand an dem Platze, darauf er gestanden war, mit feinem Golde vermischet. Zum Unglücke konnte man diese vortheilhafte Erfindung wenig nützen; denn der Platz wurde bald hernach durch ein starkes Erdbeben, und die darauf folgende außerordentlich hohe Fluth, viele Klafter hoch mit Moraste und Thone überschüttet. Man mußte folglich die Arbeit liegen lassen. In der Landschaft Chicungo hat sich ein anderes sehr ergiebiges Goldbergwerk, dermaßen mit wildem Wasser angefüllet, daß man es nicht mehr bearbeiten kann. Zwar glaubet man, das Wasser würde ablaufen, wofern man nur in den am Eingange befindlichen Felsen eine Oeffnung machete, es war auch diese Unternehmung schon wirklich beschlossen worden; weil aber zu eben der Zeit, als man im Begriffe war, Hand ans Werk zu legen, ein heftiges Gewitter entstund: so glaubte man, die Gottheit dieser Gegend wollte es nicht leiden, daß man den Schooß der Erde, soweit dieselbige unter ihrem Schutze stehe, durchwühle. Auf gleiche Weise geschah es bey dem unternommenen Eröffnen einer Goldgrube, auf der Insel Amakusa, daß ein Wasserbach zum Berge heraus schoß, die dasigen Einwohner in großes Schrecken setzte, und die Arbeiter davon jagte. Goldgruben.

Qqqq 3 Die

in Japon die Portugiesen, weil man vor ihrer Ankunft nichts davon wußte.

r) In der Landsch. Satsuma.

Beschreib. von Japon.

Kupfer.

Die Landschaft Bungo hat zwar keine Silbergruben, doch findet man zu Kattami in der nordlichen Gegend von Japon noch reichere. In der Landbeschreibung ist bereits beyder Inseln, Ginsima und Kinsima, und des Rufes von ihrem großen Reichthume erwähnet worden. Gleichfalls haben wir schon angeführet, das japonische Silber werde für das beste in der ganzen Welt gehalten, und man habe es vorzeiten in China gegen Gold aufgewogen. Die Japoner haben noch ein anderes kostbares, wiewohl durch Kunst zusammengesetztes Metall, das sie Sowa oder Saouas nennen; es sieht schwärzlich aus, und besteht aus Kupfer und Golde. Zwar ist es Japon nicht eigen, es wird aber daselbst weit künstlicher verarbeitet, als in keiner andern Gegend von ganz Asien. Nach der Verarbeitung, weicht es dem Golde, weder an Glanz noch an Farbe.

Sowa.

Unterdessen ist doch das Kupfer das allergemeineste Metall in ganz Japon, es wäre auch ganz allein schon hinlänglich, dieses Land reich zu machen. Es kömmt hauptsächlich aus den Landschaften Surunga, Alsango und Kijnokuni. Das letzte ist das feineste, und läßt sich am besten mit dem Hammer treiben. Das von Alsango ist so spröde, daß man es nicht wohl verarbeiten kann, wenn man ihm nicht auf siebenzig Catis, dreyßig von dem nur gedachten geschmeidigen, beysetzet. Das surungische ist nicht nur höchst fein und ohne Mängel, sondern es führet auch viel Gold bey sich. Da nun die Japoner heutiges Tages beyde Metalle weit reiner von einander zu scheiden wissen, als vorzeiten: so finden auch die Scheider, auf der Küste Coromandel ihren Vortheil voritzt bey weitem nicht mehr so dabey, als ehedessen. In welcher Gestalt es den Holländern verkauft werde, das ist oben in dem Abschnitte von der Handlung erwähnet worden. Messing ist in Japon etwas seltenes, und weit theurer, als Kupfer, weil es keinen Galmey im Lande giebt, und man ihn in runden Kuchen, die sehr theuer sind, aus Tunquin holen muß. Die Landschaft Bungo bringt ein wenig ungemein weißes und feines Zinn hervor, das dem Silber wenig nachgiebt: allein, die Japoner achten es fast gar nicht.

Messing.

Zinn.

Eisen.

Eisen findet man zwar sonst nirgend, als an der Gränze der drey Landschaften, Mimasaka, Bitsju, und Bisen, hingegen aber in großer Menge. Es wird auf der Stelle selbst fein gemachet, und beynahe eben so theuer verkauft, als Kupfer. In Japon ist das eiserne Geräthe meistentheils in höherm Preise, als wenn es von Kupfer, ja gar von Messing wäre. Aus beyden letztern Metallen machet man nur das Geräthe, die Haaken, Klammern und andere zum Schiff- und Häuserbaue gehörige Stücke. Die Kochtöpfe sind von Eisen, aber mit einem darunter gemischten Zusatze, und sehr dünne. Die ältesten gelten das meiste, weil man den dabey gebrauchten Zusatz nicht mehr zu machen weis. An Steinkohlen ist in Japon kein Mangel. Man gräbt sie im Ueberflusse, in der Landschaft Tsikusen, in der Gegend um Kuganissu, und in den nordlichen Landschaften.

Salz.

Das gemeine Salz wird aus Seewasser gemacht. Man gräbt einen großen Platz aus, füllet ihn mit feinem Sande, gießt Seewasser darauf, und läßt es verdünsten. Dieses wiederholet man so oft, bis es scheint, der Sand habe nun Salz genug in sich. Hierauf wird er in eine Wanne, die am Boden drey Löcher hat, geschüttet, und Seewasser darauf gegossen. So wie nun das Seewasser durch den Sand, und folglich unten aus der Wanne

u) Kämpfer, ebendas. a. d. 174 und vorherg. S.

x) Der japonische Bergzinnober ist ungemein schön roth. Ja der schönste wird weit theurer verkauft, als eben so schwer Silber.

Beschreib. von Japon.

Wanne abläuft, wird es in großen Gefäßen aufgefangen, eingekocht, und das Salz in kleinen irrdenen Töpfen so lange gebrennet, bis es weiß wird *u*).

Borrax.

Japon hat weder Spießglas noch Salarmoniac, ja man weis hier zu Lande nicht einmal, wie eines oder das andere beschaffen sey, noch wozu es nütze. Quecksilber und Borrax, wird aus China dahin gebracht. Gleichwohl fand Kämpfer zwo Gattungen selbst gewachsenen Borrax daselbst: sie waren aber mit fremdem Zusatze dermaßen vermischet, daß die Japoner die Mühe, sie zu reinigen, nicht daran wenden mögen. Der Mercurius sublimatus ist in ihrem Lande selten und erstaunlich theuer. Er ist das Hauptstück von einem gewissen Mercurialwasser, das sie für ein unfehlbares Mittel, die Geschwüre, den Krebs und andere Schäden damit zu heilen, ausgeben.

Zinnober.

Gewachsenen oder Bergzinnober geben sie in vielen Krankheiten innerlich ein *x*), den durch Kunstgemachten gebrauchen sie zu Farben. Doch kömmt sowohl einer, als der andere aus China. Kraft eines gewissen kaiserlichen Freyheitsbriefes darf niemand mit dieser Waare handeln, als nur einige Kaufleute. Kämpfer gedenket vom Bleye gar nichts, Caron aber saget, man finde es in Japon in großer Menge.

Agathe.

In dem tsengarschen Gebirge, das an einem nordlichen Ende von Japon liegt, findet man allerley Gattungen Agathe. Einige sind ungemein schön, blaulicht und einem Saphire sehr ähnlich. Carniole und Jaspisse findet man gleichfalls daselbst.

Perlen.

An der Küste von Saikokf sind Austern und andere Perlmuscheln im Ueberflusse *y*). Die größten und schönsten Perlen liegen in einer Auster, welche den Namen Akoja trägt, und der persischen Perlauster ziemlich gleicht. Sie ist so breit als eine Hand, dünne, zerbrechlich, außen glatt und glänzend, innen etwas ungleich und höckericht, von weißer und eben so glänzender Farbe, als die gewöhnliche Perlmutter, auch schwer zu öffnen. Man findet dergleichen Muscheln sonst nirgends, als bey Satsuma, und in dem omurschen Seebusen. Weil sie den satsumischen Fürsten sehr vieles eintragen: so haben selbige verbothen, sie auf dem Markte zu verkaufen. Kämpfer bekam einige in die Hände.

Fruchttragende.

Man schreibt ihnen, wie er berichtet, eine sehr seltsame Eigenschaft zu; man saget nämlich, wenn man einige von den größten nebst einer gewissen japonischen Schminke, die aus einer andern Muschelart Takaraga genannt, zubereitet wird, in einer Schachtel verschließe: so wachse an jedweder eine oder zwo kleine Perlen heraus, die sich nach Verlauf dreyer Jahre, als der eigentlichen Zeit ihrer Reife, von selbst ablöseten.

Rothe Perlen.

Marcus Polus und andere Reisende sagen, man finde rothe Perlen von runder Gestalt in Japon. Kampfer beschreibt die Muschel, welcher die Japoner den Namen Awabi beylegen. Sie besteht aus einem einzigen Stücke, ist beynahe Eyrund, ziemlich tief und an einer Seite offen, an welcher sie auch an den Felsen und auf dem Grunde der See fest hängt. Nebst dem ist sie mit einer Reihe Löcher gezieret, welche desto größer sind, je näher sie gegen die breiteste Seite der Muschel stehen. Aeußerlich ist sie rauh und kleberich. Es hängen sich zuweilen Corallen, Seegewächse, und andere Muscheln daran. Ihr Inwendiges ist eine ungemein schöne und glänzende Perlmutter, woran zuweilen, gleichwie an den persischen gewöhnlichen Perlmuscheln, weißlichte Perlen herauswachsen. Dem ungeachtet ist das fleischichte Wesen, das ihre Hohlung ausfüllet, und von ziemlicher Größe ist, die Hauptursache, warum sie von den Fischern aufgesuchet wird. Sie

haben

y) Die Japoner verstunden weder ihren Werth noch ihren Gebrauch, sondern lerneten beydes erst von den Chinesen.

Beschreib. von Japon.

haben eigene dazu verfertigte Werkzeuge, sie von den Felsen loszureißen. Eben dieser Reisende beschreibt auch noch einige andere, nicht so kostbare Muscheln.

Naphta.

In einem gewissen Flusse der Landschaft Jetsinga findet man röthliches Naphta, das die Japoner Tsuſtono Abra, das ist, rothe Erde nennen. Es wird an solchen Orten herausgeholet, wo das Wasser beynahe ganz stille steht, und brennet man es statt des Oeles in Lampen. An der satsumischen Küste, imgleichen an den Riukuinseln, findet man sehr oft Ambra, doch nicht so häufig, als an der Khumaeischen Küste und den Landschaften Kijnokuni und Isje.

Ambra.

Kämpfer berichtet, man finde ihn hauptsächlich in dem Eingeweide eines Wallfisches, der in dem japonischen Gewässer nichts seltenes sey, und von den Einwohnern Tiakfiro, das ist, hundertklafteriger Fisch genennet werde, weil seine Gedärme, nach ihrem Vorgeben, diese Länge haben. Der Ambra ist in dem Leibe des Fisches mit dem Unrathe desselbigen vermischet, welcher dem Kalche ähnlich, und beynahe so hart, als ein Stein ist. Aus seiner Härte schließt man, ob Ambra darunter seyn werde, oder nicht, und eben deswegen nennen es die Japoner Kusarano Fu, das ist, Wallfischunrath. Unterdessen ist doch sein Ursprung ganz anders beschaffen. Denn es mag nun entweder am Grunde des Meeres oder an der Küste entstehen, auf welche Weise es will: so dienet es doch dem Fische vermuthlich zur Nahrung, und erlange in dem Leibe desselbigen seine Vollkommenheit. Ehe es der Fisch verschlingt, ist es ein ungestaltes flaches, zähes, einem Küheſladen sehr ähnliches Wesen, und riecht sehr häßlich. Findet man es in diesem Zustande auf der See treiben, aber an das Ufer ausgeworfen: so machet man kleine Stücke daraus, und drücket sie zu einer Kugel. Je härter es wird, desto dichter und schwerer wird es auch. Einige kneten das Mehl von Reißhülsen darunter, nicht nur um seine Menge zu vermehren, sondern auch ihm eine schönere Farbe zu geben. Zwar kann es auf vielerley Weise verfälschet, der Betrug aber sehr leicht entdecket werden; denn sobald man ein Stückchen anzündet, so verräth sich der fremde Zusatz durch die Farbe, den Geruch und andere Eigenschaften des Rauches. Die Chinesen schaben, um es auf die Probe zu stellen, ein wenig davon in heißes Theewasser. Ist es unverfälschet, so zergeht es, und theilet sich mit Gleichheit aus. Den Werth des Ambra, haben die Japoner erst von den Chinesen und Holländern gelernet z). Denn vorher hielten sie nach dem allgemeinen Gebrauche der meisten morgenländischen Völker in Asien, den Börnstein für schätzbarer.

Seegewächse.

Die japonische See liefert eine erstaunliche Menge Pflanzen, Stauden, Corallen, seltsame Steine, Schwämme und allerley Muscheln, die an Schönheit, denen, die man aus Amboina, und aus den moluckischen Eylanden bringt, nichts nachgeben. Allein die Japoner machen wenig Wesens davon, oder, wenn ja ein Fischer dergleichen unvermuthet in seinem Netze findet: so trägt er sie in den nächsten besten Tempel, und opfert sie dem Jebis, welcher in Japon Neptuns Dienste vertritt, als eine Abgabe von dem Elemente, das unter seine Aufsicht gehöret a).

Porcellan.

Ein gewisser Reisender, der sich lange Zeit in Japon aufgehalten hatte, gab vor, es werde in Japon gar kein Porcellan verfertiget, sondern die Japoner ließen das, was sie uns

z) Kämpfer giebt in dem Anhange zum dritten Theile eine eigene Beschreibung des Ambra.

a) Ebenders. 1 Theil a. d. 179 und vorherg. S.

b) Man sehe oben Kämpfers Tagebuch, und die Landbeschreibung von Japon.

c) Kämpfer am angeführt n Orte a. d. 57 S.

d) Wer eine genauere Nachricht davon verlanget

uns verkauften, in China machen. Nun ist wahr, daß sie vieles in China kaufen, allein es ist deswegen nicht minder wahr, das sogenannte japonische werde in Figen, das ist, in der größten unter denen zu Saikokf oder Ximo gehörigen neun Landschaften *b*), wirklich verfertiget. Die Materie ist ein gewisser weißer Thon, den sowohl die benachbarten Gebirge von Urisijno und Suwota, als andere Gegenden nurbesagter Landschaft im Ueberflusse liefern. Es ist dieser Thon zwar von Natur sehr rein, er muß aber doch geknetet und wohl geschwemmet werden, bis er die Durchsichtigkeit erlanget. Indem nun dieses eine höchst sauere Arbeit ist, so hat man gleichsam Sprichwortsweise davon gesagt, es kämen Menschenknochen unter das Porcellan. Ein mehreres ist von der Zubereitung dieses kostbaren Geschirres nicht bekannt. Jedermann weis, daß man das alte japonische Porcellan höher schätzet, als das chinesische, und daß es diesen Vorzug absonderlich wegen seiner schönen milchweißen Farbe verdiene. Das heutige hat die alte Schönheit nicht mehr, man glaubet also, die Kunst sey verlohren gegangen. Der neue Geschichtschreiber saget, das sächsische Porcellan komme dem alten weit näher, und das zu Chantilly verfertigte noch mehr. Sowohl eines als das andere übertrifft es sogar an der Zeichnung und feinen Mahlereyen *c*). — *Beschreib. von Japon.*

Betrachtet man die vortheilhafte Lage des Landes, nebst dem Fleiße und der Geschicklichkeit der Einwohner: so ist es nicht zu verwundern, daß diese Inseln, ihres schlechten Bodens ungeachtet, dennoch allerley Pflanzen und Früchte im Ueberflusse hervorbringen. Die alten Japoner lebten von den allerschlechtesten, indem sie ein armseliges doch aber vergnügtes Leben führten. Allein, der Reichthum hat eine große Veränderung in ihre Lebensart gebracht, und sie an köstlichere Speisen gewöhnet. Kämpfer erachtete für nöthig, die Beschreibung der gewöhnlichsten Gewächse in Japon, mit diesem Eingange zu beginnen *d*). — *Vornehmste Gewächse in Japon.*

Den ersten Rang unter den Bäumen giebt er dem Maulbeerbaume. Ungeachtet weder die rothen noch weißen Maulbeeren in diesem Lande einen Geschmack haben: so ersetzet doch die Nutzbarkeit der Blätter zum Füttern der Seidenwürmer, diesen Mangel. Es kömmt dieser Baum in ganz Japon gut fort, absonderlich in den nordlichen Landschaften, woselbst ganze Städte und Dörfer beynahe keine andere Nahrung haben, als das Seidenweben. Der Kadsi, das ist der Baum, davon das Papier gemacht wird, gehöret gleichfalls unter die Maulbeerbäume. Er wächst zwar von selbsten, wird aber doch versetzet. Er schießt erstaunlich geschwind in die Höhe, und breitet seine Aeste sehr weit aus. Man machet aus seiner Rinde nicht nur Papier, sondern auch Seile, Lunten, Tuch, allerley Zeuge und andere nützliche Sachen *e*). — *Maulbeerbaum.* — *Papierbaum.*

Die Nutzbarkeit des Urusi oder Firnißbaumes, verdienet nicht weniger Bewunderung. Besagter Baum liefert einen weißlichten Saft, damit die Japoner alle ihr Hausgeräthe, ihre Schüsseln und Teller lackiren. Selbst auf der kaiserlichen Tafel hat das lakirte Geschirr und Tafelzeug den Vorzug vor den kostbarsten Metallen. Es giebt noch eine andere Gattung Firnißbäume mit einem schmälern Laube, und heißt Faasi. Sie wächst auf Hügeln und Bergen, liefert aber weder so guten noch so vielen Saft. Der rechte Urusi ist — *Urusi, Firnißbaum.*

ret, der beliebet die Amoenitates exoticas eben dieses Verfassers, oder den VIII Theil der neuen japonischen Geschichte nachzuschlagen, als welcher aus jenem Werke genommen ist.

e) Die Weise, wie das Papier gemacht wird, ist in beyden nurerwähnten Büchern nach der Länge beschrieben.

Beschreib. von Japon.

ist eine dem Reiche Japon ganz allein eigene Baumgattung. Wiewohl er auch in den Landschaften Jigo und Tsikoku wächst: so schätzet man doch den in Jamatto am höchsten. Kämpfer bemerket, es wäre der indianische Firnißbaum von dem Urusi der Japoner ganz unterschieden *f*). In Siam heißt er Rakbaum *g*). Er wächst und trägt zwar in den meisten Morgenländern, doch bemerket man, daß sein Saft an der Westseite des Ganges nicht mehr weißlicht sey. Ob aber dieser Unterschied von der Landesart, oder von einem Mangel der rechten Pflege herrühre, das ist nicht ausgemacht. Der indianische Firniß kömmt größtentheils aus Siam und Camboja, und wird sehr theuer verkauft. Ja er wird so gar nach Japon verführet, und theils zum Lakiren allerley geringen Hausgeräthes gebrauchet, theils mit unter die trefflichen Firnisse genommen *h*).

Rothe Lorbeere.

Japon hat unterschiedliche Gattungen Lorberbäume. Der mit rothen Beeren ist eine Cannelifera spuria, oder vielmehr seines kleberichten Wesens halber eine Cassia lignea. Er sieht nicht nur an Größe, sondern auch an seiner übrigen Gestalt und an dem Wesen seiner Blätter dem Zimmetbaume vollkommen ähnlich. Allein, seine Rinde hat die der Zimmetrinde eigene Süßigkeit nicht, sondern eine dem Costus viel näher kommende würzartige Herbe, welchen Fehler jedoch Kämpfer bloß auf die Beschaffenheit des Bodens schiebt. Eben dieses Urtheil fällt er auch von dem Zimmet auf Malabar, Sumatra und Java, als welcher nach seinem Berichte dem ceylanischen bey weitem nicht gleich kömmt.

Kampherbaum.

Der Kus oder Campherbaum, ist gleichfalls eine Gattung des Lorberbaumes. Die Bauern in der Landschaft Satsuma und den Inseln Gotto, erhalten den Campher durch bloßes Abkochen der klein zerschnittenen Wurzeln und des Holzes von diesem Baume. Er ist um sehr geringen Preis zu haben. Man kann für ein einiges Catti, aufrichtigen borneischen Campher, achtzig bis hundert Catt., ausgekochten japonischen haben. Jener wird, dem Berichte nach, so wie er ist, an den Stämmen der alten Campherbäume auf Borneo gefunden, wenn man zwischen ihrer Rinde und dem Holze einen Einschnitt machet *i*).

Tsianoki oder Theestaude.

Der Tsianoki oder das Theestäudchen, ist eine von den allernützlichsten Pflanzen in ganz Japon, ungeachtet man sie an den Rand der Reißfelder, und an andere dürre Gegenden verweiset, wo sie nicht die geringste Wartung genießen kann. Das gemeine Getränk der Japoner, ist heißes Wasser, das man über die großen Theeblätter gegossen hat. Die jüngsten und zärtesten Blätter dörret man, machet sie zu Pulver, und wirft es nachgehends in eine Schale heißes Wasser; auf diese Weise pflegen nur vornehme Personen Thee zu trinken.

Sansio.

Der sogenannte Sansiobaum ist von mittelmäßiger Größe, und mit Spitzen oder Stacheln bewaffnet. Die Japoner gebrauchen seine Wurzeln und Schoten statt des Pfeffers und Ingwers. Seine Blätter essen sie, gleichwie auch das Laub des Riches, eines andern würzhaftigen Baumes, der in ihren Inseln wächst *k*).

Drey Gattungen Feigenbäume.

Man hat in Japon dreyerley Feigenbäume: 1. Den Kaki, wiewohl er von dem gemeinen Feigenbaume weit abgeht. Er hat ein schlechtes und einem alten Apfelbaume nicht unähnliches Ansehen. Sein Laub ist flach, lang und eyrund. Seine Frucht hat zwar die

Gestalt

f) Ist nach Kämpfers Meynung der wahre Anacardinus.

g) Muß nicht mit dem Arrak verwechselt werden.

h) Man sehe die Beschreibung aller dieser Bäume in den Amœnitatibus exoticis a. d. 792 u. f. S.

i) Ebendaselbst.

Gestalt und Farbe einer röthlichen Birne, es schmecket aber ihr Fleisch wie die beste Feige, und ist mit harten, ja fast steinigen Kernen angefüllet, welche den Kürbißkernen nicht unähnlich sehen. Es steht dieser Baum nicht nur wegen der Nutzbarkeit, sondern auch wegen der Menge seiner Früchte in großem Ansehen; denn getrocknet sind sie ein vortreffliches Essen, absonderlich wenn man sie mit Zucker einmachet. Die zweyte Gattung Feigenbäume sieht den europäischen ziemlich ähnlich, nur die Blätter ausgenommen, als welche breit, platt, rauh und länglicht sind. Die dritte Gattung ist die europäische, und von den Portugiesen dahin gebracht worden. Doch sind ihre Früchte größer, als bey uns. Kämpfer hält sie auch für wohlgeschmackter. Beschreib. von Japon.

Der Sycomorus, den man für weiter nichts, als für einen wilden Feigenbaum halten darf, wächst in Japon in größter Menge; man ißt zwar seine Frucht nicht, doch hat ihn Kämpfer einer Beschreibung werth geachtet. Sycomorus

Die Castanienbäume sind im ganzen Reiche, absonderlich aber in der Landschaft Tsikusen, etwas sehr gemeines, und ihre Frucht ist nicht nur weit größer, sondern auch von weit besserm Geschmacke, als bey uns. Aepfelbäume sind in Japon nicht bekannt. Von Birnen haben sie nur die sogenannten Winterbirnen. Die kleinesten wiegen ein Pfund, können aber nicht roh gegessen werden. Castanienbaum.

Der Wallnußbaum schlägt absonderlich in den nordlichen Landschaften, fort. Es bringen dieselbigen auch eine sehr hohe Gattung Eibenbäume hervor, die bey den Japonern Kaja heißt, und in einem Obstähnlichen Fleische steckende Nüsse trägt. An Größe und Gestalt gleichen sie der Arrekanuß. Frisch schmecken sie nicht sonderlich, gedörret aber, besser. Ihr Oel hat eine abführende Eigenschaft, die seinen Genuß der Gesundheit sehr dienlich machet, übrigens schmecket es fast wie süßes Mandelöl. Man gebrauchet es auch zu Speisen. Der Ruß von den Kernen ist das hauptsächlichste Stück, das man zur besten japonischen Dinte nimmt *l*). Noch findet man beynahe in allen Gegenden des Reiches eine andere Nußgattung in größter Menge. Sie heißt in Japon Ginau, ist so groß als unsere größten Pistacien sind, und wächst auf einem großen Baume, dessen Laub dem Laube des Adianthus gleicht, und der Itsionki heißt. Aus den Nüssen machet man ein Oel, das zu allerley dienlich ist *m*). Nußbäume.

Es wachsen sonst keine als zwo sehr sonderbare Eichengattungen in Japon. Die Eicheln von der ersten und größten Gattung kochet und ißt man. Die Frucht des Naatsme *n*), eines andern Baumes im Lande, ist ungemein gut, auch weit größer, als anderswo. Limonienbäume werden in Japon sonst nirgend, als in den Gärten der Liebhaber gefunden, aber Citronen- und Pommeranzenbäume wachsen im Ueberflusse. Es giebt ihrer verschiedene Gattungen. Die beste Citronengattung heißt Mican. Sie hat die Größe und Gestalt einer Pfirsig, nebst einem vortrefflichen Geruche. Das Bäumchen, darauf sie wächst, ist eigentlich unter die Stauden zu rechnen. Man gebraucht sie häufig bey Zubereitung der Speisen *o*). Eßbare Eicheln.

Die Japoner pflanzen wenig Weinstöcke, weil sie aus der Erfahrung wissen, daß ihre Trauben schwer zur Reise kommen. Ihre Maul- und Hindebeeren haben einen widerwärtigen Weinstöcke, Abricosen, Pflaumenbäume.

k) Ebendaselbst.

l) Ebendas. a. d. 814 S.

m) Ebendaselbst.

n) Ist der Paliurus des Prosper Alpinus.

o) Amoenitates exoticae a. d. 801 S.

Beschreib. von Japon. wärtigen Geschmack. Die Erdbeeren mag gar niemand versuchen; so ungeschmackt sind sie. Pfirsinge, Abricosen, und Pflaumen giebt es im Ueberflusse. Die letztern sind vor zweyerley, aber bey uns gänzlich unbekannten Gattungen, eine weiße, und eine purpurfärbige. Sie haben kleine Kerne, wie die Maulbeeren. Kirschbäume und dergleichen wartet man in Japon nur um der Blüthe willen, die aber wegen des daran gewendeten Fleißes, eben so groß wird, als eine Rose, und Kämpfer machet eine sehr anmuthige Beschreibung zur Frühlingszeit von ihr.

Tannen und Cypressen. Tannen und Cypressen sind die gemeinsten Bäume in den Wäldern unserer Inseln. Man bauet mit ihrem Holze Häuser und Schiffe, man machet Schränke, Kisten, Schachteln und Wannen davon. Die Aeste dienen zu Brennholze. Nebst dem da alle Landstraßen damit besetzet sind, und man alle sandige Plätze, die sonst zu nichts taugen, damit bepflanzet: so sammelt das gemeine Volk die Blätter sorgfältig zusammen, und erhält auf diese Weise nicht nur die Wege rein, sondern verschaffet sich auch Vorrath genug zum Einheizen. Kein Mensch darf ohne Bewilligung der Obrigkeit weder eine Tanne noch eine Cypresse umhauen. Wird ihm die Erlaubniß darzu gegeben, so muß er junge dafür pflanzen.

Bambus. Der Bambus ist in Indien etwas sehr gemeines, und wird zu eben so vielfältigem Gebrauche angewendet, als in ganz Indien. Man machet allerley Hausgeräthe, Korbe, Schwefelhölzchen, ja Dachrinnen und Hauswände daraus. In der Landschaft Oomi

Rottang. wächst eine Bambusgattung, welche von den Holländern unter dem Namen Rottang abgeholet, und zu Spazierröhren verkauft wird. Wie man sie zubereite, das ist aus Kämpfers Tagebuche erzählet worden. Das beständige Grünen der Tannen und Bambus hat ihnen eine große Ehrerbiethung zugezogen, ja man schreibt ihnen sogar einen Einfluß in die Glückseligkeit des menschlichen Lebens zu. Man schmücket die Tempel und andere heilige Orte damit, absonderlich an Fest- und Lustbarkeitstagen. Die Redner und Dichter nehmen von ihren Eigenschaften Gelegenheit zu allerley sinnreichen Gleichnissen. Sie geben vor, der Bambus erreiche ein Alter von etlichen hundert Jahren; die Tanne hingegen lebe tausend Jahre. Nach dieser Zeit neigten sich ihre Aeste von selbsten gegen die Erde, weil sie dieselben ihres hohen Alters wegen nicht länger empor halten könnte. Kämpfer gestehet, er habe sowohl Tannen als Bambus von erstaunlicher Dicke gesehen *p*).

Finoki, Suggi. Der Finoki und Suggi sind zwo Cypressengattungen, von einem zwar leichten und weißlichten, doch dabey so dichtem Holze, daß es niemalen Wasser schöpfet. Zwar hat der Hof das Umhauen dieser Bäume schon öfter als einmal verbothen: es wird aber dieses Verboth in den entferneten Landschaften nicht sonderlich beobachtet. Der Ksamaki, das ist, der

Ksamaki, Esinoki, Jusnoki, Fatznoki. Stinkmaki, der Ssinoki eine Eichengattung, und der Jusnoki oder Eisenbaum, der seinen Namen von der außerordentlichen Härte seines Holzes bekommen hat, sind sehr gemein, und es werden von ihrem Holze die meisten Häuser gebauet. Der Fatznoki, ein gewisser, bey der Stadt Jeseri wachsender Baum, und die Wurzel des Campherbaumes, liefern das beste und schönste Holz zu Schränken, Schreibetischen, und anderer dergleichen künstlichen Arbeit, indem es ungemein schöne Adern hat.

Bluhmen. Die Anmuth und Mannigfaltigkeit der Bluhmen, damit alle Hügel, Felder und Waldungen prangen, ist so groß, daß Japon in diesem Stücke schwerlich von einem Lande in der

p) Kämpfer am angef. Orte a. d. 187 S. *q*) Ebendas. a. d. 188 S. *r*) Amœnitates exoticæ a. d. 859 S.

der Welt übertroffen wird. Die schönsten versetzet man in die Gärten, und erhebet sie durch Kunst und fleißiges Warten, zu einer unglaublichen Vollkommenheit q). Unter die vornehmsten rechnet unser Verfasser den Tsubaki, ein Stäudchen, dessen Blüthe der schönsten Rose gleicht. Es wächst im Gehölze und in Hecken, und wird in soviele Gattungen abgetheilet, daß die Japoner vorgeben, ihre Sprache habe neunhundert Worte, es zu nennen. Der Satsuki ist gleichfalls ein Stäudchen; es trägt Lilien, und man findet nur allein in den Gärten wohl mehr als hundert Gattungen davon; doch bewundert Kämpfer absonderlich zwo wilde Gattungen, eine violette und fleischfarbene, und versichert, man könne ihre Anmuth nicht sattsam beschreiben. Der Sakanandsio ist gleichfalls ein Stäudchen, mit einer lilienähnlichen oder weit größern Blüthe als die vorige; er ist auch seltener, und zählet man nur drey Gattungen. Der Momidsi, eine Art von Erlen, hat den Namen von der violetten Farbe seines Laubes. Es giebt zweyerley Gattungen von ihm, die aber bloß an der Farbe ihres Laubes unterschieden sind. Einige sind im Sommer schon violett, andere werden es erst im Herbste, übrigens sind sie von gleicher Schönheit. Die Blätter des Fasi verändern ihre Farbe gleichfalls, und werden im Herbste violett.

Beschreib. von Japon.

Tsubaki, neun hundert Arten davon.

Satsuki.

Sakanandsio.

Momidsi.

Die Mannigfaltigkeit der Lilien und des Mutterkrauts in Japon, ist unmöglich zu beschreiben. Das leztere bekömmt durch fleißiges Warten Blüthen in Größe einer Rose, und wird zur schönsten Zierrath der Häuser und Gärten. Die erstern machen die ödesten Gegenden zu eben so viel selbst entstandenen Gärten. Narcissen und Nelken sieht man zwar in nicht geringerer Menge: es bemerket aber Kämpfer, es hätten alle diese Bluhmen weder einen so angenehmen noch so starken Geruch, als man in andern Ländern an ihres Gleichen findet, die Farbe ist das beste an den japonischen Bluhmen, wiewohl sie, was den ungemeinen Glanz der Farbe betrifft, den Vorzug über diese behaupten. Eben also ist es meistentheils auch mit dem japonischen Obste beschaffen; sein Geschmack ist weder so köstlich, noch wie unser Verfasser sich ausdrücket, so gewürzhaftig, als die Früchte in China und den meisten Morgenländern zu seyn pflegen.

Große Menge Lilien.

Die Japoner bauen soviel Hanf und Baumwolle, als es der Platz, den sie für diese Pflanzen erübrigen können, immermehr leiden will. Der Süto oder wilde Hanf, wächst an den meisten unangebaueten Gegenden in großer Menge. Man machet allerley, theils grobe, theils feine Zeuge davon. Ferner haben sie viele Pflanzen, aus deren Samen Oel gepreßt, und entweder zur Arzeney, oder im Hauswesen gebrauchet wird. Hieher gehöret der Kiri, ein großer Baum, dessen Laub den Blättern des Klettenkrauts gleicht. Sein Samen gleicht dem Samen der Eibischwurzel. Der Dairi oder geistliche Kaiser, führet das Laub dieses Baumes mit drey aufblühenden Knospen im Wapen r). Der Abrasin ist ein Baum von mittelmäßiger Größe, dessen Laub dem Ahornlaube gleicht. Seine Blüthe hat die Gestalt und Größe einer Rose, und am Samen gleicht er dem Wunderbaume s). Noch rechnet man unter die Oelpflanzen das Asadiracht des Avicenna, den Tsubaki, Urusi, Faasi, und Kainoki, davon bereits geredet worden, das Baumwollenstäudchen, das Sesamkraut von zweyerley Gattungen, mit weißem und mit schwarzem Samen. Zum Essen wird kein anderes Pflanzenöl gebrauchet, als das vom Kiri, und vom Sesam: allein die Japoner gebrauchen überhaupt zu ihren Speisen, weder viel Butter noch viel Oel t).

Hanf und Baumwolle.

Oelpflanzen.

Kiri Baum, dessen Blätter der Dairi im Wapen führet.

Abrasin und andere.

 Kämpfer

s) Kämpfer benennet ihn auch Ricinus arboreus folio Alceæ.

t) Ebendas. I Th. a. d. 190 S.

Beschreib. von Japon.

Landbau.

Kämpfer zweifelt daran, ob es ein Land in der Welt gebe, da man sich auf den Landbau sowohl verstehe, als in Japon, und er schreibt es auf einer Seite der großen Menge der Einwohner, auf der andern ihrem wenigen Umgange und Handel mit Ausländern zu, indem sie bey solchen Umständen gezwungen sind, ihr Brodt durch ihrer Hände Arbeit zu gewinnen. Nicht ein einziger Daumenbreit Erdreich bleibt in Japon ungenutzet. Nicht nur das flache Land, als welches niemals zu Weideplätzen gemachet wird, sondern auch die höchsten Berge tragen Getreide, Reiß, Hülsenfrüchte, und eine unzählige Menge, theils Küchen, theils Arzeneykräuter. Niedriges und flaches Land wird mit Ochsen gepflüget. Solche Gegenden, dahin man nicht anders als mit Mühe gelangen kann, bleiben dem menschlichen Arme vorbehalten. Alles wird mit ungemeiner Kunst gebessert und bestellet. Da diese Inseleinwohner die Nothwendigkeit der Kunst so wohl eingesehen, und sie bis zur Vollkommenheit gebracht haben: so fehlet ihnen weiter nichts mehr, als daß sie dieselbige auch in Ehren hielten: allein, es geht in Japon eben also zu, als in allen bewohnten Ländern. Man hält den nicht für einen Edelmann, der etwas nützliches treibt, sondern der sich auf Sachen leget, welche dem Belieben der Affecten beförderlich sind.

Besserung der Felder.

Die Japoner haben eine ganz besondere Weise, ihre Felder zu bessern. Sie haben beständig eine Menge Mist und andere Unreinigkeiten im Vorrathe. Diesen vermischen sie mit verbrannten Lumpen, ja sie mischen auch Austerschaalen darunter. Diese Vermischung giebt einen trefflichen Dünger. Wir haben bereits erwähnet, daß die Felder sowohl vor dem Säen, als kurz vor der Erndte abgemessen werden. Nachgehends überschlagen sie, was ihnen die Erndte einbringen wird. Ein solcher Ueberschlag trifft gemeiniglich recht erstaunlich genau zu, und setzet den Eigenthümer gegen die Betrügereyen seiner Pachter in Sicherheit. Der Eigenthümer bekömmt sechzehn Theile von allen Früchten seiner Ländereyen: die übrigen vierzehn Theile gehören dem, der selbige bauet. Die Pachter der kaiserlichen Tafelgüter liefern nur vierzehen Theile an die kaiserlichen Beamten, und behalten die beyden übrigen vor sich. Machet jemand einen Platz urbar, der nicht sein gehöret, so genießt er die ersten zwey oder drey Jahre lang alles mit einander, was darauf wächst: bey dem Verpachten aber sieht man allemal auf die gute oder schlechte Eigenschaft des Bodens, und das Gesetz erkläret denjenigen des Eigenthums seiner Ländereyen verlustig, der sie ein Jahr lang ungebauet liegen läßt.

Gokokf, oder fünf Getraydgattungen.

Man bauet in Japon hauptsächlich dasjenige, was man Gokokf nennet, das ist die fünf Früchte der Erde. Da die Landesreligion alles Fleischessen untersaget: so wußte man vor alten Zeiten von keinen andern Nahrungsmitteln: allein, heutiges Tages wird besagtes Gesetz schlecht beobachtet, es sey nun aus erhaltener Erlaubniß oder aus eigener Willkühr. Die fünf Früchte sind: der Reiß, die Gerste, der Weizen, und zwo Bohnengattungen.

Reiß oder Kome.

Der japonische Reiß, absonderlich eine gewisse in den nordlichen Gegenden sehr gemeine Gattung, übertrifft den indianischen Reiß sehr weit. Er ist so weiß als Schnee, und so nahrhaftig, daß Ausländer, die ihn nicht gewohnt sind, ihn nicht anders als mit Maaße genießen dürfen. Man ißt ihn in Wasser gekocht. Bleibt von dem jährlichen Vorrathe etwas übrig, so brauet man ein Bier daraus, Sakt genannt. Der Reiß wird zur Regenzeit gesäet, und diese Arbeit gehöret für die Frauen. Man säet ihn überall hin, wo der Boden darzu tüchtig scheint, und man nicht genöthiget wird, selbigen zu etwas anderes anzuwenden. Am besten schicket sich niedriges und flaches Land darzu, durch welches man viele Gräben ziehen, und es bewässern kann. Die Landschaft Figen ist an Reiß eine von

Beschreib. von Japon.

den fruchtbarsten, sie trägt auch den besten. Eben deswegen sind die Felder allenthalben nicht nur mit Gräben durchschnitten, worein man das Wasser aus den Flüssen leiten kann, sondern auch mit Schleusen versehen, um sie nach Belieben gänylich unter Wasser zu setzen.

Gerste oder Oomuggi.

Weizen oder Koomuggi.

Ungeachtet die Gerste eigentlich nur zum Futter für die Pferde und anderes Vieh bestimmet ist, so gebrauchet man sie doch auch zum Essen, und machet Kuchen davon. Ja die Armen backen Brodt daraus. Japon hat eine Gattung Gerste, davon die Aehren, wenn sie reif werden, eine Purpurfarbe an sich nehmen. Der Weizen ist äußerst wohlfeil, und wird zu nichts als Kuchen verbrauchet. Unter den beyden Bohnengattungen ist die sogenannte **Daidsu**, oder **Daidbohne**, von der Größe des türkischen Korns, und wächst wie die Wolfsbohne. Den Reiß ausgenommen, ist sie die gemeineste Speise der Japoner. Sie machen einen Brey daraus, **Midsu** genannt, damit sie ihre Speisen zurichten, und eine Gattung Latwerge oder **Embamma**, wie sie es nennen, das sie zu Anfange der Mahlzeit genießen, um die Lust zum Essen zu erwecken. Die Holländer bringen es unter seiner Japonischen Benennung, der Benamung **Soeja** u), nach Europa. Die zweyte Bohnengattung, **Adsuki** oder **Sodsu** genannt, ist weiß, und an Gestalt den Linsen ähnlich. Aus ihrem Mehle, und darunter gemischten Zucker, werden Kuchen gebacken. Nebst den bisher erzählten fünf Früchten, versteht man unter dem Namen **Gokokf**, auch noch das Awa oder indianische Korn; den **Kibi** oder Hirsen, und überhaupt alle Gattungen Getreide und Hülsenfrüchte.

Daid-Bohne.

Fo-Bohne.

Rüben.

Die Rüben kommen in Japon sehr gut fort, und erlangen eine gewaltige Größe. Es werden beynahe unter allen Erdgewächsen keine so häufig von den Japonern genossen, als die Rüben: allein, weil der Boden mit Menschenmiste gedünget wird, so riechen sie nicht zum Besten, und ein Europäer kann sie schwerlich leiden. Man ißt sie roh, gekocht, und mit Weinessig eingemacht. Die Rettiche, die gelben Rüben, die Gurken, Melonen, Kürbisse, der Fenchel, und einige Lacktucgattungen, die man bey uns sonst nirgend, als in den Gärten findet, wachsen in Japon von freyen Stücken. Der Gartenpastinack ist hier unbekannt, wilder hingegen wächst überall. Die Holländer säen Petersilien, Kümmel, Cichorien, und gemeinen Salat, und folgen in diesem Stücke den Portugiesen nach, welche den Samen dazu ins Land brachten; es schlägt auch alles erwünscht fort.

Europäische Gewächse.

Auf dem Felde, auf den Gebirgen, im Walde, in Sümpfen, und auf den Heyden, ja so gar am Strande der See, wächst eine unzählige Menge Kräuter, unter welchen wenige sind, davon nicht die Wurzel, die Blätter, die Blüthe oder die Frucht, den Einwohnern zur Speise dienen sollte. Unterdessen, da sie gewohnt siud, alles zu essen, was ihnen die Natur vorleget, so sind sie nicht selten höchstgefährlichen Irrungen unterworfen. Doch besitzen sie auch die Kunst, manchem schädlichen Kraute seine giftige Eigenschaft zu benehmen; dergestalt machen sie aus dem **Konjokf**, welches eine sehr gefährliche Gattung des Drakunkulus ist, einen ziemlich süßen, und wohlschmäckenden Brey. Sie brühen die Wurzel des Heydekrautes ab, das sie **Warabi** oder **Ren** benennen, imgleichen der Aegyptischen Bohne, welche von einigen **Tarateblume** genennet wird, ferner auch eine andere Wurzel, **Rasne** genannt, und machen hernach ein Mehl daraus, das man entweder bey Zurichtung anderer Speisen gebrauchet, oder auch in Wasser kochet, und allein ißt. Die Japoner essen beynahe alle weiche Seegewächse, die der Grund des Meeres hervorbringt.

Pflanzen, denen die Japoner den Gift benehmen.

Die

u) Amœnitates exoticæ a. d. 839 S. Es wird an diesem Orte beschrieben, wie man es mache, auch ist die Abbildung der Bohne beygefügt.

Beschreib. von Japon.

Die Fischerweiber richten sie zu, und verkaufen sie. Sie besitzen eine ungemeine Geschicklichkeit, sie aus der See herauf zu holen, und tauchen sich zu diesem Ende manchesmal wohl dreyßig bis vierzig Klafter tief unter x).

Erdichtete Thiere.

Man spricht in Japon sowohl als in China, öfters von gewissen erdichteten Thieren. Kämpfer glaubet, es wären die Mährchen aus China ins Land gekommen, und hat ihrer zu erwähnen beliebet, ehe er sich zu den wirklichen Thieren wendete.

Der Kirin.

Der Kirin ist ein schreckliches Unthier. Die Japoner malen ihn mit einem Pferdeleibe, vier Gemsfüßen, einem Drachenkopfe, zween Flügeln, und zwey rückwärts gekrümmeten Hörnern auf der Brust. Sie legen ihm eine unbegreifliche Geschwindigkeit bey. Er mag laufen oder sachte gehen, so drucket er doch nicht das geringste Gräschen nieder, noch tritt er irgend ein schwaches Ungeziefer tod. Doch dieses schreibt man seinem gütigen Wesen zu. Er kann auch sonst nicht als nur unter gewissen Gegenscheinen der himmlischen Körper entstehen, und zu einer solchen Zeit, wenn ein Sesin auf die Welt kömmt, unter welchem Worte man einen Mann von übernatürlicher Einsicht und Gütigkeit, dergleichen die beyden vortrefflichen chinesischen Kaiser Gio und Siun waren, ingleichen Koosi oder Confucius, Siaca oder Xaca, Darma, Sokoktais und andere große Leute, welche ihre Verdienste und Tugenden in der Welt berühmt machten.

Sungu.

Der Sungu ist gleichfalls ein erdichtetes Thier, dem die Japoner einen Leopardenleib, und zwey an der Brust stehende rückwärts gebogene, aber weiche Hörner beylegen.

Kaitsu.

Noch ein drittes heißt Kaitsu oder Kaisai. Diesem geben sie die Gestalt eines Fuchses mit zwey Hörnern auf der Brust, und einem an der Stirne, auch einer Reihe Stacheln auf dem Rücken, gleich dem Crocodille.

Tatz.

Tats, Dria oder Dsia, heißt ein vierfüßiger Drache, davon ihre Geschichtbücher eine Menge Mährchen erzählen. Zur Wohnung ist ihm der Grund der See angewiesen. Er gleicht an Gestalt einer großen am ganzen Leibe mit Schuppen bedeckten Schlange, die eine Reihe Stacheln auf dem Rücken, und einen schrecklichen Kopf hat. Das Ende des Schwanzes gleicht einem zweyschneidigen Schwerdte. Einige Kleider des Kaisers, seine Rüstung, Säbel, Messer, Geräthe und Tapeten werden mit den Bildnissen dieses Drachens, der in seiner rechten Vorderklaue eine Perle oder rundes Kleinod hält, bezieret. Eben dieser Gebrauch ist auch in China eingeführet, nur hat der chinesische Drache fünf Klauen; der japonische hingegen nur drey; der Wasser-

Tatsmaki.

drache Tatsmaki hat seinen Aufenthalt gleichfalls auf dem Grunde der See, schwinget sich aber zuweilen in die Luft, und verursachet durch seine Bewegung die in der japonischen See so gemeinen Wasserhosen. Das sechste Ungeheuer ist ein Paradiesvogel, Namens Foo,

Foo.

von unvergleichlicher Schönheit, und mit einem Worte der vor Alters berufene Phönix. Er bewohnet die höchste Luftgegend, und kömmt niemals in die unserige herab, als wenn ein Sesin oder ein Kaiser auf die Welt kömmt, oder sonst etwas höchstwichtiges vorgeht. Die Chinesen haben ihren Foo ebenfalls, sie stellen ihn aber anders vor y).

Hausthiere.

Vermuthlich rühren alle diese leeren Einbildungen bloß daher, weil es in Japon, seiner Größe ungeachtet, sehr wenig große Thiere giebt. Kämpfer bemerket, es gebe allzuwenig unbewohnte und unangebauete Gegenden in dem Lande, als daß sich viele wilde Thiere bergen könnten; von Hausthieren aber finde man keine andere, als die zum Dienste des Menschen,

x) Kämpfer I Th. a. d. 195 und vorherg. S.

y) Kämpfer am angeführten Orte a. d. 198 und vorherg. S. Man sehe den Artikel von Thieren in der Beschreibung von China.

Menschen, das ist zum Ackerbaue und Fortschaffen einer Last unumgänglich nöthig sind. Doch vermehren sie sich stark, weil die mit dem Budso verknüpfte Lehre von der Seelenwanderung ihres Lebens zu schonen befiehlt. Die vierfüßigen Hausthiere sind: das Pferd, der Ochse, der Hund und die Katze. Esel, Maulesel, Kameele und Elephanten sind in Japon nicht anzutreffen. Zwar hatten die Portugiesen Schafe und Ziegen ins Land gebracht; sie hatten sich auch ziemlich vermehrt: weil aber die Japoner nicht wußten, was sie damit thun sollten, indem sie weder ihr Fleisch essen, noch ihr Haar und ihre Wolle zu verarbeiten wissen, so ließen sie diese Thiere wild werden. Beschreib. von Japon.

Zwar sind die japonischen Pferde klein, doch weichen einige den persianischen weder an Schönheit noch an Geschwindigkeit. Die besten kommen aus den Landschaften Satsuma und Oxu. Doch fällt auch in der Landschaft Kai eine sehr gute Art. Die Ochsen und Kühe brauchet man bloß zum Landbaue und zum Fuhrwerke. Butter und Milch wird von den Japonern nicht gegessen. Die Ochsen sind von zweyerley Gattung. Einige sind den unserigen ganz ähnlich; die andern sind Büffel von gewaltiger Größe mit einem Höcker, dergleichen die Kamele haben, auf dem Rücken, und dienen bloß zum Lasttragen. In der Landschaft Figen hält man zwar auch Schweine, doch nur in der Absicht, sie den Chinesen, die sie dahin gebracht haben, wieder zu verkaufen. Denn, obwohl die Chinesen die Seelenwanderung eben sowohl glauben, als die Japoner: so sind sie doch keine großen Eiferer, und essen absonderlich gern Schweinfleisch. Zu Firando sind noch einige Schafe und Ziegen von der großen Menge, welche die Portugiesen daselbst hielten, übrig. Pferde. Rindvieh.

Als der Kaiser Tsinajos auf dem Throne der Cubosamas saß; das ist zu der Zeit da Kämpfer in Japon war, gab es in diesem Reiche mehr Hunde, als man jemals in selbigem, ja vielleicht auch in jedwedem andern Lande gesehen hatte. Ungeachtet jedweder seinen Herrn hatte: so hielten sie sich doch auf der Gasse auf, und fielen den Vorbeygehenden sehr beschwerlich. Jedwedes Stadtvierthel mußte, kraft eines kaiserlichen Befehles, eine gewisse Anzahl halten und füttern. Man bauete ihnen auf der Gasse kleine Hütten, darinnen sie schliefen, und wenn sie erkrankten, sorgfältig gepfleget wurden. Verreckte einer, so mußte er oben auf einem Berge verscharret werden, sonst aber nirgend. Niemand durfte bey hoher Strafe sie beleidigen oder ihnen übel begegnen, noch vielweniger sie todtschlagen; denn da stund der Kopf darauf, sie mochten gethan haben, was sie wollten, sondern man mußte es ihren Herren klagen, als welche allein die Macht hatten, sie zu bestrafen. Diese wunderliche Sorgfalt für sie rührete von einem abergläubischen Begriffe des Kaisers her, welcher in dem himmlischen Zeichen gebohren war, das die Japoner mit dem Namen des Hundes belegen. Kämpfer erzählet eine lustige Geschichte, die bey dieser Gelegenheit vorfiel. „Der Herr eines verreckten Hundes mußte ihn, kraft des Befehles, auf einen „Berg tragen, und daselbst verscharren. Weil ihm nun dieses sehr sauer wurde: so verwünsch„te er den Geburtstag des Kaisers sammt dem wunderlichen Befehle, der dem ganzen „Reiche so viele vergebliche Mühe aufbürde. Sein Gefährde gab ihm zwar in so fern „nicht Unrecht, rieth ihm aber zu schweigen, und an statt der Ungeduld und des Fluchens, „dem Himmel zu danken, daß der Kaiser nicht im Zeichen des Pferdes gebohren sey, weil „er sonst noch mehr zu schleppen haben würde z). Hunde.

Die

z) Ebendaselbst auf der 220 Seite.

Katzen. Die Japoner haben weder Windspiele noch Hühnerhunde, noch andere Gattungen von Jagdhunden; denn weil in einem Lande, das Ueberfluß an Leuten und Mangel am Wildpräte hat, die Jagd nicht sehr im Schwange gehen kann, so gebrauchen diejenigen, welche Lust dazu haben, nur die gemeinen Hunde. Hingegen giebt es eine gewisse Katzenart im Lande, die man wegen ihrer besondern Schönheit rühmet. Sie haben eine weiße Farbe, große gelbe und schwarze Flecken, und einen sehr kurzen Schwanz. Sie fangen keine Mäuse, sondern dienen bloß dem Frauenzimmer zum Zeitvertreibe.

Wilde Thiere. Die vierfüßigen wilden Thiere in Japon sind die Hasen, Gemsen, wilden Schweine, welche von einigen Secten zu gewisser Jahreszeit gegessen werden. Ferner die Affen, die Bären, die **Tanukis**, die wilden Hunde, die **Jtutz**, die **Tins**, die Füchse, die Ratten, und die Mäuse.

Die Insel **Mijosima**, sonst auch wegen ihrer Nähe bey der Landschaft **Aki**, **Akino Mijosima** genannt, ist wegen einer besondern Gemsart berühmt, die gar nicht schön, sondern von Natur zahm ist. Kraft der Landesgesetze, darf sie niemand tödten, sondern wer eine nahe bey seinem Hause tod findet, der muß sie begraben. Ein Japoner, der diese Pflicht versäumete, würde zu einer etlichtägigen Arbeit für die Tempel, oder zum gemeinen Besten, verdammet werden.

Affen. Die japonischen Affen sind ungemein gelehrig, aber in keiner großen Anzahl vorhanden. Ihre Farbe ist dunkelbraun; sie haben einen kurzen Schwanz; der Rücken und das Gesicht sind roth, aber kahl. Kämpfer sah einen, der hundert und sechs Jahre alt seyn sollte, und nichts destoweniger allerley Kunststücke mit erstaunlicher Behendigkeit machte. Die nordlichen Landschaften haben einige, wiewohl sehr kleine Bären, auch giebt es daselbst wilde Hunde, mit einer großen und offenen Schnauze. *Tanuki.* Der **Tanuki** ist ein Thier von einer ganz besondern Gattung. Seine Farbe ist dunkelbraun; an der Schnauze gleicht er einem Fuchse. Er ist nicht sonderlich groß. Kämpfer hält ihn für eine Wolfsart. Der **Jtutz** und der **Tin**, sind zwey Thiere von röthlicher Farbe, und wären eben dieselbigen, wenn nicht der **Tin** den andern an Größe überträfe. Weil sie unter den Dächern der Häuser sich aufhalten, und ganz zahm thun, so könnte man sie unter die Hausthiere rechnen. Sie fangen das Geflügel und die Fische. *Ratten und Mäuse.* Ratten und Mäuse giebt es in allen unsern Inseln die Menge. Die Einwohner machen die großen Ratten zahm, und lehren sie allerley Künste, absonderlich zu **Osaka**, welches gleichsam den Sammelplatz aller Taschenspieler im ganzen Reiche vorstellet. *Füchse.* Die Füchse sind beynahe eben so gemein. Der gemeine Mann glaubet, sie wären vom Teufel besessen: allein die Jäger schießen sie nichts destoweniger tod, weil man aus ihren Haaren treffliche Pinsel sowohl zum Schreiben als zum Malen machet. Löwen, Tieger, Panther und andere Raubthiere giebt es in ganz Japon nicht.

Weiße Ameisen. Unter dem kriechenden Ungeziefer, ist die sogenannte weiße Ameise das allerschädlichste. Eigentlich ist es ein kleiner dünner Wurm, so weiß als der Schnee, am Kopfe und der Brust aber dunkelbraun. Sie ziehen immer Haufenweise, gleich unsern Ameisen, von welchen sie auch an Größe wenig unterschieden sind. Die Japoner legen ihnen den Namen **do Toos**, das ist, Bohrer, bey, der sich auch vollkommen wohl für sie schicket, indem sie alles, was sie antreffen, durchbohren, und wenn sie in ein Kaufmannsgewölbe kommen, die besten Waaren in kurzer Zeit zu nichte machen. Bis hieher hat man gegen dieses schädliche Ungeziefer kein anderes Mittel ausfindig zu machen gewußt, als daß man dasjenige, was man vor ihrem Zerfressen in Sicherheit setzen will, mit Salze bestreuet. Sie leben mit

den

den übrigen Ameisen in unaufhörlichem Kriege; und wo sich eine Gattung festgesetzet hat, da kömmt die andere gewiß nicht hin. Die weißen Ameisen können die Luft nicht vertragen. Wollen sie nun von einem Orte an den andern ziehen, so bauen sie ein Gewölbe auf dem Boden. Sie ziehen mit solcher Geschwindigkeit fort, daß zum öftern schon alles vernichtet ist, ehe man einmal ihre Ankunft wahrgenommen hat. Einige schreiben diese geschwinde Wirkung der Schärfe ihres Unrathes zu: allein Kämpfer behauptet, ihr Kopf sey mit vier großen und gekrümmeten Schneidzähnen gewaffnet, welche genugsam im Stande wären, soviel Unheil zu stiften, als sie wirklich thun. Als er sich einstens spät zu Bette geleget hatte: so bemerkte er des folgenden Morgens auf seinem Tische Spuhren, von ihrem gewöhnlichen hohlen Aufwurfe oder Gewölbe. Als er hierauf genau nachsah: so fand er ein Loch, darein man den kleinen Finger stecken konnte, und das sie innerhalb etlichen Stunden in einem Fuße des Tisches bey dem Heraufsteigen ausgefressen hatten; noch ein anderes gieng queer durch das Tischblatt, und das dritte mitten durch einen anderen Fuß des Tisches herab, durch welchen sie ihren Abzug genommen, und sich wieder in den Zimmerboden verkrochen hatten. Dergleichen schnelle Wirkung kann unmöglich einer bloßen Schärfe oder ätzenden Kraft ihres Unrathes zugeschrieben werden, wiewohl es glaublich ist, daß sie aus selbigem ihre Gewölbe verfertigen mögen.

Das Ungeziefer, dem die Japoner insgemein den Namen **Mukade** beylegen, und das in der hohen Sprache **Goko** heißt, ist keine Assel oder Kellerwurm, sondern es ist der indianische Tausendfuß, ein dünner, brauner, zwey bis drey Zolle langer Wurm, der an jeder Seite eine gewaltige Menge Füße, und eben davon seine Benennung erlanget hat. In Indien ist er sehr giftig, aber in Japon ist er nicht allein sehr selten, sondern er stiftet auch bey weitem nicht so viel Unheil, indem man seine Bisse mit bloßem Speichel heilet. Die japonischen Eyderen sind den unserigen vollkommen ähnlich. Schlangen giebt es wenig im Lande. Die **Fitakuts** oder **Fibakari**, ist eine der merkwürdigsten, sie hat einen platten Kopf, spitzige Zähne, und grüne Farbe. Ihr Name ist von der Tageslänge, oder von der Zeit, welche die Sonne über dem Gesichtskreise verbleibt, hergenommen, indem man von ihrem Bisse allemal stirbt, ehe die Sonne untergeht. Die Soldaten fressen sie, weil sie meynen, ihr Fleisch habe die Kraft, die Herzhaftigkeit zu vermehren. Man machet auch ein Pulver daraus, **Sjowatsio** genannt, das für allerley innerliche Krankheiten gut seyn, und wenn es unter die Dachtraufe gestreuet wird, keine Schlangen von eben dieser Art herbringen solle. Die **Jamakajats**, sonst auch **Uwabami** und zuweilen **Dja**, das ist Drache genannt, ist eine andere erstaunlich große Schlangengattung. Man findet sie sowohl im Wasser als am Gebirge, doch allemal selten.

Mukade. Tausendfuß. Schlangen.

Eigentlich zu reden, haben die Japoner gar kein Federvieh. Zwar ziehen sie Hühner und Endten, allein bloß zur Lust, weil die Lehre von der Seelenwanderung ihnen nicht erlaubet, sie zu essen. Gleichwohl machet sich der gemeine Mann kein Gewissen daraus, sie an andere, welche schlechte Glaubenseiferer sind, zu verkaufen. An dem Gedächtnißtage einer verstorbenen Person, darf man weder Geflügel, noch sonst das geringste Thier schlachten. Solange das Trauerjahr um einen Kaiser währet, darf man im ganzen Reiche, weder einiges Thier tödten, noch auf den Markt bringen. Die Hähne werden noch mehr geschonet, als die Hühner. Man schonet sie vielmehr ungemein, weil sie die Zeit abmessen, und die Veränderung des Wetters vorhersagen.

Zahmes Geflügel.

Wilde Vögel. Kranich.

Die Waldvögel sind in Japon dermaßen zahm geworden, daß man viele Gattungen von ihnen, unter das Hausgeflügel rechnen könnte. Der vornehmste unter ihnen ist der Tsuri oder Kranich, den ein eigenes deswegen gegebenes Gesetz, zur Belustigung oder zum Gebrauche des Kaisers bestimmet. Dieser Vogel wird nebst der Schildkröte, für einen Glücksbothen gehalten, und gründet sich diese Meynung auf das lange Leben, das man ihnen zuschreibt, und auf allerley Mährchen, damit ihre Geschichte ausgespicket ist. Man zieret deswegen die Zimmer der Kaiser, und die Wände der Tempel, mit ihren Bildnissen, gleichwie man um eben dieser Ursache Willen, auch die Tanne und den Bambus daran malet. Wenn der gemeine Mann einen Kranich nennet, so setzet er allemal das Wort, O-Tsurisama, das ist, Eure Gnaden dazu. Es giebt zweyerley Gattungen; eine ist so weiß als Alabaster, die andere grau, oder aschfarbe.

Reiger oder Saggis.

Reiger oder Saggis giebt es viele, an Farbe und Größe sehr unterschiedene Gattungen.

Wilde Gänse.

Wilde Gänse hat man im Lande zweyerley, die sich niemals mit einander vermischen. Eine Art ist so weiß, als der Schnee, nur die Enden der Flügel ausgenommen, als welche pechschwarz sind. Die andere Art ist aschgrau. Beyde sind so wenig Leutscheu, daß sie vor niemanden zu weichen begehren. Ungeachtet sie viel Schaden im Felde thun, so darf sie doch, bey Verlust des Kopfes, niemand tödten, weil einige dieses Vorrecht mit Gelde erkaufen. Die Bauern müssen folglich, um sie von ihren Feldern abzuhalten, Netze herum spannen.

Enten von wundersamer Schönheit.

Die gemeinste wilde Entengattung Kinmodsui genannt, ist so schön, daß ein Ausländer, der sie bloß im Gemälde sieht, an ihrer Wirklichkeit zweifelt. Ihr Gefieder spielet ganz unvergleichlich mit allerley Farben, doch Hals und Brust vor andern mit rother. Der Kopf ist mit einem prächtigen Federbusche gezieret. Sowohl der Schwanz dieser Ente, den sie schief in die Höhe hält, als ihre nach dem schönsten Ebenmaaße über den Rücken gelegten Flügel, lassen ungemein artig. Der neue Geschichtschreiber hält sie für das japonische Huhn, dessen der Pater le Blanc in seiner Histoire de la Revolution de Siam gedenket; und wofern diese Muthmaßung gegründet ist, so muß man die übrigen Vollkommenheiten dieses schönen Vogels auch mit einem prächtigen Gange, der sie noch mehr erhebt, vermehren *a*).

Fasanen.

Die japonischen Fasanen sind ungemein schön, absonderlich eine gewisse Gattung, die sich durch die Abwechselung ihrer hohen Farben, und durch den schönen Schwanz, der zwey bis drey Schuhe in die Länge hat, hervor thut.

Schnepfen.

Die Schnepfen sind sehr gemein. Einige Secten essen sie, gleichwie auch die Fasanen, Gänse und Enten.

Holztauben.

Holztauben giebt es nur eine einzige Gattung, mit blau und schwarzen Federn, ohne die geringste Schönheit. Man jaget sie fleißig von den Häusern weg, weil man aus der Erfahrung weis, daß ihr Mist gern Feuer fängt.

Störche.

Störche sind in Japon das ganze Jahr über. Die beiden Falken kommen aus den nordlichen Landschaften: allein, man hält sie nicht sowohl der Beize wegen, als zur Lust, und um ihrer Größe willen.

Sperber.

Die Sperber sind hier eben so häufig, als in ganz Ostindien. Es ist ein ungemein kühner und stolzer Vogel. Eben diese Eigenschaften leget Kämpfer auch einer gewissen Rabengattung bey, die aus China gekommen ist, und sich in Japon ungemein stark vermehret hat.

Coreigara.

Er gedenket noch einer andern aus Corea hergekommenen Gattung Coreigara genannt: allein, die in Europa gewöhnlichen Raben und in Japon eben so wenig anzutreffen, als die Papagayen und andere indianische Vögel *b*).

a) Histoire du Japon VIII Theil a. d. 90. 91 S.

b) Kämpfer am angeführten Orte a. d. 1.. S.

Beschreib. von Japon.

Foken. Misago.

Der **Foken**, oder nach der gemeinen Sprache der **Fotetenis**, ist ein Nachtvogel von auserlesenem Geschmacke, der auch sogar auf die Tafel der Großen nur bey außerordentlicher Gelegenheit kömmt. Dem Vorgeben nach soll seine Asche dem **Saki**, wenn es sauer geworden, seinen vorigen guten Geschmack geben. Der **Misago** oder **Bisago** ist ein Seevogel aus dem Sperbergeschlechte. Er fängt Fische. Sein Nest ist ein Loch in einigen Felsen, darein er seinen Raub leget, und man hat bemerket, daß selbiger an diesem Orte sich eben so gut erhalte, als eingesalzener Fisch oder Atsiaari, von welchem Umstande der Vogel auch den Namen **Bisagonosiusi** oder **Atsiaar-Bisago** trägt. Wer einen solchen Vorrath entdecket, hat einen ansehnlichen Gewinn davon, weil die Japoner den Geschmack solcher Fische sehr lieben, und sie theuer bezahlen.

Die Möven, die Seeraben, die Seekrähen, die Sperlinge, Schwalben und andere Vögel sind in Japon nicht anders beschaffen, als in Europa. Die Lerchen singen weit schöner. Man rühmet auch den Gesang der dasigen Nachtigallen. Sie müssen aber sehr selten seyn, weil man zuweilen für eine einzige wohl zwanzig **Cobangs** bezahlet *c*).

Die Japoner haben zwar auch Bienen, welche Wachs und Honig machen, doch in geringer Menge. Wilde Bienen, Wespen, Stubenfliegen, Mücken, Johanniswürmchen, Käfer, Wanzen, Heuschrecken, sind gleich dem meisten europäischen Ungeziefer, in Japon bekannt. Doch giebt es in diesem Lande einige Gattungen, die ihm eigen zu seyn scheinen.

Japonische Ungeziefer Gattungen.

Unter den Schmetterlingen ist vor andern ein sehr großer merkwürdig, der den Namen **Jamma Tsio**, oder Gebirgschmetterling trägt, und entweder völlig schwarz, oder mit allerley schönen Farben gesprenget ist. Die **Komuri** ist eine große, sehr schöne bunte, dabey aber über und über haarige Motte. Käfergattungen giebt es allerley ungemein schöne, doch das meiste Wesen wird von einem sehr großen, und unserm Mistkäfer sehr ähnlichen gemachet. Er ist schwarz, glänzet, hat zwey krumme und breite Hörner, davon ihm das größte gleich dem Nashorne auf der Nase, das kleineste auf der Schulter steht. Er kann sehr schwer fortkommen, und lebet unter der Erde. Noch eine andere braune Käferart, **Sebi** oder **Semi** genannt, giebt den Naturforschern Gelegenheit zu mancherley Betrachtungen. Man theilet sie in dreyerley Gattungen; die größeste heißt **Kuma-Sebi**, und gleicht zwar an Gestalt und Größe den Mottenfliegen, welche in Europa nur des Abends zum Vorscheine kommen, hat aber keine Flügel. Im Frühlinge kriecht dieser Käfer bey der Nacht unter der Erde hervor, da er sich den ganzen Winter über aufgehalten hat. Seine geschlanken Beine dienen ihm dazu, daß er sich an die Baumäste, an die Blätter, oder was er sonst ergreifen kann, fest hänget. Bald darauf berstet er; sein Rücken spaltet sich nach der Länge, und es kömmt ein anderes käferähnliches Thier heraus, das in ihm eingesperret lag, nun aber größer scheint, als sein ehemaliges Gefängniß. Nach einigen Stunden fliegt es mit einem Gesumme davon *d*). Wenn es sein Futteral entzwey sprenget, und seine vier Flügel ausbreitet: so giebt es einen hellen und durchdringenden Laut von sich, den die Japoner, wie sie vorgeben, auf eine englische Meile weit vernehmen können. Doch versichert Kämpfer wenigstens dieses, daß alle Wälder und Berge, von dem Getöse, das diese kleinen Thiere machen, erschallen. In den Hundestagen kommen sie weg. Man giebt vor, sie kröchen unter die Erde, verwandelten sich abermals, und kämen

Käfer.

Kuma-Sebi.

c) Kämpfer a. d. 208 S.

d) Geßner hat es beschrieben und Cicada genannt.

Beschreib. von Japon. men das folgende Jahr von neuem zum Vorscheine. Kämpfer hatte keine Gelegenheit dazu, sich von der Gewißheit dieses Vorgebens durch die Erfahrung zu überzeugen: allein ihr Gesumme hörete er oft genug. Sein Anfang ist langsam, und klingt aus einem tiefen Tone, nachgehends nimmt es sowohl an Geschwindigkeit als an Stärke, stufenweise zu, vermindert sich aber gegen das Ende von neuem. Das Geräusch selbst hatte viel Aehnlichkeit mit einer Knopfmachersspindel. Es beginnet mit Aufgange der Sonne, und endiget sich um den Mittag. Der abgestreifte Balg des Kuma-Sebi, wird in der Arzeney gebrauchet, und in den Specerenkrämen verkauft e).

Ko-Sebi. Um eben die Zeit, wenn sich dieser Käfer verliert, kömmt ein anderer zum Vorscheine, welcher den Namen Ko-Sebi, das ist, der kleine Sebi trägt. Er singt von Mittage bis zum Untergange der Sonne, wiewohl schwächer, als der vorige. Sein Leben währet bis zu Ende des Herbstes. Noch eine andere Art, welche von der nur erwähnten, weder an Größe, noch an Gestalt abgeht, singt von Morgen bis auf den Abend. Die Weibchen von allen dreyen Gattungen sind stumm, und sehen den Männchen sonst vollkommen ähnlich; nur haben sie keine Einschnitte in der Brust.

Spanische Fliegen. Die Fliegen, welche man bey uns spanische nennet, haben eben die Farbe, als die unserigen, nur sind sie runder, auch beynahe eben so groß, als die gemeinen europäischen Käfer. Von ihrem Gebrauche ist den Japonern nicht das geringste bekannt. Noch haben

Fammio. sie andere Gattungen davon, die sie Fammio nennen, und wegen ihrer ätzenden Eigenschaft, für giftig achten. Man findet sie auf den Reißähren. Sie sind lang, dünn, und kleiner als unsere blauen oder goldfarbichten, mit carmesinfarbenen Flecken und Streifen, wel-

Schöne Fliegen. ches ihnen ein sehr schönes Ansehen giebt. Endlich so giebt es unter den Nachtfliegen eine wiewohl sehr seltene Gattung. Sie ist ungefähr eines Fingers lang, dünne, rund, und mit vier Flügeln versehen. Zween davon sind durchsichtig und liegen unter zween andern, die nicht anders glänzen, als ob sie polirt wären, und die schönsten blauen und goldfarbichten Flecken zeigen. Die Schönheit dieses Ungeziefers ist so außerordentlich groß, daß man es,

Fabel davon. um sein Vergnügen daran zu haben, als eine besondere Seltenheit verwahret. Den japonischen Dichtern hat es Anlaß zu einer artigen Fabel von der unvorsichtigen Begierde der Fliegen nach einem brennenden Lichte gegeben. Sie dichten, alle übrige Nachtfliegen hätten sich in diese Zierde ihres Geschlechtes verliebt; um nun ihres ungestümen Anlaufes überhoben zu seyn, habe sie ihnen unter dem Vorwande, ihre Standhaftigkeit auf die Probe zu setzen, auferleget, Feuer zu hohlen. Die Liebhaber gehorchen, weil ihnen die heftige Begierde alle Ueberlegung benimmt, fahren blindlings auf das erste beste Feuer los, und verbrennen sich, das Weibchen ist nicht so schön, als das Männchen.

Nimmt man den Reiß als die allergewöhnlichste Speise der Japoner aus: so liefert ihnen die See eben so viele Nahrungsmittel, als die Erde. Es ist unter allen japonischen Inseln keine einzige, die nicht allerley Gattungen Seegewächse, Fische, Krebse und Muscheln im Ueberflusse an ihrer Küste hätte; unter allen diesen ist beynahe kein einziges, das nicht zum Essen tauglich wäre, ja einige sind von einem dermaßen auserlesenen Geschmacke, daß sie die vornehmsten Tafeln zieren. Sowohl die Fische als die Krebse und Muscheln begreift man unter dem allgemeinen Namen Kiokais oder Wokais.

Der

e) Kämpfer am angeführten Orte a. d. 209 Seite.

Beschreib. von Japon.

Wallfischfang der Japoner.

Der allernützlichste unter allen Seefischen ist der **Kudsiri** oder Wallfisch. Man fängt sie an allen Küsten des Reiches, absonderlich bey der Landschaft **Khumano**, und an dem mittägigen Theile der großen Insel **Nipon**, bey den Inseln **Tsussima** und **Gotho**, imgleichen an der omurschen und nomoschen Küste. Man fängt sie gemeiniglich mit der Harpune wie in Grönland, doch scheinen die japonischen Fahrzeuge zu diesem Fange bequemer zu seyn, als die unserigen. Sie sind klein, schmal, laufen an einem Ende ungemein spitzig zu, und jedwedes trägt zehn Ruderknechte, die es mit unglaublicher Schnelligkeit forttreiben. Um das Jahr 1680 erfand ein reicher Fischer in der Landschaft **Omura** eine neue Weise, Wallfische zu fangen, nämlich mit einem Netze von starken und ungefähr zwo Daumen dicken Seilen. Anfänglich bediente man sich dieser Erfindung mit gutem Erfolge, und man giebt vor, sobald der Wallfisch merke, sein Kopf sey ins Netz verwickelt, so schwimme er weit langsamer, und sey folglich desto leichter zu tödten. Doch, nachgehends befand man diese Anstalten für gemeine Fischer allzukostbar, und suchte die ehemalige Weise wieder hervor. Der Fang beginnet im Christmonate. Man fing in einem einzigen Jahre nur bey den Inseln **Firando** und **Gotho** zwey hundert und vier und siebenzig Wallfische.

Allerley Gattungen Wallfische.

Die Japoner kennen allerley Gattungen derselbigen, welche eben sowohl an der Benennung als an Größe und Gestalt von einander unterschieden sind. Die größte heißt **Sebio**. Sie giebt auch weit mehr Thran, als andere. Nebst dem ist ihr Fleisch sehr gut und gesund, wie es denn die Fischer dem beständigen Genusse desselbigen zuschreiben, daß sie der großen Kälte, und übrigen mit ihrer Lebensart verknüpften Beschwerlichkeit ungeachtet, einer dauerhaften Gesundheit genießen. Der **Awo Sangi**, oder **Kokadsura**, ist ein kleiner aschgrauer Wallfisch, und an Gestalt von dem **Sebio** einigermaßen unterschieden. Der **Nagaß** hat gemeiniglich zwanzig bis dreyßig Klafter in die Länge. Er kann zwo bis drey Stunden unter dem Wasser aushalten; dahingegen andere Wallfische alle Augenblicke über das Wasser kommen, und Othem holen müssen. Der **Sotrokadsura**, das ist, der Blindenfisch, hat diesen Namen deswegen erhalten, weil er auf dem Rücken die Gestalt eines **Bywu**, oder einer Art von Laute zeiget, darauf die Blinden in Japon ihr größtes Vergnügen finden. Seine Länge beträgt selten über zehn Klafter. Man giebt vor; sein Fleisch verursache, wenn es gegessen werde, Husten, Fieber, Geschwüre an der Haut, und zuweilen die Pocken. Der **Mako** ist ein kleiner Wallfisch, und nie über drey bis vier Klafter lang, und daher kömmt es, daß man die Wallfische von allen Gattungen mit eben diesem Namen beleget. Man fängt ihn häufig an der Ostküste von Japon, imgleichen an der Küste von **Kyokuni** und **Satsuma**. In seinem Eingeweide findet man Ambra, aus dem Kopfe hingegen bekömmt man nur eine mäßige Menge Thran.

Die **Iwasikura** oder Sardellenfresser, gleicht den gewöhnlichen Fischen am Schwanze und an den Flossen. Kämpfer berichtet, er habe auf seiner Reise an dem Hofe zu Jedo, zwischen **Camnoseki** und **Simonoseki** einen Wallfisch von dieser Gattung gesehen, und für den Fisch gehalten, welchem die Holländer den Namen Nordcaper beylegen. An allen diesen ungeheuer großen Thieren ist nicht das geringste Stück, das nicht brauchbar wäre, als das einzige Schulterblatt. Sowohl die gemeiniglich schwarze Haut, und das Fleisch, welches roth, und dem Rindfleische ähnlich ist: als die Gedärme, die man ihrer Länge wegen **Fiakfiro**, das ist, hunderklafterig nennet; imgleichen das sämmtliche Eingeweide, wird auf allerley Weise zugerichtet und gegessen. Das Speck wird zu Thrane ausgekocht. Den Bodensatz läßt man noch einmal kochen, und ißt ihn. Was die Knochen betrifft, so

koche

Beschreib. von Japon.

kochet man diejenigen, die von einem knorpelichten Wesen, und noch frisch sind, und ißt sie. Andere reiben sie, reinigen und dörren sie für ihre Küche. Aus den Nerven und Flechsen, sowohl weißen als gelben, machet man Seiten, und gebrauchet sie absonderlich in den Cattunwebereyen, und zu musicalischen Instrumenten. Ja man wirft nicht einmal die Gedärme weg, sondern verwahret sie gleichfalls für die Küche. Zum Beschlusse wird aus dem Kiefer, aus den Flossen, und aus andern Knochen, die aus einer festern Materie bestehen, allerley künstliche Arbeit verfertiget, absonderlich aber schöne Gold- und Silberwagen.

Satsifoko.

Der **Satsifoko** ist ein Fisch von zwey, drey, ja öfters fünf bis sechs Klaftern in die Länge, mit zwey sehr langen Zähnen, die aus dem Rachen bleyrecht in die Höhe stehen, und zuweilen als eine Zierrath, oben auf die Schlösser, Tempel und andere öffentliche Gebäude gesetzet werden. Man versichert, dieser Fisch sey ein Todtfeind der Wallfische, und tödte sie, indem er ihnen in den Rachen springe, und die Zunge abfresse.

Iruku. Furubu.

Der **Iruku** ist in Indien unter dem Namen **Tenje** bekannt. Der **Furubu** ist nicht sehr groß, und wird von den Holländern **Bläser** genennet, weil er sich sehr aufblasen kann, daß er zuletzt die Gestalt einer Kugel bekömmt. Man setzet ihn unter die giftigen Fische, und behauptet, wer einen ganzen esse, der müsse sterben. Japon hat dreyerley Gattungen von ihm, und alle drey in großer Menge. Die Bläser von der ersten Gattung, Suoumebukas, sind klein und sehr gefährlich. Die von der zweyten heißen **Mabaku**, das ist, eigentlicher **Baku**, werden für ungemein wohlgeschmackt gehalten; nur muß man den Kopf, das Eingeweide und die Knochen wegwerfen, und das Fleisch wohl wässern und reinigen, weil man sonst unfehlbar sterben müßte. Ja man behauptet so gar, es behalte dieser Fisch aller daran gewendeten Mühe ungeachtet, doch noch etwas giftiges an sich, und mancher Japoner, der seines Lebens überdrüßig ist, wählet lieber diesen Fisch, als den Dolch oder Strick. Anfänglich verursachet er eine Ohnmacht, nachgehends gewaltsame Zuckungen, und Aberwitz, worauf Blutspeyen, und endlich der Tod folget. Den Kriegesleuten ist es verbothen, den **Mabaku** zu essen, ja nur zu kaufen. Stirbt einer davon, so verliert sein Sohn das Recht zu seines Vaters Bedienung. Zwar wird dieser Fisch nichts destoweniger theuer bezahlet, und ein Leckerbißchen daraus gemachet: er muß aber doch wenigstens ganz frisch seyn. Die dritte Gattung heißt **Kitamakura**, das ist, Nordküssen, vermuthlich weil er den Kopf gemeiniglich gegen Norden wendet; denn man giebt denen, welche in dieser Stellung schlafen, eben diesen Namen. Sein Gift ist ohne alles Gegenmittel. Es verlanget ihn auch deswegen sonst niemand, als wer sich vom Brodte helfen will *f*).

Seepferd oder Seehund.

Das japonische Seepferd, oder Seehund, ist ein sehr besonderer Fisch, ungefähr von der Größe eines zehnjährigen Kindes, ohne Schuppen und Flossen, hat einen großen Kopf, Rachen und Kehle, einen breiten und gleich einem Sacke flachen Bauch, der eine große Menge Wasser in sich fassen kann. Seine Zähne sind dünne und spitzig, wie bey einer Schlange, und seine inwendigen Theile so klein, daß man sie kaum sieht. Unter dem Bauche stehen zween flache und knorpelichte Füße mit Zähnen, die einer Kindeshand sehr ähnlich sind, und damit er sich vermuthlich auf dem Grunde der See forthilft. Man isst

f) Kämpfer a. d. 213 und vorherg. S.

alles was an ihm ist ohne Ausnahme. In dem jedischen Seebusen, zwischen der Stadt dieses Namens und Kamakura, wird er zum öftern gefangen. *Beschreib. von Japon.*

Tai, oder Steinbrassen. Der **Tai**, oder von den Holländern in Indien also genannte **Steenbrassem**, wird von den Japonern für den König der Fische, und für einen Glückspropheten gehalten, darum weil er dem **Jebis** oder Meergotte gewidmet ist. So lange er im Wasser ist, kann mit dem Glanze seiner Farben nichts verglichen werden. Es bestehen selbige in abgewechseltem Weiß und Roth. Das Weibchen hat nur wenige rothe Flecken. Er gleicht an Gestalt einem Karpen, ist aber so selten, daß er wenigstens tausend **Cobangs** gilt. Noch ein anderer Fisch von eben dieser Art, heißt wegen seiner Farbe **Khoro-Tai**, oder schwarzer Steinbrassem. Dieser gilt weit weniger als der vorige.

Susuki. Funa. Der **Susuki** ist eben der Fisch, den die Deutschen Kahlkopf nennen. Der **Funa** gleicht einem Karpen, und wird wegen seiner heilsamen Eigenschaften, absonderlich gegen die Würmer, gesucht. Noch giebt es einen größern von eben dieser Art, welcher den Namen **Nagos** trägt. *Mebaar.* Der **Mebaar** ist roth von Farbe, an Größe und Gestalt dem Steinbrassem nicht unähnlich. Die Augen stehen ihm wie zwo Kugeln vor dem Kopfe. Man fängt ihn überall, und er ist die gewöhnlichste Speise armer Leute. Der **Koi** gehöret zu eben dieser Art, und sieht einem Karpen gleichfalls ähnlich. Man fängt ihn absonderlich bey Wasserfällen, weil er selbige aufwärts zu steigen suchet. Man verführet ihn theils frisch, theils eingesalzen, durch das ganze Reich. Der **Maar** oder **Sake** wird in Flüssen oder süßen Seen gefangen. Der **Jtojori** ist ein kleiner Salm. *Makuts.* Der **Makuts** ist eben der Fisch, den die Holländer **Harder** nennen. *Sawara.* Der **Sawara** heißt bey ihnen Königsfisch. Der **Fuwo** ist ihr **Draetwisch** und der **Ara** ihr **Jacob Everts**. *Kusana.* Der **Kusana** ist der Stumpfnase. Der **Kamas** ist der Hecht. *Susuki.* Der **Susuki** ist der Holländer Schelfisch, nur aber länger und dünner. Der **Adsi** ist ihr **Maasbankes**. *Taka.* Den **Taka** nennen die Holländer **Taie**. *Kame.* Der **Kame** und der **Takokome** sind zwo Rochengattungen, ihre Haut dienet ihrer Härte wegen zu Futteralen und andern Seltenheiten. Man bringt auch welche, und zwar schönere, als die japonischen sind, aus Siam.

Tesje. Der **Tesje** ist ein breiter glatter Fisch mit einem langen Schwanze, woran zuweilen ein Stachel von Horn oder knochenähnlicher Materie sitzt, den die Holländer **Pylstraat** nennen. Wenn dieser Stachel einem noch lebenden Tesje abgenommen wird, so hält man ihn für ein unfehlbares Mittel gegen die Schlangenbisse; daher tragen ihn die Japoner beständig bey sich. *Bora.* Der **Bora** sieht dem Hechte gleich, hat ein weißes und köstliches Fleisch. Man nennet ihn auch **Songats**, weil er in dem Monate dieses Namens, als dem ersten im japonischen Jahre, gefangen wird. Er wird sowohl eingesalzen, als geräuchert. Man begreift sowohl diesen Fisch, als alle andere Fische, die man auf gleiche Weise zurichtet, unter der allgemeinen Benennung **Karasumi**. *Karasumi.* Man verführet sie von **Nangasaki** und **Nomo**, wo sie in Menge gefangen werden, nach Jedo und überall durch das ganze Reich, allemal zehn und zehn an einer Schnur gereihet. Die Holländer und Chinesen führen viele aus dem Lande.

Katsuwo. Der **Katsuwo** ist ein guter Fisch. Die beste Gattung wird bey **Gotto** gefangen, und von den Holländern unter dem Namen **Combloomas** verführet. Die Weise, ihn zu bereiten, ist also beschaffen, daß man ihn in vier Stücke zerschneidet, solche an dem Dampfe kochen-

Beschreib. von Japon. — *Managatsiwo.* — *Saki.* — *Tara.* — *Sajori.* — *Tobiwo.* — *Iwas, Kissugos.* — *Jeso.* — *Kingjo, Goldfisch.* — *Unagi.* — *Doodsio.* — *Fammo.*

kochenden Wassers allmählig trocknen läßt, hernach in Wasser kochet und ißt. Der Managatsinwo ist ein glatter Fisch, dem die Natur in jedwede Seite ein Auge gesetzet hat. Der Saki, eine Cabliaugattung, gleicht dem Stockfische, und wird eingesalzen. Er kömmt aus der Landschaft Jesso, seine Benennung aber, von seinem dem Saki ähnlichen Geruche. Der Tara ist eine Stockfischgattung, kömmt aus den nordlichen Landschaften, und die beste Gattung wird Tsiosijn Tara genannt, weil sie von Tsiosipo gebracht wird. Den Sajori nennet man zu Nangasaki Susomoiwo: die Holländer hingegen haben ihm den Namen Nadelfisch beygelegt. Er ist nicht länger, als eine Spanne, dabey sehr dünne, und hat eine Reihe lange spitzige Stacheln auf dem Rücken. Der Tobiwo, von den Holländern Springer genannt, weil er über das Wasser empor springt, ist nicht über einen Schuh lang. Sein vortrefflicher Geschmack verursachet, daß man seine Seltenheit beklaget. Die Japoner haben Sardellen unter dem Namen der Iwas, und Spierlinge, (Eperlans) unter dem Namen Kissugos. Der Jeso, den die Holländer Sakrniper heißen, hält das Mittel zwischen dem Spierlinge und dem Aale. Die Makrele trägt in Japon den Namen Saba. Der Ai oder Ai-no-iwo, von den Holländern Modevisch genannt, lebet im süßen Wasser, ist eine Spanne lang, und schwimmt erstaunlich schnell. Der Sijrowo oder Weißfisch wird im Frühlinge an der Mündung der Flüsse gefangen. Der Konosiyro, von den Holländern Sassap genannt, ist eine Heringsart, und den schwedischen Ströhmlingen ähnlich. Der Kingyo oder Goldfisch wird nicht viel größer, als ein Finger. Er ist roth, sein Schwanz aber hat eine schöne glänzende Gelbe, oder Goldfarbe: hingegen so lange er noch jung ist, zeiget er eine schwärzliche Farbe. Er wird in Japon sowohl als in China, und beynahe in ganz Indien als eine Zierde der Fischteiche angesehen, und mit Fliegen, welche noch keine Flügel haben, gefüttert. Es giebt in Japon noch eine Gattung von ihm, die einen silberfärbigen Schwanz hat. Der Unagi ist der gemeine Aal: allein, der Oonagi ist eine andere Aalgattung von ungemeiner Größe. Der Garme Unagi, das ist Aal mit neun Augen, ist die in Deutschland also genannte Neunauge, oder eine große Lampretengattung. Der Doodsio ist der Puytaal der Holländer, und nicht länger, als ein Finger, hat aber in Vergleichung mit dem Leibe einen sehr großen Kopf. Man findet ihn in den Reißländern, wenn sie unter Wasser gesetzet werden: imgleichen auch in schlammichten Teichen. Es giebt zweyerley Gattungen, eine mit dem Barte, die andere ohne Bart. Die Japoner geben vor, man könnte Doodsios durch Kunst machen, wenn man klein geschnittenes Stroh mit Kothe vermengte, und des Morgens in die Sonne setzete. Der Fammo, den die Holländer Congeraal nennen, ist größer und dünner, als der gemeine Aal, wiewohl er ihm, wenn er im Wasser schwimmt, ähnlich sieht.

Ika, oder Vielfuß.

Der Ika ist der gemeine Vielfuß, den die Japoner und Chinesen für ein sonderliches Leckerbißchen achten. Er wird mit seinem eigenen Fleische angeködert. Der Jako ist eine andere Vielfußgattung, die viel lange Schwänze oder vielmehr mit kleinen Häckchen bewaffnete Füße hat, und sich damit an die Felsen und den Grund der See anklammert. Man ißt ihn frisch gesotten, oder eingesalzen. Der Kuragga ist gleichfalls ein Vielfuß, und von zweyerley Gattungen. Eine heißt Midsura oder weißer Vielfuß, wird im Meere

g) Weil oben ein ganz anderer Fisch mit eben diesem Namen beleget worden: so muß er in einem von beyden Orten unrichtig seyn.

überall angetroffen, ist aber ein schlechtes Essen: die zweyte ist seltener, aber fleischicht, und wird, wenn sie gut zugerichtet ist, mit Lust gegessen. Einige von diesen Vielfüßen sind so groß, daß zween Menschen kaum einen zu heben vermögen. Ihr Fleisch hat eben die Farbe und eben den Geschmack, als die Vogelnester, die man im ganzen Morgenlande, absonderlich aber in China, speiset. Es scheint auch Kämpfer für wahr zu halten, was ihm einige chinesische Fischer berichteten, als ob nämlich die angeblichen Nester sonst nichts als das Fleisch von dem nurerwähnten Fische, wiewohl unter einer betrieglichen Gestalt, zugerichtet sey b). Der Namako, den die Holländer zu Batavia Kaferkull nennen, wird gleichfalls gegessen. Der Imori ist eine kleine giftige Wasserendechse, mit schwarzem Rücken und rothem Bauche. Der Takanomakura ist das sogenannte Hauptküssen des Vielfußes. Der Tako ist ein Seestern, den die Japoner nicht essen.

Beschreib. von Japon.

Namako.

Imori.

Unter allen vierfüßigen Wasserthieren, achten sie keines höher, als den Ki oder Came, das ist, die Schildkröte. Wir haben bereits erwähnet, daß sie ihr ein ungemein langes Leben zuschreiben, und deswegen ein Sinnbild des langen Lebens daraus machen. Ungeachtet nun diejenige besondere Schildkrötengattung, welcher sie einen schildförmigen breiten Schwanz beylegen, und in der gelehrten Sprache Mooki nennen, nichts als ein Hirngespinst und eine bloße Erdichtung ist: so erscheint sie doch zum öftern mit unter den Sinnbildern, damit sie die Wände der Tempel, der Palläste, und die Gemächer des Kaisers und der Reichsfürsten auszieren. Die gemeinesten unter den wirklichen Schildkröten sind die Isicame oder Sanki, das ist, die Stein- oder Bergschildkröte, weil man sie im Gebirge findet; und die Jo-Game oder Doo-Game, das ist, die Wasser- oder Fischschildkröte, weil sie im Wasser lebet. An der japonischen Nord- und Ostküste, soll es, dem Berichte nach, so große Schildkröten geben, daß sie einen Menschen vom Kopfe bis auf die Füße bedecken können.

Ki oder Came, Schildkrotengattung.

Unter dem allgemeinen Namen Jebis, begreifen die Japoner alle Krebse und Krebschen, ungeachtet sie unterschiedliche Gattungen davon haben. Der Jebisako ist eben der gemeine kleine Krebs, der an den Küsten des baltischen Meeres im Ueberflusse gefunden wird. Der Si-Jebi ist eben so wenig von einem gemeinen Krebse sonderlich unterschieden, als der Dakma Jebi, nur daß der letztere bloß im süßen Wasser lebet, und nach einem jähzigen Alter schwarz wird. Der Kuruma Jebi oder Radkrebs, trägt diesen Namen wegen der Gestalt seines Schwanzes. Der Umi Jebi, oder große Krebs, ist gemeiniglich einen Schuh lang. Sein Schwanz ist schwarz, und verursachet Bauchgrimmen, oder wohl gar die Colick. Der Siakwa hat einen breiten Schwanz, und wird zum öftern mit unter den kleinen Fischen gefangen. Er hat so wenig Fleisch, daß ihm zur Zeit des Vollmondes kaum noch etwas übrig ist. Denn sodann sind alle in diesem Meere befindliche schalichte Thiere, völliger und fleischichter, als zur Zeit des Neumondes, welches folglich der gemeinen Erfahrung in den europäischen Meeren zuwider läuft. Der Gamina oder Kona hat eine unvergleichlich schöne Schaale. Der Koni, dessen Namen soviel bedeuten, als Taschenkrebs, ist unser gewöhnlicher Flußkrebs. Der Kabutogani oder Unkiu, hat eine seltsame Gestalt. An dem Kopfe hat er ein spitziges, langes, zackichtes Schwerdt,

Jebis oder japonische Krebse.

Wenn sie voll sind.

 sein

b) Am angeführten Orte a. d. 220 S. Es ist ein Irrthum. Die Wirklichkeit der Nester ist bekannt.

Beschreib. von Japon.

sein Rücken hat sehr wenig Ründung, und ist sehr glatt. Der Gadsame ist nicht größer, als ein Flußkrebs: allein seine obere Schale läuft an beyden Seiten in eine Spitze zu. Er hat vier Füße, darunter die beyden fördern größer sind, als die hintern. Der Simagani, das ist, der eingekerbte Taschenkrebs, könnte auch der Warzenkrebs heißen, weil er, nur die Hinterfüße ausgenommen, als welche glatt und beynahe walzenförmig sind, ganz voll Warzen sitzt. Einige unter diesen ungestalteten Thieren haben eine unglaubliche Größe. Kämpfer kaufte ein Hinterbein von einem, welches eben so groß und lang war, als ein Menschenbein.

Seemuscheln.

Die japonische See bietet eine erstaunliche Menge von allerley Gattungen Austern, Muscheln und Schnecken dar, die man nach Belieben, roh, eingesalzen, marinirt, gesotten oder gebraten ißt. Die Ebbe läßt alle Tage eine große Anzahl am Strande zurück: über dieses werden sie auch theils durch Untertauchen, theils mit Netzen herausgeholet. Die bekanntesten sind die Awabi, davon bey Gelegenheit der Perlen, Meldung geschehen ist. Es ist diese Muschelart einschalicht, offen, von der Größe einer mittelmäßigen persischen Muschel, aber tiefer. Sie liegt in einer großen Tiefe unter dem Wasser, und hängt gemeiniglich, entweder an einem Felsen, oder an dem Grunde der See fest, wo sie von den Fischerweibern, welche das Tauchen besser, als ihre Männer verstehen, abgeholet wird. Besagte Weiber bewaffnen sich bey dieser Gelegenheit allemal mit einem großen Messer, um sich damit gegen die Rajes oder Meerschweine zu wehren. Sobald sie eine Awabi sehen, müssen sie selbige geschwind losreißen; denn wofern die Muschel ihrer gewahr wird, hängt sie sich dermaßen fest an den Felsen, daß man sie nicht davon wegbringen kann. Die Muschelschale ist mit einem großen gelben oder weißlichten Stücke Fleisch ausgefüllet, das ungemein zähe ist, ungeachtet es keine Fasern hat. Die Japoner erzählen, ihre Vorfahren hätten außerdem sonst wenig zu essen gehabt. Um nun das Angedenken dieses armseligen Zustandes beyzubehalten, setzet man diese Muschel bey allen Gastereyen mit auf die Tafel. Gleichfalls pfleget jedermann, wes Standes er sey, diese Muschel mit beyzulegen, wenn er jemanden beschenket, weil sie eine glückliche Vorbedeutung abgiebt. Man schneidet das Fleisch in kleine Stücke, und läßt sie auf einem Brette trocknen. Zuweilen findet man auch Perlen in einer solchen Muschel: sie sind aber schlecht gestaltet, gelblicht, und mit einem Worte, von geringem Werthe.

Tairagi.

Die Tairagi, ist eine flache, lange, dünne und sehr große, zweyschalichte Muschel. Sie ist beynahe ganz durchsichtig, und von meist dreyeckigter Gestalt, indem sie vorne breit ist, und in eine Spitze zuläuft. Der Fisch hängt auf jeder Seite, vermittelst einer ungemein festen Flechse an der Schale. Die besten Tairagis kommen aus dem Seebusen bey Orima, und haben zuweilen Perlen bey sich.

Akoja.

Die Akoja ist gleichfalls eine flache zweyschalichte Muschel, und so groß als eine Hand. Ihr Aeußerliches ist über und über mit Schuppen überzogen, und hat ein widerwärtiges Ansehen: allein inwendig findet man eine unvergleichlich schön spielende Perlmutter. Die beste Gattung, und welche die schönsten Perlen liefert, wird in dem Seebusen Omura gefunden. Die Mirakai ist die gemeine schwarze Muschelgattung, die im süßen Wasser lebet, und in den deutschen Flüssen und Teichen nicht seltsam ist.

Famaguri.

Die Famaguris sind zweyschalicht, auch an Größe und Gestalt zwar den vorigen gleich, aber dicker, inwendig glatt und weiß, äußerlich braun. Man malet allerley artige

Bilder

Beschreib. von Japon. Bilder auf ihre inwendige Seite, und ist dieses eine gewöhnliche Zeitkürzung an dem Hofe des Dairi. Man spielet nämlich auf folgende Weise damit: man schüttet einige Hausen Famaguris auf die Erde: jedweder Spieler nimmt seinen Theil davon; wer nun die meisten Paare aufzeigen kann, der hat gewonnen. Jedwedes Paar hat seine eigenen Häckchen, dabey man es leicht kennen, und zusammenhängen kann, es mag unter die andern vermischet seyn, wie es will. Die besten Muscheln von dieser Gattung findet man auf der Quantoschen Küste, da sie überflüßig vorhanden sind.

Sidsimi. Kaisi. Die Sidsimi ist zweyschalicht und klein, gleicht zwar dem Famaguri, ist aber dünner. Sie stecket im Schlamme. Die Kaisis oder Utsinakis, sind die Austern. Die japonischen sind ungestalt, rauh, und steinigt. Sie hängen an einander, und kleben an den Felsen. Es giebt hauptsächlich zweyerley Gattungen, eine sehr große, davon man die besten in dem Seebusen von Kamakura findet, und eine weit kleinere. **Kisa.** Die Kisa oder Akagui, ist gleichfalls zweyschalicht, äußerlich weiß, mit tiefen und einander beynahe gleichlaufenden Einschnitten; inwendig hat sie eine röthliche Farbe. Man machet einen Stiel an diese Muschel, und gebrauchet sie statt eines Löffels. **Nagatakai.** Die Nagatakai ist eine große, schwarze, ungestalte, etwas runde und hohlgestreifte Muschel. Die Asari ist klein, dünne, grau oder aschfärbig. **Te.** Die Te oder Mate, ist zweyschalich, länglicht, dünne, steht an jedem Ende etwas offen, und ihr Fisch wird für ein köstliches Leckerbißchen gehalten. **Umi-Fake.** Die Umi-Fake ist eine andere zweyschalichte, doch jener meistens ähnliche Gattung, eine Spanne lang, und so dick, daß man sie kaum zwischen den Daumen und Zeigefinger fassen kann. Das Fleisch wird marinirt. Man findet diese Muschel sonst nirgend als an der Küste Tsikungo, und es darf sie niemand fischen, bis man vorher den nöthigen Vorrath für die kaiserliche Tafel gesammelt hat.

Tarakargai. Von den Tarankagais, die man in Indien Korvero benennet, findet man in Japon unterschiedliche Gattungen. Die besten kommen aus den Liquejosinseln, und sind sie das Hauptstück von der Schminke des japonischen Frauenzimmers. **Sasai.** Die Sasai ist eine einschalichte, gewundene, dicke, wohlriechende, weiße, und mit Stacheln besetzte Muschel. Die Mündung ist verschlossen, und hat einen flachen, dicken, höckerichten Deckel, von einem steinichten Wesen, der äußerlich dem Judensteine gleicht, doch aber spitziger und glatter ist. **Nisi.** Die Nisi ist beynahe eben also gestaltet, nur aber größer, es schmecket auch ihr Fleisch nicht so gut, als der vorigen ihres. Doch hängen sie alle beyde gleich der Awabi fest an den Felsen, und am Grunde des Meeres.

Fananisis oder Schneckengattungen. Die Fananisis sind die gemeinen Erdschnecken. In Japon sind sie schwarz, und die Natur lehret sie, ihre Nahrung in dem Schlamme der Reißfelder zu suchen. Ihre Mündung ist verschlossen, ihr Häuschen länglicht und beynahe steinicht. Der Bai ist eine Schnecke, in einem weißen und gewundenen Häuschen. Die Ras oder Nilva, ist von eben der Gattung, nur kleiner und schwarz. Man findet sie beyderseits zur Ebbezeit auf dem Strande liegen. Die Kovuto ist einschalicht, klein, eyrund und gewunden. Die Sugai ist noch kleiner, sonst aber von gleicher Gestalt *i*).

Großer Fleiß der Japoner. Doch, wofern gleich Japon von der Natur nicht so reichlich begabet wäre, als es wirklich ist: so würde es dennoch unter die allerreichesten Länder in der ganzen Welt gehören, wenn

i) Kämpfer am angeführten Orte a. d. 291 und vorherg. S.

Beschreib. von Japon.

wenn anders die gute Beschaffenheit der Luft und Witterung und die Emsigkeit der Einwohner wirkliche Reichthümer sind. Die Japoner haben sich durch viele Arbeit Schätze erworben, ohne sodann dem Arbeiten gute Nacht zu geben. Es ist bereits bemerket worden, daß sie diese seltenen Vortheile dem Verbothe der ausländischen Handlung zu danken haben, indem sie dadurch gezwungen werden, sich alles, was sie bedürfen, selbst zu verschaffen, und sich sonsten auf nichts als auf ihren eigenen Fleiß, und auf ihre eigenen Kräfte zu verlassen. Daher haben sie auch den Ackerbau als ihre hauptsächlichste Hülfe so weit getrieben, als kein anderes Volk. Sie haben den Ueberfluß aus dem Schooße der Unfruchtbarkeit hervor gebracht, und ihr Beyspiel beweist nach dem Urtheile ihres neuen Geschichtschreibers, die wahre Fruchtbarkeit der Felder rühre nicht, wie man zwar insgemein glaubet, von dem Thau des Himmels her, sondern von dem Schweiße des Angesichtes.

Sie gewinnen nicht nur dem Erdboden seine besten Schätze ab, das ist, allerley Gattungen von Getreide und Hülsenfrüchten, sondern sie wissen sich die Bedürfnisse des menschlichen Lebens, auch so gar aus der Baumrinde zu verschaffen. Die Rinde eines gewissen Maulbeerbaumes, Kadsi genannt, liefert ihnen bereits erwähnter maßen nicht nur Papier, Seide und allerley Luntengattungen, sondern auch Zeuge, Tuch und mancherley andere Bequemlichkeiten. Wir wollen die Weise, wie sie das Papier verfertigen, als ein Beyspiel ihres Verfahrens beybringen.

Wie sie aus Baumrinde Papier machen.

Wenn die Blätter abgefallen sind, das ist im Christmonate: so schneidet man die Schößlinge des Kadsi, welche sehr dick sind, in der Länge von etwa drey Schuhen ab. Hierauf werden sie in Büschel zusammen gebunden, und mit Asche in Wasser abgekochet. Wären sie vor allzulanger Zeit schon abgeschnitten, folglich seit dem dürr geworden, so läßt man sie in vorbesagter Lauge, vier und zwanzig Stunden lang weichen. Die Büschel müssen recht fest gebunden seyn, und wenn sie in den Kessel kommen, wohl zugedecket werden. Hier kochen sie so lange, bis die Stecken einen halben Zoll breit Holz von ihrer Rinde entblößt zeigen. Sodann nimmt man sie aus dem Wasser, läßt sie an der Luft trocknen, spaltet sie nach der Länge, und schälet die Rinde völlig ab. Das Unnütze wirft man weg. Hernach wird die Rinde getrocknet, gereiniget, und drey bis vier Stunden lang in Wasser geweichet. Sobald sie weich genug ist, schabet man sie mit einem Messer, und sondert zugleich die alte jährige Rinde von der jüngern und dünnern ab. Die erste giebt das beste Papier, die zweyte giebt eines, das zwar schwärzer, sonst aber eben so gut ist. Wäre vielleicht eine noch ältere als jährige Rinde vorhanden: so leget man sie besonders, und machet ein gröberes Papier daraus, als aus den übrigen beyden Gattungen.

Sind alle diese Rinden völlig gereiniget: so werden sie noch einmal in dem Kessel gekochet, doch nimmt man diesesmal weniger Asche dazu, als das vorigemal, und rühret sie währenden Kochens mit einem Rohre beständig herum, gießt auch zuweilen frische Lauge zu, doch nicht mehr, als soviel nöthig ist, damit nicht allzuviel wegdampfe, sondern der Abgang ersetzet werde. Das Kochen währet so lange, bis die Materie dünne genug ist, und sich bey dem Berühren mit einem Finger von einander giebt, wie etwa Werk oder ein anderes faserichtes Wesen. Zu bemerken ist hierbey, die Lauge die man dazu gebrauchet, werde auf folgende Weise gemachet. Man leget zwey Hölzer kreuzweise über einen Kessel, leget Stroh darüber, und schüttet angefeuchtete Asche darauf. Hernach gießt man heißes Wasser darüber, wel-

ches die salzigten Theilchen aus der Asche auflöset, und durch das Stroh mit sich in den Kessel führet, folglich die verlangte Lauge abgiebt.

Ist die Rinde zum zweytenmale gekochet, so wird sie geschwemmet. Hierzu nun ist große Aufmerksamkeit nöthig. Wäre sie nicht sattsam geschwemmet, so würde das Papier zu grob; schwemmet man sie zu viel, so wird das Papier zwar zart und weiß, allein es schlägt durch. Gemeiniglich geschieht das Abschwemmen in einem Flusse. Man tauchet die Rinde in einer Wanne oder Siebe ins Wasser, und rühret sie mit der Hand so lange in einem herum, bis sie das Ansehen eines wolligten Wesens, oder sanfter Flocken gewinnet. Soll das Papier höchst fein werden: so wäscht man sie zum drittenmale, oder wickelt sie vielmehr in ein Tuch, und läßt sie im Wasser weichen. Gleichfalls sondert man alle Knoten, grobes Wesen, und was etwa sonst darunter gekommen seyn möchte, sorgfältig davon ab. Dieser Abgang wird nebst der gröbsten Rinde zu schlechtem Papiere bey Seite geleget. Man läßt folglich in dieser Werkstätte nicht das geringste umkommen.

Wie das Papier seine Gestalt bekömmt

Ist der Zeug so oft als es nöthig geschwemmet: so wird er auf eine hölzerne, glatte und dicke Tafel geleget, und von zween Menschen mit Stecken so lange geschlagen, bis er die verlangte Feinigkeit bekömmt. In diesem Zustande gleicht er dem Papiere, das man so lange ins Wasser geleget hätte, bis es zu einem flüßigen Brey geworden wäre. Hernach wird der Zeug in eine Kufe geschüttet, und ein kleberichtes Leimwasser von Reiß und der Oveniwurzel darüber gegossen. Der Oveni ist ein Ständchen, das die besagte Eigenschaft hat. Alles dieses wird mit einem glatten und dünnen Rohre wohl durch einander gerühret, damit der Zeug das Leimwasser desto besser in sich ziehe, welches am besten in einer schmahlen Kufe geschieht, aus welcher man hernach den Zeug in eine grössere, und denen in unsern Papiermühlen ähnliche schüttet. Aus dieser zweyten Kufe wird hernach ein Bogen nach dem andern in einer Forme von Binsen geschöpfet. Damit nun die Bogen trocknen: so leget man sie auf einem Tische, darüber eine doppelte Matte gebreitet ist, in Stöße über einander, und allemal zwischen zween Bögen ein Rohr, das an beyden Enden hervor raget, und dazu dienet, daß man beliebigen Falles, einen nach den andern aufheben kann. Ueber jedweden Stoß decket man ein sehr dünnes Brett von eben der Größe und Gestalt, als die Bogen sind, und leget anfänglich nur ein ganz leichtes Gewicht darauf, damit die noch feuchten Bogen nicht zu feste auf einander gedrucket werden. Hernach vermehret man das Gewicht, um das überflüßige Wasser aus ihnen zu pressen. Den folgenden Tag nimmt man durch Hülfe des untergelegten Rohres einen Bogen nach dem andern weg, und breitet sie mit der flachen Hand auf lange und rauhe Bretter, woran sie wegen der noch in ihnen befindlichen Feuchtigkeit leicht kleben bleiben. Hernach stellet man sie an die Sonne, sind die Bogen völlig trocken: so leget man sie aufeinander, und beschneidet sie rings herum, worauf sie völlig fertig sind.

Wie es weiß und fest wird.

Dieses Papier bekömmt seine Weiße von dem Reißwasser, seine Festigkeit aber von dem leimähnlichen Wesen, das in besagtem Reiße und Oveniwasser sich befindet. Das Reißwasser wird in einem irrdenen Topfe gemacht, der aber nicht glasurt seyn darf. In diesem läßt man die Reißkörner im Wasser weichen, schüttelt hernach den Topf, anfänglich ganz gelinde, nachgehends immer stärker, und gießt endlich frisches Wasser hinein. Hierauf wird alles durch ein leinen Tuch geschlagen. Was nach dem Abtropfen in dem Tuche bleibt, das kömmt von neuem in den Topf, und wird auf die vorige Weise behandelt, welches so

Beschreib. von Japon.

so oft geschieht, bis nichts klebrichtes mehr im Reiße zurück ist. Der japonische schicket sich zu diesem Gebrauche deswegen am besten, weil er der weißeste und größte in ganz Asien ist. Das Wasser von der Oveniwurzel, das man zu jenem gießt, wird gleichfalls mit vieler Sorgfalt bereitet. Man schneidet die Wurzel in kleine Stücke, stößt sie und wirft sie in frisches Wasser, darinnen sie nur über Nacht liegen dürfen, so ist es zu einem so starken Leimwasser geworden, als es seyn sollte, nur muß man es vorher durch ein leinen Tuch seyhen. Unterdessen erfordert eine Jahreszeit immer eine größere Menge Leimwasser, als die andere. Also muß man zum Beyspiele im Sommer mehr als sonst nehmen, weil die Wärme dieses leimähnliche Wesen auflößt, und allzu flüßig machet: nebst dem würde auch allzuviel Leimwasser das Papier allzudünne machen, gleichwie hingegen allzuwenig Wasser es zu dichte, ungleich und spröde machen würde. Ist ein Fehler vorgegangen, so merket man ihn gleich bey dem Aufheben der ersten Bogen, es ist ihm aber nicht mehr zu helfen. Weil die Oveniwurzel zu mancher Zeit, absonderlich aber zu Anfange des Sommers nicht wohl zu bekommen ist: so nimmt man ein gewisses kriechendes Stäudchen, Sane Kadsura genannt, zu Hülfe, indem seine Blätter ebenfalls einen Leim von sich geben, welcher dem von der Ovenistaude ziemlich ähnlich, wiewohl dennoch schlechter ist.

Kämpfer bemerket noch, daß beyde Matten, darauf man die frischgeschöpften Bogen in Stöße setzet, von zweyerley Gattung seyn müssen. Die unterste muß dicht und grob, die andere weitläuftiger und von zärtern Binsen geflochten seyn. Denn wofern die Binsen der letztern dicht an einander lägen, so versperreten sie dem Wasser den freyen Durchgang, wären sie nicht zart, so würden sie in dem Papiere einen Abdruck hinterlassen.

Papier zu Kleidern und Stricken.

Noch machen die Japoner ein grobes Packpapier, von der Rinde einer gewissen Staude, Kadse Kadsura genannt, und geht es damit ungefähr eben also zu, wie mit dem vorigen Papiere. Zu Syriga, einer Stadt in der Landschaft Surunga, verkaufet man ein gewisses starkes, sehr schön gemaltes, und in sehr große Bogen geleates Papier, indem ein einziger zu einem ganzen Kleide groß genug ist. Nebst dem sieht das Papier einem wollenen Zeuge dermaßen ähnlich, daß man es bloß durch Ansehen, nicht davon unterscheiden kann. Alles japonische Papier ist überhaupt so stark, daß man aus jedweder Gattung gute Seile machen kann k).

Anmerkung von dem japonischen Theebaume.

Unter den Anmerkungen, daraus der Anhang zu Kämpfers Werke besteht, ist insonderheit eine sehr merkwürdige, den japonischen Thee betreffend, davon wir an diesem Orte wenigstens einen Auszug beybringen müssen. Das Laub des japonischen Theestäudchens gleicht dem Laube des Kirschbaumes, und seine Blüthe den Feldrosen. Die Frucht hat nur eine bis zwey, oder auf das höchste drey Hülsen. In China hat es den Namen Theh, in Japon heißt es Tsjaa oder Tsjanoki. Doch ist dabey zu bemerken, daß es in der gelehrten Sprache kein eigenes Benennungszeichen hat, das ist kein solches, welches seinen wahren Begriff vorstellig machte. Diesem Mangel hat man durch andere Schriftzeichen abgeholfen, darunter einige bloß den Klang des Wortes ausdrücken, andere aber sich auf die Tugenden und die Beschreibung dieser Pflanze beziehen. Kämpfer gedenket absonderlich eines solchen Zeichens, das die Augenlieder des Darma, des 28sten Nachfolgers des Siaka

k) Amœnitates exoticæ. Japonische Jahrbücher und Geschichte a. d. 132 und vorherg. S.

l) Kämpfer beschreibt es Thea Frutex, Folio Cerasi, Flore rosæ sylvestris fructu unicocco, bicocco,

Siaca oder Xaca vorstellet, welcher im zehnten Jahrhunderte nach Christi Geburt in China lebte. Das Mährchen von seinem Ursprunge giebt vor, man habe vor des Darma Zeiten den Thee nicht gekannt, und die Augenwimpern dieses Apostels der Fotoques waren in eben so viele Theestämmchen verwandelt worden, deren herrliche Tugenden er durch das Kosten ihrer Blätter erkannt habe. Beschreib. von Japon.

Seine Beschreibung.

Wir haben schon angeführet, das Theestäudchen *l*) werde nur an den Rand der Felder gepflanzet, und es wachse an unfruchtbaren Orten am allerliebsten. Es wächst langsam, und nicht viel über eine Klafter hoch. Die Wurzel ist schwarz und holzicht, und treibt ihre Aeste sehr unordentlich; die Aeste des Stammes und ihre Schößlinge stehen eben so wenig ordentlich. Es wachsen zuweilen aus einem einzigen Stocke verschiedene Stämme zugleich heraus, stehen aber so dicht beysammen, und machen ein so dichtes Gebüsche, daß man sie für einen einzigen Stamm ansehen sollte. Diese Verwirrung kömmt daher, weil man in eben dasselbige Loch mehr als ein Saamkorn wirft. Die Erfahrung lehret, wenn man alle Stauden am Stamme abwerfe, so wachsen nicht nur neue Aeste und Schößlinge daraus hervor; sondern sie wären auch stärker belaubt, und zahlreicher, als die vorigen. Doch geschieht dieses nicht im ersten Jahre; denn die ersten Schößlinge sind seltener, als die von den folgenden Jahren. Dagegen sind sie größer, und kräftiger. Doch sind sie allemal kurz und von unterschiedlicher Länge. Sie haben keine Ringe oder Jahrwuchs, woran man sehen kann, wie viel der Baum in einem Jahre zugenommen hat. Sowohl die Schößlinge vom ersten Jahre, als die folgenden, treiben zwar eine große Menge Blätter, aber ohne alle Ordnung. Die Rinde ist mit einem sehr dünnen Baste umhüllet, welcher sich losgiebt, wenn sie dürre wird. Ihre Farbe ist ein gemeines Castanienbraun, wird aber am Stamme graulichter, und fällt sogar ins Grüne. Ihr Geruch gleicht dem Geruche des Wallnußlaubes ziemlich viel, ist aber unangenehmer. Ihr Geschmack ist bitter und anziehend. Das Holz ist hart; es besteht aus starken dicken Fasern von grünlicher Farbe, die ins Weiße fällt, und hat, so lange es grün ist, einen höchst widerwärtigen Geruch. Mark hat es wenig, und hängt solches stark am Holze. Die Blätter haben kurze, dicke, grüne, ziemlich runde, und unten glatte, auf der andern Seite aber hohle Stiele. Sie fallen niemals von freyen Stücken ab, weil das Bäumchen beständig grünet, sondern man reißt sie mit Gewalt ab. Ihr Wesen hält das Mittel zwischen einem häutigen und fleischigen, doch ist ihre Größe verschieden. Die größesten sind zween Zolle lang, und ihre größte Breite beträgt etwas weniger. Mit einem Worte, wenn sie ihre völlige Gestalt haben, so kommen sie dem Laube des Amarillenbaumes an Wesen, Gestalt und Größe vollkommen ähnlich *m*). Sie sind ausgezackt. Mitten durch geht eine starke Rippe, und breitet sich an beyden Seiten in sechs bis sieben rückwärts gebogene Aeste, von unterschiedlicher Länge aus. Am Rande der Blätter, und zwischen den Rippenästchen, breiten sich kleine Aederchen aus. Solange die Blätter frisch sind, haben sie gar keinen Geruch, schmecken auch nicht so widerwärtig, als die Rinde, ungeachtet sie etwas anziehendes und bitterliches an sich haben. Sie sind sowohl an Größe als an Gestalt sehr von einander unterschieden, welches man theils ihrem Alter, theils ihrer Stellung, und der Beschaffenheit des Bodens zuschreiben muß. Daher kömmt es, daß man weder ihre Gestalt noch ihre Größe beurtheilen kann,

bicocco, ut et plurimum tricocco.

m) Wenn sie noch zart sind, gleichen sie mehr dem Laube des Evonymus vulgaris, fructu acido, nur die Farbe ausgenommen.

Beschreib. von Japon.

kann, wenn sie gedörret und nach Europa gebracht worden sind. Wollte man sie frisch gebrauchen, so würden sie dem Kopfe nicht wohl bekommen, indem sie etwas Narcotisches oder Betäubendes an sich haben, das die Lebensgeister einschläfert, und ein zückendes Zittern in den Nerven erreget. Allein diese schlimme Eigenschaft verlieren sie durch das Dörren.

Theeblüthe.

Im Herbste hängen alle Zweige voll Blüthe, welche den Winter über fortwächst. Es treibt entweder nur eine einzige, oder zwo zugleich, aus der Knospe heraus, und sehen den wilden Rosen nicht ungleich. Sie sind im Durchschnitte etwa einen Zoll groß, oder etwas darüber. Sie bestehen aus sechs Blättchen, darunter jedoch zwey mehr einwärts stehen, und den übrigen weder an Größe noch an Schönheit beykommen. Sie sind rund, hohl, stehen an Stielen eines halben Zolles lang, die sich unvermerkt vergrößern, und an fünf bis sechs kleinen runden Häubchen endigen, welche der Bluhme zum Kelche dienen. Der Geschmack der Blüthe ist sehr unangenehm, und etwas bitter. Am schärfsten fällt er auf die Wurzel der Zunge. An dem Boden der Blüthe sieht man eine große Menge ungemein kleine weiße Staubstengelchen, wie in den Rosen. Ihr Häuptchen ist gelb und herzförmig. Kämpfer versichert, er habe in einer einzigen Blüthe zweyhundert und dreyßig gezählet.

Ihre Frucht.

Auf die Blüthe folgen die Früchte in großer Menge. Sie haben eine auch zwo, wiewohl meistens drey Hülsen, welche den Hülsen, darinnen der Samen des Ricinus oder Wunderbaumes liegt, ähnlich sind, und aus drey andern runden Hülsen, in der Größe wilder Pflaumen bestehen, welche an einem gemeinschaftlichen Stiele, als an ihrem Mittelpuncte hängen, und zugleich heraus wachsen, dennoch aber durch drey ziemlich tiefe Abtheilungen von einander unterschieden sind. Jedwede Hülse hat eine Schote, eine Nuß, und den Kern derselbigen in sich. Die Schote ist grün, fällt aber, wenn sie reif wird, ins Schwarze; sie besteht aus einem fetten, häutigen, und etwas holzigen Wesen, springt, wenn sie ein Jahr am Baume gehangen hat, von selbsten auf, und läßt die inwendige verschlossene Nuß sehen. Diese Nuß ist beynahe ganz rund, und nur an dem Orte, wo die drey Hülsen an einander stoßen, etwas eingedrücket. Ihre Schale ist dünne, etwas hart, glatt, und castanienbraun. Zerbricht man sie, so findet man einen röthlichen derben Kern, wie in einer Haselnuß von einem süßlichen Geschmacke, der sogleich ziemlich widerwärtig, nachgehends aber noch härter und bitterer fällt. Er machet den Speichel sehr stark fließen. Er ist sehr ekelhaftig, wenn er in die Kehle kömmt: es geht aber dieser Geschmack bald vorbey. Es haben diese Kerne oder Nüsse viel Oel in sich, und werden bald schmierig wie altes Schmeer. Daher treiben auch unter zehen kaum zwey, wenn sie gestecket werden. Die Japoner gebrauchen weder die Blüthe noch die Kerne zu etwas.

Erste Einsammlung des Laubes.

Mit sieben Jahren erreicht das Theestäudchen Mannshöhe. Der eingeführten Gewohnheit zu Folge wirft man es an dem Stamme ab, wornach selbiger das folgende Jahr frische und starkbelaubte Aeste treibt. Das Ablesen dieser Blätter hat seine Schwierigkeit. Man bestellet eigene Leute dazu, die sich bloß davon nähren, und eine außerordentliche Geschicklichkeit zu dieser Arbeit besitzen. Man darf die Blätter keinesweges Handvollweise abreißen,

n) Nach dem Urtheile des neuen Geschichtschreibers irret er sich in diesem Stücke, wenn er meynet, in China werde unter dem Namen Theeboy kein anderer verstanden, als welcher eben so wie der Kaiserthee in Japon eingesammelt werde; denn der Theeboy ist eine besondere Theegattung. Es giebt

Beschreib. von Japon.

abreißen, sondern man muß eins nach dem andern mit großer Vorsichtigkeit abnehmen. Man pflücket sie auch nicht alle auf einmal ab, sondern auf zwey, ja bisweilen gar auf dreymal. In dem letztern Falle schreitet man zu Ende des ersten japonischen Monates, das ist in den ersten Tagen des Märzens, zu der ersten Lese. Zu solcher Zeit ist das Laub kaum erst einige Tage alt. Es giebt folglich noch wenige Blätter, und diese sind sehr zart, und gleichsam zusammen gerollt, daher werden sie auch theuer bezahlt, und sind nicht leicht zu haben. Es kann sie niemand kaufen, als Fürsten und sehr reiche Personen, um welcher Ursache willen sie den Namen Kaiserthee tragen. Man nennet sie auch Theeblüthe, woraus man aber nicht schließen darf, als ob der Thee aus den Blüthen der Staude bestünde. Kämpfer meldet zugleich, der chinesische Theeboy gehöre unter eben diese Classe n).

Zweyte und dritte Lese.

Die zweyte Lese, oder bey denen, welche nur zweymal lesen, die erste, geschieht im zweyten Monate, das ist, mit Ausgange des Märzens, oder zu Anfange des Aprilles. Zu solcher Zeit sind zwar nur einige Blätter zu ihrer Vollkommenheit gelanget. Obgleich aber die übrigen noch zurück sind, so liest man sie doch alle mit einander ohne Unterschied ab. Hingegen werden sie vor dem gewöhnlichen Zubereiten ausgesuchet, und nach Beschaffenheit ihrer Größe und Güte in unterschiedliche Gattungen vertheilet. Die ihre natürliche Größe noch nicht völlig haben, kommen den Blättern von der ersten Lese gleich, werden auch dafür verkauft. Die dritte, und zugleich auch allemal reichlichste Lese geschieht im dritten Monate des japonischen Jahres, wenn sämmtliche Blätter ihre Vollkommenheit erreichet haben. Manche lassen es bey dieser einzigen Lese bewenden. Doch suchet man nichts destoweniger die Blätter nach Beschaffenheit ihres Alters, und ihrer Größe aus, und vertheilet sie in dreyerley Gattungen, denen man die Namen Itsiban, Niban und Sanban, das ist die erste, andere und dritte beyleget. Unter die letzte gehören die gröbsten Blätter, die schon über zween Monate alt sind, und zum gewöhnlichen Getränke für gemeine Leute dienen.

In Japon giebt es nur dreyerley Thee.

Nach Kämpfers Berichte, giebt es in Japon keine andere Theegattungen, als die nur besagten drey, von dem Laube einer einzigen, und eben derselbigen Staude o). Der Kaiserthee wird nach seiner völligen Zubereitung Ficki=Tsjaa, das ist, gemahlener Thee genennet, weil er als ein Pulver im heißen Wasser getrunken wird. Man giebt ihm auch die Namen Udsi=Tsjaa, und Take=Sacki=Tsjaa, sie rühren aber nur von gewissen Gegenden her, welche eine sehr gute Art zielen. Für den allerbesten Thee hält man den, der bey Udsi einer kleinen Stadt, nicht weit von Meaco wächst. Es wird kein anderer an des Kaisers Hofe, oder von dem kaiserlichen Hause getrunken, als der auf einem ohnweit besagter Stadt liegenden Berge gesammelt wird. Man wendet unbeschreibliche Sorgfalt auf seine Pflege. Der Baumgarten ist mit einem breiten und tiefen Graben eingefaßt. Die Bäumchen selbst sind nach Art der Spaziergänge Reihenweise gepflanzet, und die Gänge werden alle Tage gekehrt. Man leidet nirgends die allergeringste Unreinigkeit, auch nicht einmal auf einem Blatte. Kömmt die Lesezeit herbey, so darf kein Leser weder Fische noch sonst einige Speise, die nicht reinlich wäre, genießen; weil er sonst mit seinem Athem den Blättern etwas an ihrer Güte benehmen möchte. So lange die Lese währet, müssen sie

Udsierthee, der kostbarste und schönste, wird nur für den kaiserlichen Hof gesammlet.

giebt in China mehr als funfzig Theegattungen, welche auf eben so vielerley besondern Stauden wachsen. Wie es scheint, so war Kämpfern dieses unbekannt.

o) Dieses scheint schwer zu glauben, indem allererst bemerket worden, daß es in China Theestauden von allerley Gattungen giebt.

sie sich alle Tage zwey- bis dreymal, entweder in einer Badstube, oder im Flusse waschen: doch, sie mögen sich so reinlich halten, als sie immer wollen, so dürfen sie die Blätter doch nicht mit bloßer Hand berühren, sondern es muß jedweder Handschuhe tragen. Der ganze Berg steht unter der Aufsicht des kaiserlichen Oberhofthee-Inspectors, oder geheimen Theerathes. Dieser hält seine Unterbeamten, welche auf die Pflege der Bäumchen, auf das Lesen und Zubereiten der Blätter, und auf die fleißige Bewachung des Grabens, um den man zum Ueberflusse noch einen starken Zaun gesetzet hat, ein wachsames Auge haben. Ist dieser Thee abgelesen und gehörig zubereitet worden: so wird er in papierne Säcke gefüllt, die Säcke in irdene oder porcellanene Gefäße gestoßen, und der leere Raum mit gemeinem Thee ausgefüllet, damit er sich desto besser halten soll. In diesem Zustande wird er unter einer starken Wache nach Hofe geliefert. Daher kömmt es, daß er um einen ganz übermäßigen Preis verkauft wird. Rechnet man alle Unkosten zusammen, die auf den Anbau, auf die Lese, Zubereitung und auf das Liefern gehen, so kostet ein **Kin** oder **Catti** Kaiserthee, gemeiniglich dreyßig bis vierzig **Siumomes** oder **Taels**, das ist zwey und vierzig bis sechs und vierzig Unzen Silber: ja der Hoflieferante setzet in seinen Rechnungen, die er dem Finanzenrathe überreicht, zuweilen ein **Obani** dafür an, das ist eine Goldmünze von hundert Unzen Silber am Werthe. Doch, die Verwunderung über diesen hohen Preis wird größtentheils wegfallen, wenn man erwäget, daß zuweilen ein einziger Topf, darinnen etwan zwey bis drey **Catti** Thee sind, unter einer Wache von zweyhundert Personen nach Hofe geschicket wird. Es erzählet Kämpfer, als er den Abgesandten der holländischen Handelsgesellschaft zum kaiserlichen Gehöre begleitete, so habe ein Edelmann, der die Aufwartung hatte, bey Ueberreichung einer Schaale Thee zu ihm gesprochen: „Lasset sie euch wohl „schmecken, sie kostet einen **Itsebo**.„ Ein **Itsebo** ist ein viereckichtes Goldstück, und gilt zwölf bis dreyzehn englische Schillinge.

Dessen Theure.

Der Thee von der zweyten Blättergattung wird wiederum in vier andere, sowohl an Güte als an Preise unterschiedene, abgetheilet. Man nennet ihn **Tootsjaa**, das ist, chinesischen Thee, weil er auf die chinesische Weise zubereitet wird. Der von der dritten Blättergattung heißt **Bantsjea**. Weil er aus großen starken Blätter besteht, die sich auf die chinesische Weise nicht zubereiten, das ist, nicht in der Pfanne rösten und kräuseln lassen: so überläßt man ihn dem gemeinen Manne. Unterdessen hält er sich besser, und bleibt kräftiger, als die andern Gattungen, weil die Theilchen derselbigen allzuflüchtig sind, und entweder an der Luft, oder bey dem Anbrühen zu bald verrauchen.

Artige Zubereitung der Theeblätter.

Die Zubereitung des Thee ist eine von den merkwürdigsten Sachen, die in diesem Abschnitte vorkommen. Sobald die Blätter abgelesen sind, breitet man sie in einer eisernen Pfanne aus, und setzet solche über das Feuer. Sind sie nun recht heiß geworden, so rollet man sie mit der flachen Hand auf einer sehr feinen rothen Matte, bis sie sich recht kräuseln. Das Rösten benimmt ihnen ihre betäubende böse Eigenschaft, welche dem Kopfe schadet. Das Rollen hat nicht nur die Absicht, sie gut zu erhalten, sondern auch damit sie desto weniger Platz wegnehmen. Diese völlige Zubereitung muß ohne den geringsten Zeitverlust geschehen, denn woferne sie nur über Nacht liegen bleiben, so laufen sie an; und verlieren viel von ihrer Kraft. Eben so wenig dürfen sie lange aufgehäuft liegen, weil sie sich erhitzen, und anbrüchig werden, oder zu faulen beginnen. Dem Berichte nach, wird in China der Anfang damit gemachet, daß man die Blätter von der ersten Lese in heißes Was-

Wie man sie kräuselt.

ser

Beschreib. von Japon.

ser wirft, und eine halbe Minute lang darinnen läßt, indem die Hitze des Wassers dazu dienet, daß sie ihre betäubende Eigenschaft desto leichter verlieren. Doch erfordert diese allererste Zubereitung, ganz ungemeine Sorgfalt. Erstlich läßt man die eiserne Pfanne in einer Art von Backofen, bey einem mäßigen Feuer heiß werden. Hat sie nun den gehörigen Grad der Hitze erlanget: so wirft man einige Pfund Blätter darauf, und läßt solche unter beständigem Umrühren, so heiß werden, daß man sie kaum mehr an der Hand leiden kann. Sodann nimmt man sie aus der Pfanne, breitet sie auf eine Matte, und fängt an, sie zu rollen. Diese zweyte Arbeit ist höchstbeschwerlich. Denn die gerösteten Blätter schwitzen einen gelbgrünlichten Saft von sich, der die Hand angreift. Es mag aber schmerzen, wie es will, so muß doch die Arbeit, so lange die Blätter noch heiß sind, unabläßig fortgesetzet werden, weil das Kräuseln nicht hält, wenn sie einmal erkaltet sind. Ja man muß sie wohl zwey bis dreymal über das Feuer bringen, und einige zärtliche Personen setzen sie bis zum siebentenmale darauf, wiewohl sie die Stärke des Feuers stufenweise vermindern; und ist diese Vorsichtigkeit deswegen nöthig, weil außerdem die Blätter ihre lebhafte Farbe, die einen Theil ihres Werthes ausmachet, verlieren würden. Nicht weniger muß die Pfanne jedesmal mit heißem Wasser abgespühlet werden, weil der ausgeschwitzte Saft sich an den Rand hängt, und die Blätter ihn auf das Neue annehmen möchten.

Sind sie wohl gekräuselt, so schüttet man sie auf den Zimmerboden, darauf man eine Matte gebreitet hat, und liest diejenigen aus, die entweder zu stark geröstet, oder nicht fleißig genug gerollet sind. Der Kaiserthee muß stärker geröstet werden, als ein anderer, damit man ihn desto leichter mahlen kann. Unterdessen sind öfters seine Blätter zum Theile noch dermaßen jung und zart, daß man sie vorläufig in ein heißes Wasser werfen, hernach auf dickes Papier breiten, und auf glüenden Kohlen trocknen muß, ohne sie zu rollen, weil es wegen ihrer allzugeringen Größe nicht möglich fällt. Die Landleute haben eine weit kürzere und leichtere Weise, ihre Theeblätter zuzubereiten: sie rösten sie nämlich in irrdenen Pfannen, und damit gut. Ungeachtet nun ihr Thee gar nicht theuer ist, so trinken ihn doch gute Kenner eben so gern, als den theuren; ja man hält ihn für kräftiger, als den Kaiserthee, indem der letztere, um ihm die Feuchtigkeit zu benehmen, die er währender Regenzeit an sich gezogen haben möchte, nach Verlauf einiger Monate von neuem auf das Feuer gesetzet wird. Nachgehends aber bleibt er, wie man vorgiebt, lange Zeit gut, wofern man nur keine Luft dazu läßt, in welcher sein flüchtiges Salz verrauchen würde. Es gesteht auch jedermann, daß sowohl dieser als alle übrige Theegattungen, das besagte Salz unterweges verlieren, ehe sie nach Europa kommen, doch eine Gattung mehr, die andere weniger. Es versichert Kämpfer, er habe außerhalb Japen niemals, weder den angenehmen Geschmack, noch die mäßig kühlende Kraft, die er in dem Lande selbst, da er wächst, an sich hat, an dem Thee gefunden.

Maatsubos oder Theetöpfe.

Die Japoner verwahren den gemeinen Thee in irrdenen Töpfen, mit einer sehr engen Mündung. Der Kaiserthee wird ordentlicher Weise in Porcellangefäßen verwahret; absonderlich in solchen, die den Namen Maatsubos tragen. Es sind selbige von einem großen Alterthume und hohen Werthe. Man schreibt ihnen die Eigenschaft zu, es bleibe nicht nur der Thee in ihnen beständig gut, sondern er werde noch besser, als zuvor. Sie geben dem alten Thee seine verlohrnen Kräfte wieder. Jedweder vornehmer Herr suchet sich dergleichen Gefäße zu verschaffen, sie mögen kosten was sie wollen. Wir haben ihren Ur-

 sprung

Beschreib. von Japon.

sprung bereits angezeiget. Sie wurden vorzeiten von einer gewissen Erde gemachet, die man auf der bey Formosa gelegenen Insel Mauri fand. Allein, diese Insel versank nachgehends, und man sieht nicht das geringste mehr davon, als bey starker Ebbe einige Klippen, zwischen denen man zuweilen noch einige Porcellangefäße, die zur Zeit des Versinkens schon verfertiget waren, herausfischet. Wiewohl sie nun durch allerley daran hängende Muscheln, Corallen und andere Seegewächse, äußerst verunstaltet sind: so nimmt man sich doch bey dem Reinigen wohl in Acht, daß man nicht alles auf das genaueste abschabe, sondern man läßt allezeit etwas von diesem fremden Zusatze daran, damit der Käufer sehe, daß sie ächt sind. Sie haben folglich ihr Ansehen ihrer Häßlichkeit zu danken. Sonsten sind sie durchsichtig, ungemein dünne, und von einer weißlichten Farbe, die ein wenig ins Grüne fällt. An Gestalt gleichen sie einem Fäßchen, mit einem kurzen und sehr engen Halse, um welcher Ursache willen sie sich zum Verwahren des Thees so vollkommen gut schicken, als ob sie ausdrücklich dazu gemacht wären. Man bekömmt sie in Japon von einigen chinesischen Handelsleuten, die sie überall aufsuchen, um sie wieder an den Mann zu bringen. Die geringsten gelten etwa hundert Taels. Hingegen die größten, und unzerbrochenen, gelten wohl drey, vier, bis fünftausend Taels: allein der Kaiser eignet sich das Recht zu, die kostbaresten Stücke für sich zu kaufen. Man findet eine große Anzahl dergleichen Töpfe in seinem Schatze. Zwar findet man selten welche, die nicht geborsten oder zerbrochen wären: allein sie werden mit einer gewissen weißen Materie so künstlich geflicket, daß man sie einige Tage lang in heißem Wasser kochen muß, wenn man die Spalten finden will.

Weil der Thee von der dritten Lese nicht so leicht verrauchet, als die übrigen beyden Gattungen, so schütten ihn die Bauren nur in Strohkörbe, die unsern Tonnen ähnlich sehen, und setzen sie unter das Dach, neben der Oeffnung, da der Rauch seinen Ausgang nimmt, weil sie in der Meynung stehen, der Rauch erhalte die Blätter kräftig. Mit dem Thee von der ersten und zweyten Lese machen sie es nicht besser: [illegible] nämlich, sie können dergleichen habhaftig werden, und bey dieser Anstalt fahren sie [illegible] gut; vielleicht wie unser Verfasser meynet, nur deswegen, weil sie keinen so zarten Geschmack haben, als die Vornehmen. Einige legen Blätter von dem gemeinen Beyfuße, oder auch die jungen Blättchen von einer gewissen Pflanze, Namens Sasangua, oben darauf, in der Meynung, er bekomme einen bessern Geschmack. Man hat auch versuchet, ihm einen andern Geruch beyzubringen, es lehret aber die Erfahrung, daß ihn die Theeblätter nicht wohl annehmen.

Wie die Japoner Thee trinken.

Das allergemeinste Getränk in Japon ist Theewasser, von den großen Blättern dieser Pflanze. Man wirft sie in einen Kessel, und hängt ihn, sobald es Morgen wird, über das Feuer. Damit sie aber auf dem Boden bleiben müssen, und man das Wasser abschöpfen könne: so stürzet man einen Korb, oder eine Hürte darüber. Zuweilen bindet man die Blätter in ein Säckchen, das kraft seiner eigenen Schwere auf dem Boden liegen bleibt. Nicht weit davon hält man frisches Wasser in Bereitschaft, damit man das heiße auf einmal so stark abkühlen könne, als man will. Der Kaiserthee

p) Man malet ihn auf einer Mühle von Serpentinstein zu einem zarten Mehle. Dieses geschieht entweder an eben dem Tage, oder den Abend vorher.

thee wird selten anders als gepülvert getrunken. Man setzet Schalen heißes Wasser, und frisch gemahlenen Thee auf das Theebrett *p*); gießt hernach Wasser in eine Schale, wirft mit einem Löffelchen ein wenig Theepulver hinein, und rühret alles mit einem Querl solange durcheinander, bis es schäumet. In diesem Zustande wird das Getränk überreichet. Es ist aber vielmehr einem dünnen Breye ähnlich, und wird deswegen gemeiniglich **Koitjaa**, das ist, dicker Thee genennet. Ungeachtet die ganze Kunst sehr leicht zu begreifen ist, so hat man doch eine besondere Wissenschaft daraus gemachet, welche **Sado**, oder **Tsianosi** genennet, und den Kindern beyderley Geschlechtes, von eigenen Lehrmeistern beygebracht wird. Arme Leute, absonderlich in der Landschaft **Nara**, kochen zuweilen ihren Reiß in Theewasser, und versichern, er werde auf diese Weise nahrhaftiger. Mit dem alten Thee, den niemand mehr trinken mag, weil er keine Kraft mehr hat, kann man noch seidene Zeuge braun färben, und wird zu diesem Ende alle Jahre eine große Menge dergleichen Blätter nach Surate abgeschicket *q*).

Beschreib. von Japon.

Den Beschluß dieses Abschnittes wollen wir mit einigen nützlichen Anmerkungen von den guten und schlimmen Eigenschaften des Thees machen. Seine Blätter haben, wie Kämpfer saget, eine betäubende Eigenschaft, und bringen die Lebensgeister in solche Unordnung, daß man wie betrunken zu seyn scheint. Ob sie nun gleich durch das Zubereiten diese Kraft meistens verliehren, so rauchet sie doch nicht eher als nach zehn Monaten völlig weg; sodann aber beunruhiget ihr Gebrauch die Lebensgeister im geringsten nicht mehr, sondern ermuntert sie vielmehr auf eine mäßige Weise. Er stärket die Sinnen und erquicket sie. Es ist folglich der Thee, den man in eben dem Jahre, da seine Blätter gelesen werden, trinkt, dem Geschmacke zwar angenehmer als der alte: allein, wenn er allzuhäufig gebraucht wird, greift er den Kopf an, machet ihn schwer, und erwecket ein Zittern der Nerven. Der beste, das ist der angenehmste und gesündeste muß wenigstens ein Jahr alt seyn. Die Japoner trinken niemals jungen Thee, ohne ihm eben so viel alten beyzumischen. Sodann hebt er die Verstopfungen, reiniget das Geblüte, und führet absonderlich die irdischen Theile ab, welche den Stein, die Gicht und das Zipperlein verursachen. Es bezeuget Kämpfer, er habe die ganze Zeit über, da er sich in Japon aufgehalten, keinen einzigen Menschen, der ihn beständig zu trinken pflegte, weder mit dem Steine noch mit dem Zipperlein beschweret gesehen; und wofern diese Krankheiten, wie er saget, in Europa nicht erblich wären: so glaubte er, es müßte der Thee bey uns eben dergleichen Wirkung erzeigen. Nach seinem Urtheile irren diejenigen gar sehr, welche den Gebrauch des Ehrenpreiß, oder des **Myrtus Brabantica** für eben so gut als den Gebrauch des Thees halten. Er behauptet, es sey unter allen bekannten Pflanzen nicht eine einzige, davon das angebrühete oder abgekochte Wasser den Magen so wenig beschwere, so geschwind weggehe, die ermatteten Lebensgeister kräftiger aufmuntere, und den Kopf aufgeräumter mache, als der Thee. Doch gesteht er zugleich auch nebst den Japonern, der Gebrauch des Thees hinderte alle übrige Arzeneymittel in ihrer Wirkung, und sey absonderlich bey der in Japon sehr gewöhnlichen Colick höchst schädlich *r*), gleichwie denn

Anmerkungen über die Eigenschaften des Thees.

q) Anhang zu Kämpfers Buche a. d. 255 und vorherg. S.

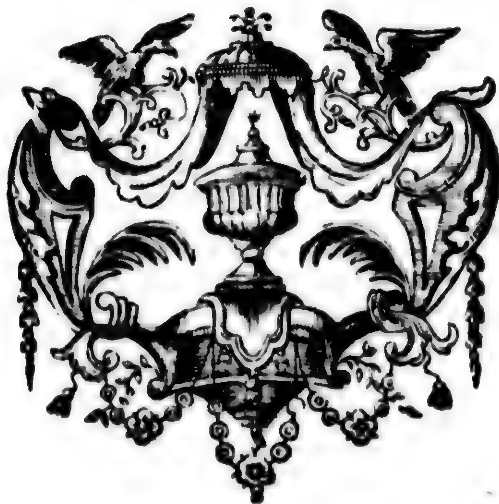
r) Man sehe oben den Abschnitt von Wissenschaften in Japon.

Beschreib. von Japon.

denn das Theewasser von dießjährigen Blättern, nicht nur überhaupt den Kopf angreife, sondern auch die Entzündung der Augen vermehre. Nebst dem stimmet er dem Urtheile der chinesischen Aerzte, die er dießfalls zu Rathe zog, vollkommen bey: nämlich, wer sich angewöhnen wollte, den ganzen Tag Thee, und zwar stark zu trinken, der würde die Hauptquelle des Lebens, welche in einer gehörigen Vermischung, von Wärme und Kälte, Trockene und Feuchtigkeit, besteht, vernichten. Eben dieses Unheil würde auch, wie er saget, wiewohl aus einem ganz anderen Grunde erfolgen, wofern man beständig fettes Fleisch, absonderlich von Schweinen, genießen wollte. Gebrauchet man hingegen beydes zu gleicher Zeit, so schadet es nicht nur der Gesundheit im geringsten nicht, sondern es hilft vielmehr zum langen Leben s).

s) Kämpfer am angeführten Orte a. d. 259 S.

Ende des eilften Bandes.



Geographisches Verzeichniß

der in diesem Bande vorkommenden Länder, Inseln, Städte und anderer Oerter.

Erklärung

der vorkommenden Buchstaben.

B. bedeutet eine Bay; Bck. Brücke; Bz. Bezirk; C. Cisterne; Df. Dorf; E. Eyland; F. Fort oder Festung; Fl. Fluß; Fn. Flecken; Gb. Gebirge; Gg. Gegend; H. Hafen; J. Insel; K. Küste; Kl. Klippen; Klr. Kloster; Kr. Königreich; Ks. Kreis; L. Landschaft; Lh. Lusthaus; M. Meerenge; Mb. Meerbusen; Pf. Pfeiler; Pg. Pagode; Pr. Provinz; Rh. Rhede; S. See; Schl. Schloß; St. Stadt; T. Tempel; V. oder Vg. Vorgebirge.

Das * bedeutet, daß an dem Orte eine vollständige Beschreibung anzutreffen ist.

Foku

K.

Sibugan,

Register

Register
der in diesem Bande vorkommenden Sachen.

A.

B.

Hand

Bugnas

D.

E.

F.

G.

J.

K.

Kaiser-

N.

O.

P.

Q.

R.

Schiff.

Handel

Register der in diesem Bande vorkommenden Sachen.

hen.